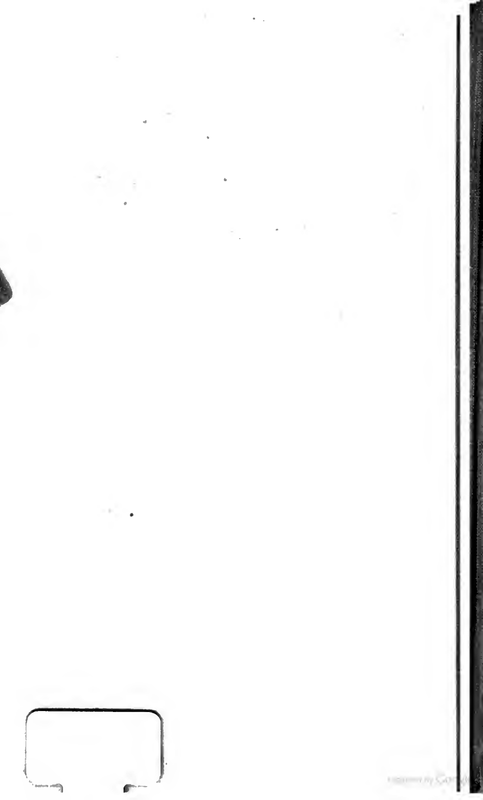
Im neuen Reich



Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Dr. Alfred Dove.

Zweiter Jahrgang, 1872.

Erster Band.

(Januar bis Juni.)

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1872.

cxi

Inhaltsverzeichniß.

Politik und Kirchenthum.

Reich und Bundesstaaten.

Nachbarn und Fremdlande.

Geschichte und Biographie.

Poesie, Musik, Kunst und Alterthum.

Philosophie, Naturwissenschaft, Reisebilder.

Kritiken und Uebersichten.

Zum Jahreswechsel im neuen Reich.

Als fünf Jahre nach dem Untergange Karthago's der Censor Scipio das feierliche Sühngebet über das neugeordnete streitbare Volk der Römer aussprach, da änderte er die uralte Weiheformel: anstatt auf den Staat ferneren Zuwachs an Macht und Herrlichkeit herabzuflehen, rief er die Götter an, sie möchten ihn immerdar unversehrt erhalten. Das Weltreich war begründet, der Erbfeind, dessen unwiderstehlicher Kriegsfürst zwei Menschenalter früher die italische Nation beinah ausgetilgt hätte aus der Zahl der freien Völker, lag nun für alle Zeit vernichtet am Boden; was noch vorhanden war an ungebändigten, halbbarbarischen Nachbarn, ward doch durch die bloße Scheu vor den römischen Waffen im Zaune gehalten, selbst über die Meere hin, deren Element die Legionen zu unterjochen versäumt hatten, flog der Schrecken ihres Namens. Fern im Orient erzählten sich die Menschen von den Römern, „welchen Ernst sie erzeigten gegen alle ihre Feinde, daß sie alle diejenigen bezwangen, die sich wider sie setzten; aber mit den Freunden und Bundesgenossen hielten sie guten Frieden, und hielten Glauben, und waren mächtig und gefürchtet in allen Landen." Und dennoch war die bange Fürbitte des ernsten Staatsmannes gerechtfertigt, denn schon stand sie an der Thür, die sociale Revolution mit ihren Straßenschlachten um Gleichheit und Eigenthum, der innere Friede wich ein Jahrhundert hindurch aus dem Reiche, wie sehr es auch noch anschwoll über seine Grenzen, und als er endlich wiederkam als Erbe der Erschöpfung, da erhuben schon draußen frischere Völker gegen dies stolze Reich ihren Arm, Völker, denen es beschieden war, auf seinen Trümmern eine neue Welt zu gründen.

Wir haben in der trüben Scheidestunde eines für unser Vaterland so freudigen und glanzvollen Jahres das warnende Gespenst dieser historischen Erinnerung nicht in dem Wahne heraufbeschworen, als hätten wir von nun an eine ähnliche Wandlung unseres nationalen Heiles zu befahren, wie sie der römische Censor über seinem Staate schweben sah. Der furchtsame Glaube an den Neid der Götter hatte für das Alterthum darin seine Wahrheit, daß die emporstrebende Entwicklung der Völker und Reiche in ausschließendem Egoismus geschah. Alles oder nichts zu bedeuten, das war ihr Loos am Abend ihrer Kämpfe; in der erhabenen Einsamkeit ihres Triumphs

verödete den Siegern Geist und Herz, einzig auf ihr bald verlebtes Selbst gestellt erlagen sie hilflos den neu hereinbrechenden Ueberwindern, denen aus gleicher Ursache das gleiche Schicksal bevorstand. Da ist es nun die größte Erscheinung der neueren Geschichte, daß sie nicht nach einander allein, sondern neben einander den Völkern zu gedeihen vergönnt, daß sie Theilung und Vereinigung der Kulturarbeit zu gleicher Zeit zum Grundgesetze der Welt erhoben hat. Nur solche Mächte daher, die im Rückfall in die Ideen des Alterthums nach universaler Herrschaft, weltlicher oder geistlicher, getrachtet haben, kommen in modernen Tagen ernstlich in Gefahr, auch Vergeltung nach antikem Maße zu empfangen; wer sich bescheidet, behauptet sich; in unserer Haltung ruht unser Halt.

Jenes Princip nun der Völkerindividuation ist durch die Germanen in die Geschichte eingeführt worden, auf dem Boden der römischen Provinzen wie daheim in ihren unerschütterten nordischen Sitzen haben sie sich zu gleichberechtigten, mehr oder minder verwandten Nationen auseinandergelebt; hernach gelang es ihnen auch, das andere, das geistliche Imperium Roms zu zerstören und das weite Gebiet des Glaubens mit mannichfachen lebendigen Bildungen zu erfüllen. Wie wär' es da möglich, daß wir Deutsche heut unserer germanischen Natur vergäßen? Nein, wie wir das Unglück der Jahrhunderte in ungebrochener Eigenthümlichkeit überdauert haben, werden wir auch die kurzen Jahre unverhofften Glücks über bei unserem Wesen ausharren. Selbst weiteren Gewinn an innerer Stärke und äußerem Gewichte dürfen wir getrost herbeiwünschen, weil wir das gleiche den anderen Völkern neidlos gönnen. Und wenn das Gebet dem Manne nichts anderes bedeutet als das ideale Programm der ihm obliegenden Arbeit, so darf auch uns als nationaler Neujahrswunsch heut nur der Vorsatz gelten, Wohlfahrt und Macht unseres neuen Reiches in thätiger Gemeinschaft zu fördern.

Und wie wäre zuletzt auch nur Erhaltung denkbar ohne solche Förderung? In dieser Welt des Lebens beruht einmal das Dasein selber einzig auf Erhaltung der Bewegung, auf stetiger Wiedererzeugung der Kraft, die sich in ihr ausspricht. Im deutschen Staate ist aber diese Kraft — kein Mensch vermag es fernerhin zu leugnen — eine auf die Einheit der nationalen Macht gerichtete Gravitation. Jahrzehnte lang hat sie nur als Spannkraft gewirkt; nicht auf uns allein, auf dem Erdtheil überhaupt lastete immer drohend der Druck dieses todten Zustandes. Und wirklich nur mit heißer Mühe, durch gewaltsame Explosionen gelang es, sie — wie die Physiker sagen — in lebendige Kraft zu verwandeln. Versäumten wir jemals, sie als solche zu unterhalten, unvermeidlich kehrte die alte Spannung unserer Zustände wieder, unter der das gesammte politische System Europas nicht minder leiden müßte, als wir selber. Und verharren wir noch einen Augen-

blick in dem Gleichnisse, das wir der stolzesten aller Wissenschaften, der welterklärenden Mechanik zu entlehnen wagten, so ist es klar, daß, wenn die lebendige Kraft des bewegten Körpers keinen Verlust erfahren soll, die Geschwindigkeit seiner Bewegung nur in dem Verhältniß abnehmen darf, als seine Masse wächst. Nun bewirkt allerdings die einigende Bewegung aller Theile der Nation auf ein Centrum der Macht hin an sich beständig eine Steigerung dieser Macht selbst, aber weit entfernt sind wir doch noch von der größten Summe, die sie zu erreichen fähig ist und der sie zustreben muß, wollen wir uns anders in Zukunft gegen die Nachbarmächte behaupten, welche in Groll und Haß gegen uns ihre Stärke aufrüstend zu concentriren trachten. Es mag barock erscheinen, wenn wir die Gesetze unseres politischen Lebens so durch mechanische Construction zu entwickeln versuchen — gleichwie man im siebzehnten Jahrhundert unternahm das Sittengesetz nach geometrischer Methode zu beweisen — dennoch ergibt sich auch auf diesem Wege nur, was ohnehin klärlich einleuchtet, daß die deutsche Einheitsbewegung nur in dem Maße in ihrem bisherigen Tempo nachlassen darf, als die deutsche Macht von Tag zu Tag natürlich zunimmt, wofern, was wir doch alle wünschen, die nationale Kraft im vollen Sinne lebendige Kraft verbleiben soll.

Schon aber ist der Sondergeist allenthalben wiederum geschäftig die große Gesammtbewegung hemmend zu stören, indem er, was seinen kleinen Centren an anziehender Masse entzogen worden, durch hitzig erneuten Schwung zur selbstgefälligen Drehung in engen Kreisen zu ersetzen strebt. Es ist wahr: eine Zeitlang ließ sich alles an, als seien die Besorgnisse, mit denen uns vor'm Jahre der Abschluß der Versailler Bundesverträge erfüllte, doch übertrieben gewesen. Zwei keineswegs unfruchtbare Reichstagssessionen liegen hinter uns, wichtige gemeinsame Institutionen sind entweder neu geschaffen oder vom norddeutschen Gebiete aus auch auf die Bundesgenossen im Süden übertragen worden; die leisen Seufzer der kleinen Herren, die vor der patriotischen Erregung der Kriegszeit ganz geschwiegen hatten, wurden hernach vom Jubel der Friedens- und Siegesfeste des Sommers übertönt; nicht ohne persönlichen Ehrgeiz betraten die Staatsmänner der Mittelstaaten die größere Bühne, die ihnen in Bundesrath und Reichstag, wenn auch nur zum Mitspiel in zweiten und dritten Rollen, eröffnet ward; wie sehr kam es nicht dem bairischen Minister zustatten, daß ein besonderes Bedürfniß seines Staates mit den Wünschen des Reiches zusammentraf — die Hilfe, die man ihm gewährte, erhöhte ja Ansehen und Selbstgefühl der Gesammtmacht, von der sie ausging — und wie bequem war es nicht für die Leiter der süddeutschen Staaten, daß sie ein gefahrlos theoretisches Bekenntniß über die Frage der Weiterbildung der Reichsverfassung ablegen

durften, durch welches sie zugleich ihre heimische Gewalt den murrenden Landtagen zutrotze in helleres Licht setzen konnten! Allein man thäte nicht gut, diese Erscheinungen gar hoch anzuschlagen, denn ihnen gegenüber stehen ebensoviele Beweise eines noch ungebrochenen oder sich wieder aufraffenden Eigengefühls, dem wir im Interesse der nationalen Entwicklung nicht mehr zu begegnen hofften. Noch verlauteten in der Thronrede zu Dresden befremdliche Worte von dem „Verhältnisse Sachsens zu allen auswärtigen Staaten“, noch leisten die mecklenburgischen Fürsten dem lauten und dringenden Verlangen des Reichstags nach Einführung moderner Verfassungskultur in ihre Territorien einen höflich entgegenkommenden Widerstand, noch hintertreiben die vornehmsten Mittelstaaten, wie sie für die Reichsmünze ihren landesherrlichen Kopf durchgesetzt haben, die heilsame Ausdehnung der Reichsbefugniß auf das bürgerliche Recht, noch lärmt es in den süddeutschen Kammern vom Schattenspuk des Parlamentarismus, dessen Geist nun einmal unwiederbringlich von ihnen hinweg in den Reichstag entrückt worden ist.

Unsere Reichsregierung selber wird freilich kaum diese Dinge mit so ernstem Blicke betrachten wie wir. Gewöhnt diplomatisch zu verfahren wird sie die vorläufige Niederlage der durch Preußen vertheidigten Reichssache im Justizausschusse des Bundesrathes wieder gut zu machen suchen durch irgend welchen leisen Druck auf die widerstrebenden Regierungen, die sie ja im Uebrigen so fürsorglich zu schonen beflissen ist. Das Gebahren der Volksvertretungen macht ihr an sich wenig bange; diesem Feinde hat sie Energie gezeigt — denn was ist es anders, was sich dort abseits abermals in das Mäntelchen des bairischen, württembergischen und badischen Patriotismus hüllt, als die im Reichstage so oft auf's Haupt geschlagene Partei der Römlinge? Für sie ist das vergangene Jahr fürwahr so denkwürdig gewesen, wie das des Galliersturms für das gute alte heidnische Rom. Und Geschnatter genug hat sich um ihr bedrohtes Kapitol erhoben, nur leider sind ihnen dadurch keine rechten Helfer in der Nacht ihrer Drangsal erweckt worden.

In der That sind wir modernen Politiker, die wir nur allzu rasch geneigt waren, die kirchlichen Mächte mit so kühler Neugier zu betrachten, wie man etwa erstorbene Fabelwesen wissenschaftlich anschaut, durch das Jahr 1871 empfindlich daran gemahnt worden, daß noch immer eine lebendige Kirchengeschichte vorhanden ist, als die weibliche Hälfte gleichsam der politischen, voller Leidenschaften und reich — wer wollte das verkennen? — an Gemüth, hinreißend, wenn sie will, und in Tugenden und Fehlern dort schöner, hier häßlicher als der männliche, an aufregenden Reizen soviel ärmere Staat. Eine heftig anwachsende Bewegung der Geister wider einander ist vor unseren Augen angebrochen, tollkühn — es ist schwer zu sagen, ob kühner oder toller — haben die Anhänger Roms dem ihnen unheimlichen neuen

Reiche den Krieg der Flüche und Gebete erklärt, so daß es endlich aus seiner Langmuth aufgescheucht auch zu seinen Staatswaffen gegriffen hat. Doch hieß' es zuviel Verdienst auf uns nehmen, wollten wir den Ursprung auch dieser Feindseligkeit einzig auf deutschem Boden suchen. Nicht mit uns allein, schlimmer noch und vielleicht unversöhnlich ist die alte Kirche mit Italien zerfallen. Da sie einmal auf das verrottete Princip ausschließlicher, völkerverachtender Herrschaft gegründet ist, fühlt sie sich freilich durch alle die nationalen Neubildungen, an denen unser Zeitalter so reich ist, bedroht und beängstigt: Rußland spottet ihrer im Osten, Spanien liegt ihr nicht so sicher mehr unter'm Fuße wie ehemals. Ja auch in Oestreich sind ihr bittere Kränkungen angethan worden, selbst in der Schweiz und im treuen Belgien hat sie Boden verloren, wofür Frankreichs eigennützige und armselige Freundschaft keinen Ersatz bietet. Aber was will das alles besagen gegen den Ernst der Gefahr, die ihr von den beiden mitteleuropäischen Nationen droht? Deutschland ist nach wie vor der geistige Hauptgegner des Papstthums: der einzige namhafte Abfall von seiner neuesten aberwitzigen Lehre hat sich unter deutschen Katholiken vollzogen, denen die beinah unwillkürliche Berührung mit der Kulturwelt der protestantischen Volksgenossen dazu die Kraft verlieh. Die ganze Unlust der weltlichen Feindschaft aber hat Italien über sich genommen, die Schande des hochpreislichen Länderraubs, die widerliche Nachbarschaft heiliger Verwünschungen, die Langeweile kleinlichen Gezänkes um ein paar Fußbreit Siebenhügel mehr oder weniger. Die halt- und treulose Nation jenseit der Alpen hat es um uns politisch nicht verdient, daß wir an ihrer Einheit und Freiheit sonderlichen Antheil nähmen, aber was sie gegen die Curie gethan, hat sie auch für uns gethan und wir werden es ihr nie vergessen. Wenn wir unter Aufwand unserer ganzen physischen Kraft Europa von der alterthümlichen Oberherrschaft Frankreichs befreit haben, war es den Italienern zugemessen unter den schwersten moralischen Opfern den Kirchenstaat zu vernichten; wir beneiden sie nicht um die Beute, aber wir freuen uns ihrer That.

Die kirchlichen Interessen, deren ernsthafte Behandlung diesen so untheologischen Blättern im vergangenen Jahre dennoch bisweilen ein gar geistliches Aussehen verliehen haben, werden uns ohne Zweifel auch in nächster Zukunft noch beschäftigen. Denn weder ist irgend eine befriedigende Lösung der Conflikte zwischen Hierarchie und Politik schon gefunden, noch wäre mit der einfachen Zauberformel: „Trennung von Kirche und Staat", wie man sie gewöhnlich auslegt, das mindeste ausgerichtet. Die Kirche freilich, die blos Kirche ist und sein will, dürfte man dreist sich selbst überlassen. So wär' es gewiß ein Segen für das religiöse Leben in den evangelischen Gemeinschaften, wenn man sie geistlich völlig auf sich stellte. Das orthodoxe

Wesen, wie es sich im October noch als Vertretung der echt Evangelischen deutscher Nation überhaupt geberdete, würde in seine bescheidenen Schranken zurückgewiesen werden, sobald es die Ueberzeugung verlöre, nicht blos Gott, sondern den Regierungen vom alten, leider wie es scheint unausrottbaren, Schlage wohlgefällig zu sein; die freieren, im Protestantenvereine bisher nur negativ verbundenen Richtungen würden sich endlich nach positiven Zielen hinauswagen; eine vielseitige, lebendige Religiosität würde in die heitere Mannichfaltigkeit unserer modernen Kultur sehr zu guter Stunde ein paar ernste Linien mehr hineinzeichnen. Was aber die katholische Kirche anlangt, so fordern wir, daß sie, ehe der Staat sie seiner Aufsicht entlassen dürfte, erst in sich selber Staat und Kirche trenne. Die Hierarchie des ehelosen, jesuitisch geschulten, despotisch befehligten Klerus ist ein wesentlich politisches Institut, ist der internationale Idealstaat des Mittelalters, herübergealtert in die Zeit der nationalen Staaten, die ihm immerdar, wenn sie sich auch des Angriffs vornehm begeben, doch in abwehrender Rüstung gegenüberstehen müssen. Auf diesem Felde dürfen wir auch in Zukunft keines Friedens, kaum der Waffenruhe gewärtig sein.

Wenn gegen diesen ihren grundsätzlichen Widersacher fast ausnahmslos alle Nationen zu streiten haben, so ist ihnen auch ein anderer gemeinsam, der sich geradezu mit Ehrennamen „international" nennt, der unsichtbare Staat, richtiger dürfte man wohl sagen: die Kirche des Socialismus. Auch für uns in Deutschland ist es hoch an der Zeit, uns mit seinen Forderungen, ob nun erfüllend oder abschlagend, zu befassen. Nicht als ob wir an die wilden Tage der Pariser Commune mahnen möchten: ihr Beispiel, scheint uns, wird weder abschreckend noch auch sonderlich anlockend wirken. Es hieße das echte Naturrecht leibhaftiger Noth in der socialen Frage gröblich verkennen, wollte man gerade die bewußten Momente, das Angestiftete, Gemachte an dieser großen Bewegung vorzugsweise beachten. Was hieran bisher auf deutschem Boden zur Erscheinung gelangt, das unziemliche, ja wüste Reden und Treiben der armseligen gewerbsmäßigen Führer, beleidigt allerdings die Aesthetik der Sitten empfindlich, sonst aber verdient das Auftreten etwa des Herrn Bebel im Reichstage kaum die Aufmerksamkeit besonnener Politiker, man müßte denn seine Bedeutung dahin auslegen, daß er — wie der Diener des Darius — ein nützliches Werkzeug der Erinnerung für uns ist, der socialen Frage bei jedem Anlaß zu gedenken. Vom tiefsten Ernste dagegen ist die instinctive Bewegung der Massen selbst, die allenthalben zu gleichem, vorerst unblutigem Kampfe zusammengeschart die Selbstsucht der Einzelnen zugleich bändigen und steigern durch die geschlossene Gesellung ihrer Wünsche. Man sucht diese Genossenschaften der Erpressung bisher wirthschaftlich durch ihr eigenes Princip, durch Genossenschaften redlicher Ersparniß zu bekämpfen.

Das wichtigere dünkt uns jedoch die moralische Abhilfe, und diese kann nur auf dem umgekehrten Wege vorschreiten, durch die Hebung des Individuums in der Menge und aus der Menge heraus. Die Arbeit ist wieder aufzufassen als eine sittliche Lebensäußerung des besonderen Einzelnen, insofern er er selbst, nicht insofern er ein bloßes Molekül der producirenden Kraft ist, und wie die Arbeit zu betrachten ist, so ist sie auch zu belohnen. Was wir verlangen, ist Schaffung eines verschiedenen Stellenwerthes in dem zahllosen Haufen dieser bisher unterschiedslos je Eins bedeutenden Ziffern. Weckt das edle Selbstgefühl wieder in der gequälten Brust des Einzelnen, dadurch daß ihr seine Einzelleistung als solche prüft, ehrt und bezahlt; nehmt den Socialismus streng bei seinem schönen Worte: „Jedem nach seinem Werke", indem ihr es für Menschen gelten laßt und nicht für Menschenklassen! Individualisirt die Massen, diese moderne Rückbildung in's Unorganische, oder sie werden euch durch ihre elementare Wucht zermalmen!

Was wir im Auge haben — und diese Blätter werden es von nun an im Auge behalten — die Wiederentdeckung des Arbeiters hinter seiner Arbeit, das kann freilich auch nur durch den einzelnen Arbeitsherrn geschehen. Insofern beklagen wir tief die Wandlung der letzten Zeiten; die juristische Personificirung des Kapitals an sich ist zwar wirthschaftlich ein gewaltiger Fortschritt, aber sittlich kann sie nicht heißen. Das Princip des gesellschaftlichen Betriebs auf Actien zum allgemeinen Lebensprincip erhoben bedeutet — ganz abgesehen von seinem ruchlosen Mißbrauch durch einzelne diebische Speculanten — das Aufgeben handelnder Individualität auch in den oberen Schichten der Gesellschaft; kaum daß diesen Herren, die man kurzweg auf irgend eine Nummer ihrer Actien statt auf einen Einzelnamen taufen könnte, noch die Individualität der Weise des Genusses — der Ausleerung ihres Geldbeutels und ihrer Seele — und allenfalls die der Todesart verbleibt. Die letzten Bande, die wohlthätig Person an Person, den Geber an den Nehmer der Arbeit knüpften, werden sorglos zerrissen. Masse rückt auf gegen Masse, wohlan: so kann die Massenschlacht beginnen! Oder wie: wird sie nicht wenigstens in wirthschaftlicher Form längst alle Tage geliefert, denn wie anders wollte man die Strikes bezeichnen? Auch von ihnen wird nur dieselbe Maßregel uns befreien: Auflösung jener stehenden Heere der Unzufriedenheit durch sittliche Individualisirung.

Schon jetzt bereiten diese Zustände unserem Vaterlande Last genug. Die fast allgemeine, stetig anwachsende Preisrevolution in ihrem Gefolge läßt in Preußen die bei selten günstiger Finanzlage durch einen kundigen und energischen Minister begonnenen Gehalts- und Steuerreformen von vornherein als nicht ausreichend erscheinen. Wie freudig mußten wir nicht sonst die Thatsache begrüßen, daß durch diesen Mann endlich für den preußischen Staat

— und das heißt doch zuletzt für ganz Deutschland — ein neues Tageswerk der umwandelnden Arbeit begonnen worden, die seit einem Jahrzehnt nach und nach schon unser Heer, unsere auswärtige Politik, unser Justizwesen neugeschaffen! Um so weniger freilich genügen die anderen Häupter der Verwaltung ihrer Aufgabe. Denn in Zeiten großer Reformen müßte man auch alles zu reformiren suchen; verhindert man das Wachsthum gewisser Zweige der raschen und üppigen Entwicklung anderer gegenüber, so verkümmern jene und verdorren allmählich ganz. Eine Besserung in unserer Marine steht bevor; was alles aus dem Departement des Innern, was aus der Schulverwaltung au Reformen hervorgehen könnte und müßte, läßt sich kaum aufzählen; hoffen wir, daß wenigstens die Kreisordnung endlich ihre Erledigung finde.

Mancherlei zwar wäre thöricht von Dingen und Menschen, wie sie gegenwärtig liegen und stehen, zu erwarten. Es war das Verhängniß des neuen Reiches, daß es von einem alten und zum Theil veralteten System in Preußen aus gegründet ward. Es ist, als hätte sich das verwitternde Gestein dieses kräftigen Staates eben um seiner Verwitterung willen mit einer so frischen und blühenden Schöpfung bekleidet; nicht jede Pflanze jedoch gedeiht auf morschem Granitboden. Eine fortschreitende Zeit wird — das ist unsere Zuversicht — auch diesen Felsengrund einmal mit einer Schicht neuer und feinerer Kultur bedecken. Gewiß hat alles seine Zeit, doch die Hoffnung hat immer die ihre.

Die Gestirne des politischen Weltraumes stehen deutscher Friedensarbeit günstig. Oesterreich sucht im Bunde mit uns und in aufrichtiger Rückkehr zu Deutschthum und Verfassung ein Ende der Wirren, die ihm selber Auflösung, dem Erdtheil wüsten Streit zu bringen drohten. Vielleicht gelingt es der Regierung doch mit fester Hand, ihren Polen und Czechen einiges Wenige gewährend, sie wie einst die Magyaren billig zu befriedigen und den Rest ihrer Begehrlichkeit kräftig niederzuschlagen. Rußland verharrt, obwohl es sich für ungewisse Zukunft rüstend zusammennimmt, gegen uns in der Politik der Freundschaft, welche freilich aus einem einzelnen Gemüthe quillt, dem wir frische Dauer wünschen. Von den anderen Mächten und Ohnmächten — selbst das social kranke England nicht ausgenommen — haben wir so wenig zu fürchten als zu hoffen. Somit wird der Republik des alten Thiers' oder dem Königreiche der Orleans — wie nun dies spielende Volk sich inzwischen die Karte legen mag — seiner Zeit nichts übrig bleiben, als uns die letzten Verpflichtungen pünktlich abzutragen. Wir aber wollen auf alle Fälle die kostbare Frist benutzen, wir wollen nachholen, was versäumt worden, fortschreiten in Einigkeit zur Einheit und das Geschenk dieses neuen Jahres verdienen durch neuen Muth es anzuwenden uns und aller Welt zum Heile!

Alfred Dove.

—

Graf Rumford, der große Armenpfleger.

Von Rumford'scher Suppe haben wohl die meisten Leser, wenn nicht gekostet, so doch gehört. Nicht Alle aber werden einen klaren Begriff davon besitzen, was eigentlich Rumford'sche Suppe ist — ein ebenso wohlfeiles als nahrhaftes Gemisch nämlich von Gerstengraupen, Erbsen, Kartoffeln, Waizenbrodschnitte, Weinessig, Salz und Wasser. Wenige endlich selbst von denen, welche heutzutage noch Rumford'sche Suppe austheilen lassen, werden wissen, daß ihr Erfinder ein aus England stammender Kriegsminister des Kurfürsten von Baiern war, den die Beobachtung der billigen, reichlichen und gesunden Kost der bairischen Soldaten auf die Idee der nun nach ihm benannten Suppe brachte, da sich in ihm mit der Auszeichnung des militärischen Fachmanns das lebhafteste Interesse an volkswirthschaftlichen, naturwissenschaftlichen und technisch-practischen Dingen verband.

Von diesem merkwürdigen, aber im ganzen wenig bekannten Manne, der in der Geschichte der Physik nach Helmholtz und Tyndalls Zeugniß eine ebenso bedeutende Rolle spielt wie notorisch in der Geschichte der Armenpflege, mag etwas näheres zu hören, was sich auf die letztgenannte Seite seiner Begabung und Thätigkeit bezieht, bei der gegenwärtigen vielfachen Beschäftigung des großen Publicums mit dem Probleme des Armenwesens nicht ganz ohne Interesse sein. Er hat in seinen gesammelten politischen, volkswirthschaftlichen und philosophischen Aufsätzen selbst dargestellt, was er in München nach dieser Richtung hin erfolgreich unternommen, und F. J. Bertuch es im Jahre 1797 aus dem Englischen ins Deutsche übertragen.

Im Jahre 1784 also trat Graf Benjamin Rumford in kurfürstlich bairische Dienste, um das Heer zu reorganisiren, und zwar mehr noch wirthschaftlich und sittlich, seiner eigenen Vielseitigkeit gemäß, als militärisch. Da sich in ihm die besten Tendenzen jener Zeit in wunderbarer Reinheit verschmolzen, die philosophische Philanthropie mit den Lehren der jungen Nationalöconomie, politischer Liberalismus und die geniale staatsmännische Energie eines Friedrich's des Großen oder Pombal, so stellte er sich selbst von vornherein dabei die höchsten Ziele. „Ich bemühte mich", sagt er, „selbst zu Friedenszeiten den ganzen Kriegsstand für das öffentliche Wohl nützlich, die Soldaten zu Bürgern und die Bürger zu Soldaten zu machen." Er vereinfachte demgemäß die Exercitien, errichtete Lern- und Arbeitsschulen in den fortan hergestellten festen Garnisonen, und wies den Truppen Kartoffelgärten an, in deren Bearbeitung sie sich ihrer bürgerlichen Zugehörigkeit bewußt wurden oder blieben. Dann aber bediente er sich ihrer auch als der Bürgen der öffentlichen Sicherheit und folglich in ihrem eigentlichsten Be-

ruf, um dem Gemeinwohl einen ganz besonderen außerordentlichen Dienst zu leisten.

München und ganz Baiern litten dazumal furchtbar unter der Bettler-Plage — so in Wahrheit, wie man es sich heute kaum mehr vorzustellen vermag. Man hatte sich, sagt Graf Rumford, nach und nach daran gewöhnt, das Betteln zu den innern Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft zu rechnen. Es war landkundig, daß Hirten, welche ihre Herden längs der Straße weideten, einen beträchtlichen Gewinn davon zogen, daß sie die Reisenden auf alle mögliche Art zu Almosen zwangen, und daß in manchen Fällen sogar der Lohn, den ihre Brotherren ihnen gaben, hiernach bemessen war. Die Dorfkinder, selbst die der wohlhabendsten Pächter, machten durchweg aus dem Betteln ein Handwerk. Man begegnete auf der Landstraße selten einer Person zu Fuß, zumal einem Frauenzimmer, das nicht die Hand offengehalten und um eine Gabe gebeten hätte. Sogar eine Art politischer Organisation bestand in der Bettlerwelt, dieser Plage aller selbständig wirthschaftenden Menschen. In dem Kriege, welchen sie gegen das Publikum führten, wurden gewisse allgemeine Grundsätze und Einrichtungen befolgt. Jeder Bettler hatte seinen eigenen Bezirk, in dessen Ausbeutung er nach den Standesregeln nicht gestört werden durfte. Bei der Vertheilung dieser Bezirke wurden im Fall der Erledigung durch Tod, Entfernung, Beförderung oder freiwillige Abtretung feststehende Principien beobachtet. Oft entschied auch ein Kampf darüber; war aber der Sieg errungen, so galt das Recht für unbestritten. Heirathen waren in den so organisirten Bettlergemeinden gar nicht ungewöhnlich, und es gab Mittel, sich von Gerichtspersonen die gesetzliche Erlaubniß zur Feier dieser Hochzeiten zu verschaffen. Die Kinder bettelnder Paare wurden natürlich von klein auf für ihren Stand erzogen. Da sie den Vortheil eines frühen Unterrichts genossen, machten sie in ihrem Gewerbe rasche und starke Fortschritte. Zwischen so betriebener Bettelei und förmlichen Diebstahl ist nur ein unerheblicher Unterschied, so daß der Uebergang von jener zu diesem sehr leicht war. Kein Wunder also, wenn Stehlen und Rauben in demselben Maße im Schwange ging, wie die Bettler massenhaft vorkamen. Hunderttausend Landstreicher wurden im Verlauf der gleich näher zu schildernden Maßregeln im Lande aufgegriffen und dem Gerichte überliefert, in der Hauptstadt bei damals 60,000 Einwohnern in einer einzigen Woche ihrer 2600 aufgezeichnet!

Graf Rumford vertheilte zunächst die vier Cavallerie-Regimenter möglichst gleichmäßig durch das Land, damit sie den Behörden nöthigenfalls Hilfe leisteten. In München aber entschloß er sich, um das öffentliche Vertrauen gleichsam im Sturm zu erobern, zu einem großen Streiche. Er setzte sich in aller Stille wegen seines Vorhabens mit dem Magistrat in Verbindung,

versammelte dann am Neujahrstag des Jahres 1790 seine Stabsofficiere um sich, begab sich mit ihnen und einigen Vätern der Stadt auf die Straße verhaftete den ersten ihnen aufstoßenden Bettler persönlich, und ließ die übrigen sammt und sonders auf einmal festnehmen. Gleichzeitig erging ein Aufruf an die Bevölkerung, von Professor Babo verfaßt, worin derselben die Absichten des Grafen näher dargelegt wurden. Man sollte in herumgehenden Sammellisten Beiträge zeichnen, welche anstatt der fortan wegfallenden unmittelbaren Almosen an Bettler ständen; diese aber wurden allesammt in einem großen Armenhaus untergebracht, wo die Arbeitsfähigen schickliche Beschäftigung, die Uebrigen auch ohne das ihre Lebensnothdurft fanden. Zur Leitung der städtischen Armenpflege wurden die höchsten Beamten des Staats unentgeltlich vereinigt. Die Stadt zerfiel in sechzehn Quartiere, deren jedem ein alle Almosen austheilender Abtheilungs-Commissär vorstand.

Der Mittelpunkt des Ganzen aber war das große Armenhaus. „Reisende, welche diese Anstalt besuchen (was jetzt selten unterbleibt)", erzählt ihr Stifter mit gerechtem Stolz, „können nicht genug ihr Staunen ausdrücken über die glückliche und zufriedene Stimmung, welche in allen ihren Räumen herrscht, und sich nur mit Mühe überzeugen, daß unter denen, welche sie hier so fröhlich und thätig sehen, bei weitem die Meisten noch vor fünf Jahren die elendesten und verworfensten Geschöpfe waren, nämlich gemeine Straßenbettler."

Graf Rumford setzt dann die Ansichten auseinander, von denen er sich habe leiten lassen. „Man nimmt es für ganz ausgemacht, daß lasterhafte und verkommene Menschen erst zur Tugend zurückgeführt werden müssen, um dann glücklich zu werden. Aber warum den Versuch nicht auch einmal in umgekehrter Ordnung wagen? Warum nicht erst glücklich machen und dann tugendhaft? Es ist sicherlich leichter, zum Wohlbehagen armer, in Elend versunkener Menschen etwas zu thun, als durch Ermahnungen und Strafen ihre Sittlichkeit zu verbessern." Hiernach handelte er. Er versetzte das aufgegriffene lose Volk zuerst in eine behagliche äußere Lage, vor allem durch Reinlichkeit. „Ich bin überzeugt", erläutert er, „daß es nie einen ungewöhnlich reinlichen Menschen gegeben hat, der ein vollendeter Bösewicht gewesen wäre" (?). Er versucht diesen seinen Satz naturwissenschaftlich zu motiviren. Der Contrast des früheren und des neuen Zustandes, wollte er, sollte so auffallend wie möglich sein. Er verpflanzte seine Pflegbefohlenen in ein großes bequemes Haus, reinliche, helle und warme Zimmer, wo sie ein gutes Essen erhielten und die Arbeitsfähigen unter ihnen Lehrmeister, Werkzeuge und Stoffe — Hanf, Flachs, Wolle — zur Arbeit. Wie man sieht, haben wir hier den ganzen Optimismus des vorigen Jahrhunderts

vor uns, — ein unbedingteres Vertrauen in die Güte und Elasticität der menschlichen Natur, als heute selbst sanguinische Bewunderer des Fortschritts der Zeit in der Regel erschwingen. Selten so rein und stark ausgeprägt, hat es sich noch viel seltener mit soviel praktischem Geschick verbunden gezeigt, die Menschen in richtige gegenseitige Wirkung auf einander zu versetzen.

In Graf Rumford's Armenhause trat anfangs natürlich großes Ungeschick der Insassen zu den ihnen auferlegten Arbeiten hervor, im weiteren Fortgang jedoch auch viel Gelehrigkeit. Während der ersten drei Monate verlor man an Flachs und Hanf 3000 Gulden. Aber der zuversichtliche Menschenfreund ließ sich dadurch nicht verstimmen: „Das unaussprechliche Vergnügen, welches ein fühlendes Herz empfinden muß, wenn mehrere Hundert unglücklicher Menschen aus einem Zustand tiefsten Elends und gänzlicher Unthätigkeit wie aus einem Traum erwachen und sich mit Freudigkeit den Beschäftigungen eines nützlichen Fleißes widmen, — wenn es die erste Morgenröthe einer stillen Zufriedenheit auf ehemals finsteren, durch Elend gefurchten und verzerrten Gesichtern anbrechen sieht, ist leichter zu ahnen als zu beschreiben!“

In der Stadt wurde die gewährte Erleichterung mit lebhaftem Dank empfunden. Bäcker und Fleischer, welche bis dahin von den Bettlern dermaßen gebrandschatzt worden waren, daß diese einen namhaften Theil ihrer Beute regelmäßig an kleine Höker absetzten, gaben gern zu ihren Geldbeiträgen noch Brot und Fleischabfälle, welche im eigenen Wagen täglich von ihnen eingeholt wurden.

Um bei der Arbeit im Armenhause die höchste Sparsamkeit zu erzielen und jedem Betruge vorzubeugen, erfand Graf Rumford allerhand sinnreiche Vorrichtungen. Lob, Auszeichnungen und Belohnungen wurden seiner persönlichen und der damals herrschenden Richtung gemäß vielleicht etwas zu freigebig gespendet. Hauptsächlich aber zog man die Kinder heran. Sie erhielten schon für bloße Anwesenheit bei der Arbeit der Anderen täglich drei Kreuzer; dann aber meldete sich alsbald der Thätigkeitstrieb, und man mußte ihnen zu thun geben, anfangs leichtere, später immer schwerere Arbeit. In häufigen Pausen durften sie sich auf den Gängen tummeln, denn Graf Rumford hatte den Gesundheitswerth der Bewegung in guter frischer Luft schon vollkommen inne.

Nochmals kommt er dann in seiner Darstellung auf die psychologischen Wirkungen der großen Maßregel zurück: „Was im höchsten Grade interessant, war die in die Augen fallende Veränderung in ihren Sitten, ihrem Betragen und selbst in ihren Gesichtszügen, nachdem sie sich ein wenig an ihre neue Lage gewöhnt hatten. Das melancholische Dunkel des Elends und das un-

zufriedene verlegene Wesen verlor sich allmählich von ihrem Antlitz; an die Stelle trat schüchterne Heiterkeit mit stiller Dankbarkeit gemischt." „Diejenigen, welche alle geselligen Tugenden verächtlich machen" — so trat Graf Rumford den Nihilisten seines Zeitalters entgegen — „haben das Mitleid als eine bloß selbstsüchtige Leidenschaft hingestellt; und freilich gibt es Verhältnisse und Umstände, welche diese Behauptung zu rechtfertigen scheinen. Es ist gewiß, daß uns das Unglück Anderer rührt nicht im Verhältniß seiner Größe, sondern im Verhältniß seiner Nähe für uns selbst, oder in Rücksicht ähnlicher Zufälle, die uns einmal selbst betreffen könnten. Ein reicher Mann wird von dem Unglück seines Nachbars, der durch den Bankrott eines Banquiers, dem er den größten Theil seines Vermögens anvertraut hatte, durch ein unglückliches Spiel, oder durch einen anderen beträchtlichen Verlust aus dem Zustand des Ueberflusses in die Nothwendigkeit versetzt wird Pferde nnd Wagen abzuschaffen, die Stadt zu verlassen und auf dem Lande von einem geringen Einkommen zu leben, mehr gerührt, als durch den Ruin eines fleißigen kleinen Geschäftsmanns, der ins Schuldgefängniß geschleppt wird und dessen zahlreiche Familie hilfloser Kinder dem Elend preisgegeben ist. Aber so selbstsüchtig das Mitleid immer sein mag, so hat doch die Wohlthätigkeit gewiß eine edlere Quelle. Sie ist ein gutartiges freigebornes Gefühl, das nicht auf die Folter gespannt zu werden braucht, um zu thätigem Wirken gereizt zu werden. Mitleid ist immer mit Schmerz verbunden; und wenn uns ein schmerzliches Gefühl beim Anblick der Leiden Anderer zuweilen treibt, dieselben zu lindern, so können wir uns dies weder zu sonderlichem Verdienst anrechnen, noch von solchen unwillkürlichen Acten der Wohlthätigkeit eine dauernde Befriedigung erwarten. Aber der Genuß, den uns Handlungen echter Barmherzigkeit gewähren, ist ebenso dauernd als belohnend; je mehr sie zergliedert und betrachtet werden, desto mehr tragen sie zu jener inneren Seelenruhe uud Selbstschätzung bei, in der allein die wahre Glückseligkeit besteht; denn nur dies ist der sanfte Sonnenschein der Seele und die Herzensfreude, welche der Tugend zum Lohne gesetzt sind."

Da „Erfolg zur Nachahmung reizt", so will Graf Rumford auch nicht verschweigen, daß, als er einmal gefährlich krank lag, Hunderte von Armen für ihn, den Ausländer und Protestanten, in Procession zum Dome zogen, — und da sie vier Jahre später erfuhren, daß er wiederum erkrankt in Neapel lag, allabendlich für ihn beteten. Er veranstaltete dann auch einmal in dem von ihm angelegten Englischen Garten, dessen prächtige Schattengänge jeder Besucher Münchens kennt, und den jetzt sein Denkmal schmückt, ein Fest für 1800 Arme aller Lebensalter, dem 30,000 Zuschauer beiwohnten.

Den stillen und verschämten Armen wandte seine unermüdliche Sorge sich nicht minder zu, als der frechen Verworfenheit des Bettlergesindels.

Binnen fünf Jahren vertheilte er an sie 200,000 Gulden, unter strenger Controle namentlich für Fleiß und Wahrhaftigkeit.

Die Idee der Volksküchen, soviel später erst in Hannover (durch Georg Egestorff) und Berlin (durch Lina Morgenstern) verwirklicht, beschäftigte ihn ebenfalls schon. Er machte sich Zeitlebens viel mit den Heiz- und Kochvorrichtungen zu schaffen; in London galt er später als ein Allerweltshelfer gegen rauchende Schornsteine, deren er über Fünfhundert behandelt hat, zuerst den des Lord Palmerston, dann bei dem Grafen Beßborough, dem Marquis von Salisbury u. s. f. Aber wenn er der Aristokratie seine Dienste nicht entzog, so widmete er sie aus freien Stücken doch am liebsten dem Bedürfniß der nothleidenden Massen. Daher die Erfindung der nach ihm benannten Suppe und die Predigt holzsparender Heizeinrichtungen. Außer einigen öffentlichen Küchen wünschte er auch zwei bis drei öffentliche Arbeitszimmer an verschiedenen Punkten der Stadt München hergestellt zu sehen. Mit ihnen hoffte er nebenbei die Uebel der schlechten Wohnungen zu mildern, da er abweichend von einzelnen zeitgenössischen Armenpflegern und Menschenfreunden der Ansicht war, für die Wohnung lasse man den gewöhnlichen Armen am richtigsten selbst sorgen, allenfalls mit einem Beitrag zur Miethe.

Bei seinen Bemühungen, das in München bewährte System auf ganz Baiern zu erstrecken, war Graf Rumford so glücklich sich des einflußreichen Beistandes der Geistlichkeit zu erfreuen. Er hatte sich auch diesen einigermaßen durch eines der ihm geläufigen Hilfsmittel gesichert; indem er nämlich seinen Herrn, den Kurfürsten, bestimmte, einen der dafür empfänglichsten hauptstädtischen Seelsorger, den Pfarrer Lechner, in sein Cabinet zu rufen und ihn da für seine Theilnahme an dem Werke ausdrücklich zu belobigen.

Nachher, als Graf Rumford — wie es scheint, seiner Gesundheit halber — nach Italien übergesiedelt war, gelang es ihm gleichartige Verbesserungen zu Verona einzuführen, in den Hospitälern La Pietà mit 350 und La Misericordia mit 500 Armen. Die Verwaltung wurde durch ihn veranlaßt, ihren Bedarf an Kleidungsstücken aus seiner ersten großen Schöpfung, dem Münchener Arbeitshause zu beziehen, so daß also baierische Arme für italienische Arme spannen, webten und schneiderten.

In einem anderen Aufsatz, als dem bis jetzt benutzten, hat Graf Rumford seine allgemeinen Ideen über Armenpflege niedergelegt, die er allerdings größtentheils in Baiern, doch beiläufig ohne Zweifel auch in England gesammelt haben wird. Er bekennt sich herzhaft zu den damals zuerst nach fast dreihundert Jahren wieder auftauchenden freien Grundsätzen. In dem Maße wie die Armenpflege nämlich der Kirche entzogen und zur Staats-Sache gemacht worden war, hatte kalter starrer Zwang die lebendige Nächstenliebe und das wahre Wohlthun aus der Armenversorgung verdrängt: sie war ein

Geschäft geworden, von Beamten schablonenmäßig und mechanisch betrieben, auf gesetzlicher Pflicht der Einen, gesetzlichem Rechtsanspruch der Andern beruhend, nicht auf freiwilliger Hingebung des Menschen an seinen Mitmenschen. Diesem Zuge stemmt Graf Rumford sich entgegen. „Keine auch noch so weise Gesetze", sagt er, „können in irgend einem Lande ohne den freiwilligen Beistand einzelner Staatsbürger für die Unterstützung der Armen wirksam sein. Denn wenn auch durch die Gesetze des Staats Steuern zur Unterhaltung der Dürftigen erhoben werden können, so kann doch jene sorgliche Aufmerksamkeit, die sich bei der Behandlung der Armen nicht entbehren läßt, wenn man die Lasterhaften bessern, die Muthlosen trösten und aufrichten will, und jene Aeußerungen von Theilnahme, welche den Unglücklichen Trost einflößen, nicht durch Gewalt erzwungen werden. Im Gegentheil, jeder Versuch Gewalt anzuwenden hat in diesem Fall allemal Folgen, die dem erstrebten Zwecke geradesweges entgegenstehen. Der einzige Schritt, welchen die Regierung den Vorschriften der Nothwendigkeit und der Klugheit gehorchend thun kann, ist: bei dem Publikum einen guten Plan zur Besorgung des Armenwesens zu befördern, und solche Gesetze, die dessen Ausführung entweder erschweren oder unmöglich machen, abzuändern oder ganz aufzuheben. Aber wenn die einzige wirksame Hilfe für das Elend der Armen und das unfehlbarste Heilmittel gegen die zahllosen Uebel, welche in der menschlichen Gesellschaft aus der herrschenden Bettelei, Faulheit, Armuth und aus dem elenden Zustand der niedern Volksclasse entspringen, nur von den mildthätigen und freiwilligen Beiträgen einzelner Menschen zu erwarten steht; wenn ferner der Beistand des Publikums nicht anders erwartet werden kann, als bei dem unbegrenztesten Zutrauen nicht allein in die Zweckmäßigkeit der ergriffenen Maßregeln, sondern auch und zwar vorzüglich in den Eifer, die Rechtschaffenheit und die vollkommenste Uneigennützigkeit der Männer, denen die Ausführung übertragen wird, — so ist es einleuchtend, daß die Hauptsache bei der Entwerfung eines Plans zu einer Armenanstalt darauf beruht, daß man sich auf alle Weise des Zutrauens des Publikums bemeistere und dann darauf den festesten und dauerhaftesten Grund lege."

Nach dieser Maxime handelte augenscheinlich Graf Rumford, als er an jenem denkwürdigen Neujahrstag von 1790 auf Einen Schlag alle Bettler von den Straßen Münchens fegte. Er wollte die allgemeine Aufmerksamkeit mächtig erregen, das öffentliche Vertrauen gewissermaßen erzwingen, und es gelang ihm. Heutzutage möchte nicht überall der Stoff für solche heroisch durchschlagende Streiche und dem entsprechend zu ihnen auch nicht die Nothwendigkeit vorhanden sein.

Für die Organisation gibt er dann nachstehende Grundzüge an die Hand: 1) Männer von achtungswerthem Charakter an die Spitze zu stellen;

2) mehrere Männer aus dem Mittelstande in die Verwaltung zu ziehen, worauf das äußerste Gewicht zu legen; 3) unentgeltliche Amtsthätigkeit; 4) regelmäßige Veröffentlichung der Rechnungen; 5) das Verzeichniß der Almosen-Empfänger zu drucken; 6) rasche entschlossene Durchführung des Plans.

Von einer so beschaffenen Organisation war er kühn genug, nicht höhere, sondern geringere Besteuerung des Publikums vorauszusagen. Er hatte jedoch den heute dafür so wirksamen Grundgedanken des Elberfelder Systems, außerordentliche Vermehrung der Zahl der unbesoldeten Armenpfleger und damit der aufgebotenen persönlichen Fürsorge, noch nicht erfaßt, obwohl derselbe in schwachen Spuren dazumal bereits auftauchte, z. B. in Kopenhagen, Hamburg und Braunschweig. Er konnte sich zwar auf seine eigenen Erfolge in München berufen, wo vor der Abschaffung des gräulichen Bettelwesens das Dreifache an Unterstützungen gegeben worden war. Aber um den Stand der Armenkosten noch tiefer hinabzudrücken, hätten Almosen eben durch persönliche Fürsorge ersetzt werden müssen, und dazu war das Contingent der aufgebotenen Armenpfleger doch lange nicht zahlreich genug. Soweit seine Maßregeln reichten, waren und wirkten sie vortrefflich. Er warnte vor jeglicher Gabe an Bettler ohne allen Unterschied. Sie diene nur dazu, Faulheit und Sittenlosigkeit unmittelbar zu befördern, den strebsamen Armen aber zu entmuthigen. Wer seine Gaben nicht der Armenanstalt überliefern, sondern selbst austheilen wolle, solle sie wenigstens an würdige Gegenstände wenden, und so, daß sie den Maßregeln einer nützlichen öffentlichen Anstalt nicht entgegenwirkten.

„Meiner Meinung nach muß in einer Stadt," sagt Graf Rumford, „sie sei so groß als sie wolle, nur Eine Armenanstalt, nur Eine Deputation zur Geschäftsführung, und nur Ein Zahlmeister oder Rendant sein." Dies drückt emphatisch die Ueberzeugung des denkenden und erfahrenen Kenners von der Nothwendigkeit geschlossener örtlicher Einheit in der Armenpflege aus, ohne welche der Pauperismus sich so wenig bekämpfen läßt, wie ein militärischer Feind ohne einheitliches Commando der Truppen. Bis zu der Hereinziehung der Wohlthätigkeitsstiftungen in diese einheitliche Thätigkeit drang allerdings selbst sein scharfes Auge noch nicht vor; das hat er unserer Gegenwart überlassen.

Wie klar war er dagegen über die Wirkung schlecht verwandter Almosen! „Es ist ausgemacht gewiß, daß alle Geldsummen oder andere Unterstützungen, welche die Armen als Almosen empfangen, jedesmal eine nachtheilige Wirkung äußern und nur Faulheit und Unsittlichkeit befördern, wenn man dabei verabsäumt, sie zum Fleiße zu gewöhnen. Die Mildthätigkeit einer Nation muß nicht nach den Millionen geschätzt werden, welche sie an

Armensteuern zahlt, sondern nach der Mühe und Sorgfalt, welche man sich gibt, die erhobene Summe zweckmäßig zu verwenden."

Er war auch wohl der erste Engländer, der über die Zwangspraxis der britischen Armenpflege ganz vorurtheilsfrei dachte und schrieb. „Das große Versehen", sagt er, „das bei den meisten Versuchen begangen wurde, den Geist des Fleißes da zu wecken, wo sonst Gewohnheiten der Trägheit walteten, bestand in der allzu leichten und häufigen Anwendung gewaltsamer Maßregeln, wodurch man den zu bessernden Menschen von vornherein beleidigt und widerwillig stimmt. Mit Gewalt richtet man nichts aus. Die Kinder, welche im Arbeitshause zu München auf hohen Bänken in den Zimmern saßen, wo andere, ältere Kinder arbeiteten, weinten bitterlich, wenn ihnen der Wunsch versagt wurde, von ihren Bänken herabsteigen und sich unter die Geschäftigen mischen zu dürfen. Aber sie würden höchst wahrscheinlich noch heftiger geweint haben, wenn man sie plötzlich von ihrem Spiel genommen und zur Arbeit gezwungen hätte. Man hat oft behauptet, daß die Armen nur durch Gewalt in Ordnung gehalten werden könnten, weil sie lasterhaft und liederlich seien; aber ich behaupte, eben weil sie lasterhaft und liederlich sind, muß man bei ihren Behandlungen selbst den Anschein von Gewalt vermeiden, um sie nicht halsstarrig und unverbesserlich zu machen."

Klingt dies nicht genau wie ein Satz von Dr. Conolly oder Prof. Griesinger, den Beseitigern der Ketten, der Zwangsjacken und der ganzen alten Gewaltsamkeit aus der Irrenpflege? Graf Rumford, der das Non-Restraint-System nicht mehr erlebt hat, zieht einen etwas ferner abliegenden Vergleich heran, den des Einfangens wilder Vollblutpferde auf den Weiden seines Herrn, des Kurfürsten bei Düsseldorf, dem damaligen pfalzbairischen Nebensitz. Strafe, meint er, sei nur da wahrhaft wirksam, wo der Schuldige selbst fühlt, sie verdient zu haben. Alsdann müsse sie ohne Leidenschaft vollzogen werden, und nicht über die erste Spur der Besserung hinaus. Strafe und Belohnung, die einzigen Mittel zur Leitung und Besserung des menschlichen Geschlechts, sollten nicht so sorglos, unvorsichtig und unzweckmäßig angewendet werden. Das ist denn freilich die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts mit allen ihren Schwächen neben ihren guten und edlen Seiten; aber was wohl ein dauerndes Andenken verdient, ist der Umstand, daß in dem Grafen Rumford sich ein Engländer gefunden hat, der den Gedanken der Abschaffung der Armensteuern nicht etwa blos flüchtig hinzuwerfen, sondern z. B. für London zur Voraussetzung eines ausgearbeiteten Plans der örtlichen Armenpflege zu machen sich getraute. Heute ist vielleicht das eine oder andere Parlamentsmitglied, möglicherweise sogar der ehemalige Präsident der obersten Armenbehörde, unser halber Landsmann Mr. George Göschen innerlich auf dem Wege dahin; das Ziel' erreicht zu haben ist von Keinem

bekannt, mindestens nicht für deutsche Forscherkreise. Der leidige lange Krieg, der der Praxis des Grafen Rumford in München folgte und seine schriftstellerische Wirksamkeit nach der Rückkehr in's britische Heimathland überdauerte, hat in England sowohl wie noch mehr in Deutschland unendlich viel fruchtbare Beschäftigung mit den Fragen der Armenpflege verschüttet, und erst seit Kurzem gräbt man das Eine oder Andere wieder aus. Was im Vorstehenden an's Tageslicht gezogen worden ist, steht zwar nicht — wie könnte es auch? — in allem auf der Höhe der Gegenwart, verdient aber durchaus noch, denke ich, auch heute näher betrachtet und gewürdigt zu werden.

A. Lammers.

Fürst Bismarck und Jules Favre über den preußischen Landsturm.

Das große literarische Interesse dieser Wochen war auf unserer Seite der Vogesen das Buch von J. Favre: Gouvernement de la défense nationale. T. I, und darin wieder das 4. Kapitel, die Conferenzen Favre's mit Fürst Bismarck vom 19., 20. Sept. 1870. Hr. Favre ist als Politiker vielleicht der ehrlichste und zuverlässigste von allen Franzosen, mit denen wir während des Krieges zu verhandeln hatten. Auch er drapirt sich für unseren Geschmack ein wenig zu sehr um zu wirken, aber seine Mittheilungen dürfen auf soviel Zuverlässigkeit Anspruch machen, als wir einem erregten Franzosen in politischen Dingen überhaupt einzuräumen vermögen. Sein Bericht über jene drei Unterredungen hat auch vorzugsweise durch die offenbare Genauigkeit des Erzählten Aufsehen gemacht; als politischer Act war jene Zusammenkunft resultatlos, doch wie sich Fürst Bismarck gegen den Franzosen ausgesprochen, erfreut die deutschen Leser. Die Deutschen haben sich das Charakterbild ihres Reichskanzlers nach den Bedürfnissen ihres Gemüthes zugerichtet, sie suchen mit eifrigem Behagen aus jeder Lebensäußerung desselben gerade das heraus, was ihren Vorstellungen entspricht, ja sie sind abgeneigt, Worte und Thaten bedeutsam zu finden, welche sich dem volksmäßigen Ideal eines eigenwilligen aber hochsinnigen, eines klugen aber bis zur Rücksichtslosigkeit offenherzigen Staatslenkers nicht ebenso bequem fügen. Möglich, daß Fürst Bismarck in Wahrheit nach seinen Stärken und Schwächen wesentlich anders beschaffen ist, als der Deutsche ihn jetzt sehen will. Wir wünschen ihm und uns, daß nie die Kritik der Zeitgenossen genöthigt sein möge, das schöne

Verhältniß, welches zwischen dem Mann zu seiner Nation besteht, zu stören; man kann mit Freude beobachten, wie auch ihm die vertrauende Zuneigung des Volkes immer größeren Werth gewinnt, und daß nicht nur er Züge seines Wesens in die Verfassung des Reiches und in die Phantasie seiner Deutschen gelegt hat, sondern daß auch die öffentliche Meinung leise seine Politik und seine Handlungsweise nach dem Herzensbedürfniß der Deutschen zu richten beginnt. Seine größten Feinde sind gegenwärtig die übereifrigen oder inspirirten Federn, welche jeden Schatten aus seinem Bilde auf Kosten der Wahrheit wegfegen möchten. — Jene Unterredungen mit Herrn Favre sind von Anfang bis zum Ende lehrreich. Ergötzlich vor Allem ist die scheinbar lässige und dennoch so zweckvolle Gesprächigkeit, mit welcher der Fürst sich ergeht, und die Gewandtheit, in der er sich dem ehrlichen Franzosen so weit anzupassen weiß, daß ihm persönlich die bewundernde Anerkennung durch den Fremden bleiben muß. Wenn Fürst Bismarck sich selbst einen Republikaner nennt, so ist in dieser Aeußerung sicher ein gutes Theil Wahrheit, Hofleute und Staatsmänner, welche unablässig mit den Eigenheiten und Ansichten regierender Herren zu rechnen haben — und zwar in Deutschland mit den erlauchten Auffassungen Vieler — pflegen wohl in kummervollen Stunden die Republik für die bessere Staatsform zu halten; und jede starke Manneskraft, welche durch ihren Lebensberuf in Versuchung kommt, die einzelnen Menschen mißzuachten und spielend zu gebrauchen, fühlt im Geheimen das Bedürfniß, für sich selbst die Nation oder die Menschheit als eine höhere Instanz zu setzen.

Hier aber sollen nur einige kurze Aeußerungen angezogen werden, welche das erste Gespräch der Herren einleiteten. Fürst Bismarck war mit seiner Escorte durch waldiges Terrain nach Haute Maison geritten und hatte in der feindlichen Landschaft wahrscheinlich daran gedacht, daß der Schuß eines elenden Franctireurs die ganze Unterredung vereiteln könne; die Aussicht auf meuchlerischen Ueberfall erregt auch dem tapferen Mann Mißbehagen, und die erste Forderung, welche er an Herrn Favre stellte, war die, daß dieser sich den Leuten des Orts als Mitglied der provisorischen Regierung zu erkennen geben und dieselben mit ihrem Kopf für einen verbrecherischen Versuch verantwortlich machen solle. Ob der Fürst dabei in der That nur die — ganz vernünftige — Absicht hatte, sich vor dem verrückten Einfall eines Fanatikers zu wahren, oder ob er zugleich Hrn. Favre durch diesen Hinweis auf das Verbrecherische der französischen Kriegführung, soweit als ihm für die Unterredung nützlich schien, demüthigen wollte, ist unwesentlich. Herr Favre scheint das Letztere angenommen zu haben, jedenfalls mit mehr Recht, als ein artiger Inspirirter in deutscher Zeitung, welcher die Naivetät hatte zu behaupten, diese Maßregel sei aus Sorge für das Leben des Herrn Favre

von dem Fürsten angegeben worden. Bei jener Auseinandersetzung der Minister nun unternahm der Franzose, die Franctireurs zu rechtfertigen: „sie vertheidigen doch Haus und Hof, indem sie Ihrer Invasion Widerstand leisten. Die Deutschen verkennen die Kriegsgesetze, wenn sie sich weigern, dieselben auf diese armen Leute anzuwenden." Und Herr Favre erinnerte an die „Edicte" von 1813 in Preußen und an den Kreuzzug, der damals gegen die Franzosen gepredigt wurde. Dagegen der Fürst: „Wir kennen nur Soldaten, welche der regelmäßigen Disciplin unterworfen sind, die anderen stehen außerhalb des Kriegsrechts. Ihr Einwurf hat Grund, aber unsere Bäume bewahren noch die Erinnerung an die Landleute, welche damals Ihre Generäle daran hängen ließen." — Es sei gestattet, zu diesem kurzen Wortwechsel über eine der wichtigsten Civilisationsfragen Einiges vom deutschen Standpunkt nachzutragen.

Wohl ist es möglich, daß im Jahr 1813 hier und da ein Mann des preußischen Landsturmes durch die Franzosen aufgehenkt worden ist. Und Herr Jules Favre durfte sich allerdings auf die amtlichen Erlasse über Bildung des Landsturmes, namentlich auf den ersten vom 21. April 1813 beziehen, denn dieses Organisationsdecret athmet zwar nicht denselben fanatischen Haß, wie die Proclamation Gambetta's und der Rath des Prinzen Joinville, aber einige Spuren davon sind schon zu viel. Das ganze Volk soll in Waffen aufstehen, dem Feinde Abbruch zu thun, auch Frauen und Kinder sollen helfen, Feigheit des Landsturmmanns soll durch Verlust der Waffen, Verdoppelung der Abgaben und körperliche Züchtigung bestraft werden u. s. w. Aber dieses Decret, welches in Erinnerung an den spanischen Volkskrieg und nach sechs Jahren einer unerhörten Aussaugung der preußischen Landschaften erlassen wurde, hatte damals durchaus nicht die Folgen, das seßhafte Volk in Franctireurbanden aufzulösen. Im Gegentheil, es brachte im Ganzen betrachtet die groteske Seite der großen Erhebung zum Vorschein. Der Landsturm von 1813 hat für den wirklichen Krieg völlig keine Bedeutung gehabt, um Magdeburg, im westphälischen Büren und an zwei, drei andern Orten haben sich einzelne Compagnien einmal zu Nebenarbeit vor dem Feinde brauchbar erwiesen, aber fast überall blieb die Organisation sehr mangelhaft, und obgleich die Gesinnung der Leute äußerst patriotisch war, vermochte sich das Institut doch nicht aus Unbehülflichkeit und harmloser Spießbürgerei zu erheben. Es ist bezeichnend, daß der Landsturm zwar in den Städten, aber nur vereinzelt auf dem Lande zur Ausführung kam, daß seine Hauptthätigkeit Polizeidienst in der Heimath blieb, vielleicht einmal Transport Verwundeter oder Gefangener, so daß der Landsturm nicht sowohl mit den Franctireurs, als mit einer schwachen Nationalgarde zu vergleichen wäre. Schon im Jahre 1818 lächelten die Leute über ihre Pickenmänner; und von den Dis-

ciplinarstrafen, welche an säumigen Landstürmern vollstreckt wurden, traf wohl die härteste den Uhrmacher der guten Stadt Burg, den die Frauen seiner Kameraden wie ein Kind überlegten und mit flachen Händen züchtigten, weil er sich bei einem Auszug versteckt hatte. Der Landsturm aber war die einzige militärische Formation des Jahres 1813, durch welche die civile Bevölkerung zum Kriegsdienst herangezogen werden sollte, denn die Freicorps, welche Napoleon vom Kriegsrecht ausschließen wollte, waren uniformirte, unter militärischer Disciplin und den Kriegsartikeln stehende, von Officieren des Heeres befehligte Neubildungen, auch darin den Franctireurs unähnlich, daß in ihnen vorzugsweise die gebildete Jugend sich sammelte. Uebrigens wurden sämmtliche deutsche Freicorps noch im Laufe des Feldzugs dem Armeeverband eingeordnet.

Wie kam es doch, daß im Jahre 1813 das Franctireurwesen in Preußen so wenig gedieh und nach wenigen Wochen im Lande selbst als ein verfehlter Versuch betrachtet werden konnte? Der Haß gegen die Feinde war doch nicht weniger groß als im Herbst 1870 in Frankreich, und er hatte nach sechs Jahren der Occupation und unerhörter Kriegspressuren jedenfalls bessere Berechtigung. Es ist nicht nöthig den Grund in der Verschiedenheit des Volkscharakters zu suchen, eine Thatsache genügt den Unterschied zu erklären: In dem Preußen von 1813 war fast jeder dienstfähige Mann in das reguläre Heer getreten. Das Preußen, welches nach dem Jahre 1807 übrig geblieben war, zählte nicht mehr als 4,700,000 Menschen, ein Zuwachs ist in dem hartgequälten Lande seit 1810, dem Jahre der letzten amtlichen Zählung, um so weniger anzunehmen, als 1813 die größeren Festungen noch in französischen Händen waren. Dieser kleine Staat hat für den ersten Feldzug ein Heer von 247,000 Mann in's Feld gestellt, also reichlich $5^1/_4$ % der Bevölkerung und dabei sind die Freicorps, die zum Theil aus Freiwilligen anderer Landschaften gebildet wurden, gar nicht gerechnet. Diese Ziffer sagt Alles. Wäre Frankreich in demselben Verhältniß durch den Patriotismus seiner Bewohner bewaffnet worden, so hätte bei einer Bevölkerung von 38 Millionen seine Feld-Armee die ungeheuere Summe von 2,000,000 Soldaten erreichen müssen; in diesem Falle wären auch dort die Franctireurs eine Unmöglichkeit gewesen. Gerade weil in Deutschland der Haß des Volkes durch die strenge Zucht des Heeres gebändigt und geadelt wurde, ist der große Krieg siegreich durchgeführt worden. Und gerade in Preußen ist schon im Jahre 1813 in der gesammten Heeresleitung die Ueberzeugung obenauf gekommen, daß nur regelmäßige Heeresbildungen, welche für die Schlacht und große Entscheidungen brauchbar sind, eine Bürgschaft des Sieges geben. Dafür wirkten segensreich die alten Ueberlieferungen des Militärstaates, die preußische Zucht, die Abneigung des Königs und der Feldherren gegen jede tumultuirende Betheiligung des Volkes.

So wurde gerade im Jahre 1813, auf welches sich Herr Favre zur Rechtfertigung der Franctireurs berief, erwiesen, daß für ein Culturvolk der Bandenkrieg neben dem Kampf regulärer Armeen unpraktisch, ja verderblich ist. Man darf dreist behaupten, daß damals Preußen auch sämmtliche Männer, welche nicht im Heere standen, für die große Aufgabe des Staates, den Kampf gegen den Landesfeind, völlig ausgenutzt hat. Dem Heere die Lebensmittel zu bauen, die Ausrüstung zu besorgen, die Maschine des Staates im Gange zu halten, waren alle Hände unentbehrlich, welche nicht die Waffen trugen, die der Bauern, Handwerker, Beamten. Es war durchaus keine Kraft übrig, um mit den Waffen im Busch und auf den Landstraßen umherzuschweifen. Die Franzosen haben auch darüber im letzten Kriege eine Erfahrung gemacht, die sie bei besserer Kenntniß der deutschen Geschichte sich hätten ersparen können, sie haben zu ihrem größten Schaden durch die unregelmäßigen Formationen in ihrer Kriegführung eine finstere Grausamkeit, eine maßlose Verschwendung von Vermögen und Menschenleben eingeführt, sie haben ihre eigene Bevölkerung in Stadt und Land demoralisirt und den mäßigen Nachtheil, den sie unserem Heere durch dieselbe zufügten, sehr theuer bezahlt; und sie sind es, welche den Vorwurf auf sich geladen haben, daß sie für die Forderungen, welche moderne Civilisation an die Kriegführenden stellt, zu geringes Verständniß hatten.

Seit dem Friedensschluß haben die Franzosen hinreichende Gelegenheit zu erkennen, daß ihre Franctireurbanden eine Schule für Raub und Meuchelmord geworden sind. Dennoch ist ihnen unerträglich, diese unschmackhafte Wahrheit aus deutschem Munde zu vernehmen. Zu den besten unter vielen gut geschriebenen Noten des Fürsten Bismarck gehört jene letzte, welche durch die Freisprechung eines französischen Meuchelmörders veranlaßt wurde. Sie ist in Ton und Haltung, und in dem, was sie von Schutzmitteln für unsere Soldaten gegen die Gewissenlosigkeit einer französischen Jury beansprucht, so würdig und gemäßigt, als der Wille einer executirenden Macht gegenüber unverhüllter Feindseligkeit nur sein kann. Die Antwort darauf war ein lauter Schrei der Entrüstung in der gesammten französischen Presse über diesen Angriff auf das, was dort die Ehre der französischen Nation heißt. Wir Deutsche werden uns dadurch nicht hindern lassen, ihnen wieder und wieder zu sagen, was wir bei ihnen geändert wissen wollen.

Die französischen Zeitungen werden nicht müde uns anzudeuten, daß Frankreich sich auf den Tag der Rache vorbereite. Sollte zu diesen Racheplänen auch eine Wiederaufnahme des Bandenkrieges gehören, so würden wir solchen Unfug sicherlich in militärischer Hinsicht für Symptom einer neuen Niederlage Frankreichs halten müssen, wir würden ihn aber im Interesse der Humanität tief beklagen, nicht nur weil er unsere Soldaten wild

und gewaltthätig macht, noch mehr deshalb weil er die politische Moral der Franzosen noch tiefer herabdrückt. Diese aber zu erhalten und — soweit Gegnern möglich ist — zu bessern haben auch wir ein Interesse, denn sie bleiben doch, kriegslustig oder friedlich, unsere Nachbarn und trotz aller Händel und Gegensätze mit uns verbunden durch die zahllosen unzerstörbaren Bande, welche alle Culturvölker der modernen Welt an einander fesseln.

G. Freytag.

Erinnerung an Kepler, zum 27. December 1871.

(Kepler und die Astronomie. Zum 300jährigen Jubil. von Dr. C. G. Reuschle. Frankfurt a. M. Heyder und Zimmer. 1871.)

Geburtstage sind Familiensache. Wie mächtig auch Beruf und Neigung den Mann von Tag zu Tag in weitere Bahnen des Staates und der Gesellschaft hinaustreiben mögen: sobald er sich seines Ursprungs entsinnt, fühlt sich sein Geist in den engen Kreis der Seinen zurückgezogen; die natürliche Seite seines Daseins tritt in ihr altes, unveräußerliches Recht ein, das sie draußen den Anforderungen des um das Individuelle unbekümmerten Culturlebens gegenüber hatte ruhen lassen müssen. Aus demselben Grunde nun haben auch die Nationen ein Anrecht, die Jubiläen ihrer großen Männer in gemüthvoller Sonderfeier zu begehen, wären es selbst Genien der Wissenschaft, der Kunst oder anderer allgemein menschlicher Thätigkeiten, die uns erlösen von den Gängelbanden der Nationalität, in welchen die Natur schon durch die Sprache mit wohlthätiger, aber bisweilen drückender Fürsorge unser Denken aufrecht zu halten beliebt. Sind jene Männer der ganzen Menschheit ein Segen, so bleiben sie doch der Stolz ihres heimischen Volkes, und wie verständig es sein mag, mit diesem frohen Gefühle Haus zu halten, so hat doch auch die übergroße Kargheit ihre Gefahr. Wem die reiche Anzahl unserer deutschen Jubelfeste des Andenkens noch vor kurzem als ein übles Zeichen epigonischer Unfähigkeit zu eigenen Schöpfungen erschien, der wird heut in so glänzender Gegenwart von der historischen Erinnerung besser denken. Die Geschichte ist in Wahrheit die Wissenschaft der Pietät; in der Pietät aber liegt eine auch die Zukunft nach dem edlen Beispiele der Vergangenheit richtende und fördernde sittliche Kraft.

Für Kepler insbesondere gilt es nicht erst Theilnahme zu erwecken ihm kam zugute, daß er aus Schwaben hervorgegangen, der deutschen Land-

schaft, in welcher Liebe zur Heimath und Freude an Glück und Größe der nächsten Stammesgenossen vorzugsweise gedeiht. So rühmte sich Hegel gern der Landsmannschaft eines solchen Geistes, so sind Kepler's Werke durch Frisch in einer Gestalt herausgegeben worden, wie sie dem Klassiker der Wissenschaft gebührt, so hat man ihm ein Standbild an seinem Geburtsorte, zu Weilderstadt, errichtet, so hat zuletzt zur heutigen Jubelfeier Reuschle in Stuttgart ein ansprechendes Büchlein ausgehen lassen, das wohl geeignet ist, die allerwärts verbreitete Bewunderung des Genius auch im größeren Publikum durch deutliche Einsicht in ihre Ursachen, die Art und Bedeutung seiner Leistungen, fester zu begründen.

Zudem hat sich die Astronomie von jeher unter allen Wissenschaften der größten Popularität erfreut. Die mythischen Vorstellungen früherer Zeitalter von der göttlicheren Natur der außerirdischen Räume verschmolzen im Urtheile der Menge mit dem berechtigten Staunen über die selbst himmlischer Fernen mächtige Kraft des menschlichen Gedankens. Keine Beleidigung wissenschaftlicher Majestät ward darum allgemein so schwer empfunden, wie die Leugnung der kopernikanischen Weltordnung, zu der sich noch vor wenigen Jahren — in der Hauptstadt unseres Reiches! — fromme Dummheit frech verstieg. Es ward bei diesem Anlasse wieder einmal klar, daß sich die moderne Weltanschauung im weitesten Sinne des Wortes im Gegensatze zur antiken und mittelalterlichen nirgend einfacher und zugleich wirksamer ausgesprochen hat, als durch die Lehre des Kopernikus. Indem der menschliche Geist dem terrestrischen Particularismus entsagte, gewann er zugleich das Bürgerrecht in einer grenzenlosen Welt, die fortan dem Ehrgeize seiner Forschung offen stand. Der Egoismus des irdischen Gesichtskreises konnte sich, nachdem er einmal physikalisch zerstört worden, auch moralisch und geistig nicht länger unangefochten behaupten. Die Starrheit überlieferter Systeme des Irrthums war gebrochen, alles schien der Bewegung anheimgegeben, in der man das Weltgesetz des lebendigen Alls erkannt hatte.

Diese umwälzende That aber war das Werk nicht eines Mannes, noch einer Generation allein. Was Kopernikus begonnen, hat erst Newton vollendet; zwischen ihnen steht Kepler mitteninne. Indem er forschend über seinen Vorgänger hinausschritt, machte er zugleich dem Nachfolger Bahn, ja phantastische Ahnungen wenigstens entsandte er noch selber diese Bahn hinan; doch der Hilfsmittel baar, die Newton den mechanischen Entdeckungen der Galilei und Huyghens verdankte, war ihm nicht beschieden, sie zu durchmessen. Wer wäre so kleinlich über den Vorrang zwischen diesen Gesetzgebern des Himmels zu rechten? In dem einträchtigen Dreiklang ihrer Geister, aus dem der eine so wenig wie der andere wegzudenken wäre, ist die wahre Harmonie der Sphären, von der die Alten nur träumten, zur

Erscheinung gekommen. Was uns Deutschen aber unseren Kepler vornehmlich theuer und werth machen muß, ist, daß er in einer Zeit aufgetreten, in der unsere Nation sonst gar arm an geistigen Gestirnen erster Größe sich darstellt.

Der allgemeine Glanz, den in der Epoche der Reformation eine außerordentliche Constellation bedeutender Männer über unser Volk ausgoß, war längst verblichen. Nur die trübe Flamme confessionellen Haders war man eifrig zu unterhalten, bis sie aufging in den wilden Brand der dreißig Jahre. Der politische Held der Periode, Wallenstein, dessen unruhiges Geschick unser Kepler selber aus den Sternen geweissagt, war ein Abenteurer verwegener Art, der schnöden Selbstsucht seiner Zeit dienstbar wie jeder andere. Kepler allein vermochte in diesen düsteren Jahren unseren Namen auch bei anderen Nationen in Ehren zu erhalten; dem Hofe unseres Kaiserthums verlieh er auch in den Tagen seiner tiefsten Entwürdigung als Reichsastronom eine leuchtende Zierde. Von Mißgeschick umgetrieben, verkürzt am Lohne seiner Arbeit, verfolgt vom Haß engherziger lutherischer Orthodoxer wie von den Lockungen oder Bedrohungen der Katholischen, im Kampfe mit dem Wahne des Volkes, das seiner Mutter den Hexenproceß anhängte, behielt er doch immer die Freudigkeit seines Geistes, den Schwung seiner Phantasie, die Kraft und Fülle seiner Sprache, den Ernst seines Fleißes, die Gerechtigkeit seines Urtheils, die Liebenswürdigkeit seines Humors, die Treue seines Glaubens und seiner Gesinnung. Man hat ihn unter glänzenden Bedingungen nach Italien gerufen: er vermochte nicht über sich, dem Vaterlande und dem evangelischen Wesen den Rücken zu wenden. Wie er unser gedacht hat, ziemt es uns heut auch sein nicht zu vergessen. Den Knaben in unseren Schulen dienen seine Gesetze zu Beispielen ihrer Rechnungsaufgaben, den Männern aber kann sein Leben zum Beispiele für ihre sittliche Aufgabe dienen, die uns heut, wo das Glück die gute Hälfte unserer nationalen Arbeit übernommen, so viel leichter geworden.

Um den Geist des Kopernikus streiten noch wie um den Leichnam des Patroklos die feindseligen Nationen der Polen und Deutschen; beide rüsten sich zur vierhundertjährigen Jubelfeier, die in zwei Jahren bevorsteht. Wie auch die Entscheidung falle — Reuschle bemerkt sehr richtig, daß Kopernikus, auch als Pole von Herkunft gedacht, doch innerhalb deutscher Wissenschaft stand — Kepler ist groß genug, daß sich das Volk der Gauß und Bessel auch an seinem Ruhme genügen lassen könnte. a/D.

Briefe aus der Demagogenzeit.

Aus dem Nachlasse Imm. Bekker's.

Aus dem Nachlasse eines der großen Philologen, die in den früheren Jahrzehnten unseres Jahrhunderts Berlin zum Hauptsitze der Sprach- und Alterthumsforschung erhoben, werden uns die nachstehenden Briefe freundlich mitgetheilt; wir halten sie weiterer Verbreitung für würdig wie alles, was zur Aufhellung jener sonderbaren Zeit der Demagogenfurcht dient, einer Zeit, in der mißtrauische Regierungen die wackersten Männer, die tüchtigsten Jünglinge deutscher Nation in der Besorgniß, sie möchten nach Art der Romanen auf Verschwörungen sinnen, durch schändliche Verfolgung beinahe wirklich zu Verschwörungen gezwungen haben.

1. Concept eines Schreibens der Professoren Bekker und Brandis an den Minister v. Altenstein, fast ganz von Bekker's Hand mit einzelnen Zusätzen von Brandis:

„Ew. Exc., unter dessen Auspicien zu reisen wir die Ehre hatten, sind wir Erklärung schuldig über die so eben zu unserer Kenntnis gelangende höchst befremdende Misdeutung eines Theils dieser Reise. Wir lesen in hiesigen Blättern, daß der Bundestag, auf Antrag der Commission in Maynz, uns für verdächtig erklärt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt hat, weil wir in den Herbstferien in Straßburg gewesen.

Den 13. September von Venedig abgereist hatten wir bis Paris nur zwei Bibliotheken vor uns, die Mailänder und die Turiner. Jene war verschlossen, Ferien halber: in dieser fanden wir nichts was einen langen Aufenthalt nöthig gemacht hätte. Da nun auch die Pariser Bibliothek bis in die Mitte Octobers Ferien hat, so konnten wir, ohne Versäumnis, dem geraden Wege über Lyon den angenehmeren über Genf Basel und Straßburg vorziehen. In Straßburg kamen wir Sonntag den 10. October gegen Mittag an, ohne anderen Zweck, als den Münsterthurm zu besteigen, und entschlossen den nächsten Weg weiter zu gehn. Aber der Wirth, zur Blume, der uns die Pässe abgenommen, verfehlte die, Sonntags beschränktere, Zeit sie visiren zu lassen: wir erhielten die Pässe erst am Montag zurück, und konnten nicht vor Dienstag früh reisen. In diesen anderthalb Tagen in Straßburg haben wir mit niemanden gesprochen, außer mit den Aufwärtern im Gasthof, dem Glockner, und einige Stunden lang im Umhergehen und an der Wirthstafel der vom Zufall kurz vorher zugeführten Reisegesellschaft beiderlei Geschlechts: von den funfzig im Bericht der Commission aufgeführten Personen kenne ich (Bekker) niemand, der andere (Brandis) einzig

und allein Professor Will (?) den er vor $4^{1}/_{2}$ Jahren in Kiel gesehen, ohne in Verhältnissen irgend einer Art mit ihm später gestanden zu haben.

Dies ist die vollständige Geschichte unserer halb unfreiwilligen Anwesenheit in Straßburg. Je weniger wir darin irgend etwas entdecken können was Tadel gegen uns, geschweige öffentliche Beschimpfung, begründen könnte, um so fester hoffen wir, daß Ew. Exc. uns wenigstens bei dieser unerfreulichen Gelegenheit die Theilnahme und Anerkennung zu bethätigen geruhn wird, worauf wir durch angestrengte und nicht erfolglose Thätigkeit für die Wissenschaft schon so lange einige Ansprüche zu erwerben bemüht sind." Paris 2 Dec. 1819. —

Charakteristisch ist das hierauf ergangene Antwortschreiben des Ministers:

„Ihr Schreiben vom 2 Dec. v. Js. hat mich veranlaßt Ihre Beschwerden über die Verbreitung Ihnen nachtheiliger Nachrichten durch die dortigen Blätter zur Kenntnis des Herrn Fürsten Staats-Kanzlers Durchlaucht zu bringen. Dadurch bin ich zu meiner Freude in den Stand gesetzt worden Ihnen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß von Seiten der Behörden nichts geschehn ist, was zu einer Kränkung Ihrer Ehre gereichen könnte. Die anscheinend glaubwürdige Anzeige eines auffallenden Zusammentreffens, mehrerer deutscher Professoren Studenten und Buchdrucker im Herbste v. Js. zu Straßburg bewog die Bundes-Central-Untersuchungs-Kommission zu Mainz eine Nachforschung des Grundes oder Ungrundes dieses Zusammentreffens und des Zweckes desselben zu veranlassen. Unter vielen angegebenen Namen von Individuen, welche zu der gedachten Zeit in Straßburg anwesend gewesen seyn sollten, befanden sich auch die Ihrigen und es lag daher in der Natur der Sache, daß des Herrn Fürsten Staatskanzlers Durchlaucht, ohne die Tadellosigkeit Ihrer Gesinnnungen und Ihres Betragens im Geringsten zu bezweifeln, den Geheimen Ober Regierungsrath Schulz, als Regierungsbevollmächtigten bei der hiesigen Universität aufforderten, über die Zeit und den Zweck Ihrer Reise nähere Auskunft zu geben. Der hierauf erstattete Bericht enthält ein so ehrendes Zeugnis über Ihren Charakter, und erläuterte Ihre kurze Anwesenheit in Straßburg so genügend, daß die Bundes-Central-Untersuchungs-Kommission von dem Herrn Staatskanzler unverzüglich benachrichtigt wurde, wie höchst irrigerweise Sie unter den Individuen genannt worden waren, deren Aufenthalt in Straßburg eine polizeiliche Aufmerksamkeit auf sich ziehn könne. Wenn die Französischen Tageblätter die unwahre Nachricht enthalten, daß der Bundestag auf den Antrag der Bundes-Central-Untersuchungs-Kommission Sie für verdächtig erklärt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt habe, so ist dies also leider ein nur zu oft vorkommender Mißbrauch der Preßfreiheit, dessen Rüge aber nicht von der Re-

gierung ausgehn kann, sondern Ihnen als Privatsache überlassen werden muß." [Folgt noch ein verbindlicher übrigens nichtssagender Schluß.]

Also die Preßfreiheit ist die eigentlich Schuldige! Daneben aber wird man nicht übersehen, daß auch auf dem gefährlichen Pfade der Demagogenriecherei der altpreußische Geist sich nicht ganz verleugnet: die Sache wird mit gewissenhaftem Ernst betrieben, man beabsichtigt durchaus nicht die festgestellten Grenzlinien zu überschreiten, und hält den jenseits Verletzten gegenüber mit dem vollen Ausdruck bürokratischen Wohlwollens nicht zurück. So wird begreifleich, wie die Regierung, oder doch manche der zu ihr gehörigen Persönlichkeiten, bei diesen Wirrungen im guten Glauben sein konnten. Aber freilich genügte der nicht um Mißerfolge fern zu halten. Vielfach stieß man weit härter an als bei unseren Reisenden. Darüber noch einige Berichte von Betheiligten.

2. Reimer schreibt an Bekker:

Bonn 4. August 1819. — „Deinen Brief empfing ich auf der Reise in die Schweiz, wohin er mir mit andern nachgeschickt wurde, und zugleich auch die Nachricht von einer entdeckten großen weitverzweigten Empörung, woran zu meiner großen Verwunderung auch ich Theil haben soll, da alle meine Papiere mit Beschlag belegt sind und untersucht werden sollen, oder es vielleicht schon sind. So lernt der Mensch öfter erst durch Andere aufmerksam gemacht seine bisher verborgenen Eigenschaften und Fähigkeiten kennen. Indessen hat die Komödie doch veranlaßt daß ich meine Reise abkürzen und schnell nach Hause reisen muß."

3. Schleiermacher an denselben:

Berlin 24. April 1819. — „Die Kotzebuesche Ermordung macht bei uns den widerlichsten und unangenehmsten Spuk. Sie hat das ganze Turnwesen auf lange Zeit wahrscheinlich ruinirt. Denn die Sache war auch nach den Steffens'schen Angriffen in einem sehr guten Gange. Nächstdem wird sie wahrscheinlich wieder die Universitätssperre herbeiführen, und was sie noch sonst für Einfluß auf die Constitution der Universitäten haben kann, liegt noch im Dunkeln. Unser ehrlicher Plehwe schwebt auch auf Veranlassung dieser Geschichte in Gefahr nach Bromberg exilirt zu werden, und wer weiß was noch sonst alles für kleine Schwärmer platzen werden. Das schlimmste ist, daß selbst Leute wie Gneisenau sich seitdem verrücktes Zeug in den Kopf setzen lassen."

18. März 1820. — „Außerdem aber scheint noch ein großes Ungewitter über dem Haupte meiner Wenigkeit zu schweben. Man soll wüthend sein über den Brief der Fakultät an Dr. Wette, und gar zu gern mir darüber zu Leibe wollen, nur sehe ich nicht wie man in dieser Angelegenheit

mich von den Andern trennen kann. Soviel ist gewiß, daß der Staatskanzler seit 14 Tagen sich die Fakultäts-Akten über diese Sache hat geben lassen, und daß er noch darüber brütet. Auch soll der Regierungsbevollmächtigte mich angeschwärzt haben, als ob ich Umtriebe machte im Senat. — Noch sind neulichst allen Staatsdienern, Geistlichen und Schullehrern die deutschen Röcke verboten worden; und wenn Sie also in Italien deutsch geworden sind, so französiren Sie sich wieder in England. Ich wollte indeß doch auch Allen, die nicht Staatsdiener sind, rathen diese Deutschheit allmählich abzutragen, denn das allgemeine Verbot wird gewiß nicht lange ausbleiben, zumal wenn es wahr sein sollte, daß der Kaiser von Oesterreich hier erwartet wird. — Bei der Universität geht es ziemlich bunt her. Der Regierungsbevollmächtigte hat zwei Studenten, welche die Immediat-Commission entlassen hatte, verhaftet, und da der Universitätsrichter erklärt, es gebe dazu in den Akten keinen rechtlichen Grund, so hat es Scenen gegeben, in Folge deren letzterer einen Anfall von Nervenfieber bekommen und seinen Abschied gefordert hat .... Dabei kommt mir noch ein kleiner Proceß in den Sinn, den die Akademie gewonnen hat. Es sollten nämlich nach dem neuen Censuredikt nun auch die Memoiren censirt werden. Als nun in der philosophischen Klasse die Commission versammelt war um die Abhandlungen auszuwählen, erklärte ich, ich würde unter diesen Umständen keine hineingeben, sondern hielte mich durch diese statutenwidrige Einrichtung auch meiner Verpflichtungen entbunden. Savigny trat dieser Erklärung bei, und als die Sache ins Plenum kam, ward nun beschlossen, wobei Humboldt's Votum vorzüglich wirksam war, an den Minister zu schreiben, daß er eine günstige Interpretation bewirken möge. Der Minister aber wollte nichts damit zu thun haben. Indeß hatte Ancillon die Sache auch in demselben Sinne im O. Censur Collegio in Anregung gebracht, und die Akademie beschloß nun an den Staatskanzler zu gehn. Da ist nun die günstige Entscheidung gekommen und diese Schmach wenigstens abgewehrt. Sonst hatte ein Graf Egloffstein bei der Regierung schon angefangen Bodys und Tralles Abhandlungen zu censiren. In Kleinigkeiten kann man schon einmal mit Erfolg remonstriren. Der Universität aber wird schwerlich ebenso zu helfen sein, wiewol es toll ist, daß Anschläge an das schwarze Brett erst das Imprimatur haben müssen."

1. April 1820. — „Soviel darüber. Vor allem andern aber wollte ich am liebsten daß Sie mich dispensirten. Die Verwirrung in der alles schwebt, und die Unsicherheit der Mittheilung, dieses Gefühl hat drückenden Einfluß auf alle Briefe, auch auf solche, die man dem sichersten Courier mitgiebt. Seit einigen Tagen erfreuten mich meine guten Freunde mit der Versicherung daß das Ungewitter, welches sich über meinem armen Haupt zusammenziehen wollen, sich glücklich verzogen habe; heute wollen Manche

schon wieder wissen es sei ein anderes im Anzuge. Sich bei solchen Nachrichten, die ich am liebsten gar nicht hörte, in seiner natürlichen Unbefangenheit halten ist nicht leicht."

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Journalistische Phantasien über die Reichslande. Aus Deutsch-lothringen. — Die Berichte der deutschen Blätter über hiesige Stimmung haben wesentlich an Zahl abgenommen; zum Theil dankt der Leser diesen erfreulichen Stillstand in der Schreibwuth der hier erst eingewanderten Deutschen, welche ihren Unwillen über die zunächst freilich wenig angenehmen gesellschaftlichen und geschäftlichen Verhältnisse der Heimath nicht glaubten vorenthalten zu dürfen, dem Briefe des früheren interimistischen Maire von Straßburg, Herrn Klein. Trotz vieler Irrthümer über deutsche Verhältnisse und selbst hiesige Personalien begrüßten wir ihn als ein Zeichen eines wesentlichen Fortschritts, weil in demselben ein hochgeachteter Bürger der neuen Reichslande offen sich an der Debatte betheiligte. Derselbe hat auch vorläufig einen Abschluß über die Frage der Polizeicommissäre gebracht, welche übrigens nicht nur in der Presse, sondern auch in der Verwaltung als die Prügeljungen benutzt wurden, die für alle Maßregeln, die Mißstimmung erzeugten, allein verantwortlich sein sollten. Gleichzeitig hat freilich ihre administrative Thätigkeit ziemlich ein Ende erreicht, da Herr von Möller als Princip die möglichste Enthaltung von den Gemeindeangelegenheiten aufstellt, wobei allerdings die Besorgniß nur zu sehr begründet ist, daß die Kunst der Selbstverwaltung hier zunächst bei Entwirrung eines bereits einbrechenden Chaos gelernt werden soll. Eine politische Thätigkeit, die ihnen Herr Klein gern zuschreiben möchte, wohl um die dem französischen Interesse meist gerade nicht günstigen Municipalrathswahlen des Sommers zu erklären, haben sie nur in geringem Umfange und dann meist in Ueberschreitung ihrer Instructionen ausgeübt. Die Nothwendigkeit derselben für polizeiliche Zwecke kann bei dem fast gänzlichen Mangel communaler Polizei auch Herr Klein nicht bestreiten. Für die Entwicklung der deutschen Sache ist diese Stille in den deutschen Zeitungen fast ein ebenso günstiges Symptom, als das Schweigen der französischen Blätter über die Gewaltthaten der prussiens in den verloren gegangenen Departements. Die Leistungsfähigkeit der französischen Literaten in Darstellung von Gräuelscenen eigenster Erfindung ist bekannt; aber dieselbe scheint denn doch auch im Verschwinden; wenigstens

mußte eine verwitterte Wetterfahne auf der Kathedrale in Metz immer und immer wieder zu der Erzählung herhalten, daß über dieser unglücklichen Stadt noch die Tricolore wehe, der die Deutschen nicht beikommen könnten.

Dagegen überraschen uns deutsche Journale jetzt mit Berichten gewerbsmäßiger Literaten, welche der Unverschämtheit ihrer Verfasser alle Ehre machen, die „als unbefangene Wanderer die Menschen und Dinge nicht aus der Zeitung, sondern aus der Wirklichkeit kennen gelernt haben" wollen und sich nicht scheuen, selbst Bismarck auf Grund ihrer Anschauungen nicht nur das Zeugniß zu geben, daß er auf dem rechten Wege sei, sondern ihm auch Rathschläge zu ertheilen. Ueberraschen mußte neulich selbst in der Gartenlaube einen Bericht über die Bevölkerung Zaberns zu lesen, der selbst in der aufgeregten Zeit des Frühjahrs nicht zutreffend, heut aber in den meisten Punkten geradezu unwahr ist. Unbefangen sind freilich alle diejenigen auch nicht, welche hier festes Domicil gewählt haben, noch weniger können sie bei der Zurückhaltung vieler Kreise, mindestens bei Anregung politischer Fragen ein auf genügender Grundlage beruhendes Urtheil geben. Wie wollen aber dazu Leute fähig sein, die, mit einigen Empfehlungsbriefen versehen, einige Tage sich in einigen kleineren Städten herumtrieben, jede Bemerkung, die ihnen ohne Arg gemacht wird, notiren und mißverstanden oder ohne alle Prüfung, in der indiscretesten Weise in alle Welt posaunen? Als Matador solcher Federhelden hat sich Herr Julius Rodenberg vorgethan, dem unter Anderen ein kaum 12stündiger Aufenthalt in Pfalzburg den kostbaren Stoff zu verschiedenen Artikeln gegeben hat, deren nicht ganz uninteressirter Zweck auf eine Verherrlichung Erkmann's hinausläuft. Der Patriotismus dieses Schriftstellers wird durch den Versuch, die bekannte Aeußerung im sousmaître zu vertheidigen, genügend gekennzeichnet. Der junge Beamte, dem er sich aufdrängte und welchen er durch Verdrehung seiner Aeußerungen bloßstellt, erzählt mit großem Humor die zahlreichen falschen Angaben und Mißverständnisse, welche in jenen Artikeln niedergelegt sind, wie z. B. ein entfernter Verwandter zum Bruder Erkmann's gemacht und ersterem seine eigene liebenswürdige Schwester als Frau zugesprochen ist. Die scherzhafte Bemerkung: daß es leicht sei die Zahl der Schoppen, die Erkmann täglich während seines abendlichen Erzählens in einem von allen Klassen der Bevölkerung besuchten Kaffee verzehre, festzustellen, da nach französischem Brauch die Buffetdame jedes Glas in ihrem Register notirt, wird dahin wiedergegeben: daß Erkmann viel Bier trinke und viel mit Bauern verkehre u. s. w. Die Verdienste Erkmann-Chatrian's um die wahrheitsgetreue Darstellung deutschen Volkslebens werden diejenigen, die sich an Ort und Stelle von deren Naturwahrheit zu überzeugen Gelegenheit haben, am wenigsten verkennen; darf ein Deutscher aber dieselben in dem Augenblicke idealisiren, in dem die

Pariser Blätter eine neue Schrift jener Firma über die Gräuelthaten der Deutschen im Jahre 1870 ankündigen, in welcher der Dichter — freilich nach dem jetzt in Frankreich allgemein gewordenen Tone — über politischen Schmerz die Wahrheit absichtlich verstellt? Erkmann lebt hier völlig ungestört, reist hin und wieder nach Paris zu Conferenzen mit Chatrian, welcher den Beruf hat, die Kritik an Inhalt und Form seiner Schriften auszuüben und weiß auch recht gut, daß alle Gräuelgeschichten Erfindungen sind. Fragen wird sich freilich, wie nach Erscheinen seines neuesten Werkes sich die Regierung ihm gegenüber stellen wird.

Wahrheit und Dichtung über Rußland. Aus St. Petersburg. Fürst Bismarck hat die preußisch-russische Freundschaft nicht erfunden, aber er hat ihr einen Inhalt gegeben, welcher unserem Reichskanzler darum nicht besser behagt, weil er Erziehung genug hat coram publico keine Gesichter zu schneiden. Indessen so schwer Fürst Gotschakow im Stillen daran tragen mag seit 8 Jahren pour le roi de Prusse zu arbeiten: Dank der Klugheit seines größeren Collegen bleibt ihm die Genugthuung nicht versagt, daß es öffentlich den Anschein hat, als würden die Berliner Uhren noch immer nach Petersburger Zeit gestellt. Seit der Eroberung von Paris erhalten wir von Berlin aus die Complimente, die wir eigentlich Ihnen schuldig wären. Ihre Officiösen überheben uns der Mühe, unseren nicht ganz fleckenlosen internationalen Ruf gegen männiglich zu vertheidigen, und haben uns binnen wenigen Monaten dermaßen verwöhnt, daß wir schon jetzt mit Schrecken an die Zeit denken, da wir ohne diese Kost uns werden behelfen müssen. Noch ungleich schmeichelhafter aber als die Huldigungen aus dem Büreau des Geheimrath Hahn ist uns der unverkennbare Eifer, mit dem Ihre unabhängige Presse dem Losungswort aus dem Auswärtigen Amt zu folgen bemüht ist. Fußküsse sind wir von Alters her gewohnt: die Rolle einer umworbenen Schönheit war uns bisher neu. Allein Fürst Gotschakow müßte kein Russe sein, wenn er aus dieser Rolle nicht das Beste zu machen wüßte. Seinen Officiösen gebietet er spröde Zurückhaltung: seinen „Unabhängigen" braucht er verletzende Ungezogenheit und herausfordernde Mißachtung nicht erst zu empfehlen.

Während der Anwesenheit der deutschen Prinzen und Generale hat sich dieses Programm natürlich einige Abänderungen gefallen lassen müssen. Der Kaiser ist aus einem ziemlich kühlen Neutralen nach und nach zu einem leidenschaftlichen Verehrer seines Oheims, und damit des deutschen Heeres geworden. Daß seine Umgebung im Stillen diese Anschauung keineswegs theilt, ist zweifellos. Allein wozu wäre man Hofmann, wenn man nicht erforderlichen Falls Schauspieler sein könnte? Die Officiösen hüben und drüben haben mit Recht sagen dürfen, daß die deutschen Gäste von Seiten des

Hofes mit einer Liebenswürdigkeit, ja Herzlichkeit empfangen worden sind, die nichts zu wünschen übrig ließ. Sogar der Thronfolger, dessen Unarten gegen den Prinzen Reuß, ja gegen noch höher gestellte Vertreter des deutschen Reiches, dem Kaiser seiner Zeit viel Verdruß bereitet haben, hatte sich zum Festmahle am St. Georg's Tage eingefunden. Ob freiwillig oder auf Befehl — wer weiß es? Im Ganzen scheint er seit seinem Badeaufenthalt in Ehstland zu den Deutschen eine weniger unfreundliche Stellung einzunehmen.

Indessen, wenn der allerhöchste Wille innerhalb eines bestimmten Umkreises Sonnenschein und Regen gebieten kann, so ist dieser Umkreis doch selbst in Rußland ein ziemlich eng begrenzter. Unsere unabhängige Presse hat zwar den Takt gehabt, den deutschen Notabilitäten keine Grobheiten zu sagen, ja sie hat sich sogar zu Begrüßungsartikeln entschlossen, allein dieselben sind mitunter so ausgefallen, daß sie über die wahre Gesinnung der Redaktionen kaum einen Zweifel lassen. So nennt z. B. der „Golos" unter den Ereignissen der „vergangenen Woche" den deutschen Besuch neben einem Bauernputsch bei Wilna, und einem Schiffbruch im Kaspischen Meer. Wenn Jemand diese Zusammenstellung für eine zufällige ansehen will, so werden wir ihm dafür verbunden sein. Das unabhängige Publikum benahm sich im Ganzen wie die unabhängige Presse. Es enthielt sich einerseits aller feindseligen Kundgebungen und Unarten, war aber andererseits aus jener kühlen Zurückhaltung nicht herauszubringen, welche sonst die Stimmung unserer Officiösen bezeichnet. Nur Graf Moltke wurde größerer Aufmerksamkeit gewürdigt; die übrigen Herren, Prinz Friedrich Karl nicht ausgenommen, schien man kaum zu bemerken. Vielleicht ist das Demonstrative dieses Verhaltens den Gästen entgangen. Nicht näher mit unseren Verhältnissen vertraut, mögen sie, was berechnete Kälte war, für besondere Ehrerbietung genommen haben. Um eine richtige Vorstellung von der herrschenden Stimmung zu gewinnen, mußte man hören, wie privatim geurtheilt wurde. Besonders scharf ausgeprägt habe ich den Mißmuth über den Besuch in höheren militärischen Kreisen gefunden. Hier ging man mitunter so weit, denselben taktlos zu nennen; es sind mir sogar Zweifel aufgestoßen, ob eine Einladung stattgefunden habe. Die nächste Ursache dieser Verstimmung ist jedenfalls in der stark ausgeprägten Abneigung gegen das deutsche Heer zu suchen, welche sich schon 1866, noch mehr aber 1870—1871 geltend machte. Es kommt aber noch Anderes hinzu. Unsere Generale haben kein gutes Gewissen. Sie amüsiren sich zu viel und arbeiten zu wenig. Einem Moltke gegenüber mußten sie sich wie faule Schuljungen vorkommen, das hat sie geärgert. Um so mehr, als sie recht gut wissen, wie schlimm theils ihre eigene Unthätigkeit, theils die allgemeinen Verwaltungsgrundsätze, welche mit dem

jetzigen Kriegsminister zur Herrschaft gelangt sind, auf den Zustand des russischen Heeres gewirkt haben. In vertrauten Augenblicken, z. B. nach einem guten Mittagessen wird man Ihnen Dinge erzählen, die Sie freilich weder in der bekannten Schrift: „Rußlands Heeresmacht", noch in den Aufsätzen von M. Jähns in den „Preußischen Jahrbüchern" wiederfinden werden. Wenn sie Glück haben, können Sie solche Bekenntnisse, unter Anderen auch von dem Verfasser jener vielbenutzten Flugschrift selbst hören. Bei der Cigarre wird er Ihnen das Gegentheil von dem erzählen, was er gedruckt in die Welt hat gehen lassen. Der Mann ist kein Russe, sondern ein deutscher Streber, der unter Landsleuten gern einmal die Wahrheit sagt. Aber auch ohne persönliche Beziehungen zu unserem Officiercorps können Sie recht unvortheilhafte Dinge über das russische Heer erfahren. Sie brauchen nur die „Russische Welt" in die Hand zu nehmen. Dieses Blatt hat neulich für ein paar Artikel über unsere militärischen Zustände die erste Verwarnung erhalten, Artikel, die anerkanntermaßen nur eine Zusammenstellung officieller Angaben des Kriegsministeriums enthielten. Freilich ging aus ihrer Zusammenstellung hervor, daß im Heere alle Verbrechen und Vergehen, welche schlechte Mannszucht zur Voraussetzung haben, in den letzten zehn Jahren um das Vier- und Fünffache, in manchen Kategorien sogar um das Achtfache zugenommen haben, und daß in diesem Jahre bereits 2600 Officiere am Normalstatus fehlen. Eine Widerlegung ist nicht versucht worden. Der Kriegsminister General Miljütin hat privatim zugegeben, daß die fraglichen Artikel keinerlei Entstellung oder Uebertreibung enthielten, sich aber gleichwohl nicht veranlaßt gefühlt, die Aufhebung der verhängten Strafmaßregel zu beantragen, mit anderen Worten, er hat eingestanden, daß der thatsächliche Zustand des russischen Heeres keine Schilderung verträgt.

So sind die Dinge und so kennt sie hier Jedermann. Fordert es da nicht den Spott heraus, wenn manche Ihrer treuherzigen Landsleute in Berlin die Augen hartnäckig gegen so offenkundige Schäden verschließen und den Fortschritten des russischen Heerwesens in langen Abhandlungen das glänzendste Zeugniß ausstellen? Wer soll damit getäuscht werden? Sie dürfen überzeugt sein, daß die Franzosen, auf die es dabei in erster Linie abgesehen ist, über diesen Punkt sehr gut unterrichtet sind. Baron Stoffel war es auch. Was konnte er dafür, daß Louis Napoleon seine Berichte unerbrochen liegen ließ?

Uebrigens machen sich nicht allein die Deutschen durch ihre Beurtheilung russischer Zustände lächerlich. Die Engländer leisten noch Unglaublicheres. Kennen Sie „Free Russia" von Hepworth Dixon? Wenn dieser geistvolle Reisende über Amerika und andere Länder, die er befahren und geschildert

hat, ebenso zuverlässige Nachrichten gibt, als über Rußland, so werden wir am Besten thun, überhaupt keine Reisebeschreibungen mehr zu lesen. Welche anziehende Schilderung entwirft er z. B. von den Bewohnern eines berühmten Höhlenklosters, den sog. „Chimniks" und wie verhält es sich in Wahrheit mit diesen Heiligen? Vor einiger Zeit wurde in ihrer Behausung, wahrscheinlich in Folge einer Denunciation, eine obrigkeitliche Untersuchung angestellt; es ergab sich dabei, daß aus den Höhlen eine Treppe in eine Branntweinkneipe führte, wo die Chimniks die Zeit verbrachten, welche ihnen ihre Hauptbeschäftigung, die Anfertigung falscher Banknoten, übrig ließ. Als mildernder Umstand darf vielleicht gelten, daß diese einträgliche Thätigkeit unter unseren höheren Klassen überhaupt recht beliebt ist. Vor ein paar Jahren wurden in Kürsk oder Charkow ein paar Adelsmarschälle abgefaßt, welche eine elegant eingerichtete Banknotenfabrik besaßen. Etwas später glückte dem deutschen Polizeiminister in Odessa die Aufhebung einer großartigen Fälscherbande, an deren Spitze angesehene Geldmänner standen. Es stellte sich heraus, daß die Genossenschaft in fast sämmtlichen größern Städten des Reichs „Filialen" besaß. Nur Moskau „arbeitete selbständig." Mit der Verfolgung der Angelegenheit ging es wie immer: sie wurde mit gewaltigem Eifer begonnen; bald aber „fand sich", daß die Anklagen entweder „unbegründet" oder doch „stark übertrieben" seien. Das Ergebniß war ein ganz unbedeutendes. Ein paar kleine Diebe mußten nach Sibirien. Die großen ließ man laufen, um ihnen gelegentlich einen neuen Proceß anzuhängen, dessen Ausgang natürlich kein anderer sein kann.

An dieser Bereitwilligkeit unter gewissen Voraussetzungen ein Auge zuzudrücken geht, neben der schlaffen Arbeitsscheu und dem mangelnden Pflichtgefühl unserer Gebildeten, alles zu Grunde, was uns die neuen Lebensformen etwa Gutes bringen könnten. Auch die allgemeine Wehrpflicht, deren Einführung mit dem 1. Januar 1873 beschlossene Sache zu sein scheint, wird an diesen Eigenschaften der Nation scheitern. Der Gesetzentwurf enthält die Bestimmung, daß die Länge der Dienstzeit nach dem Bildungsgrade bemessen werden soll, den der Rekrut aufweisen kann. Sehr gut gemeint. Was aber muß voraussehen, wer Rußland kennt? Daß sich ein förmlicher Handel mit Schul- und Universitätszeugnissen entwickeln wird. Auch den Militärärzten stehen goldene Tage bevor. Das Heer wird sehr wenige „Freiwillige" sehen, diese wenigen aber werden ihm nur in den seltensten Fällen Nutzen bringen. Weit entfernt, wie bei Ihnen ein Element der Zucht und Sittlichkeit zu sein, werden unsere jungen Leute keine andere Aufgabe haben, als das Heer mit der Nichtsnutzigkeit ihres hohlen Nihilismus zu vergiften.

Die Einsichtigen unter unseren Militärs haben eine wahre Angst vor der Einführung des neuen Systems, wie vernünftige Leute seiner Zeit der

Aufhebung der Leibeigenschaft, in der Form wie sie wirklich stattgefunden hat, mit einer Besorgniß entgegen sahen, welche durch den Erfolg, oder vielmehr Mißerfolg der Maßregel gerechtfertigt erscheint. Nur ist die Gefahr bei einer Neugestaltung des Heerwesens noch weit unmittelbarer und dringender. Aber die allgemeine Wehrpflicht kommt mit derselben verhängnißvollen Sicherheit, wie alle anderen Reformen. Diese Regierung hat nun einmal die Aufgabe, alles auf den Kopf zu stellen, was Peter der Große geschaffen hat. Sie wird nicht eher einhalten, als bis der letzte Stein in Rußland umgekehrt ist. Wenn man die Früchte des bisher Geleisteten betrachtet, ist man geneigt, eher an die Thätigkeit einer zerstörenden Naturkraft zu glauben, als an den wohlwollenden Sinn eines Herrschers, der wie Wenige das Gedeihen seines Volkes im Herzen trägt.

Literatur.

Silvesterblick auf ein Kriegsjahr der Kunstforschung. — In den Annalen der Kunstwissenschaft wird man das verflossene Jahr als das Holbeinjahr bezeichnen. Für die Zunft der Kunstforscher und Maler, der Kenner und Liebhaber bildete die Frage nach dem Verhältniß der beiden Madonnen, die unter des Meisters Namen stehn, das überwiegende Interesse, und nicht für diese allein: auch für einen großen Kreis der Gebildeten war sie die populärste Angelegenheit. Die Stellung zu jenen überirdischen Damen durfte eine Zeit lang geradezu als Voraussetzung des gesellschaftlichen Verkehrs angesehen werden, so lebhaft, so leidenschaftlich wurde Partei genommen. So viel Staub und unnöthige Lufterschütterung auch der Streit hervorgerufen, es war doch eine angenehme Thatsache, daß uns nach den ungeheuren Erlebnissen, wie sie vorausgegangen waren, diese subtile geistige Angelegenheit so tief und nachhaltig beschäftigen konnte. Jetzt sind nun die beiden Streitobjecte, die auf der Dresdener Ausstellung einander gegenübergestellt waren, wieder an ihren Ort gebracht, die Masse der lehrreichen Begleiter zurückgewandert, die vornehmen englischen Gäste glücklich heimgeleitet. Auf dem abgedeckten Tische bleiben nur noch Papiere zurück, die Speisezettel des genossenen Mahles, und diese Zeitschrift, die der Holbein-Sache so vielfach gedacht hat, empfindet die Verpflichtung, wenigstens mit einigen Worten das Soll und Haben aufzurechnen, was dieses Menu ergibt. — Es war keine glückliche Einleitung, daß gleich die Suppe doppelt aufgetragen wurde — so sehr das auch in der feinen Küche unserer Tage Mode ist — in jenen beiden

Erklärungen nämlich über das Verhältniß der Madonnenbilder, zu der sich der Congreß der Kritiker und ihnen gegenüber eine große Zahl von Künstlern angetrieben fühlte. Beide Gerichte waren dermaßen gepfeffert, daß man versucht war, sie eher für Waffen- als für Diner-Gänge zu nehmen. Den Appetit stillten sie schon deshalb nicht, weil, seltsam genug, die Künstler blos ästhetische, die Kunstgelehrten blos technische Gründe beibrachten, ein Tausch der Rapiere, der mit unbefangenem Auge betrachtet, nicht Stichhaltiges ergab. Da war denn ein kräftiges Stück Fleisch willkommen: Herr A. Jansen brachte uns in seinem „historischen Beweis der Echtheit des Dresdener Bildes" (Dresden, Schönfeld'sche Buchhandlung) den Monolog einer gläubigen Seele, der freilich nur geeignet war, statt Gläubige vielmehr Gläubiger zu machen, denn was er versprach, blieb er eben schuldig; es folgten A. Woltmann und Bruno Meyer mit ihren Erörterungen in der „National-" und „Augsburger Zeitung", würzigen Zwischengängen, welche jedoch an das Gesetz mahnen, daß gewisse Tonarten erst in späterem Stadium der Tafel statthaft sind, eine Bemerkung, die auch bei anderen derartigen gelegentlichen Erklärungen zu wiederholen ist, u. a. selbst angesichts des Rückblickes, den Lützow in einer der letzten Nummern seiner Zeitschrift gab. Den rechten Ton und die rechte Art traf (wenn wir aus Selbstbescheidung von den Wortführern im „Neuen Reiche" absehn) erst A. v. Zahn durch seinen Artikel im „Dresdener Journal". Vielleicht keiner der Betheiligten hat sich durch seine Erklärung so viel Ehre gemacht wie er. Ihm, der zwar als einer der Hauptanstifter jener Madonnen-Confrontation starken Antrieb empfinden mußte, sich zur Sache vernehmen zu lassen, wäre in billiger Rücksicht auf seine amtliche Stellung vielleicht am wenigsten verdacht worden, wenn er vorgezogen hätte, zu schweigen; um so anerkennenswerther ist, daß er gesprochen und wie er gesprochen hat. Denn er gab eine leidenschaftslose Prüfung der Sachlage, eine Reihe exacter Beobachtungen über den Thatbestand und auf Grund dessen ein wissenschaftliches Verdict, das je mehr in's Gewicht fällt, je entschiedener Zahn vor Beginn der Ausstellung vom Gegentheile überzeugt gewesen war. Schon hätte man Neigung gehabt, diesem Beitrage den Rang des Bratens in unserm literarischen Gastmahl zuzumessen, doch es kam noch ein Gang, der sich selbst als solchen pries: die Gegenerklärung — ein „letztes Wort" im „Dresdener Journal" — des Herrn Julius Hübner, der freilich in Sachen des Dresdener Bildes gut reden hat, da er als nunmehriger Director der Gallerie gewissermassen des Bildes Schicksal repräsentirt. Für den Künstler ist es eine nicht unverfängliche Ansicht, daß man in Streitfragen, deren Kern, nach Zahn's Darlegung, gerade die künstlerische Eigenart und Technik ist, nur durch den historischen Beweis überzeugt werden könne, und da Herr Hübner zu den Gläubigen des

Dresdener Bildes gehört, so macht seine Aeußerung fast den Eindruck der Berufung an ein nicht vorhandenes Forum. Es stünde doch um ein gut Theil schlechter um die kunstkritische Forschung als es wirklich steht, wenn man in Feststellungen des Thatbestandes bei einem Bilde nur subjective Meinungen erblicken dürfte; die Voraussetzung ist dabei nichts als ein gesundes Auge und der gute Wille, es zu brauchen. Die ausschlaggebenden Verschiedenheiten der Malweise beider Bilder müssen Jedem deutlich gemacht werden können, der beides hat; indeß gewisse halbdunkele Aeußerungen über die Schuld des Firnisses an dem vielberufenen Email des Holbein'schen Farbenauftrags lassen in dieser Beziehung hier einige Besorgnisse zurück. — Mit gewohntem Ernst hat dann H. Grimm (Preuß. Jahrb.) vor übereiltem Schluß der Acten gewarnt. Gewiß sind die Herbeiziehung der Basler Gemälde und die eingehende Vergleichung der Zeichnungen sehr wichtige Factoren zur Entscheidung der Frage, aber wir leugnen, daß diese unberücksichtigt gelassen, jene ganz versäumt sei. Die Vergleichung der Naturstudien mit den Bildern führt leicht zu dem Trugschlusse, dieselben stünden in unmittelbarer Beziehung zum Dresdener Bilde, weil sie diesem stellenweise allerdings ähnlicher sind; aber wie soll denn der sehr natürliche Einwurf beseitigt werden, daß im Darmstädter Bilde die Köpfe ursprünglich den Studien noch viel mehr entsprochen haben, aller Wahrscheinlichkeit nach entsprochen haben müssen, da es früher und vermuthlich vor der Natur selbst gemalt war. Nimmt man daran Anstoß, daß das Dresdner Bild, obgleich nicht von Holbein's Hand, dennoch holbeinischer sein könne als das Darmstädter, welches wirklich von ihm ist, so erinnere man sich der sogenannten Lionardo-Zeichnungen in Weimar, die jetzt ebenfalls lionardesker sind als ihr Original, das verdorbene Wandbild in Mailand. — Auf den Unterschied zwischen Bildern und Zeichnungen legt auch die mit C. L. unterschriebene Holbein-Schrift Gewicht, welche in Leipzig (F. C. W. Vogel) erschienen ist, und sie bestrebt sich gleichfalls, die veränderte Technik bei Holbein zu erklären. Was den vermeintlichen Altersabstand der Köpfe betrifft, so will uns bedünken, daß nicht die Dresdener älter, sondern vielmehr die Darmstädter durch Uebermalungen (z. B. Zudeckung von Runzeln ꝛc. beim Bürgermeister) jünger gemacht sind — sonst wäre doch wohl die Alters- und Größengleichheit der Kinder auf den Bildern bei einem Zeitabstand von so viel Jahren als der Verfasser annimmt, nur durch ein zweites Wunder zu erklären außer dem ersten, welches seiner Meinung nach das Bild überhaupt darstellt. Was aber die Technik angeht, so muß geantwortet werden: nicht daß Holbein einmal anders malte als ein anderes Mal, ist unwahrscheinlich, sondern daß ein Meister, der mit so erstaunlich wenig Mitteln wie er so Ausgezeichnetes zu leisten vermochte, eine geringere, weil complicirtere Technik angenommen

haben sollte, das ist das Ungereimte. Inwieweit wesentliche Voraussetzungen des Dresdener Bildes (Anordnung, Zeichnung) auf Holbein selbst zurückzuführen sind, bleibt allerdings offene Frage. — Neuerlich hat E. H. (His-Heusler), dem am meisten zustand, die Basler Bilder beweiskräftig in's Gefecht zu führen, in den Basler Nachrichten einen Bericht über die Dresdener Ausstellung gegeben, der sich mit fast schüchterner Zurückhaltung ausspricht, aber doch die Originalität des Dresdener Bildes preisgibt. — Wir hatten im Eingang diesen Ueberblick mit einem Diner verglichen: so schien denn hiermit und mit den trefflichen Bemerkungen Bode's über die Sache (Zeitschrift f. bild. Kunst) das Eis ruhiger Objectivität aufgetragen und die Tafel aufgehoben zu sein: da wirft plötzlich Hr. Eduard Magnus in Berlin noch Dessert (Gedanken über die Confrontation der Holbein-Bilder) auf den Tisch. Aber es ist kein Zuckerwerk, sondern hier bedarf es des Nußknackers. Herr Magnus kann gar nicht begreifen, warum eigentlich die ganze Ausstellung in's Werk gesetzt sei, wenn nicht aus Eitelkeit, und wozu überhaupt „das materielle unfruchtbare Vergleichen" dienen sollte? er hat sich von vorn herein als Cassandrus gefühlt und protestirt im Namen der civilisirten Welt gegen den pedantischen Aberwitz der Kunstforscher, „denn nur im aller Handgreiflichsten, in dem Farbenauftrag und in der Pinselführung suchen diese Pinsel die Originalität und die Meisterschaft" (sic). Wir wissen nicht, ob an dem Schreiber selbst jemals versucht worden ist, auf diesem Wege Originalität und Meisterschaft zu entdecken, zweifeln jedoch daran, obgleich er erklärt, daß „eine so feste strenge Factur wie die der Holbein'schen Bilder sich facsimile copiren läßt" (sic). „Uns Malern" bietet sich hier keine Schwierigkeit, „uns Malern" ist es ganz geläufig, daß man einmal so, das andere Mal anders pinselt; „uns Malern" scheint es überhaupt abgeschmackt, die Wahrheit zu ergründen. Aber es ist nicht bei allen Künstlern so, und deshalb schreckt uns weder dieser Majestäts-Plural des Hrn. Magnus, noch seine Drohung, daß man sich künftig noch an Rafael und Tizian vergreifen würde! Was Einem recht, ist dem Andern billig, — nur abwarten, es wird die Reihe schon wieder an diese Namen kommen; ja es gehört für Jemanden, der in solcher Sache öffentlich schreibt, eine unerlaubte Dosis Unwissenheit dazu, die achtungswerthen Anstrengungen zu ignoriren, die bereits zur Säuberung dieser und anderer gefeierter Namen der Kunstgeschichte gemacht worden sind. Nur über Eins glauben wir Hrn. Magnus beruhigen und dadurch auch seinem persönlichen Groll die Spitze abbrechen zu können: an „uns Maler" kommt die Reihe schwerlich.

Ein unerfreulicher Kehraus; indeß auch den Griechen war erträglich, daß nach ernstem Geisteskampf der Männer das drollige Völkchen der Satyrn auftrat; sie ließen es gewähren, um wieder lachen zu können. Inner-

halb und außerhalb der Mauern ist in dieser Beziehung sattsam gesündigt worden. Berufene und Unberufene haben sich weidlich herumgeschlagen um das moderne ὁμοιούσιος und ὁμοούσιος der Holbein-Frage, aber die vorläufige Statistik der Parteien beweist doch keineswegs, daß sich überhaupt Künstler und Gelehrte streitend gegenüberständen. Es lassen sich sehr namhafte Maler anführen, welche die Zweifel an der Holbeinschaft des Dresdener Bildes theilen, wie sie zuerst durch die Erklärung der Kritiker ausgesprochen worden; aber Namen gegen Namen zu setzen ist wirkungslos und hätte von vorn herein vermieden werden sollen, weil es den Streitenden zu leicht gehässigen Schein gibt, dem zuschauenden Publikum verwirrenden oder gar lächerlichen Eindruck macht; denn das ist keine Wette, deren Verlust nur beliebigen Einsatz kostet, sondern in diesem Falle sind die Namen selber der Einsatz. Ueberschlägt man die Urtheile, die überhaupt in der Sache ergingen, so läßt sich mit Sicherheit behaupten: die Zusammenführung der Bilder hat sehr Viele, die an die Echtheit beider glaubten, von der Allein-Echtheit der Darmstädterin überzeugt, Niemanden aber, der an der Dresdenerin zweifelte, zum Glauben an ihre Echtheit bewogen. Das ist ein Gewinn; der größere jedoch ist, daß sich eine Reihe ganz bestimmter Fragpunkte festgestellt hat, deren Beantwortung weiter führen muß. Will man vorab für das Problem der Existenz zweier so inhaltsgleicher Bilder von verschiedener Urheberschaft und mit der Eigenthümlichkeit, daß das jüngere das vollendetere ist, durchaus Beispiele aus der Kunstgeschichte angeführt sehen, so ist wohl gestattet, an Rafaels berühmtes Sposalizio zu erinnern, das man als eine durchgearbeitete und verbesserte Wiederholung des Bildes von Perugino im Museum zu Caen bezeichnen muß. Rafael hat die ganze Erfindung seines Meisters beibehalten, die Eintheilung der Pläne, die Anordnung der Personen, die Handlung der Gruppen, selbst den Tempel des Hintergrundes und die Reihe der kleinen Zwischenfiguren, nur daß er Alles verfeinerte und vergeistigte und das, was Perugino auf die rechte Seite setzte, auf die linke übertrug. Sein Bild ist also in ähnlichem Sinne wie das Dresdener eine Replik von anderer Hand ohne geradezu Copie zu sein.

Den Veranstaltern der Holbein-Ausstellung gebührt — trotz Hrn. Magnus — der beste Dank; das Maaß von Belehrung und Genuß, was sie verschaffte, wiegt bei allen Verständigen den Verdruß reichlich auf. Wir hoffen im Interesse der Kunstforschung, daß diesem ersten wichtigen Unternehmen bald ähnliche folgen mögen. So ungern wir aber den Zwinger-Pavillon schließen sahen, so heilsam wird es sein, wenn nun die Arena des offenen Marktes der Tagespresse auf eine gute Zeit geschlossen bleibt, denn das öffentliche und mündliche Verfahren, wie es in diesem Jahr betrieben worden, hat die Sache nicht fördern können. Jetzt mag die Forschung fein bei sich zu Hause weiter arbeiten; in den vier Wänden ist überdies kein Raum, auf's hohe Pferd zu steigen, was zur Zeit noch Niemandem zukommt. In diesem Sinne wünschen wir der Holbein-Frage ein glückliches neues Jahr. —

Ausgegeben: 29. December 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die politische Tagespresse in Deutschland.

Wir beabsichtigen in der nachfolgenden Betrachtung weder eine historische Uebersicht der Entwicklung der deutschen Preßverhältnisse und eine Charakteristik ihrer verschiedenen Phasen zu geben — beiläufig bemerkt eine höchst dankbare Aufgabe für eine berufene Feder, die fähig wäre dasselbe für Deutschland zu leisten, was J. Grant in The News paper Press, its origin, progress and present position neuerdings für England geleistet hat — noch unternehmen wir eine Kritik der Lage der deutschen Preßgesetzgebung mit daran geknüpften Verbesserungsvorschlägen; was wir beabsichtigen, ist eine kurzgefaßte Skizze der politischen Zeitungsliteratur in Deutschland, soweit wir sie zu überblicken im Stande sind, und eine Beleuchtung ihrer Leistungsfähigkeit, ihrer Eigenthümlichkeiten, ihrer Vorzüge und ihrer Hemmungen zu geben. Eine solche Rundschau über die heimathliche politische Zeitungsliteratur hat eigenthümliche Schwierigkeiten schon durch die in Deutschland bestehende große Mannichfaltigkeit kleiner und den Mangel eines einzigen, großen, das politische Leben beherrschenden Mittelpunktes. Die neue Kaiserstadt ist im Begriff, sich zu dieser Stufe zu erheben, aber vorläufig nimmt sie dieselbe noch nicht ein. Eine ähnliche Arbeit in Betreff der englischen und französischen Zeitungsliteratur unternommen, würde sich an einer Charakteristik der hauptstädtischen Presse genügen lassen können und damit ihr Thema im Wesentlichen erschöpft haben. Selbst die Zeitungen der großen Städte Mittel- und Südfrankreichs, die noch am ehesten nach der ganzen bisherigen Lage der Verhältnisse einen Anspruch auf Beachtung erheben könnten, fallen nicht genügend in's Gewicht, um dem von Paris entnommenen Bild der französischen Journalistik wesentlich andere und bedeutsame Züge hinzufügen zu können. Auch für Oestreich gilt ungefähr derselbe Maßstab. Mit Hinzunahme einiger czechischer und ungarischer Journale würde bei einer Schilderung der östreichischen Preßverhältnisse der Schwerpunkt immer in die großen Wiener Zeitungen zu verlegen sein. Wie wesentlich anders dagegen die Verhältnisse in Deutschland gestaltet sind, geht schon aus dem einzigen Umstand hervor, daß von allen Zeitungsunternehmungen dasjenige, welches in vielen Beziehungen unleugbar im größten Stil gehalten ist und welches sich am meisten und nicht ohne Erfolg mit der „großen Politik“

beschäftigt, gar nicht in Berlin, sondern in einer Provinzialstadt, in Köln, erscheint.

Indem wir uns nun zu der Musterung dessen, was auf dem Gebiet des politischen Zeitungswesens in Deutschland geleistet wird, wenden, ergibt sich von selbst die Nothwendigkeit, die Grenzlinie einigermaßen scharf zu bezeichnen. Lassen wir auch bei einem Gegenstande, für den eine bestimmte Definition gar nicht aufzustellen ist, einen möglichst weiten Spielraum zu, festzuhalten ist doch von vornherein, daß Blätter, welche den Inbegriff dessen, was man unter Politik zu verstehen pflegt, selbständig und genügend zu verarbeiten entweder außer Stande oder nicht Willens sind, in der politischen Zeitungsliteratur gar nicht mitzählen. Damit ist einem Theil der Blätter, die wir auf diese Weise auszuschließen wünschen, die politische Bedeutsamkeit natürlich nicht abgesprochen. Wer möchte in der That bezweifeln, daß das bairische „Vaterland", die „Donauzeitung" und andere Blätter ähnlichen Schlages oder daß andererseits der schwäbische „Beobachter", der „Volksstaat" u. s. w. politische Bedeutsamkeit haben können und haben? Daß sie dieselbe erlangen, hängt aber doch immer nur von dem Einfluß ab, den dieselben auf große Kreise der Bevölkerung auszuüben im Stande sind, und eben dieser Umstand, bei dem politische Besonnenheit und Gediegenheit mehr hinderlich als förderlich sind, wird auf keine Weise in's Gewicht fallen können, wenn es sich um den Anspruch handelt zur ernsthaften politischen Zeitungsliteratur mitgezählt zu werden.

Das Emporblühen großer politischer Zeitungen ist von einer Reihe complicirter Bedingungen abhängig, von denen bald die eine, bald die andere den Ausschlag gibt, bald die eine, bald die andere fehlen kann, wenn sie durch andere besonders günstige Umstände ersetzt ist. Was aber eigentlich niemals fehlen darf, wofür nur unter den seltensten Umständen sich anderweit einigermaßen ein Ersatz beschaffen läßt, ist ein gewisser großartiger Zuschnitt des politischen Lebens. Außerhalb dieser für jedes politische Organ nothwendigen Lebensluft verkümmert dasselbe oder es nimmt einen exotischen, internationalen Charakter an, sein geistiger Schwerpunkt verlegt sich außerhalb des Landes, in dem es erscheint und dem es gewissermaßen nur noch räumlich angehört. So liegt der Fall mit der Indépendance belge, deren Bedeutung nur zum allergeringsten Theil in belgischen Beziehungen wurzelt und ungefähr das Gleiche gilt von der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die in einem ähnlichen Verhältniß zu ihrer bairischen Heimath steht. Von dem Augsburger Blatt, das sich früher berühmen konnte das Blatt par excellence für gekrönte Häupter und Staatsmänner zu sein, wird häufig und nicht ohne allen Grund geurtheilt, daß es sich überlebt habe, indessen die Zeit des Concils hat doch bewiesen, daß demselben auf gewissen Gebieten eine specifische

Energie, die in keiner anderen Zeitung in gleicher Weise zu finden war, innewohnt. Durch seine vortrefflichen Römischen Briefe und deren vernichtende Enthüllungen — wohl nicht mit Unrecht wurde später die italienische Regierung als nahbetheiligt bei dem geheimnißvollen Ursprung derselben angesehen — hat es damals der Sache des Fortschritts außerordentlich wichtige Dienste erwiesen, Dienste, die von keinem anderen Blatt gleich wirksam geleistet werden konnten. Ueber vorzügliche Verbindungen und bedeutende Geldmittel gebietend kann es trotz des Mangels einer einheitlichen Tendenz noch immer den Anspruch erheben, dasjenige Organ Süddeutschlands zu sein, welches weitergehenden politischen Ansprüchen noch am ehesten gerecht zu werden im Stande ist. Wir verkennen dabei nicht, daß die in München erscheinende Süddeutsche Presse unter Fröbel's geistvoller Leitung Vortreffliches leistet und daß es ihr nur an einem Leserkreis mangelt, um eine wichtige Stellung einzunehmen, ebenso daß das vielgelesene Hauptblatt Württembergs, der Schwäbische Merkur, in Baiern außerdem die Augsburger Abendzeitung, in Baden die Landeszeitung mit Anerkennung genannt zu werden verdienen; aber es ist trotzdem unzweifelhaft, daß der Mangel eines einigermaßen großartigen politischen Lebens in Süddeutschland bisher die Begründung eines Blattes von höherer politischer Rangstufe daselbst verhindert hat und daß es für diese Rubrik daher auch in unserer Uebersicht nichts zu verzeichnen gibt.

In noch viel ausgesprochenerem Maße gilt dasselbe Verhältniß bekanntlich für Sachsen, welches, wenn nicht die D. Allg. Ztg. eine rühmliche, nur durch den nicht ausgedehnten Leserkreis des Blattes einigermaßen eingeschränkte Ausnahme machte, hinsichtlich des politischen Zeitungswesens geradezu eine Wüstenei genannt zu werden verdiente, so gänzlich ertraglos hat sich bisher der dürftig angebaute Boden daselbst erwiesen. Daß eine Stadt von der Größe und dem lebhaften Verkehr Dresdens nicht eine einzige nennenswerthe politische Zeitung oder Zeitschrift aufzuweisen hat, bleibt selbst, wenn man den hemmenden Einfluß des Residenzcharakters der Stadt in Anschlag bringt, eine schwer erklärliche Thatsache. In Hessen und in einem Theil Thüringens herrscht vorwiegend der Einfluß der Frankfurter Blätter, welche sich trotz des gänzlichen Fehlschlags ihrer vor und nach dem Kriege von 1866 ziemlich unverändert festgehaltenen Politik — großdeutsch-reichsstädtisch mit demokratischer Verbrämung — auf diesem ihnen von Altersher angehörigen Boden behauptet haben. Von ihnen eifert die Frankfurter Ztg. am meisten von allen deutschen Blättern und nicht ohne Erfolg den Wiener Blättern, sowohl in ihren Vorzügen wie in ihren Schattenseiten, nach.

Preußen liefert, wie selbstverständlich, den gewichtigsten Antheil zur deutschen politischen Zeitungsliteratur. Im Osten der Monarchie begegnen wir als den weitaus bedeutendsten den Schlesischen Zeitungen, wodurch Schlesien

seinen alten Ruf, die meisten und besten Mitarbeiter zum deutschen Zeitungsdienst zu stellen, auch in dieser Hinsicht bewährt, die Mitte der Monarchie halten die Berliner Blätter und die Magdeburger Zeitung unter ihrem Einfluß, im Westen ist das Uebergewicht der Köln. Ztg. von Stadt zu Stadt ein so überwiegendes, daß trotz einer außerordentlichen Triebkraft — fast jede Stadt in Westfalen und am Rhein hat mehrere politische Blätter aufzuweisen — mit alleiniger Ausnahme der Elberfelder Zeitung keine größeren Zeitungen sich zu entwickeln vermocht haben. Der Norden hat sowohl in Schleswig-Holstein, welches früher ein journalistisches Annex der Hamburgischen Blätter war, gegenwärtig aber seine eigene, seit 1866 neu erstandene Zeitungsliteratur besitzt, als in Hannover eine locale Presse aufzuweisen, welche ihren Platz gut ausfüllt, sich aber zu keiner hervorragenden Bedeutung erhebt. Von den Hansestädten stellt hauptsächlich nur Bremen in der gediegenen Weser-Zeitung einen beachtenswerthen Beitrag zum Zeitungsconcert, Hamburg ist trotz seiner Größe und Bedeutung sehr mangelhaft vertreten, der „Hamburger Correspondent", der die übrigen Hamburgischen Blätter überragt, ist in derselben Lage wie die „Süddeutsche Presse": gut und sorgfältig gearbeitet, aber wenig gelesen zu werden.

Im Vordergrund des Interesses stehen die Berliner Blätter, wenn sie auch — wir haben diesen Punkt schon hervorgehoben — in mancher Beziehung von der Kölnischen Zeitung entschieden überholt werden. Das letztere Blatt genießt allerdings durch die geographische Lage Kölns eine ausnahmsweise Begünstigung für den Zeitungsdienst. Es ist beispielsweise hinsichtlich des Postenlaufes so günstig gelegen, daß kein in Berlin erscheinendes Blatt im Stande ist, mit ihm in Betreff der Schnelligkeit der Mittheilungen aus Frankreich zu concurriren. Selbst die in doppelten Ausgaben erscheinenden Berliner Blätter werden von dem Rheinischen Blatte noch immer um eine Tageslänge geschlagen, d. h. die gleichzeitigen Pariser Berichte, welche die Köln. Ztg. schon des Morgens nach Berlin befördert, können erst in den Abendausgaben der Berliner Blätter eine Stelle finden. Aber dieser Umstand allein würde dem rheinischen Blatt zwar einen Vorsprung, aber keine hervorragende Bedeutung sichern. Was dies thut, ist, daß ihm in besonders ausgezeichnetem Maße die wichtigeren politischen Mittheilungen zuzufließen pflegen und daß es über große Geldmittel disponirend dieselben mit Erfolg an der richtigen Stelle anzuwenden pflegt. Wir erwähnen u. A. nur die mit großem Kostenaufwand, aber auch mit großer Ausführlichkeit und Genauigkeit hergestellte eigene Berichterstattung über die Reichstags- und Kammerverhandlungen, deren Wiedergabe mittelst der von den meisten übrigen Blättern übereinstimmend benutzten lithographirten Kammercorrespondenzen so viel zu wünschen übrig läßt und zu so vielen Beschwerden Anlaß gegeben hat.

Von den Berliner Blättern gehören einige der vormärzlichen Zeit an, namentlich das Blatt des besitzenden Bürgerthums und Gewerbstandes, die Vossische Zeitung, die schon als Organ der Meinungen, Stimmungen und Anwandlungen der eigentlichen Berliner Stammbevölkerung von Wichtigkeit, aber ohne hervorragende politische Bedeutung ist, und die Spener'sche Zeitung, einst die hervorragendste Autorität aller Zeitungsweisheit „von Staats- und Gelehrten Sachen", gegenwärtig mehr von ihrem alten Ruhme zehrend, als daß sie denselben im Fortschritt und Wechsel der gesteigerten Anforderungen festzuhalten und zu erneuern vermocht hätte. Andere sind die allmählich zu Bäumen herangewachsenen Sprossen der Erhebung des Jahres 1848, hierher gehören die drei hervorragendsten und eigenthümlichsten Berliner Blätter, die National-Zeitung, die Volks-Zeitung und die Neue preußische Zeitung. Der jüngere und jüngste Nachwuchs, die beiden Staatsbürger-Zeitungen, die Post, die katholische Germania, die demokratische Zeitung, vermögen weder an innerer noch äußerer Bedeutung sich mit den genannten Hauptblättern zu messen. Eine Erwähnung verdient nur noch die N. Allg. Ztg., die mit großer Federgewandtheit, Schlagfertigkeit und journalistischem Geschick die Politik des Hrn. v. Bismarck vertritt. Von den genannten Blättern nimmt die National-Zeitung unbestritten und mit vollem Rechtsanspruch die leitende Stellung ein. Sie enthält das umfassendste politische Material auf Grund der besonnensten politischen Sichtung, was man weder der Kreuzzeitung noch der Volkszeitung nachrühmen kann. Letztere erhält ihre Bedeutung überhaupt fast ausschließlich durch ihre in gewissem Sinn vielleicht unerreicht dastehenden Leitartikel, erstere ist unstreitig für ihr aristokratisch-militärisch-theologisch-feudales Lesepublikum effectvoll genug gearbeitet, und selbst der Wechsel der Zeiten hat der magischen Gewalt ihrer salbungsvollen Capucinaden wenig anzuhaben vermocht; aber vom politischen Gesichtspunkt aus betrachtet sind ihre Leistungen keineswegs erhebliche zu nennen, in der Bearbeitung des politischen Stoffs fehlt es häufig selbst an den ersten Grundbedingungen: Präcision, Vollständigkeit und Schnelligkeit. Der gewichtige, immer mit großer Besonnenheit und Ruhe, aber auch mit selbstbewußtem Nachdruck ausgeübte Einfluß der National-Zeitung tritt übrigens auch namentlich in der Geschichte der Parteibildungen wichtig hervor. Der äußere Anstoß zur Bildung der nationalliberalen Mittelpartei ist lediglich ihrem energischen Auftreten zu verdanken gewesen. Unter den wuchtigen Keulenschlägen ihrer schneidenden Kritik zerfiel die bis dahin allmächtige Fortschrittspartei und die wichtigste Parteibildung unserer neueren politischen Entwicklung hat sich recht eigentlich unter den Auspicien des leitenden Berliner Blattes vollzogen, welches von da ab und eben deshalb die Zielscheibe der fulminantesten Angriffe der Berliner Fortschrittsblätter wurde. Diese Bedeutung der National-Zeitung

wird von keinem anderen preußischen Blatt, auch von der Kölnischen Zeitung, nicht erreicht.

Es gibt kaum einen größeren Unterschied als den zwischen den Zeitungen der beiden deutschen Kaiserstädte. In den Wiener Blättern beherrscht der esprit, die routinirte Mache, das gute und zweckmäßige Arrangement, die geschickte Gruppirung und effectvolle Bearbeitung des Stoffes den ganzen Inhalt, in keinem dieser Punkte können die Berliner Blätter mit ihren Wiener Collegen rivalisiren, in allen könnten sie, wenn sie wollten, viel von ihnen lernen. Ein erster und an der Außenseite der Dinge sich haltender Vergleich scheint entschieden zu Gunsten der östreichischen Blätter auszufallen. Das Lesepublikum urtheilt — wie oft kann man diese Meinung äußern hören —, daß es in den Wiener Blättern eben Alles finde, was es suche, und so zugerichtet, wie man es brauche. Aber wenn man Zeit hat, um Untersuchungen anzustellen, und Urtheilsfähigkeit genug, um der Sache auf den Grund zu gehen, so wird man bald die Kehrseite herauszufinden im Stande sein. Man wird, namentlich wenn man den Berliner Artikel der Wiener Blätter einer fortgesetzten Durchsicht würdigt, erstaunt sein über die leichtfertige Entstellung der Thatsachen, die tendenziösen Verdrehungen, das durchsichtige Lügengewebe, welches sich dort nur zu häufig ausgesponnen findet. So war es Jahre hindurch in der ganzen Zeit der preußisch-östreichischen Differenzen vor dem Kriege von 1866 und der nachfolgenden Periode des Grolls und der Verstimmung. Wenn sich dies in neuerer Zeit mit dem Wechsel der politischen Beziehungen geändert hat, so verschlägt dies für die Charakteristik der Wiener Journalistik wenig: es ist der Mangel an Gewissenhaftigkeit, an politischer Ehrlichkeit, an Achtung vor den Thatsachen, der sich in jenem Treiben offenbarte und der überhaupt einen der hervorstechendsten Züge im deutsch-östreichischen Zeitungswesen bildet. Denn es kann nicht im entferntesten davon die Rede sein, daß jene Blätter, indem sie über preußische Zustände und Persönlichkeiten entstellte Berichte gaben, etwa von ihren Correspondenten wider ihr Wissen und Willen schlecht und irrthümlich bedient worden seien. Jeder, der zum Handwerk gehört, weiß, daß ein derartiges Verhältniß im politischen Correspondenzwesen niemals auf längere Zeit vorkommt, und daß man gerade in Wien sehr genau darauf sieht, daß die auswärtigen Correspondenzen so eingerichtet sind, wie sie den Anschauungen und Tendenzen der Redaction entsprechen. Erst wenn man dies Unwesen kennen gelernt, wenn man durch den Augenschein sich von dem sumpfigen Baugrund überzeugt hat, auf dem das glänzende und bestechende und in vielen Punkten — wir wiederholen es — höchst nachahmenswerthe Gebäude des Wiener Zeitungswesens sich erhebt, erst dann weiß man auch die Sorgfalt, die peinliche Genauigkeit, die eine unendlich mühsame Arbeit

auferlegende Gewissenhaftigkeit zu würdigen, welche an den hervorragenderen deutschen Blättern geübt wird, um den Thatbestand der Verhältnisse festzustellen und ihn unverfälscht und unbeirrt dem Publikum vorzulegen — man weiß diese Gewissenhaftigkeit zu würdigen, zu schätzen und ihr zu Liebe wird man vorhandene Schwächen minder hoch anschlagen.

Denn freilich sind mit jenem besten Zug des deutschen Zeitungswesens, der eine ganze Reihe von Blättern und gerade die hervorragendsten unter ihnen rühmlich auszeichnet, auch fühlbare und namhafte Schwächen verknüpft. Der deutsche Zeitungsschreiber — um uns dieses mit Unrecht als unfein beanstandeten Ausdrucks zu bedienen — fühlt sich mit Vorliebe als Gelehrten, er überträgt die Gewöhnungen früherer Lebensverhältnisse, die meistens mehr oder minder mit gelehrten Studien verknüpft waren, auf seinen späteren Beruf, das Büreau seiner redactionellen Thätigkeit wird ihm zur Studirstube, die Zeitung, der er seine besten Kräfte und Jahre widmet, zur wissenschaftlichen Disciplin, der Dienst der Tagespolitik, der eine bewegliche Kraft fordert, zum strengen, schwer gewichtigen Dienst der Wahrheit. Daher der doctrinäre Anstrich, der vielen deutschen Blättern eigen; etwas Unsagbares von Schulstubenluft und von grauer Theorie haftet ihnen an, überall tritt uns die Würde der politischen Wissenschaft mit pathetischem Ernst entgegen, vergebens aber suchen wir nach der Frische der Behandlung, der auch den strengsten, wissenschaftlichen Forschungen einen das große, lehrbedürftige Publikum gewinnenden Reiz mitzutheilen vermag. Diese Besonderheit der deutschen Tagespublicistik, die nachweisbar — Ausnahmen sind allerdings vorhanden, sie betreffen aber meistens die kleine, auf populären Ton nothwendig angewiesene Presse — die Grundfarbe für viele der anerkanntesten Blätter ist, hängt allerdings mit dem ganzen Zuschnitt unserer politischen und socialen Entwicklung auf's Engste zusammen.

Daß der deutsche Redacteur sich auch in seinem politischen Beruf vorwiegend als Gelehrter fühlt und geneigt ist die Auffassungsweise, die Denkarbeit eines solchen, die gelehrte Methode, wenn wir so sagen sollen, auch in der politischen Publicistik zur Geltung zu bringen, ist kaum zu verwundern. Wie sollte dies Verhältniß, welches wir gerade nicht für das richtige und normale halten, sich auch anders gestalten, da der Tagesschriftsteller in Deutschland zu der Politik meistens nur in einem theoretisch vermittelten rein objectiven, also wissenschaftlichen Verhältniß, selten aber zu ihren Trägern und wirkenden Factoren in lebendiger Wechselbeziehung steht. Wir halten es für durchaus nothwendig und auch für unausbleiblich, daß sich in dieser Beziehung allmählich ein Umschwung vollzieht. Die Zeiten des Hrn. v. Hinckeldey, der sich einen politischen Tagesschriftsteller nicht anders als mit einem Federhut und struppigem Bart vorstellen konnte und vertraulich

sein Erstaunen zu erkennen gab, als ihm ein Redacteur einst in salonmäßigem Aufzug entgegengetreten war, sind längst vorüber und auch die bekannten catilinarischen Existenzen dürfen wir — schon aus Schonung gegen die Geheimrathswürde — zu den verblaßten Schemen rechnen.

Freilich aber, von wo soll dieser Umschwung ausgehen und wie läßt er sich vorbereiten? Es ist unseres Erachtens gar nicht einmal die alleinige Schuld der sogenannten maßgebenden Kreise, wenn sich die politische Publicistik noch immer auf dem Isolirschemel innerhalb ihrer eigenen Gelehrtenrepublik befindet. Von Hrn. v. Bismarck ist es bekannt, daß er, obgleich durch einen unermeßlichen Höhenabstand, der äußerlich zuzunehmen scheint, von der Tagespublicistik getrennt, in den ersten Zeiten nach Uebernahme seines Ministeriums mehrfach die persönliche Berührung mit den wichtigeren Organen der Oppositionspresse suchte. Daß ihm dabei wenig mehr als eine kühle Abweisung zu Theil wurde, ist nicht gerade zu verwundern. Herr v. Bismarck galt in den Augen der Meisten als politischer Abenteurer, und dies verstärkte noch die ohnehin grundsätzlich und traditionell vorhandene Abneigung der Opposition vor jeder Berührung mit den Regierungskreisen. Letztere stellten sich bekanntlich dem Oppositionsmann der damaligen Zeit ungefähr in der Gestalt der Erbsünde dar, durch jede Annäherung an dieselbe wurde das eigene politische Seelenheil mehr oder minder gefährdet und mindestens, selbst wenn man sämmtlichen Fallstricken und verborgenen Fußangeln einer solchen Berührung glücklich entging, litt man Schaden an dem bis dahin fleckenlos erhaltenen Ruf, man war „kompromittirt". Mehr oder minder hat dieser Standpunkt in den leitenden Kreisen der hauptstädtischen Oppositionsorgane bis heute Geltung behalten. Die Bildung der nationalliberalen Partei hat sich vollzogen, die Stellung des Fürsten Bismarck ist eine wesentlich veränderte geworden, er selbst ist, indem er seine Salons den Deputirten ohne ängstliche Unterscheidung der Parteifarbe öffnete, mit gutem Beispiel vorangegangen und viele Abgeordnete der Opposition, selbst der sehr vorgeschrittenen, sind durch die geöffneten Thüren eingetreten, sie suchen, indem sie von der liebenswürdig ihnen gebotenen Gastlichkeit Gebrauch machen, dort zwanglosen Verkehr, Anregung, Aufschluß und Berichtigung in politischen Materien und sie finden und gewähren dies, ohne einen merklichen Schaden an ihrer Seele zu erleiden. Nur unter den Spitzen der oppositionellen Presse lebt nach wie vor die Ueberzeugung, daß Alles vermieden werden müsse, was auch nur den leisesten Schein einer Beeinflussung erwecken könne, daß es daher am gerathensten sei, sich von jeder Berührung mit der officiellen Welt und ihren Trabanten systematisch fernzuhalten. Bene vixit qui bene latuit. Ist dieser Standpunkt der richtige, so bleibt allerdings nichts übrig, als sich und das politische Tagewerk, dem man obliegt, in die verdünnte Atmosphäre

einer philosophirenden Gedankenarbeit zu erheben, in der alle persönlichen Beziehungen an Geltung und Bedeutung verlieren. Aber wir halten diesen Standpunkt weder für richtig noch für haltbar, am wenigsten unter den gegenwärtigen veränderten und erweiterten Verhältnissen und wir halten auch dasjenige für gar nicht unbedeutend, was durch diese künstliche Absperrung versäumt und eingebüßt wird.

Die Politik — das ist doch nicht zu übersehen — ist ein Gegenstand, der zwar eine rein theoretische Seite darbietet, der sich aber in seiner täglich sich erneuernden und verändernden, Altes abschließenden, Neues vorbereitenden Wesenheit nur durch die genaueste Kenntniß der zahlreichen bedingenden Factoren — persönlichen wie unpersönlichen — erfassen, würdigen und ganz durchschauen läßt. Diese Einsicht, diese Durchschau allein aus den geschriebenen Acten der Zeitereignisse gewinnen wollen ist ein vergebliches Unterfangen.

So viele Einflüsse ringen hier mit einander um Geltung, so sehr tritt das Persönliche dabei in den Vordergrund, so intime Beziehungen, die des bergenden Schleiers nicht entrathen könnten, spielen dabei ihre Rolle und geben oft das entscheidende Stichwort, daß nur, wer den Personen und Dingen sehr nahe, wer in der unmittelbaren Berührung mit ihnen lebt, den wirklichen Zusammenhang zu erfassen und für den wirklichen Werth der Vorgänge den richtigen Maßstab zu finden vermag. Den *wirklichen* Zusammenhang, den *wirklichen* Werth — darin liegt angedeutet, was uns als das Wichtigste für den Politiker von Fach erscheint. Auch wer sich sein Urtheil nur aus den Acten der Zeitereignisse bildet, wird ja eine Kritik auszuüben im Stande sein, aber es ist die Gefahr nicht allein, nein es ist fast die Nothwendigkeit vorhanden, daß dieselbe unzulänglich ausfällt. Unzulänglich, insofern ihr die Kenntniß der Bindeglieder, der persönlich wirksamen Motive abgeht, unzulänglich andererseits, insofern sie auf eine Würdigung des inneren Zusammenhanges der Dinge vielfach verzichten muß. Will sie dies nicht, so kommt sie in Gefahr, statt mit wirklichen mit fictiven Werthen, mit Vermuthungen und mehr oder minder wahrscheinlichen Combinationen zu rechnen, verzichtet sie aber aus ehrlicher Ueberzeugung ihrer mangelhaften Kenntniß, so schränkt sich die Kritik von selbst auf eine Discussion der Principien ein. Was dieselbe alsdann an Frische, an unmittelbarer Beziehung auf die concrete Gegenwart einbüßt, das gewinnt sie allerdings meistens an gelehrter Tiefe, an lehrmeisterlichem Ton und — an Souveränität. Denn nirgends fühlt sich die Kritik souveräner und nie tritt sie mehr mit abweisender und selbstgenügsamer Sicherheit auf, als wo sie sich in abstracten Formeln bewegt. Und da haben wir denn von einer anderen Seite abermals das Doctrinäre, die graue Theorie. Nicht als ob wir der Theorie nicht ihre volle Berechtigung

zuerkennten oder von den anerkannten Grundsätzen derselben ein Jota aufgegeben wissen möchten; allein, wird dieselbe gehandhabt als vorzugsweiser Maßstab der politischen Kritik, so wird diese nothwendigerweise einseitig. Was bei diesen Betrachtungen zu Tage gefördert wird, ist die Weisheit des Compendiums, aber nicht ein Reflex der energischen Fülle des politischen Lebens.

Die mangelnde Kenntniß dessen, was die thatsächlichen Vorgänge erst in das rechte Licht stellt, was das eigentliche Nervengeflechte derselben ausmacht, suchen unsere Blätter aus den Brosamen, die von den officiellen Tafeln herabfallen, zu ersetzen. Ein mühsames und complicirtes Studium sämmtlicher officiösen Aeußerungen ergibt sich in Folge dessen als eine ebenso beläſtigende wie zeitraubende Nothwendigkeit. Mit einer Virtuosität, die sich erst durch längere Uebung erwerben läßt, werden alle Bemerkungen und Auslassungen der bezeichneten Art in Betracht gezogen. Hier concurriren die mit den officiellen Kreisen immer Fühlung behaltende N. Preuß. Ztg. mit der als Leiborgan des Hrn. v. Bismarck betrachteten N. Allg. Ztg., die meistens als halbamtlich bezeichnete Provincial-Correspondenz mit verschiedenen gelegentlich zu Regierungsäußerungen benutzten, im Uebrigen unabhängigen Blättern, endlich gewisse lithographirte Correspondenzen und schließlich die große Anzahl der den auswärtigen, d. h. nicht in Berlin erscheinenden Zeitungen zugehenden officiösen Correspondenzen. Obgleich diese sämmtlich nach einer zu Grunde liegenden Schablone gearbeitet sind, so gibt es doch wieder feinere Unterschiede unter ihnen — von dem halbofficiösen, der sich dabei eine gewisse Freiheit des Ausdrucks gewahrt hat, bis zu dem hochofficiösen Correspondenten — und alle diese Nuancen müssen beobachtet, erwogen und verwerthet werden, um eine dürftige Beleuchtung über die vermuthlichen Absichten, Stimmungen und Tendenzen in den oberen Regionen zu gewinnen. Eine ermüdende, abstumpfende und noch dazu, selbst bei großer Gewandtheit und Uebung vollkommen trügerische Arbeit. Denn oft genug dementirt bekanntlich der Staatsanzeiger den nächsten Tag Aeußerungen irgend eines der Regierung nahe stehenden Blattes, die ein ganz officiöses Gepräge zu tragen schienen und die als solche den unabhängigen Blättern bereits ergiebigen Stoff zu allerlei Betrachtungen und Randbemerkungen geliefert hatten.

Die officiöse Preßmachinerie, wie sie bei uns — zum großen Unterschied von England — besteht, ist zur Zeit und nach Lage der Verhältnisse vielleicht unentbehrlich, aber sie ist nach allen Richtungen hin ein Schaden für das Zeitungswesen. Eine Reihe anerkannt liberaler Blätter in den preußischen Provinzen und Nachbarländern bringt fort und fort d. h. täglich die ihnen von den officiösen Correspondenten nach der zu Grunde liegenden

Anweisung des Preßbureaus gelieferten Berliner Berichte. Jeder, der mit dem Zeitungswesen vertraut ist, kennt den zweifelhaften Character dieser Art Berichte, die allerdings thatsächlich richtige Aufschlüsse über mancherlei Tagesfragen zu geben in der Lage sind, aber durch ihre ganze Haltung und durch eingestreutes Raisonnement den liberalen Interessen Abbruch zu thun bemüht sind. Man sollte denken, daß dieser Umstand allein genügend wäre, um ihnen bei allen liberalen Blättern den Zugang zu wehren, aber weit entfernt. Die Redactionen, die den politischen Informationsstoff nicht entbehren mögen, der sich ihnen in den officiösen Correspondenzen noch dazu für einen sehr billigen Preis erschließt, haben sich an diese Anomalie einmal gewöhnt und ohne viel Bedenken gestatten sie, was doch in der That die ernstesten Bedenken wach zu rufen geeignet ist, daß gedeckt von der liberalen Flagge Contrebande in's eigene Lager geschmuggelt wird. Denn daß unmittelbar hinter der officiösen eine liberale, den Standpunkt des Blattes wahrende Correspondenz zu folgen pflegt, macht die Sache eigentlich nicht besser, sondern nur noch schlimmer, insofern es dem Leser in aller Gemüthlichkeit überläßt, sich in diesen Widersprüchen nach besten Kräften selbst zurecht zu finden. Diejenigen Berliner Zeitungen, die mit dem officiösen Preßwesen keine directe Verbindung eingehen, gerathen andererseits in die kaum weniger verzwickte Lage, erst aus den officiösen Berliner Berichten der auswärtigen Blätter dasjenige zu entnehmen, was ihnen von Wichtigkeit erscheint, also sich z. B. durch die in Breslau erscheinende Schles. Ztg. über Vorgänge in nächster Nähe, im Schooß des Bundesraths, des Bundeskanzleramts oder der Ministerien aufklären zu lassen. Ganz so patriarchalisch geht es doch in Wien und Paris, wo das officiöse Preßwesen bekanntlich ebenfalls eine große Rolle spielt, nicht zu.

England hat sich von diesem Unwesen frei erhalten, eine officiöse Preßmaschinerie gibt es dort nicht; aber die Beweglichkeit, welche die politischen Meinungen angenommen haben, bringt heutzutage fast alle Ministerien, durch das eine oder andere ihrer Mitglieder mit allen bedeutenden Blättern in Verkehr. Mit solchen Gewalten, wie die Times, Saturday Review &c. muß sich überdies jedes Cabinet stellen. Mr. Delane (Times) ist ewig, Mr. Gladstone temporär. Die Editoren und bedeutenderen Mitarbeiter der großen Journale und Revüen sind politische Persönlichkeiten von geachteter Stellung. Sie verkehren politisch, und nicht selten auch gesellschaftlich mit den Staatsmännern und erhalten Informationen von ihnen, auch von den officiellen. Sie leisten ihre Gegendienste durch journalistische Unterstützung, die kein englischer Staatsmann entbehren kann. Dort heißt es Meinung machen, nicht auferlegen, wie in der Leipziger Straße. Sie liefern übrigens das Gros der Consules missi und steigen dann und wann bis zum Minister-

Residenten. Die Berichte, die sie aus diesen Stellungen einsenden, gelten im englischen Ministerium für wichtiger als die der Diplomatie. Die von der unsrigen gänzlich abweichende Stellung der politischen Tagesschriftstellerei in England bleibt unverständlich, wenn man nicht gewisse Voraussetzungen, auf denen dieselbe ruht, in Erwägung zieht. Schon das Mischungsverhältniß in der Zusammensetzung des Standes ist ein ganz anderes. Bei uns sind unter den Journalisten überwiegend vertreten die philosophischen, geschichtlichen und staatswissenschaftlichen, selten die juristischen Studien, zu ihnen treten die reinen Volkswirthe. In England rekrutirt sich die höhere Klasse der berufsmäßigen Journalisten fast ausschließlich aus den Barristers. Diese sind großen Theils Gentlemen von guter Familie und gelehrter Erziehung, für ihren Beruf durch juristische Studien besonders geeignet. Die niedere Klasse wird von den Söhnen der kleinen Handel- und Gewerbtreibenden geliefert. Sie wissen wenig, manchmal sehr wenig und ergreifen das Fach zunächst als Erwerb, nicht als Beruf. Aber auch ihnen nützt, daß die ganze englische Auffassungsweise den Zwecken des Journalismus entgegenkommt. In einem Lande, in welchem es politische Fachstudien eigentlich nicht gibt und nicht zu geben braucht, weil die Gesetze niemals über das nächste Bedürfniß hinausgehen, wird eine weniger eindringende Beschäftigung mit den Dingen schon für den Staatsmann und um wie viel mehr für den Journalisten genügen. Beide bedürfen mehr Beobachtung als Studium, mehr Kopf als Gelehrsamkeit, mehr Darstellungsgabe als Geist. Aber sind das nicht die charakteristischen Eigenschaften aller Journalistik? Und muß die Journalistik nicht in einem Lande blühen, dessen ganze Art zu sein, zu denken und zu handeln etwas von dem Fragmentarischen, Unerschöpfenden und Energischen hat, das die Seele der Tagesschriftstellerei ist? Wo jeder gebildete Mann sich zum Mitregieren für einsichtig genug hält und es für dortige Zwecke auch ist, muß das Mitsprechen ebenfalls naturwüchsiger sein, als bei uns. Darum arbeiten sich nicht selten auch aus der niederen Klasse der Reporters Leute in Stellungen hinein, die ihnen hier verschlossen bleiben, darum wird drüben aus den Reporters überhaupt mehr als bei uns, darum hat schließlich der ganze Stand an der Themse es so viel leichter als an der Spree zu nützen und sich zu fühlen.

Uebrigens sind die meisten englischen Journalisten Männer von lebhafter Auffassungskraft und großer geistiger Gewandtheit. Wer nach dieser Richtung hin nicht eine gewisse Befähigung hat, wird über Bord geworfen. Den Ballast so vieler deutscher Redactionen — unterrichtete, aber geistig langsame Menschen — duldete kein englischer Editor um sich. Noch eins verdient hervorgehoben zu werden. Die Zahl der nicht-berufsmäßigen Journalisten ist in England ungleich größer als bei uns. Einmal hat, dem englischen

literarischen Geschmack gemäß, die Tagesschriftstellerei nicht den Anschein oberflächlicher Leichtfertigkeit, der hier zu Lande manche gute Feder abschreckt, sodann lernt der Engländer leichter sich in seiner klaren und präcisen Sprache gut auszudrücken als wir in der unsrigen, und drittens ist es pecuniär viel lohnender. So wenden sich alle lebhaften Köpfe unter den jungen Geistlichen, Advocaten, Aerzten und Officieren zur Presse, um wenigstens in den ersten Berufsjahren, die ein knappes Einkommen bringen, einen hübschen Nebenverdienst zu erwerben. Und es kann nicht ausbleiben, daß die Betheiligung dieser Kräfte ein vortheilhaftes Licht auch auf den niederen Theil des berufsmäßigen journalistischen Stabes wirft.

Von allen diesen Voraussetzungen trifft auf Deutschland fast keine einzige zu. Statt der den Zwecken des Journalismus entgegenkommenden Auffassungsweise im englischen Publikum begegnen wir in Deutschland meistens einer auf die Zeitungsschreiberei geringschätzig herabsehenden Ueberhebung. Der gelehrte, der geistliche, der militärische, der aristokratische Standesdünkel — sie alle reichen sich die Hand und begegnen sich in dem gleichen Gefühl, daß ein Zeitungsschriftsteller wohl ein Hans Dampf in allen Gassen — unter Umständen nicht ohne Talent und Begabung — aber doch im Grunde keine solide fundamentirte und moralisch accreditirte Persönlichkeit sei. Ausnahmen werden wohl zugegeben, aber doch nicht ohne Zögerung und Widerstreben, und von Vornherein wird jeder politische Zeitungsschriftsteller sich gewissermaßen erst einem Reinigungsverfahren zu unterwerfen haben, um sich den übrigen Klassen der Gesellschaft ebenbürtig anschließen zu können. Diese Schilderung wird Manchem übertrieben erscheinen, aber schwerlich demjenigen, der die Verhältnisse, um die es sich hier handelt, aus nächster Nähe kennen gelernt hat.

Ist es so am grünen Holz des großen Publikums bestellt, so steht es natürlich mit dem dürren Holz der Regierung noch um Vieles schlimmer. Wir haben also als erschwerende Momente in Anschlag zu bringen einerseits eine unsympathische und für die Bedeutung der politischen Presse noch immer wenig Verständniß bewährende Haltung des Publikums im Allgemeinen, andererseits eine schroff abweisende und hochmüthige Haltung der Regierung, eine Erschwerung liegt ferner in den Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten des berufsmäßigen Journalisten-Standes selbst, wie er sich in Deutschland unter der Ungunst der Verhältnisse ausgebildet hat und eine weitere Hemmung wird jedem freieren Aufschwung durch die drückende, den Geist des Polizeistaats nirgends verleugnende Lage der Gesetzgebung bereitet. Von diesem Standpunkt aus betrachtet bietet die Lage der politischen Zeitungsliteratur in Deutschland in der That kein sehr verheißungsvolles Bild, aber auf der anderen Seite ist auf Seiten der Presse doch so viel

Gediegenheit, ernstes Wollen und Kapitalsmacht vertreten, das politische Leben in Deutschland strebt so entschieden größeren Verhältnissen zu und die ganz unvermeidliche Folge davon ist eine Erweiterung auch in den Verhältnissen der politischen Schriftstellerei, daß diese im Wesentlichen doch nur als eine Frage der Zeit angesehen werden kann. Aber wenn sich in dieser Beziehung auch ein naturgesetzlicher, nicht aufzuhaltender Entwicklungsgang vorbereitet, so wird es doch von allen zusammenwirkenden Momenten abhängig sein, bis zu welchem Grade derselbe etwa verschleppt und verzögert werden soll und welche Phasen er im Einzelnen zu durchlaufen haben wird.

Uns scheint es durchaus selbstverständlich und als einmal feststehende Thatsache hinzunehmen, daß Berlin bei der in Rede stehenden Entwicklung der Zeitungsliteratur zu der größten und entscheidendsten Rolle berufen ist. Die ungemein rasche Zunahme in der Bevölkerungsziffer der Kaiserstadt, welche dieselbe in kurzer Zeit den größten Städten Europa's ebenbürtig an die Seite stellen wird, deutet darauf hin, selbst wenn andere Gründe nicht dafür sprächen. Kann Berlin auch schwerlich jemals in dem Sinn die Hauptstadt Deutschlands sein, als es Paris und London für Frankreich und England sind, so ist es doch jedenfalls im eminentesten Sinne die politische Hauptstadt Deutschlands geworden. Nirgends anders als in Berlin kann in Zukunft dasjenige geplant, vorbereitet und entschieden werden, was für die Entwicklung Deutschlands im Innern oder seine Action nach Außen von entscheidender Wichtigkeit ist. Alle übrigen kleineren Mittelpunkte der noch vorhandenen politischen Sonderexistenzen Deutschlands sind gegen die Bedeutung der Kaiserstadt reine Nullen und fallen als solche selbständig nicht mehr in's Gewicht. Das hat auch die auswärtige Presse seit 1866 schon begriffen, denn seit jener Zeit, namentlich aber seit dem letzten Kriege ist die Zahl der großen auswärtigen Blätter im Zunehmen begriffen, welche die Nothwendigkeit sich eine ständige eigene Berichterstattung in Berlin einzurichten erkannt haben. Hand in Hand mit dieser gesteigerten politischen Bedeutung Berlins geht aber auch die andere, daß eben nur dort der geeignete Boden für die Entwicklung einer großen politischen Zeitungsliteratur zu finden ist. Die Fülle der politischen Beziehungen, die unmittelbare Nähe der großen Staatskörperschaften, der treibenden und hemmenden Kräfte in der Staatsmaschine, der maßgebenden Persönlichkeiten, der officiellen und Hofkreise, die sich sofort electrisch mittheilende Erregung bei wichtigen politischen Vorgängen, jenes unsagbare und undefinirbare politische Fluidum, welches durch alle Unterhaltungen zuckt und dem Tagesschriftsteller hundertfach persönlich nahe tritt — alles das läßt sich nicht ersetzen und kein Blatt in der Provinz müßte unseres Erachtens im Stande sein es, den großen Zeitungen gleich zu thun, die im Mittelpunkt der politischen Beziehungen erscheinen.

Was wir befürworten und was wir als eine nothwendige Vorbedingung eines Aufschwungs im politischen Zeitungswesen Deutschlands betrachten, ist in diesem Falle in der That die Centralisation: die Centralisation in dem Sinn, daß wir nur in dem einen gegebenen Brennpunkte die zerstreuten Strahlen zu weithin erhellender Lichtstärke gesammelt sehen möchten. Mit andern Worten, wir wünschten die hauptstädtische Presse großartig und machtvoll genug entfaltet zu sehen, um tonangebend für das ganze Reich zu werden und wir fänden keinen Verlust dabei, wenn durch diesen Entwicklungsgang die Provinzialpresse und die Presse der außerpreußischen Länder theilweise verdrängt, theilweise wenigstens auf den naturgemäßen Standpunkt, ihren Schwerpunkt — wie in England — in den provinziellen und localen Beziehungen zu suchen, zurückgeführt würden.

Wir halten es für eine mehr eingebildete als wirkliche Gefahr, daß durch diese Art der Centralisation ein einseitiger und despotischer Einfluß der hauptstädtischen Presse zu Wege gebracht würde, wie wir es für einen mehr eingebildeten als wirklichen Vortheil halten, daß durch die unendliche Zersplitterung des Zeitungswesens eine wirkliche Bereicherung des politischen Lebens der Nation stattfinden sollte. Oder läge wirklich ein besonderer Vortheil darin, daß der Bremer die Politik nur in einem Bremischen, der Hamburger nur in einem Hamburgischen Blatt und so durch alle Vaterländer des Vaterlandes fort jeder Stadt- und Landbewohner dieselbe nur in den in seiner nächsten Umgebung einheimischen Organen genießbar fände? Wir erblicken darin höchstens eine Beförderung der Krähwinkelei. Dagegen erscheint es uns ausgemacht, daß eine wirklich einflußreiche und machtvolle Stellung der Presse nur auf dem Weg der Centralisation gewonnen werden kann, nur dadurch, daß alle verfügbaren und werthvollen Kräfte sich an wenige große Zeitungsunternehmungen anreihen, während diese selbst durch ein weitausgedehntes Absatzgebiet über größere Mittel verfügend, dieselben verwenden können, um die Stellung des Blattes selbst nach allen Richtungen und die Stellung der Mitarbeiter auf eine höhere Stufe zu heben.

Denn auch dieser einigermaßen heikle Punkt verdient ja — wenn man nicht mit lauter idealen Voraussetzungen rechnen will — nothwendig und in erster Linie eine ernsthafte Erwägung. Zwischen den Anforderungen, die der Beruf an den politischen Redacteur stellt, und den Emolumenten desselben besteht kein Verhältniß. Es gibt kaum eine, vielleicht keine Beschäftigung, die in ähnlicher Weise nervenabspannend und erschöpfend, gleichzeitig erregend und abstumpfend wirkt. Es würde zu weit führen die Ursachen davon aus der eigenthümlichen Beschaffenheit des Zeitungsdienstes zu erläutern — genug, daß dem so ist und hiermit verglichen kann der Ertrag einer so anspruchsvollen Arbeit nur als höchst unbefriedigend bezeichnet wer-

den. Wir legen dabei das Hauptgewicht noch nicht einmal auf den materiell ungenügenden Erwerb, sondern mehr auf den Mangel einer den Ansprüchen und Leistungen entsprechenden socialen Position. Der politische Zeitungsschriftsteller in Deutschland führt den Kampf um's Dasein meistens in der schwersten Form — materiell ungenügend gestellt ist er durch keine Pensionsberechtigung, keine Altersversorgung oder irgend eine prophylaktische Maßregel in seiner gebrechlichen Existenz geschützt, er verzichtet von vornherein auf jede äußerlich ansehnliche Stellung wie auf die Möglichkeit sich im Leben emporzuarbeiten; obgleich Schriftsteller, entgeht ihm durch die Anonymität seines Schaffens die Befriedigung der Anerkennung, obgleich Politiker muß er sich meistens mit einigen flüchtigen Coulissenblicken auf die politische Schaubühne begnügen und auf ihn vor Allen paßt das Wort Göthe's an Eckermann: „ein deutscher Schriftsteller — ein deutscher Märtyrer."

Diese Verhältnisse sind weder glückliche noch natürliche, noch nothwendige. Ein Beruf so eigenthümlicher Art wie der des politischen Zeitungsschriftstellers erfordert eine eigenthümliche Begabung, und wenn diese sich fruchtbringend entfalten soll, so muß ihr mehr Sonnenlicht und Lebensluft zu Theil werden, als ihr bisher bei uns gewährt wurde. Wer diese Laufbahn mit wirklichem Streben und aus innerem Trieb betritt, wird auch das Bedürfniß empfinden, die politische Welt, die seine Welt ausmachen soll, ganz und voll kennen zu lernen, die Theorie durch die Praxis und letztere durch erstere zu ergänzen, die große Schaubühne, der er all' seine Kraft und sein Interesse zuwendet, selbstthätig mit eingreifend zu betreten. Die Möglichkeit dazu muß in der Carriere, die er ergriffen, liegen, wenn beide nicht von vornherein verkümmern und in eine falsche Richtung gedrängt werden sollen. Ob es wünschenswerth sei, daß der Zeitungsdienst sich weniger als ein abgeschlossener Beruf als vielmehr als Durchgangsstufe für eine anderweite practisch-politische Thätigkeit, sei es im Staatsdienst, sei es auf der parlamentarischen Arena gestalte, möge dahin gestellt bleiben — practisch wichtig ist die Frage ohnehin nicht bei unseren Verhältnissen — wünschenswerth bleibt aber jedenfalls, daß dem berechtigten Ehrgeiz eine weitere Perspective, dem Drang des Wirkens die Möglichkeit einer angemessenen Bethätigung, wie es in den englischen Verhältnissen liegt, gewährt werde.

In dieser Beziehung, geben wir zu, müssen wir das Beste allerdings von der Erstarkung der Presse zu wahrer politischer Macht und Bedeutung erhoffen, aber Eins greift hier so eigenthümlich in das Andere, daß man kaum sagen kann, jene Erstarkung sei die nothwendige Vorbedingung und nicht vielmehr theilweise auch die Folge dessen, daß wir es in anderen Richtungen an uns fehlen lassen. Es wäre ein eigenes Capitel zu schreiben über das Verhalten der Abgeordneten zur Presse, welche von denselben mei-

tiens nur mit belästigenden Anforderungen in Bezug auf die genaue Wiedergabe ihrer Reden heimgesucht wird, ohne durch den natürlichen Zusammenhang, den man hier vermuthen sollte, irgend eine ersprießliche Förderung zu erfahren. Und doch was läge näher, als daß die Abgeordneten, wenn sie sich mit der ihre Grundsätze vertretenden Presse solidarisch verbunden fühlten, diesem Zusammenhang — durch freiwillige Mitarbeiterschaft, durch gesellschaftlichen Verkehr, durch steten Meinungsaustausch in Bezug auf die politische Lage und Haltung, durch einen gewissen in Fleisch und Blut übergegangenen Geist der Kameradschaft — in ihrem ganzen Verhalten und nicht blos bei den üblichen Fractionsdiners Ausdruck und Nachdruck gäben? Man muß wissen, wie viel in dieser Beziehung versäumt wird, was ohne jegliche Schwierigkeit geleistet werden könnte, um die hier ausgesprochene Klage berechtigt zu finden. Es würde uns nicht schwer halten eine Menge charakteristischer Beläge anzuführen, aber wir glauben gerade in Betreff dieses Punktes eine gewisse Enthaltsamkeit üben zu sollen.

Manches was von jener Seite versäumt wird, könnte ausgeglichen werden, wenn unseren großen Zeitungsunternehmungen etwas mehr erlaubter Ehrgeiz, den sie sich wohl gestatten könnten, etwas mehr Neigung mit einem gewissen Repräsentationsaufwand nach außen aufzutreten, beiwohnte. Nicht an eins unserer mit großen Mitteln reich ausgestatteten Blätter schließt sich, wie in Paris an jedes bedeutende Blatt, ein geselliger Mittelpunkt der politischen und parlamentarischen Kreise der Hauptstadt an und wie kleinlich es erscheinen mag, diesen Punkt besonders hervorzuheben, er wird nur dem unwichtig oder gleichgültig erscheinen, der über die Bedingungen, von denen Einfluß und Geltung in der Gesellschaft abhängen, sich harmlosen Täuschungen hingibt. Wir haben es unter dem Ministerium der neuen Aera erlebt, daß das zur Unterstützung desselben ausdrücklich gegründete altliberale Blatt von demselben gänzlich vernachlässigt und so behandelt wurde, als ob es überhaupt gar nicht vorhanden sei. Lag dies etwa an einer Sprödigkeit Seitens der Herausgeber des Blattes oder an einem Mangel wohlwollender Gesinnung Seitens der Minister? Keineswegs, die alleinige Ursache erblicken wir in dem Mangel eines regelmäßig bestehenden, in unsere socialen Gewohnheiten eingebürgerten, unseren gesellschaftlichen Begriffen entsprechenden Verkehrs aller derjenigen Elemente, welche das politische Leben auferbauen helfen, also derjenigen, welche unmittelbar an der Regierungsthätigkeit Theil nehmen, wie derjenigen, welche an den Berathungen der Parlamente oder der von der Presse vertretenen politischen Kritik mitbetheiligt sind. Gebt uns heute ein Ministerium aus den Spitzen der liberalen Parteien und wir werden auch dann vor denselben Mißständen nicht behütet sein, weil allerlei künstliche Barrieren uns an dem Zusammenwirken dessen, was zusammengehörig ist, hindern.

In Deutschland hat jeder Fußbreit politischen Fortschritts zollweise von der liberalen Presse unter Beihilfe der Volksvertretungen — denn so fassen wir das Verhältniß auf: die Kammern bilden die Reserve, die Presse aber das stehende Heer, welches die Hauptarbeit zu verrichten hat — erstritten werden müssen. Dieses jahrelange mühevolle Ringen unter den erschwerendsten Bedingungen sichert ihr eine ehrenreiche Vergangenheit und Gegenwart und wie hoch der Standesdünkel unter den verschiedensten Formen sich auch über die Pionniere der Presse erhoben fühlen mag, dieses Erbe wird ihnen ungeschmälert bleiben. Aber unzweifelhaft sind mit den höheren Zwecken des Staatslebens auch der Presse größere Aufgaben zugewachsen. Und ob sie diese in dem bisherigen Rahmen eingeschlossen zu erfüllen vermag, ob ihrem erweiterten Streben nicht neue Zielpunkte zugewiesen sind, denen sie auf veränderten Bahnen zustreben sollte — das sind Fragen, die sich gleichwohl der aufmerksamen Betrachtung aufdrängen und zu deren unbefangener Würdigung wir durch unsere Bemerkungen Einiges beigetragen zu haben wünschen.

J. Duboc.

Aus Massimo d'Azeglio's Leben.

Scritti postumi di Massimo d'Azeglio a cura di Matteo Ricci. Firenze G. Barbèra. 1871.

Die Herausgabe eines Bandes nachgelassener Schriften Azeglio's bringt zunächst wieder in Erinnerung, daß wir diesem Nachlaß bereits ein vorzügliches Werk verdanken. Auch in Deutschland sind die Ricordi — eine leider unvollendete Selbstbiographie — mit lebhaftem Interesse aufgenommen worden; sie haben sogar einen Uebersetzer gefunden, während sonst diejenigen, die unter uns der italienischen Sprache mächtig sind, ausschließlich auf Dante und immer wieder auf Dante sich zu werfen pflegen. In Italien sind die Ricordi, welche die Tochter Alexandrine, Manzoni's Enkelin herausgab, jetzt in vier Auflagen verbreitet, ein beispielloser buchhändlerischer Erfolg in diesem Lande, und zugleich ein rühmliches Zeichen für die heranwachsende Generation, welcher der greise Staatsmann in diesen Denkwürdigkeiten gleichsam sein politisches Testament hinterließ. Sind die mannichfaltigen Ereignisse des äußeren Lebens in denselben anziehend beschrieben, so erfreut noch mehr der strenge Wahrheitssinn, ein Patriotismus, der nie auf Stelzen geht, eine rücksichtslose Aufrichtigkeit, die Alles beim rechten Namen nennt, ein gesunder Menschen-

verstand und ein Humor, die reichlich entschädigen für das bischen Geschwätzigkeit und die zuweilen etwas hausbackene Moral, die dem Leser nicht erspart wird. Als eine liebenswürdige, tüchtige, nach den tollen Streichen der Jugend ernsthaft gesammelte Natur zeigt sich in diesen Memoiren der Staatsmann, der Cavour die Wege bereitete, während die Briefsammlungen, die in den letzten Jahren nach einander von E. Rendu, von Torelli und von Luisa Blondel, Azeglio's zweiter Gemahlin, herausgegeben wurden, mehr in sein politisches Tagewerk blicken ließen. Manches ist in diesen Briefen veröffentlicht worden, was discretere Herausgeber wohl zurückgehalten hätten; Azeglio redete immer wie es ihm eben um's Herz war, und so ist nicht jedes Wort für die Oeffentlichkeit gemacht. In der letzten Zeit besaß auch der Politiker, der meist aus ferner Zurückgezogenheit die politischen Ereignisse glossirte, nicht mehr die Elasticität und frische Unbefangenheit der früheren Jahre, und über die Bedenklichkeiten, die er unermüdlich gegen das Cavour'sche Programm, Rom zur Hauptstadt Italiens zu machen, zusammentrug und oft in bitterer Form äußerte, ist jetzt die Geschichte zur Tagesordnung gegangen, womit freilich noch nicht gesagt ist, daß jene Bedenken nicht wohlmotivirt waren und den Italienern nicht noch oft in's Gedächtniß zurückkommen werden. Aber wenn der politische Ruf des Staatsmannes vielleicht wenig durch diese letzten Publicationen gewann, so blieb die vielseitig anziehende Persönlichkeit doch immer erneuter Betrachtung werth, und so gehört Azeglio zu denjenigen Charakteren, an welchen auch das rein Menschliche, ja das Alltägliche seinen eigenthümlichen Reiz gewinnt. Den Urheber der Schrift über die Romagna, welche die Reformbewegung von 1846 einleitete, den Minister, der das Manifest von Moncalieri verfaßte, welches nach dem Zusammenbruch von Novara die nationale und freisinnige Politik Piemonts rettete, wird die Geschichte seines Landes verdientermaßen in Ehren halten; aber eben so gern wie auf der öffentlichen Bühne sieht man Azeglio im Hauskleide, wenn er an seiner Staffelei sitzt, oder wenn er die Campagna durchstreift, wenn er in Cannero seinen Kohl baut oder großväterliche Ermahnungen für die Erziehung seiner Enkel gibt. Ja das Hauskleid steht ihm im Grund noch besser als das Staatsgewand.

Der neueste Band nun, den Azeglio's Schwiegersohn, Matteo Ricci, aus den Papieren des Nachlasses zusammengestellt hat und mit welchem dessen Inhalt wohl erschöpft ist, bringt, wie es bei Veröffentlichungen dieser Art der Fall zu sein pflegt, Stücke, die nicht alle vom gleichen Werthe sind. Immerhin dienen sie dazu, das Bild des vielbegabten Mannes zu vervollständigen, der, wie man weiß, Landschaftsmaler, Romandichter und Staatsmann in Einem gewesen ist; und Vieles ist wirkliche Bereicherung unserer Kenntniß einer Zeit, die uns fast schon wie eine historische zurückliegt, ob-

wohl wir sie Alle erlebt haben. Das Fragment eines Romans bildet den Anfang. Es folgt eine Reihe von unveröffentlichten diplomatischen Noten und Denkschriften, die von Azeglio's Hand geschrieben sind und von ihm sorgfältig unter seinen Privatpapieren aufbewahrt wurden. Weiterhin werden ein paar poetische und sonstige Kleinigkeiten mitgetheilt, und den Beschluß bildet eine größere Anzahl von Familienbriefen, die mit vieler Liebe vom Herausgeber gesammelt und geordnet sind.

Der Roman, von welchem die ersten acht Kapitel mitgetheilt sind, sollte La lega lombarda heißen. Wie in seinen beiden anderen Romanen, Ettore Fieramosca und Niccolo de' Lapi, hatte Azeglio eine bestimmte Episode vaterländischer Geschichte herausgegriffen, um durch die Vorführung nationaler Großthaten wie Verirrungen den patriotischen Sinn der Gegenwart zu wecken. Das Vorbild ist sichtlich Manzoni, der ja den geschichtlichen Roman in Italien eingeführt hat, nur daß sein tapferer Schwiegersohn kecker und unmittelbarer die Tendenz herauskehrte. Die Resignation und maßvolle Zurückhaltung, welche der Dichter der „Verlobten" sich auferlegte, wollte in den vierziger Jahren nicht mehr genügen, in den Erfindungen Azeglio's liegt ein ungleich kriegerischerer Accent, und schon in jenen Zeiten liebte er es, seinen Landsleuten Moral zu predigen. Mit der Composition nahm er es freilich leichter, dagegen steht ihm ein vorzügliches Erzählertalent zu Gebote. Der Dialog ist immer voll Leben, und auf's anschaulichste werden Sitten und Zustände vergangener Zeiten geschildert. Auch in diesem Romanfragment sind vornehmlich die niederen Leute glücklich gezeichnet, und man nimmt dabei deutlich den Untergrund ernster geschichtlicher Studien wahr. Welche Tendenz der „Lombardische Bund" haben sollte, kann nicht zweifelhaft sein, und bricht auch in dem Fragment, obwohl dieses nicht über die Exposition hinauskommt, gelegentlich durch. Die Erhebung der lombardischen Städte gegen Kaiser Rothbart galt in jenen vorbereitenden Zeiten, als die neuguelfische Schule unter Führung von Gioberti, Balbo und Azeglio noch die nationale Bewegung beherrschte, als eine der glänzendsten Erscheinungen der italienischen Geschichte. Die Unabhängigkeit von dem Fremden, und zwar unter oberster Führung eines italienisch gesinnten Papstes, wurde damals im Kampf gegen Barbarossa zum ersten Male erstrebt, und so kamen die Patrioten von 1848 stets mit Vorliebe auf jenes Vorbild zurück. Azeglio hatte den Roman ohne Zweifel unmittelbar vor der Reformbewegung von 1846 in Angriff genommen. Er ließ ihn fallen, wie der Herausgeber bemerkt, als man, um politische Gedanken auszusprechen, nicht mehr zu dem Umweg von Romanerfindungen die Zuflucht nehmen mußte. Für ihn war die Dichtung überhaupt nichts anderes gewesen als ein Mittel zur politischen Erziehung, wie im Grunde die ganze neuere Literatur der Italiener vor 1848.

Unter den hier abgedruckten politischen Noten und Denkschriften, welche Azeglio als Minister und späterhin aufgesetzt hat, fällt uns zunächst ein Rundschreiben vom Jahr 1851 auf, welches den Plan des Fürsten Schwarzenberg bekämpfte, Gesammtöstreich in den deutschen Bund aufzunehmen. Eindringlich wird das Recht Piemonts nachzuweisen gesucht in dieser Frage gleichfalls seine Meinung im Rathe Europas vernehmbar zu machen. Denn die Einverleibung von Lombardo-Venetien in den deutschen Bund wäre nicht blos eine Vergewaltigung vom Gesichtspunkt des Nationalitätenprincips, sondern würde auch unvermeidlich ernste Gefahren für den Frieden der Halbinsel heraufführen, angesichts deren Piemont nicht gleichgültig bleiben könne. Ueber das Schicksal dieser Note hat uns Nicomede Bianchi in dem neuesten Band seines diplomatischen Sammelwerks (Storia della diplomazia europea in Italia, Bd. VII., S. 6) unterrichtet. Bevor Azeglio seine Arbeit den Mächten mittheilte, wollte er zuvor die Meinung des befreundeten Cabinets von London hören. Lord Palmerston lobte das Schreiben, fand es aber nicht räthlich dasselbe abzuschicken, denn es würde Oestreich nur einen Vorwand bieten, von Neuem Piemont der Gelüste nach der Lombardei zu zeihen. Nur im äußersten Falle rieth er, die Note an die befreundetsten Höfe mitzutheilen. Dieser Fall trat nicht ein, da Oestreich zu jener Zeit bereits auf dem Rückzug begriffen war. Der Prinz Napoleon hatte von Anfang an Widerspruch eingelegt und Rußland wie England gegen den Schwarzenbergischen Plan in Bewegung gesetzt.

Von Interesse ist sodann eine Denkschrift über die römischen Zustände, die Azeglio im September 1849 für einen französischen Minister schrieb. Ihr Inhalt ist die Unmöglichkeit der Fortdauer des Priesterregiments. Aus eigener langjähriger Kenntniß, auf die er sich etwas zu gute that, schildert Azeglio den Verfall der hohen Geistlichkeit zu Rom. Im Gegensatz zu den früheren Zeiten bestehe die Kaste der Monsignori heuzutage meist aus obscuren Abenteurern, die den Staat lediglich als eine auszubeutende Grube betrachten. „Die Monsignori haben im Durchschnitt wenig Religion. Die Ehrgefühle, die in weltlichen Regierungen durch Familienüberlieferung, durch Erziehung, durch die Bande der Gesellschaft und die persönliche Verantwortlichkeit unterhalten werden, haben über die gegenwärtige Prälatur nur geringe Macht. Dazu kommt: keine Kenntnisse, keine ernsthafte Studien, welche die Intelligenz erhöhen und ihren Horizont erweitern, und ich frage Sie, was man von solchen Elementen erwarten kann, deren traurige Wirklichkeit ich Ihnen verbürge. Pius IX. ist gutartig, aber er hat keinen Sinn für das Wahre, Große und Hochherzige. Die Zweideutigkeit seiner Umgebung hat auf seiner reinen Seele abgefärbt, allerdings ohne sie zu verderben, aber nicht ohne sie zu beflecken. Ich sage es mit Schmerz, denn er war eine

edle Natur. Sein Geist hat keine tiefe Ueberzeugung, ausgenommen in religiösen Dingen, und keinen festbestimmten Plan. Pius IX. — das war die Amnestie, alles andere war nur die Wirkung vorübergehender Einflüsse. Ich habe ihn nie überzeugen können, daß der Katholicismus nur durch weise, wohltätige politische Maßregeln sich retten könne, und die Monsignori haben es unglücklicherweise dahin gebracht, ihn zu überreden, daß die Gifte die Heilmittel seien und umgekehrt. Ein Gewissen, das nicht durch ein sicheres Urtheil erleuchtet ist, ist immer Irrungen unterworfen. Das ist der Fall Pius' IX., der an seiner schwachen Seite gepackt nicht die Festigkeit besaß, die nur ein heller Verstand verleiht, um die Sophismen von den Wahrheiten zu unterscheiden." — Ueber die römischen Dinge verbreitet sich Azeglio auch in einem Briefe an Lord Minto vom August 1851, der aus Anlaß der bekannten Gladstone'schen Briefe über die neapolitanischen Zustände geschrieben ist. Der Inhalt ist: wenn man in England erst wüßte, daß es im Kirchenstaat noch viel schlimmer aussieht als in Neapel!

Im Jahre 1852 gab Azeglio, müde und kränklich, das Steuer des piemontesischen Staats in die frischere und kräftigere Hand Covours, den er selber im Scherz, doch nicht ohne Eifersucht den Rivalen zu nennen pflegte. Wiederum griff er zur Palette, um sich als Landschafter sein Brod zu verdienen. Aber so oft man seine Dienste für den Staat wieder brauchen konnte, stand er zur Verfügung, und in jeder großen Angelegenheit wandte man sich an seine diplomatische Erfahrung und an seine gereifte Einsicht in die Bedürfnisse Italiens. Aus der Zeit des Krimkriegs sind zwei Denkschriften aus seiner Feder vorhanden, die zu den bemerkenswerthesten Stücken dieser Sammlung gehören. Beide sind für Frankreich bestimmt, die eine vor der Reise Victor Emanuels nach Paris (November 1855) geschrieben und offenbar bestimmt, diese Reise einzuleiten, die andere nach dieser Reise verfaßt, gleichsam zum Zweck die Resultate derselben zu fixiren; beide in Ton und Inhalt zugleich ein Bild der gesteigerten Empfindungen, mit welchen Piemont das Ende eines Krieges herannahen sah, in den es ohne feste Verabredungen getreten war, von dem es sich aber gleichwohl in Kraft eines unbestimmten Instincts eine Besserung der Lage Italiens versprochen hatte. Während die eine mit hochgehenden Hoffnungen erfüllt ist, aber zugleich in principiellen Erörterungen sich verliert, mit allgemeinen Umrissen für eine Wiedergeburt Italiens sich begnügt, sind in der anderen, nachdem man inzwischen die Dispositionen der westmächtlichen Höfe näher kennen gelernt, die Hoffnungen bescheidener, doch die Zielpunkte zugleich fester, bestimmter geworden.

Der Ideengang der einen Denkschrift ist kurz folgender: der Krimkrieg ist ein Principienkrieg zwischen dem liberalen Westen und dem absolutistischen

Osten. Er ist vergebens geführt, wenn der Friede auf der alten Basis wieder geschlossen wird, wenn es nicht der Partei der Freiheit gelingt die des Absolutismus definitiv unschädlich zu machen. Zu diesem Zweck muß sich die Partei der Freiheit verbünden und consolidiren. Italien gehört zum westmächtlichen Princip, allein um ein wirksamer Bundesgenosse zu sein, muß es seine Unabhängigkeit erhalten, muß es constituirt werden, und diese Constituirung ist nur möglich unter Führung des Hauses Savoyen, um das sich bereits die verschiedenen Parteien der Halbinsel schaaren als die eine Nationalpartei.

Dies war gleichsam das Programm für die Reise Victor Emanuels nach Paris und London. Wie es nach dieser Reise für die italienischen Staatsmänner sich formulirte, zeigt die zweite Denkschrift, die zu Anfang des Jahres 1856 abgefaßt ist, also zu einer Zeit, da überdies Rußland bereits das östreichische Ultimatum angenommen und dadurch die Stellung Oestreichs mit einemmal gewaltig sich gehoben hatte. Sie trägt den Titel: Sur les moyens propres à préparer la reconstitution de l'Italie und kommt nach einer eingehenden Begründung zu folgenden Forderungen: die westmächtliche Diplomatie solle auf die italienischen Höfe drücken, um sie zu einer Reformpolitik im Anschluß an die Versuche von 1845 bis 1848 zu vermögen, für den Kirchenstaat solle sie die Politik des Memorandums von 1831 wiederaufnehmen, um die allmälige Säcularisation desselben herbeizuführen, endlich Parma und Piacenza sollen mit Piemont vereinigt werden, um diesen Staat entsprechend zu stärken gegenüber dem Machtzuwachs, der Oestreich hinfort an der unteren Donau zufalle.

Uebrigens ist es nöthig noch besonders die Urheberschaft dieser Denkschrift festzustellen, die sich unter den Privatpapieren Azeglios vorgefunden hat, aber wortwörtlich auch bei Bianchi (a. a. O. S. 568) mitgetheilt wird, als von Cavour herrührend und mit Cavours Unterschrift versehen, zugleich mit einem Begleitschreiben Cavours an den Grafen Walewski vom 21. Januar. Nun macht es die Entstehungsgeschichte der Denkschrift ganz denkbar, daß Cavour und Azeglio sie als gemeinschaftliche Arbeit behandelten. Beide Staatsmänner hatten nämlich den König auf seiner Reise nach Paris begleitet, und eines Abends, als, wie öfter geschah, der Kaiser mit Cavour und Azeglio im vertrauten Gespräch über Italiens Zukunft war, warf der Kaiser die Frage auf: „Was kann man für Italiens Zukunft thun?"*) Cavour erwiderte rasch: „Die Frage ist von zu großer Tragweite und kommt aus zu hohem Munde, als das ich nicht Eure Majestät bitten sollte mir zu gestatten, Ihr eine geschriebene und überdachte Antwort zu übergeben." Der

*) Vgl. auch Reuchlin, Geschichte Italiens, 3 Band, S. 246.

Kaiser war es zufrieden, und die Antwort, die er erhielt, war eben die fragliche Denkschrift, deren allgemeiner Sinn bisher schon bekannt war, und deren Wortlaut jetzt fast gleichzeitig von Bianchi als Cavours Arbeit, von Ricci als Azeglios Arbeit veröffentlicht ist. Vielleicht erhielt sie die Unterschrift Cavours, weil dieser als activer Minister gleichsam die officiellere Persönlichkeit war. Aber es kann bei genauerer Lectüre nicht wohl ein Zweifel sein, daß sie aus Azeglio's Feder geflossen ist. Abgesehen von einer gewissen Umständlichkeit in der Erörterung verschiedener Möglichkeiten führt sie eben diejenigen Ideen aus, die Azeglio besonders geläufig waren: vielfach berührt sich die Ausführung eng mit der erstgenannten Denkschrift. Und wenn wir finden, daß der Verfasser mit besonderer Neigung bei den vor dem Jahr 1848 angebahnten Reformen verweilt und deren Wiederaufnahme anempfiehlt, daß er sogar auf das Memorandum von 1831 zurückgeht, daß er ausführlich über die Verhältnisse des Cardinalscollegiums sich verbreitet und über den heillosen Verfall innerhalb desselben, so weist dies Alles auf die Autorschaft Azeglio's, dem eben dies Lieblingsthemata waren. Unschwer wird man in dem Begleitschreiben Cavour's vom 24. Januar eine andere Feder erkennen, die ohne viel historische Begründung directer auf die für möglich gehaltenen Ziele losgeht und, allerdings in einer Zeit, da der Friede bereits so gut als gesichert war, sie noch bestimmter formulirt. Es ist hier nicht mehr vom Memorandum von 1831 oder von den Versuchen zur Bildung eines italienischen Zollvereins im Jahre 1847 die Rede, dagegen werden von Oestreich sehr bestimmte Concessionen in der Eisenbahn-, in der Sequesterfrage verlangt, auch für die Gebietsfrage neue Combinationen in Anregung gebracht.

Unter den poetischen Kleinigkeiten ist für Azeglio persönlich besonders characteristisch die launige Epistel an Signora Amalia. Diese Signora war eine bekannte Tänzerin am Hoftheater, und Azeglio schrieb die munteren Strophen, um sich die Langeweile zu vertreiben, als er, der Ministerpräsident, eines Tages ungebührlich lange im Vorzimmer des Königs zu warten hatte. Er setzt darin den Beruf der Tänzerin und sein Amt als Ministerpräsident in Parallele, wie sie es beide mit einem schwierigen Impresario zu thun haben, wie es nicht an Wortwechseln hinter dem Vorhang fehlt, wie beide lachen und weinen müssen, sowie das Stück es vorschreibt, beide in Masken vor dem Publikum erscheinen müssen, wie aber ihm, wenn Vorstellung im Parlament ist, nicht immer dasjenige Gleichgewicht zu Gebot steht, das die Füße der Signora Amalia so kunstreich einzuhalten verstehen, und wie überhaupt ihre Stellung unendlich beneidenswerther ist als die eines italienischen Ministerpräsidenten. Der Scherz ist anmuthig durchgeführt und könnte einen Heyse zur Uebertragung reizen.

Den Beschluß machen, wie gesagt, die Familienbriefe, die zwar den Reiz der politischen Bosheiten und Anzüglichkeiten entbehren, welche die sonst veröffentlichten Briefe Azeglio's enthalten — es scheint, der Herausgeber hat in dieser Beziehung fast allzustrenge Censur geübt —, die aber unter den charakteristischen Aeußerungen dieser liebenswürdigen Künstlernatur vielleicht nicht die geringste Stelle einnehmen. Wenn der Herausgeber sie mit den Briefen Giusti's vergleicht und den letzteren vorzieht, weil die natürliche Leichtigkeit und Anmuth des Stils bei Azeglio ein Göttergeschenk sei, während Giusti durch Kunst und Studium sie erworben habe, so mögen die Italiener diese Streitfrage entscheiden, wofern sie nicht vorziehen an den Briefen der Beiden sich in gleicher Weise zu erfreuen. Den größten und anziehendsten Bestandtheil der Briefe Azeglio's bilden die an die Tochter Alexandrine gerichteten, die vom Jahre 1848 bis in die letzten Tage des im Januar 1866 verstorbenen Vaters gehen und die einen Schatz von heiterer Lebensweisheit und von gemüthvollen Bezügen enthalten, während sie zugleich die wechselnden Schicksale des Schreibenden widerspiegeln, der heute aus dem Feldzug, morgen aus dem Ministerhotel, dann wieder von seinen diplomatischen Reisen aus London und Paris berichtet, und ein anderes mal den häuslichen Sorgen eines Malerateliers Ausdruck gibt; in den letzten Jahren sieht man den Alten mit Behagen sein Tusculum anpflanzen, das er sich am Langensee gegründet hat. „Ich verbringe die Zeit", schreibt er aus Cannero den 20. April 1858, „indem ich mauern und den Weinberg umhacken lasse, und ich selbst nehme Kelle und Hammer in die Hand, um mir einen Springbrunnen fertig zu machen. Und nach so vielen Täuschungen verschiedener Art hab ich gefunden, daß es wenigstens Eines gibt, wobei die Verheißungen immer auf's getreulichste sich erfüllen, und das ist — Bohnen zu pflanzen. Man braucht sie nur in die Erde zu legen und anzufeuchten, so wachsen sie und halten Wort."

Wir schließen mit folgender Stelle aus einem Brief an den Senatspräsidenten Grafen Sclopis, vom Juni 1864: „... Im Uebrigen, mein lieber alter Freund, Italien ist erst vor kurzem geboren, und wie alle Kindlein, hat es nun den Kopfausschlag und dann das Zahnen, und dann die Kuhpocken und dann den Scharlach durchzumachen und so weiter. Folglich, es ist unnütz sich zu ängstigen: wir sind nun einmal zu alt um es groß und stark zu sehen und uns an seinem schönen Gesichtchen erfreuen zu können. Was ist da zu machen? So ist es, und Amen."

W. Lang.

Für junge Novellendichter.

Zu den zarten Verpflichtungen, an welche das Neujahr den Schriftsteller mahnt, gehört auch der Dank für jüngere Collegen, welche aus der Ferne vertrauend über ihre Dichterpläne berichtet und vielleicht guten Rath für sich eingefordert haben. Es wird keine Indiscretion in dem Geständniß liegen, daß solche Anfragen meist von Frauen ausgingen, welche ihren ersten Ausflug in das Lesepublikum noch nicht gewagt hatten, und daß die erklärenden Schilderungen ihres eigenen Lebens zuweilen geeignet waren, warmes Mitgefühl für ernsthaftes Streben hervorzurufen. Nicht immer war möglich solchem Vertrauen durch eingehende Antwort zu entsprechen, selbst dem Manuscripte junger Damen gegenüber mußte Schreiber dieser Zeilen einigemal mit mehr Wahrheit als Ritterlichkeit seinen Mangel an Muße bedauern. Darum mögen hier einige Bemerkungen gestattet sein, welche durch die zahlreichsten Einsendungen, durch ungedruckte und gedruckte Novellen veranlaßt werden. Es ist dabei durchaus nicht die Absicht, eine Technik der Kunst zu entwickeln, oder Recepte niederzuschreiben, welche Romanen und Novellen beifällige Aufnahme verschaffen könnten, noch weniger treibt der Wunsch, dadurch neue Versuche hervorzurufen, wohl aber ist zeitgemäß, an einige — nicht neue und nicht unbekannte — Wahrheiten zu erinnern, deren Anwendung auf ihre eigenen poetischen Arbeiten werthen Collegen der jüngsten Altersklasse billig überlassen bleibt.

Wer menschliches Thun und Leiden in Roman oder Novelle künstlerisch behandeln will, muß dasselbe zweckvoll so zurichten, daß der Leser eine einheitliche, abgeschlossene, vollständig verständliche Geschichte empfängt, die ihn erfreut und erhebt, weil ihr innerer Zusammenhang dem vernünftigen Urtheil und den Bedürfnissen des Gemüthes völlig Genüge thut. Deshalb wird der Dichter vor allem bedenken müssen, daß er eine Begebenheit erzähle, deren Inhalt werth ist, daß sich die Leser dafür interessiren. Der Inhalt aber fesselt uns entweder, weil die geschilderten Ereignisse an sich bedeutend sind, oder weil sie sich über Menschen vollziehen, die uns durch den Dichter besonders lieb gemacht wurden, oder weil der Dichter durch Farbe und schöne Laune das an sich Geringe wirkungsvoll mit seiner Seele zu erfüllen weiß. Der epische Dichter bedarf darum vor allem ein starkes und freudiges Gemüth, voll von gutem Zutrauen zur Menschheit, nie verbittert durch das Schlechte und Verkehrte, dazu die Kenntniß des Lebens und der Charaktere, welche durch reiche Beobachtungen gefestigt ist. Es ist ein Vergnügen zu sehen, wie in der deutschen Gegenwart auch bei enger begrenzten Talenten die stille Freude an den Erscheinungen des Lebens zugenommen hat. Wir

haben bange Jahrzehnte durchlebt, in denen die deutsche Umgebung, ihre Charaktere und Zustände den Schriftstellern reizlos erschienen; aber der große sociale und politische Fortschritt hat den jungen Dichtern größere Ehrfurcht vor unserem Volksthum und schärferen Blick für das eigenthümliche Leben moderner Menschen zugetheilt. Nicht das Abenteuerliche, Seltsame, in feindlichem Gegensatz zu der gewöhnlichen Lebensordnung Ringende ist noch vorzugsweise Gegenstand künstlerischer Behandlung, sondern Heiteres oder Rührendes, das aus unserem Alltagsleben herauswächst. Auch in der Technik sind überall in Deutschland große Fortschritte sichtbar: die drei ersten Erforderniſſe einer ausführten Erzählung: klare Exposition, eine fesselnde Verwickelung, welche in ausgeführtem Höhepunkte gipfelt und eine größer angelegte, kräftige Katastrophe werden häufig mit bestem Glück erfunden; auch unsere Schriftstellerinnen schlingen den leicht geflochtenen Zopf ihrer Novelle zuweilen recht kunstvoll zum Knoten; es ist nicht das kleinste Verdienst der Dame Marlitt, daß diese Kunstfertigkeit ihr völlig zu Gebote steht.

Dagegen wird ein anderer Uebelstand bei den neuen Arbeiten jüngerer Männer und Frauen so häufig fühlbar, daß man ihn wohl die charakteristische Schwäche unseres Dichterschaffens nennen darf. Es ist ein moderner, und vorzugsweise ein deutscher Fehler. Die Charaktere sind häufig zu künstlich und zu willkürlich zusammengedacht und gerade auf diese complicirten und unwahrscheinlichen Voraussetzungen der Charaktere ist die Möglichkeit der Handlung gegründet. Dadurch aber wird die Wahrscheinlichkeit der erzählten Begebenheit in einer Weise beeinträchtigt, welche die gute Wirkung der Dichterarbeit vermindert, oft völlig vernichtet. Es sei erlaubt, hierbei einen Augenblick zu verweilen. Da jede Geschichte, welche einen Stoff für die Kunst gibt, an Menschen und durch Menschen verläuft, so ist selbstverständlich, daß überall und zu allen Zeiten die Persönlichkeit der dargestellten Menschen auch für die geschilderten Ereignisse von Bedeutung gewesen ist. Selbst in der Thiersage und in der Göttersage sind es menschliche Eigenschaften und oft sehr scharf ausgeprägte Persönlichkeiten, durch welche die Ereignisse gerichtet werden. Aber das Besondere der Menschennatur, welches für den Verlauf einer Erzählung nothwendig ist, wird am zweckmäßigsten doch nur Nüancirung eines gemeinsamen, leicht verständlichen Inhalts sein dürfen, welchen der einzelne Held mit allen andern, also auch den Lesern gemein hat. So sind in dem Roman und in der Novelle des Homer sowohl Achill als Odysseus beide sehr schön individualisirte Typen des griechischen Heldencharakters; den hochfahrenden Stolz des einen, die listenvolle Gewandtheit des andern empfand der Grieche an ihrer Individualität zugleich als die normalen Tugenden seines Stammes. In der alten italieni-

schen Novelle von Romeo und Julie ist die Leidenschaft der Liebenden, welche das Verhängniß hervorruft, genau dieselbe, welche jeder feurige Italiener fühlt; das ganze Ereigniß ruht nicht auf Besonderheiten der Helden, sondern auf der Verflechtung unglücklicher Verhältnisse. Und ebenso ist es in der ungeheuren Mehrzahl aller Prosaerzählungen, welche im Mittelalter und der Renaissance gesammelt wurden und noch jetzt den großen Novellenschatz bilden, aus dem diese Kunstform sich entwickelt hat. Man hat gegen Walter Scott, den Vater des modernen Romanes, zuweilen den Vorwurf erhoben, daß er seine Helden gar zu sehr als Allerweltsmenschen geschildert habe, die mehr auf sich wirken lassen, als durch ihre Besonderheit die Begebenheiten forttreiben; aber der große Meister im Charakterisiren, der mit der sichern Naturkraft eines Genies das Kunstvollste fand, wurde auch hier durch die richtigste Empfindung geleitet; überall greifen bei ihm scharf umrissene Charaktere in das Getriebe der Erzählung ein, aber gerade die Hauptpersonen, über denen die Geschichte verläuft, sind aus bestem Grunde so angelegt, daß in ihren Leiden und Freuden jeder Leser sich mit der größten Leichtigkeit heimisch finden kann. Den Deutschen gedeiht diese Bescheidenheit in Verwendung der Charaktere nicht so leicht; uns wird — und dies ist bei unserem Drama in andrer Weise ebenso auffallend als beim Roman — das Combiniren einer Geschichte schwerer als dem Franzosen, Italiener, Spanier; dagegen ist unsere Freude an dem Originellen und Besonderen einer geschlossenen Persönlichkeit vielleicht kräftiger als bei den Fremden. Schon unsere Dichter des Mittelalters nahmen die epischen Erzählungen gern von den Franzosen, aber die besseren vertieften die Charaktere der Helden und verfeinerten das Seelenleben in den Momenten der Leidenschaft. Immer sind wir geneigt gewesen, den Charakteren große Macht über die dargestellten Ereignisse einzuräumen. Vollends die moderne Kunst kommt unablässig in Versuchung, den Scharfsinn, mit welchem wir die geheimen Triebfedern eines menschlichen Thuns aufzuspüren wissen, die feinere Dialectik, in der wir Gedanken und Empfindungen darzustellen vermögen, noch bevor sie zur That werden, für ihre kunstvolle Erzählung zu verwerthen. Auch das Drama hat die erzählenden Kunstformen mächtig beeinflußt, uns erscheint die epische Erzählung als flach und farblos, wenn sie nicht immer wieder durch Gespräch der Helden unterbrochen wird, worin der Dichter sein Bestes thut, um die Individualitäten kräftig von einander abzuheben und in ihrer Eigenart werth zu machen. In Wahrheit werden dadurch manche Romane oder Novellen von einfachem Gefüge einem Drama so ähnlich, daß sie sich mit geringer Kunst in ein wirksames Theaterstück umschreiben lassen. Zumal da zugleich mit dem kräftigen Heraustreiben des Dialogs auch die Zusammenfügung der modernen Epen dem Bau des Dramas ähnlicher geworden ist; nicht nur eine

glänzend ausgeführte Katastrophe, auch ein starker Knotenpunkt der Verwickelung sind seit Walter Scott unentbehrlich, der hierin wohl durch Shakespeare beeinflußt wurde.

Wer dürfte es unternehmen, eine so mächtige Zeitrichtung zurückzulenken auf die einfachere Schönheit aus einer überwundenen Bildungsperiode der Menschheit? Wir vermöchten kleine Novellen, wie sie im Decamerone stehen, ebenso wenig mit vollem Genuß und Erfolg zu schaffen wie unsere Maler die Heiligenbilder der Schulen von Siena und Florenz. Ist doch die detaillirte Ausführung der Charaktere in unserer kunstvolleren Erzählung nichts weiter als ein Abbild der gesteigerten Freiheit und Selbständigkeit des Individuums in Kirche und Staat. Wohl aber darf man hier im Interesse schöner und sicherer Wirkungen zur Vorsicht mahnen. Da unsere jungen Novellendichter fast immer so erfinden, daß ihnen zuerst an ihrem Helden einzelne bewegte Momente oder gar Gedanken lieb werden und zur Arbeit reizen, so ist in ihnen die Anlage des Helden früher vorhanden, als die Begebenheit ihnen deutlich geworden ist. Der Held ihrer Erzählung sucht sich fast immer erst seine Geschichte; die Erzählung wird zusammengedacht, damit einzelne vorempfundene Gedanken und Situationen des Helden dargestellt werden können. Offenbar ist dieser Weg nicht der günstigste für eine gute Erzählung; erst nachdem der Zusammenhang der Ereignisse gefunden ist, sollte der Charakter der Helden wie der Nebenpersonen ausgearbeitet werden. Ist dem Dichter zuerst der Context seiner ganzen Fabel klar und interessant geworden, so mag er eher darauf rechnen, daß der Inhalt dem gesunden Menschenverstand und dem Gemüth der Leser Genüge thue. Aber nicht nur die Erzählung wird schlechter, auch die Helden derselben erhalten bei solcher Methode der Arbeit leicht ein zerrissenes und ungleichmäßiges Wesen. Und das ist natürlich. Denn wenn auch diesen allzu hastig vorausgedachten Lieblingen des Dichters die Handlung zuerfunden wird, so zwingt diese doch, wie locker sie auch gewebt sei, den Helden ihrerseits eine Anzahl von Situationen und Lebensäußerungen nachträglich auf, und solche spätere, trotz allem unvermeidliche Unterwerfung der Charaktere unter den Zusammenhang der Begebenheiten fügt zu den vorausempfundenen Lieblingszügen der Charaktere fast immer einiges Andere in Ausdruck und Wesen, was zu der ursprünglichen Anlage nicht mehr passen will.

So sind die allzu künstlichen, problematischen, unmöglichen Charaktere deutscher Novellen in der Regel Folge einer unrichtigen Methode der Arbeit. Nicht die behagliche Dichterfreude an dem Ersinnen einheitlicher Erzählung erfüllt den Schaffenden, sondern der hastige Drang, eine Tendenz, einige lyrische und pathetische Stimmungen in Gestalten zu idealisiren. Dies ist der gewöhnlichste Fehler junger deutscher Novellisten, nicht am wenigsten unserer

Schriftstellerinnen. Zuweilen ist's Symptom, daß die Erfindungskraft fehlt, und dann kann man nicht helfen; bei anderen Dichtern ist es nur eine weit verbreitete — man darf vielleicht sagen nationale — Unart, welche durch ernsten Willen und Anleitung zu überwinden wäre. Solchen diene diese bescheidene Warnung.

In der That scheint den Deutschen seit ältester Zeit nicht leicht gewesen zu sein, den Zusammenhang einer Geschichte gut zu erfinden und gut zu berichten. Schon die älteste alliterirende Poesie unseres Stammes ist weit entfernt von der Fülle und dem Behagen hellenischer Heldenerzählung. Die Virtuosität zu erzählen und die Freude zu hören ist noch heut bei dem Araber, Italiener, Slawen, Franzosen größer als bei uns. Die edelste Schönheit unserer erzählenden Poesie liegt selten in dem Gewebe der Erzählung, sondern in dem durchleuchtenden Gemüth des Erzählers. Selbst Goethe hat zwar in seinen Novellenstoffen Werther und Herrmann und Dorothea die Fabel selbst mit schöner Meisterschaft gefügt, nicht ebenso in den Romanen. Denn nicht die Dinge an sich, wie sie waren und verliefen, sondern was sie dem Menschen bedeuteten, war unseren alten Ahnen die Hauptsache. Und nicht die Thatsachen in ihrer Verknüpfung, sondern die Gedanken und Gefühle, welche durch sie aufgeregt worden, beschäftigen noch heut am meisten den erzählenden Schriftsteller. Aber die moderne Bildung gibt uns die Möglichkeit und legt uns die Pflicht auf, in unserem Schaffen die Einseitigkeit unserer Anlage durch ernste Arbeit zu besiegen. G. F.

Rumänische Aussichten.

Die rumänischen Zeitungsenten haben für einige Zeit ihren Flug eingestellt, das karpathische Sinai macht nicht mehr dem echten alten Berge in Arabien, Moses' und Tischendorf's gesegneten Andenkens, Concurrenz, keine Juden wurden in den letzten Wochen erschlagen und keine Deutschen vertrieben. In solchen ruhigen Augenblicken findet vielleicht ein bedächtiges Wort eher eine gute Stätte, welches nicht auf kurzen flüchtigen Eindrücken, sondern auf längerer Beobachtung von Land und Leuten beruht. Wer die Walachei mit der festen Erwartung betritt, hier schon die Märchenreize des Orients entfaltet zu finden, wird freilich eben so getäuscht, als wer durch die Bekanntschaft mit Bojarenfamilien in Paris oder Baden-Baden verführt, meint, hier dem einfachen Abklatsch des occidentalen Lebens zu begegnen.

Spuren des Orients tauchen wohl hier und dort auf, aber nur der Curiositätenfreund beachtet und sammelt sie, wie auch nur der oberflächliche Blick bei den kopirten occidentalen Sitten beharrt. Das Wichtigere und für das Urtheil Entscheidende ist vielmehr die Einsicht, wie sich hier zwei Culturwelten dicht neben einander lagern, oder sich theilweise mechanisch mengen, ohne bisher zu einer organischen Verschmelzung zu gelangen. Die grellsten Contraste, hart aneinander gerückt, treten dem Reisenden, der sich längere Zeit im Lande aufhält, vor die Augen. Er staunt über den unermeßlichen Holzreichthum, den die Karpathenwälder bergen und beklagt, wie gering der Werth ist, der aus diesen Schätzen herausgeschlagen wird und in den Städten der Ebene klagt er über die Holzarmuth und wundert sich, welchen unverhältnißmäßigen Preis er für das Brennholz zahlen muß. Auf weiten Strecken des Landes herrscht noch eine ganz primitive Bodencultur, aber auch an Musterwirthschaften, in welchen die besten englischen und amerikanischen Maschinen Verwendung finden, fehlt es nicht. In den Städten berühren sich nicht minder die scharfen Gegensätze. Rechts und links von der Straße Mogeschoi in Bukarest, welche sich den Hauptstraßen moderner Großstädte dreist zur Seite stellen kann, wo sich glänzenden Kaufladen breit machen und an Nachmittagen elegante Wagen mit hoch geputzten Frauen drängen, dehnt sich gar nicht selten ein Anger im schmuzigsten Naturzustande aus; man braucht sich nur wenige Schritte von einem luxurios eingerichteten Stadtpalaste zu entfernen, um die Leiden und Freuden des Landlebens zu genießen, und während in der einen Gasse Pariser Modeartikel von der vornehmen Welt angestaunt oder aus der Werkstätte des Meister Stöhr, eines Kunstschreiners ersten Ranges die köstlichsten Holzschnitzereien herausgetragen werden, lassen in der andern Gasse die nackten Kinder, die tabakschmauchenden Weiber und an der Feldschmiede lässig arbeitenden Männer einer Zigeunerbande auf primitive Culturstände schließen. Es fehlt das Gleichmaß und die Uebereinstimmung in Bildung und Sitten. Und kein Wunder, daß solche fehlen, da alle Institutionen fertig aus der Fremde eingeführt wurden und mit einem Menschenalter die Hast, europäische Kleider anzuziehen, die Ueberlegung, ob diese auch auf den rumänischen Körper passen, vergessen ließ. Gewiß wäre es besser gewesen, wenn alle Sitten und Einrichtungen sich allmählich aus dem Volke entwickelt hätten. Sie besäßen eine größere Festigkeit und umfassenderen Einfluß. Gegenwärtig kann man sich eines leisen Zweifels an der Dauer und dem Segen so mancher kostspieligen und an sich ganz tüchtigen Institute kaum erwehren. Das Helenenasyl bei Bukarest, eine Erziehungsanstalt für Waisenmädchen, ist durchaus musterhaft, ein so reicher und verständiger Lehrapparat, wie er hier, insbesondere für den naturhistorischen Unterricht aufgestellt ist, dürfte in wenigen deutschen Töchterschulen gefunden

werden, mehrere der Hospitäler wetteifern mit der Berliner Charité in der vollkommenen Zweckmäßigkeit aller Einrichtungen. Sie erscheinen aber mehr als die Schöpfung eines einzelnen enthusiastischen Willens und stehen noch in keiner rechten Verbindung mit dem Leben der weiteren Kreise, die in merkwürdiger Bedürfnißlosigkeit beharren und für die moderne Cultur bisher nur wenig zugänglich sich zeigten. Aehnlich erging es übrigens allen Völkern, die an den Grenzen des Westens lagen. Einzelne Angehörige der vornehmen Klassen zogen regelmäßig nach Deutschland und namentlich nach Frankreich, acclimatisirten sich vollständig und bildeten, in ihre Heimat zurückgekehrt, eine Colonie, welche, ohne nähere Berührung mit der Masse der Bevölkerung, sich fast ausschließlich von ausländischer Kost nährte. Die Forderung, sie hätten das Volk zu sich emporziehen sollen, ist leichter gestellt als erfüllt. Denn dazu gehört eine reichere Entwicklung der Schrift und Sprache und eine größere geistige Beweglichkeit, als bis jetzt erreicht wurde, und vor allem ein religiöser Volksglaube, welcher auch die Denkkraft reizt und spornt. Daß die griechisch-orthodoxe Kirche sich mit der Beobachtung der hergebrachten Ritualgesetze und Ceremonien begnügt, erspart ihren Bekennern manchen innern Kampf. Wir sehen es jeden Tag nicht blos an nihilistischen Russen, sondern auch an einzelnen Griechen, Serben und Rumänen, daß sich ein äußerliches Festhalten an den Cultusgebräuchen mit französischem Radicalismus vereinigen lasse. Wir können aber nicht wünschen, halten es auch nicht einmal für möglich, daß eine solche Scheinheiligkeit auch bei einem ganzen Volke Raum gewinne. Wahre Volksbildung kennt keine scharfe Trennung von dem religiösen Glauben, sie sucht vielmehr an diesen anzuknüpfen und ihn zu läutern. Wie das in der griechischen Kirche geschehen könne, welche beinahe ausschließlich nur äußere Satzungen kennt und von der inneren religiösen Empfindung fast ganz absieht, ist schwer zu fassen, an eine Aenderung im Wesen der orthodoxen Kirche vorläufig nicht zu denken. Solches sprunghafte Fortschreiten und solche Gegensätze zwischen den einzelnen Volksklassen erregen nicht geringe Bedenken für die Zukunft des Landes, namentlich auch in politischer Beziehung. Nirgend in der Welt ist die Ständegliederung durch das Gesetz so sehr verwischt und thatsächlich doch in so hohem Grade giltig wie in Rumänien. Da ein einheimisches Bürgerthum fehlt, so ist die Kluft zwischen dem Bauernvolk, das erst vor wenigen Jahren Grundeigenthümer geworden ist, und der sogenannten Bojarenklasse unausfüllbar. Anstatt diese in den Verhältnissen ruhenden Unterschiede zu berücksichtigen und eine politische Aristokratie, einen Regierungsstand zu schaffen, wurde theils in Erinnerung an die absolute Rechtlosigkeit zur Zeit der Türkenherrschaft, theils in Nachäffung der französischen Verfassungstheorien die Gleichheit aller Stände zum Gesetz erhoben. Mit einem legitimen Antheil an der Landesverwaltung ausge-

stattet hätten die vornehmen Klassen auch ein Interesse an der ruhigen Entwickelung ihrer Heimat gewonnen, während sie jetzt entweder gelangweilt dieser den Rücken kehren oder zu Cliquen sich zusammenballen und die ewigen Frondeurs spielen. Das parlamentarische Leben löst diesen Widerspruch nicht, denn auch hier nehmen wir wahr, daß eine fertige Institution eingeführt wurde, ohne lange zu fragen, ob sie sich auch gut dem nationalen Wesen anpasse. Die Verfassung ist freigebig mit Rechten für das souveräne Volk und dessen Vertreter wie keine andere in Europa, die Macht des Fürsten so eingeschränkt als nur möglich. Würde man aber bei dem souveränen Volke Umfrage halten, mit Ausnahme eines kleinen Bruchtheiles antworteten gewiß alle rumänischen Staatsbürger und Urwähler, daß sie an die Allmacht und Allwissenheit des Fürsten glauben, und man würde entdecken, daß in ihren Augen die Regierung noch die alte patriarchalische Form besitze. Von der Verfassung haben nur wenige Tausende ein deutliches Bewußtsein, das parlamentarische Regiment wird nur von einzelnen Großgrundbesitzern, Pächtern, Advocaten, Professoren und Literaten ausgebeutet. Diese nehmen das größte Interesse an den Wahlen, diese bilden die Mehrzahl der Deputirten, aus ihnen wird die leider viel zu complicirte Verwaltungsmaschine meistens zusammengesetzt. Diese Dinge sind nun einmal nicht zu ändern, aber erleichtert wird durch dieselbe die Regierung des ohnehin tief zerrütteten Landes keineswegs. Es hält da schwer, die feste Autorität zu wahren, wo ein Dutzend Familien vielleicht Mitglieder zählt, welche „auf den Stufen des Thrones" geboren wurden, wo seit hundert Jahren die Fürstengewalt in den verschiedenen Bojarenhäusern abwechselnd herumging und als ein Accidens zum Familienvermögen angesehn wurde; es regiert sich da nicht bequem, wo die große Volksmasse für politische Interessen noch ganz stumpf ist, die bedächtige und gehäbige Mittelklasse fehlt und in den aristokratischen Kreisen der reiche Familienanhang für Eifersucht und Intrigue eine große Empfänglichkeit weckt, wo die Preßfreiheit in unwürdiger Weise mißbraucht wird und alljährlich ein ziemlicher Haufe brüchig gewordener europäischer Existenzen in das Land kömmt, um sich hier ohne Arbeit Brod zu verschaffen. Doch das sind Schwierigkeiten, die besiegt werden können. Wirkliche Gefahr für den Bestand der Dinge brächte nur das entschiedene Uebergewicht der großrumänischen Partei und die Fortdauer des mechanischen Regierungswechsels nach jeder Kammersession: denn jenes führt nothwendig zu Conflicten mit den Großmächten, dieses endigt mit der Auflösung des Verwaltungsorganismus. Das Jahr 1848 ist bekanntlich das Geburtsjahr der großrumänischen Partei gewesen. Mit den Stammgenossen in Ungarn und Siebenbürgen verbunden, gleich diesen im Kampf mit den Staatsgewalten glaubten auch die Walachen und Moldauer in der Natio-

nalität das allein fruchtbare politische Princip gefunden zu haben. Es war die Zeit, wo in Osteuropa überhaupt Sprache und Nationalität als die einzig berechtigten Factoren, um ein Staatswesen zu gründen, angesehen und die bestehenden Staaten mit der größten Gemüthlichkeit klein geschlagen und an ihre Stelle große nationale Gemeinden gesetzt werden sollten. Practische Folgen hatte dieser Schwärmergeist damals nicht; die russischen und östreichischen Waffen sorgten dafür, daß die bestehenden Staatsgrenzen nicht verwischt wurden. Aber wenn auch geschlagen, so wurde doch der fanatische Nationalitätscultus keineswegs zerstört. Die Lehre von der ausschließlichen Geltung der Nationalität haftet in der jüngeren Generation fest, sie wurde mit allerhand gelehrtem Flitter umgeben, und das laute, oft vorlaute Wiederholen ihrer Wahrheit vertrat die Stelle der Bildung und Wissenschaft. Unter den siebenbürgischen Romänen, die allerdings den stärksten Druck der Herrschaft eines fremden Stammes erduldet, wucherte sie am üppigsten. Durch zahlreiche Einwanderer wurde sie auch auf walachischem und moldauischem Boden verbreitet, sie gewann unter Lehrern und Studenten, die alle lieber Politik trieben, als dem stillen, ernsten Dienste der Wissenschaft sich zu opfern, reichen Anhang und selbst als ein siebenbürgischer Professor, Namens Barutz, die Theorie der nationalen Rechte mit radicalen und socialistischen Phrasen pfefferte, wurde sie schmacklos gefunden. Man kann die Sache ruhig ansehen, so lange es sich um philologische Liebhabereien und historische Phantasie handelt. Es hat keine Gefahr, wenn die Karte des modernen Daciens auch Gebietstheile Oestreichs und Rußlands jenem einverleibt, oder wenn das academische Lexikon, um den Zusammenhang der Rumänen mit den Legionen Trajans zu beweisen, unermüdet neulateinische Worte anführt, die kein Mensch bisher gekannt und gesprochen, und über welche auch ernste rumänische Gelehrte wie Alexander Odolesco geistreich spotten. Schlimm ist es aber, daß durch den „Panlatinismus" die angebliche Brüderschaft aller lateinischen Völker, der Blick der Rumänen nicht allein auf das Nebelhafte und Phantastische weggelenkt, sondern auch der Neigung für extreme politische Anschauungen bedeutender Vorschub geleistet wird. Je radicaler ein Vorschlag in politischen Dingen, desto sicherer kann er auf den Beifall der Panlatinisten und Großrumänen rechnen, welche ihre eigenen Wünsche nur dann erfüllt sehen können, wenn alle staatlichen Verhältnisse auf den Kopf gestellt werden, und daher für alle politischen Purzelbäume Sympathie besitzen; für sie ist die ruhige Entwickelung des heimischen Staates, mit seinen wie sie sagen künstlichen Grenzen, ein Gräuel, sie freuen sich nicht, sondern fürchten die Kräftigung der Regierung, die Zufriedenheit des Volkes, finden darin ein Hinderniß für das Gelingen ihrer Pläne, die auf der Zersetzung der bestehenden Staaten beruhen; sie begrüßen

theilnahmsvoll und unterstützen ihn wenn möglich, jeden revolutionären Versuch in Osteuropa, jeden nationalen Aufstand als den vielverheißenden Anfang der neuen Welt. Die Staaten, die von der Mächte Gnade leben, Griechenland, Serbien, Montenegro erscheinen ihnen allein von Gottes Gnaden, Oestreich und die Türkei zur Vernichtung und Auflösung verurtheilt. Würden die Großrumänen zur Herrschaft gelangen, so wären die Reibungen mit allen Nachbarstaaten an der Tagesordnung. Eben die Einsprache der letzteren hat es bisher verhindert, daß jene nicht auf der Regierungsbank sitzen, sie rächen sich für ihre Ausschließung, indem sie jede Regierung als vom Auslande erkauft (man lese den Romanul) darstellen und nach allen Seiten Mißtrauen säen. Es läßt sich nicht leugnen, daß ihr Treiben eine gewisse Popularität genießt. Bei einem Volke, das keine große Vergangenheit besitzt, haben die Aussichten auf eine glänzende Zukunft immer etwas Blendendes. Wie viele rumänische Politiker gibt es aber, die den Muth haben, dem Strome entgegen zu schwimmen und die Gefahr der Unpopularität nicht zu scheuen, wenn diese eine Maßregel der Regierung bedroht? Sie werden ihrer Ueberzeugung nicht untreu, verzichten aber lieber auf ihre persönliche Wirksamkeit, als daß sie sich dem Tadel der Salons, dem Zorn der Straße und dem Geschimpf der Presse aussetzten. Daher diese ewigen Ministerwechsel, die feste Regierungstraditionen ganz unmöglich machen und die Verwaltung des Landes völlig zerrütten. Sobald die Kammer dem Ministerium ein Mißtrauensvotum ertheilt, reicht dieses seine Entlassung ein. So verlangt es zwar nicht die rumänische Verfassung, wohl aber das in Bukarest für heilig erachtete parlamentarische Herkommen. Mit den Ministern fällt fast das gesammte Beamtenpersonal, die Post- und Telegrapheninspectoren, die Präfecten und Unterpräfecten, die Tribunalsrichter und die Finanzorgane. Alle Stellen werden mit Anhängern des neuen Ministeriums besetzt, das sich seinerseits aus den Führern der Kammermehrheit recrutirt. Man sollte meinen, da jedes Ministerium der reine Ausdruck der parlamentarischen Majorität sei, so könne der Friede zwischen diesen beiden Factoren niemals gestört werden. Merkwürdigerweise bezeugt die Erfahrung das Gegentheil. Jede Kammer fängt ministeriell an und hört oppositionell auf, theils weil jede Kammer mit Ansprüchen auf eine Theilhaberschaft an den Regierungsgeschäften auftritt, welche kein Ministerium befriedigen kann, theils weil das letztere, so gefügig es sonst sein mag, doch nothwendig im Laufe der Zeit zu einem gewissen selbständigen Vorgehen veranlaßt wird, was der Kammer mißfällt, besonders aber, weil nur wenige Kammermitglieder es über das Herz bringen, durch unumwundene Abstimmungen möglicherweise ihre Popularität zu verscherzen und ihre parlamentarische Zukunft zu compromittiren. Kein Politiker Rumäniens glaubt des Morgens sicher zu sein

und ist daher schon heute zaghaft und schwankend. Dieser Zustand ist unleidlich und unerträglich, er muß beseitigt werden, soll man Gutes vom Lande erwarten, er kann beseitigt werden, wenn nur einmal die Regierung fest bleibt und unbekümmert um das Geschwätz der Cliquen und das Geschrei der Journale den rechten Weg geht. Sie wird sogleich mächtig sein, sobald sie sich muthig zeigt. An Gelegenheit, muthig und kräftig aufzutreten, fehlt es ihr gerade in diesem Augenblicke nicht. Die unselige Strousbergische Eisenbahngeschichte harrt des Ausgleiches. Alle Welt war von der Nothwendigkeit desselben überzeugt, das gegenwärtige Ministerium in Bukarest, „das Beste, welches das Land bisher besaß," eben so sehr wie die ganz und gar ministeriell gesinnte Kammer. Wenn trotzdem die längste Zeit hindurch die Sache verzögert und verschleppt wurde, so war die Ursache davon die Furcht, durch die Unpopularität eines Ausgleiches mit dem gehaßten Strousberg die öffentliche Meinung zu verletzen. Jetzt endlich hat sich das Ministerium ermannt und verficht energisch den Ausgleich in der Kammer. Kein Zweifel, daß es den Sieg erringt, wenn es sich beharrlich zeigt und es lieber auf eine Auflösung der Kammern ankommen läßt, als daß es durch Nachgiebigkeit gegen das selbst furchtsame Parlament die Intervention der Großmächte herbeiruft. Ist diese Angelegenheit geschlichtet, sind die Actionäre befriedigt, dann kann die Action gegen die Compagnie Strousberg-Ujest-Ambrone beginnen, dann wird die Regierung die öffentliche Meinung Europas eben so sehr für sich haben, als es bis jetzt gegen dieselbe ankämpfen mußte. Das Weitere muß man dem Schicksal überlassen und kann nur wünschen, daß künftighin von Rumänien in Telegrammen so wenig als möglich gesprochen werde. Ruhige Entwicklung im Innern, Verwerthung der Naturschätze, Ausbau einer geregelten Verwaltung, das ist es allein, was es braucht und was seine Zukunft sichert. Anton Springer.

Die Händel über die deutschen Nordpolfahrten.

„Die Deutschen", sagte schon vor Jahren ein Amerikaner, „verstehen mehr von der Erdkunde und verfügen über einen größeren Schatz geographischen Wissens, als die anderen Völker der Welt zusammengenommen." Wir dürften diesen Ausspruch, wenn auch mit einiger Beschränkung, acceptiren. Wohl hatten und haben wir Deutschen keine überseeischen Besitzungen und es fehlte und fehlt uns daher jene unmittelbare, practische Veranlassung, fremde Erdtheile zu bereisen, ferne Meere zu durchforschen, welche anderen civilisirten Völkern so nahe lag. Nichts desto weniger aber sind aus dem deutschen Volke die kühnsten, tüchtigsten Reisenden in allen Erdtheilen, die tiefsinnigsten, geistreichsten geographischen Schriftsteller, die sorgfältigsten, geschmackvollsten Kartographen hervorgegangen.

Um hier nur von Reisenden zu reden, so ist kein Erdtheil, an dessen Erforschung nicht auch Deutschen ein wesentlicher Antheil, ein wesentliches Verdienst gebührte. Die Geschichte der Entdeckungen nennt in Asien, Afrika, Amerika, Australien allüberall lange, volle Reihen ruhmvoller Namen deut-

scher Reisender, deutscher Forscher. Viele gingen hin im Dienste fremder Staaten, bei weitem die meisten zogen in die Ferne aus edlem Triebe, auf eigene Veranlassung, der eigenen Kraft vertrauend, und alle insgesammt haben dazu beigetragen, die Wissenschaft zu fördern und den Ruhm des deutschen Namens zu erhöhen und zu verbreiten. Geringer freilich war die Zahl der deutschen Reisenden in den Weiten der Meere. Aber auch hier leuchten von Georg Forster bis zur „Nowara" einzelne Namen in vorderster Reihe.

Herr A. Petermann hat das Verdienst, den deutschen Forschungstrieb noch auf einen neuen Schauplatz geleitet zu haben, in die Oeden der nördlichen Polarwelt.

Seit den Expeditionen des unglücklichen Franklin und der Franklinsucher war der Eifer für Polarfahrten bei Britten und Amerikanern ziemlich erkaltet. Der magnetische Pol war gefunden, die Möglichkeit, aber auch das Unpracticable einer nordwestlichen Durchfahrt war erwiesen worden, und somit fiel auch, wenigstens für große Unternehmungen in der bisherigen Weise, das Motiv zu neuen Anstrengungen. — Aber grade die Uneigennützigkeit zum Verfolg praktischer Zwecke, der abstracte Eifer für das reine Interesse der Wissenschaft reizte den deutschen Idealismus bis zur Begeisterung für die Aufgabe zum Nordpol vorzudringen, und die Geldmittel flossen in Beiträgen überreich zusammen.

Herr Petermann war, das wird gern und in vollem Maße anerkannt, die Seele und der Leiter der Unternehmung. Die erste deutsche Nordpolexpedition unter Capitän Koldewey währte vom 24. Mai bis zum 10. October 1868 und war nur ein Versuch des ersten Eifers.

Im März 1869 kündigte Herr Petermann („Mittheilungen" S. 105) die zweite Nordpolexpedition ausdrücklich also an: „Zweck und Ziel dieser zweiten Expedition sind dieselben, wie beim vorjährigen Versuch, nämlich: Erforschung und Entdeckung der arktischen Centralregion von 75° n. Br. an, auf der Basis der ostgrönländischen Küste", — und S. 199 sagt er wiederholentlich: „der aufgestellte Plan, die Ostküste Grönlands als Basis des Vordringens in die arktische Centralregion anzusegeln und zu verfolgen, bleibt der erste Zweck dieser Nordfahrt."

Diese zweite Expedition, bestehend aus dem Dampfer „Germania", wieder von Capitän Koldewey geführt, und dem Segelschiffe „Hansa", geführt von Capitän Hegemann und Obersteuermann Hildebrandt, verließ am 15. Juni 1869 Bremerhafen und folgte genau der Instruction Petermann's längs der Eistrift der Ostküste Grönlands. Die „Hansa" blieb den Winter über im Eise stecken, barst und ging unter. Eine Eisscholle wurde der rettende Boden der Besatzung von 14 Mann, ein Aufenthalt grausenvoller Gefahren und Beschwerden, bis sie endlich ein fremdes Schiff aufnahm und Anfangs September 1870 nach Kopenhagen brachte. Die „Germania" fand eine Strecke eisfreien Wassers zwischen Eis und Land, das aber im Norden von festem Eise geschlossen war. Sie überwinterte daher an der grönländischen Ostküste, fand auch im Sommer 1870 keine freie Fahrt nach Norden, nur mit großer Anstrengung durchbrach sie zum zweiten Male die Eisschranken und erreichte am 11. September Bremerhafen, das sie vor 453 Tagen verlassen hatte.

So wenig erfolgreich auch die Expedition war, allseitig, Herrn Petermann nicht ausgenommen, wurde doch den Führern die Anerkennung zugesprochen, daß sie unter den obwaltenden Umständen Muth, Ausdauer, Umsicht und wissenschaftlichen Eifer bewährt hatten, und der Bremer Verein für die deutsche Nordpolfahrt hat der größeren wissenschaftlichen Publikation über die Expedition mehrere öffentlich gehaltene Vorträge ihrer Führer und Theilnehmer, zu denen auch Oberlieutnant Payer gehörte, vorausgeschickt, die in ihrer pupulären Fassung dankbare Aufnahme gefunden haben.

Aber schon der Umstand, daß diese Vorträge, Berichte der deutschen Polarexpedition, nicht in Gotha, im Verlage der Petermann'schen Mittheilungen, sondern in Berlin bei Reimer erschienen, war ein böses Vorzeichen. Und leider, Petermann und Koldewey geriethen in Mißhelligkeiten, die jüngst zu sehr bedauernswerthem animosem Ausbruch kamen.

Oberlieutnant Payer und Schiffslieutenant Weyprecht hatten nämlich im Frühjahr 1871 auf Kosten des Nordpolfonds und mit zum Theil selbst gesammelten Geldern von Tromsoe aus mit einer kleinen norwegischen Jacht eine „Vorexpedition“ zur Untersuchung des Meeres zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja nnternommen, welcher im Jahre 1872 eine größere Unternehmung folgen sollte. Das Telegramm, welches ihre Rückkehr aus dem hohen Norden nach Tromsoe am 3. October meldete, lautet wörtlich: „September offenes Meer von 42°—60° östl. L. von Greenwich über 78° nördl. Br. verfolgt. Größte Breite 79° nördl. Br. auf 43° östl. L., hier günstigste Eiszustände gegen Nord, wahrscheinliche Verbindung mit Polynia gegen Ost, wahrscheinlich günstigster Nordpolweg.“

Herr Petermann hat diese Nachricht verbreitet unter der Ueberschrift; „Die Entdeckung eines offenen Polarmeeres durch Payer und Weyprecht im September 1871“, und verband mit dieser Mittheilung eine provocirende Erörterung seiner, wie er selbst sagt, „unerquicklichsten Differenzen“ mit Koldewey, der nach den Erfahrungen auf den ihm von Petermann vorgeschriebenen Wegen seiner Polarreise an der Ostküste Grönlands diesen Weg als unpractisch und den durch den Smithsund für den besseren hielt. Das aber war Ketzerei gegen die wissenschaftliche Infallibilität, die Herr Petermann beansprucht. Offenbar um Koldewey's Leistungen herabzusetzen, legt er der von den beiden Seefahrern nur ausgesprochenen Wahrscheinlichkeit schon volle Bestimmtheit bei, und eifert: „Gegenüber der letzten von Koldewey geführten Expedition hätte man dem Muthe und dem echten wissenschaftlichen Sinne dieser Männer die Anerkennung nicht versagen dürfen, selbst wenn sie weniger erfolgreich gewesen wären, dafür, daß sie mit den kärglichsten Mitteln und blos mit einem kleinen gemietheten norwegischen Segelschiffe ausgingen, während Koldewey mit zwei prächtigen, „wahrhaft opulent und luxuriös“ ausgerüsteten Schiffen ausfuhr. Letzterer drang mit dem Dampfer in zwei Sommern blos bis 75° 31' nördl. Br. vor, nur 1/3 Grad weiter als Clavering vor 47 Jahren, im Schlitten noch bis 77° 1' nördl. Br., während Payer und Weyprecht mit dem kleinen Segelschiffe in jenem gefürchteten Meere bis 79° nördl. Br. segelten, eine Distanz gegen ihre Vorgänger in jenem Gebiete, die diejenige bei Koldewey mindestens um das Zehnfache überragt.“ — Ferner heißt es: „Die Fahrt und Entdeckung von Payer und Weyprecht liefern den Beweis, wie wenig auf

die Ansichten und Behauptungen des Kapitäns Koldewey zu geben ist, wie verdienstlich aber auch die Standhaftigkeit gegen solche Irrungen, der Muth und das echte wissenschaftliche Interesse und die Errungenschaft solcher Forscher wie Payer und Weyprecht sind." —

Und alle diese verletzenden Aeußerungen sind gegen denselben Capitän Koldewey ausgesprochen, von dem er kaum 2 Jahre vorher (Mittheilungen, 1869, S. 105) rühmte: „Derselbe hat sich im vorigen Jahre (1868) trefflich bewährt als Seemann, wie als Mann der Wissenschaft und als ein ausgezeichneter Charakter, voll Muth, Ausdauer und Hingabe für die Sache." —

In der That, Herr Petermann scheint wohl sich selbst zu widersprechen, dagegen von Andern keinen Widerspruch zu dulden. So hatte er, wie schon erwähnt, 1869 die Ostküste Grönlands anzusegeln und zu verfolgen als ersten Zweck der zweiten Nordfahrt aufgestellt, aber 1871 (Mittheil. S. 464) sagt er: „Zwingenden Verhältnissen, welche das Zustandekommen der Expedition überhaupt bedingten, mich fügend, habe ich im April und Mai 1869, als die zweite Expedition ausgerüstet wurde, zugegeben, daß der Dampfer und das sogenannte Begleitschiff „Hansa" bloß nach Ostgrönland gingen, anstatt daß ich, wie meine Acten und Correspondenz vielfach nachwiesen, meiner Auffassung treu bleibend, den ganzen Betrag meiner Sammlung .... für die Richtung des Nowaja-Semlja-Meeres bestimmte, wo von jeher bis zum heutigen Tage meiner Ansicht nach der Schwerpunkt des Unternehmens liegt." —

Weniger geübt in literarischen Federkämpfen hat Capitän Koldewey („Hansa" Nr. 22 und 23) die Angriffe und Beschuldigungen zurückgewiesen, sich aber verleiten lassen, dabei auch einen nichts weniger als wissenschaftlichen Umstand in einer Weise zu berühren, die Petermann veranlaßt hat, in dem letzten Hefte der vorjährigen Mittheilungen über Einnahme und Ausgabe Rechnung zu legen. Der ursprünglich wissenschaftliche Streit ist in einen gehässigen, persönlichen übergegangen. Es ist dies um so bedauerlicher, da er der bisherigen Theilnahme für Polarreisen leicht nachtheilig werden könnte. Dem gegenüber ist die Absicht dieser Zeilen, einer solchen üblen Eventualität entgegenzuarbeiten. Denn gerade jetzt darf die Theilnahme für das große Problem nicht erkalten, wo es seiner Lösung unbestreitbar soviel näher geführt worden ist.

Wir sind nicht in der Lage, die wichtigen arktischen Entdeckungen des vergangenen Jahres hier im Einzelnen zu verfolgen, zuletzt könnten wir doch nur wiederholen, was Weyprecht und Payer in ihren Berichten (Sonderabdruck aus den Mitthlg. der Wiener geogr. Gesellsch.) ausgeführt haben, und verweisen unsere Leser darauf, wie auf das Decemberheft der Petermann'schen Zeitschrift, welches auch die jüngsten kühnen und glücklichen Fahrten der Skandinavier berührt. Denn auch unser nordisches Brudervolk, aus dem die ältesten Entdecker der arktischen Welt vor nahezu tausend Jahren hervorgegangen, eilt auf's neue voll Muth und Kraft auf diese Eisbahn der Forschung zurück. Heben wir nur hervor, was thatsächlich feststeht, so haben die Fahrten von 1871 unwiderleglich das Meer von Nowaja Semlja als den günstigsten Weg in den höchsten Norden dargethan. Wenn es auch durchaus verfrüht erscheint von einem sogenannten offenen Polarmeere zu reden,

was übrigens Payer — im Gegensatz zu Petermann — vorsichtig unterläßt, so darf doch an der relativ günstigen Beschaffenheit der inselärmeren Gewässer zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja nicht mehr gezweifelt werden, ja selbst das Nordmeer Sibiriens stellt sich — fern von den Küsten — schiffbarer dar, als das Labyrinth der leichtverstopften Sunde auf der westlichen Halbkugel, im Parry'schen Archipel. Es ist daher nur billig, daß die Bestrebungen der Polarfahrer in die östlichen Regionen zurückkehren, von denen sie nur durch ganz andere Aufgaben, wie die Aufsuchung der Nordwestpassage und des Magnetpols abgelenkt werden durften.

Die Absicht Payer's, eine neue Entdeckerfahrt im Mai dieses Jahres in die östlichen Eisgewässer zu richten, verdient daher im höchsten Maße Lob und thätige Beihilfe des deutschen Publikums; um so mehr, da derselbe mehrere Winter im arktischen Bezirke zu überdauern gedenkt. Wird dabei der Pol nicht erreicht, was Niemand vorweg entscheiden kann, so werden doch mehrjährige meteorologische Beobachtungen und vielleicht die Feststellung der absoluten Schranke des nördlichen Vordringens auch unter diesen Längen immerhin an sich ein lohnendes Ergebniß bilden. Es ist dabei völlig einerlei, ob die Hauptausrüstung Payer's auf östreichische Kosten geschieht; er unternimmt deshalb nicht minder ein deutsches Wagniß und muß auf deutsche Beisteuer zählen. Wenn in wissenschaftlichen Dingen schon Nationaleitelkeit albern ist, so hat Reichs- oder Staatseitelkeit dabei vollends keinen Sinn. Es ist höchst gleichgültig, ob irgend eine erfrorene Vorgebirgsnase auf die Namen Franz Joseph oder Wilhelm, katholisch oder evangelisch getauft wird, nicht minder ob eine am Pol aufgepflanzte, im Schneesturm klappernde Flaggenstange mit den deutschen oder den östreichischen Farben für ein paar Fettgänse zur Vogelscheuche dient. Das Nationalgefühl ist für geistige, gemeinmenschliche Interessen ein Regulativ, das nur positiv, zum Wetteifer antreibend, wirken darf, nicht negativ, anderer Schritte hemmend.

Koldewey und Genossen werden nichts vom Ruhme ihrer tapferen Leiden einbüßen trotz aller Anfeindungen, von wannen sie auch kommen möchten; allein, so interessant weitere Forschungen in Grönland sein mögen, sie führen vom eigentlichen Ziele ab und müssen daher vorerst zurückstehen. An Herrn Petermann aber richten wir die Bitte, seinen Verdiensten um die Sache durch Persönlichkeiten, offensiv oder defensiv, fürder nichts abzubrechen. Ob er vor sieben oder wieviel Jahren sonst schon das Richtige gesagt, verschlägt uns nichts. Er überlasse der Geschichte der Erdkunde, dereinst seine Anstrengungen zu belohnen; er genieße nicht die Freude, eine Lieblingsvorstellung durch die That bewährt zu sehen, vor dieser Thatprobe gleichsam auf Borg und auf die Gefahr, daß seine Freude sich hernach in Schadenfreude anderer, sein Haben sich in ein Soll verwandele. Er warte mit Interpretationen und Deklarationen der Thatsachen, bis man ihrer mehr gesammelt, er wende alle seine Kräfte einzig auf Förderung fernerer Unternehmungen, er bezeichne nicht, was bereits geleistet, mit der verbrauchten Reclamenmarke non plus ultra, sondern stimme mit uns in den ehrgeizigen und doch bescheidenen Ruf ein: Mehr, weiter! J. L. u. a/D.

Ausgegeben: 5. Januar 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Uhland als Forscher germanischer Sage und Dichtung.

Oft und lebhaft, in Prosa und Versen, ist von den Zeitgenossen Uhland's das allzu frühe Verstummen des Dichters beklagt worden. Als er im Jahre 1862 aus dem Leben schied, hatten seine Landsleute schon seit mehr als vier Jahrzehnten ein bestimmtes, in sich abgeschlossenes Bild seiner Poesie vor Augen, in dessen Zügen während dieses langen Zeitraums keine wesentliche Veränderung wahrnehmbar gewesen. Zwar nicht so rasch, wie man zu wähnen pflegt, ging die Sonne seiner Dichtung zur Rüste. Nachdem er 1815 die bis dahin zerstreuten Gedichte, gleichsam als ein fertiges Ganzes, der Nation gesammelt vorgelegt hatte, ward noch manche Liedesfrucht gezeitigt, die zu den edelsten und erquicklichsten gehörte. Die folgenden Jahre sahen die vaterländischen Gedichte entstehen, in welchen die Lyrik der Freiheitskriege einen vollkräftigen Nachklang fand und die, wenn auch meist durch die inneren Kämpfe und Wirren des württembergischen Staates hervorgerufen, doch den wahren Deutschen aller Stämme zu Herzen dringen mußten. Dieselben Gesinnungen und Gefühle, von denen sie lebendig durchdrungen sind, sprachen kräftig und ergreifend auch aus den beiden Schauspielen, welche der Verherrlichung heimischer Tugend und Sitte gewidmet schienen; und daß der Poet auch fernerhin im Vollbesitze seiner künstlerischen Mittel blieb, bezeugten bis zum Jahre 1835 die neuen Auflagen seiner Gedichte; ja noch in den letzten vierziger Jahren konnte er seinen Romanzenschatz um zwei werthvolle Stücke vermehren; gerade unter diesen späteren Zugaben finden wir mehrere der reifsten, zu gleichmäßiger Vollendung erhobenen Gebilde seiner Kunst.

Dennoch, blickte man auf das lange, mit schöner Muße reich gesegnete Leben des Dichters, so mußte die Dauer wie der äußere Umfang seiner Thätigkeit, wenn man auch noch so freudig die gediegene Fülle des inneren Gehalts anerkannte, nur gering erscheinen. Sich der Ruhe hinzugeben in den langen Zwischenräumen, in denen der poetische Geist ihn unbesucht ließ oder die vaterländischen Angelegenheiten ihn nicht zu unmittelbar eingreifender Theilnahme aufforderten, das entsprach nicht der Art des thatkräftigen, schaffensfreudigen Mannes. Man ward also gedrängt zu der Frage: wie hat Uhland den Raum seines Daseins thätig ausgefüllt?

Nun konnte man freilich wissen, daß der Dichter auch ein ernster,

emsiger Forscher war. Schon in seinen Jugendjahren, während des kurzen Aufenthaltes in Paris (vom Mai 1810 bis zum 26. Januar 1811) hatte er durch das mühsame und vielfach beengte Studium der Handschriften einen klaren und tiefen Blick in das Wesen des altfranzösischen Epos erlangt, wie ihn damals noch Niemand besaß; aus dem Aufsatze, in welchem er (1812) die gewonnene Einsicht mittheilte, hätten Pariser Philologen noch manches Jahr hernach die gründlichste Belehrung schöpfen können. Alsdann zeigte er durch die Schrift über Walther von der Vogelweide (1822), wie fest er sich in der Poesie unseres Mittelalters angesiedelt hatte; er schilderte die Dichtung und aus dieser das Leben jenes männlichsten und vielseitigsten unter den Meistern unseres Minnesangs; Walther's liebenswürdig edle und kraftvolle Gestalt trat hier deutlich aus der umgebenden Sängerschaar jener Zeit hervor; die Grundzüge seines menschlichen und dichterischen Charakters wurden hier für immer festgestellt und zugleich ein anziehender Ausblick in die poetisch verklärten staatlichen und gesellschaftlichen Zustände des Mittelalters eröffnet. Später griff Uhland mit der Abhandlung über den Donnergott (1836) sicher und mächtig in die germanische Sagenforschung ein; und durch die Sammlung der alten hoch- und niederdeutschen Volkslieder (1844) erwies er sich als den kundigsten Beherrscher eines Gebietes, das nach allen Seiten hin zu durcharbeiten und fruchtbar zu beleben der forschende Dichter ganz eigens berufen schien.

Durch diese Leistungen hatte sich Uhland den Meistern der in kräftigem Wachsthum erblühenden vaterländischen Alterthumswissenschaft würdig zugesellt. Aber während seines Lebens ist die Kunde von diesen Arbeiten oder vielmehr die Einsicht in den Werth derselben vielleicht nicht weit über den Kreis der mitarbeitenden Genossen hinausgedrungen. Und auch diese wollten sich an dem, was ihnen hier gegönnt ward, nicht genügen lassen. Denn eben sie mußten am deutlichsten erkennen, daß jede dieser Arbeiten, mochte sie in ihrer künstlerisch abgerundeten Form auch noch so entschieden das Gepräge der Selbständigkeit aufweisen, doch nur ein Bruchstück war, sorgfältig losgelöst aus einem weit reicheren, umfassenderen Ganzen. Daß dies Ganze nie zum völligen Abschlusse gebracht ward und uns daher so lange entzogen blieb, dafür bietet sich eine zureichende Erklärung nur in der peinlichen Gewissenhaftigkeit des Forschers, der, freudig bereit zur Anerkennung jedes fremden Verdienstes, an seinen eigenen Leistungen nur die unvermeidlichen Mängel und Lücken wahrzunehmen schien. Wie oft drangen die Freunde in den ernsten bescheidenen Mann, um ihn zur Herausgabe dessen zu bewegen, was so lange schon für öffentliche Mittheilung reif war! Umsonst; nur Weniges mochte er gelegentlich aus dem verschlossenen Vorrathe darreichen. Erst mit seinem Tode ward das Siegel von seinen Schätzen gelöst; erst jetzt

vermögen wir den gesammten Umfang seiner durch ein ganzes Leben still und beharrlich fortgesetzten Thätigkeit zu überschauen und ihren Ertrag zu genießen.

In sieben gewichtigen Bänden, denen ein achter abschließend folgen soll, werden nun Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage dem deutschen Volke vorgelegt. Ja, ganz eigentlich dem deutschen Volke. Denn mögen in diesen Schriften auch überall für den eingeweihten und selbstthätigen Forscher mannichfache Keime der Anregung und Belehrung ausgestreut sein, so darf man doch Zweifel hegen, ob diese Arbeiten, bei ihrem jetzigen, in gewissem Sinn verspäteten Hervortreten, der schon so weit gediehenen und stets sich fortbildenden Wissenschaft noch einen kräftigen Anstoß geben können. Sie wurden meist entworfen zu einer Zeit, da, bei noch ungenügender Ausbeutung der Quellen, auch der sorgfältigsten und umsichtigsten Forschung — und wer hat je die Forschung sorgfältiger und umsichtiger betrieben als Uhland! — manche einzelne Erkenntniß versagt bleiben mußte. Aber wenn auch einige dieser Schriften, die, zur rechten Stunde erschienen, kräftig und heilsam die Entwicklung der Studien befördert und deren Richtung bestimmt hätten, jetzt der Fachwissenschaft keine wesentliche Bereicherung mehr zuführen, so erleidet dadurch der Werth, der Vorzug, den wir ihnen bewundernd zuerkennen, auch nicht die mindeste Einschränkung. Und diesen Werth, diesen Vorzug konnte nur ein Autor wie Uhland ihnen zutheilen. Nur er konnte das Gemälde der deutschen Sage und Dichtung, das er in diesen Schriften aufstellte, so gefällig anziehend und so gediegen ausführen und es mit Farbenreiz und Formenschönheit so vielfach ausstatten, daß man die weiten, für edlere Bildung empfänglichen Kreise unseres Volks mit gutem Vertrauen auffordern darf, an dies Gemälde heranzutreten und vor den mächtigen Gestalten, den regsam wechselnden Erscheinungen, die hier dem Auge begegnen, in aufmerksamer Betrachtung, in innigem Anschauen zu verweilen.

Uhland liebte unser vaterländisches Alterthum. Dort, wie in einer traulichen Heimath, war seine Dichtung erwachsen und erstarkt; dorthin blieb unablässig seine Forschung gewandt. Aber diese Vorliebe, ohne welche weder seine Dichtung noch seine Forschung denkbar wäre, wirkt nicht irreleitend auf seine Darstellung. Uhland ist kein Parteigänger; er will uns das Mittelalter nicht anpreisen, um uns zu den Anschauungen der ritterlichen Vorfahren zurückzulocken, um uns zu den Sitten und Satzungen, die damals galten, zu belehren. Die Vergangenheit ist ihm ein völlig Vergangenes; und eben deshalb kann er mit klarem, ruhigem Auge in sie zurückblicken; nur, was sie von unvergänglichem, ewig gültigem Gehalte in sich birgt, nur das soll für uns wieder lebendig werden, soll von neuem in unseren Besitz gelangen. Er

faßt und schildert die Dichtung des Mittelalters mit der schönen, würdevollen Unbefangenheit des echten Geschichtsforschers und mit der Liebe des Künstlers. Er hat zu viel Ehrfurcht vor der vaterländischen Vorzeit, als daß er nicht streben sollte, sie im hellsten Lichte geschichtlicher Wahrheit, so deutlich, als es unserem Auge nur vergönnt sein mag, zu erblicken; aber er hat auch zu viel natürliche Neigung und warme Anhänglichkeit für die lebendige Gegenwart seines Volkes, als daß es ihm je in den Sinn kommen dürfte, dieser das Recht eigenthümlicher Selbständigkeit verkümmern zu wollen. Aus seiner Darstellung, für welche nur das Gesetz der Wahrheit gilt, tritt gerade die unausgleichbare Verschiedenheit der Zeiten auf das anschaulichste hervor. Will ein solcher Mann uns in die Regionen des mittelalterlichen Geistes- und Kunstlebens führen, in denen so manche sich kläglich verirrt haben, so darf man ihm mit freudigem Vertrauen folgen. Und so mag denn der Deutsche sich an der treuen Hand eines seiner Lieblinge zurückgeleiten lassen in die Bereiche seiner Vorzeit. Was dort Herrliches entsprungen ist, lebt auch noch für uns, soll seine belebenden Wirkungen auch noch auf unser Dasein ausströmen. Das Große, das in unseren Tagen zur Entfaltung kommt, soll uns gegen die Herrlichkeit früherer Tage nicht gleichgültig stimmen; es sollte vielmehr das Verlangen wecken, uns des großartigen Zusammenhanges, der, trotz allem Wandel der Zeiten, in der Geschichte des deutschen Geistes waltet, nur um so klarer und inniger bewußt zu werden. —

Uhland's Schriften können, wie sie uns jetzt vorliegen, bei aller Verwandtschaft des Inhalts, doch keine durchweg gleichartige Form aufweisen. Neben den längst gekannten und vielfach gerühmten Arbeiten finden wir selbständige wissenschaftliche Darstellungen, denen zu vollkommener Ausführung kaum noch hie und da die letzte Hand zu fehlen scheint. Als Musterstücke aus diesem Kreise mögen die Abhandlungen über den Minnesang und über das Volkslied gelten. Eine andere Art der Abfassung gewahren wir in der Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker, sowie in der bis in das sechzehnte Jahrhundert sich erstreckenden Darstellung unserer älteren Poesie. Beide waren für akademische Lehrvorträge bestimmt; sie sind ein edles Zeugniß und ein würdiges Denkmal der allzu kurzen Wirksamkeit, die dem Dichter an der Tübinger Universität vergönnt war. Wenn wir in diesen Schriften eine gleichmäßige Durcharbeitung vermissen, so leisten sie für diesen Mangel, der ihren Ursprung verräth, reichlichen Ersatz, indem sie einzelne, und zwar die bedeutsamsten und gehaltvollsten Theile des vielgegliederten Ganzen in liebevoll sorgfältiger Ausführung darbieten.

Als Uhland in reifen Jahren (1839) endlich zu dem ersehnten Lehramte berufen ward, konnte er schon auf eine Reihe umfassend angelegter Arbeiten zurückblicken, in denen er dem Entstehen und Wachsen so wie der

allmählichen künstlerischen Ausbildung der heimischen Poesie forschend nachgegangen war: den Stoff für seine Vorlesungen fand er zum großen Theil schon bereitet daliegen. Der Drang zur Ergründung unseres Alterthums hatte sich in ihm fast zu gleicher Zeit mit der thätigen Neigung zur Poesie geregt. Forschung und Dichtung, beide gingen aus dem gemeinsamen Grunde seines Wesens hervor und geleiteten ihn durch's Leben, wie zwei natürlich Verbündete, denen im Bunde die Kräfte wachsen. Offenbar hat zuerst — seine eigenen Aeußerungen in frühen Jugendtagen zeugen dafür — das poetische Bedürfniß seinen Blick in die Dichtungskreise der früheren Zeiten zurückgelenkt. Er vermißte, — freilich in einem anderen Sinne als schon Klopstock einen ähnlichen Mangel empfunden und zu vergüten gewünscht hatte, — er vermißte, was er eine „vaterländische Mythologie“ nannte, das heißt, eine zusammenhängende Reihe lebendig im Volke erhaltener oder in Schrift niedergelegter Ueberlieferungen, aus welcher die Poesie ihre tüchtige Nahrung ziehen könne. Den griechischen Dramatikern und ebenso ihrem großen britischen Kunstgenossen floß eine solche Quelle poetischer Kraft; auch für die Poeten seiner Zeit wünschte Uhland einen solchen Born des frischen dichterischen Lebens eröffnet zu sehen. Er wies auf das Beispiel Goethe's, der alles, was ihm von volksmäßigen Stoffen und Anschauungen erreichbar gewesen, mit seiner darstellenden Kraft ergriffen und dadurch so manchem seiner Kunstwerke die gediegenste Unterlage bereitet hatte. Ihm schien es ein bedenklicher Mißstand, daß in unserer Dichtung so vielfach nur das innere Leben zum Ausdruck kam, daß die Empfindung in ihr zu entschieden vorwaltete; er verlangte, daß sie auch den ganzen Reichthum des geschichtlichen Daseins sich aneigne, daß sie an mächtigen Thaten sich erhebe; er wollte markige, sinnlich kräftige Gestalten durch die von der Poesie geschaffenen Welt dahinschreiten sehen.

So ward er durch den Zug künstlerischer Sehnsucht unserer heimischen Vorzeit zugeführt, deren Dichtung von noch ungeschwächtem sinnlichen Leben voll gesättigt war. Die gewissenhafte Strenge aber, die er vor allem gegen sich selbst und auf sein eigenes Thun und Schaffen wandte, ließ ihn in einem oberflächlichen oder zerstückelten Anschauen kein Genüge finden. Er mußte auf den Grund gehen. Die Welt, die mit ihren halb noch verhüllten Reichthümern aus dem Dunkel der Vergangenheit aufstieg, er durfte sie nicht bloß mit der regen Empfänglichkeit des Künstlersinnes in dämmernder Ferne ahnungsvoll erspähen: er mußte sich freie Bahn schaffen, um ihr ganz nahe zu kommen; er mußte sie nach allen Richtungen hin durchmessen und durchforschen. Indem er an der Fülle bildsamen Stoffes, die ihm hier entgegendrang, seine gestaltende Kraft übte, mußten diese Stoffe selbst ihn zu eindringender Betrachtung reizen; er mußte sich verdeutlichen, wie sie ent-

standen waren, wie sie dann, unverwüstlich durch Jahrhunderte fortgetragen, von der wechselnden Zeit wechselnde Gestalt und Farbe annahmen, ja, in ihrem innersten Kern bald geschädigt, bald heilsam umgeschaffen wurden. Schon früh (1812) hatte er sich in den Gedanken eingelebt, daß die Erzeugnisse der gesammten, über Europa verbreiteten, germanischen und aus germanischen Quellen entsprungenen oder genährten Poesie in einer inneren Familienverbindung stehen; und sobald ihm die Vorstellung dieses großen Zusammenhangs aufgegangen war, erwachte auch der Wunsch, ihn durch sorgfältige Untersuchung überall zu erkunden und zu beglaubigen. In eine noch frühere Zeit fallen die Bemühungen des jugendlichen Dichters, das Wesen des Romantischen — damals für so viele nur ein leerer Wortschall — in deutlichem Begriffe oder wenigstens in sicherer Empfindung zu erfassen; zugleich richtete er das noch ungeübte Forscherauge auf das große Gedicht von Noth und Untergang der Nibelunge, dessen mächtige Umrisse allmählich bestimmter sich zeigten, dessen innere Bedeutung aber den meisten noch verschlossen blieb, oder durch falsche Auslegung verdunkelt ward, weil man das Verhältniß desselben zu der Gesammtheit unserer epischen Volksdichtung noch nicht zu erkennen vermochte.

Durch dies frühzeitige und anhaltende Verweilen im Dichtungsbereiche des vaterländischen Alterthums bewahrte Uhland seiner Poesie eine energische Selbständigkeit. Die neuere Romantik konnte ihm nicht viel anhaben, da er der echten alten so vertraut geworden. Einen wahrnehmbaren, deutlich von ihm empfundenen Einfluß hat er nur von Goethe's Lyrik empfangen;*) daneben mag auch Novalis' tief sehnsuchtvolles und doch von seliger Befriedigung durchdrungenes Lied mit seiner lautern, herzrührenden Einfachheit das erwachende Dichtergemüth angeregt haben. Aber nie ließ er sich durch irgend einen seiner dichterischen Zeitgenossen zur Abhängigkeit zwingen. Die alte Poesie hatte ihn gefeit gegen die verführerischen Mächte der Gegenwart. Zwar konnte die romantische Schule auf ihn, wie auf jede hervorragende Künstlernatur, die in dem ersten Viertel des Jahrhunderts zur Ausbildung gelangte, ihr gutes Recht geltend machen; daß er von ihrem Kreise ausgegangen, dafür geben manche seiner frühesten Productionen, besonders in ihrer ursprünglichen, hernach leise veränderten Form unwidersprechliches Zeugniß. Seine Künstlerkraft jedoch bahnte sich den eigenen Weg, eroberte sich das

*) Noch im Anfange des Jahres 1865 erzählte mir Gustav Schwabs ehrwürdige Wittwe in ihrer geistvoll anziehenden Weise, die bekannten herben Aeußerungen Goethe's hätten eben deshalb Uhland um so tiefer berühren müssen, weil dieser in Goethe stets das höchste dichterische Vorbild verehrte. Und, in der That, wo ist das innige Anerkennen Goethe's zu einem so kraftvoll edlen künstlerischen Ausdruck gebracht worden, wie in der „Münstersage", die jetzt mit verstärkter Gewalt uns zu Herzen spricht!

eigene Gebiet. Einen Romantiker kann man ihn rechtmäßig nur insofern nennen, als er, gleich dem Grimm'schen Brüderpaar, einzig und allein das Edelste, das aus den Leistungen und Anregungen der Schule zu gewinnen war, rüstig und selbstthätig sich aneignete. Willig, mit freudiger Empfänglichkeit, ließ auch er seinen Geist befruchten von dem neuen Lebenshauche, der damals die Wissenschaft mit frischen Jugendkräften zu erfüllen schien. Er gesellte sich zu der kleinen Schaar der Erwählten, die ernsten Sinnes, mit ausharrender Arbeitskraft das vollbrachten, worauf die weitblickenden Führer der Romantik nur mit bedeutsamem Fingerzeig hingewiesen hatten. Wie viele redeten und lallten damals verzückt von den Geheimnissen unserer dichterischen Vorzeit! Mit hochgetriebener Begeisterung rühmte man Siegfried's Heldenthum und Parzival's Tiefsinn; mit dem beredtesten Lobe ward Kriemhildens Treue oder Isoldens und Sigunens Lieblichkeit gepriesen. Aber diese Begeisterten verriethen eben durch die Art, wie ihre Bewunderung laut ward, daß sie jenen Erscheinungen, denen ihr tönendes Lob gelten sollte, nie vertraulich nahe gekommen waren, und daß sie im Grunde nichts Bestimmtes von ihnen auszusagen wußten. Uhland hielt sich fern von dem Kreise der wortreichen Lober. Gemessenen, sicheren Schrittes begab er sich zurück in die Zeit, auf den Boden, wo jene Gestalten heimisch gewesen. Dort hauste er mit ihnen, und ihr inneres Leben ward ihm offenbar. Was die Anderen vom Hörensagen zu wissen glaubten, das konnte er verschmähen, er, zu dem die Geister der Vergangenheit selbst sich herabließen. Das Auge ward ihm aufgethan für die vergangene deutsche Geistesherrlichkeit; und diese Herrlichkeit wieder zu erwecken, und nicht blos für die Wissenschaft zu erwecken, — dies ward ihm ein Ziel des innigsten Bestrebens.

Und hierin mußte er sich durch die Neigung, ja den leidenschaftlich gesteigerten Willen der Zeitgenossen mächtig gefördert fühlen. Wenn Dichter und Forscher sich in's nationale Alterthum zurückwandten, so fand sich der Geist aller treuen Vaterlandssöhne in dieselbe Richtung gewiesen. Das Joch des Fremden lastete auf Deutschland; um so entschlossener ergriff der deutsche Sinn das Heimische, das er so lange gering geachtet. Man durfte glauben, die Schmach der Gegenwart leichter tragen zu können, wenn man die Größe, den Ruhm der Vergangenheit, wenigstens im Nachgenusse, sich zu eigen machte. Die verdunkelten Jahrhunderte sollten sich erhellen, und aus den klar beleuchteten Gebieten sollten in schöner Reihe die Zeugen für die angeborene Kraft des Germanenthums hervortreten. Der deutsche Geist, gelöst von Bann und Fessel, sollte sich stolz und freudig seiner selbst bewußt werden; er sollte seine eigene Vergangenheit überschauen, sollte erkennen, wie er heilkräftig schaffend und heilsam zerstörend in den Weltgeschicken gewaltet, um dann aus dieser Erkenntniß die Kraft zu neuen weltbewegenden Thaten zu gewinnen. Und

da die gegenwärtige Wirklichkeit, verdüstert und umnachtet wie sie war, noch keine tröstliche Helle hoffen ließ, so mußten sich die weiten, in farbigem Glanze schimmernden Hallen der Vorzeit aufthun; dort, in der Lichtregion unserer altheimischen Poesie belebte sich die Hoffnung auf den Anbruch eines neuen Tages deutscher Herrlichkeit. Denn jene alten Dichtungen wurden unserem Volke zu neuen Urkunden unverwelklichen Ruhmes. Freilich konnte den Versuchen, den Inhalt derselben unmittelbar in die neuere Poesie überzuführen, ein künstlerisches Gelingen nicht beschieden sein; überaus fruchtbar erwies sich dennoch diese lebendige Berührung des Zeitalters mit einer Dichtungswelt, in welcher sich ein frischer Quell vaterländischer und poetischer Begeisterung eröffnete. Aus ihm zu schöpfen mochte sich Niemand versagen. Selbst der Poet, der, wie man wähnte, seinen Geist fast ausschließend einem mild verklärten Hellenenthum befreundet hatte, selbst Goethe ließ damals (1810) in einer seiner sinnvollsten Gelegenheitsdichtungen die Riesen- und Wundergestalten der romantischen Poesie auftreten; seine bald festgeschlossenen, bald sanft bewegten Verse erschienen wie von einem Abglanz mittelalterlicher Pracht beleuchtet; jedes Wort mußte darthun, wie liebevoll er das Eigenthümliche auch dieser Welt erfaßt hatte, die ihm seit den Tagen seiner Jugend nie völlig fremd geworden war.

So hatte die Wissenschaft unseres Alterthums in ihrem hoffnungsfreudigen Entstehen gleichsam die vaterländische Weihe erhalten. Und auch als der Deutsche, gestärkt im Verkehre mit der Vergangenheit, thatkräftig in die Gegenwart zurückgeschritten war, als man den Pflichten, welche diese auferlegte, voll und ganz genügt hatte, als das fremde Joch abgeschüttelt und die nationale Selbständigkeit wieder errungen worden, auch da ward das so leidenschaftlich angeknüpfte Verhältniß zu unserem Alterthum nicht aufgehoben, es ward vielmehr durch die in steter Entfaltung mächtig umgreifende Wissenschaft geregelt und in feste Formen gefügt. Als diese Studien sich in ihren ersten Anfängen hervorthaten, mußten die Förderer und Schützer derselben vor allem dahin trachten, ihnen eine weitverbreitete Aufmerksamkeit und Theilnahme zu gewinnen; sollte das erstorbene Alterthum wieder erwachen, so mußte zuerst ein vertrauensvoller Glaube an die dort verborgenen Schätze erweckt werden. Diese ohne Unterschied anzupreisen schien erlaubt; man durfte sich in einem freudigen Staunen gefallen; man mochte selbst den geringfügigeren Erscheinungen eine unbedingte Bewunderung nicht versagen. Man mußte sich der von allen Seiten zuströmenden Stoffmasse erst im Ganzen bemächtigen und der neu entdeckten Besitzthümer erst mit ungehemmtem Behagen froh werden, ehe man das minder erfreuliche, aber unabweislich nothwendige Geschäft des Sonderns vornahm, ehe man vom Bewundern zum Erkennen fortschritt und so den Boden bereitete, auf dem die

Wissenschaft den rechten Weg einschlagen und zu ihrem Ziele wandeln konnte.

So mußte es denn diesen Studien zum schönsten Heil gedeihen, daß bald nach den Jahren der Freiheitskriege die Grundsätze, welche für alle wahre geschichtliche Forschung maßgebend sind, auch in ihnen zur Geltung kamen. Die Grammatik ward aufgebaut, die läuternde Kritik der überlieferten Texte begann; die Wissenschaft zog ihre festen, sichern Geleise, wo bisher eine vielgeschäftige Liebhaberei, mehr zum Sammeln als zum Sichten geneigt, ruhelos und oft auch ziellos umhergeschweift war.

Uhland's Natur war so glücklich angelegt und ausgestattet, daß ihm nicht nur das unablässige Fortlernen zur ernsten Lust ward, sondern daß er auch Selbstverläugnung genug besaß, um das so viel mühseligere Umlernen nicht zu scheuen. Aber wenn er unter den Ersten war, welche die Nothwendigkeit erkannten, daß aus der liebevollen Beschäftigung mit unserem Alterthum eine selbständige, nur ihre eigenen Zwecke verfolgende Wissenschaft hervorgehen müsse, so war er es auch vor allen, der sich die ursprüngliche Innigkeit erhielt, mit welcher einst das jugendliche Gemüth sich erwartungsvoll und verlangend der noch verdeckten Vorzeit genähert hatte. Der Ernst der methodischen Forschung störte nicht das lebendig warme Herzensverhältniß, das ihn an diese Stoffe, an diese durch Sang und Sage fortgepflanzten Ueberlieferungen fesselte. Ihm blieb das rege Gefühl von einer unlösbaren Gemeinschaft der Vorzeit und Gegenwart; mit fein aufhorchendem Ohr vernahm er die Heimatlaute, die aus entschwundenen Jahrhunderten herüberdrangen. Wenn er in späten Jahren mit jugendfrischem Wort den Gehalt der heimischen Dichtung darlegt und ausdeutet oder das Eigenthümliche ihrer Formen kunstsinnig schildert, so klingt immer noch etwas von dem freudigen Erstaunen durch, welches die Lust der Entdeckung, des ersten Wahrnehmens zu begleiten pflegt.

Mit vollem Recht durfte sich der Mann, dem zu dem thätigen Forschungstrieb, zu der rüstigen Arbeitsfreudigkeit die dichterische Einbildungskraft und eine ebenso zarte wie vielumfassende Empfindung verliehen war, mit vollem Rechte durfte er sich den Beruf zutrauen, die Kunde unseres poetischen Alterthums seinen Zeitgenossen zu vermitteln. Ein diesem edlen Zwecke gewidmetes, in weiten Umrissen angelegtes Werk beschäftigte ihn dauernd während der zwanziger Jahre. Hätte er es damals über sich vermocht, das sorgsam Vorbereitete und glücklich Begonnene in raschem Zuge zum Abschluß zu bringen, so würde er in den weiteren Kreisen der Theilnehmenden die gesundeste Ansicht von Kunst, Art und Sitte des Mittelalters begründet und die Verbreitung einseitiger oder unzulänglicher Anschauungen auf das wirksamste verhindert haben. Welche anregende und bestimmende Kraft damals von sol-

chem Werke hätte ausgehen müssen, da die Wissenschaft noch im beweglichen Werden, noch im ersten unsichern Vorschreiten begriffen war, das vermag noch jeder Einzelne an sich selbst zu ermessen, wenn er nun, da sie unerschütterlichen Bestand und innere Festigkeit erlangt hat, auf jene in früher Zeit entworfenen Darstellungen Uhland's zurückblickt.

Ich deute hier vor allem auf die Darstellung unserer aus Mythus, Geschichte und lebendiger Volkssitte hervorgewachsenen Heldensage, welche Uhland 1830 seinen academischen Zuhörern vortrug und die nun den ersten Band der nachgelassenen Schriften füllt.

Als eine dem ureignen Leben unseres Volkes entstiegene Schöpfung hält Uhland das heimische Epos vorzüglich werth. Ehe er in die Betrachtung desselben einführt, versetzt er uns in den Jugendzustand kraftvoller und edler Völker, in dem allein solche Schöpfungen in die Wirklichkeit treten können. Mit vollem Behagen athmet er die Luft jener Zeitalter, in welchen das noch nicht entbundene Denkvermögen die gewaltig schaffende und kühn umherschweifende Einbildungskraft noch ungestört walten läßt, in welcher der Mensch sich noch überall mit der Gesammtheit seiner in ungebrochenem Einklange erhaltenen Kräfte thätig zeigt. Unserm forschenden Dichter ist es kein leeres Wort, daß die Völker dichten. Wie ihre Geschicke wechseln, wie sie zu neuen Thaten fortgerissen werden und neue Lebensverhältnisse sich erzeugen, häufen sie von Jahrhundert zu Jahrhundert den reichen, vielartigen Stoff an, aus dem jene übermächtigen Gestalten erwachsen, welche die Welt des Epos bevölkern, und zu denen spätere Geschlechter, mit matterer Einbildungskraft begabt, in scheuem Staunen hinanblicken.

Nachdem er so die aus der unermessenen Kraft des jugendlichen Volksgeistes frei hervorströmende Naturfülle des Epos anschaulich und überzeugend geschildert' hat, verzeichnet er in bündiger Kürze mit scharfer Hervorhebung bedeutsamer Einzelheiten den gesammten Inhalt der Heldensage, wie er aus allen diesem Kreise angehörenden Gedichten, die gleichsam als Ein großes episches Erzeugniß gefaßt werden, zu gewinnen ist. So erhalten wir einen Blick über die Masse der Ereignisse und Thaten, die sich in unserem Epos zusammendrängen. Und wenn uns nun neben der deutschen Gestalt der Sage auch die vielfach abweichende Form, welche uns der skandinavische Norden überliefert, vorgehalten wird, so erkennen wir nicht nur, wie sich der große Zusammenhang aller germanischen Stämme auch im Epos urkundlich bezeugt: wir begreifen eben so deutlich, wie bei dem verschiedenen Wechsel der Lebensbedingungen, den die einzelnen Völker erfuhren, auch Stoff und Gehalt der Sage einer mehr oder minder durchgreifenden äußeren Veränderung und inneren Umbildung sich unterwerfen mußten.

Wie Uhland die Schilderung der Heldensage mit einem Ueberblick des

Inhalts derselben schicklich eröffnet, so schließt er sie, nachdem Vortragsweise, Vers und Stil des epischen Liedes in genaue Betrachtung gezogen worden, mit einer Musterung der einzelnen Gedichte, unter welche jener reiche Inhalt sich vertheilt.

Im Mittelpunkte der Darstellung aber erscheint die ausführliche Erörterung über Ursprung und fortschreitendes Wachsthum des Volksepos. Ist dieses einzig und allein aus geschichtlichen Ueberlieferungen hervorgebildet? Besitzen wir in ihm eine historische Urkunde, abgefaßt in deutlichen Schriftzügen, die nur allmählich im Fortgange der Zeiten hie und da bis zum Unleserlichen verwischt worden? Und dürften wir hoffen, die Entstehung des Epos ergründen und seine Umwandlung sicheren Blickes verfolgen zu können, wenn es nur gelänge die Begebenheiten ausfindig zu machen, deren verdunkelte Erinnerung uns hier aufbewahrt ist? — Oder war die epische Dichtung nur ein Ausfluß des religiösen Glaubens unserer Vorfahren? Sind hier nur die Anschauungen niedergelegt, die einst die deutschen Stämme über Wesen, Thun und Schicksal der Gottheit und der Götter hegten und die in ihrem frommen Sinne festgewurzelt waren? Und kämen wir dem Werden des Epos auf die Spur, wenn wir vermöchten, die Götter, die einst ausschließend in der epischen Welt geschaltet, unter der später ihnen aufgezwungenen Heldenmaske wiederzuerkennen? — Auf diese Fragen gibt Uhland eine eben so gründliche, wie behutsam abwägende Antwort. Er sammelt aus dem Ganzen unserer Heldensage die geschichtlichen Bestandtheile, die in den weiten dehnbaren Kreis des Epos eingedrungen sind und die noch unter der dichterischen Umhüllung sich erkennen lassen. Mit gleicher Ausführlichkeit legt er die ebenfalls unverkennbaren mythischen Elemente dar, die sich mit der lebendigen Ueberlieferung so innig verschmolzen haben. Das Geschichtliche wird, indem es auf das epische Gebiet hinübertritt, dichterisch vergeistigt; die dem gläubigen Sinne entsprungenen Anschauungen werden im Epos sinnlich gestaltet. Geschichtliche und religiöse Ueberlieferungen treffen hier nothwendig zusammen, weil ja das Volk in dem Epos, das es aus seinem Inneren herausgestaltet, sein ganzes, noch ungetrenntes Dasein wie in einem Spiegelbilde auffaßt. Wie dürften nun aus dem Umkreise dieses Daseins Geschichte und Glaube, diese mächtigen, unmittelbaren Aeußerungen des Volkslebens, ausgeschlossen sein? Aber in Historie und Mythus geht die epische Dichtung so wenig auf, wie sie aus einem von beiden allein hervorgegangen ist. Ein Drittes muß hinzutreten, wenn sie in völliger Gesundheit zu dauernder Lebensfähigkeit erblühen soll: die Kraft der ethischen Eigenthümlichkeit, die durch das Volk waltet, die gleichsam im innersten Kerne seines Daseins beschlossen und behütet ist, und im Epos durch unvergängliche Gebilde zur Erscheinung kommt.

Bei der Betrachtung und Entwicklung des Ethischen, wie es unsere Heldensage durchdringt, verweilt Uhland am längsten und offenbar am liebsten. Hier wird man auch seine Darstellung am ergiebigsten und anziehendsten finden. Er weist die Grundverhältnisse nach, welche das germanische Leben in Staat und Familie bedingten. Gerade in der Zeit, in welcher das Epos am reichsten mit geschichtlichen Bestandtheilen versetzt worden, behaupteten diese Verhältnisse noch ihre volle Macht über das Gesammtdasein des Volkes. Von dem ethischen Gehalte, den sie in sich bargen, ist daher unser Heldengesang erfüllt. Als besonders wichtig für die Erkenntniß der Zustände, die im Epos zu dichterischer Verklärung gelangen, schildert Uhland das Wesen der Gefolgschaften, in welchen vorzüglich sich die Treue bewährt, „der Grundtrieb des germanischen Lebens und darum auch die Seele dieser Lieder.“ Er läßt uns begreifen, wie aus dem Heldenthum das tönende, gestaltenreiche Heldenlied hervorsteigt. Wie aber die einzelnen Erscheinungen des germanischen Heldenlebens sich in der Dichtung ausgeprägt haben, das wird uns bis zur klarsten Anschaulichkeit verdeutlicht, wenn er die Gestaltenreihe, wie sie durch diese Lieder sich hindurchbewegt, mit sicherer Hand uns vorführt. Jede dieser Gestalten ist gleichsam ein redendes Zeugniß für die sittlichen Zustände, für die Lebensverhältnisse, aus denen allein sie sich herausbilden konnte; — denn die lebendige Wirklichkeit war damals der Grund und die Quelle aller Poesie; — jede dieser Gestalten ist aber auch ein mit selbständigem Dasein ausgerüstetes, dichterisch beseeltes Wesen, hervorgegangen aus dem schaffenden Volksgeiste in jener Jugendzeit, da alle geistigen Fähigkeiten des Volkes noch unter Botmäßigkeit der dichtenden Einbildungskraft standen und von der Poesie regiert und bestimmt wurden. —

Die Könige und die Meister, die Recken und die Heergesellen, Heldenmänner und Heldenfrauen, ja selbst die Waffen und Rosse, die den Reisigen, der damals noch einer „wandelnden Burg“ zu vergleichen war, in die sturmharte Kampfesnoth geleiteten, — sie alle werden hier mit den sinnlich-kräftigen Zügen geschildert, die durch die gesammten Dichtungen des großen deutschen Sagenkreises verstreut sind. Die dem germanischen Stammescharakter eingeborenen Eigenheiten und Eigenschaften werden hier in den verschiedensten Formen, unter vielfach wechselnder Beleuchtung sichtbar. Heldenzorn und Heldenscherz, Treue bis in den Tod und unauslöschliche Rachbegier, die aus der Wurzel der Treue selbst furchtbar emporwächst, heimlich tückischer Verrath und flammengleich ausbrechende Kampfeswuth, die sonnige Lebensfreude, die sich über eine thatenerfüllte Welt breitet, und das Grauen des Untergangs, in den die strahlende Herrlichkeit versinkt — alles, was in unserem Epos mit gigantischer Kraft uns schreckend ergreift oder mit linderer Gewalt rührend bewegt, alles wird uns begreiflich, ja vertraut, wenn wir

den Gestalten, wie des Dichters Hand sie hier nachzeichnet, recht tief in's Innere blicken. Denn allerdings hat hier der Dichter, welcher das nur ihm offenbare Geheimniß der sinnlich lebendigen Darstellung durchschaut, hier überall dem Auge des Forschers die Richtung gegeben und auf jeden leisen, halb verborgenen Zug hingewiesen. Mag auch der grimme Hagen oder Rüdeger, der Vater aller Tugenden, der heiter kräftige Spielmann oder Kriemhilden's lieblich hehres Wunderbild — mögen sie vor unserer Phantasie ein noch so bestimmtes Leben gewonnen haben: so wie Uhland sie uns hier zeigt, scheinen sie uns ihr inneres Sein doch noch deutlicher zu offenbaren. Wir bewundern vor allem die ungestörte, bis in die kleinsten Einzelheiten bewahrte Folgerichtigkeit, mit welcher der Dichtersinn diese Gestalten, gleich als seien es Erzeugnisse der gesetzmäßig schaffenden Natur, ausgebildet hat. Und wie kräftig und eindringlich sprechen sich die Gegensätze in Gesinnungen und Charakteren aus! Man blicke auf Wolfhart, in dem noch die alte Berserkerwuth nachtobt, und dann auf Rüdeger, über den schon der mildere Glanz christlicher Sitte zu streifen scheint, obgleich in seinem reinen Gemüthe nur die Urtugend der Germanen ihren festen Sitz aufgeschlagen hat.

Aber keineswegs läßt Uhland durch diese den einzelnen Erscheinungen liebevoll gewidmete Betrachtung seinen Blick von dem Ganzen des Epos abziehen. Er deutet mit Nachdruck auf den Geist, der dies Ganze belebt und in allen Theilen desselben sich spüren läßt. Zwar darf er dem Christenthum einen Einfluß auf die Sänftigung der Charaktere, auf die Milderung und Umbildung der Motive nicht aberkennen; doch sieht er vornehmlich germanische Eigenart noch unverletzt durch diese Dichtungen walten. Von den beiden Sagenkreisen, die in unserem Epos zusammentreffen, dem gothischen und dem fränkisch-burgundischen, bringt ihm jener mehr die Macht der Treue, dieser vorwiegend die zerstörende Untreue zur Erscheinung. Eine „Rose der Treue“ ist ihm unser Heldenlied. Aus dem Bereiche der Dichtung wendet er gern den Blick hinaus auf das Leben des Volks, das ihm die Dichtung, mit der es so eng verwachsen ist, erst erläutert und beglaubigt. Man sieht, hinter dem deutschen Volksepos steht ihm immer das Volk selbst, zu dem er von der Betrachtung der Poesie mit stets gleicher Liebe zurückkehrt.

Noch näher und inniger zeigt sich sein Verhältniß zum Volk, zu dessen Leben und Sitte, wenn er über Geschichte und Wesen der deutschen Lyrik spricht. Die Kunstlyrik des Mittelalters hat ihn zu einer umfassenden Darstellung angeregt. Wie weit auch die Wissenschaft den Standpunkt hinter sich gelassen hat, den sie damals einnahm, als Uhland seine Abhandlung über den Minnesang (1823) verfaßte, so ist doch selbst jetzt noch keine Schrift zu nennen, die demjenigen, welcher Form und Wesen unserer alten Lyrik

erfassen will, eine zuverlässige Belehrung in so gefälliger Art darböte. Die hervorstechendsten Züge, welche der Minnesang aufweist, werden ungezwungen aus dem Leben des Ritterstandes abgeleitet; die feststehende Form, in welche die künstlerische Mannigfaltigkeit sich fügte, wird in ihrer vollen Bedeutung erkannt und dargelegt; sorgfältig bemerkt werden die aus dem Wechsel der Zeiten und Zustände, wie aus der Sinnesart der einzelnen Dichter entspringenden Verschiedenheiten in dieser anscheinend so gleichförmigen Kunstübung; und obgleich Uhland nicht verschweigt, daß diese Poesie in einen unversöhnlichen Gegensatz zu natürlicher Einfachheit und unverkünstelter Sitte gerathen mußte, so weidet er sich doch mit ungestörtem Wohlgefallen an jedwedem Lieblichen, das der Minnesang bietet, der etwas von seinem eigenen Frühlingsreize dieser anmuthig bewegten Darstellung mitzutheilen scheint. Mit Vorliebe richtet sich die forschende Aufmerksamkeit dahin, wo eine Berührung zwischen dem lebendigen Volksgesang und dem nach künstlerischer Satzung ausgebildeten Liede wahrzunehmen ist. Zur volksmäßigen Lyrik fühlte sich des Dichters Gemüth am mächtigsten hingezogen; die voll entfaltete Blüthe seiner Forschung reicht er uns in seinen Abhandlungen über das Volkslied.

Die Arbeit am Volkslied war gleichsam ein von der Romantik ihm überkommenes Erbe. Arnim und Brentano hatten, mehr zur Belebung und Verbreitung eines für volksthümliche Dichtung empfänglichen Sinnes, als zur Förderung streng wissenschaftlicher Zwecke, den Liederschatz ihres Wunderhorns gesammelt und wohl auch gelegentlich selbst zubereitet. Uhland durfte das Musterwerk seiner Sammlung nur nach den strengsten wissenschaftlichen Grundsätzen anlegen und ausführen, ohne jedoch das dichterische Interesse zurücktreten zu lassen. Wie kräftig aber bei Auswahl und Anordnung des Stoffes der lebendige Dichtersinn den prüfenden Forschergeist unterstützt hat, das vermögen wir im ganzen Umfange erst jetzt zu erkennen, nachdem uns endlich die Untersuchungen vorgelegt sind, die ursprünglich der Sammlung zum schönen, fast unentbehrlichen Geleite dienen sollten.

Freilich haben wir auch jetzt nur ein Bruchstück vor uns. Acht Abhandlungen sollte das Werk über die Volkslieder umfassen, nur vier sind vollständig ausgearbeitet; aber jede dieser Abhandlungen bildet ein herrliches Ganzes. Die erste, „Sommer und Winter", läßt uns in die Natursymbolik des germanischen Alterthums zurückblicken; die „Fabellieder" führen uns in die Tiefe des grünen Waldes, wo so seltsame Wunder kund werden an allerlei Thieren, die dem Menschengeschlecht noch nicht gänzlich entfremdet sind; die „Wett- und Wunschlieder" gehören dem regen gesellschaftlichen Leben an, in dem Heiterkeit und erfinderischer Witz, Spott und phantastischer Uebermuth in derben und lieblichen Tönen sich äußern müssen; die „Liebeslieder" end-

lich verkündigen, oft mit schüchternen Klängen, das Geheimniß des in Wonne, Sehnsucht und Schmerz rastlos bewegten Herzens.

Einer dreifachen Betrachtung unterwirft Uhland das Volkslied. Er schildert dessen Zusammenhang mit unserer alten einheimischen Dichtung; es ergibt sich, daß fast jede Gattung unserer volksmäßigen Lyrik einer in unserer ältern Poesie gültigen Form entspricht, und daß der oft unscheinbare Inhalt unserer Lieder weit zurückdeutet auf uralte dichterische Anschauungen und sagenhafte Ueberlieferungen. Ferner spürt Uhland die Beziehungen unseres Volksgesangs zu dem der anderen Nationen auf; und mit Trost und Erhebung vernehmen wir den unzerstörbaren Einklang, in dem die angeborenen Empfindungen aller Völker zusammenstimmen und der aus den schlichten Herzensworten ihrer Lieder uns noch jetzt so rührend anspricht. Endlich ergründet der Meister das Verhältniß des Volksliedes zu dem Leben und der Lebensauffassung des Volkes, in dessen Mitte es erklingt.

Bei dieser letztern Betrachtung bewährt sich wieder auf das vollkommenste die Einheit des Forschers und Dichters. Von jeher hatte Uhland die Neigung gehegt, über die im Wort gefaßte und aufbewahrte Dichtung zurückzugreifen auf die aller Literatur voranliegende Urpoesie, die noch in dem Volksleben innigst versenkt und verschlungen ist. Diese für das Dichtergemüth so bezeichnende Neigung mußte ihm hier vorzüglich zu Statten kommen. Denn fast nur in Bruchstücken, in zersprengten Theilen ist uns das Volkslied erhalten; soll es für unsere Anschauung und Empfindung ergänzt werden, so müssen wir es, wie in seine Heimath, in die Zeit zurückgeleiten, da noch das Leben durchdrungen war von jener Urpoesie, deren Anhauch allein das erstarrte oder geschädigte Wort beleben und herstellen kann. Hier muß sich der ahnende Dichtersinn bethätigen; hier muß der Forscher die Hülfe der Phantasie anrufen, nicht der zügellos nach Willkür sich regenden, sondern der gesetzmäßig wirkenden, durch das der Betrachtung dargebotene Object bestimmten und geleiteten Phantasie.

Und so läßt denn Uhland in köstlichen Schilderungen das Leben vor uns aufblühen, aus dem, wie eine nothwendige Geburt, das Volkslied hervorsprang. Die lachende, leuchtende Frühlingswelt wird vor uns ausgebreitet, wo alles klingt und duftet. Wir können es mitempfinden, wie beim Auferstehen des Lenzes die durch den Winter zurückgehaltene Tanz- und Sangesfreude sich neu belebt, wie das Gefühl, das aus dem Herzen wechselnd hervorsteigt, einstimmt in das Leben, das in endloser Manigfaltigkeit und doch beherrscht durch ewig gleiche Gesetze die Natur durchdringt. Dem Ton, der aus der Kehle der Nachtigall schallt, muß das Lied antworten, das aus bewegter Menschenbrust heraufklingt. In dem Gefühl von der Zusammenstimmung der Natur und des Menschenlebens, in diesem allumfassen-

den Gefühl lebt und webt das deutsche Volkslied. Es scheint gleichsam eine brüderliche Einheit zwischen allen Geschaffenen herzustellen. Die laute Freude des Menschenherzens findet ihren Widerhall in dem aufrauschenden Jubel alles Lebendigen, und ein Mitgefühl mit den Leiden des bedrängten Sterblichen durchzittert alle Creatur. Mit zartem und beweglichem Sinn, mit dem Vermögen jener durch liebevolle Empfindung noch geschärften Wahrnehmung, welcher auch der leiseste Laut nicht entschlüpfen kann, versenkt sich Uhland in die dichtende Volksseele, deren inneres Leben sich in die umgebende Natur ergießt. Wie sehr auch die Mühe einer nach so verschiedenen Richtungen hin sich erstreckenden Untersuchung seinen Geist in Anspruch nehmen mag, stets bleibt ihm das lebendige Gefühl, wie er es selbst einmal nennt, „für die feinere Seele im Volk". Und wenn wir uns hier überall des so glücklich vollzogenen Bündnisses zwischen Poesie und Wissenschaft erfreuen, so mag uns zugleich jedes Wort hier bezeugen, daß der Forscher Uhland sich dem Herzen seines Volkes so innig nahe fühlte, wie der Dichter.

Es ist ein auszeichnender Vorzug der größten unserer Poeten, daß neben der dichterischen auch die Muse der Wissenschaft sich gern zu ihnen gesellte. Auch Uhland wird vor unserem Auge fortan in diesem herrlichen Doppelgeleite erscheinen. Wer mit der Muse seiner Dichtung vertraut ist, wird in der wissenschaftlichen, die ihm ausharrend zur Seite blieb, deren Schwester nicht verkennen. Zwar sind ihre Züge ernster, gehaltener ihr Gang, bedächtiger ihre Geberde. Aber auch ihrer Erscheinung fehlt nicht die gewinnende Anmuth, mildkräftig ertönt ihr Wort, und wie von verklärenden Strahlen erglänzt ihr Antlitz, wenn sie von der durch alle Jahrhunderte bezeugten Geistesherrlichkeit des deutschen Volkes redet, während vor ihrem Blicke die weiten Gefilde der Vorzeit sich erhellen. —

Dem kunstbegabten Poeten, dem das reiche, in der Dichtung wundersam geborgene Volks- und Seelenleben sich willig erschließt, und der sein Wort mit lebendigem Reiz zu schmücken vermag — ihm kann mit Erfolg nur derjenige nachstreben, dem ähnliche Gaben beschieden worden; was aber den Forscher Uhland auszeichnet, das können wir alle uns aneignen und bewahren: gewissenhafte Treue, selbstverläugnende Hingebung, unbeugsamen Wahrheitssinn.

Michael Bernays.

Das Alter der deutschen Universitätslehrer.

In den Zeitungen wird bei Gelegenheit des preußischen Cultusbudgets jetzt viel davon geredet, die Professoren namentlich an den großen Universi-

täten wären vielfach über das Alter hinaus, in welchen sie den Studirenden noch von Nutzen sein könnten, sie versperrten aber in Ermangelung durchgreifender Pensionsbestimmungen jüngeren Kräften den Weg in die Ordinarienstellen. Gelegentlich wird wohl auch einmal von einer oder der anderen Universität das Durchschnittsalter der ordentlichen Professoren berechnet. Es dürfte von Nutzen sein, einmal für alle deutschen Universitäten eine Berechnung und Zusammenstellung des Durchschnittsalters zu unternehmen.

Officielle statistische Daten liegen leider nicht vor, ich mußte mich auf die oft recht ungenauen Daten verlassen, welche sich im „Deutschen Universitäts- und Schulkalender auf die Zeit vom 1. October 1870 bis 31. Dezember 1871 von Dr. Eduard Mushacke. Berlin, 1871", vorfinden. Dieselben sind leider in einigen Facultäten einiger Universitäten so unvollständig, daß diese Facultäten ganz außer Spiel gelassen werden mußten, so die philosophische in Prag, die medicinische in Prag, Wien, Bern, Gießen, Münster und die juristische in Basel, Münster und Gießen. Die theologische ist ziemlich vollständig angegeben. Die Angaben der bei Mushacke verzeichneten Geburtsjahre und Geburtstage sind in der Art auf Altersjahre reducirt, daß nur das Geburtsjahr berücksichtigt wurde, also ein im Jahr 1800 geborner Professor im Jahr 1870 als 71 Jahr alt angenommen wurde, u. s. w. Wir haben uns vorläufig auf die ordentlichen Professoren der 28 Universitäten, welche in deutscher Zunge lehren, beschränkt. Nur in Dorpat nahmen wir ordentliche und außerordentliche Professoren zusammen, weil beide zusammen den Ordinarien in Deutschland entsprechen; den Unterschied zwischen Beiden macht daselbst nur das Gehalt aus: 2400 gegen 1700 Rubel; denn die Extraordinarien haben Sitz und Stimme in der Facultät und im Senat, nur haben sie kein passives Wahlrecht für Decanat und Rectorat. Den Extraordinarien entsprechen unsere mit 900 Rubel bezahlten Docenten, im Gegensatz zu den unbesoldeten Privatdocenten, nur daß ihr Gehalt (circa 800 Thlr.) so gut ist, wie das vieler Ordinarien in Deutschland. In Dorpat kann eine außerordentliche Professur von einem Privatdocenten nicht „ersessen" oder „verjährt" werden, sondern nur eine Docentur; ja der Name „außerordentlicher Professor" ist für Dorpat gänzlich unpassend, da die so bezeichneten eine ordentliche Lehrstelle bekleiden. Augenblicklich haben wir nur 4 außerordentliche Professoren.

Wären die Leser dieser Zeitschrift alle Statistiker, so wär' es nicht nöthig der nachfolgenden Tabelle viele Worte hinzuzufügen, allein das Publikum dieser Blätter dürfte zum großen Theil Tabellen unbedingt überschlagen, darum wollen wir einige Daten aus derselben herausnehmen.

Alter der ordentlichen Professoren an

Reihenfolge nach Durchschn.-Alter.	Universität	Theol. ordentl. Professoren. Zahl.	Summa der Altersj.	Dchschn.-Alter.	Jurist. ordentl. Professoren. Zahl.	Summa der Altersj.	Dchschn.-Alter.	Medic. ordentl. Professoren. Zahl.	Summa der Altersj.	Dchschn.-Alter.	Philos. ordentl. Professoren. Zahl.	Summa der Altersj.	Dchschn.-Alter.
1	Berlin	6	361	60	9	585	65	13	813	63	27	1633	61
2	Göttingen	7	378	54	9	538	60	9	534	59	29	1665	57
3	München	7	380	51	14	807	58	16	913	57	26	1421	55
4	Leipzig	7	383	55	9	491	55	6	349	58	24	1287	54
5	Bonn	11	603	55	8	457	57	8	410	51	27	1511	56
6	Heidelberg	4	219	55	7	417	60	9	454	50	18	985	55
7	Münster	6	379	63	vacat						8	396	50
8	Jena	3	191	64	5	299	60	4	174	44	5	271	54
9	Wien	14	707	50	15	847	57	?	?	?	20	1101	55
10	Bern	4	252	63	7	347	49	?	?	?	8	419	52
11	Basel	6	338	56	?	?	?	5	218	44	11	627	57
12	Breslau	11	585	53	5	249	50	7	344	49	19	1066	56
13	Halle	6	339	57	5	232	46	8	425	53	20	1082	54
14	Gießen	4	199	50	?	?	?	?	?	?	16	861	54
15	Freiburg	7	376	54	5	265	53	7	377	54	7	352	50
16	Königsberg	6	311	52	4	188	47	9	479	53	13	680	52
17	Greifswald	4	193	48	6	284	47	7	365	52	16	879	55
18	Prag	4	211	53	9	448	50	?	?	?	?	?	?
19	Marburg	6	350	58	5	276	55	8	417	52	19	906	48
20	Erlangen	7	382	55	6	327	55	9	453	49	14	675	48
21	Tübingen	8	444	56	9	447	50	7	328	47	16	777	49
22	Zürich	6	311	52	8	401	50	9	409	45	11	586	53
23	Rostock	4	215	54	5	212	42	8	371	47	9	493	55
24	Graz	4	234	59	7	396	57	9	432	48	15	643	43
25	Würzburg	5	264	53	11	532	48	9	442	49	14	683	49
26	Kiel	5	253	51	5	218	44	6	263	44	16	776	49
27	Dorpat	4	176	44	6	299	50	12	510	43	17	832	49
28	Innsbruck	8	365	46	10	450	45	9	383	43	15	680	45
	Summa	174	9399	54	189	10032	53	194	9863	51	440	23287	53
	18 nicht preuß.	106	5647	53	133	6985	52	119	5813	49	246	12693	52
	10 preußische	68	3752	54	56	3027	54	75	4050	54	194	10594	54
	5 alte preuß.	39	2120	54	37	2113	58	44	2466	56	118	6754	57
	5 junge preuß.	29	1632	56	19	914	48	31	1584	51	76	12693	50

Die Tabelle ist geordnet nach dem Durchschnittsalter in allen 4 Facultäten zusammen, anfangend mit Berlin, dessen Professoren durchschnittlich 62 Jahr alt sind, und endigend mit Innsbruck, dessen Professoren durchschnittlich 45 Jahre zählen, also um 17 Jahre weniger. Berlin am Nächsten stehen die großen, von Professoren wie Studenten bevorzugten Universitäten, Göttingen mit 58, München mit 56, Leipzig, Bonn, Heidelberg mit 55 als Durchschnittsalter. Mit 55 Jahren rangiren ferner noch die Halbuniversität Münster, welche freilich für ihre beiden Facultäten der Theologen und Philosophen mit je 229 und 227 Studenten zu den großen Universitäten zu rechnen ist, und die kleine Universität Jena, dann erst folgt mit 54jährigen Professoren die größte der deutschen Universitäten Wien.

den Universitäten deutscher Zunge.

Reihenfolge nach Durchschn. Alter.	Universität.	Alle Professoren.			Lehrpersonal		Immatriculirte Studirende.					Reihf. n. Frequenz.
		Zahl.	Summa der Altersj.	Dchschn.-Alter.	ordentl. Profess.	Alle Lehrbeamte.	Theologen.	Jurist.	Medic.	Philos.	Alle.	
1	Berlin	55	3392	62	51	175	335	661	550	871	2421	2
2	Göttingen	54	3115	58	56	114	122	142	155	326	745	11
3	München	63	3521	56	65	118	118	507	246	350	1321	5
4	Leipzig	46	2510	55	48	135	370	438	277	430	1515	3
5	Bonn	54	2981	55	55	106	239	188	226	269	922	6
6	Heidelberg	38	2075	55	38	113	54	300	83	175	612	14
7	Münster	14	775	55	14	26	229	vacat		227	456	17
8	Jena	17	935	35	26	65	90	90	64	133	377	20
9	Wien	49	2655	54	75	199	280	1069	1598	708	3655	1
10	Bern	19	1018	54	30	73	24	66	133	38	261	23
11	Basel	22	1183	54	31	63	36	10	46	21	113	28
12	Breslau	42	2244	53	46	98	183	171	224	314	892	7
13	Halle	39	2078	53	40	87	281	60	168	318	827	9
14	Gießen	20	1060	53	32	56	22	79	93	99	293	22
15	Freiburg	26	1370	53	30	49	116	45	52	37	250	25
16	Königsberg	32	1658	52	41	74	78	89	161	163	491	16
17	Greifswald	33	1721	52	33	55	24	27	258	89	398	18
18	Prag	13	659	51	46	92	232	498	436	315	1481	4
19	Marburg	38	1949	51	38	63	81	16	153	128	378	19
20	Erlangen	36	1837	51	36	50	182	65	108	19	374	21
21	Tübingen	40	1996	50	44	79	318	127	108	198	751	10
22	Zürich	34	1707	50	34	72	63	22	135	40	260	24
23	Rostock	26	1291	50	27	36	39	54	41	26	160	27
24	Graz	35	1705	49	39	70	130	290	261	182	863	8
25	Würzburg	39	1921	49	40	66	75	127	330	103	635	13
26	Kiel	32	1510	47	32	59	61	15	53	34	163	26
27	Dorpat	39	1817	47	41	67	75	238	210	187	710	12
28	Innsbruck	42	1878	45	42	56	212	137	76	128	553	15
	Summa	997	52581	53	1133	2316	4069	5331	6445	5832	21877	
	18 nicht preuß.	604	31138	52	724	1459	2436	4162	4497	3089	14184	
	10 preußische	393	21423	54	409	857	1633	1369	1948	2743	7693	
	5 alte preuß.	238	13453	57	244	548	903	1189	1413	1873	5378	
	5 junge preuß.	155	7970	51	155	309	730	180	535	870	2315	

Auf dem andern Extrem stehen Innsbruck zunächst Dorpat und Kiel mit 47 Jahr, Würzburg und Graz mit je 49. Die anderen Universitäten rangiren in der Mitte von 54—50 Jahr. Ein auffallend niedriges Durchschnittsalter haben darnach alle östreichischen Universitäten, denn auch Prag mit seinen 1481 Studenten hat das verhältnißmäßig sehr niedrige Professorenalter von 51 Jahr, und Dorpat. Es sind dies eben Universitäten, an denen sehr heilsame Zwangspensionsgesetze existiren. Ueber die östreichischen Pensionsgesetze bin ich leider nicht unterrichtet, vielleicht kann diese Wochenschrift aus Oestreich selbst hierüber sich berichten lassen. In Dorpat kann ein Docent auf keinen Fall länger als 35 Jahre dociren, die eigentliche Dienstzeit beträgt sogar nur 25 Jahre. Nach 25jähriger Dienstzeit

tritt, falls nicht der betreffende Professor vom Conseil mit Zweidrittelmajorität zur weiteren Bestätigung auf 5 Jahre dem Minister vorgestellt wird, Pensionirung ein, nominell mit dem vollen Gehalt, in Wahrheit aber mit dem früheren, welches 1400 Rubel betrug statt der jetzigen Normalgehälter von 2400 für den Ordinarius. Bei Wiederbestätigung auf 5 Jahre erhält der Professor Pension und Gehalt auf 5 Jahre, und kann noch einmal auf 5 Jahre mit fernerer Pensionssteigerung neben dem Gehalte vorgestellt werden. Ganz sichert dieses Pensionsgesetz freilich auch nicht vor zu alten Professoren, denn es wird immer nur die russische Dienstzeit gerechnet, würde man also einen 45 Jahr alten Professor aus dem Auslande berufen, so würde derselbe erst mit 70 Jahren pensionirt werden. Auf der andern Seite können Professoren, welche nur russische Dienstjahre haben, leicht schon im besten Mannesalter mit 50 Jahren und weniger durch rein private Abneigung eines Drittels der stimmberechtigten Conseilsmitglieder aus ihrer Stellung gedrängt werden, denn wenn man auch selten 25 Jahr alte Studirte zu Professoren macht, so werden doch die Privatdocentenjahre in das Dienstalter mit eingerechnet. Wir möchten überhaupt nicht das russische Pensionsgesetz als Norm für deutsche Universitäten empfehlen, bei den kläglichen deutschen Pensionsgehältern wäre eine Zwangspensionirung mit weniger als dem Gehalt eine gar zu große Ungerechtigkeit.

Abgesehen nun von den Besonderheiten, welche die Universitäten mit Pensionsgesetzen aufweisen und abgesehen von dem besonders jugendlichen Alter in Innsbruck und Graz, wo einige Facultäten erst in den letzten Jahren gegründet oder aus niedrigeren Anstalten umgebildet worden, sind es die kleineren Universitäten, an denen die jüngeren, und die größeren, an denen die älteren Professoren wirken; worauf wir im Einzelnen sogleich eingehen werden.

Wir haben uns hier mit dem Durchschnitt aller Facultäten jeder Universität vorläufig zufrieden zu geben; die einzelnen Facultäten sind Zufälligkeiten zu sehr ausgesetzt, denn wir haben das Durchschnittsalter nicht aus einem längeren Zeitraume, sondern nur aus einem einzigen Jahre entnehmen können. In einer bestimmten Facultät können aber gerade einmal ein paar der wenigen Professuren unbesetzt sein, indem ein paar hochbetagte Lehrer gestorben sind, dann wird der Durchschnitt sehr hoch ausfallen; im nächsten Jahre, wenn jene Stellen mit jungen Kräften besetzt sind, wird der Durchschnitt vielleicht gleich um viele Jahre niedriger.

Betrachten wir zuerst alle Facultäten aller Universitäten zusammen. Das Durchschnittsalter der deutschen ordentlichen Professoren ist 53 Jahr. Das lautet gar nicht so schlimm. Mit 55 Jahren ist der Mann noch sehr rüstig, es ist aber eben nur eine Durchschnittszahl, welche ein schiefes Bild

giebt, wenn man sich nicht klar macht, aus welchen Einzelzahlen dieselbe sich gebildet hat. Wären z. B. je ¼ aller Professoren 51, 52, 54, 55 Jahr, so wäre der Durchschnitt von 53 Jahren sehr günstig, dem ist aber, wie wir alsbald sehen werden, nicht so.

Die vier Facultäten*) zeigen folgendes Alter. Die Juristen und Philosophen stehen auf dem Durchschnittsalter aller vier Facultäten, nämlich 53, die Theologen sind durchschnittlich ungefähr ein Jahr älter, nämlich 54, und die Mediciner um 2 Jahr jünger, nämlich 51. Die academische Thätigkeit der Theologen scheint besonders gut zu bekommen, die der Mediciner hingegen in gewisser Beziehung schlecht, mancher Mediciner stirbt in seinem Beruf, in gewisser Beziehung aber auch gut, mancher Mediciner kann sich in seinen alten Tagen auf seine Nebenverdienste zur Ruhe setzen, woran der schlechte Verdienst die Mitglieder anderer Facultäten wohl fast ausnahmslos hindert.

Im Ganzen weisen also die vier Facultäten nur geringe Unterschiede auf. Verschieden aber sind die Einzelalter, aus denen das Durchschnittsalter jeder Facultät sich zusammensetzt. Wir nehmen nur die über 60 und unter 40 Jahr Alten, das gibt zwar keinen ganz richtigen Gegensatz, denn die beiden Lebensalter weichen sehr verschieden von dem Mittel ab, wir wählen aber diese Normen, weil man ziemlich allgemein einen ordentlichen Professor unter 40 Jahr zu den jungen, einen über 60 Jahr zu den alten Ordinarien rechnen wird. Da ergiebt sich, daß in allen Facultäten zusammen 278 über 60 und 157 über 40 Jahr sind, d. h. auf 997 Professoren 27,9 % über-60jährige und nur 15,8 % unter-40jährige. Für die einzelnen Facultäten:

	Absolute Zahlen			Procente	
	Summa	u. 40 Jahr	ü. 60 Jahr	u. 40 Jahr	ü. 60 Jahr.
Theologen	174	18	54	10,3	31
Juristen	189	28	56	14,8	29,6
Mediciner	194	39	41	20,1	21,1
Philosophen	440	72	127	16,4	28,9
Summa:	997	157	278	15,8	27,9

Welcher Unterschied auch hier zwischen Medicinern und Theologen und welche Aehnlichkeit wieder zwischen Juristen und Philosophen! Das Mini-

*) In der theologischen Facultät stehen der Einfachheit halber die Katholiken und die Protestanten zusammen. Zu den Juristen sind gesetzt die drei staatswissenschaftlichen Facultäten von München, Würzburg und Tübingen. In der philosophischen stehen zusammen die historisch-philologische und mathematisch-physikalische oder naturwissenschaftliche Facultät, wie sie in Dorpat, Tübingen, Basel als eigene Facultäten und in Zürich als Sectionen vorkommen.

mum des Alters eines Ordinarius im Jahr 1870 war 27 Jahr in Graz, das Maximum 90 in Berlin. Das höchste Minimum war 39 in Tübingen, welches überhaupt sehr viel „mittelalterliche" Professoren hat (das Tübinger Maximum ist 67). Das niedrigste Maximum ist 66 in Innsbruck. Graz und Innsbruck können jedoch wie gesagt in so fern nicht mitrechnen, als einige ihrer Facultäten erst in den letzten Jahren gegründet wurden, folglich keine Stammhalter aufweisen können. Endlich geben wir für alle Universitäten und Facultäten die Ueberseschziger und Untervierziger, von der Universität mit dem höchsten Durchschnitt beginnend, bis zu der mit dem niedrigsten Durchschnitt und im Gleichheitsfalle die größere Universität zuerst.

Die über 60 Jahr und die unter 40 Jahr alten deutschen ordentlichen Professoren.

	Universität	Theol.		Juristen		Medic.		Philos.		Alle		Minm.	Maxm.
		unt. 40	über 60	unt. 40	über 60	unt. 40	über 60	unt. 40	über 60	unt. 40	über 60	Jahre.	Jahre.
I.	Berlin	—	4	—	6	—	7	2	14	2	31	36	90
I.	Göttingen	—	1	1	6	—	5	4	14	5	26	32	78
I.	München	—	3	—	5	—	6	1	9	1	23	32	86
I.	Leipzig	—	—	1	2	—	2	1	7	2	11	34	79
I.	Bonn	2	4	1	4	1	2	3	8	7	18	33	83
I.	Heidelberg	1	1	—	3	1	1	2	6	4	11	34	78
I.	Münster	—	4	?	?	?	?	1	2	1	6	35	74
I.	Jena	—	2	—	3	1	1	—	1	1	7	30	74
I.	Wien	2	2	—	4	?	?	3	7	5	13	33	76
II.	Bern	—	3	—	1	?	?	2	4	2	8	30	72
II.	Basel	2	3	?	?	2	—	2	4	6	7	34	78
II.	Breslau	—	2	1	1	2	1	—	6	3	10	38	75
II.	Halle	—	2	1	1	1	3	1	6	3	12	33	72
II.	Gießen	2	1	?	?	?	?	1	2	3	3	33	68
II.	Freiburg	—	2	2	2	—	1	—	3	2	8	30	72
II.	Königsberg	2	3	1	1	3	4	3	4	9	12	30	75
II.	Greifswald	—	—	2	1	1	2	3	5	6	8	28	78
II.	Prag	—	—	3	2	?	?	?	?	3	2	35	70
II.	Marburg	—	3	1	3	2	2	7	2	10	10	30	79
III.	Erlangen	1	3	1	1	3	2	3	1	8	7	30	77
III.	Tübingen	1	3	1	2	2	—	4	3	8	8	39	67
III.	Zürich	1	2	2	2	4	1	2	4	9	9	30	72
III.	Rostock	1	2	2	—	3	1	3	3	9	6	28	79
III.	Graz	—	2	—	3	1	—	7	1	8	6	27	78
III.	Würzburg	—	—	3	2	1	—	4	4	8	6	30	67
III.	Kiel	1	2	2	—	2	—	4	2	9	4	32	78
III.	Dorpat	1	—	1	—	4	—	5	4	11	4	30	70
III.	Innsbruck	1	—	2	1	5	—	4	1	12	2	31	66
	Summa	18	54	28	56	39	41	72	127	157	278	27	90
I.	9 Universitäten	5	21	3	33	3	24	17	68	28	146	30	90
II.	10 Universitäten	6	19	11	12	11	13	19	36	47	80	28	79
III.	9 Universitäten	7	14	14	11	25	4	36	23	82	52	27	78

Im Großen und Ganzen zeichnen sich, wie allgemein bekannt, durch ein hohes Durchschnittsalter, d. h. durch viele alte und wenig junge ordentliche Professoren, die großen Universitäten aus. Um den Zusammenhang zwischen Zahl der Studirenden und Alter der Professoren statistisch darzustellen, geht es kaum an, alle 28 Universitäten nach der Studentenzahl zu ordnen und damit das Durchschnittsalter zu vergleichen, sondern man darf nur die Universitäten eines und desselben Staates mit einander vergleichen, denn von der Schweiz oder Oestreich zu Preußen und umgekehrt ist immer der Uebergang schwieriger als von einer preußischen Universität zur andern. Ja selbst zwischen den preußischen Universitäten und den andern des deutschen Reiches ist der Austausch geringer als zwischen den preußischen Universitäten allein. Der Austausch mit Dorpat hat gar erst in den letzten Jahren einen Aufschwung genommen. So haben wir denn die 10 preußischen Universitäten ausgewählt, die 5 mit den ältesten und die 5 mit den jüngsten Ordinarien zusammen genommen. Das ergibt ein Durchschnittsalter aller Professoren von 57 Jahr in Berlin, Bonn, Göttingen, Breslau, Greifswald, und von 51 Jahr in Halle, Königsberg, Münster, Kiel, Marburg. Bei den Juristen, Medicinern und Philosophen ist die Differenz ähnlich, Juristen 58 gegen 48 Jahr (am größten), bei den Philosophen 57 gegen 50 Jahr, bei den Medicinern 56 gegen 51, bei den Theologen schlägt es in das Gegentheil um, 54 Jahr gegen 56. Halle und Münster bringen das zu Wege. Wie stellt sich dazu die Zahl der Studenten? In den 5 Universitäten mit 57 Jahr studiren 5378, d. h. in jeder Universität durchschnittlich 1076 Studenten, in den 5 Universitäten mit 51 Jahr alten Ordinarien aber 2315, d. h. per Universität nur 463 oder noch nicht halb so viel. Die Studentenzahl per Universität ist bei den

	Juristen*)	Philosophen	Medicinern*)	Theologen
alte Professoren	238	375	283	180
junge Professoren	45	174	134	146

Also immer die Universitäten mit den alten berühmten Namen, aber gar oft nicht mehr rüstigen Lehrern der Jugend werden aufgesucht von den Studirenden; ein Glück, daß dies dieselben Universitäten sind, an denen unbezahlte Privatdocenten mit oder ohne den Titel eines außerordentlichen Professors in größerer Anzahl lehren, um die oftmals über die Lehrgabe der berühmten Männer enttäuschten Studenten doch nicht ohne anregenden Unterricht zu lassen.

Die Universitäten nur nach dem Durchschnittsalter aller Facultäten zusammen geordnet, geben in mancher Beziehung ein schiefes Bild, denn nicht

*) Hier ist Münster ausgelassen, weil ohne Juristen und Mediciner.

überall sind die Professoren in jeder Facultät alt, wo sie im Durchschnitt aller Facultäten betagt sind. Wir haben darum noch die 10 Universitäten Preußens geordnet je nach dem Alter der Professoren jeder Facultät und dazu die Studentenzahl jeder Facultät gesetzt. Das ergibt bei den Theologen: In den Universitäten Münster, Berlin, Marburg, Halle, Bonn mit 35 Professoren von 58 Jahren im Durchschnitt studiren 1165, d. h. 231 per Universität, in den 5 anderen Universitäten mit 33 Professoren von 52 Jahren nur 468 Studenten = 94 per Universität. Bei den Juristen ist der Unterschied viel bedeutender. In den 5 altprofessorischen Universitäten Berlin, Göttingen, Bonn, Marburg und Breslau zählen die Professoren durchschnittlich 58 Sommer, und sind 235 Juristen per Universität, in den 4 jungprofessorischen Universitäten (Münster fällt weg) sind bei durchschnittlich 46jährigen Professoren nur 48 Studenten per Universität. Das kann unmöglich eine gute Generation neuer Juristen für das gerade juristisch so neuerungslustige Deutschland bilden! Bei den Medicinern ist die Altersdifferenz geringer, und außerdem kommt es beim medicinischen Studium neben dem Vortrage des Professors noch auf vieles Andere, namentlich die Klinik, die Anatomie ꝛc. an. Die 5 ältesten Universitäten Berlin, Göttingen, Greifswald, Halle und Königsberg haben 57jährige Professoren und durchschnittlich 255 Studirende, die 4 jüngsten, wieder ohne Münster, 49 Jahr mit 164 Studenten. Endlich die philosophischen Facultäten der alten Universitäten Berlin, Göttingen, Bonn, Breslau, Greifswald mit 57jährigen haben je 375 Studenten, die 5 anderen Universitäten mit 51jährigen nur je 174 Studenten.

Die Studentenzahl der jungen Facultäten verhält sich zu der der alten bei

Theologen	94:231	= 100:246
Juristen	48:235	= 100:490
Medicinern	164:255	= 100:155
Philosophen	174:375	= 100:215

Die Mediciner kümmern sich trotz der auf den großen Universitäten besseren Anstalten verhältnißmäßig am wenigsten um die altberühmten Namen, es gehen verhältnißmäßig Viele zu den jungen Professoren, die den Fortschritten der Wissenschaft am Meisten gerecht werden, die Juristen gehen am Meisten zu den alten Herren, oder fragen überhaupt nicht viel nach Wissenschaftlichkeit; sehr viele Gymnasialabiturienten ergreifen das juristische Studium ja nur, weil sie für kein anderes ein ausgesprochenes Interesse haben und gehen dem Vergnügen der großen Stadt (Berlin), der schönen Gegend (Heidelberg und Bonn), des studentischen Lebens (Göttingen) nach.

Dieselbe Anordnung nach Alter der einzelnen Facultäten haben wir nun endlich auch noch gemacht für alle 28 Universitäten, obwohl uns oben selbst

gegen ein Zusammenfassen verschiedener Staaten einige Bedenken äußerten; dabei dürfte es von Nutzen sein, sie mit den ausschließlich-preußischen Beobachtungen zu vergleichen.

		Universitäten.	Durchschn.-Alter.	Stud. jed. Facultät per Universität.
Theologen	alt	13	57	182
	jung	15	51	113
Juristen	alt	12	58	318
	jung	13	48	125
Mediciner	alt	11	55	221
	jung	12	46	138
Philosophen	alt	14	56	295
	jung	13	49	114

Frequenz der Facultäten auf

	28 deutsche Universitäten junge Prof. alte Prof.	10 preußische Universitäten junge Prof. alte Prof.
Theologen	113:182 = 100:161	94:231 = 100:246
Juristen	125:318 = 100:255	48:235 = 100:490
Mediciner	138:221 = 100:160	164:255 = 100:155
Philosophen	114:295 = 100:259	174:375 = 100:215

Wie zu erwarten war, überall qualitativ dasselbe Resultat, nur quantitativ geringere Unterschiede für alle 28 deutschen Universitäten, mit Ausnahme der philosophischen Facultäten, wo die Differenz in der Frequenz nach dem Alter der Professoren für alle 28 deutschen Universitäten größer ist, als für die 10 preußischen. Sind etwa die philosophischen Facultäten die kosmopolitischen, d. h. mit dem größten Austausch auch über die Staatengrenzen hinaus? Man sollte es fast meinen, denn auch die Mediciner, deren Studium nicht so an den bestimmten Staat sich anschließt, differiren für alle 28 deutschen Universitäten etwas mehr, 160:100, als für die 10 preußischen = 155:100. Schon seßhafter sind die Theologen, denn innerhalb Preußens suchen sie mehr die alten Professoren auf als in ganz Deutschland, und endlich ist der Zug zu den bejahrten Herren bei den Juristen innerhalb Preußens viel größer als über alle 28 Universitäten deutscher Zunge. Die ganze Altersfrage müßte man einmal statistisch in Beziehung setzen zum Austausch der Professoren wie der Studenten, von Universität zu Universität, wenn uns das statistische Material vorläge. Unsere Zahlen regen mehr Fragen an, als man beantworten kann.

Wir wollen uns hier mit diesen wenigen Andeutungen genügen lassen, zumal das Material noch ein nothdürftiges ist. Es sind nicht einmal von allen Professoren Angaben über das Geburtsjahr im Mushacke vorhanden, und wir

bitten darum die Herren Collegen namentlich in Prag, Wien, Bern, Basel und Gießen, sie möchten die kleine Mühe nicht scheuen, bei erneuten Anfragen von Mushacke die paar gestellten Fragen richtig zu beantworten; diesen Herrn aber ersuchen wir, die Fragen zu stellen, wie lange jeder Docent schon an der betreffenden Universität docirt, sowie, wann und wo derselbe früher docirt habe und wo derselbe geboren ist. Ebenso wäre es wünschenswerth, daß jede Universität genaue Angaben über die Staatsangehörigkeit aller Studirenden machte. Wir kommen vielleicht später einmal auf die Erfordernisse einer guten Universitätsstatistik zurück.

Dorpat im December 1871. Dr. E. Laspeyres.

Bemerkung der Redaction. — Wir haben diesen statistisch lehrreichen Artikel aus der Feder eines namhaften Nationalökonomen ohne Anstand aufgenommen, weil das darin enthaltene Material allerwärts zur Behandlung einer ernsten Culturfrage willkommen sein wird. Mit seiner practischen Tendenz auf ein durchweg liberales Pensionsgesetz für unsere verdientesten Veteranen, die der deutschen Wissenschaft, denen bisher keine „Dotation" für ein Lebelang unausgesetzter Sommer- und Winterfeldzüge des Geistes zutheil ward, sind wir durchaus einverstanden; nicht so mit der allgemeinen Supposition, die doch wohl auch erst statistischer Erweise bedürfte, als sei — ohne Unterschied der Disciplin! — höheres Alter der Professoren mit unwissenschaftlicher Erstarrung ihrer Lehre gleichbedeutend. In den römischen Gassenruf: „Herunter vom Steg mit den Sechzigern!", der zuerst in der Nationalzeitung erhoben worden, stimmen diese Blätter nicht ein.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vom preußischen Landtag. Aus Berlin. — Es muß den Mitgliedern des Reichstags, die zugleich preußische Abgeordnete sind, doch eigenthümlich zu Muthe gewesen sein, wenn sie, zumal in den wenigen Tagen gleichzeitigen Arbeitens beider Körperschaften, aus dem provisorischen Sitzungsgebäude, welches die Energie des Reichskanzlers für den Reichstag in so überraschend kurzer Zeit bereitgestellt, in das — wie soll man ohne zu schmeicheln sagen? — Lokal am Dönhofsplatze eintraten, über welches die Klagen ebenso alt als begründet, und ebenso begründet als, wie es scheint, ohne Aussicht auf baldige Abhilfe sind. Es bedurfte des gleichzeitigen acuten Hervortretens einiger besonders unerträglichen Uebelstände: des eisigen Zugs

um die Beine der in der Mitte Sitzenden und des Herabträufelns von Schneewasser von dem schadhaft gewordenen Glasdache auf die im eigentlichen Wortsinne kaltgesetzten Landboten wahrlich nicht, um es jenen Herren so handgreiflich als möglich zu machen, daß mit gedachter Uebersiedelung so etwas wie eine capitis diminutio, wenn auch meinetwegen nur eine minima, sich an ihnen vollzog. An sich ist gewiß nichts dagegen einzuwenden, wenn auch durch äußerliche Vorkehrungen Sorge getragen wird, daß die höhere Würde und Wichtigkeit der Reichsvertretung Jedermann in die Augen springt; und wenn unsere süddeutschen „Brüder im Reich" über die Minderung an Einfluß auf den Gang der öffentlichen Dinge, welche ihre Kammern durch das Reich erfahren haben, sich damit trösten können, daß auch der preußische Landtag dem Reich gegenüber staatsrechtlich nicht mehr zu bedeuten hat, als jede andere auch kleinste deutsche Kammer, so wollen wir uns darüber, wie über Alles, was immer dem Reich auch nur von Weitem förderlich sein kann, von Herzen freuen. Diese Würdigung ist indessen doch nur staatsrechtlich richtig. Wie die thatsächlichen Verhältnisse liegen, hat der preußische Landtag noch eine Reihe wichtigster Arbeiten vor sich, deren Ergebniß bei der relativen Größe des führenden Staates Preußen auch für das Reich von der allertiefgreifendsten Bedeutung werden muß. Wie sich die innere Verwaltung in Preußen gestalten wird, namentlich ob und wie das Princip der Selbstverwaltung, lange genug in Wort und Schrift gepriesen und gefordert, nicht etwa blos in Gesetze und Institutionen, sondern in warmes, pflichtbewußtes, öffentliches Leben sich umsetzen wird; ob es Preußen gelingen wird, in Sachen des öffentlichen Unterrichts wieder, wie ehedem, an der Spitze Deutschlands zu marschiren (denn diesen Vergleich muß Preußen einmal wieder aushalten können; die Vergleichung mit außerdeutschen Ländern, immer noch im Ganzen schmeichelhaft genug, hat die preußische Schulverwaltung nur zu lange auf alten Lorbeeren ausruhen lassen); ob endlich, von Staat und Kirche ganz zu schweigen, eine Steuerreform zu Stande kommen wird, welche die Lasten gerechter vertheilt und zugleich den immer wachsenden Bedürfnissen des Staats Genüge zu thun vermag: das Alles ist auch für das Reich von der eminentesten Wichtigkeit, selbst dann noch, wenn man davon absieht, daß mit befriedigender Erledigung dieser Aufgaben ein gutes Stück socialer Frage — soweit diese überhaupt vom Staate zu lösen ist — gelöst sein wird. Von diesem Gesichtspunkte aus wird ein periodischer Bericht aus dem preußischen Landtag in diesen Blättern, wenn sie auch zunächst dem Reich nach Titel und Inhalt gewidmet sind, wohl einen Platz finden dürfen.

Obgleich nun der erste dieser Berichte fünf Wochen nach der Eröffnung des Landtags geschrieben wird, so darf gleichwohl der Berichterstatter, ohne

leichtfertig zu sein, sich und seinen Lesern sagen: es sei dadurch eben noch nicht viel versäumt. Das ist, zumal wenn man die frühere Thätigkeit des Reichstages zur Vergleichung heranzieht, nicht besonders erfreulich, aber es ist wahr. Meines Bedünkens lohnt es auch kaum, das bisher Geschehene zu recapituliren. Nur Eins möchte ich aus der an frommen Wünschen überreichen Rede Lasker's zur Generaldebatte über den Etat mit rühmender Anerkennung hervorheben: die warmen und energischen Worte, mit welchen er unverweilte Abstellung des völlig ungerechten Zustands verlangte, in welchem die weniger gut situirten Steuerzahler, namentlich die kleinen Gewerbetreibenden und die kleinen Landwirthe, in Folge der gegenwärtigen Veranlagung der klassificirten Einkommensteuer sich befinden. Es ist das ein Punkt, um dessentwillen die Magnetnadel des hergebracht-correcten Liberalismus, wenn ich nicht sehr irre, eine starke Declination aufweist. Hoffen wir aber, daß das gute Wort aus dem Hause bei Camphausen eine gute Stelle gefunden haben werde; es wäre dies nicht das erste Mal. Außerdem wollen wir nicht unerwähnt lassen, wie aller menschlichen Berechnung nach die Stellung des Hrn. v. Mühler durch die bekannte, hinlänglich unbedeutende Broschüre des Fortschrittsmannes Parisius wieder wesentlich befestigt worden ist; der Humor an der Sache ist, daß schließlich beide genannte Herren bei dem Vorfall ein gutes Geschäft machen.

Für die nächsten Tage nach dem Wiederbeginn der Sitzungen darf man gespannt sein auf die Fortsetzung der Verhandlungen über den Etat des Ministeriums des Innern, soweit dabei die Berliner Verhältnisse zur Sprache kommen werden. Es ist dringend zu wünschen, daß der Gedanke des trefflichen Aufsatzes in No. 49 des vorigen Jahrgangs dieser Blätter, diesen Theil des Etats in geheimer Sitzung zu behandeln, von dem Präsidenten oder von der nach der Geschäftsordnung erforderlichen Anzahl von Mitgliedern — zehn genügen — auf- und von dem Hause angenommen werde. Andernfalls ist eine auf den Grund der Dinge gehende Debatte nicht zu erwarten. Mit dem Debattiren allein ist's freilich nicht gethan; aber mit der bloßen Bewilligung erhöhter Mittel für polizeiliche Zwecke wahrhaftig auch nicht: vor Allem thut Erkenntniß der Ursachen des Uebels noth, und dann wird man sich wohl auch fragen müssen, ob von den gegenwärtigen Leitern dieser Angelegenheiten ein gründliches Durchgreifen zu erwarten steht. Eine weitere interessante und bewegte Debatte stellt derjenige Mittwoch in Aussicht, an welchem der Reichensperger'sche Antrag zur Verhandlung kommen wird. Derselbe ist insofern klug genug abgefaßt, als er die Herrschaftsinteressen des Clerus, in specie des Episkopats mit den Interessen der Gewissensfreiheit zugleich vertritt; die ersten, indem er Absetzung des excommunicirten Dr. Wollmann verlangt, die letzteren, indem er die Verfügung aufgehoben

wissen will, welche den infallibilistischen Eltern nur die Wahl läßt, ihre Kinder in den von Dr. Wollmann ertheilten Religionsunterricht zu schicken oder vom Gymnasium zu Braunsberg wegzunehmen. Die Verbindung beider ist übrigens — und ich will dies bei der Geschicklichkeit des Antragstellers bereitwillig a conto seiner Ehrlichkeit schreiben — so durchsichtig und so leicht zu trennen, daß es unverantwortlich wäre, die Trennung nicht zu vollziehen, und dies bei der Behandlung in einer auch dem blödesten Auge erkennbaren Weise hervortreten zu lassen. Bei Leuten, wie jenem Leitartikler der „Germania", welcher in der sogenannten Gefangenhaltung des Papstes eine Unterdrückung der katholischen Gewissen sieht, wird freilich auch das nicht verfangen: aber nichts desto weniger: suum cuique!

Die neue Kreisordnung, von dem Minister des Innern in der letzten Sitzung des Abgeordnetenhauses vor den Weihnachtsferien eingebracht, liegt nun nebst Motiven, der Vorlage von 1869 und deren Anlagen, sowie den von dem Abgeordnetenhause damals beschlossenen Abänderungen gedruckt vor. Es wird wohl Commissionsberathung beschlossen werden; darum von ihr ein andermal.

Das Herrenhaus — nun ja! Mich dünkt, es gilt von allen ersten Kammern, und von der preußischen ganz besonders, was man von den Frauen sagt: sie sind um so besser, je weniger man von ihnen reden hört. Nach diesem Maßstab kann man vorerst über das Herrenhaus in dieser Session nicht klagen. Ich fürchte aber sehr, das Herrenhaus wird diesen Winter noch ganz bedeutend von sich reden machen.

Staats-Fortschritte in Bremen. Von der Weser. — Der Präsident der Hamburger Bürgerschaft, Obergerichtsrath Dr. Baumeister, hat das Geschäftsjahr 1871 mit einer das Verhalten des Senats zur Bürgerschaft und namentlich die Verzögerung seiner Bescheide scharf kritisirenden Rede geschlossen, — der Präsident der Bremer Bürgerschaft dagegen, Notar Dr. Meinertzhagen, das Geschäftsjahr 1872 begonnen, indem er das gute Verhältniß zum Senat pries und diesem dafür Anerkennung ausdrückte. Vermöge der repräsentativen Stellung der beiden Sprecher wird man darin mindestens ebenso sehr, wie ihre persönliche Ansicht, die Stimmung der von ihnen geleiteten Körperschaft erblicken dürfen. Die beiden Auslassungen sind mithin charakteristisch für die Beziehungen der Volksvertretung zur Regierung in den größeren beiden Hansestädten. Auch in Bremen hat es während des Verlaufs des vorigen Jahres nicht an einzelnen wichtigeren Meinungsverschiedenheiten und selbst Mißstimmungen gefehlt, aber am Silvestertage konnten sie mit den Vorgängen, welche sie veranlaßt hatten, zur Vergangenheit geschrieben werden.

Gleichzeitig sind in dem nun vergangenen Jahre für Bremen gewisse Grundlagen zu einer frischeren und fruchtbareren Zukunfts-Entwicklung gelegt worden, wenn auch ohne viel Geräusch. Der Senat hat seine

Geschäftsordnung verbessert. Was kann daran liegen? wird der nicht ganz eingeweihte Leser fragen. Er würde freilich nicht leicht errathen, welches veraltete, widersinnige Verfahren, auf längst überwundene Zustände und Anschauungen begründet, bei den Verhandlungen und Abstimmungen im Schoße der Regierungsbehörde des fortschrittsfreudigen Bremens noch bestand. Bis in den vorigen Herbst hinein pflegte der präsidirende Bürgermeister erst der Reihe nach sämmtliche Verhandlungsgegenstände in ihrer geschäftlichen Lage vorzuführen, bevor über einen derselben abgestimmt wurde; und am Schlusse der Sitzung fand dann wiederum der Reihe nach die Abstimmung über alle statt, diese aber so, daß ohne voraufgehende eigentliche, freie Verhandlung die Mitglieder in der Reihenfolge des Sitzens ihre Voten abgaben. Um hieraus nicht ein ganz unerträgliches Vorrecht und Uebergewicht einzelner, namentlich der älteren Senatoren hervorgehen zu lassen, wurden von Zeit zu Zeit die Plätze neu vertheilt. Das half aber natürlich dem schreienden Uebelstande nicht ab, daß die zuletzt befragten Senats-Mitglieder mit noch so guten Gründen keinen Einfluß mehr auf das Schicksal der Abstimmung auszuüben vermochten. Sie wurden in streitigen Fragen durch eine schon erklärte Mehrheit oft so gut wie präcludirt. Die Güte der Beschlüsse mußte nicht selten von dem Zufall abhangen, ob die unterrichteten, in höherem Grade urtheilsberechtigten Senatoren rechts oder links vom Präsidenten saßen. Es bedarf keines Nachweises, wie sehr die Ersetzung dieser vorsündfluthlichen Ordnung durch eine zeitgemäße den Producten der Senats-Sitzungen zu statten kommen muß.

Es ist denn vielleicht auch nicht ohne Zusammenhang mit dieser Verbesserung des inneren Verfahrens, daß der Senat seitdem die ihm zu sehr abhanden gekommene politische Initiative im Verkehr mit der Bürgerschaft einigermaßen wieder an sich genommen hat. Bis dahin war es seine leidige Gewohnheit, die Berichte der gemischten Deputationen, berathenden wie verwaltenden, mit Vorbehalt seiner Meinung an die Bürgerschaft gehen zu lassen, damit diese zuerst votire. Das war allerdings recht bequem, aber es wälzte die Last des ersten Ausspruchs auf diejenige Körperschaft ab, welche der Regel nach unfähiger sein mußte sie zu tragen, und raubte dem Senat nothwendig Autorität und Einfluß. Welche Regierung sonst als diese vor Verantwortung allzu scheugewordene republikanische hätte sich's nehmen lassen mögen, in auftauchenden Staats-Fragen für gewöhnlich das erste Wort zu sprechen, damit die zu ihrer Controle eingesetzte Volks-Repräsentation ihr entweder einfach beifalle oder die Gefahr des Widerspruchs auf sich nehme? Der Bremer Senat drehte die Rollen um und übernahm seinerseits das Geschäft der entweder zustimmenden oder widersprechenden Opposition; — oder wenn man lieber will, er spielte neben der Bürgerschaft als dem Abgeordnetenhause das bald frondirende, bald nichtssagende Herrenhaus, während die Regierung sich in soviele zersplitterte Einheiten auflöste als Deputationen da waren, und deren waren bisher unbillig viel! Das Interesse der Sache wird für gewöhnliche Fälle durchaus erheischen, daß der Senat sich über Vorschläge, welche aus einer gemischten commissarischen Berathung oder Verwaltung hervorgehen, zuerst entscheide, denn sein ist das Handeln und Sache der Bürgerschaft im wesentlichen nur das Controliren, seine Mitglieder widmen sich dem Staate ganz (bis auf ein Stückchen von der Zeit der

kaufmännischen Senatoren) und die Bürgerschafts-Mitglieder größtentheils nur mit der kleineren Hälfte ihrer Zeit und Kraft, er beräth außerdem im Schutze des Geheimnisses und die Bürgerschaft öffentlich. Man muß sich daher freuen, daß der Senat Miene macht, das verschobene Verhältniß wieder umzukehren, wie er das insbesondere ganz neuerlich bei einer höchst wichtigen Gelegenheit gezeigt hat, als es sich darum handelte, auch seine eigene Amtsthätigkeit theilweise an das wohlthätige, rein und kräftig erhaltende Licht der Oeffentlichkeit zu rücken.

Unter allen bekannten constitutionellen Staaten ist Bremen der einzige, in dem die Regierung mit der Volksvertretung noch ausschließlich auf schriftlichem Wege verkehrt. Getrennt berathen der Senat und die Bürgerschaft auch in den anderen beiden Hansestädten und ebenso z. B. der Magistrat und die Stadtverordneten-Versammlung in Berlin: aber dann werden wenigstens aus der regierenden und verwaltenden Körperschaft in die Sitzungen der controlirenden Körperschaft Commissare geschickt, um Mund und Ohren aufzuthun. In Lübeck besteht diese Absendung von Commissaren obligatorisch, und hat sich vollkommen und vorzüglich bewährt; in Hamburg ist sie nur facultativ und läßt zu wünschen übrig, was übrigens mit dem ganzen noch nicht sehr befriedigenden Verhältniß des Senats zur Bürgerschaft zusammenhängt. Endlich will nun auch Bremen sich diese allgemeine Welt-Praxis aneignen. Aber nicht ohne einiges Zittern und Zagen auf jeder Seite, das lebhaft an die beiden Gespensterseher erinnert, welche bei nächtlicher Weile sich gegenseitig in tödtliche Angst versetzen, bis der Eine dem Anderen in die verstörten wohlbekannten Züge leuchtet. Zwischen den Senatoren und den Bürgerschafts-Mitgliedern ist in Bremen weder gesellschaftlich noch politisch eine Kluft ausgespannt, welche sie in Unkenntniß von einander erhielte; sondern so ziemlich kennt Jedermann in der einen Körperschaft Jedermann in der anderen persönlich, Tag für Tag sitzen sie bei Dutzenden mit einander in den verschiedenen Deputationen, sehen sich an der Börse oder im Club oder in geselligen Zirkeln und auf Familientagen, und kurz, es gibt außer allenfalls Lübeck oder einem Schweizer Canton schwerlich eine größere Stadt, wo Regierer und Volksvertreter einander so nahe ständen, geschweige denn einen Staat. Wie man da besorgen kann, daß die Absendung von Senats-Commissaren zur Bürgerschafts-Sitzung sachliche, objective Unzuträglichkeiten nach sich ziehen könne, begreift kein Außenstehender. Hat doch auch anderswo nie Jemand wegen irgend einer etwa einmal entstandenen Unzuträglichkeit geurtheilt, das schriftliche Verfahren müsse wieder hergestellt werden! Anders natürlich steht es um die subjective Abneigung mancher Senats-Mitglieder, dieses neue Element tonangebenden Einflusses in die Verhandlungen ihrer Körperschaft eindringen zu sehen oder wohl am Ende gar selbst noch auf ihre alten Tage den Sprechminister spielen zu sollen, — sowie um die weniger gut begründete Scheu einzelner bisher entweder besonders mächtiger, oder besonders redefertiger Bürgerschafts-Mitglieder, mit sattelfesten Senats-Commissaren, zumal technischen, einen schweren Stand zu bekommen. Das sind individuelle Sorgen, vor denen der Staatswagen nicht stillestehen darf, wenn er überhaupt in zuträglicher Bewegung bleiben soll.

Senat und Bürgerschaft haben sich zunächst für facultative commissa-

rische Vertretung entschieden: es soll in jedem einzelnen Fall von einer Verständigung zwischen der ersteren und dem geschäftsleitenden Ausschuß der Bürgerschaft, Bürger-Amt genannt, abhangen, ob mündlich verhandelt werden soll. Nicht allein Senatoren, auch technische Beamte und überhaupt alle anderen Leute außer Bürgerschafts-Mitgliedern können zur Vertretung des Senats vor der Bürgerschaft ausersehen werden. Man hätte sich wohl gleich herzhafter Weise für regelmäßigen und ständigen mündlichen Verkehr entschieden, wären die verschiedenen Erfahrungen Hamburgs und Lübecks zuverlässiger und erschöpfender bekannt gewesen. Allein die Bürgerschafts-Verhandlung ergab eine befremdende Unkenntniß, so als ob die beiden Schwesterstädte am anderen Ende der Welt lägen, oder als ob es sich um Zustände aus der Zeit der alten Hansa handelte. Immerhin haben Senat und Bürger-Amt es in der Hand, die Absendung von Commissaren zur zunehmend ausnahmsloseren Regel zu machen; und auf die Dauer wird darauf mit ziemlicher Zuversicht zu rechnen sein.

Denn in den Senat, das läßt sich nicht verkennen, ist seit dem Franzosenkriege allmählich ein neuer Geist gefahren. Die frühere Unsicherheit über das Geschick der Einzelstaaten lastet nicht mehr lähmend auf der Reformlust; im verjüngten Vaterlande wünscht man auch das heimische Gemeinwesen nicht allzu sehr veralten und erstarren zu sehen; die zurückhaltenden älteren Elemente sterben theils aus, theils ziehen sie sich freiwillig in einen wohlverdienten Ruhestand zurück, theils endlich verlieren sie das Uebergewicht, welches sie früher besaßen. Ein Mann von Otto Gildemeister's eminenter politischer Urtheilskraft und Fähigkeit präsidirender Bürgermeister für 1872, jüngster Senator aber (wenigstens bis zu der Wahl eines noch jüngeren am 9. Januar) der mit dem eisernen Kreuze vom Kriege heimgekehrte eifrige und energische Albert Gröning — das ist eine Gutes verkündende Constellation, zumal noch mancher andere tüchtige Mann zwischen ihnen mitteninne sitzt. Es lag ja auch bisher schon nicht an mangelnden Kräften, sondern an schlechter Organisation und Praxis, daß die Maschine so unbefriedigend arbeitete. Beide scheinen jetzt auf dem Wege gründlicher Verbesserung, sodaß das neue Jahr auf die stilleren Vorbereitungen des alten ohne Zweifel erfreuliche praktische Ergebnisse folgen lassen wird. Dazu wirkt die Aussicht auf wichtige neue Eisenbahnen und Strom-Verbesserungen belebend mit. Wenn die Bürgerschaft aber durch des Senats nachgerade wiedererwachte, unentbehrliche Initiative in einen etwas beschränkteren Antheil an der Entscheidung mancher Fragen zurückgedrängt werden sollte, so wird sie darin hoffentlich die Aufforderung sehen, alles Ernstes zu erwägen, ob nicht auch in ihrem Falle die Hälfte mehr sein oder gelten würde als das Ganze, nämlich eine auf die Hälfte oder ein Drittel zurückgeführte Mitgliederzahl. Unter fünfzig Theilnehmern fällt auf jeden Einzelnen zwar mehr Verantwortlichkeiten als unter hundertundfünfzig, aber auch mehr Ehre und wirkliche Macht.

Die Absichten und Aussichten unserer „Patrioten". Aus München. — Die große „patriotische" Kammeraction hat zwar noch nicht begonnen, aber schon die einleitenden Scharmützel hatten die ganze Erbitterung unserer Clerikalpolitiker gezeigt. Bei jeder Gelegenheit werden in die einfachsten

Fachangelegenheiten die kirchlichen und politischen Fragen hineingezogen: bei dem Heimathgesetz protestirt Xaver von Hafenbrädl gegen die Freizügigkeit im deutschen Reiche, welche Baiern mit preußischem Gesindel anfüllt, und lamentirt Hauck darüber, daß die baierischen Landstreicher so gerne rechtsmainische Landstreicherinnen heirathen, bei den Rechnungsnachweisen der Postverwaltung spottet Alois von Hafenbrädl über die Minister, welche lange theologische Reden gegen die kirchliche Unfehlbarkeit halten und dabei durch Rechenfehler von 1 fl. oder 1 kr. ihre Unfähigkeit zur Behauptung der weltlichen Unfehlbarkeit in Ziffernfragen nachweisen, bei der Regierungsvorlage über eine Remuneration der Eisenbahnbeamten für ihre ausgezeichneten Leistungen im letzten Kriege perorirt Pfarrer Rußwurm, Intimus und Nacheiferer des verstorbenen P. Greil, über den Zusatzartikel zum deutschen Strafgesetz und die vom Darmstädter Protestantentag organisirte Jesuitenhetze als die einzige Belohnung der deutschpatriotischen Haltung von Clerus und Orden während des Krieges, und bei dem Antrag G. F. Kolb auf Anregung einer Aufhebung der Salzsteuer beim Bundesrathe gibt der Weltgeistliche Dr. Daller der Regierung den höhnischen Rath, von ihrem vielgerühmten und noch nirgends zu Tage getretenen außerordentlichen Einfluß auf die Reichsangelegenheiten einmal einen praktischen Beweis beizubringen. Die Haltung des Ministeriums gegenüber diesen beständigen Reizungen war lange eine passive, erst in der Sitzung vom 4. Januar zeigte Graf Hegnenberg durch die beißende Replik, er habe große Neigung, auf diese Angriffe zu antworten, fürchte aber vom Präsidentenstuhle aus an die Tagesordnung erinnert zu werden, die alte Meisterschaft in kaustischen Wendungen, die ihn einst als Kammerpräsidenten so gefürchtet machte. Herr v. Lutz war seit der Debatte über die geschäftliche Behandlung des Schüttinger-Barth'schen „Initiativantrages" nicht in der Kammer anwesend, ein Umstand, der zu grundlosen Gerüchten über eine zwischen ihm und dem Grafen Hegnenberg eingetretene Spannung Veranlassung gab. Diese burlesken Episoden der letzten Kammersitzungen machten den Aufenthalt auf der Zuschauertribüne des Abgeordnetenhauses zu einem äußerst amüsanten, bei ernsterem Nachdenken muß sich ihr Eindruck aber zu einem höchst ernsthaften gestalten. Abgesehen von der mit solchen Allotrien vertrödelten, in mehr als einer Hinsicht kostbaren Zeit, haben diese Vorgänge die nachtheilige Wirkung, auf dem Lande, wo nur „patriotische" Parteiorgane gelesen werden, die Vorstellung von einer durchaus nicht vorhandenen parlamentarischen Ueberlegenheit der „Patrioten" zu erwecken und dadurch der bereits einreißenden Muthlosigkeit der „patriotischen" Wählerschaft Einhalt zu thun. Vermuthlich zu diesem Ende sind sie von Jörg, der in solchen kleinen Actionen mehr Geschick zeigt als bei politischen Entscheidungskämpfen, angeordnet worden. In der That war ein solches zeitweiliges Auskunftsmittel für die „patriotische" Kammermehrheit dringend erforderlich. Dieselbe befindet sich zwischen dem Vorwärtsdrängen ihrer Parteipresse und Heißsporne und ihrer eigenen Ueberzeugung von den schlimmen Aussichten bei einer Kammerauflösung in einer unbequemen Lage und ist genöthigt, ihr Ansehen bei der Wählerschaft mit derartigen Kunstmittelchen hinzufristen. Kaum größere Tragweite kann auch im Grunde dem famosen „Initiativantrag" selbst beigemessen werden. Die Partei will sich durch grobe und heftige Declamationen gegen das Ministerium bei

ihren Wählern wieder einigermaßen rehabilitiren und hat zu diesem Ende, wie bereits bemerkt, einen Anlaß gesucht, „Alles, aber auch gar Alles", was sie auf dem Herzen hat, herauszusagen. Denn auf praktischen Erfolg hat der „Initiativantrag" ja schon durch seine Formulirung als „Verfassungsgesetz" verzichtet. Der große Redekampf selbst steht gegen den 15. Januar zu erwarten, nachdem vorläufig am 4. d. Mts. das Referat des Appelldirectors Sedlmayr über den Antrag an die 18 Mitglieder des verstärkten Gesetzgebungsausschusses vertheilt worden ist. Dasselbe wird von den „Patrioten" mit dem äußersten Geheimniß behandelt und namentlich der Presse durchaus unzugänglich gehalten, doch versichern Leute, die es gelesen, daß es noch unbehülflicher, formloser und widersinniger ausgefallen ist, als der Schüttinger'sche Antrag selbst und daß die Juristen und Staatsmänner der Clerikalpatrioten mit dieser Arbeit keine besondere Ehre einlegen werden.

In der kirchlichen Frage sind die ultramontanen Actien augenblicklich etwas „gedrückt". Die geistvolle Rectoratsrede Döllinger's am 23. December brachte der Partei eine neue moralische Schlappe bei, welche sie vergeblich durch abfällige Urtheile über „den altersschwach gewordenen Löwen" zu vertuschen sucht. Größere praktische Tragweite besitzt ein Gesinnungsumschwung, der bei einem Theile des Landclerus eingetreten ist und von dem die hiesige Nunciatur einen ebenso unerwarteten wie unwillkommenen Beweis erlebte. Gutem Vernehmen nach wünschte dieselbe nämlich vor Monatsfrist einen Massenprotest des niederen Clerus gegen den Zusatzparagraphen zum deutschen Strafgesetz zu organisiren, ertheilte indeß sofort Gegenparole, als vorher eingezogene Stimmungsberichte das Gewagte eines solchen Vorgehens ergaben. Wie man bei dieser Gelegenheit erfuhr, warteten zahlreiche Geistliche, die sich dem Unfehlbarkeitsdogma in der ersten Ueberraschung unterworfen, nur auf eine Gelegenheit, durch Auflehnung gegen eine solche ultramontane Demonstration sich vor sich selbst und ihren früheren Gesinnungsgenossen wieder einigermaßen zu rehabilitiren. Es kommt hierbei in Betracht, daß die beiden Vorkämpfer der Infallibilität unter dem baierischen Episkopat, die Bischöfe von Regensburg und Passau, bei ihrem Diöcesanclerus durch Herrschsucht und noch nachtheiligere moralische Eigenschaften nichts weniger als beliebt sind. Auf Grund dieser Verhältnisse ist von der Nuntiatur die Ordre, jeden Anlaß zu gemeinsamer Gesinnungsäußerung der niederen Geistlichkeit sorgfältig aus dem Wege zu räumen, ausgegeben und damit nothgedrungen eine defensive Haltung eingenommen worden. Gleichzeitig macht die verhaßte altkatholische Bewegung trotz der gegentheiligen Prophezeihungen von Freund und Feind langsame aber stetige Fortschritte. Neuerdings hat sich wieder in der niederbaierischen Stadt Straubing eine stattliche altkatholische Gemeinde gebildet. Endlich hat die eigentliche ultramontane Partei nicht einmal in der Landesvertretung mehr die Majorität. Als am 20. December bei der Revision des baierischen Strafgesetzbuches durch das Reichsstrafgesetz Dr. Ruland mit gewohntem theatralischem Pathos gegen den berühmten Zusatzparagraphen zu dem letzteren moralische Verwahrung einlegte, erhoben sich mit dem greisen Universitätsbibliothekar und Doctor Theologiae nur 65 „Patrioten", sämmtliche nichtgeistliche Mitglieder der gemäßigten „Subfraction" blieben sitzen. In der Reichsrathskammer aber winkte der erste Präsident Frh. v. Stauffenberg, Oheim des bekannten Reichstagsabgeordneten,

einer bevorstehenden ähnlichen Demonstration des Erzbischofs v. Scherr einfach mit der Hand ab. Angesichts dieser Mißerfolge und Niederlagen kann man den gedrückten Gemüthern des Erzbischofs und seines Motors in der Nuntiatur, Msgr. Meglia, ihre dem Vernehmen nach bevorstehende Tröstung durch den Cardinalpurpur recht gerne gönnen.

Die Auffassung der letzten Reichstagsvorgänge in Baiern und Württemberg. Replik v. d. Isar. — Ich muß einen alten Streit in das neue Jahr hinüber führen. Ein württembergischer Publicist hat meine „reichspatriotische Klage" — ich bemerke hierbei, daß dieser Titel nicht von mir, sondern von dem Herrn Herausgeber herrührt — zum Gegenstande einer Erwiderung gemacht, in welcher die Existenz einer Verstimmung über die letzten Reichstagsvorgänge, wenigstens soweit Württemberg in Betracht kommt, entschieden bestritten wird.

Ich würde mich zu keiner Erwiderung veranlaßt gesehen und die meinen Ansichten gegentheiligen Behauptungen jenes Herrn respectirt haben, wenn derselbe sie auf Württemberg beschränkt hätte. Ueber die politischen Verhältnisse und Strömungen in diesem Lande muß ich natürlich meinem Herrn Gegner die gründlichere Kenntniß zugestehen. Ich gebe sogar zu, daß die etwas vage Datirung „aus Süddeutschland" keine glückliche war. Seit der Neugründung des deutschen Reiches ist Süddeutschland — Gottlob! — kein politischer Begriff mehr, es gibt hier nur noch das neue deutsche Reich und in dem Rahmen desselben die Einzelstaaten Baiern, Württemberg, Baden und Hessen. Hätte sich mein Herr Gegner auf die Hervorhebung dieser Punkte beschränkt, ich würde seinen Widerspruch mit „dankbarer Verschwiegenheit" haben hinnehmen müssen. Er hat dieses nicht gethan. Er bestreitet zunächst die Berechtigung zu einer Verstimmung und gibt dann nicht undeutlich zu verstehen, daß man wohl auch außerhalb Württemberg's durch die letzten Vorgänge am Reichstage im Ganzen befriedigt sei und daß meine Darstellung, auch abgesehen von der localen Begrenzung ihrer Gültigkeit, übertrieben erscheine.

Es kann nicht die Absicht dieser Zeilen sein, eingehender auf das Materielle der Frage zurückzukommen. Innerhalb der mannichfachen Schattirungen der großen deutschen Nationalpartei ist man wohl darüber einig, daß die Regierung in der Sache Recht, in der Form Unrecht hatte. Es kommt nur darauf an, wie hoch man in politischen Dingen die Form anschlagen will. Meines Erachtens schlägt mein Gegner dieselbe zu niedrig an, wenn er meint, die verstimmende Wirkung des von der Reichsregierung beliebten Vorgehens werde sich wohl auf die Kreise der persönlich betroffenen Abgeordneten beschränken und das Volk weniger berühren. Ich weiß nicht, ob in Württemberg die Wähler wirklich keinen Antheil daran nehmen, wenn die Reichsregierung dem Reichstage die wichtigste Vorlage der Session in einer Weise vorlegt, die gelinde gesagt wenigstens zur Erhöhung des moralischen und politischen Ansehens dieser parlamentarischen Körperschaft nicht dienen kann. Hier in Baiern steht die Sache jedoch anders. Die Wählerschaft fühlt sich hier mit betroffen, wenn der Reichstag, in den auch sie ihre Vertreter sendet, mit mehr kavalier- als geschaftsmäßigem Wohlwollen behandelt wird. Es wird wohl dabei bleiben, daß die Reichsregierung, durch welche interne Verhältnisse und Fluctuationen immer bestimmt, die Militärvorlage in einer

Weise eingebracht hat, als wünsche sie ihre Ablehnung. Jedenfalls war hier in Baiern die Wählerschaft wirklich verstimmt und hat von dieser ihrer Verstimmung unzweideutige Beweise gegeben. Wenn in Württemberg denjenigen Abgeordneten der Nationalpartei, die für das Pauschquantum votirt, die volle, und den übrigen, unter respectvoller Anerkennung ihrer Motive, die getheilte Zustimmung ihrer Wähler wurde, so war hier in Baiern die Sache genau umgekehrt. Wer von den nationalen Abgeordneten seiner Wählerschaft gestand, daß er aus constitutionellen Bedenken für die auch ihm am Herzen liegende Erhaltung und Stärkung der deutschen Wehrkraft in der von der Reichsregierung beliebten Form nicht habe stimmen können, fand das volle, gleichsam unwillkürliche Verständniß seiner Committenten, während gegenüber den Votanten des Pauschquantums die Wähler erst einen inneren Streit zwischen der Anhänglichkeit an erprobte Führer und unliebsameren Empfindungen durchzumachen hatten. Es muß hierbei bemerkt werden, daß in protestantischen Theilen des Königsreichs die Abgeordneten der Nationalpartei durchweg ohne Gegencandidaten gewählt worden sind und daß die politische Autorität der meisten in ihren Wahlkreisen eine langjährige und außerordentlich große ist. Dennoch ist dieselbe eingestandenermaßen bei einigen Votanten des Pauschquantums zwar nicht ernstlich in Frage gestellt, wohl aber nicht unbeträchtlich vermindert worden. Daß die betreffenden Abgeordneten trotz dieser ihnen wohlbekannten Stimmung eines Theiles ihrer Wähler für das votirten, was sie für recht und ersprießlich hielten, kann ihrem Patriotismus natürlich nur zur größten Ehre gereichen, an der Strömung innerhalb der Wählerschaft in der bezüglichen Frage wird dadurch aber nichts geändert. Ebenso steht es mit der Presse. Hat sich in Württemberg die nationale Presse über die letzten Reichstagsvorgänge gefreut und die volksparteiliche sich geärgert, so ist auch in dieser Hinsicht hier in Baiern das Gegentheil eingetreten. Bis an die Grenzen der nationalconservativen Partei war die nationale Presse von den Resultaten der letzten Reichstagssession herzlich wenig befriedigt, während die volksparteiliche Journalistik ihre volle Genugthuung über das Eintreffen eines Theiles ihre Prophezeihungen aussprach. Es scheint demnach, daß zwischen Württemberg und Baiern bezüglich der inneren Constellation in dieser Frage ein erheblicher Unterschied besteht. Indeß dürfte auch in Württemberg selbst die innere Situation in dieser Angelegenheit etwas weniger günstig sein, als mein Herr Gegner annimmt. Ich bin natürlich weit entfernt, seinen Beobachtungen gegenüber bestreiten zu wollen, daß äußere Symptome einer Verstimmung über die letzten Reichstagsvorgänge sich dort bisher nicht gezeigt haben. Aber damit ist gegen die allmähliche Anhäufung einer Mißstimmung nichts bewiesen. Württemberg ist das Land plötzlicher politischer Umschläge. Die „deutsche Partei" dieses Landes hat um die glückliche Lösung der nationalen Frage große Verdienste, sie hat in der kritischen Zeit unverzagt zum nationalen Banner gestanden, als hier bei Gelegenheit der famosen Milizagitation ein Theil der „baierischen Fortschrittspartei" bedenklich in's Wanken kam. Aber die Frage, was vielleicht aus Deutschland geworden wäre, wenn die „baierische Fortschrittspartei" im kritischen Augenblick so von allem Contakt mit der Bevölkerung abgeschnitten, kürzer gesagt, wenn sie parlamentarisch dermaßen geschlagen gewesen wäre, wie zeitweilig die „deutsche Partei" in Württemberg, scheint man sich jenseits der Iller für

die Vergangenheit wie für die Zukunft etwas zu wenig zu überlegen. Man erwidert, ein Conflikt des Reichstages mit der Reichsregierung sei nachtheiliger als eine Nachgiebigkeit in der Militärfrage. Das ist richtig. Aber noch schlimmer als eine Art Militärconflict zwischen der Reichsregierung und einem wesentlich nationalgesinnten Reichstage, der doch immer einen erträglichen Compromiß gestatten würde, wäre eine entschiedene Niederlage der Nationalpartei in Süddeutschland oder auch nur in Württemberg bei den Neuwahlen des Frühjahrs 1874. Alle fleckenlos nationale und reichsfreundliche Gesinnung der Herren Römer und Rotter würde dem Reiche und der Reichsregierung wenig nützen, wenn statt ihrer wieder die Herren Oesterlen und Ammermüller als Vertreter des württembergischen Volkes in Berlin erschienen.

Es ist natürlich nicht in meiner Absicht gewesen, mit dieser Replik den alten Streit über das Pauschquantum wieder anzuregen. Nationale Publicisten im Süden haben bessere Aufgaben, als die Vorzüge und Mängel des letzten Abkommens in der Militärfrage zum Gegenstande der Polemik zu machen und vollends diese Zeitschrift wäre dazu die am wenigsten geeignete Stelle. Als „Süddeutscher" wie als „Baier" spreche ich hier mit meinem zweiten auch mein letztes Wort in dieser Frage. Was hier bekämpft werden sollte, war nur die ebenso wohlgemeinte wie nachtheilige Bestärkung in jenen optimistischen Anschauungen bezüglich der politischen Stimmung im Süden, denen man in Berlin schon ohnehin mehr als nöthig nachzuhängen scheint.

Vom württembergischen Landtag. Aus Stuttgart. — Die gegenwärtige Session des württemberg. Landtags schloß sich unmittelbar an die des deutschen Reichstags, ja sie war angesichts der dringlichen Aufgaben, die noch vor Neujahr zu erledigen waren, schon einige Tage vor dem Schluß des Reichstags eröffnet worden. Dieser Umstand erinnerte lebhaft daran, daß die Landtage der Einzelstaaten in Zukunft in die parlamentarischen Einrichtungen des Reichs sich zu schicken haben. Und zwar nicht blos in dem Sinne, daß das gleichzeitige Tagen der Reichsversammlung und der Einzelkammern so viel möglich ganz zu vermeiden ist; dies versteht sich ohnehin von selbst. Sondern auch innerhalb der Zeiträume, welche den Einzelkammern noch übrig bleiben, ist ihnen anzurathen, daß sie sich haushälterischer einrichten, als sie es bis dahin gewohnt waren. Schon jetzt sehen wir voraus, daß unser Landtag, der dem Reichstag auf dem Fuße folgte, bis zu der Zeit versammelt sein wird, da wieder eine Session des Reichstags an ihn sich reiht, und es kann doch in Niemandes Interesse liegen, daß diese parlamentarische Perlenschnur sich mit mehr oder weniger Grazie in infinitum fortsetze. Bisher trat unser Landtag jeweils mit dem angenehmen Bewußtsein zusammen, eine unabsehbare Reihe von Monaten vor sich zu haben, die es auf die behaglichste Weise auszufüllen galt. Daher denn nicht blos die übergründliche Art, mit welcher man die Geschäfte zu erledigen beflissen war, sondern auch die reichliche Muße, die man auf Dinge verwenden konnte, welche streng genommen wenig mit diesen Geschäften zu thun hatten. Warum sollte man sich nicht zur Abwechslung das Vergnügen von allerlei politischen Excursen vergönnen, wenn man doch Zeit im Ueberfluß dazu hatte! Es wäre indessen unbillig, diese Gewohnheit einzig darauf zurückzuführen, daß die Abgeordneten für ihre Mühewaltung die Entschädigung nicht entbehren, die den

Mitgliedern des Reichstags zum Verdruß der Fortschrittspartei versagt ist. Vielmehr eine ehrwürdige Ueberlieferung aus den Zeiten der Väter heiligt die Bräuche unseres Parlamentarismus, und diese haben in der Geschäftsordnung ihren für alle Zeiten unabänderlichen Codex erhalten, damit, wie der Hofschulze im Münchhausen sich ausdrückt, alles „nach der Manier" geschehe. Wer aber in der Treue gegen diese Bräuche auferzogen ist, kann nur mit unverholener Geringschätzung auf die regellose, tumultuarische Gesetzmacherei blicken, wie sie von gewissen anderen Versammlungen betrieben wird, die freilich nur jugendliche Emporkömmlinge sind gegenüber dem alten Adel und den lückenlosen Traditionen bis in das 15. Jahrhundert hinauf, auf welche sich der württembergische Landtag berufen kann.

Um den Geschäftsgang unserer Kammer in leichtere, frischere Formen zu bringen, wäre vor Allem eine Revision gedachter Geschäftsordnung vonnöthen. Gesprochen ist von dieser unabweisbaren Reform auch schon viel, aber gethan um so weniger. Schon vor geraumer Zeit hat der Abg. Elben einen detaillirten Antrag in dieser Richtung gestellt, wobei ihm die im Reichstag gemachten Studien und Erfahrungen zu statten kamen; sein Hauptabsehen ging dahin, den Schwerpunkt der Verhandlungen aus dem unermeßlichen Abgrund der ständigen Commissionen herauszuretten und in das Plenum des Hauses zu verlegen. Allein unglücklicherweise ist dieser Antrag nun selbst dem unerbittlichen Schlund einer Commission verfallen, welche nicht im geringsten gewillt scheint, ein Anliegen freundlich zu fördern, das aus unverkennbarer Feindschaft gegen das Treiben der Commissionen überhaupt entsprungen ist. Mit einer Art von Hohn hält die Commission ihr armes Opfer fest, und wer weiß, wie dasselbe zugerichtet sein wird, wenn es ihm dereinst vergönnt ist, dem mütterlichen Schooße zu entsteigen.

Inzwischen scheint die Kammer auf eine Aenderung keineswegs erpicht zu sein, in Geduld wartet sie die Ergebnisse der Commissionsverhandlungen ab, von denen man noch nicht gehört hat, daß sie schon begonnen hätten, und gibt sich mittlerweile in dem allgewohnten Tempo ihren Geschäften hin. Nur in den letzten Wochen des alten Jahres wollten wohlwollende Beobachter eine etwas lebhaftere und fast beschleunigte Thätigkeit wahrnehmen. Vor Jahresschluß war nicht nur die übliche provisorische Steuerverlängerung zu bewilligen, diesmal unwiderruflich zum allerletztenmal bis Ende Februar; sondern es waren auch zuvor noch die beiden Gesetzentwürfe zu erledigen, betreffend die durch die Einführung des deutschen Strafgesetzbuchs nöthig gewordenen Abänderungen des Landesstrafrechts und des Polizeistrafrechts. Die Regierung hatte sich, was das Polizeistrafrecht betrifft, nicht darauf beschränkt, nur die vom 1. Januar an durch das Strafgesetzbuch veranlaßten Aenderungen in ihrem Entwurf aufzuführen und die nöthigen Uebergangsbestimmungen zu treffen, sondern um einem schon zuvor zu bedenklicher Verwirrung gediehenen Zustand ein Ende zu machen, ergriff sie diesen Anlaß, wie solches auch in Baiern und Hessen geschehen ist, um sämmtliche noch in Kraft bestehende, in verschiedenen Gesetzen zerstreute polizeiliche Vorschriften zusammenzustellen und so eine Codification des ganzen Polizeistrafrechts herbeizuführen. Obwohl indessen der Entwurf somit keine neue gesetzgeberische Arbeit, sondern eine bloße Zusammenstellung des bestehenden Rechts war, gönnte sich die Kammer immerhin fünf Sitzungen zu dessen Erledigung, so daß die Kammer

der Standesherren, wie allerdings gewöhnlich, kaum noch die Zeit fand, vor den erwünschten Ferien gleichfalls ihr Siegel darauf zu drücken.

Seit den Ferien aber ist es die neue Bauordnung, ein schon seit Jahren von Session zu Session unerledigt weitergeschleppter Gegenstand, der die Kammer beschäftigt und ihre Redelust fast noch mehr zu reizen scheint als das Polizeistrafgesetz, das, so verführerisch auch seine verschiedenartigen Materien waren, doch vor einem unerbittlichen Termine im Regierungsblatt erscheinen mußte. Für auswärtige Leser mag es nur ein geringes Interesse haben, zu wissen, welche Vorschriften künftig beim Bau eines normalen schwäbischen Wohnhauses oder auch einer Scheune, einer Stallung zu beobachten sind, wie das Gesetz dem Streit feindseliger Nachbarn vorzubeugen beflissen ist, wie es für die Richtung der Dachrinnen, für die Abgüsse aus der Küche das Zweckmäßige vorzusehen weiß; es genüge zu wissen, daß dasselbe gleicherweise für die Anforderungen der Solidität und des Anstands, des schönen Geschmacks und der leiblichen Wohlfahrt zu sorgen versteht. Daß in dieser gründlichen Debatte gewisse unaussprechliche Localitäten gleichfalls nicht unerörtert blieben, war fast ebenso unvermeidlich als es diese Localitäten selbst sind. Und wir würden diesen Gegenstand nicht berühren, wenn er nicht dem Abgeordneten Oesterlen zu allgemeiner Ueberraschung Gelegenheit gegeben hätte, sich auch bei dieser Debatte wieder einmal zum Ritter der bedrohten württembergischen Landesverfassung aufzuwerfen. Ein Artikel des fraglichen Gesetzes, welcher vorschreibt, daß unter Umständen die Hauseigenthümer sich die zwangsweise Entfernung des Inhalts obengedachter Localitäten gefallen lassen müßten, war bereits arglos von der Kammer votirt, als Oesterlen plötzlich auf die Gefahr aufmerksam machte, in welche die Landesverfassung durch diesen Artikel gerathe. Derselbe enthalte nämlich nichts geringeres als eine Verfassungsänderung, sofern die magna charta von 1819 jedem Bürger das freie Eigenthumsrecht garantire, und es müsse also mindestens feierlich constatirt werden, daß zwei Drittel der Stimmen, wie für solchen Fall vorgeschrieben steht, sich für die Verfassungsänderung ausgesprochen hätten. Die Kammer gerieth über die Gefahr einer angeblichen Verfassungsverletzung dermaßen in Schrecken, daß sie, ohne sich erst zu fragen, ob eine solche wirklich vorliege, sofort ihren Leichtsinn verbesserte und den Artikel einer zweiten, diesmal feierlichen und namentlichen Abstimmung unterzog. Damit war denn das constitutionelle Gewissen des Herrn Oesterlen beruhigt, welcher denken mochte, daß man in so schlimmen Zeiten, da die Landesverfassungen vor den Uebergriffen des Reichs keinen Augenblick sicher sind, in gerechter Vorsicht auch scheinbar kleinen Formalitäten die gebührende Beachtung nicht versagen dürfe. Hätte doch sonst der Gegenstand leicht zu einem Präjudiz gegen die württembergischen Reservatrechte ausgedeutet werden können!

Was aber den Antrag von Oesterlen und Probst zum Schutz eben dieser Reservatrechte betrifft, so schlummert er zur Zeit gleichfalls noch im Schooß der staatsrechtlichen Commission. Doch soll der Bericht in Kurzem das Tageslicht erblicken, und es kann nur erwünscht sein, wenn in Bälde die öffentliche Erörterung dieser Streitfrage stattfindet, von der man die Verbreitung klarerer Begriffe über das neue deutsche Staatsrecht erhoffen darf. Die Minister haben sich, wie man sagt, bereits über die Frage endgiltig schlüssig gemacht, und die Entscheidung ist selbstverständlich in demselben

Sinn ausgefallen, in welchem Herr Mittnacht schon im Reichstag sich ausgesprochen hat. Es ist dies um so interessanter, als zur Zeit des Abschlusses der Verträge die württemb. Regierung allerdings zu einer Anschauung sich bekannt hat, die der des Abg. Oesterlen weit näher steht. Ende November des Jahres 1870 enthielt nämlich der württemb. Staatsanzeiger eine officielle, zuvor im Ministerrath geprüfte Auseinandersetzung über den „neuen deutschen Bund", worin es am Schlusse zur Beruhigung des Particularismus ausdrücklich heißt, daß die speciellen Interessen Württembergs durch besondere Festsetzungen gewahrt seien, „welche nur mit voller Zustimmung des Landes, der Regierung und der Ständeversammlung abgeändert werden könnten". Jenen Berathungen des Ministerraths im Jahre 1870 hat allerdings der damals abwesende Herr v. Mittnacht nicht angewohnt, und dieser Umstand erleichtert ihm heute die Aufgabe, die nationalere Meinung zu vertreten.

Literatur.

Beiträge zur christlichen Erkenntniß für die gebildete Gemeine. Aus Aufzeichnungen und Briefen eines Freundes ausgewählt und herausgegeben von Dr. A. W. Hollenberg. Oberhausen und Leipzig, 1872. — Wir haben in diesem Buche die Aufzeichnungen des emeritirten und kranken Gymnasialprofessors Hülsmann in Bonn vor uns, wie die Vorrede uns sagt. Meist aus einer vertraulichen Correspondenz mit den edelsten Männern und Frauen hervorgegangen oder doch durch dieselbe veranlaßt, geben uns diese Papiere einen lebendigen Einblick in eine religiöse Auffassun der Welt und der Culturgeschichte, die wir bei aller religiösen Wärme doch als durchaus modern bezeichnen müssen. Jeder kennt den fühlbaren Unterschied, der die auctorative, theologisch-gesetzliche Auffassung, gestützt auf Wunder und Inspiration, von der heutigen Art der Weltanschauung trennt. Wenn es zu beklagen ist, daß die letztere es selten versteht, in ihrer Weise die tiefe Befriedigung des Gemüths zu gewähren, welche die alte Kirche Jahrhunderte hindurch gewährt hat und gewiß auch weiterhin den Völkern in segensreicher Weise gewähren wird, so haben wir jeden Beitrag mit Dank zu begrüßen, der diese Lücke ausfüllt. Durchaus keine Apologie des kirchlichen Systems hat Hülsmann gegeben; so lieb ihm die Kirche als nationales Institut ist, so kühl stellt er sich zu ihrer Lehrform. Wo er mit ihr im Einklang steht, da ist doch die Motivirung eine ganz moderne: das Zeugniß des Gewissens im Individuum und in unseren besten Männern. Wie verehrt er Stein, E. M. Arndt, L. Ranke, Humboldt, Göthe! Welch eine andere Luft umweht uns hier, als in den Schriften selbst der besseren Theologen der altgläubigen Schule! Wie würde es unser politisches und nationales Leben stärken und reinigen, wenn eine Auffassung der sittlichen Arbeit, wie sie Hülsmann in ernsten Mahnungen ausspricht, wenigstens die Ueberzeugung aller evangelischen Männer unseres Volkes würde!

Ausgegeben: 12. Januar 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Princip und Zukunft des Völkerrechts.

1. Princip des Völkerrechts.

Unter dem Titel „Princip und Zukunft des Völkerrechts“ hat Dr. Adolf Lasson, in wissenschaftlichen Kreisen durch sein ausgezeichnetes Werk über Meister Eckhart den Mystiker und einige andere philosophische Arbeiten vortheilhaft bekannt, eine kleinere Schrift (bei Wilhelm Hertz in Berlin) soeben erscheinen lassen, welche in doppelter Hinsicht Beachtung verdient. Einerseits nämlich vereinigt ihr Verfasser ausgedehnte juristische Fachkenntnisse mit einer gründlichen auf Hegel zurückzuführenden philosophischen Schulung und einem selbständigen, nach rechts und links gleich wenig Anstoß fürchtenden wissenschaftlichen Standpunkt, und andererseits erscheint diese Kundgebung von besonderer Bedeutung für die Gegenwart, gleichsam als die wissenschaftliche Vertretung genau derselben Principien der Realpolitik, deren Befolgung von Seiten der preußischen Regierung Deutschland seine Wiedergeburt verdankt. Wie Professor Wilhelm Bolio in seinem so eben vollständig erschienenen schwedischen Werke „Europas Staatsrecht“ nachweist, besteht ein enger Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis in den verschiedenen Geschichtsperioden auch auf diesem Gebiete, so zwar, daß auch hier die Theorie der Praxis nachhinkt. Bedenkt man, daß die Vertreter eines doctrinären Liberalismus und sentimentalen Humanismus großentheils mehr vor dem Erfolge verstummt als innerlich davon überzeugt sein dürften, daß ihre Opposition gegen die preußische Realpolitik nicht nur eine practische Thorheit, sondern auch wissenschaftlich betrachtet eine Verkehrtheit war, so dürfte die hier versuchte wissenschaftliche Klarstellung der völkerrechtlichen Beziehungen der Staaten unter einander nicht zu unterschätzen sein. Haben jene Elemente auch ihren Hauptsitz in Oestreich und Süddeutschland, so sind doch auch bei uns noch ansehnliche Reste derselben zu finden, die sich leicht wieder vergrößern könnten, wenn der unmittelbare Eindruck der letzten großen Thatsachen sich abschwächt. Allerdings glauben gerade jene häufig dem eigentlichen und wahren Realismus zu huldigen, aber dieser unmittelbare unphilosophische Realismus übersieht, weil ihm die idealistische Basis fehlt, den nothwendigen vernünftigen Zusammenhang des Ganzen und bleibt in der einzelnen Erscheinung stecken; er begreift nicht die Unaustilgbarkeit des nothwendigen Schmerzes und Leidens in allem Dasein, phantasirt sich eine bessere und

vernünftigere, von allen diesen Leiden befreite Wirklichkeit vor, und schlägt so bei dem Streben, diese Utopien zu realisiren, „in ein widersinniges Echauffement um, das man fälschlich Idealismus nennt. Denn diese Art führt nothwendig in immer tieferen Zwiespalt mit der Wirklichkeit hinein; wahrer Idealismus aber ist die Kraft der Versöhnung, weil er in aller Unvollkommenheit des Einzelnen das Mittel zur lebendig sich erzeugenden Vollkommenheit des Ganzen erkennen lehrt" (S. 7—8). Während ein humaner Doctrinarismus die Realpolitik, welche unaufhebbare Uebel zu ihrem Dienste zwingt, der Härte und Grausamkeit bezichtigt, erweist gerade er sich als überaus inhuman, indem er durch das Sichhinwegsetzen über die thatsächlichen Verhältnisse und durch die Verwirklichungsversuche unpractischer sentimentaler Wünsche Gefahren und Leiden heraufbeschwört, welche das Maß der unvermeidlichen Uebel noch erheblich überschreiten. In Frankreich, wo die Phrase eben nur als Phrase ausgenützt wird, treibt jede Partei, auch die liberalste, so wie sie an's Ruder kommt, reine Realpolitik, mag sie noch so sehr den Phrasen in's Gesicht schlagen, die ihre bisherigen Stichworte waren; der biedere Deutsche aber ist noch so einfältig, hinter der Phrase eine Idee zu wähnen, und vor dieser eine Art heiliger Scheu zu haben, so daß, wenn eine solche Partei zur Herrschaft gelangt, sie gerade in soweit, als sie ihrer Doctrin treu bleibt, auch rath- und thatlos vor den realen practischen Aufgaben des Staatslebens dasteht (siehe das Bürgerministerium in Oestreich). „Es gibt kein realeres Wesen, und welches mehr auf das Reale hingewiesen wäre, als den Staat; an seiner erbarmungslosen Natur scheitern alle Utopien und gedachten Möglichkeiten" (S. 92).

Zu solchen Utopien gehört nun vor allen Dingen der Glaube, daß Freundschaft und Liebe zwischen den Nationen oder Staaten als solchen herrschen könne oder müsse, oder gar gegenwärtig eigentlich schon herrsche. „Die Thatsache nun liegt vor als ausnahmslose Erscheinung von je an bis auf den heutigen Tag: zwischen Staat und Staat, zwischen Volk und Volk herrscht Feindschaft, ein durchaus gemüthloses Verhältniß des Wettstreites um alle Güter der Erde und um das Bestehen selber" (S. 8). „Daß ein Volk dem andern abgeneigt ist, daß diese Abneigung im Widerstreit der Interessen zum erbitterten tödtlichen Haß wird, diese repulsive Kraft des Bewußtseins des eigenen Werthes und des eigenen Wesens gehört unabtrennbar zur Gesundheit des Volkslebens. Ein Volk, welches das Fremde nicht hassen kann, ist ein erbärmliches Volk, unwerth der Selbständigkeit und nur bestimmt, geplündert und beraubt zu werden" (S. 34). Das klingt hart, aber es ist wahr, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Fähigkeit, das Fremde zu hassen, eben nur hervortritt in Conflicten, welche dem nationalen Dasein an die Wurzel gehen. Nicht die Staaten hassen sich, denn diese sind

so wenig des Hasses wie der Liebe fähig, wohl aber hassen sich die Völker, weil jedes in dem allgemeinen Kampf um's Dasein das andere in allen Mitteln und Grundlagen seiner Existenz in jedem Augenblicke bedroht, und diese gegenseitige Bedrohung in jedem Augenblick zum Ausbruch offener Feindseligkeit führen kann, — Umstände, unter denen Liebe und Freundschaft wohl unter einzelnen Angehörigen zweier Völker, aber nicht unter den Nationen als solchen möglich sind. Das Höchste, wonach man streben könnte, wäre also das Verhindern solcher Conflicte, bei denen der natürliche schlummernde Völkerhaß in voller Kraft auflodert, aber Liebe zu fordern zwischen den Völkern als solchen, ist eine Chimäre, welche in der Lehre des jesuitischen Ultramontanismus, der die Absorption der Staaten in die Universaltheokratie des römischen Papstthums anstrebt, wohl noch einen gewissen Sinn hat, aber im Munde eines liberalen kosmopolitischen Humanismus eine Ausgeburt unverständiger Schwärmerei ist, die nur dazu dient, socialistische Umsturzparteien zu stärken, welche, wenn sie in mehreren Staaten an's Ruder gekommen wären, in ihrer ungebändigten Leidenschaftlichkeit das Naturgesetz des Völker- und Racenkampfes um's Dasein noch in ganz anderer Weise illustriren würden als unsere bisherigen, diesen Kampf möglichst in friedliche Bahnen lenkenden Regierungen.

Benachbarte Völker oder Stämme ohne staatliche Organisation leben im beständigen Kriegszustand, und erst die Krystallisation zu organisirten Stammeshäuptlingsschaften macht zeitweilige friedliche Unterbrechungen dieses Kriegszustandes möglich. Denn die Völker sind bloße Naturgewalten; erst den Staaten tritt ein bewußt-vernünftiges Moment hinzu, welches den Drang der blinden Naturtriebe bis zu einem gewissen Maße durch verständige Erwägung staatlicher Vortheile, d. h. durch klugen Egoismus bändigt, oder doch wenigstens mäßigt und beschränkt, und in um so höherem Grade beschränkt, je höher die staatliche Organisation entwickelt, und je mächtiger dadurch der Einfluß einheitlicher bewußter Reflexion auf die politischen Handlungen der Nation geworden ist. Dem entsprechend sehen wir umgekehrt, daß, je mehr die staatliche Organisation in Auflösung und Zerrüttung geräth, desto lebhafter und ungezügelter die dämonischen Naturinstincte der Völker mit ihrem wilden Kampftrieb und Zerstörungsdrang sich hervordrängen, welche niemals um den oder die Führer in Verlegenheit gerathen, die diese dunklen Flammen schüren und zur Befriedigung ihrer persönlichen Ehr-, Herrsch- oder Gewinnsucht ausbeuten. Ganz verkehrt ist daher die Hoffnung, eine Verminderung der blutigen Völkerkämpfe von der wachsenden Friedensgesinnung der Völker zu erwarten; mögen die verhältnißmäßig wenigen Wohlhabenden ein noch so großes Interesse an der Friedenserhaltung haben, und mag es ihnen noch so gut gelingen in friedlichen Perioden den Schein einer fried-

lichen öffentlichen Meinung zu erwecken, — sobald ein Conflict auftaucht, den die Weisheit der Staaten nicht zu gegenseitiger Befriedigung beizulegen im Stande ist, werden jene Klassen mit einem Schlage ihren künstlichen Einfluß auf die Masse der Bevölkerung verlieren, es wird der nur die Oberfläche deckende reflectirte Firniß eines friedlichen Massenbewußtseins abfallen und der zu Grunde liegende instinctive Völkerhaß wie ein seine Deiche durchbrechender Strom als Alles mit sich fortreißende Naturgewalt aus demselben hervorbrechen.

Also nicht auf die Völker, nur auf die Staaten, auf die Fortbildung ihrer Organisation und auf das damit in Wechselwirkung stehende Wachsthum des staatlichen Bewußtseins in den Völkern kann die Hoffnung zunehmenden Friedens gegründet werden.

Der Staat ist moralische Person, er hat einheitlichen Willen im strengsten Sinne und Intelligenz; das Volk ist ein Conglomerat von Individuen, zwar von einer gewissen natürlichen und historischen Individualität, aber ohne Persönlichkeit, — zwar von dunklem Drange getrieben und von zeitweiligen Willensströmungen durchzogen, aber ohne einheitlichen Willen, — zwar von Raceninstincten getragen, aber ohne bewußte Intelligenz, welche sich erst im Rahmen des staatlichen Lebens entwickeln kann. Es ist deshalb streng genommen unrichtig, von einem Volkswillen zu sprechen, womit man gewöhnlich nur eine zeitweilig hervortretende Strömung in einer hervorragenden Zahl willensreifer Individuen des Volkes bezeichnen will, die oft nicht einmal die Mehrzahl der willensreifen Individuen, sondern nur die Mehrzahl der politisch Interessirten unter denselben umfaßt. Insofern dieselben gewisse staatliche Functionen rechtmäßig ausüben (z. B. Wahlen), und in Bezug auf diese erst ihren Willen formuliren, werden sie ein Theil des staatlichen Organismus, eines der Momente, welche den Staatswillen erzeugen, und so kann der Volkswille selbst in einer so uneigentlichen und sprachlich unstatthaften Bedeutung doch nur als Moment des Staatswillens und in Bezug auf diesen gedacht werden. Aber selbst so bleibt der jedesmalige Volkswille eine Summe von einzelnen Willensacten, während der jeweilige Staatswille ein einziger einheitlicher Act ist, welcher aus der Willensentscheidung der staatsrechtlich bestimmten Vertreter jener moralischen Person, die wir Staat nennen, resultirt, und welcher nur unter ganz besonderen Umständen bei embryonischen Staatsverhältnissen (Cantonverfassung) unmittelbar auf die Schultern der willensreifen männlichen Individuen des Volkes gelegt sein kann. So wenig ein Volkswille im eigentlichen Sinne existiren kann, so wenig eine Volkssouveränität; auch diese kann nur der moralischen Person des Staates zukommen (S. 138—139), und es ist gleich verkehrt, sie dem Volke oder dem Fürsten zuzuschreiben. Denn der Staat

ist eine Corporation, und diese ist etwas wesentlich Anderes als die Summe ihrer Mitglieder, wie schon Savigny bemerkt (S. 136).

Der Staat ist zugleich eine Anstalt und ein Verein und zugleich die Quelle des Rechts für alle anderen Anstalten und Vereine. Als Corporation ist er, wie schon erwähnt, eine ideelle oder moralische Person, wobei das Wort „moralisch" ohne moralisirende Nebenbedeutung als bloßer Gegensatz von „physisch" zu verstehen ist, ähnlich wie in den Ausdrücken „moralische Ueberzeugung", „moralischer Zwang", „moralischer Zustand der Truppe". Das Wesen einer moralischen Person ist ein „substantieller Zweck" (substantiell ist hier im Hegel'schen Sinne zu verstehen), welcher dauernd physische Personen findet, die als seine Träger dienen, und in denen ihm Wille, Intelligenz und physische Ausführungskräfte dienstbar werden. Indem die moralische Person juridisch anerkannt wird als juristische Person, erlangt sie die rechtliche Vermögensfähigkeit und steht gesetzlich auf gleicher Stufe mit Unmündigen oder Wahnsinnigen, welche auch nur durch Vertreter handeln können. Keineswegs aber erschöpft das Vermögensrechtliche das Wesen der moralischen Person, so wenig wie der Fiscus die Staatspersönlichkeit erschöpft. Der Wille der moralischen Person ist absolut unfrei, weil durch den fixirten Zweck determinirt, und alle Willensentscheidung betrifft nur die Wahl der geeignetsten Mittel zum Zweck; insofern die Vertreter der moralischen Person andere Zwecke mit den Mitteln der moralischen Person verfolgen, verletzen sie einerseits ihre Pflicht als Mandatare, und haben andererseits aufgehört, den Willen der moralischen Person zu repräsentiren, indem sie diesen mit ihrem privaten Individualwillen durchkreuzen. So z. B. wenn ein Bankdirector bedrängten Schuldnern ihre Schuld aus Wohlwollen erlassen wollte, oder wenn eine Staatsregierung die Staatsmittel dazu aufwenden wollte, um humane und philanthropische Principien in fernen Welttheilen zu fördern, von denen der Staat keinen Vortheil hätte. Da der Wille einer moralischen Person durch den in ihrem Statut oder Verfassung ausgesprochenen Zweck vollständig determinirt und in eine ganz bestimmte Sphäre eingeschränkt ist, über welche hinaus jeder Uebergriff das Wesen der moralischen Person aufhebt und als pflichtwidrige Privathandlung der Mandatare erscheint, da hiernach jedes andere Motiv des Handelns als die Zweckmäßigkeit für den Zweck, welcher ihr Wesen selber, ihr eigentliches Selbst ist, d. h. als die klug berechnende Selbstsucht durch die Natur der Sache ausgeschlossen ist, so kann bei einer moralischen Person ihrem Begriffe nach weder von Gefühlsrücksichten noch von ethischen Gesichtspunkten die Rede sein (S. 138). Der Staat als solcher ist jedes Gefühls (also auch der Zu- oder Abneigung) unfähig, er ist für Lob und Tadel gleich unempfänglich, und kann ebensowenig sittlich wie unsittlich handeln. Die Staatsvertreter

(Fürsten, Regierungen, Parlamente) sind zwar solcher Rücksichten fähig, aber sie haben als Staatsvertreter die Pflicht, ihre Erwägung der geeignetsten Mittel zum Staatszweck auf alle Fälle von diesen Rücksichten unabhängig zu erhalten, widrigenfalls sie den Staatswillen mit ihrem Privatwillen fälschen und so ihre staatlichen Pflichten verletzen.

Es gibt mithin für den Willen des Staates kein anderes Princip als die Zweckmäßigkeit, welche zugleich Selbsucht ist, aber nicht kurzsichtige, sondern klug berechnende Selbstsucht. Dieses Princip hat Machiavelli richtig erfaßt, aber es fehlt ihm die weitschauende Klugheit, welche vor augenblicklichem Gewinn, der auf die Dauer gefährlich wird, zurückscheut (S. 15) und vor Allem so sehr als möglich das Vertrauen zu erwerben sucht, das allein durch Ehrlichkeit gewonnen wird (S. 45). Diese Ehrlichkeit darf aber keinenfalls zur unzweckmäßigen Principienreiterei werden; zur Herstellung des Vertrauens in einen Staat genügt es vollständig, „daß man von ihm wisse, er bestrebe sich Treue zu bewahren bis dahin, wo er in seiner Selbsterhaltung dadurch gefährdet sein würde, wo also dringende Noth ihn zwingt, von der Treue zu weichen" (S. 46). Nur der Unverständige wird sein Vertrauen so weit treiben, mehr als dies von einem Staate zu erwarten. Unredlich zu sein in Nebensachen ist, wie für jeden Menschen, so in's Besondere für Staaten das Thörichtste und Unzweckmäßigste, was sie thun können. Andererseits gelten aber auch alle noch so feierlich übernommenen Verpflichtungen und Verträge „nur bis dahin, wo für den Staat ein höheres Interesse als das des bloßen Friedens und der Vertrauenswürdigkeit eintritt. Wer das nicht beachtet hat, als er den Willen des Staates zu binden unternahm, hat es auf eigene Gefahr gethan und den ihm dadurch erwachsenen Schaden sich selber zuzuschreiben" (S. 54). In formellen Nebendingen hat die Praxis seit den ältesten Zeiten eine Anzahl üblicher Observanzen herausgebildet, welche nicht aus philosophischen oder juristischen Motiven, sondern in Anerkenntniß ihrer überwiegenden Zweckmäßigkeit für alle Theile so sehr als möglich inne gehalten werden; dies sind die allgemeinen völkerrechtlichen Bestimmungen. Es fehlt ihnen zum Begriff des stricten Rechtes sowohl die äußere Garantie durch eine über den Parteien stehende und diesen unbedingt überlegene Macht, als auch die innere Garantie durch eine ethische Bedeutung, wie sie selbst das Gewohnheitsrecht unter Privaten noch besitzt; sie sind eben nichts mehr als eine conventionelle façon de vivre, welche man als beiderseits nützlich anerkannt hat. Zur äußeren Garantie würde ein Staat über den Staaten gehören, der eben thatsächlich nicht existirt; die innere Garantie der ethischen Bedeutung aber ist unmöglich unter Staaten, weil auf diese der ethische Gesichtspunkt gar nicht anwendbar ist; höchstens solche Punkte des völkerrechtlichen Uebereinkommens können unter einen

ethischen Gesichtspunkt gestellt werden, in welchen eben nicht die Beziehungen der Staaten, sondern diejenigen der einzelnen Individuen beider Nationen beim Kampf der Staaten geregelt und gewisse brutale Irrthümer beseitigt werden: als ob im Kriege die allgemeinen ethischen Anforderungen, soweit sie mit dem Staatsinteresse nicht collidiren, aufhörten. Namentlich soll die im Kriege stets auf Gelegenheit zum Hervorbrechen lauernde Bestialität der Menschennatur daran erinnert werden, daß sie dem Staatsinteresse nicht nur nichts nützt, sondern ihm geradezu widerspricht, da der Staat den Krieg beständig nur als Mittel zu einem günstigen Friedensabschluß betrachtet.

Wesentlich anders als die allgemeinen völkerrechtlichen Bestimmungen, welche die internationale façon de vivre in Nebendingen und äußeren Formalitäten regeln, verhalten sich diejenigen besonderen völkerrechtlichen Verträge, welche als ein formulirter Ausdruck und eine gegenseitige Anerkennung der bestehenden Machtverhältnisse der Staaten betrachtet werden können, und welche somit die Fundamentalfragen des staatlichen Lebens betreffen. Hierher gehören z. B. die Friedenstractate nach geführten Kriegen, oder die Verträge, die aus einer diplomatischen Campagne unter dem Druck der Kriegsdrohung oder unter der Pression dritter Mächte hervorgegangen sind. Diese Verträge werden zwar bei uns (mit Ausnahme der Zollbund-Handelsverträge) nicht mehr wie im Alterthum auf eine bestimmte Zeit geschlossen, dafür aber hat man es als selbstverständlich zu betrachten, daß eine ewige Dauer ihnen nur unter der stillschweigenden Voraussetzung zukommt, daß die Machtverhältnisse, aus denen sie als formulirter Ausdruck derselben hervorgingen, selbst eine ewige Dauer haben. Sobald sich hingegen die Machtverhältnisse in dem Maße geändert haben, daß das Lebensinteresse des einen Staates die Aenderung dieser Verträge ebensowohl fordert als ermöglicht, so wird es staatliche Pflicht seiner Leiter sein, diese Aenderung mit allen den Mitteln zu versuchen, deren Risico nicht größer erscheint als der von ihnen zu erwartende Nutzen. Kein Franzose sieht den Frankfurter Frieden anders als mit diesem selbstverständlichen Vorbehalt geschlossen an, und wir doctrinäre Deutsche müssen endlich einsehen lernen, daß diese Auffassung der Dinge die einzig richtige und sachgemäße ist, nach der wir uns richten müssen, die wir aber auch in anderen Fällen vice versa ohne ethische Scrupel zu unseren Gunsten practisch zu verwerthen lernen müssen. Es wäre die sinnloseste Ungerechtigkeit, die Unzerreißbarkeit von Verträgen zu behaupten, nachdem die Situation, aus welcher sie hervorgingen, sich wesentlich geändert, und es ist ein Beweis von der vollständigen Unklarheit des europäischen Publikums über die Natur politischer Beziehungen, daß eine solche in der Sache begründete Veränderung als formell ungerecht empfunden wird, weil und wofern sie den abgeschlossenen Verträgen zuwiderläuft (z. B. in Bezug

auf Rußlands Verhalten in der Pontusfrage). Es könnte offenbar nichts Ungerechteres und Unbilligeres und Unvernünftigeres gedacht werden, als wenn die Nachkommen für ewige Zeiten durch alle Generationen hindurch durch Verträge gebunden sein sollten, welche die Inferiorität ihres Staates besiegeln, auch dann noch, wenn das Machtverhältniß sich geradezu umgekehrt hat. Ein Vertragsrecht im juristischen Sinne wird eben durch völkerrechtliche Verträge nicht begründet, und der Gerechtigkeit im Sinne vernunftgemäßer Billigkeit entspricht es ganz allein, daß die Verträge geändert werden, wenn die Machtverhältnisse sich geändert haben (S. 62). Es thut sehr noth, die Beurtheilung der internationalen Verhältnisse, welche durch die Phrasеologie der Staatsmänner oft absichtlich verdunkelt wird, von allen fremdartigen Gesichtspunkten zu befreien und im allgemeinen Bewußtsein den Unterschied zwischen dem sogenannten Völkerrecht und dem innerstaatlichen Recht zur Klarheit zu bringen (S. 53). „In dem großen weltgeschichtlichen Processe geht das Schwache unter, weil es werthlos ist, und das Starke besteht, weil es an dieser Stelle und zu dieser Zeit der großen Aufgabe des menschlichen Geschlechtes besser zu dienen vermag. Das ist die ewige Gerechtigkeit der Weltgeschichte" (S. 75).

Der schwächer gewordene Theil sucht nun aber die ihm in dem Vertrage zugestandene Stellung zu behaupten, sei es, daß er an die Veränderung der Machtverhältnisse wirklich nicht glaubt, sei es, daß er sich, obwohl er dieselbe anerkennt, durch sophistische Berufung auf das formelle Vertragsrecht behaupten zu können glaubt (obwohl er selber in der Lage des stärkeren keineswegs so unsinnig sein würde, eine solche Berufung zu respectiren). So kann es zu der Nothwendigkeit kommen, die stattgehabte Veränderung der Machtverhältnisse zu erweisen, beziehungsweise zu erproben, und dieser Erweis oder diese Probe ist der Krieg. Jeder der Kriegführenden will nicht den Krieg, sondern den Frieden, aber den Frieden unter seinen Bedingungen; der Krieg ist also einerseits beständig der werdende Friede, und andererseits ein Mittel zur Führung der Unterhandlungen über die Bedingungen des Friedens (S. 73). Der Krieg ist nur Kampf der Staaten, nicht der Einzelnen; jede Feindseligkeit, Härte oder Grausamkeit gegen Einzelne, insofern sie nicht durch den Zweck der Kriegführung unmittelbar geboten wird, ist einfach Unsittlichkeit und Verbrechen, das von Menschen gegen Menschen unter dem Vorwande des Krieges verübt wird. „Es sind nicht Zugeständnisse der Humanität, der Milde und Menschenfreundlichkeit, die der Entsetzlichkeit des Krieges dies oder jenes Einzelne abzuziehen suchen; sondern vielmehr, es wird hinweggethan, was der Bosheit der Menschen angehört, und der reine und wahrhafte Charakter des Krieges wird aus der Entstellung und Fälschung wiederhergestellt" (S. 77).

Mag man über das Princip des Völkerrechts denken wie man will, so steht so viel fest, daß zwei kriegführende Staaten sich, abgesehen von der kriegsrechtlichen façon de vivre, im reinen Naturzustande befinden, in dem von einem Recht in keiner Weise mehr die Rede sein kann. Was der Besiegte mit dem Sieger macht, hängt ausschließlich davon ab, erstens wie weit er ihn wehrlos gemacht, um ihm ungestraft das Schlimmste anthun zu können, und zweitens, was sein eigenes Interesse ihm vorschreibt zu thun (S. 82). Hat der Sieger, was wohl selten vorkommen wird, jeden Widerstand vollständig gebrochen, so hindert ihn nichts, den besiegten Staat seinem Staatsgebiete ohne Rest einzuverleiben, wenn er glaubt, daß dies seinen Interessen entspricht. Dies würde z. B. unfehlbar der Ausgang eines Krieges zwischen Belgien und Frankreich, oder zwischen Holland und Deutschland sein. Ob die Einwohner des einverleibten Staates damit einverstanden sind, ist ganz gleichgültig; sie darum zu befragen, wäre eine frivole Comödie; die sonst als möglich und zweckmäßig erkannte Einverleibung von dem Ausfall der Antwort abhängig zu machen, und sie bei verneinendem Resultat der Abstimmung zu unterlassen, wäre ein politischer Blödsinn, der in der Geschichte niemals vorgekommen ist und niemals vorkommen kann. Wenn nun der siegreiche Staat es seinen Interessen dienlicher findet, nur einen Theil des besiegten Landes seinem Gebiete einzuverleiben, so gilt hinsichtlich der Befragung der Einwohner nicht nur ganz dasselbe, sondern die Sache wird dadurch noch widersinniger, daß man alsdann einem Theil eines Volkes ein Bestimmungsrecht über staatliche Lebensfragen zugestehen würde, welches niemals dem Theil, sondern immer nur dem Ganzen zukommen kann, wenn man nicht die Grundlage alles staatlichen Lebens in Frage stellen will (S. 84). Das abzutretende Land gehört in politischer Beziehung nicht den darauf wohnenden Menschen, sondern dem besiegten Staate; nur diesem letzteren als moralischer Person kann die Entscheidung darüber zustehen, ob er auf Grund einer solchen Abtretung einen neuen Staatsvertrag mit dem siegreichen Staate eingehen will, der den Frieden wiederherstellt (S. 83). Den politischen Rechten und der Freiheit der Bewohner des abgetretenen Gebietes wird durch die stipulirte Freiheit der Option der ihnen convenirenden Nationalität volles Genüge gethan, und ihnen jede Möglichkeit benommen, sich über eine hinsichtlich ihrer Person über ihren Kopf hinweg getroffenen Entscheidung zu beklagen (S. 84). Wenn Napoleon III. die widerliche Posse einer Volksabstimmung der abzutretenden Gebiete in solchen Fällen aufführte, so wird Niemand so kindlich sein, zu glauben, daß er im Fall einer verneinenden Antwort auf die Annexion verzichtet hätte; er sorgte vielmehr rechtzeitig für die Antwort, die er haben wollte.

Eduard von Hartmann.

Eine fürstliche Kindtaufe.

1670.

Kindtaufen gehören von Rechtswegen zu denjenigen Dingen, über die durch behagliche Festberedsamkeit ein Schimmer von eitel Glück und Freude ausgegossen wird. Um so betrübender ist es zu sehen, wie sie zu Zeiten doch auch in Fürstenschlössern genau das Doppelgesicht zeigten, von dem der arme Mann zu sagen weiß. Und hieran hängt sich nun noch eine andere Enttäuschung. In den Tagen, von welchen die Rede ist, treffen wir unter den Gevattern fürstlicher Täuflinge fast jedesmal Vertreter der Landstände und namentlich der großen Stadtgemeinden des Territoriums an. Wie mußte es wohlthun, in ihnen das Volk durch ein Band lauterer Liebe mit den allerhöchsten Personen verknüpft zu wissen! Leider jedoch wird dieser freundlichen Einbildung ein Blick in die Acten sofort tödtlich. Die Thatsache läßt sich nicht unterdrücken, daß auch bei diesem christlichen Werk die leidige Geldfrage sich beiderseits roh in den Vordergrund drängte.

Denn wie lagen die Dinge noch vor zweihundert Jahren! Eine rechte Finanz- und Wirthschaftskunst, nirgend eben die Stärke der alten Zeit, gedieh langhin am allerwenigsten an fürstlichen Hofhaltungen. Wo ein Fürstenspiegel wie Herzog Julius über so reiche Landschaften gebot wie Braunschweig-Wolfenbüttel, Göttingen und Kalenberg waren, da mochte auch damals schon ein Hausschatz von Tonnen Goldes sich ansammeln. Allein es fehlte viel, daß dies die Regel gewesen wäre: im allgemeinen hielt mit den steigenden Ansprüchen des fürstlichen Lebens die Entwickelung seiner wirthschaftlichen Mittel keineswegs gleichen Schritt. Die Domänen, soviel davon nicht längst zu Lehen ausgegeben war, schwanden durch fortgesetzte Verpfändung und Verkaufung mehr und mehr zusammen; die Steuerschraube aber ließ sich nur unter Ach und Krach und niemals zur vollen Genüge anziehen. Was eben jener Herzog Julius von seinem Herrn Vater meldet: daß S. Fürstl. Gnaden, so oft der Thürmer blies, sich vor Dero Gläubigern verkrochen, das war keineswegs unerhörtes Fürstenloos und erträglich noch, wenn nicht öfters Mangel an allem Nothwendigsten war und um hundert Gulden leutselige Briefe an Jud und Christ geschrieben werden mußten.

Diese Aengste des Irdischen hatten die Fürstlichkeiten von Alters her nicht so sehr beten als nehmen gelehrt: nehmen wo sie es fanden, am liebsten bei Solchen, die am reichlichsten hatten, und das waren die Städte; nehmen in Güte oder mit Gewalt und da, wo ihnen ein leidlicher Wille entgegenkam, mit einer Unbefangenheit des Heischens und Einsteckens, die unserer heutigen Betrachtungsweise in hohem Grade anstößig ist; höchstens daß sie,

seitdem im dreißigjährigen Kriege die fürstlichen Schulden zwar größer als je, zugleich aber die Hofluft rauher, die Haltung der Herrschaften kälter geworden, die bettelstolze Kunst sich zulegten, versteckt zu winken und mit herablassender Majestät anzunehmen. Es mag paradox klingen, für mehr als eine Stadt aber wird es aus den Rechnungen zu erweisen sein, daß die Freundlichkeit der Landesherren im ganzen nicht viel billiger zu stehen kam als ein gelinder Kriegszustand.

Was es hiernach mit Taufen und Gevatterschaften an einem Hofe auf sich hatte, ist bald gesagt. Sann auch der glückliche Vater nicht gleich soweit hinaus, daß ihm der Gedanke an die künftige Versorgung des Ankömmlings schon beim Taufschmause Wermuth in den Becher träufelte: wie die Dinge meistens lagen, konnte der standesmäßige Taufschmaus selbst und was drum und dran hing, Sorgen in Hülle und Fülle aufwirbeln, und manchmal mochte es in der That keinen anderen Ausweg geben, als sich an den Pathengeschenken zu erholen. Und einerlei auch, wie es augenblicklich um Schatz und Schatulle bestellt war: was die Gelegenheit mit sich brachte, war auf alle Fälle wo nicht nöthig, so doch sehr angenehm. Daher denn eine bemerkenswerthe Umsicht bei der Gevatterwahl. Das Taufgeschenk fürstlicher Pathen, der nächsten Anverwandten oder wenn das Haus höher hinausstrebte, des Kaisers und fremder Potentaten, pflegte sich nach Form und Gehalt in den Grenzen einer Ehrengabe zu halten: schön und löblich, aber die nächste Nothdurft ging leer dabei aus. Ganz natürlich also, wenn man mit Vorliebe die lieben Getreuen heranzog, Prälaten, Ritter und Landschaft, am liebsten große Städte binnen Landes oder auch von draußen, denn dort zogen Goldadern, dort ließ sich kräftiger oder gelinder die Wünschelruthe handhaben. Und wie kräftig geschah das bisweilen! „Die Herren könnten mir einen sehr großen angenehmen Gefallen erweisen, wenn Sie wegen meiner landkundigen unverschuldeten Noth mir mit einer erklecklichen Summe baaren Geldes nach Dero Belieben anhanden gehen, dadurch Deren nachbarlichen Willen erweisen und zu etwas Wiederanbau meiner zerfallenen Haushaltung, anlehnsweise oder wie Sie es gut finden möchten, aushelfen könnten. Die Herren würden mich hoch devincieren, ich könnte es am kaiserlichen Hofe oder bei anderen bekannten Potentaten, Kur- und Fürsten um Sie verhoffentlich wohl wieder verschulden, und die Meinigen selber würden Ihnen verobligieret bleiben und Gottes Segen desto mehr und reichlicher anwünschen. Da die Herren auch vermeinen, es möchte Ihnen solche Gratification präjudicieren oder Nebenabsichten hinc inde gebären, soll es wohl bei mir in der Stille und im Geheim auf unser beiderseits reputierliche Manier verbleiben." Das schrieb 1645 Fürst Christian von Anhalt, eigenhändig, in einem Postscript zu dem Schreiben, welches den Rath von Braunschweig

für eine junge Prinzessin zu Gevatter bat. So kläglich wie dieser schwerbeladene Herr, in dessen Lande damals Kaiserliche und Schweden zumal gehaust hatten, ließ sich allerdings nicht so leicht einer Seinesgleichen heraus. Die Absicht indeß war niemals mißzuverstehen, und nicht immer kam man wie hier mit hundert Gulden und einer Entschuldigung wegen des Uebrigen ab. Auf keinen Fall dem Landesherrn gegenüber, und wenn dieser seinen Gevatterbrief sandte, war der Casus an mehr als einem Ende dornicht. Jedesmal ließ sich voraussetzen, daß der liebe gnädige Herr an der Größe des Geschenkes die Wohlmeinung seiner lieben Getreuen und folgerichtig bei vorkommender Gelegenheit ihr Recht und seine Gnade bemessen werde. Sodann war es mit dem Pathengeschenk durchaus nicht ein für alle Mal gethan. Das Prinzlein wuchs heran, mit ihm seine Bedürftigkeit: bei allem Respect darf man sich des Wortes erdreisten, daß einer Stadt ihre fürstlichen Pathenkinder auf diesen Titel hin lebenslang am Säckel lagen. Da war zum Exempel Herzog Rudolph August. „Der ihrer Durchlaucht von Dero altem Herrn Vater verordnete Unterhalt mochte etwas kurz fallen, und wurden Sie daher genöthigt, hin und wider etwas zu erborgen." Was ihm in Anbetracht dieser Läufte der Rath von Braunschweig zu verschiedenen Malen zuwandte, belief sich in den vierzehn Jahren vor dem Regierungsantritt des Prinzen auf ca. 10,000 Rthlr., und das war derzeit schon ein hübsches Stück Geld. Bei dem allen das Schlimmste aber war dies, daß sich die Herren von jeher nur allzuschnell bei der Hand zeigten, aus jeder freiwilligen Gabe Herkommen und Recht zu machen. Mit einem Wort: die Freude war mäßig, wenn der regierende Bürgermeister einen fürstlichen Gevatterbrief zu erbrechen hatte. Ein Davonkommen aber gab es nicht. Mit Strenge hielten die Fürsten auf die decente Fiction, solche christliche, göttliche, ehrliche und billige Sache gereiche mehr zu Ehre denn zum Beschwer; daß 1591 bei Gelegenheit der Taufe des Prinzen Friedrich Ulrich die von Braunschweig aus formellen Rücksichten für diese Ehren geglaubt hatten danken zu müssen, zählte zu den Ursachen des bitteren persönlichen Hasses, den Herzog Heinrich Julius ihnen widmete. Er rächte sich für „solche eselische, tölpische, ungehöbelte Grobheit", indem er zu anderen unwillkommenen Benennungen eine neue ersinnend, jahrelang in Libellen und offenen Ausschreiben die Stadt Braunschweig als seine „Erb-, Land- und Gevatternstadt" in Anspruch nahm: „ein gar unerhörter und unliebsamer Titul", der den Ehrbaren Weisen viel schwere Gedanken verursachte.

Noch am behaglichsten gestaltete sich das Ding, wenn ein nachgeborner Prinz von weitaussehenden Erbansprüchen und mäßiger Apanage taufen ließ. Dann standen beide Theile einander mehr auf gleichem Fuße gegenüber: der Prinz unverwöhnt, für gute Behandlung dankbar, die Pathen ohne über-

große Beschwerung für den Augenblick und ohne Besorgnisse wegen der Zukunft. War vollends der Prinz mit den regierenden Herren über den Fuß gespannt — und dies war er gewöhnlich — so konnte die Gelegenheit, Liebenswürdigkeiten mit ihm auszutauschen, unter Umständen hochwillkommen sein, da ein beständiges Schaukeln zwischen den Rivalitäten des fürstlichen Hauses eine der traditionellen Feinheiten städtischer Politik war.

Von dieser angenehmen Beschaffenheit war die allerletzte Gevatterschaft, die der Stadt Braunschweig von einem ihrer Herzöge zugemuthet wurde.

Unter den drei Söhnen Herzog August's des jüngeren war Ferdinand Albrecht der jüngste. Geboren 1636, hatte er in jungen Jahren ein Triumph der vorwiegend gelehrten Erziehung zu werden versprochen, die seinem ältesten Bruder, Prinz Rudolph August, herzlich schlecht angeschlagen war. So wurde er seines hochgelehrten Vaters erklärter Liebling und in Folge hiervon mit Hoffnungen und Ansprüchen genährt, welche die Zukunft ihm nicht erfüllen konnte, die wohl aber schon seine Knabenjahre mit der Empfindung verbitterten, von Neid und Mißgunst beider Stiefbrüder umlauert zu sein. Ein Polyhistor, der sich vollkommener Kenntniß von zehn Sprachen rühmen konnte, auf wiederholten Reisen mit den Eindrücken erfüllt, welche aus der Geistesblüthe Italiens, der satten Lebensfülle der Niederlande, dem Glanze des französischen und englischen Königthums auf ihn eindrangen, diese krause Mannichfaltigkeit von Wissen und Anschauungen aber lediglich Bild und Spiel einer zügellosen Phantasie ohne das Gegengewicht rechter Verstandesschärfe, entbehrte er zu seinem Unglück ganz und gar des Vermögens, die enge Wirklichkeit, die sein Erbe war, befriedigend auszugestalten. Eine solche Natur mußte ein Schlag, wie er Ferdinand Albrecht nach dem Tode des Vaters traf, fast nothwendig vollends aus ihrer Bahn werfen. In dem Glauben, die Dauer seines Geschlechtes durch Verzweigung desselben in mehrere regierende Häuser sichern zu können, hatte Herzog August eine letztwillige Verfügung getroffen, kraft deren auch die jüngeren beiden Prinzen mit selbständigen Herrschaften ausgestattet werden sollten; Anton Ulrich mit der Grafschaft Dannenberg, Ferdinand Albrecht mit der Grafschaft Blankenburg. Diese Bestimmungen waren den Brüdern kein Geheimniß; als aber nach dem Tode des alten Herzogs (1666) dessen Gemächer entsiegelt wurden, war und blieb das Testament verschwunden, und unbedenklich stimmte nun Rudolph August der Deduction seiner Räthe bei, daß unter diesen Umständen der regierende Herr als alleiniger Erbe zu betrachten, die Brüder gänzlich von der Erbschaft auszuschließen. Zwar gewährte er diesen dann, mit Ausnahme jener Landestheile, alles was ihnen nach der väterlichen Disposition zugesichert gewesen war, und mit Anton Ulrich gelang ihm bald sich zu verständigen. Nicht so mit Ferdinand Albrecht, auch dann nicht als dem-

selben außer einer Apanage von 8000 Rthlr. jährlich das Haus Bevern mit dem dazu gehörigen Untergerichte zugestanden wurde. Seitdem waren die Tage dieses unglücklichen Prinzen ein ununterbrochenes Ringen gegen die Flügelschläge seiner verdüsterten Phantasie. Hin- und hergeworfen zwischen den Hochgefühlen eines Auserwählten, unter Gottes besondere Obhut Gestellten und dem angstvollen Wahne, vor den „Listigkeiten" der Brüder nicht seines Lebens sicher zu sein; heute in allen Bildungsgenüssen schwelgend, schreibend, dichtend, musicirend, Komödie spielend, alles freilich ohne Ziel und Befriedigung, morgen in dumpfer Verzweiflung an sich und der Welt menschenscheu hinbrütend; dann inbrünstig zu Gott gewandt, um alsbald bei geringstem Anlaß wieder einen wilden Jähzorn an Allen, die seiner Macht unterworfen waren, auszutoben; voll Mißtrauen gegen Jeden, der ihm nahte, gegen die Dienerschaft, die mehrmals plötzlich bis auf den letzten Stalljungen von ihm weggejagt wurde und noch öfter entlief, gegen seine Gemahlin (eine Tochter des Landgrafen von Hessen-Eschwege) bei der er gelegentlich strafbare Neigung zu einem Pagen argwöhnte — in allem das echte Kind seines von den wildesten Gegensätzen geschüttelten Jahrhunderts: so taumelte er steuerlos durch's Leben und machte das Haus Bevern zum Tummelplatze unheimlicher Gewalten, an welchen sich die Neugier und das Grauen der Mitwelt heftete. Unter allen Mitgliedern der Fruchtbringenden Gesellschaft hat keins seinen Beinamen mit so gutem Recht verdient wie er den des Wunderlichen. „Wunderliche Begebungen und wunderlicher Zustand dieser wunderlichen verkehrten Welt, meistentheils aus eigener Erfahrung und dann gottseliger, verständiger, erfahrener Leute Schriften wunderlich herausgesucht durch den Wunderlichen im Fruchtbringenden": dieser Titel seiner Denkwürdigkeiten, die er 1671 im Schlosse zu Bevern drucken ließ, spricht treffend das Schiboleth aus, unter welchem er zu den Dingen dieser Welt seine Stellung nahm.

Das war der Prinz, welcher dem Rathe von Braunschweig am 30. Januar 1670 aus erfreutem Herzen zu wissen gab, wasmaßen der allmächtige Gott die Durchlauchtige Fürstin seine freundliche, herzvielgeliebte Gemahlin heut um drei Uhr morgens ihrer weiblichen Bürde gnädiglich entohniget und sie beederseits mit einem wohlgestalten jungen Söhnlein milde väterlich begabet, Mutter und Kind auch gestalten Sachen nach in erträglichem Zustande und wohlauf sich befinden. „Dafür wir seiner göttlichen Allmacht herzinniglich Dank sagen. Wie nun unsere väterliche Vorsorge erfordert, unser liebes Kindlein dem Herrn Christo in der heiligen Wassertaufe förderlichst vorzutragen und in das Buch des Lebens eintragen zu lassen, ohne Zeugen aber christlichem Gebrauch gemäß solches nicht kann verrichtet werden, als haben wir aus sonderbarer tragender Wohlgewogenheit zu den Herren sammt und sonders Sie unter Anderen auch dazu auserwählet, nicht zweifelnde, Sie wer-

den solch christlich Werk der Gevatterschaft williglich über sich nehmen und den 14. Februarii als Tags vorher zu solchem Ende allhie in unserer Residenz erscheinen. Wir sind solchen geneigten Willen mit aller Wohlgewogenheit zu erwidern jederzeit erbötig."

Der Rath antwortete in gleich ausgesuchten Wendungen am 1. Februar. „Er verspürt hierin Fürstl. Durchlaucht ihm und gemeiner Stadt tragende fürstliche Gnad und Hulde, dankt dafür mit dem Erbieten, nach ablanglichem Vermögen seine obliegende Devoir unterthänigst zu erzeigen sich stetiglich befleißigen zu wollen, gratulirt und wünscht, daß die göttliche Allmacht die fürstliche Frau Kindbetterin bald zu vorigen Kräften und beständiger guter Gesundheit hinwiederum in Gnaden gelangen lassen und langgefristiglich erhalten, dem jungen Herrlein gedeihlichstes Zunehmen und Erwachsung zu fürstlichen höhesten Qualitäten, auch allerseits höchstersprießliches, zeit- und ewiglich vergnüglichstes Wohlergehen mildiglich verleihen wolle. Wofern auch der Höchste sondere Behinderung nicht entstehen lassen wird, soll Fürstl. Durchl. gnädigem Begehren nach gegen vorerwähnte Zeit solche Anschickung oder sonst zureichende Verfügung unterthänigst geschehen, daß fürstl. Durchl. Dero fürstliche Gnaden und Hulden gegen Rath und gemeine Bürgerschaft allhie zu vermehren und weiter erfolgen zu lassen gnädig geneigt bleiben möge."

Fürwahr, die Einladung verdiente es, mit so angelegentlichen Reverenzen aufgenommen zu werden: wie ein Sonnenblick fiel sie durch das schwarze Gewölk, welches sich gerade in jenen Tagen am Horizonte der guten Stadt Braunschweig aufthürmte. „Se süllt lange teuben,*) ehr ick öhnen wedder van Tractaten segge", hatte der gute Herzog August sich vernehmen lassen, als er, geärgert durch die hinterhältigen Finessen, mit denen die Ehrbaren Weisen seinen wohlmeinenden Ausgleichsvorschlägen begegneten, die Huldigungstractaten 1662 abgebrochen. Das war den Herren damals lediglich sehr angenehm gewesen. Jetzt, wiederum nach fruchtlosen Verhandlungen, that also auch Herzog Rudolph August; nunmehr aber war dabei den Vätern der Stadt sehr unheimlich zu Muth. Denn mittlerweil hatte sich Mancherlei gar sehr geändert. In Wolfenbüttel zwitscherten es die Sperlinge auf den Dächern, daß demnächst der große Kehraus mit Braunschweig beginnen werde; es bedurfte keiner heimlichen Kundschaft mehr um zu erfahren, wie eifrig der Herzog seine Kriegsrüstung betrieb, und aus den Bescheiden, wie sie jetzt wortkarg und kühl von der Wolfenbüttler Kanzlei ergingen, wehte die Ehrbaren etwas wie Morgenluft eines Tages an, der nicht mehr ihnen gehören sollte. In die Schauer dieser Götterdämmerung schwebten nun die courtoisen Pro-

*) Teuben, nl. toeve. dän. töve = warten.

messen Ferdinand Albrecht's hernieder: dem Rathe geschah wie einer verblühten Schönen, die nochmals eine der wirksamen Attituden ihrer Jugend spielen lassen und für einen Moment vergessen darf, daß ihre Zeit dahin ist.

Ohne Verzug und Widerstreben wurde beschlossen, den gemeinen Seckel, welcher dergleichen in Wahrheit kaum noch vermochte, um 500 Rthlr. zu kränken, den bedrängten Läuften nach, nur daß das Geld diesmal nicht wie sonst in einem Pocal von vergoldetem Silber überreicht werden sollte. Einige Schwierigkeit bereitete dann aber die Bestellung der Gevatterndeputation. Die gebrechlichen Großwürdenträger bebten vor dieser Mission zurück — aus Gründen, die der weitere Verlauf an's Licht bringen wird. Schließlich ließen sich dazu der Licenciat Heinrich Bergmann, gemeiner Stadt bestalter Advocatus, und der Rathssecretär Heinrich Avemann bereit finden, „als welche beede durch hohe Schulen geloffen", womit nicht so sehr auf ihre humane Bildung und feine Sitte angespielt ist als auf eine andere Gabe, die auf Hochschulen gleichfalls von jeher gepflegt wird, damals aber an Fürstenhöfen noch weit weniger als jene anderen zu entbehren war. Am 12. Februar empfingen diese Beiden ihr Creditiv und „in einem schlechten Beutel" das Gevatterngeld.

Ueber ihre Verrichtung zu Bevern besitzen wir eine ausführliche Relation aus Bergmann's Feder, welche in mehrfacher Hinsicht lesenswerth ist. Ein Lebensbild, so grotesk wie es anspruchsvoller Pomp bei bedenklicher Unsitte und einem schlechtverhüllten Mangel an wahrer Würde nur hervorbringen kann, setzt sie dem düstern Bilde Ferdinand Albrecht's einige hellere Lichter auf, und mitleidige Herzen mögen ihr die Beruhigung danken, daß dies melancholische Leben doch auch den Menschlichkeiten nicht ganz unzugänglich war, welche dies Jammerthal so Vielen traulich machen. Der bürgerliche Jurist aber, so ernsthaft und hingebend er dem Falle seine Ehren erweist, läßt hie und da einen Zug überlegener Schalkheit durchblicken, der ihm nicht schlecht steht. So werde denn Heinrich Bergmann zum Worte gelassen.

„Als wir Bevern beginnten näher zu rucken, sandten wir den reisigen Diener Andreas voraus, um zu recognosciren, an welchem Orte wir sollten logiret werden. Wie nun dieser wieder zurück kam, berichtete er, es würde denen Herren Abgesandten durch den Futtermarschall ein gewisses Losament angewiesen werden, gestalt wir denn darauf vermittels eines Zettels an einen Schmid in Bevern verwiesen wurden, welcher sich aber entschuldigte und wegen Mangels der Ställe und des Raumes uns nicht aufnehmen wollte. Derowegen wir abermahln an den Futtermarschall senden und ihm solches hinterbringen lassen müssen, worauf alsobald andere Ordres kamen und der Herzog uns durch den Hofmarschall und einen Edelmann in einer Karreten auf's Schloß bringen ließ.

Wie wir dahin kamen, empfing uns der Hofrath Herr Doctor Eggeling und noch ein anderer Edelmann, welche uns sammt dem Hofmarschalk und dem vorigen Edelmann in ein sonderliches Losament führeten; und ließ sich der Herzog durch Herrn Doctor Eggeling entschuldigen, daß er uns diesen Abend keine Audienz geben könnte. Kurz darauf ward uns der Tisch gedecket und zu unserer Aufwartung uns zween Edelleute zugeordnet, welche uns das Essen vorlegten und alsbald unter der Mahlzeit mit großen starken Weingläsern auf uns zusetzeten und continuirlich zustürmten und eines Edeln und Hochweisen Rathes dero Stadt (ita sonabant illorum verba) Gesundheit, item auf glückliches und ständiges Wohlergehen dero Stadt Braunschweig, item auf Gesundheit aller Derer die der Stadt Braunschweig wohlwollen, uns immerhin zutrunken, womit sie bis Glock zwei Uhr die Nacht continuireten. Ich aber und der Herr Secretarius hielten uns — wenn es sonsten ein Ruhm ist — ritterlich, so gar daß sie das Feld räumen mußten und der eine Edelmann abgeschrecket wurde uns des anderen Tages nicht zu bedienen, sondern an dessen Statt stellete sich des Dienstages ein anderer ein.

Am Dienstag wurden wir mit zwei Edelleuten gleich anderen Fremden des Mittags auf unserem Gemach gespeiset und mit Wein ziemlich beladen. Des Nachmittages aber gegen vier Uhren langete uns der Hofmarschalk mit etlichen Edelleuten ab und führete uns auf ein Gemach, auf welchem der Herzog mit seinen anwesenden Gevattern war. Auf diesem Gemach stund die Landgräfin von Hessen als respective Groß-, Schwieger- und Frau Mutter oben an. Als wir dahin kamen, trat die Frau Landgräfin, nachdem wir zuvörderst alsbald beim Eingang des Gemaches eine Reverenz gemachet, uns drei Schritt entgegen und reichete uns die Hand, wie auch der Herzog selbst. Wie dieses verrichtet, ließ Illustrissimus seine Gevattern mit Pauken- und Trompetenschall nach der Schloßkirchen führen, und war er selber mit in der Procession. In der Kirche ward eine ganze Stunde musiciret und darauf von gleicher Länge eine Taufpredigt gehalten. Als dieses vorbei, gingen alle Edelleute mit den Paukern und Trompetern zur Kirchen hinaus und brachten mit dieser Musik den jungen Herrn in die Kirche, welcher von der fürstlichen Frau Kindbetterin jüngster Schwester getragen wurde. Weilen man aber noch mit der Musik continuirete, setzte sich das Fräulein mit dem Prinzen auf einen Stuhl, so dero Behuf vorhero hingesetzet worden, nieder. Nach geendigter Musik ward der junge Herre in communi forma getaufet, ausgenommen daß die Frau Landgräfin von Hessen den ganzen Actum durch ihn allein hielt. Als er aber getaufet und gesegnet worden, nahm ein jedweder Gevatter ihn auf seine Arme und reichete ihn seinem Herrn Nachbar zu, worauf er dem Herrn Secretario als dem letzten durch die Frau Hofmeisterin

abgenommen und dem jungen Fräulein wieder hingegeben wurde. Darauf ward gesungen: Christ unser Herr zum Jordan kam rc. Wieviel Gevattern aber gebeten worden, konnte man eigentlich nicht erfahren; die Meisten sageten, der Herzog hätte dreißig bitten lassen, unter welchen, soviel uns bekannt, J. Kaiserl. Majestät und die Könige in Engelland und Schweden, nach welchen der junge Herre Leopold Carol genennet worden, der Fürste von Gotha, die Regentin von Kassel, die verwittwete Landgräfin von Kassel, welche im Namen J. Kaiserl. und beider Königl. Majestäten, auch für ihre eigene Person die Gevatterschaft verrichtete, Graf Kasimir von der Lippe, Graf Jobst Hermann von der Lippe, eine verwitwete Gräfin von der Lippe, ein gräfliches Fräulein von der Lippe, die Prälaten, Ritter und Landschaft in Hessen, welche per legatum erschienen und nebst uns zugegen waren. Inmittels, als der Gottesdienst vollendet, wurde der junge Prinz mit Pauken und Trompeten nebst allen Anwesenden der Mutter wieder zugebracht und die Herren Gevattern insgesammt zu der Frau Sechswöchnerin geführt; die Edelleute aber blieben draußen stehn und sahen zu. Die Frau Kindbetterin war köstlich und prächtig angethan und stund vor ihrem Bette, da dann ein jedweder Gevatter ihr congratulirte und sein Pathengeschenk auf einen ledigen Tisch setzen ließe. Wie nun mich die Ordnung traf, trat ich auch hinzu: und nach verrichteter Ceremonie und Gratulation — welche die Frau Kindbetterin höflich beantwortete, für die große Ehre Dank sagte und nicht allein die Stadt Braunschweig ihrer Gnaden versicherte, sondern sich auch höchlich entschuldigte, daß sie, wiewohl einzig und allein nur aus Liebe gegen die gute Stadt Braunschweig, einen Edeln Hochweisen Rath daselbst (haec erant verba Illustrissimae) zu ihres Söhnleins Gevattern bitten lassen — setzte ich meinen Beutel, so die Herren Zehenmänner uns mitgegeben, auf den dazu bereiteten Tisch. Sobald ich vom Tische gegangen, trat die verwitwete Frau Gräfin von der Lippe, welche auch Gevatterin stunde, hinzu, nahm den Beutel in die Hand, that als wollte sie ihn mit der Hand wägen und setzete ihn endlich wieder nieder auf ein klein Schatollchen, so auf dem Tisch stunde. Die Edelleute aber, so vor dem Gemach stunden und zusahen, sprachen zu einander: „Siehe, die Herren Abgesandten von Braunschweig schenken einen praven Beutel mit Golde."

Als ich nun das Meinige bei der Frau Kindbetterin verrichtet und dieselbe dem Herrn Secretario Anlaß gegeben mit ihme ein Compliment zu machen, welchem der Herr Secretarius mit einem gleichen Compliment begegnet, gingen wir gleich anderen Gevattern wieder nach unserm Gemach. Indem ich aber in der Thür bin, sehe ich mich nochmalen um und finde die Frau Kindbetterin sammt ihrer Frau Mutter bereits beim Tisch stehen, welche sich dann an die übrigen Geschenke, so in großen silbernen und übergüldeten

Geschirren bestunden, nichts kehreten, sondern vorgedachten unsern Beutel öffneten und was darin war besahen. Als wir nun wieder nach unserm Gemach gegangen, währete es nicht lange, daß der Marschall mit etlichen Edelleuten uns zur fürstlichen Tafel führete, bei welcher wir mit sehr vielem Essen tractieret wurden. Ich hatte die Ehre, bei Herzog Ferdinand Albrecht zu sitzen, der dann mit keinem Menschen mehr als mit mir über der Tafel redete und nicht allein die Streitigkeiten, in welche er mit seinen Herren Brüdern gerathen, mir erzählete, sondern auch übel davon redete, daß der Herren Patriciorum Güter abermalen sequestriret worden; und sagte unter anderm weiteres: „Wann mich der liebe Gott zur Regierung befördern sollte, ich wollte mich mit meinen Herren Gevattern in einer Viertelstunde vergleichen und meinen Räthen nicht zuviel trauen.“ Inmittels wurden uns bei währender Tafel bald von Diesem bald von Denem große Gläser mit Wein gebracht und dieselben zu leeren stark genöthiget. Als aber das Confect aufgetragen worden, ließ der Herzog ihm ein großes Weinglas vollgeschenket hergeben: die Farbe im Glase war dem Weine zwar gleich, alleine der Geruch war anders. Aus diesem Weinglase fing er an Ihrer Kaiserl. und Königl. Majestäten und anderer seiner Gevattern Gesundheit in stando und, wie die Potatores reden, hausticῶς zu trinken, und wurde solch Trinken über alle Maßen stark continuiret, so gar daß nicht allein Graf Kasimir und Jobst Hermann von der Lippe bei währender Tafel — kamen aber wieder — aufstehen mußten, sondern es war nicht anders als arbeiteten wir in einem starken Platzregen. Dessen aber ungeachtet hielten wir beständig aus, und ob es zwar das Ansehen hatte, wir sollten laufen, so kam es dennoch dazu nicht, sondern wir hielten ritterlich aus. Als nun der Herr selber müde wurde und weilen die Geschirre groß, aller Gevattern Gesundheit nicht trinken konnte, sagte er zu mir: „Es will nicht angehen, daß ich aller meiner Herren Gevattern Gesundheit trinke. Damit ich aber meine gegen die Stadt Braunschweig habende Liebe und Affection zu erkennen geben möge, will ich den Herrn Abgeordneten dieses mein Glas auf Gesundheit eines Edeln (haec erant verba Illustrissimi) Hochweisen Rathes der Stadt Braunschweig zugetrunken haben.“ Als diese Gesundheit vorbei, wurde die Tafel aufgehoben und nachdem der Priester vor dem Tische gebetet, der Anstand zum Tanz gemachet. Weilen man aber Gelegenheit hatte wegzukommen, verfügten wir uns nach unserm Gemach, und ob zwar Herr Doctor Eggeling uns wieder hinaufholen wollte, so wiesen wir dennoch denselben mit etlichen Gläsern ab und gingen darauf des Nachts nach Glocke drei zu Bette.

Des Mittwochens hielten wir um gnädige Dimission und Recreditiv an, konnten aber nichts erhalten, sondern es ließ uns der Fürst zur Antwort geben, er wolle uns vor dem Sonnabend nicht dimittieren. Wurden darauf

des Mittages auf unserm Gemach gleich anderen Fremden allein tractieret. Nach geendigter Mahlzeit kamen alle Edelleute zu uns, in Meinung uns einen Streich zu versetzen, trunken mit uns tapfer herum, bis wir durch den Marschalk des Abends um fünf Uhr zur Tafel geführet wurden. Graf Kasimir aber war wegen des vorigen Platzregens todtkrank, blieb den ganzen Mittwochen auf dem Bette liegen und kunnte weder Kaltes noch Warmes zu sich nehmen. Ob nun zwar des Dienstages stark getrunken, so wurd doch des Mittwochens an der Tafel noch viel stärker getrunken, und muß frei bekennen, daß ich mein Lebtag in keiner Compagnie gewesen allwo so stark gesoffen worden, alles in stando und hausticῶς; und so lange die Gesundheiten getrunken wurden, stund das Frauenzimmer an der fürstlichen Tafel auch auf. Ich und der Herr Secretarius, ingleichen der Kasselschen Landschaft Abgesandter mußten aushalten; Graf Kasimir, wie gesaget, lag zu Bette, Graf Jobst Hermann lief davon und kam den ganzen Abend nicht wieder. An diesem Tage, das ist am Mittwochen, trank der Fürst einerlei Getränke mit uns, ausgenommen daß uns viel größere Gläser als dem Herzogen eingeschenket wurden. Wie aber der Herzog merkete daß er uns nicht fällen konnte, brachte er mir zum Beschluß eines Edeln Hochweisen Rathes Gesundheit zu, und als diese herumgegangen und der Fürste bene potus nicht mehr trinken konnte, ward die Tafel aufgehoben. Und weilen Aller Augen durch das große Gesöff verblendet worden und unsern Austritt Niemand sehen konnte, gingen wir nach unserm Gemach und spülete ich allein von meiner Leber und Lunge mit zwei Halbstübichensflaschen voll Bier den Wein ab, und gingen darauf um zwei Uhr zu Bette.

Am Donnerstage hielten wir stark um Dimission an, kunnten aber dieselbige nicht erhalten, sondern es ließ der Fürste uns ansagen: es würde heute davon nichts werden, nachdemmal er eine Wirthschaft ausgeschrieben und gegen Abend eine Jüdenhochzeit gehalten werden sollte, zu welchem Ende die geschriebenen Loosszettuln auf Graf Kasimirs Stuben gegriffen wurden. Es ward aber zu dieser Hochzeit Niemand als der Fürst, das gräfliche Frauenzimmer, die beiden Herren Grafen, der Kasselschen Landschaft Abgesandter und wir nebst denen Edelleuten admittieret. Der Herzog ließ für sich greifen, und ward demselben per sortem die Charge des Rabbi aufgetragen. Graf Kasimir war ein naher Freund des Bräutigams, Graf Jobst Hermann Braumeister, Herr Doctor Eggeling Bräutigam; ein gräfliches Fräulein ward eine Magd und mußte aufwarten, eine adeliche Dame v. Spiegel war Närrin, etzliche unter den Edelleuten mußten die Person eines Knechtes, einer die eines Narren, der andere eines Schornsteinfegers, eines Scherenschliepers, eines Holzhäuers sorte ita favente annehmen und ein Jedweder in einem solchem Habit der seiner Charge gemäß, erscheinen

und die Brauttafel bekleiden. Bei dieser Hochzeit wurde nicht stark getrunken, sondern es fielen unterweilen nur etzliche nasse Wetter ein. Ich aber war auf dieser Hochzeit der Kelner und der Herr Secretarius der Braut Bruder. Ich ward mit meinem schönen Kelnershabit an die Brauttafel gesetzet und bekam meine Stelle beim Herrn Rabbi. Der Rabbi entschuldigte sich und sagte: er hätte zwei Tage mit uns gestritten und uns nicht erlegen können; dessen aber ungeachtet wolle er auf Gesundheit eines Edeln Hochweisen Rathes der Stadt Braunschweig mir nochmalen zugetrunken haben. Als nun die Jüdentafel aufgehoben und das Gebet durch einen Pagen abgeleget, ward Anstand zum Tanze gemachet, und tanzte ein Jedweder in seinem Habit. Mir wurde die Braut, welche des Kasselschen Abgesandten Eheliebste war, zum Tanze gebracht, und als ich mit dieser in meinem Habit getanzet, verfügete ich mich nach unserm Losament.

Am Freitage hielten wir abermals um gnädige Dimission an, in welche dann endlich S. Durchlaucht consentieret. Und ließ uns derselbe durch Herrn Doctor Eggeling das Recreditiv ausantworten und darnebst mir eine kleine silberne Kanne, wieget 20 Loth, und dem Herrn Secretario einen kleinen silbernen Becher mit einem Deckel verehren. Wir sollten aber nicht eher ziehen, bis er uns Audienz gegeben und uns zuvörderst gespeiset hätte. Kurz darauf führete uns Herr Doctor Eggeling zur Audienz, und wie ich meine Rede geendigt, antwortete der Herzog uns mit abgenommenem Hute über die Maßen höflich und sagete hohen Dank, daß ein Edler Hochweiser Rath das angemuthete Ehrenwerk durch uns verrichten und ihrem jungen Pathen ein so schönes Präsent verehren lassen, welches er mit fürstlicher Gnade in allen Begebenheiten zu erwidern versprach und uns bat, wir möchten doch unseren hochgeehrten Herren und Oberen alles fideliter (haec erant verba Illustrissimi) referieren was zu Bevern vorgegangen, und wollte er ja hoffen, es wäre uns nach Nothdurft begegnet worden, gestalt er dann allen seinen Leuten anbefohlen uns zu bedienen und also zu versehen, damit wir es zu rühmen Ursache gewinnen sollten. Wie nun der Herzog diese Oration geendiget und ich darauf kürzlich geantwortet, und nicht allein ich, sondern auch der Herr Secretarius für offerirtes Geschenk unterthänigen Dank gesaget, wurden wir entlassen, und gab uns der Herzog durch zwei Gemächer das Geleit bis an die Treppe, welche uns zu unserm Gemach führete. Nun ist gewiß, daß uns Jedermann höchlich geehret, und der Marschalk und alle Edelleute mit bloßen Häuptern uns bedieneten, unserer Herren und Oberen in großen Ehren und hohem Ruhm gedachten, und wir nirgends als über das große Gesöff klagen können. Im Uebrigen ehrete und venerirete uns Jedermann, brachten uns alle Tage gnädigen Zuspruch von Sr. Fürstl. Durchl. mit und sagten: es ließe uns der Fürst bitten, wir möchten uns

doch nicht anders bezeigen, als wären wir bei den Unsrigen, und sollten nur fordern alles was wir begehreten.

Unterdessen als wir die Abschiedsaudienz genommen, wurden wir in Beisein Herrn Doctor Eggelings und zweier Edelleute tractieret und mit dem Trunke stark zugesetzet, bis wir des Nachmittags vermittels genommenen Abschiedes uns von unseren Zugeordneten mit Behendigkeit entrissen, uns in die Karrete verfügten und mit Ehren davon fuhren."

So, zufrieden mit sich und aller Welt, kehrten die beiden Botschafter nach Braunschweig zurück. „Haben nicht allein Ursach, solches alles was zu Bevern passieret und uns accommodieret worden höchlich zu rühmen, sondern dürfen auch nicht befürchten, daß ein einziger Mensch auftreten und vorgeben soll, als hätten wir eines Wohledlen Hochweisen Rathes Respect nicht in Acht genommen oder sonsten einigen Fehler begangen": so in dem Schreiben, mit welchem die Relation dem Rathe eingereicht wurde. Daß sie ihrerseits auch zu Bevern keinen übeln Leumund hinterlassen, darf mit einiger Zuversicht angenommen werden. Der Herzog dankte in einem überaus gnädigen Schreiben, ein langes Kostenverzeichniß bürgt dafür, daß auch von den kleinen und kleinsten Mächten des Bevernschen Hofes keine mit Verehrungen und Trinkgeldern übergangen war. So erhielt der Hofprediger 2 Rthlr. bei der Taufe und ebensoviel als er die gedruckte Taufpredigt offerirte; der Hofmeisterin und „auf die Wiege" wurden 16 Rthlr. gegeben, dem Marschal 6 Ducaten, dem Edelmann, der die Gesandten bedient, 10 Rthlr.; „einem vom Adel so nach einem blanken Pferdethaler lüstern," ward seines Herzens Begehr ebenfalls gestillt. Dazu dann Trinkgelder in Küche und Keller, den Musikanten, den Trompetern und Paukenschlägern, der Bettmagd, der Altfrau, den verschiedenen Dienern u. s. w. Kurz, die Occasion war mit Glanz bestanden.

Das kluge Pathchen verließ diese wunderliche verkehrte Welt schon im folgenden März: von ihm hatte die Stadt Braunschweig weder die verheißenen Gnadenerweisungen, noch die Unbequemlichkeiten zu gewärtigen, die das Verhältniß jedenfalls sicherer mit sich geführt hätte. Dann noch ein Jahr, und ein anderes Pathenkind der Stadt zertrümmerte die morschen Rathsstühle seiner Herren Gevattern und strich mit einem kühnen Griffe ein, was von der alten städtischen Herrlichkeit noch übrig war. Mit der Ehre fürstlicher Gevatterschaften war es für Braunschweig seitdem vorbei. An der olympischen Geberde des Königthums zu Versailles entzündete sich der Nachahmungstrieb des deutschen Kleinfürstenthums; es schlug jenen pompösen Faltenwurf um sich, unter welchem dann anderthalb Jahrhunderte hindurch die gebrechliche Creatur auf einsamer Höhe gottähnliche Größe und Machtfülle zu träumen, ihr Fleisch und Bein sich selbst und der Welt zu leugnen

suchte. Unendlich schwerer aber als der zweifelhafte Vorzug jener geselligen Annäherungen der Herzöge war all das Andere, was Braunschweig damals einbüßte. Unter dem Vorwande einer Curatel über den arg zerrütteten Stadthaushalt ließen ihm die Herzöge so gut wie nichts von seinen alten Besitzungen und Gerechtsamen übrig, unter büreaukratischer Bevormundung verkümmerten allmählich auch hier die letzten gesunden Triebe communalen Lebens. Doch der fürstliche Absolutismus hat seine Zeit nun auch gehabt; wer es wünscht wie wir, der mag heut hoffen, die Enkel jener kleinen Halbgötter mehr und mehr wiederum werden zu sehen, was sie nach altem Reichsrecht waren: Volksgenossen zu hohem Amt berufen. In den deutschen Städten aber regt sich, unter glücklicheren Verhältnissen als je zuvor, der alte Bürgergeist, eine Blüthe communaler Wohlfahrt verheißend, wie sie auch die Sehnsucht der alten Zeit nie erträumt hat. Und im Vollgefühl dieser gesegneten Wandlungen hat man im Juni des großen Jahres 1871 den zweiten Jahrhunderttag der Unterwerfung Braunschweigs ohne Groll und Trauer feiern — oder auch ungefeiert lassen können.

Ludwig Hänselmann.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die inneren Zustände Belgiens. Aus Brüssel. — Momentan herrscht politische Windstille in Belgien. Die Kammern, welche eine große Vorliebe für kurze Sitzungen und lange Ferien haben, sind noch bis zum 16. vertagt und die Bewegung, die hier statt fand, hat keine merkliche Spur zurückgelassen. Diese Bewegung ist überhaupt im Ausland mißverstanden worden, natürlich am meisten in Frankreich, wo die Unkenntniß des Auslandes mit der Prätention ausländische Vorgänge zu beurtheilen gleichen Schritt hält. Die Pariser Journale sahen schon in dieser Bewegung den Umsturz der belgischen Verfassung, des constitutionellen Systems, kurz eine Duodez-Ausgabe einer Revolution à la française. Während die reactionären Journale nicht begreifen konnten, warum das Volk in den Straßen von Brüssel nicht niedergemetzelt wurde, drückten die revolutionären Zeitungen ein naives Erstaunen aus, daß man nicht anfangen wolle Barricaden zu bauen, phrygische Narrenkappen zu tragen und die Marseillaise zu brüllen. Die guten Belgier sind jedoch ein positives Volk und ließen sich durch französische Kritiken nicht auf Irrwege führen. Die Bewegung hatte im Grunde genommen gar keinen politischen Charakter, sondern war einzig und allein gegen die Personen der

Minister gerichtet, von denen einige in den Langrand-Affairen direct compromittirt waren und deren Collection durch die Ernennung des Herrn de Decker, eines der Häupter des Langrand-Schwindels, zum Gouverneur der Provinz Limburg den öffentlichen Unwillen auf's tiefste erregt hatte. Ihn zu beschwichtigen, war die Entlassung des Herrn de Decker nicht genügend. Einen wirklich gefährlichen Anstrich hatte die Bewegung jedoch nie. Sie beschränkte sich darauf, daß des Abends Massen Volks vor die ministeriellen Hotels zogen, dort „Nieder mit den Ministern" schrieen, und dann sich in Stillschweigen vor dem königlichen Schloß aufstellten. Dies konnte jedoch nicht auf immer geduldet werden. Das Ministerium war entschlossen, das Militär gewaltsam einschreiten zu lassen. Der König jedoch, der in Mäßigung und politischer Urtheilskraft ein würdiger Schüler seines verewigten Vaters ist, erklärte, daß einer Frage von Personen halber kein Blut sollte vergossen werden. Das Ministerium hatte einem anderen, ebenfalls der katholischen Majorität entnommenen Raum zu machen. Die öffentliche Meinung war sogleich befriedigt und die Brüsseler unterlassen jetzt keine Gelegenheit, dem kgl. Paare zu zeigen, daß die Bewegung weder gegen ihre Personen, noch gegen die bestehenden Staatseinrichtungen gerichtet war. In wirklich freien Ländern ist es jetzt als Grundsatz anerkannt, daß es besser ist, einer nicht ungerechten, obgleich auf etwas illegale Weise vorgebrachten Volksbeschwerde abzuhelfen, als durch ein störriges Bestehen auf dem Buchstaben des Gesetzes einen Sturm heraufzubeschwören, dessen Ausgang sich nicht absehen läßt. Jedenfalls wäre die Conservirung des besten Ministers nicht des Vergießens von Strömen Blutes werth. Das belgische Ministerium fiel, wie die englische Zündholzsteuer, und man kann nur ausrufen: „Wohl den Ländern, wo das Volk sich im Siege, errungen in einer, wie es glaubt, gerechten Sache, zu mäßigen versteht und nicht auf Abwege geräth!"

Obgleich jetzt Alles ruhig ist, so werden doch die Folgen der Bewegung sich noch erkennbar machen. Die Hälfte beider Kammern muß im Laufe dieses Jahres durch Neuwahlen ersetzt werden. Der Wahlkampf wird ein erbitterter sein, denn die Liberalen sind entschlossen, für den Wiedergewinn des 1870 verlorenen Terrains mit allen Kräften zu streiten. Die katholische Partei hat jedoch zwei Vortheile über die Liberalen: erstens ist sie im Besitz der Regierungsmacht und zweitens ist sie einig, ihrer Zwecke sich bewußt, und ihrem wirklichen Chef, dem Erzbischof von Mecheln mit unbedingtem Gehorsam unterworfen. Die liberale Partei zerfällt hauptsächlich in drei Fractionen. Da ist zuerst die reiche Bourgeoisie, deren Ausdruck das letzte liberale Ministerium unter Frère-Orban war. Die dieser Partei Angehörenden wollen keinen Fortschritt im demokratischen Sinn. Ihr politisches Ideal ist England, nicht wie es jetzt ist, sondern wie es noch unter Lord

Palmerston war. Möglichst gute Gesetze für das Volk machen, das wollen sie wohl, aber daß das Volk, welches doch auch wissen muß, wo es der Schuh drückt, darein Viel mitzusprechen habe, das wollen sie nicht. Ihr Fall war hauptsächlich ihrer Gleichgültigkeit gegen die Bestrebungen der mehr fortgeschrittenen Liberalen, welche alle Geduld mit ihnen verloren hatten, und nicht einem plötzlichen Wiedererwachen des clericalen Geistes zuzuschreiben. Zunächst kommt die geringere Bourgeoisie, welche in dem gewerblich blühenden Belgien äußerst zahlreich ist. Die Sympathien dieser Klasse sind ganz und gar dem wirklichen demokratischen Fortschritt, mit welchem Nichts weniger als ein Taumel erregender, theoretischer Republikanismus gemeint ist, gewonnen. Obligatorischer Unterricht, Erweiterung des Stimmrechts, und gänzliche Trennung der Kirche vom Staat stehen obenan auf ihrem Programm. Und dieser Klasse schließt sich die Arbeiterklasse an, welche täglich mit ihr in Berührung kommt und in einem Zustande gegenseitiger Verschmelzung mit ihr lebt. Die Schwierigkeit beim nächsten Wahlkampf wird nun darin bestehen, ein politisches Programm zu finden, welches den drei Fractionen gleich annehmlich erschiene. Wenn die höhere Bourgeoisie zu Concessionen bereit sein sollte, dann mag der Sieg der liberalen Partei als gewiß angenommen werden. Die höhere Bourgeoisie könnte dies um so leichter thun, als, trotzdem so viel von der Internationalen in Belgien gesprochen wird, dieselbe doch nur wenig Einfluß besitzt und ihre Mitglieder in unserem Lande sich nicht bereit zeigen, von der Theorie zur Praxis überzugehen. Die Internationale übt auf einen gewissen Theil der Bevölkerung eine ähnliche Anziehungskraft aus, wie die Freimaurerei auf den höheren und den Mittelstand. Man leistet die Eide und lernt die Geheimnisse und das ist so ziemlich Alles. Zur Zeit der Pariser Commune wurden hier Sympathie-Meetings gehalten und die Folge war, daß die Arbeiter selbst über den krassen Unsinn, den die Chefs der fürchterlichen Gesellschaft auskramten, sich herzlich lustig machten. Die besitzenden Klassen haben bis jetzt Nichts zu fürchten, aber nichtsdestoweniger bleibt es wahr, daß zeitige freiwillige Zugeständnisse späten und abgezwungenen vorzuziehen sind.

Vor ihrer Vertagung votirte die Kammer das Militär-Budget, das sich auf 37 Millionen Franken beläuft. Große Mängel hatten sich während der Mobilisation im Jahre 1870 herausgestellt. Der Kriegsminister selbst hatte sie in seinem Bericht auseinandergesetzt. Die Intendantur und das Ambulanzenwesen ließen viel zu wünschen, mehr aber noch die Mannschaft. Die belgische Armee besteht jetzt nur aus dem Theil der Bevölkerung, der zu arm ist, Stellvertreter zu kaufen, und aus den Letzteren, schlechten, versoffenen, undisciplinirten Soldaten, die beinahe ebenso schnell desertiren, als sie sich anwerben lassen. Der Kriegsminister ist dem obligatorischen Militärdienste günstig gestimmt. Die Opposition forderte mit Nachdruck, das ministerielle Programm betreffs der Armee-Reform kennen zu lernen. Das Ministerium verlangt jedoch mehr Zeit behufs seiner Ausarbeitung, und die docile Majorität stimmte für das Budget, welches Belgien geben sollte, was Jedermann hier verlangt aber was es nicht giebt, nämlich eine tüchtige, ausgebildete, ausgerüstete Armee von 100,000 Mann, die mit den Beschützern der belgischen Unabhängigkeit und Neutralität, im Falle eines Angriffes auf diese, Hand in Hand wirken könnte. Herr Malou, der Finanz-Minister und

die Seele des jetzigen Cabinets, ließ jedoch die bemerkenswerthen Worte fallen: — „Wir müssen warten, bis wir sehen, welche Armee-Organisation Frankreich annimmt." Damit wollte er sagen, daß man abwarten müsse, ob Frankreich wieder eine militärische, aggressive Macht werden wolle. Den Belgiern aller Parteien, sogar den Clericalen, trotz ihrer geheimen Sympathien für die älteste Tochter der Kirche, sind doch endlich die Augen aufgegangen über die Richtung, von wo ihnen Gefahr droht. Die Zeit ist vorbei, wo der gewöhnliche Belgier nur Francillon war; jetzt tritt er mit derselben Leidenschaft in dem neuen Charakter des Prussillon auf.

Der politische Charakter der Ostpreußen. Aus der Provinz Preußen. — Wir Ostpreußen stehen in dem Ruf „politisch" zu sein. Dieser Ruf ist alt und gewissermaßen verdient, wenn schon nicht ganz in dem Sinne, in dem er wohl auswärts genommen zu werden pflegt. Es kann nicht ruhigere und gesetztere Leute geben, als die Ostpreußen im Allgemeinen, und nichts liegt und lag ihnen ferner, als sich unberufen in Händel mit der Regierung einzulassen, um politischen Einfluß zu gewinnen. Aber es ist wahr: sie haben sich nie als eine Heerde Schaafe betrachten wollen, die sich von ihrem Hirten den Weideplatz anweisen und zur bestimmten Zeit im Jahr scheeren läßt; sie haben sich immer gern mehr als treue Bürger, denn als gehorsame Unterthanen gefühlt, und sie haben über ihren Pflichten ihre verbrieften Rechte nicht vergessen mögen. Es war für die Bewohner des Landes von jeher mehr unliebsame Nothwendigkeit, als innerer Drang, was zur Beschäftigung mit politischen Angelegenheiten führte. Ihre wirthschaftliche Lage zu verbessern war fast immer der nächste Grund, und wie sehr derselbe bis in die neueste Zeit hin maßgebend geblieben, ist unschwer nachzuweisen. Ihr Verdienst ist denn freilich, daß sie rechtzeitig erkannt haben, sich selbst am besten zu dienen, wenn sie den Staat im Ganzen förderten, und daß sie charakterfest blieben zu Zeiten, wo rund umher Alles schwankte und ihre Zähigkeit ihnen selbst die schlechtesten Früchte eintrug.

Es verlohnt der Mühe zu untersuchen, wie der politische „Charakter" dieses Völkchens „erwachsen" ist. Denn nicht um besondere geistige Fähigkeiten handelt es sich, sondern um charakteristische Eigenschaften, nicht um einmalige außerordentliche Leistungen, sondern um die dauernde Bethätigung eines selbstbewußten Willens, wie er nur aus langer und strenger Erziehung hervorgehen kann. — Man vergesse nicht: die Provinz Preußen ist kein ursprünglich deutsches Land, sondern in sechs Jahrhunderten mühsam germanisirt, und dieser Prozeß ist auch gegenwärtig noch nicht zum Abschluß gekommen. Lebt auch die Erinnerung an die alten Preußen, welche beim Einzuge des deutschen Ordens das Land bewohnten, nur noch in einer großen Zahl von Orts- und Familiennamen und in mannichfachen Provinzialismen fort, die sich auf ihre ausgestorbene Sprache zurückführen lassen und der ostpreußischen Ausdrucksweise eine „außen im Reich" leicht erkennbare fremdartige Beimischung geben, so theilen wir doch noch immer mit Littauern, Masuren und Polen, und verhältnißmäßig nur ein kleiner Theil des Landes hat eine rein deutsche Bevölkerung aufzuweisen. Diese deutsche Bevölkerung selbst hat sich nach und nach aus den verschiedensten Stammelementen zusammengesetzt und ist erst unter den besonderen localen Verhältnissen zu einer

in vieler Hinsicht originalen Einheit zusammengewachsen. Das Land mußte mit dem Schwert erobert werden, und noch lange nach der Eroberung machte die Feindschaft der Unterworfenen und der Nachbarn, die ein ähnliches Schicksal fürchteten, den Besitz sehr unsicher. Die erste deutsche Bevölkerung war ein Niederschlag der Kreuzheere, die im 13. und 14. Jahrh. aus allen Gauen Deutschlands von unternehmenden und kriegslustigen Fürsten herangeführt wurden, und sie mußte lange noch das Schwert neben der Pflugschaar handhaben und den Soldatendienst auf den Stadtmauern verrichten. Man hat sich mitten in der polnischen und preußischen Bewohnerschaft um die an passenden Stellen angelegten Ordensburgen kleine deutsche Colonien zu denken, die sich durch Zuzug erweiterten und allmählich zusammenschlossen, überall aber durch strengste Arbeit und Rührigkeit erst die Bedingungen ihrer Existenz schrittweise erkämpfen mußten. Es konnten nur die tüchtigsten und strebsamsten Kräfte sein, die hier Vortheile für sich erhoffen durften; wer sich nicht den größten Anstrengungen gewachsen fühlte, wagte sicher schon die beschwerliche Kriegsreise nicht, und wer bei Betheiligung bei derselben Muth und Kraft überschätzt hatte, blieb sicher nicht im Lande zurück, um sich endlosen Gefahren auszusetzen. Wer aber blieb, wollte auch die Früchte seiner Arbeit gesichert sehen und ließ sich vom Orden eine „Verschreibung“ seiner Rechte und Pflichten geben. Die ganze Summe dieser Verschreibungen bildet die älteste Landesverfassung, in der Privat- und öffentliches Recht noch nicht gesondert war, und an der man wie an wohlerworbenem Eigenthum festhielt. Diese „Privilegien“ waren nicht verbriefte Bevorzugungen, sondern die Contracte zwischen der Regierung und den deutschen Einzöglingen, und nur die Gleichartigkeit dieser Contracte, wie sie mit Gründern von Städten, Dörfern und Gutssitzen abgeschlossen wurden, bewirkte eine Standesgemeinschaft der mit demselben Recht Ausgestatteten. Diese Privilegien vertreten hieß seinen Besitz vertheidigen, und wie zähe man daran festhielt, hat noch der große Kurfürst erfahren müssen. Später im 17. und 18. Jahrhundert kamen durch neue Zuzüge größerer Massen wieder neue Elemente in's Land: französische Reformirte und Salzburger, die ihre Heimath des Glaubens wegen verlassen hatten, siedelten sich an, und wieder waren es Leute, die ihren Charakter bereits bewährt hatten und unbeugsam an ihrem Recht festzuhalten entschlossen waren. Die Enkel all dieser kräftigen Naturen konnten nicht ganz entarten.

Es lag auf der Hand, daß die ganze Culturarbeit verloren sein mußte, wenn der Staat zusammenfiel, der sie schützte, und deshalb unterstützte man den deutschen Orden mit der größten Opferwilligkeit, so lange er sich seiner Aufgabe gewachsen zeigte. Als er in der Schlacht bei Tannenberg Polen unterlegen war und dann gar die Neigung verrieth, den in der wachsenden finanziellen Noth sich rasch entwickelnden politischen Einfluß der Stände einschränken und dämmen zu wollen, änderte sich die Stimmung. Man hielt seine Privilegien nicht mehr für genügend gesichert und verlangte bessere Garantieen; man wollte nicht zahlen, wozu man nicht verpflichtet war, und wenn man zahlte, auch die Verwendung in seinem Sinne controliren. Es waren wieder vorwiegend wirthschaftliche Bedenken, die eine Hinneigung zu Polen rechtfertigten, dem mächtigen Nachbar, der ein verderblicher Feind und ein nachsichtiger Freund sein konnte. So kam es, daß Ritterschaft und

Städte sich vom Orden trennten und mit dessen Todfeind Polen verbündeten, nicht etwa um polnisch zu werden, sondern in der allerdings trügerischen Hoffnung, auf diese Weise besser das Landesrecht zu wahren. Dreizehn lange Jahre wurde um die Herrschaft gekämpft.

Seit der Trennung des Landes in einen westlichen unmittelbar unter der Krone Polen stehenden und einen östlichen, zunächst dem Orden als Lehn von Polen verbleibenden Theil, wurden hier und dort die politischen Aufgaben für die Stände des Landes auf andere Ziele gerichtet und verschärft. Im königlichen Preußen hatte man das neuerworbene Privileg zu vertheidigen und dem Drängen nach Real-Union statt der bloßen Personal-Union mit Polen entgegenzutreten. Als man sich endlich doch bequemen mußte, über Landesangelegenheiten im Reichstage zu verhandeln und verhandeln zu lassen, brach bald die polnische Wirthschaft ein, und es waren zuletzt nur noch die großen Städte Danzig, Elbing, Thorn, die sich einen Theil ihrer Freiheiten bewahren konnten. Wirthschaftlich kam das Land dabei gänzlich zurück, und erst die Vereinigung mit der preußischen Monarchie ermöglichte ein neues Aufblühen durch Stärkung des deutschen Elements. In dem östlichen Preußen hatte man sich erst neu einzurichten. Der Orden war verarmt, das Land noch zum großen Theil Wildniß, man mußte vor allen Dingen den Frieden zu erhalten suchen. Dem entgegen ging die Politik der letzten Hochmeister und der späteren preußischen Herzöge dahin, sich möglichst unabhängig einerseits gegen den Lehnsherrn, andererseits gegen die eigenen Unterthanen zu stellen. Damit war den Ständen (Städte und Adel im Besitz von Rittergütern) ihr Weg vorgezeichnet. Um das Land vor wirthschaftlichem Verderb zu schützen, wie er bei einem ganz hoffnungslosen Kriege mit dem mächtigen Nachbar gewiß schien, und um die eigenen Rechte zu sichern, lehnten sie sich an Polen an und scheuten sich sogar nicht, von ihrer allerdings verfassungsmäßigen Befugniß Gebrauch zu machen, polnische Commissionen in's Land zu rufen, mit deren Hilfe dann ein ständisches Regiment etablirt wurde, dem erst der große Kurfürst ein Ende machte.

Der sehr hartnäckige Kampf der Stände gegen diesen — die Hauptwidersacher Kalkstein und Hieronymus Roth (oder Rohde) sind bekannt genug — hatte seine sehr guten politischen Gründe, die zu würdigen nur deßhalb den preußischen Geschichtsschreibern so schwer geworden ist, weil sie sich mit der vollen Kenntniß der späteren Thatsachen auf den Standpunkt der Gegenwart stellten. Bedenkt man, daß das Herzogthum Preußen ein kleines und armes Ländchen war, daß es von den brandenburgischen und rheinischen Besitzungen der Herzöge weit ab und als deutsches Land ganz isolirt lag, daß Polen damals noch ein mächtiger Staat war, Schweden mit seinem Kriegsheere drohte und daß die Kurfürsten wenig Achtung vor den verbrieften Landesrechten bewiesen hatten, so wird man begreifen können, daß den damaligen Insassen nicht sonderlich gut dabei zu Muth werden konnte, wenn sie ihr Land zum Zankapfel von Polen, Schweden und Brandenburg gemacht sahen und dem souveränen Herrn gegenüber jeden Hinterhalt bei der früheren Schutzmacht verloren. Die Stände unterlagen, aber nur schrittweise gaben sie ihre Position auf und noch am Anfange des 18. Jahrhunderts mußte mit ihnen gerechnet werden. Dann blieben freilich nur noch die sog. Huldigungslandtage übrig.

Der Staat Polen wurde zertrümmert, aber eine andere, noch größere Gefahr wuchs an den Grenzen heran: Rußland. Die russische Occupation des Landes während des siebenjährigen Krieges bewies, daß der Staat Friedrich's des Großen noch nicht im Stande sei, dieses exponirte Gebiet zu decken. Als es demselben aber gelungen war, durch Einziehung Westpreußens die Verbindung des Herzogthums mit den übrigen Theilen der Monarchie herzustellen, wurde bald die Einsicht allgemein, daß nun zur eigenen Sicherung der engste Zusammenschluß mit den deutschen Besitzungen der Hohenzollern und die möglichste Stärkung des Gesammtstaates geboten sei. Daß letztere vor Allem eine Wiederbelebung des bürgerlichen Selbstbewußtseins voraussetze, konnte denen nicht entgehen, die bei Kant in die Schule gegangen waren. Es ist bemerkenswerth, daß gelegentlich der Ausschreibung eines Huldigungslandtages die früher Bevorrechteten selbst den Wunsch aussprachen, es möchten auch Vertreter des kleineren Grundbesitzes zugelassen werden. Als in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts künstlich Provinzialstände geschaffen wurden, waren es wieder die altpreußischen, die zuerst und am eifrigsten an die Versprechungen von 1815 mahnten; es kam ihnen nicht so sehr auf einzelne liberale Verfassungsbestimmungen, als auf die gemeinsame Verfassung überhaupt an. Die politische Bewegung der vierziger Jahre hatte ebenso vornehmlich den Zweck, den Gesammtstaat in constitutionelle Bahnen zu lenken, um ihm eine innere Einheit zu geben, wie man denn auch von einem außerdeutschen Königreich Preußen nichts wissen wollte.

Die heutige Parteistellung der Provinz klar zu legen, ist nicht ohne Schwierigkeit; es sind dabei sehr verschiedene Factoren zu berücksichtigen, die größtentheils schon in der historischen Entwickelung angedeutet sind. Die Provinz Preußen hat auch heute noch keine rein deutsche Bevölkerung. Die Littauer freilich, die etwa 140,000 Köpfe stark noch in ziemlich geschlossenen Massen im Kreise Memel, am kurischen Haf und am Niemen entlang sitzen, sind dem preußischen Königshause mit Leib und Leben zugethan, wie die Masuren im Südosten, sodaß sie für die Nationalitätenfrage gewissermaßen nur privatim in's Spiel kommt, wenn es gilt, sich der mit ihrer Cultur vordrängenden „Deutschen" zu erwehren; aber ein Theil der Polen in Westpreußen strebt aus dem preußischen Staatsverbande heraus und stellt als obersten politischen Grundsatz die Wahrung der Nationalität hin. Während Littauer und Masuren, so lange sie Sitte und Sprache beibehalten, nicht über den kleinen Bauernstand hinaustreten, überdies auch evangelischer Confession sind, findet sich das polnische Element in Westpreußen noch in allen Gesellschaftsschichten vertreten, und die katholische Religion giebt einen neuen Grund zu separatistischen Neigungen. „National und clerical" steht also hier auf die politische Parteifahne geschrieben; dahinter verschwindet der Unterschied von liberal oder conservativ. In dem katholischen Ermland ist bei der Landbevölkerung wenigstens der Einfluß der Geistlichkeit so groß, daß clericale Wahlen durchzusetzen gewesen sind, aber im Allgemeinen sind die Ermländer gute preußische Patrioten. Ueberall sonst im ganzen Lande kann man sagen, daß bis zu einer gewissen Grenze alle Parteifarben verschwinden: man fühlt sich als eine deutsche Wacht im Osten und man ist zugleich mit innerster Genugthuung gut preußisch. Der categorische Imperativ des strengen und rücksichtslosen preußischen Wesens findet hier im Charakter der

Bewohner seinen natürlichen Boden. Man freut sich des einigen Deutschlands, denkt sich's aber im Grunde doch nur als ein stark vergrößertes Preußen. Nicht so freilich, daß man die Annexion von Landgebiet gewünscht hätte oder noch wünschte, sondern so, daß man durch diese politischen Umgestaltungen Preußen selbst in seiner Eigenart nicht für verändert hält und nur die Einrichtungen und Grundsätze, die diesem Staat Macht und Gedeihen gegeben haben, erweitert sieht. Man liebt das Fürstenhaus und ist stolz auf die Gunst des Geschickes, die demselben so viele ausgezeichnete Familienmitglieder gegeben hat; man ist auch durchaus monarchisch gesinnt. Man hält mit Vorliebe an dem Princip der allgemeinen Wehrpflicht fest und fühlt sich gern „ein Volk in Waffen". Die Verfassung ist gemeinsamer Boden, das Beamtenthum geachtet, das Recht möglichst freier Selbstbestimmung in communalen Angelegenheiten durchweg hochgehalten. Die durch Johann Jacobi, unseren berühmten und, wie betont werden muß, allgemein geachteten Landsmann, vertretene extreme Richtung, soweit sie antimonarchisch und antipreußisch ist, findet hier kaum Anhänger, und andererseits ist die kleine Partei derer, die nichts lernen und nichts vergessen und die daher von einem preußischen Verfassungsstaat überhaupt nichts wissen wollen, im Aussterben.

Außerhalb jener Grenzen aber machen sich mannigfache Parteiunterschiede geltend. In Kreisen mit vielen Rittergütern, zumal wenn dieselben noch im Besitz altadliger Familien sind, erhalten sich gewisse conservative Tendenzen. Man will in erster Linie das historische Vorrecht des Standes und des Besitzes wahren und widerstrebt schon deshalb dem liberalen Princip der Ausgleichung; mit der Regierung geht man nur, weil und so lange sie selbst conservativ ist. Wo aber der Großgrundbesitz mehr vereinzelt, oder, wie durchweg in Littauen, erst in neuerer Zeit entstanden ist, beeinflußt derselbe die politischen Gesinnungen der Besitzer nicht direct und es finden sich unter denselben, adligen wie bürgerlichen, mindestens so viel liberale als conservative. Conservativ ist ferner im Allgemeinen die evangelische Geistlichkeit. Nicht dasselbe kann man von der Beamtenschaft sagen, die vielmehr überall da, wo sie sich unabhängig äußern kann, und oft auch da, wo sie sich Verdächtigungen aussetzt, dem Fortschritt zuneigt, auch wenn sie sich äußerlich nicht gerade der Fortschrittspartei anschließt. Man hat überhaupt wohl das Recht, von einer „großen liberalen Partei" zu sprechen, zu der Alles gehört, was nicht exclusiv conservativ ist. Innerhalb dieser großen Partei sind nun aber vornehmlich zwei Richtungen zu sondern. Nach der einen gehen diejenigen, die vor Allem das Princip vertreten und der Regierung so lange Opposition zu machen entschlossen sind, bis sie dasselbe anerkannt haben wird, wozu die übrigens wenig einflußreichen Demokraten und Socialisten und die dem alten Programm anhängenden Fortschrittsleute, deren Anhang noch immer sehr ansehnlich ist, gehören. In der anderen Richtung gehen diejenigen Liberalen fort, die den besonderen Umständen nach mehr oder weniger Concessionen an die Regierung zu machen und Compromisse zu schließen geneigt sind. Diese Politiker gehen jedoch noch keineswegs in die sog. nationalliberale Partei auf, obschon viele derselben ihr angehören, sondern sie reserviren sich nebenher noch besondere Rücksichten auf die besonderen Bedürfnisse der Provinz, deren wirthschaftliche Lage zu verbessern, sie als dringendste Forde-

rung hinstellen. Hier kommt in Frage die beschwerliche und verderbliche russische Grenzsperre, der Wunsch nach Verbesserung der Communikationsmittel, die Aenderung der Zollverhältnisse, die Enthebung von alten Kriegsschulden, die Verbesserung der Häfen u. s. w. Um die Regierung der Beförderung von dergleichen wirthschaftlichen Fortschritten geneigt zu machen, ist man bereit, mit eigentlich politischen Forderungen zurückzuhalten, sich den Verhältnissen anzubequemen, sie so weit irgend thunlich zu unterstützen und auch die persönliche Annäherung an die gesellschaftlichen Kreise derer, die als die Vertreter der Regierung gelten, zu suchen. Es kann gar nicht in Abrede gestellt werden, daß durch diese Realpolitik wirklich schon sehr wesentliche Vortheile für die Provinz erlangt sind und daß sich das Vertrauen zwischen Regierenden und Regierten zum Nutzen beider Theile gehoben hat. Es kommt dazu, daß der jetzige Oberpräsident (v. Horn) ganz der Mann ist, mit Männern der verschiedensten Parteirichtungen ohne Gefährdung seiner amtlichen Stellung verkehren zu können, und die Hebung der Provinz mit aller ihm eigenen Energie zu seiner wichtigsten Aufgabe gemacht hat. So verwischen sich die politischen Parteiunterschiede mehr und mehr, und die wirthschaftlichen Principien treten in den Vordergrund. Das nächste Mal über unsere davon nicht wenig beeinflußten Preßverhältnisse.

S—n.

Eine württembergische Abgeordnetenwahl. Aus Stuttgart. — Ein Wahlkampf, der in den letzten Wochen den Bezirk Geislingen in Bewegung setzte, verdient es auch im neuen Reich eine bescheidene Stelle zu finden; schon darum, weil er Zustände enthüllte, die im neuen Reich gänzlich undenkbar schienen. Plötzlich war es, als ob jene holden Scenen vom Frühjahr 1868 sich erneuern sollten, da die württembergische Regierung im festen Bunde mit den Ultramontanen und der Volkspartei das Gelübde gethan hatte, daß kein nationaler Candidat in das Zollparlament gewählt werden solle. Diesmal handelte es sich nicht um Zollparlament, noch um Reichstag, sondern nur um die Stelle eines Abgeordneten im württemberg. Landtag; aber der Eifer war kein geringerer, und der Erfolg, obwohl auf den einen Wahlkreis beschränkt, derselbe. Bei einer unerhörten Wahlbetheiligung — es stimmten 89 Procent der Wählerschaft — siegte mit 40 Stimmen mehr der Candidat der Regierung, oder wenn man will, der Candidat der Ultramontanen. Denn eben das war das Interessante, daß die Regierungsbeamten angewiesen waren, ihren ganzen Einfluß für denselben Candidaten aufzubieten, für welchen nicht minder die Ultramontanen mit all ihren Mitteln in's Zeug gingen. Bei den Beziehungen, welche dermalen zwischen dem Ultramontanismus und dem deutschen Reich bemerklich sind, gab diese Bundesgenossenschaft dem an sich kleinen Ereigniß doch einen politischen Hintergrund. Und die württemberg. Regierung ging den Deutungen, welche ihr Verhalten herausforderte, gar nicht aus dem Wege, sie trotzte ihnen. Anstatt stutzig zu werden, als die Ultramontanen den von ihr aufgestellten Candidaten mit offenen Armen aufnahmen, schien sie jetzt ihren Eifer zu verdoppeln, der denn auch mit dem erwünschten Erfolg gekrönt wurde.

Es muß ein hohes Ziel gewinkt haben, um die Regierung zu bestimmen, sich in eine so fatale, vielleicht auch ihr nicht ganz erfreuliche Bundes-

genossenschaft einzulassen. Und wirklich galt es ein Ziel, dessen Größe freilich nur die in die intimeren schwäbischen Parteiverhältnisse Eingeweihten vollständig zu würdigen vermögen. Es galt, der nationalliberalen Partei ihre feste Burg in Württemberg zu entreißen. Um dies zu erreichen, war kein Preis zu hoch, auch nicht der Bund mit den Schwarzen. Man muß wissen, daß der Bezirk Geislingen seit lange eine bevorzugte Stelle in unseren Wahlkämpfen einnimmt, und es ist heute, da es über den Verlust dieses Ranges trauert, nur billig, seiner ruhmvollen vergangenen Tage zu gedenken. Seit vielen Jahrzehnten setzte Geislingen eine Ehre darein, einen vornehmen Kämpen für Freiheit und Vaterland in den Halbmondsaal nach Stuttgart zu senden. Hier war der Wahlbezirk Friedrich Römers, des langjährigen Führers der württembergischen Opposition, den im März 1848 das allgemeine Vertrauen in's Ministerium rief, und der unter anderen Verdiensten auch das besaß, im Juni 1849 den Trümmern des deutschen Parlaments zu einem anständigen und effectvollen Ende zu verhelfen. Später wurde hier Robert Römer, sein Sohn, gewählt, und der Bezirk blieb diesem streitbaren, fast leidenschaftlichen Vertreter des Einheitsgedankens auch dann getreu, als Württemberg mehr und mehr in jenen blinden Haß gegen die nationale Einheit gehetzt wurde, den erst der französische Krieg wieder aus den Herzen tilgte. Hier unter den Bürgern von Geislingen fand nach dem Jahr 1866 der Gedanke der Vereinigung mit dem norddeutschen Bund zuerst in Schwaben eine populäre Basis. Hier wurde der König von Preußen, als er im Frühjahr 1867 vom Bodensee kommend nach seiner Stammburg Zollern reiste, unvermuthet von einer spontanen Volksdemonstration als künftiger Kaiser des deutschen Reichs begrüßt. Hier wehten, als im Jahre 1868 die deutsche Partei in dem Städtchen ihre Landesversammlung hielt, aus allen Häusern die schwarzweißrothen Fahnen, die damals so verpönt, ja fast so staatsgefährlich waren, wie ehemals die schwarzrothgoldenen, unter deren Schutz zuletzt die armseligen Reste des Bundestags sich flüchteten. Und als jene prophetische Begrüßung des Königs Wilhelm zur Wahrheit geworden war, da war wiederum Geislingen die erste Stadt aus Schwaben, die dem Kaiser ihren Glückwunsch nach Versailles sandte, zu einer Zeit, da die Väter der Residenzstadt Stuttgart sich noch lange und gründlich besannen, wie ein so bedenklicher Schritt mit der Loyalität gegen das angestammte Herrscherhaus wohl zu vereinigen sein möchte.

Es wäre unbillig zu verlangen, daß einem solchen Bezirke unsere Hof- und Regierungskreise mit besonderer Sympathie sich hätten zuwenden sollen. Immerhin war es auffallend, daß schon bei den allgemeinen Abgeordnetenwahlen im December 1870 die Regierung um jeden Preis die Wiederwahl Römers hintertreiben wollte. Denn damals war ja die Zeit, da die Regierung sich endlich entschieden von Volkspartei und Ultramontanen losgemacht hatte und eine Verständigung mit der deutschen Partei suchte, um eine Kammermehrheit herbeizuführen, welche die Versailler Verträge genehmigen würde und eine loyale Mitwirkung zu der neuen Reichspolitik verspräche. Auffallend, wie gesagt, war es, daß selbst damals einem Führer der deutschen Partei der Sitz in der Kammer streitig gemacht werden sollte, für welchen schon jetzt ein katholischer Beamter aus dem Departement des Herrn v. Mittnacht, der heute siegreiche Kreisgerichtsrath Hohl, in Bereitschaft ge-

halten wurde. Es bedurfte damals aller Entschiedenheit von Seite der deutschen Partei, um den Ministern begreiflich zu machen, daß sie gerade jetzt diese Concession zu machen schlechterdings nicht in der Lage sei. Herr v. Mittnacht wartete. Er wartete, bis er Robert Römer, bis dahin Professor des röm. Rechts an der Landesuniversität, zum Rath am Bundesoberhandelsgericht zu Leipzig ernannt hatte. Noch bevor Römer sein Mandat zur württembergischen Kammer niederlegte, hatten die Beamten des Bezirks die Weisung erhalten, dem obengenannten Candidaten der Regierung den Boden zu bereiten.

Dieser Candidat war nicht ohne kluge Absicht ausgewählt. Um den heißbegehrten Bezirk den Nationalen zu entreißen, gab es nur ein Mittel: eine den Clericalen genehme Candidatur. Denn obwohl bis dahin die Nationalen stets die Sieger gewesen waren, konnte ihnen dies doch immer nur mit großen Anstrengungen gelingen gegenüber der clericalen Partei, welche nahezu über die Hälfte der Wähler gebot. Während die Nationalen, zumal in der Stadt Geislingen selbst, ihre Stärke besitzen, ist die Landbevölkerung größtentheils katholisch, hier hat das gräflich Rechberg'sche Haus, ein Mittelpunkt ultramontaner Propaganda in Süddeutschland, seine Hauptbesitzungen, und eben dieser Umstand hat den Wahlkämpfen hier immer eine besondere Lebhaftigkeit verliehen, den Parteien zu einer nicht gewöhnlichen Schulung und Disciplin verholfen. Nun war der Kreisgerichtsrath Hohl für seine Person zwar keineswegs ein Ultramontaner, er gehörte vielmehr zu jenen liberal angehauchten katholischen Juristen, oder, wenn man will, zu jenen clerical gefärbten gemäßigt-freisinnigen Büreaukraten, deren zweifelhaft schillernde Farbe sich nach verschiedenen Seiten empfiehlt und gleichzeitig für verschiedene Zwecke verwendbar erscheint. Möglich sogar, daß Herr v. Mittnacht einen Augenblick darauf rechnete, daß gerade ein solcher Candidat gemäßigte Elemente von beiden Seiten, von der nationalen wie von der ultramontanen, auf sich vereinigen möchte. Allein eben in diesem Bezirke, wo die beiden Parteien so streng disciplinirt einander gegenüber stehen, wäre diese Berechnung eine leichtfertige Täuschung gewesen. Wenn die Regierung hier einen Mann ihrer Wahl präsentirte, so waren seine Partei entweder die Nationalen oder die Clericalen, und da die Ersteren auf ihre Anfragen über das Verhältniß Hohl's zu den kirchenrechtlichen Streitfragen der Gegenwart nur verlegen ausweichende Antworten erhielten, waren sie genöthigt, einen nationalen Gegencandidaten aufzustellen; Hohl, der Candidat der Regierung, wurde der Candidat der Clericalen. Dieser Gang, den der Wahlkampf nahm, war geradezu unvermeidlich. Die Regierung wußte es oder mußte es wissen.

Die Clericalen haben gesiegt. Diesmal haben sie einem Anhänger der Regierung geholfen, wie sie an anderen Orten des Landes ihren Einfluß Anhängern der Volkspartei zur Verfügung stellen. Es sollte uns ein Jahr nach Aufrichtung des Reichs das Schauspiel nicht erspart bleiben, wie württembergische Staatsbeamte und fanatische Priester in einträchtigem Eifer gemeinsame politische Agitation treiben. Herr v. Mittnacht hat sich in der letzten Session des Reichstags — mit Bezug auf die Art, wie er im württembergischen Landtag die Reservatrechte behandelt hat — seiner „Vorsicht" gerühmt, und Niemand wird ihm gerade diese politische Tugend ab-

sprechen. Für den Ruf der württemberg. Regierung wäre es indessen ohne Zweifel besser gewesen, sie hätte ihre Hände überhaupt von einem Bezirk gelassen, wo es nur jene zwei geschlossenen Parteien gibt, deren eine sie dann nothwendig zur Regierungspartei stempelte: den Bund mit der einen hätte ihr Niemand zugemuthet, der Bund mit der anderen hat sie compromittirt.

Inzwischen ist die Wahl angefochten. Es sollen Unregelmäßigkeiten vorgekommen sein, welche ihre Gültigkeit in Zweifel stellen. Würde nach den Grundsätzen des Reichstags verfahren, so würde die Wahl schon aus dem Grunde für nichtig erklärt werden, weil die Regierungsbeamten ihren amtlichen Einfluß zu einer ungebührlichen politischen Agitation mißbrauchten. Die Gerechtigkeit erfordert hinzuzusetzen, daß die Regierung und ihre Vertreter allerdings nur gethan haben, was nach altem württembergischem Brauch erlaubt ist und selbstverständlich.

Karl Schurz und Präsident Grant. Vom Michigansee. — Die Schleier, welche die Gestaltung der nächsten Präsidentschaftswahlcampagne verhüllen, fallen allmählich und gleichen Schrittes damit schwindet der Zweifel, ob General Ulysses Sympson Grant gleich seinem verewigten Freunde Lincoln ein zweitesmal als Candidat für das höchste Amt des Landes aufgestellt und auch gewählt wird. Es fragt sich blos, ob er nochmals candidiren will; will er es, so wird kein anderer republikanischer Candidat aufgestellt und seine Erwählung ist dann eine von vornherein ausgemachte Thatsache. Gab es vor den Spätsommer- und Herbstwahlen, die in einer Reihe der maßgebendsten Staaten stattgefunden, noch unbefangene Beobachter, welche die abermalige Erwählung Grant's bezweifelten, so gibt es heute deren wohl keine mehr; Staat um Staat lieferte stattliche, mitunter unerwartete Majoritäten für die betreffenden republikanischen Parteiprogramme, die alle ohne Ausnahme die Grant'sche Administration für einen Segen für das Land erklärten. Das Vertrauen, welches die Majorität der Wähler in den Nordstaaten, namentlich jene, welche der durchschnittlich wohlhabenden, dem Demagogengeschwätz am schwersten zugänglichen ländlichen Bevölkerung angehören, in die Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit Grant's setzen, hat so tiefe Wurzeln geschlagen, daß es durch die heftigsten, leidenschaftlichsten Angriffe der persönlichen Feinde Grant's innerhalb der republikanischen Partei, mögen dieselben selbst Summer oder Schurz heißen, nicht erschüttert wird.

Die Haltung, welche der letztere Senator seit etwa anderthalb Jahren gegen Grant und die gesinnungstreue republikanische Partei beobachten zu müssen geglaubt hat, rief nicht blos unter den Republikanern englischer Zunge, sondern auch unter den deutschen Republikanern, welche Schurz früher auf den Händen trugen und in die Höhe hoben, manches bedenkliche Kopfschütteln hervor. Leidenschaftlichster, persönlichster Haß gegen Grant beseelt des deutschen Senators ganzes Wesen und grinst aus allen seinen Reden heraus. Zu welch unwürdigen Waffen der einst so gefeierte Befreier Kinkels in dem Kampfe gegen Grant greift, möge man daraus ermessen, daß sein Blatt, die „Westliche Post“ anläßlich der Mitte August erfolgten Durchreise des Präsidenten durch St. Louis sich nicht entblödete, dem Haupte der

Nation vorzuwerfen, er habe bei einem Wirthe Namens Christian Niemann eine unbezahlte Rechnung für genossene Getränke hinterlassen. Der Wirth zögerte nicht, diese unter den Augen des Herrn Schurz geschriebene und gedruckte „Localnotiz" sofort in der „Neuen Welt" vom 28. August für eine gemeine Lüge zu erklären. Nicht lange darauf sagte das Schurz'sche Blatt dem Präsidenten, welcher gelegentlich der Feier der Eröffnung der „American und Europäan Railroad" (einer neuen Schienenverbindung zwischen Boston und Halifax) Boston besuchte, in allem Ernste nach, er habe sich bei einem Bostoner Hutfabrikanten in sehr zudringlicher Weise einen neuen Hut zum Geschenke ausgebeten. Wenn die New-Yorker „Sun", deren Hauptredacteur Charles A. Dana, früher ein glühender Verehrer Grant's, jetzt aber, weil der Präsident ihm kein Amt verliehen, dessen ruheloser, in den Mitteln nicht wählerischer Feind, den Lesern seines Blattes solche Albernheiten auftischt, so schadet dies Niemand. Das Schurz'sche Organ schadet aber damit, zwar nicht dem Präsidenten, sondern Herrn Schurz selber. Trat Schurz früher, vor seinem unglücklichen Kampfe gegen Grant, irgendwo als Redner auf, so strömte ihm das deutsche Publikum in hellen Haufen zu. Das letzte zahlreiche deutsche Auditorium hatte er am 12. August in Chicago, wo er die Brücke zu einer Verständigung mit Grant und den gesinnungstreuen Republikanern unprovocirt und muthwillig hinter sich verbrannte. Als er am 20. September zu Nashville in Tennessee eine zweite, mit Schmeicheleien gegen die „Brüder" im Süden reich versetzte Auflage seiner Chicagoer Rede vom Stapel ließ, belohnten ihn nicht mehr viel Deutsche, aber desto mehr Rebellen und Anhänger der „lost cause" mit Beifall. In Cincinnati mit seinen 90,000 Deutschen mußte sich Schurz mit einem Auditorium von 400 Köpfen begnügen — weniger als der erste beste Stumpredner um sich versammelt. In Milwaukee, wo er doch viele persönliche Bekannte hat, sank diese Zahl auf die Hälfte herab; in dem großen New-York erschien blos ein Häuflein Zeitungsreporter und etwa 100 Neugierige, um Schurzen's Vorlesung gegen Grant anzuhören, und in dem vielthürmigen Brooklyn mit seinen 120,000 Deutschen hielt Schurz seinen Vortrag vor einem leeren Hause. Wie das amerikanische Publikum, die Deutschen inbegriffen, jede aufsteigende politische Größe zu escomptiren pflegt, so läßt es auch, diesem seinem geschäftlichen Instincte folgend, jede politische Persönlichkeit, mag sie bisher was immer für eine wichtige Rolle im öffentlichen Leben des Landes gespielt haben, sofort antecipando fallen, wenn es deren Zurücksinken in den Hohlraum der Vergessenheit wittert. Dieselben englisch-amerikanischen Blätter republikanischer Richtung, welche noch in der letzten Congreßsession den Reden des Senators Schurz Leitartikel widmeten, erwähnen von ihm heute kaum mehr, als was der Draht über sein Verhalten im Senate meldet; die glossirenden Leitartikel bleiben aus. Die gesinnungstreuen deutschen republikanischen Blätter nennen ihn schon seit seiner Nashviller Rede, in welcher er mit den Copperheads des Südens liebäugelte, mehr oder weniger verblümt einen politischen Renegaten à la Andrew Johnson oder, wie das in Peoria, Illinois, erscheinende Organ des deutschen Staatssecretärs Eduard Rummel, die „Deutsche Zeitung" einen „Hansdampf in allen Gassen."

Wenn Grant wieder gewählt wird, so hat er sich, wie das einfluß-

reichste deutsche Blatt in den Verein. Staaten, die „Illinois Staatszeitung", vor einiger Zeit sehr richtig bemerkte, hiefür hauptsächlich bei Herrn Schurz und den unter des letzteren Führung stehenden sogenannten „liberalen" Republikanern von Missouri — anderswo existiren sie nicht — zu bedanken. Denn ihre verfrühte und bis zur Abgeschmacktheit übertriebene Anfeindung aller Amtshandlungen, Beweggründe und persönlichen Lebensgewohnheiten des Präsidenten haben ihm viel mehr Freunde denn Widersacher gemacht. Schurz und seine Anhänger in Missouri haben die Weisheit des „Allzu scharf macht schartig" nicht gewürdigt. Grant hat manche Mißgriffe begangen, manche Fehltritte gemacht, wie das auch anderen Leuten begegnet, die deswegen noch lange keine Verbrecher sind. Aber wenn diese Mißgriffe und Fehltritte mit Aufwendung aller Künste dialektischer Kümmelspalterei als fürchterliche Staatsverbrechen hingestellt werden, für welche die ganze Geschichte des Landes kein Beispiel liefere, und für die es keine Sühne gebe — so lautet der Tenor aller Schurz'schen Reden — so ist die natürliche Wirkung auf Leute von gewöhnlichem Menschenverstande die, daß sie eine gewisse Theilnahme für den Mann empfinden, welchem Irrthümer, wie jeder andere Mensch sie auch begehen kann, so entsetzlich hoch angerechnet werden. Als der Schurz'sche Feldzug gegen Grant begann, war es noch keineswegs gewiß, daß derselbe nochmals als Candidat werde aufgestellt werden. Seitdem ist dies allerdings höchst wahrscheinlich geworden', aber nicht in Folge der Thätigkeit der Freunde des Präsidenten, sondern durch die seiner Feinde. Mit der Wiederwahl Grant's ist aber auch das Schicksal des Politikers Schurz besiegelt; der Ast am Baume der republikanischen Partei, welcher Herrn Schurz trug, ist dann ganz abgesägt und Schurz fällt in den weiten Abgrund politischer Beutungslosigkeit.

Die Deutschen Amerikas werden dies indessen nicht besonders beklagen. Aus zwei Gründen nicht. Einmal haben sie ihm nichts zu verdanken. Seit seinem Eintritt in den Senat der Nation wich er ängstlich jedem Anlaß aus, sich als Kind einer deutschen Mutter zu bekennen. Als voriges Jahr deutsche Massenversammlungen allerwärts gegen den Verkauf amerikanischer Waffen an Frankreich protestirten, da war Karl Schurz, wie seiner Zeit die „Kreuzzeitung" mittheilte, stumm wie ein Fisch: er sprach des Langen und Breiten über die nicht vorhandenen Verletzungen des internationalen Rechtes, welche Grant in der San-Domingo-Affaire begangen, aber über die Waffenverkäufe keine Silbe. Er fürchtete, man werde seine gründliche Entnationalisirung anzweifeln, wenn er sich im mindesten als Deutscher zu erkennen gäbe. Zweitens läßt das Verschwinden des Herrn Schurz in nichts keine Lücke zurück. Eine sehr stattliche Reihe Deutscher, die ihre Nationalität nicht verleugnen, befindet sich in Stellungen, die dem Einen oder dem Anderen mit der Zeit in den Senat der Nation verhelfen können. Und zwar sind diese Deutschen lauter gute Republikaner, welche mit den Copperhead's grundsätzlich keine Allianz eingehen. Herr Eduard Rummel, Staatssecretär in Illinois, ist bereits genannt. Dazu kommen: Ferdinand Lehr, Staatsschatzmeister in Californien; Heinrich Boländer, Staatsschulsuperintendent (idem quod Unterrichtsminister) in Californien; Ernst Salomon, Gouverneur des Territoriums Washington; Wilhelm Seeger, Staatsschatzmeister in Minnesota; Heinrich Bätz, Staatsschatzmeister in Wisconsin; Jacob Müller, Vice-

gouverneur in Ohio. Beim Empfange des Herrn Kurt v. Schlözer, Gesandten des deutschen Reiches, bemerkte auch Präsident Grant, daß viele der besten Bürger Amerikas deutscher Abkunft seien. Welche Motive Herrn Schurz veranlaßt haben, eine so eigenthümliche „New Departure" aus der republikanischen Partei hinaus einzuschlagen, ist zur Zeit noch ein Geheimniß. Grant, der um das Geheimniß wohl wissen muß, schweigt darüber beharrlich, wie er sich überhaupt auf die Kunst des Schweigens in vortheilhaftem Gegensatze zu seinem Vorgänger Andrew Johnson und wohl auch zu seinem „Collegen" Thiers in Versailles ganz ausgezeichnet versteht. Indessen liegt die Vermuthung sehr nahe, daß Schurz sich aus ähnlichen Gründen, wie sein College Sumner, mit Grant überworfen hat. Sumner hatte, seine Verdienste um das Land und um die Partei überschätzend, sich nicht mit jenem bedeutenden Einflusse auf die Regierung begnügen wollen, den er kraft seiner Stellung als Vorsitzender des Senatscomités für Auswärtiges, des wichtigsten von allen, ausüben konnte, sondern wollte dem Präsidenten und der Administration einfach dictiren. Wäre es nach seinem Kopfe gegangen, so wäre z. B. der völkerrechtlich epochemachende Washingtoner Vertrag nie zu Stande gekommen, sondern die Ver. Staaten stünden mit der britischen Schwesternation so lange auf gespanntestem Fuße, bis ein wirklicher Krieg ausbräche. Grant, sich gegenwärtig haltend, daß er selbst, nicht Sumner, die schwere Verantwortlichkeit seines Amtes zu tragen hat, zauderte indessen keinen Augenblick, die usurpirten dictatorischen Gelüste des Senators aus Massachusetts energisch zurückzuweisen, und außer den demokratischen Krokodilen und einem Häuflein malcontenter Republikaner weinte Niemand Herrn Sumner eine Thräne nach, als ihn die Majorität des Senates, welche auf die Harmonie zwischen den Spitzen der gesetzgebenden und der vollziehenden Gewalt den gebührenden Werth legt, bei Beginn der letzten Congreßsession seiner Stelle als Vorsitzender des genannten Comités entsetzte. Aehnliches dürfte auch bei Herrn Schurz der Fall gewesen sein; der Senat wählte ihn in der kürzlich eröffneten Wintersession gar nicht mehr in das Comité für Untersuchungen und Ersparungen, dessen Vorsitzender er in der letzten Session gewesen. Den allgemein gehaltenen Anklagen der unzufriedenen republikanischen und der demokratischen Senatoren über Corruption u. dgl. in den verschiedenen Zweigen der Bundesverwaltung brach aber die Senatsmajorität sofort erfolgreich die Spitze ab, indem sie nemini dissentiente das neue, aus Republikanern und Demokraten zusammengesetzte Untersuchungs- und Ersparungscomité mit den umfassendsten Vollmachten zur Erfüllung seiner Aufgabe ausstattete. Damit ward, wie Senator Edmunds sehr schlagend bemerkte, der thatsächliche Beweis geliefert, daß die Herren Sumner, Schurz und Genossen kein Monopol darauf besitzen, vor der Nation als die ausschließlichen Vorkämpfer einer guten, ehrlichen Verwaltung zu gelten.

—z.

Literatur.

Nationalitätsverhältniß u. Sprachgrenze in Böhmen von Richard Andree. 2. Aufl. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1871. — Unter den nationalen Fragen, deren Lösung eine Aufgabe der deutschen Zukunft ist, nimmt die deutsch-tschechische eine eigenthümliche Stellung ein. Seit Jahrhunderten schwebend und aus den Gestaltungen des früheren Mittelalters zu uns fortgeführt, scheint sie an Dringlichkeit hinter denjenigen zurückzutreten, welche erst die politischen Gestaltungen der Neuzeit uns aufgeworfen. Wir sind gewohnt, sie als eine immer fortschwebende zu betrachten, wie der Gang der Geschichte, indem er die Verhältnisse der Länder, welche Böhmen begrenzen, umgestaltete, dieses selbst fast unberührt gelassen. Ihre Lage befriedigt uns nicht, im Gegentheil, man empfindet peinlich die untergeordnete Stellung, die der Deutsche dem Tschechen gegenüber im öffentlichen Leben des böhmischen Landes einnimmt; aber die Mittel zu ihrer Lösung liegen hier nicht wie bei anderen Fragen einfach da. Und die Schwierigkeiten, Aenderungen herbeizuführen, in denen das deutsche Interesse seine ganze Befriedigung finden könnte, liegen eben in den besonderen Verhältnissen des Landes selbst, wie solche sich nach Naturbeschaffenheit und Geschichte gestaltet haben, in dem eigenthümlichen Neben- und Untereinanderwohnen der beiden Nationen, welche niemals politisch getrennt und doch ihrem Wesen nach innerlich geschieden sich in den Besitz dieses Landes theilen. — Die Kenntniß der Nationalitäts-Verhältnisse Böhmens, das seit einem Jahrtausend dem deutschen Reiche angehörig, dennoch ein vorwiegend slavisches Land geblieben ist, und dessen dichte und zusammenwohnende slavische Bevölkerung fast rings von Deutschen umgeben dem Eindringen der Deutschen doch zu widerstehen vermocht hat, ist eine wichtige Grundlage zur richtigen Beurtheilung der deutschen Verhältnisse der Gegewart und Zukunft, und in diesem Sinne müssen wir die Arbeit von R. Andree willkommen heißen, welche sich die Förderung dieser Kenntniß hat entgegen sein lassen und nach der Sorgfalt, welche der Verfasser dem Gegenstande zugewendet hat, zur Förderung derselben wirklich geeignet ist. Der Verfasser gibt zunächst einen Ueberblick der geschichtlichen Entwickelung der nationalen Verhältnisse, dann stellt er das Gebiet und die Anzahl der Deutschen in Böhmem in sieben Gruppen dar, denen das tschechische Gebiet gegenübergestellt wird, im Schlußabschnitt behandelt er die Zustände und Wechselwirkungen an der Sprachgrenze. — In dem historischen Abschnitte sind aus den vorhandenen Quellen diejenigen Thatsachen zusammengestellt, welche auf die Verbreitung des Deutschen in Böhmen und auf dessen zeitweisen Rückgang von Einfluß gewesen, in der vorliegenden 2. Auflage sind auch die neuesten Vorgänge erwähnt und namentlich die interessanten Thatsachen, welche die Stellung der tschechischen Parteiführer im deutsch-französischen Kriege bezeichnen. In dem statistischen Abschnitte hat Andree eine Beschreibung der Sprachgrenze und eine nach correcten Grundsätzen ausgeführte Berechnung der Größe des deutschen Sprachgebietes gegeben. Danach umfaßt das deutsche Sprachgebiet in Böhmen 342,6 östr. oder 358 geogr. Qu.-Meilen mit 1,757,400 Einwohnern (ortsanwesende Bevölkerung von 1857), ein Betrag, der über die seitherige Annahme hinausgeht. Am interessantesten ist der letzte Abschnitt, in welchem eine Anzahl von Beispielen

der Germanisirung und beziehungsweise der Tschechisirung von Ortschaften aufgeführt, dann der Gegensatz von Kleidung und Bauart erwähnt und endlich der Einfluß geschildert wird, welchen das Zusammenwohnen der Deutschen und Tschechen auf die Aufnahme tschechischer Worte in's Deutsche und deutscher in's Tschechische geübt hat. Man merkt es gerade diesem Abschnitt an, daß der Verfasser die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt und daß er die gemischten Bezirke und Theile der Sprachgrenze selbst besucht hat. — Indem wir somit in der Arbeit Andree's einen werthvollen Beitrag zur Kenntniß der nationalen Verhältnisse Böhmens erblicken, müssen wir jedoch gleichzeitig auch derjenigen minder dankbaren Arbeiten gedenken, deren vorgängige Ausführung allein es möglich gemacht hat, daß Männer, welche wie Andree auf ihre persönliche Beobachtung und ihr Studium beschränkt sind, im Stande sind, mit solcher Sicherheit die Gesammtverhältnisse des Landes zu schildern; wir müssen der unermüdlichen Sorgfalt gedenken, mit welcher die administrative Statistik Oesterreichs unter der hauptsächlichen Mitwirkung und nachmals unter der einsichtigen Leitung A. Ficker's es sich angelegen sein lassen, die nationalen Verhältnisse des böhmischen Kronlandes, wie anderer österreichischen Kronländer zu ermitteln. Einen Theil — leider nur einen Theil dieser Ermittelungen hat Ficker selbst in seiner „Bevölkerung Böhmens“ bearbeitet und veröffentlicht, und man kann sagen, daß in mancher Beziehung die Andree'sche Arbeit dieses Werk von Ficker ergänzt. Aber auch wenn die vortrefflichen Forschungen der österreichischen Statistiker auf diesem Gebiete in erschöpfender Weise vorlägen, so würden doch Arbeiten wie die Andree's willkommen sein. Denn es bedarf solcher Arbeiten, um unsere Landsleute diesseit der Berge für die in Rede stehende nationale Frage zu interessiren und aufzuklären; es bedarf ihrer schon deshalb, weil nur die klare Anschauung der wirklichen Verhältnisse dahin führen kann, daß die Tragweite unseres eigenen Interesses an der deutsch-tschechischen Frage richtig beurtheilt wird. Für unsere östreichischen Landsleute aber, deren eigentliche Aufgabe die Beleuchtung dieser Frage und die Auffindung der Mittel zu ihrer Lösung ist und bleibt, wird diese Mitarbeit nicht weniger erwünscht sein, da sie ihnen zugleich das Zeichen gibt, daß wir ihre deutschnationalen Zustände und Bedürfnisse als die unsrigen betrachten.

R. Bh.

Der Verfasser hat dem statistischen Büchlein ein umfangreicheres touristisches folgen lassen: „Tschechische Gänge, böhmische Wanderungen und Studien“, Bielefeld und Leipzig bei Velhagen u. Klasing, 1872. Der Gegensatz der beiden böhmischen Nationalitäten, der dort nur historisch und sprachlich dargestellt war, erscheint hier in höchst ausdrucksvollen Zügen eines farbenreichen Culturbildes der Gegenwart. Die etwas animose Lebendigkeit der Schilderung ist der unverschämten Anmaßung der Tschechen gegenüber als Nothwehr deutscher Wahrheitsliebe durchaus gerechtfertigt. Das Ergebniß der Beobachtungen des Verfassers ist für die Deutschen Böhmens rühmlich: ihnen gehört die Industrie des Landes, ihnen das städtische Leben wenigstens in seiner Vergangenheit allenthalben. Das Verhältniß der Tschechen zur Schulbildung zeigt, wie kläglich es noch mit der geistigen Strebsamkeit dieses lärmenden Völkchens beschaffen ist, das sich mit so keckem Talent eine prächtige Culturgeschichte sammt uralter National-

literatur zu „gründen" gewußt hat. Auch die Latifundienwirthschaft des hohen Jagdadels und die zahlreiche, oft gehetzte und stets gehaßte Judenschaft bringt der Verfasser mit der Natur der slawischen Civilisation in unzweifelhaft richtige Beziehung. Ueberall sind anmuthige Landschaftsbilder, muntere Erzählungen persönlicher Reiseschicksale und ernste wissenschaftliche Betrachtungen in einander gewoben, so daß das ganze Büchlein nicht minder eine angenehme Lectüre darbietet, als es zur Bildung des Urtheils über eine wichtige nationale Angelegenheit willkommene Beiträge gewährt.

Der einzige trübe Eindruck, den die Schriften Andree's oder verwandte Berichte und Erfahrungen aus Böhmen hinterlassen, ist der, daß unsere dortigen Landsleute es lange Zeit über dem tschechischen Vordringen und Vordrängen gegenüber an Energie in Behauptung und Sicherung ihrer nationalen Stellung haben fehlen lassen, eine Schuld, von der freilich ein erheblicher Theil auf die trostlosen Gesammtzustände der östreichischen Monarchie entfällt. Es wäre jedoch ungerecht, wollte man dabei der erfreulichen Wandlung vergessen, welche in dieser Hinsicht in neuester Zeit unter den Deutschen des Oberelbgebietes stattgefunden. Wir erinnern besonders an die Thätigkeit des „Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen", dessen „Mittheilungen", redigirt von Dr. L. Schlesinger (in Commission bei F. A. Brockhaus, Leipzig) jetzt im zehnten Jahrgange stehen. Sie beschränken sich keineswegs auf bloße Landes- und Ortsgeschichte, sondern bringen auch reichhaltige Beiträge zur Rechtsgeschichte, zur Sprache, Literatur und Kunst, zu Geographie, Statistik und Handel. Die einzelnen Kenner wie die Forschergesellschaften, die sich hier außen im Reiche mit deutscher Geschichte und deutschen Alterthümern im weitesten Sinne beschäftigen, würden zugleich sich selbst und der nationalen Sache einen guten Dienst erweisen, wenn sie an diesen werthvollen Mittheilungen durch periodische Abnahme oder anderweite Unterstützung lebendigen Antheil nähmen. Wir gedenken ferner mit Anerkennung an dieser Stelle auch des „deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" in Prag, der seine segensreiche Wirksamkeit soeben auf's neue durch die Herausgabe eines trefflichen „deutschen Volkskalenders für 1872", redigirt von Jul. Lippert, bethätigt hat. Derselbe enthält neben seinem naturwissenschaftlich-technischen Hauptbestandtheile, der ihn besonders für den Landmann empfehlenswerth erscheinen läßt, auch nationale Aufsätze, als historische Schilderungen aus dem letzten deutschen Kriege wie aus der josephinischen Zeit, und wendet sich mit lebhaftem Eifer gegen das Jesuitenthum. Der im besten Sinne aufklärende und nützliche Kalender, practisch auf Böhmen, Mähren und Schlesien berechnet, war alsbald in doppelter Auflage von je 10,000 Exemplaren vergriffen, ein erfreulicher Beweis, daß auch die tieferen Volksschichten, auf die in nationalen Charakterkämpfen doch alles ankommt, den tschechischen Drohungen und Lockungen gegenüber festeren Halt in sich gewonnen haben. Daß dabei der Kampf gegen die clericale Wirthschaft mit dem für das Deutschthum Hand in Hand geht, darf nicht befremden, da die Tschechen trotz aller husitischen Koketterien doch natürlich zuletzt auch dem Ultramontanismus wie jeder Art von Unkultur zu Dienste gehen. a/D.

Ausgegeben: 19. Januar 1871. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Verurtheilung Conradin's.

(Fr. Schirrmacher, die letzten Hohenstaufen. Göttingen, Vandenboeck u. Ruprecht 1871.)

Die unerbittliche Feindschaft der römischen Kirche hat im 13. Jahrhundert das deutsche Kaiserthum, das gleich ihr nach Aufrichtung einer Universalmonarchie trachtete, zu Falle gebracht. Ein Herrscher aus dem französischen Königshause hat die letzten männlichen Sprossen des staufischen Kaisergeschlechts auf den Wink der Curie in die Grube gestoßen. „Die Pfaffen und die Franzosen haben das römische Reich zum großen Theile zerstört.“ Das war schon gegen den Ausgang des 13. Jahrhunderts die deutsche Auffassung der Zeitereignisse.

Und sechs Jahrhunderte später liegt Frankreich wie nie zuvor von deutschen Heeren niedergeworfen zu Boden. Da bricht der letzte Rest der weltlichen Herrschaft des Bischofs von Rom zusammen — fast hätte sich die Weissagung der mittelalterlichen Prophetin, der Papst werde auf die Stadt des h. Leo beschränkt werden, wörtlich erfüllt — und ein neues deutsches Kaiserthum wird errichtet. Wie unähnlich, ja in seinem innersten Kern geradezu dem universalistischen Kaiserthum des Mittelalters feindlich gesinnt das neue nationale deutsche Kaiserreich auch sein mag, es drängen sich jedem Betrachter des Unterganges des mittelalterlichen Imperiums und der Erhebung des neuen Reiches kaum abweisbare Vergleichungspunkte auf. Und wie kommt der Versuchung, historische Parallelen zu ziehen und geschichtliche Gegensätze in allgemeine Antithesen umzuprägen, die Bewegung der deutschen Geschichtschreibung entgegen! Wer derselben auch nur als Zuschauer gefolgt ist, wird von ihr heutigen Tages fast unwillkürlich zur Periode der Staufer geführt. Das große nationale Quellenwerk zur deutschen Geschichte des Mittelalters hat seit einigen Jahren die wichtigsten Schriften deutscher Herkunft zur staufischen Epoche gebracht und hervorragende Annalen Italiens aus jener Zeit uns in ihrer ursprünglichen Gestalt erschlossen. Schon vor mehr als einem Jahrzehnt hatte die Liberalität eines französischen Edelmanns italienischen Geschlechtes, des Duc de Luynes, und der Sammelfleiß eines ausgezeichneten französischen Diplomatikers, Huillard-Bréholles, uns die Dokumente zu einer Geschichte Kaiser Friedrich's II. zusammengebracht, wie sie noch für keine andere Kaisergeschichte in solcher Ausdehnung zusammengestellt worden sind. Otto Abel, der junge hoffnungsreiche deutsche

Gelehrte, welcher das, was das Ausland uns damit geboten hatte, zu einer Geschichte des großen Kaisers verwerthen wollte, aber schon viel früher dahinstarb als jene Sammler, hat sogleich in zwei Historikern Nachfolger gefunden, welche allerdings mit ungleichem Erfolge die Geschichte Friedrich's II. bearbeitet haben. Eine Bearbeitung des Lebens und der Thaten Friedrich's I. in streng annalistischer Form hat der Geschichtschreiber der deutschen Kaiserzeit in Angriff genommen. Und wer kann die einzelnen trefflichen Arbeiten aufzählen, welche außerdem der staufischen Epoche gewidmet sind, selbst wenn solche grundlegenden Arbeiten, wie die Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens von Ficker, wie das Buch Toeches über Heinrich VI., die eindringenden Untersuchungen Scheffer-Boichorst's sich unter ihnen befinden? Aber wie viel ist auch hier noch zu thun! So bedeutend und anregend das Werk Raumer's über die Hohenstaufen für seine Zeit war, und so weit es auch, Stenzel's Geschichte der fränkischen Kaiser ausgenommen, früher alle Arbeiten über die deutsche Kaiserzeit überragte, es hieße unbillige, ungerechte Ansprüche an es stellen, wenn wir von ihm nach der Publication so vieler Quellenwerke zur staufischen Zeit verlangen wollten, daß es noch heutigen Tages den Forderungen strengster Wissenschaftlichkeit genüge. Die erste Liebe zeichnet sich ja auch niemals durch kritische Schärfe aus. Raumer ist ein Apologet der Staufer. Die Stimmung, welche der Ausgang dieses Geschlechtes jeder, ich will nicht sagen nationalen, aber romantisch-patriotischen Betrachtung nahe legt, hat Raumer bei der Abfassung seines ganzen Werkes nicht verlassen.

Es ist darum ein Tadel, wenn man von dem Buche Schirrmacher's über Friedrich II. sagt, es stehe im Wesentlichen noch auf dem Standpunkte Raumer's. Denn mag auch in vielen Einzelheiten unsere Kenntniß der äußeren Lebensbedingungen dieses Kaisers durch jenes Werk gefördert sein, ohne daß es freilich auch in dieser Hinsicht an das heranreichte, was Winckelmann über die entsprechenden Zeiten bisher veröffentlicht hat, die treibenden Motive jener großen Zeit und die charakteristischen Züge der Persönlichkeiten, die jenen dienten, treten uns bei ihm nicht mit der plastischen Bestimmtheit und Schärfe entgegen, die wir in unseren Tagen von einem Werke verlangen, das einen solchen Gegenstand sich zum Vorwurf genommen hat. Wenn Schirrmacher auch gerade nicht wie ein Anwalt für seine Helden plaidirt, so hat man doch bei der Lectüre seines Buchs die Empfindung, als ob er den Gegnern derselben aus alter und neuer Zeit eine zu große Concession zu machen fürchte, wenn er an Wendungen ihres Lebens, die ihre „Härten und Unliebenswürdigkeiten" besonders hervortreten lassen, dieselben einfach mit ihrem rechten Namen nennt. Ist doch Friedrich II. und seine Nachkommen zu groß, als daß sie eines Apologeten bedürften. Unzweifelhaft führt auch

die Abwesenheit beschönigender Tendenzen gar häufig zu einer schärferen Untersuchung der Thatsachen, die sich dann durch sich selbst erklären und rechtfertigen.

Dieses Urtheil gilt auch von dem neueren Werke Schirrmacher's über die letzten Hohenstaufen.*) Doch es ist hier nicht der Ort, eine eingehende Kritik dieses Werkes zu liefern. Sonst mußten wir fragen, warum Schirrmacher keine Uebersicht über die vornehmsten Quellen der Geschichte der Epigonen Friedrich's II. und eine Kritik der Glaubwürdigkeit derselben gegeben hat. Denn die einzelnen Quellennachweise haben doch nur Bedeutung, wenn der allgemeine Werth der Schriften, aus denen sie entlehnt sind, vorher festgestellt ist, und „ein Wattenbach" für die mittelalterliche Geschichte Italiens existirt leider noch nicht. Das Resultat der Untersuchungen Bernhardi's über Matteo di Giovenazzo hat sich Schirrmacher stillschweigend vollständig angeeignet, dagegen über die Aechtheit der Chroniken von R. und G. Malespini, die ja von Scheffer-Boichorst so tief erschüttert ist, sich nicht einmal in einem Nachtrage ausgesprochen. Der dem Joachim von Floris untergeschobene Commentar zum Jesajah, der nach den Untersuchungen Friedrich's doch in die Zeit Manfred's gehört und für die Stimmung mancher Kreise der damaligen Zeit in Italien so wichtig als die Bücher der alten Propheten für die ihre ist, ist gar nicht benutzt. In der Schreibung der Eigennamen herrscht — von einer Unzahl von Druckfehlern abgesehen — eine solche Unregelmäßigkeit und Ungenauigkeit, die Verwundern erregt, und wenn auch z. B. die Phrase „Castro Giovanni, nach dem Monte Gibello der höchste Ort der Insel", wörtlich aus Nicolaus Jamsilla entlehnt ist, wie ich finde, so ist dieselbe sowohl ihrem Ausdruck als ihrem Gedanken nach doch nur einem mittelalterlichen Chronisten, aber nicht einem modernen Geschichtschreiber nachzusehen. Die Stadt Castro Giovanni (Enna) ist nicht die höchstgelegene Stadt in Sicilien, geschweige die Höhe des Berges, auf der sie liegt, mit der Höhe des Aetna zu vergleichen. Und neben solchen mittelalterlichen Wendungen machen dann andere wie z. B. folgende: In Oberto lag nichts von den dunkeln Trieben der Leidenschaft, die im Dienst eines imaginären Fatums sich bis zur Virtuosität im Vernichten (bei Ezzelino) ausbildete, doch gar zu sehr den Eindruck des Gesuchten. Doch ich bin gegen meinen Willen in das Recensiren gerathen. Verlassen wir daher lieber sofort diesen dornigen Pfad, um an einem Punkte der Darstellung Schirrmacher's, der auch für eine große Zahl deutscher Leser von Interesse sein dürfte, die Schwierigkeiten zu zeigen, mit denen ein Geschichtschreiber dieser Epoche zu kämpfen hat, wenn er den Thatbestand von Vorgängen, welche mit

*) Göttingen 1871. (s. o.) 8. 700 S.

den wichtigsten Ereignissen in unmittelbarer Verbindung stehen, sorgfältig feststellen will.

Die Ereignisse, welche der Gefangennahme des letzten männlichen legitimen Sprosses des staufischen Hauses nach der Schlacht bei Scurcola (Tagliacozzo) vorangingen, sind in ihren großen Zügen bekannt genug. Nachdem eine Anzahl von Anhängern Conradin's, die gleichfalls in die Hände Karl's von Anjou gefallen waren, in Rom hingerichtet worden war, ohne daß ihretwegen, so viel wir wissen, ein gerichtliches Verfahren eingeleitet worden wäre, schleppte der Sieger die wichtigsten Gefangenen, darunter Conradin, Friedrich von Oestreich u. A., nach Neapel. Am 9. October 1268 war Karl auf dem Wege dahin in Capua. Vor dem 12. wird er schwerlich in Neapel eingetroffen sein. Am 29. (?) October ist dann Conradin mit seinen Schicksalsgenossen hingerichtet worden. Diesem Acte „ging ein Scheinverfahren voraus", so erzählt Schirrmacher. „Auf Karl's Ruf traten aus der Terra die (sic!) Lavoro und aus dem Principat je zwei Gelehrte in Neapel zusammen. Er legte ihnen die Frage vor, ob Conradin und die Uebrigen insofern mit Recht zum Tode zu verurtheilen seien, als sie gegen ihn, den rechtmäßigen König, die Waffen ergriffen, Klöster geplündert und verbrannt hätten. Die Majorität sprach sich dagegen aus, besonders lebhaft erhob sich Guido de Suzara, Rechtsgelehrter zu Neapel, für Conradin, er habe das Reich als ihm durch Erbrecht angestammt wiederzugewinnen gesucht, auf der Flucht sei er gefangen genommen worden. Nur einer der Richter, gleichviel aus welchen niedrigen Motiven, theilte den Willen seines Herrn." (S. 380).

So schreibt Schirrmacher in Uebereinstimmung mit der bisher allgemein verbreiteten Darstellung der Vorgänge. Welche Unterstützung findet dieselbe aber in den Quellen?

Wir besitzen drei ausführlichere Relationen über das Ende Conradin's. Die eine ist enthalten in der „Geschichte der römisch-deutschen Kaiser" des Canonicus von Ravenna Ricobald aus Ferrara. Derselbe sagt, er habe seine Nachrichten über das Ende Conradin's von einem Richter und Bürger Reggios (in der Emilia), Joachim, erhalten, der sich damals bei dem schon erwähnten Guido von Suzara in Neapel aufgehalten (in comitatu et familia Guidonis), und das, was er selbst gesehen und gehört, Ricobald mitgetheilt habe. Der zweite Bericht ist uns in dem Werke Saba Malaspina's, „Buch der Thaten der Könige Siciliens von der Geburt Manfred's bis zum Tode König Karl's" enthalten. Magister Saba Malaspina ist ein Römer, der, Decan von Malta geworden, Schreiber Papst Martin's IV. war. Der dritte stammt aus der Feder des Messineser Juristen Bartholomeus de Neocastro, gleichfalls eines Zeitgenossen der von ihm erzählten Ereignisse.

Dieser angesehene und zur Zeit der Vesperkriege von seiner Vaterstadt mit wichtigen politischen Verhandlungen betraute Staatsmann hatte auf Bitten seines Sohnes „die Thaten der Sicilier gegen die Gallier" in einem Gedichte „nicht allein zum Ergötzen seines Sohnes, sondern auch zum ewigen Gedächtniß der Nachwelt" gefeiert. Auf den Wunsch seines Sohnes, der keine „Kenntniß des metrischen Stils" zu haben sich beklagte, hatte dann der Vater das Gedicht, von dem noch im 17. Jahrhundert die originale Fassung vorhanden war, in Prosa umgesetzt, in der es uns jetzt vorliegt.

Diese drei der wichtigsten Zeugen, von denen Ricobald und Saba Malaspina der guelfischen Partei angehören, während Bartholomeus ein Feind der Anjous ist, stimmen nun in ihren Angaben weder untereinander überein, noch lassen sich mehrere wichtige von ihnen ganz positiv mitgetheilte Einzelheiten mit erhaltenen Urkunden und Actenstücken in wünschenswerthe Uebereinstimmung bringen. Die vornehmste Differenz zwischen ihnen besteht über die Gerichtsverhandlung, die vor der Hinrichtung Conradin's stattgefunden haben soll. Ricobald erzählt, da der Papst, wie einige berichteten, Conradin in seine Gewalt habe bekommen wollen, so habe Karl Rechtskundige zusammenberufen und dieselben befragt, ob er die Gefangenen nach den Grundsätzen des Rechts (legitime) mit dem Tode bestrafen könne; dieselben hätten gegen ihn, den rechtmäßigen König, die Waffen erhoben, Klöster geplündert und angezündet. Hierüber hätten die Juristen lange mit einander verhandelt und die Meinung der Mehrzahl (plurimorum) von ihnen, darunter namentlich jenes Guido von Suzara, sei dahingegangen, Conradin sei nicht des Todes schuldig; er sei aus offener Feldschlacht fliehend ergriffen worden u. s. w. Als König Karl aber auf Entscheidung der Frage in seinem Sinne bestanden habe, sei ihm Ein Rechtsgelehrter beigetreten.

Wo diese Verhandlung stattgehabt habe, sagt Ricobald nicht. Liest man das diesem Bericht unmittelbar Vorausgehende, so sollte man meinen, die Handlung sei nach Rom verlegt; vergleicht man das Folgende, so muß man auf Neapel schließen. Ricobald hat es vielleicht absichtlich unbestimmt gelassen. —

Saba Malaspina erzählt dagegen, Karl habe aus den edelen Städten (generosis civitatibus) der Terra di Lavoro und des Principats je zwei angesehene Männer (syndicos duos bonos viros ex qualibet terra pro Corradini sententia) zum Spruch über Conradin nach Neapel berufen, damit das Urtheil, das er zu vollziehen (agere) im Begriff stehe, nicht sowohl von ihm, als von den Landesangehörigen ausgehend erscheine. Vielleicht, so sagt S. M., machte er sich auch Gewissensbedenken, weil er den Gefangenen nicht dem Rechte gemäß mit dem Tode bestrafen könnte, der sein erklärter (manifestus) Feind gewesen war. Aber er wollte, daß Conradin durch den Spruch der

genannten umkomme und die Verurtheilung durch die bestätigt (sancire) werde, deren Spolien dieser sich zu bemächtigen beabsichtigt hatte. So geschah es, daß gegen Conradin u. s. w. das Todesurtheil bei Neapel öffentlich ausgesprochen wurde (promulgata est). Bartholomäus de Neocastro berichtet nun als dritter Gewährsmann, Karl habe Conradin zur Freude „der Greife"*) dieser Stadt nach Neapel geschleppt und im Castell Salvatore am Meere eingekerkert. Der König noch unentschlossen, ob er Conradin leben lasse oder mit dem Tode bestrafe, sei durch seinen Protonotar Robert von Bari bestimmt worden, sich für die Hinrichtung zu entscheiden. Darauf seien die Primaten des Reichs aufgefordert worden, der Enthauptung Conradin's beizuwohnen. Vor den Augen der Primaten der Städte und Flecken und des neapolitanischen Volkes sei denn auch Conradin und seine Freunde hingerichtet worden, nachdem Robert von Bari im Namen des Königs eine Ansprache an die Versammelten gehalten habe, in der hervorgehoben wurde, die Delinquenten seien mit Erlaubniß der hohen Priester (pontificum) und nach dem Rathe der Weisen und Juristen (scribarum) als Räuber verurtheilt worden.

Welcher dieser drei Berichte verdient nun Glauben? Ricobald, der Conradin von Juristen verurtheilen läßt, oder Saba Malaspina, nach dem der Urtheilsspruch von den Syndici der Städte der Terra di Lavoro und des Principats gefällt wird, oder Bartholomäus de Neocastro, der die Primaten nur der Vollstreckung des Urtheils beiwohnen läßt, das „Weise und Schreiber" gefällt haben? Die Antwort auf diese Frage würde einfach sein, wenn der historische Werth der drei Berichterstatter im Allgemeinen ein gleicher wäre. Dann würde man die Differenzen einfach dahin ausgleichen, daß man den Bericht des Bartholomäus als die der beiden anderen in ihren Widersprüchen erklärenden und zusammenfassenden annähme. Aber Bartholomäus kann keinen Anspruch für sich darauf erheben, daß wir die Reden, die er den handelnden Personen in den Mund legt, als historische Actenstücke ansehen und seine Angaben, Thatsachen betreffend, sind auch häufig nichts weniger als zuverlässig. Hat er doch Briefe, die er schreiben läßt, geradezu erdichtet, während ihm die ächten, uns erhaltenen doch bekannt sein mußten. Und sind wir berechtigt, die Angaben eines Mannes wie jenes Richters aus Reggio, der den Ereignissen nahe stand, von vornherein anzuzweifeln? Gewiß nicht.

---

*) Griffi, italienisch grifone. Es gab in Neapel ein seggio dei Griffi, in deren Wappen ein Greif ist. Tutini, Del origine de' seggi di Napoli. S. 54. Ich dachte anfangs, es sei für griffio: griffonibus zu lesen und dann der Ausdruck Griechen im bekannten übertragenen Sinne zu verstehen. Der neueste italienische Uebersetzer des Bartholomäus übergeht das Wort ganz.



Aber vielleicht lassen sich doch gerade gegen dieses scheinbar so gut beglaubigte Zeugniß die schwerwiegendsten Bedenken erheben.

War jener Guido von Suzara, der doch mittelbar die Quelle des Berichtes von Ricobald ist, ein Mann, dem man eine solche Unabhängigkeit des Urtheils zutrauen darf, wie sie ihm der Gewährsmann von Ricobald beilegt? Wenn man die Notizen vergleicht, welche Savigny über diesen Juristen zusammengestellt hat, wird man das bezweifeln. Nach ihnen hatte Guido etwas Geckenhaftes; auch seine Zeitgenossen tadelten an ihm seine bunte Kleidung als für seinen Stand unpassend. Er war ein Mann, der wiederholt sein Wort brach und abgeschlossene Verträge nicht einhielt. Im J. 1260 versprach er Zeitlebens in Modena zu bleiben und dort zu lehren. Aber schon 1264 war er in Padua, 1266 in Bologna, 1268 in Neapel, 1270 in Reggio, 1275, 1276 und 1278 erscheint er an verschiedenen Orten und 1279 ist er wieder in Bologna. An demselben Tage, an dem Conradin hingerichtet wurde, befiehlt nun Karl von Anjou, diesem Manne hundert Goldmünzen (beiläufig bemerkt 6090 Franken damaliger Währung) als seinen Professorengehalt auszahlen zu lassen. Karl von Anjou wäre nicht Karl von Anjou, jener geldgierige, tückische, den geringsten Widerstand in Blut erstickende Tyrann, wenn er an demselben Tage, an dem ein in seinen Diensten stehender Professor dem wichtigsten Entschluß seines Lebens so lebhaft widersprach, eine solche Geldsumme auszuzahlen befohlen hätte. Guido, der ja kein neapolitanischer Primat war, hätte nur als Vertreter des Königs an den Verhandlungen theilnehmen können, sich also in doppelt gravirender Weise gegen den Willen seines Gebieters aufgelehnt. Oder wollte Karl vielleicht das Bleiben des berühmten Juristen in Neapel nach dem Spruche mit dieser Summe erkaufen? Es scheint das nicht so. Als Guido 1270 einen Vertrag mit der Stadt Reggio abschloß, nach dem er dort für immer Lehrer bleiben sollte, behielt er es sich ausdrücklich vor, wenn Karl oder die Stadt Mantua ihn in ihre Dienste berufen sollten, dieser Berufung Folge leisten zu dürfen; lehren wollte er aber weder in Neapel noch in Mantua. Die offenbare, gegen seine Ansicht verstoßende Rechtsverletzung, deren sich Karl von Anjou durch die Hinrichtung Conradin's schuldig gemacht hat, ist also dem Manne in keinem Falle sehr nahe gegangen. Karl nennt ihn auch noch 1270 ausdrücklich seinen Getreuen. Hat aber so eine unverwerfliche Urkunde unseren Glauben an den richterlichen Heroismus von Guido erschüttert, so zerstört vielleicht eine andere die ganze Erzählung von einer richterlichen Verhandlung, die in Neapel der Hinrichtung unmittelbar vorausgegangen sein soll. Im September schreibt nämlich Karl an die Commune von Lucca, er habe seine wichtigsten Feinde Conradin, Heinrich von Castilien, Friedrich von Oestreich, Galvanus Lancia und dessen Sohn, die schon zum Tode verurtheilten (jam

in capitali pena condempnatos) in seinen Händen und werde binnen wenigen Tagen zur Ausrottung und zum Verderben aller Verräther sich in sein Reich begeben. (Del Giudice, Codice II, 214.) Kann man sich nach diesen klaren, unzweideutigen Ausdrücken, welche nur die gewaltsamste Interpretation nicht auf Conradin mitbezüglich ansehen kann, wundern, wenn der sorgfältige Herausgeber der Angiovinischen Urkunden des Archivs von Neapel, Del Giudice, die Behauptung aufgestellt hat, es habe gar keine gerichtliche Verurtheilung Conradin's stattgefunden, und in dieser seiner Ueberzeugung sich dadurch bestärkt fühlt, daß in dem großen Archiv zu Neapel, das so viele Urkunden aus den Zeiten Karl's I. selbst über Kleinigkeiten besitzt, sich kein einziges Document hat auffinden lassen, das nur irgend eine Bedeutung auf die Berufung der zahlreichen Primaten oder den Proceß Conradin's enthielte? Außerdem, meint Del Giudice, sei nach dem Staats- und Criminalrecht, das damals in dem sicilischen Königreich gegolten habe, ein solches richterliches Verfahren nicht nöthig gewesen.

So gewichtig die beiden letzten Argumente des neapolitanischen Diplomatikers auch scheinen mögen, einen zwingenden Beweis vermögen sie doch nicht zu erbringen. Denn alle Beweise aus dem Fehlen historischer Nachrichten oder hier gar historischer Urkunden sind sehr mißlich. Bei der Eile, mit der Karl die Hinrichtung seines gefährlichsten Feindes betrieb, waren vielleicht auch die Einladungen an die Optimaten der Terra di Lavoro und des Principats nicht mit den Förmlichkeiten erfolgt, die sonst beobachtet wurden, und über die Proceßverhandlungen selbst sind höchst wahrscheinlich doch keine Urkunden aufgenommen worden, wenn wir auch dem Bartholomäus de Neocastro glauben wollten, der von einem schriftlichen Urtheilsspruch redet. Und ebenso mißlich steht es mit dem anderen Argument. Nach einer Constitution Friedrich's II., die Karl dankbar acceptirte, sollte Jeder, der im sicilischen Reiche Krieg erregte, unter Verlust aller seiner Güter enthauptet werden und die offenbaren Hochverräther wurden ohne Urtheil zum Tode geführt. Der neapolitanische Rechtsgelehrte Andreas von Isernia mag auch die Rechtsanschauung seiner Schule ganz richtig mit den Worten wiedergeben: Wenn ein Geächteter ergriffen wird, so wird er nicht weiter verurtheilt, sondern hingerichtet. Ebenso sagen Viele in Betreff eines offenbaren Verräthers, daß er nicht durch eine Sentenz verurtheilt, sondern zur Hinrichtung geführt wird, weil schon seinem eigenen Bewußtsein nach (sua mente) verurtheilt," so bleibt doch eben die Frage, ob Conradin als Verräther anzusehen war. Eine Unterscheidung zwischen Verrath im engeren Sinne und dem, was Conradin gethan habe, behauptet del Giudice freilich hiergegen, möchten wohl die Juristen allerdings gemacht haben, aber Karl von Anjou nimmermehr. In der That sagt ja auch Karl in seinem Briefe an die Luchesen, er gehe

demnächst in sein Reich zur Ausrottung aller Verräther. Aber offenbar machten selbst in jenen Tagen nicht nur die Juristen eine solche Unterscheidung, sondern alle Welt. Denn wie wäre sonst die einstimmige Verurtheilung zu erklären, die Karl von Anjou wegen der Hinrichtung Conradin's bei seinen Zeitgenossen getroffen hat, wie selbst Raynaldus zugesteht? Auch haben sich die sicilischen legitimen Fürsten jener Tage nicht auf diese Rechtsgrundsätze berufen, wo es sich um Verurtheilung von Gegnern handelte, welche nicht als Untergebene anzusehen waren. So hat König Manfred die Markgrafen von Hohenburg, denen er so eben verziehen hatte, nicht wegen neuen Hochverraths, einer gegen seine Person angezettelten Verschwörung, sofort bestraft, sondern sie von einer Versammlung von Grafen und Baronen verurtheilen lassen, das Urtheil aber, das auf Hinrichtung lautete, in Kerkerstrafe verwandelt. Und was geschah, als der Prinz von Salerno, der Sohn des Mörders von Conradin, in die Hände des Schwiegersohns von König Manfred, des Königs Peter von Aragon und Sicilien, gefallen war und die Flüchtlinge aus Neapel als Rache für die Ermordung Conradin's die Hinrichtung dieses Angiovinen stürmisch verlangten und hundertfünfzig der mit dem Prinzen in der Seeschlacht von Neapel von Roger di Loria gefangenen Anhänger Karl's in Messina zugleich mit den sie bewachenden und nun vertheidigenden Catalanen in der grausamsten Weise lynchten? Wäre der Bericht En Ramon Muntaners über die Verurtheilung des Prinzen von Salerno, des späteren Königs Karl's II., in allen seinen Theilen genauer als er ist, und liebte dieser tapfere Haudegen merkwürdigerweise nicht überall „constitutionelle" Förmlichkeiten anzubringen, so würde aus seiner Erzählung über die Verurtheilung Karl's II. auch auf die Verhandlungen über Conradin einiges Licht fallen. Der Infant En Jacme berief alle Edelleute Siciliens, so erzählt En Ramon Muntaner, und die Ritter und Bürger und Bewohner der Flecken und Ortschaften — von jedem Orte sollten Syndiken mit Vollmachten erscheinen — nach Messina, um über den Prinzen von Salerno zu Gericht zu sitzen. In diesem Parlament trat der Infant auf, erinnerte u. A. an die arge Grausamkeit, mit der der Vater des Prinzen Conradin hinrichten ließ, und verlangte einen Urtheilsspruch über den Prinzen. Im Namen Aller antwortete Alamio von Lentini, den Prinzen solle die Strafe treffen, welche Conradin durch dessen Vater zu erleiden gehabt habe und alles Volk stimmte ihm bei. Darauf wurden die zwei besten Gerichtsschreiber Messinas berufen, um das Protocoll für ewige Zeiten aufzunehmen, und zwei Richter, die das Urtheil formuliren (dictassen la sentencia) sollten. Als das geschehen, ließ der Admiral Roger de Loria Alles verlesen und Alle riefen: „So wollen wir's, so bestätigen wir's für uns und die gesammte Gemeinde Siciliens." Aber der Infant bestätigte den Spruch

nicht, sondern sendete den Gefangenen nach Catalonien zu seinem Vater.

Dieses Letzte ist nun ganz bestimmt falsch. Der Prinz blieb gefangen in Sicilien. Ebenso ist wohl unrichtig, daß derselbe in Messina verurtheilt worden ist. Nach dem Messinesen Bartholmäus de Neocastro geschah es auf einer Versammlung zu Palermo, obwohl auch Saba Malaspina dieses Parlament nach Messina verlegt und berichtet, Alamio von Lentini und andere Vornehme seien nicht zu demselben erschienen, und die Versammlung habe sich, da die Messinesen der Hinrichtung widersprochen hätten, tumultuarisch getrennt. Aber so viel steht fest, daß die Sicilianer der Majorität nach für den Tod des Prinzen gestimmt haben, der Infant und seine Mutter aber die Strafe nicht haben vollziehen lassen. Schreibt das doch der älteste Sohn König Peter's, Alfons von Aragon, sechs Jahre später an König Eduard von England, und berichtet doch der Guelf Villani dasselbe.

Jedenfalls sah man in Unteritalien im 13. Jahrhundert die Hinrichtung von Kriegsgefangenen, die in offener Feldschlacht oder auf der Flucht aus ihr ergriffen waren, selbst wenn sie nicht fürstlichem Stamme angehörten und legitime Erbansprüche auf das Reich, um das gekämpft war, geltend machen konnten, als eine unerhörte Grausamkeit an. Nur Vasallen, die den Treueneid durch offenen Anschluß an den Reichsfeind gebrochen hatten, werden nach der Constitution Kaiser Friedrich's II. behandelt und ohne Gerichtsspruch mit dem Tode bestraft, wo sie ergriffen werden. Die Formalitäten eines solchen gerichtlichen Verfahrens ließ daher auch Karl von Anjou bei der Hinrichtung Conradin's in gewisser Weise beobachten. Er ließ nach Neapel ein Parlament von Abgeordneten der vornehmsten Städte aus der Terra di Lavoro und dem Principat zusammenkommen, nicht um das Urtheil über Conradin zu finden, sondern um der Vollstreckung desselben zu assistiren. So berichtet der Messineser Jurist. Wenn Saba Malaspina zu sagen scheint, diese Versammlung habe das Urtheil gesprochen, so dürfen wir nicht vergessen, daß dieser, wenn auch Karl durchaus nicht übermäßig freundlich gestimmte Italiener im Betreff der Parlamente, die Karl von Anjou gehalten haben soll, überhaupt nicht zuverlässig ist. So läßt er unmittelbar nach der Schlacht von Benevent und dem Tode Manfred's Karl von Anjou bei Neapel ein Parlament halten und auf demselben eine allgemeine Amnestie erlassen, während der Papst noch wenigstens vier Monate nach der Schlacht von Benevent im Juni 1266 in einem Briefe an den König klagt, warum er die Zusammenberufung der Parlamente noch immer vertage! Und dann hat Saba Malaspina in unserem Bericht selbst gesagt, Karl habe das Parlament nur berufen, damit die von ihm in Neapel beabsichtigte Vollstreckung seines Urtheils über Conradin nicht als von ihm ausgehend erscheine" (ut non suum

quod acturus erat de Conradino judicium videretur, sed potius hominum de contrata). Hat eine Verurtheilung Conradin's mit richterlichen Formen stattgefunden, wie von vielen Seiten berichtet wird, so ist dieselbe schon in Rom geschehen und zwar von Juristen ausgesprochen worden. Karl nennt ja Conradin und seine Gefährten von Rom aus jam in capitali pena condempnatos und die Annalen von Mantua bezeugen, daß der Urtheilsspruch durch die Richter (judices suos) Karl's gefällt sei.

Daß diese Richter nicht einstimmig in ihrem Urtheile gewesen, wird außer von Ricobald von Ferrara noch von anderen Quellen behauptet. Ob Guido von Suzara unter den Gegnern der Verurtheilung gewesen, möchte ich nach dem früher über diesen Mann beigebrachten urkundlichen Nachrichten sehr bezweifeln. Derselbe hat sich vielleicht seiner Zustimmung zu derselben nachträglich geschämt und seinem Schüler um seines Rufes willen das Gegentheil von dem berichtet, was geschehen war, oder dieser selbst hat ein günstigeres Zeugniß über seinen Lehrer abgelegt, als er verantworten konnte. Jedenfalls stand an der Spitze derer, welche zur Verurtheilung Conradin's drängten, der Protonotar Karl's, Robert von Bari. Und diese Thatsache eröffnet uns eine neue Perspective.

Robert von Bari war der Vertrauensmann von Papst Clemens IV. und Karl von Anjou. Nach dem Urtheile des Heinrich von Isernia war er ein „Mensch ohne große wissenschaftliche Bildung, der nur durch die Praxis etwas gelernt hatte" (non magnae literaturae hominem, imo tantum ex usu aliquid cognoscentem), den Clemens an Karl empfohlen hatte.*) Clemens bediente sich daher auch seiner, um zum Vortheile der Curie und zur Benachtheiligung Karl's durch ihn Nachrichten aus den Steuerrollen des Königreiches, die ihm anvertraut waren, einziehen zu lassen. Karl schenkte ihm gleichfalls unbedingtes Vertrauen (Del Guidice, Codice II, 223). Vertrat nun dieser Mann die Verurtheilung und Hinrichtung Conradin's, so ist es nicht zweifelhaft, daß der Papst vorher über dieselbe gehört und seine Zustimmung zu derselben gegeben hatte. Ja, wer kann sagen, ob nicht der Gedanke, den letzten legitimen Sprossen des staufischen Hauses aus der Welt

*) Robert von Bari ist vor 1272 gestorben, ebenso wie sein Sohn. Es verlohnte sich wohl, die Briefe Heinrich's von Isernia, die in Wien (Tabulae codicum in bibliotheca Palatina V. asservatorum T. II, S. 214, Cod. 8143) aufbewahrt werden, abdrucken zu lassen. Vielleicht daß noch andere interessante Notizen in ihnen erhalten sind, als die nach Giannone III, 302 (Milano 1845) oben mitgetheilte. — Sollte Jemand den von Schirrmacher, S. 246, erwähnten päpstlichen Notar Robert, durch den Clemens IV. mit dem Grafen Karl von Anjou 1265 verhandeln ließ, zu identificiren geneigt sein, so sehe er zu, daß er nicht strauchele. Dieser Robert existirt gar nicht. Der Notar hieß Peter. Clementis epist. bei Martène II, Ep. 11, 35, 36, 46.

zu schaffen, direct von Clemens IV. ausgegangen ist? Die Curie liebt es ja, die Verantwortlichkeit für das Vergießen von Blut Anderen aufzubürden. Wäre Karl von Anjou nicht Karl von Anjou, man hätte keine Ursache Clemens IV. von der directen Mitwirkung an dem Justizmorde freizusprechen, dem Conradin erlegen ist. Daß er sich, ohne Einsprache gegen denselben zu erheben, an demselben mitschuldig gemacht hat, ist ohnehin unzweifelhaft.

O. Hartwig.

Princip und Zukunft des Völkerrechts.

2. Die Zukunft des Völkerrechts und der europäische Bund.

Treten wir, nachdem wir neulich das Princip des Völkerrechts festgestellt, der Frage näher, welche Aussichten sich für einen weiteren Ausbau desselben und künftige vermehrte Friedensbürgschaften darbieten, so müssen wir noch einmal uns daran erinnern, daß alle ethischen Gesichtspunkte völlig unzulässig und rechtliche Gesichtspunkte im eigentlichen Sinne ebenfalls so lange unanwendbar sind, als die Staaten souverän, und ihre Verträge mithin keine äußere Garantie von Seiten einer unbedingt überlegenen Macht besitzen, — daß wir demnach ganz ausschließlich auf solche Einrichtungen angewiesen bleiben, welche in dem wohlverstandenen selbstsüchtigen Interesse der Staaten ihren Ursprung nehmen und ihr Bestehen verbürgt finden. Hierzu gehören unzweifelhaft die allgemeinen völkerrechtlichen Bestimmungen, welche die äußere Form der staatlichen Beziehungen regeln, und welche sich auf nebensächlichere Punkte beziehen, die nicht das Lebensinteresse des Staates direct berühren. Hier gebietet die Klugheit eine allgemein zusagende Ordnung, welche meistens schon dadurch garantirt wird, daß eine Verletzung derselben mit Repressalien bedroht ist, und dabei doch nur einen die nachtheiligen Folgen in der öffentlichen Meinung keineswegs aufwiegenden Nutzen gewährt. Nun ist aber Vieles von demjenigen, was sehr wohl auf diese Weise zu ordnen wäre, noch höchst unklar, oder doch nur in Büchern zu finden, welche die Privatansichten einzelner Gelehrten ausdrücken. Es ist von Wichtigkeit, über diese Punkte ein allgemeines Einverständniß der Staaten zu gewinnen (S. 93, 104), was am besten auf einem Congreß ad hoc möglich wäre, und eine präcise Formulirung der völkerrechtlichen Grundsätze aufzustellen, deren etwa wünschenswerthe Modificationen sich durch die Praxis

schon herausstellen würden. Das für alle Theile Zweckmäßige zu finden müßte aber das ausgesprochene Princip dieser Codification sein, wenn nicht gerade aus ihr wieder neue Conflicte entstehen sollen, indem eine einmal sanctionirte Unzweckmäßigkeit von gewisser Seite selbstsüchtig aufrecht zu erhalten unter Berufung auf die formelle Sanction versucht werden könnte. Regelmäßig in gewissen Zeiten wiederkehrende Congresse würden sich mit dieser Revision und zunehmenden Vervollständigung des Codex neben anderen Fragen beschäftigen können (S. 102). Jedenfalls würden sie das geeignetste Mittel sein, um zu constatiren, welche Fragen des Völkerrechts dahin gereift seien, um sie durch übereinstimmenden Beschluß der Staaten zu Grundsätzen zu formuliren (S. 103).

Weit schwieriger wird die Sache, wenn es sich um politische Cardinalfragen handelt, und um Verträge, welche aus dem gegenseitigen Machtverhältniß der Staaten hervorgehen.

Hier handelt es sich zunächst darum, daß der Wille des Staates als einer moralischen Person rein zum Ausdruck gelange, und nicht durch Einmischung des Privatwillens der Staatsleiter getrübt werde. Glücklicherweise ist die öffentliche Meinung gegenwärtig eine solche Macht geworden, daß bloße Willkürkriege der Herrscher nicht mehr so leicht vorkommen können (S. 38), sondern allemal einen tieferen Conflict zur Ursache haben, auch da, wo nur die Willkür maßgebend zu sein scheint. Um so größer ist dagegen die Gefahr geworden, daß die Actionen der Staatsmänner beeinflußt werden durch die in Sympathien und Antipathien hin- und herschwankenden Stimmungen der Massen und derer, „die im Namen dieser Massen das Wort in der Oeffentlichkeit führen" (S. 86). „Denn schwere Irrthümer und heftige Leidenschaften bilden sich in drängenden Situationen unter einer Menge leichter und entschiedener aus als bei einzelnen Menschen, und das Gefühl der Verantwortlichkeit wird leichter getragen, wo dasselbe sich auf eine Vielheit vertheilt, als wo man sie allein zu übernehmen hat. Das Wünschenswerthe ist vielmehr, daß der Eine, der an höchster Stelle die Action des Staates vertritt, mit dem Wesen des Staates von Natur und Herkommen durchaus verwachsen ist, daß er in seinem Amte für sich nichts eigentlich mehr zu fürchten oder zu hoffen hat, was von dem Gedeihen und dem Interesse des Staates verschieden wäre, und daß er, wo eine Gefahr der Abweichung vorhanden ist, unter der regen Controle der mitwirkenden Staatsbehörden und des gesammten Volkes stehe" (S. 96). Damit das Volk diese Controle üben könne, muß unter den Staaten die möglichste Offenheit der Aussprache stattfinden, und die Verhandlungen der Oeffentlichkeit*)

*) Meiner Ansicht nach gilt dies erst für ein späteres Stadium der europäischen Staatengeschichte nach definitiver Constituirung der Nationalstaaten, während in der

nicht vorenthalten werden (S. 95). Damit andererseits nicht die Sympathien und Antipathien des Volkes durch ihre Pression auf die Regierung die staatsmännischen Gesichtspunkte fälschen, muß darauf gedrungen werden, daß die Regierungen so stark dastehen, um bei verkehrten Volksstimmungen unbeeinflußt von diesen und im Widerspruch mit ihnen ihre Pflicht thun zu können, d. h. das von ihnen als unzweifelhaft erkannte Staatsinteresse wahren zu können (z. B. Bismarck im Frühjahr 1866 bei dem allgemeinen Geschrei gegen den „deutschen Bruderkrieg"). Zugleich muß aber auch das Volk zu einer dem Staatswohl entsprechenden Theilnahme am Staatsleben politisch erzogen, zum Fallenlassen der im Staatenverkehr ganz unangebrachten ethischen und sentimentalen Rücksichten angeleitet, die Erkenntniß von den hier allein maßgebenden Zweckmäßigkeitsrücksichten in ihm geweckt und die Gewöhnung an deren nüchterne Erwägung in ihm befördert werden. Es würden eine Menge staatlicher Conflicte verschwinden oder doch in Folge der Platz greifenden Klarheit aus übereinstimmenden Gesichtspunkten leichter lösbar werden, wenn man die allgemeine Meinung der Völker Europas zu der Einsicht bringen könnte, daß das *Gerechte* im Staatenleben *nicht* in einer *formell-rechtlichen* Bedeutung der Verträge, sondern darin besteht, „daß jeder Staat so viel habe und nur so viel beanspruche, als er mit Macht zu *behaupten* im Stande ist, und als dem *gegenseitigen* Machtverhältniß *entsprechend* ist, und daß er nach dem gleichen Maßstabe auch dem andern dasselbe *zugestehe*" (S. 87).

Freilich wird sich der Selbsterhaltungstrieb der Kleinstaaten gegen die Anerkennung dieser einfachen Wahrheit sträuben; aber keine noch so humane Doctrin ist im Stande diese historischen Residuen vergangener Zeiten vor dem Untergang zu schützen, der ihnen sicher ist, weil ihnen bei der gegenwärtigen Art der Kriegführung die Kraft der Selbstbehauptung und damit die Existenzberechtigung abgeht (S. 110). *Die Existenz der Kleinstaaten ist eine beständige Bedrohung des europäischen Friedens*, denn, wie Mirabeau zu einer Entwaffnung verlangenden Quäkerdeputation sagte: „Die Schwäche ist es, die den Krieg hervorruft; ein allgemeiner Widerstand würde der allgemeine Friede sein" (S. 114). Hoffnung auf längeren Frieden ist erst dann, wenn Europa ein System von gut abgerundeten Nationalstaaten bildet, von denen keiner seinem Nachbarn so sehr unterlegen ist, daß er nicht eine Widerstandskraft besäße, welche zur Selbsterhaltung hinreicht und somit den Expansionsgelüsten der Nachbarn einen Damm entgegensetzt, der das Risico eines Angriffs größer macht als den eventuellen Gewinn.

---

gegenwärtigen Uebergangsperiode das Widerspiel geheimer Bündnisse und Verträge noch nicht entbehrt werden kann, das mit offenen Karten unmöglich ist. (E. v. H.)

Um eine solche Widerstandskraft zu besitzen, dazu genügt aber nicht eine gewisse geographische Größe und Einwohnerzahl, sondern es gehört dazu auch eine alle Kräfte wirklich ausnutzende Organisation der Kriegsmacht, welche nur bei allgemeiner Wehrpflicht und bei einem stehenden Heer erreicht werden kann, das zur Schule aller Wehrfähigen genügt. Wir brauchen hier nicht erst auf den Werth der allgemeinen Wehrpflicht für Volkserziehung und für Verhinderung leichtfertiger Kriegserklärung hinzuweisen; diese Dinge sind in letzter Zeit genügend besprochen. Aber die Bedeutung der Schnelligkeit der Mobilmachung wäre noch zu betonen als ein Moment, welches den Nachbarn vorsichtiger mit dem Angriff macht. Ein tüchtiges und schnell auf Kriegsfuß zu bringendes Kriegsheer läßt sich selbstverständlich nur bei einem großen stehenden Heer bilden, da ein solches allein die nöthigen Cadres und die nöthige Zahl von brauchbaren Officieren und Unterofficieren hervorbringen kann. „Es gehört wenig Nachdenken dazu, um einzusehen, daß die durch ein starkes Heer erzeugte Sicherheit einen Werth vertritt, der durch keinen auch noch so starken Aufwand für das Heer zu theuer erkauft wird" (S. 115). „Denn so liegen die Dinge, daß die Macht nur durch die Macht im Schach gehalten wird; sowie die Furcht vor der fremden Macht aufhört, hört auch jede Möglichkeit der Unterhandlung und des Friedens auf" (S. 114). Darum liegt die größte Gefahr für den europäischen Frieden in der vom liberalen Doctrinarismus immer wieder verlangten allgemeinen Entwaffnung. Abschaffung der stehenden Heere würde uns sofort in die Barbarei des Mittelalters zurückschleudern, den Krieg Aller gegen Alle entfesseln, und den durch undisciplinirte Haufen geführten Kampf wieder zum gräßlichen Vernichtungskriege machen, in welchem die wilde Leidenschaft der Racen entfesselt und alle völkerrechtlichen Errungenschaften moderner Humanität zertreten werden würden (114—115).

Wir sehen nach allem, daß die Verminderung der Kriege entschieden Chancen für sich hat, aber aus anderen Gründen, als man gewöhnlich glaubt, nämlich weil das egoistische Staatsinteresse, welches den Frieden auf das Dringendste erheischt, gegenwärtig immer reiner zum Ausdruck kommt, und hoffentlich immer unverfälschter von unangemessenen Beimengungen zum Ausdruck gelangen wird. „Das Friedensbedürfniß ist das erste und wichtigste gemeinsame Interesse der Staaten" (S. 43). Das wohlverstandene Interesse gebietet dem Staate, der Erhaltung des Friedens selbst Opfer zu bringen, denn auch ein siegreicher Krieg wird meistens das wahre Staatswohl auf die Dauer mehr schädigen als fördern (S. 37). Das Bewußtsein einer Solidarität der Interessen fängt mehr und mehr an auf die Staaten Einfluß zu gewinnen und drängt sich namentlich auf den Gebieten der Volkswirthschaft und der Geistesbildung unabweisbar auf;

dieses Bewußtsein drängt die alte Eifersucht zurück (S. 36), welche kurzsichtig genug den eigenen Vorsprung durch Schädigung und Herabdrückung des Nachbarn zu erringen suchte, und macht einem klügeren Verhalten Platz, welches sich der Prosperität der Nachbarn freut, ja wohl gar sie klug berechnend fördert und unterstützt und dafür die eigenen Kräfte um so emsiger daransetzt, um auf diesem fruchtbaren Boden blühender Nachbarreiche für sich selbst die schönsten Früchte zu erzielen. So hört „der schmutzige Handel um kleinen Gewinn, um Länder und Güter auf; die gemeinsame Hinterlist gegen Dritte, oder die Lust, sich gegenseitig zu betrügen, ist da nicht mehr am Platze" (S. 100). Die Politik steckt sich große Ziele und verfolgt sie mit offenem Visir.

Ein dauernder Friede ist selbstverständlich bei unvernünftiger geographischer Vertheilung der Staaten unmöglich. Erst wenn die Kleinstaaten von der Karte Europas verschwunden sein werden, wenn die Staaten im Wesentlichen Nationalstaaten sein werden, deren wohlarrondirte Gebiete soviel als möglich durch Meere oder Gebirge begrenzt sind, erst dann wird die jetzt immer wieder neue Kriege veranlassende Nothwendigkeit aufhören, die Grenzen gewaltsam zu ändern. Dann werden aber auch solche Grenzen zwar nicht in alle Ewigkeit, wie das Legitimitätsprincip will (S. 26), aber doch für die Dauer des Bestehens dieser Nationalitäten festgehalten werden können; denn die Naturgemäßheit der Staatenbildung wird dann der öffentlichen Meinung so sehr einleuchten, daß kein Staat mehr ein vernünftiges Interesse daran haben wird, behufs ihrer Aenderung das Risico eines Krieges gegen starke Nachbarn zu übernehmen.

Ein anderer Grund des Krieges, die Zoll- und Handelsverhältnisse, schwindet ebenfalls immer mehr, je mehr die Tendenz zum Freihandel in ihrer Verwirklichung fortschreitet. Der Freihandel ist zwischen Nationen von annähernd gleicher wirthschaftlicher Culturhöhe das einzig vernünftige und zweckmäßige; die Staaten Europas bewegen sich in demselben Maaße der Approximation auf das Ziel des Freihandels zu als sie sich auf das gleiche Niveau wirthschaftlicher Culturhöhe zu bewegen. Ich glaube nicht, daß wir in Europa noch Zoll- und Handelskriege zu erwarten haben, wie der Verfasser anzunehmen scheint (S. 38). Der Kampf um's Dasein bewegt sich hier nur in anderen Formen; er ist darum als friedliche wirthschaftliche Concurrenz nicht minder erbittert und kostet dem Unterliegenden wahrlich nicht minder schmerzliche Opfer. Wenn letzterer auch vielleicht die Neigung hätte, mit dem Schwerte die Position wiederzuerobern, die er in der wirthschaftlichen Concurrenz eingebüßt, so wird dem doch fast immer der Umstand entgegenstehn, daß in Europa bei nicht gerade vernachlässigter militärischer Organisation das wirthschaftlich tüchtigere Volk zugleich auch das

militärisch tüchtigere sein wird. Es würde also das wirthschaftlich und geistig überwundene Volk seine Decadence nur beschleunigen, wenn es an die ultima ratio appellirte.

Es bleibt hiernach von den Kriegsursachen, die für den Staat wirkliche Lebensfragen sind, nur noch eine übrig: der Kampf um die Herrschaft (S. 32). Berechtigt ist dieser Kampf nur in soweit, als er das Streben ist, die thatsächlichen Machtverhältnisse zur Anerkennung und Geltung zu bringen. Eine darüber hinausgehende Oberherrschaft über fremde Staaten sich anzumaßen, liegt nicht im wohlverstandenen Interesse eines Staates, da der daraus gezogene Nutzen nicht die seine Kräfte übersteigende beständige Anspannung ersetzt, weshalb auch solches Verhältniß immer mit der Erschöpfung dessen endet, der sich überhoben hat. Das wohlverstandene Interesse reducirt also den Kampf um die Herrschaft auf die Behauptung des dem Staate nach seinem Machtverhältniß zukommenden Maaßes von Geltung und Bedeutung im Verkehr der Staaten untereinander. Lasson bemerkt deshalb auch mit Recht, daß dieser Kampf mit dem Fortschritte der Bildung gemildert wird (S. 33).

Das wahre Princip des Völkerrechts, die weitschauende selbstsüchtige Klugheit der Staaten, bewirkt also in der That, je mehr sie unverhüllt als alleiniges Princip für die Regulirung der Beziehungen der einzelnen Staaten unter einander zur Geltung gelangt und als solches in das Bewußtsein der Völker aufgenommen wird, eine Abschwächung der Kriegsursachen, indem sie auf Regelung der allgemein nützlichen völkerrechtlichen Bestimmungen hinwirken wird, und, unterstützt durch den die Gemeinsamkeit der Interessen befördernden Culturfortschritt, die Kriege um die Grenzen (nach definitiver Constituirung der Nationalstaaten), um Zoll- und Handelsstreitigkeit und um das Maaß des europäischen Einflusses mehr und mehr verhindern wird.

Es fragt sich nun, ob es ein Mittel gibt, den Krieg noch wirksamer und sicherer zu verhindern als durch die bisher in Erwägung gezogenen immerhin doch nur relativ wirksamen Momente, — ob es mit anderen Worten die Möglichkeit gibt, eine Autorität über den Staaten zu errichten, welche vorkommende Streitigkeiten schlichten und dem Völkerrecht durch ihre überlegene Macht eine Sanction geben könnte, durch welche es erst den Charakter strengen Rechts erlangen würde. Lasson beantwortet diese Frage mit Nein, ich muß sie mit Ja beantworten. Leider stehen seine betreffenden Erörterungen am Anfang der Schrift, statt am Schluß, wo sie hin gehören; sie werden dadurch manchen Leser von der Lecture der ganzen Schrift abschrecken, der ich im Uebrigen vollkommen zustimme.

Das, wogegen Lasson mit Recht polemisirt und wogegen auch aus-

schließlich die von ihm beigebrachten Citate gerichtet sind, ist der Universal-Einheitsstaat, gewöhnlich als Universalmonarchie specialisirt. Er wäre allerdings die nivellirende Abtödtung alles Lebens, das nur in der Individualität verschiedener Volksgeister sich vollziehen kann, und in ihnen verschiedene Culturformen entfaltet, in deren Gesammtheit die Menschheitscultur beruht. „Der Staat ist das schützende Gefäß für die Heiligthümer der Nation. Alle seine Institutionen tragen das Gepräge der geistigen Eigenthümlichkeit des Volkes; von diesem Quell lebendiger Bewegung aus strömt ihm die Kraft aller Weiterbildung und alles Fortschritts zu. Das Heil des gesammten Volkes, das Heil der Menschheit liegt daran, daß diese Entwickelung selbständig und ungehindert vor sich gehe" (S. 23 bis 24). Dies ist unbedingt richtig; falsch aber ist die von Lasson dogmatisch hingestellte Voraussetzung, daß die nothwendige Freiheit der eigenthümlichen Fortentwickelung eines Volksgeistes nach allen Richtungen, also auch nach der Seite des Staatslebens, behindert werde durch die Constituirung einer moralischen Person über den Nationalstaaten, deren Zweck allein und ausschließlich in der Lösung der völkerrechtlichen Aufgaben besteht, und an welche die Staaten eben nur dasjenige von ihrer Souveränität abtreten, was zur Erfüllung dieses Zweckes unerläßlich gehört.

Lasson's Irrthum entspringt aus einem tieferen Grunde: obwohl Dialectiker, faßt er Begriffe, wie Staat, Souveränität, als starre, absolute, einmalige, während sie doch flüssige, relative, auf verschiedene Stufen wiederkehrende sind. Letzten Endes ist es ein Mangel des Bewußtseins über die Relativität des Individualitätsbegriffes, welcher diese Irrthümer verschuldet; da er die politische Individualität nur als einmalige in der Nation gegebene anerkennen will, so kann er auch den Staat nur als Einheitsstaat nach innen, und als einen von vielen Staaten nach außen begreifen. Die Geschichte aber zeigt einen Reichthum der Entwickelung, der eines solchen starren einmaligen Schema's spottet und sich statt dessen in in einem organischen Stufenbau beständig sich erweiternder Formen entfaltet. — Zuerst ist das natürliche Individuum souverän, dann ist es der Stamm, dann wird es im ansässigen Volke die Landschaft. Die alte Geschichte verschlang diese Individualitäten in der Universalmonarchie, die in sich verwesen mußte; das Germanenthum schuf sie von neuem in der Stufenfolge des Lehnswesens (Rittersitz, Gaugrafschaft, Landgrafschaft); die Neuzeit agglomerirte die deutschen Landschaften zu Territorialstaaten, die Gegenwart schließt diese wieder zum Reiche zusammen. Nicht qualitativ und intensiv ist die Souveränität theilbar (S. 187), wohl aber extensiv, hinsichtlich der Sphäre, auf welche sie sich erstreckt. Die allgemeine Losung der Gegenwart: „Decentralisation", bedeutet nichts weiter als das Verlangen

nach Abgabe der den untergeordneten Individualitäten zukommenden Theile der Souveränität. Souverän ist eine moralische Person in derjenigen Sphäre, in welcher ihr die Entscheidung in letzter Instanz zusteht; das Princip der Decentralisation beruht darin, diese letzte Instanz für viele Dinge aus den Ministerien und Parlamenten in die historisch-politischen Individualitäten der Provinzen, Kreise und Gemeinden zurückzuverlegen. Die Länder im deutschen Reich sind factisch souverän in allen Dingen, die nicht zur Reichsgesetzgebung gehören, und das Reich ist nur in den Dingen souverän, mit denen es sich überhaupt zu befassen hat. Die Eigenthümlichkeiten der preußischen Provinzen haben, so weit sie berechtigte Momente der Culturentwickelung sind, keineswegs dadurch gelitten, daß das Gebiet ihrer Souveränität ein so beschränktes ist; ebensowenig werden die Eigenthümlichkeiten des bairischen oder schwäbischen Volksstammes durch die Uebertragung der wichtigsten Souveränitätsrechte an das Reich leiden. Ganz ebenso wenig würden aber auch die geistigen Eigenthümlichkeiten der Nationalstaaten dadurch bedroht werden, wenn dieselben einen gewissen Theil ihrer Souveränitätsrechte an eine noch höher stehende moralische Person übertrügen, denn soviel größer, als die Unterschiede zwischen den Culturformen verschiedener Völker als diejenigen bei verschiedenen Stämmen sind, so viel größer ist auch das Gebiet der den Nationalstaaten verbleibenden Souveränitätsrechte als das der Territorialsouveränitäten. Lasson sagt: „Der Staat kann niemals Unterthan sein, ohne daß er aufhörte Staat zu sein" (S. 23). Dies ist nach dem üblichen Sprachgebrauch des Wortes „Staat" offenbar unrichtig. Rumänien und Baiern sind nach der allgemeinen Auffassung Staat, und doch Unterthanen der Pforte und des Reiches. Es kann weit mehr bezweifelt werden, ob das deutsche Reich ein Staat heißen dürfe, als ob Baiern so genannt werden könne. Die Nationalstaaten bleiben jedenfalls Staaten, auch wenn eine neue moralische Person über ihnen constituirt wird, der sie unterthan werden, diese selbst aber kann bei der Beschränktheit ihres Zweckes und ihrer Wirkungssphäre nicht mehr Staat heißen, sondern sie würde ein Staatenbund sein. Es würde auf einen bloßen Wortstreit hinauslaufen, wenn man noch weiter mit Lasson darüber rechten wollte, ob ein Staat, sobald er eine höhere zwingende Gewalt mit rechtlicher Autorität über sich anerkennt, zur Provinz dieses neuen und wahren Staates herabsinkt; das, worum es sich handelt, sind aber nicht die gleichgültigen Benennungen, sondern die Thatsache, daß jede politische Individualität einen gewissen Theil ihrer Souveränitätsrechte an einen höheren politischen Organismus abgeben kann, ohne die zur eigenthümlichen Culturentwickelung nothwendige Freiheit der Bewegung einzubüßen. Den Beweis hiergegen hat Lasson nicht geführt, und auch deshalb gar nicht führen können, weil ihm

dieser Begriff des einordnenden politischen Organismus fremd ist, er vielmehr immer nur die starre Alternative der schlechten Extreme kennt: „entweder bloße Summe souveräner Staaten oder ein alle Unterschiede nivellirender und alle Freiheit der Culturentwickelung erstickender Universal-Einheitsstaat. — Gerade an einem Staatenbund der Nationalstaaten Europas würde sich zeigen, wie das Lasson'sche Schema, daß der Staat immer nur dasjenige sei, bei dem auswärtige Politik, Armee und Finanzen sind (S. 186), vor der Mannigfaltigkeit der Realität mitten entzwei bricht; der Bund würde nämlich die auswärtige Vertretung (gegen Staaten anderer Erdtheile) allein erhalten, die Nationalstaaten würden hingegen die Armeen für sich behalten, und die Finanzen würden wie bei jeder Souveränitätsübertragung nach dem Zwecke der verschiedenen politischen Individualitäten getheilt werden, und zwar hier die Bundesfinanzen durch Matricularbeiträge aufgebracht werden.

Jede höhere politische Individualität hat neben anderen Aufgaben auch die, den Streit zwischen den ihr untergeordneten politischen Individualitäten zu verhindern. Bei den Wilden liegen die Stämme in beständiger Fehde; im alten Hellas schließen die Landschaften nur Frieden auf gewisse Zeit; im Mittelalter wüthet der Kampf der Ritter und Grafen unter einander und gegen die Städte, und später verwüsten die Kriege der Territorialstaaten den deutschen Boden; heut zum erstenmal ist eine Autorität in Deutschland gegeben, die in Zukunft die deutschen Stämme dauernd verhindern wird, sich unter einander Wunden zu schlagen; — sollte die historische Entwickelungsreihe nicht einst weiter führen und zur Gründung einer Autorität gelangen, welche den Kämpfen der europäischen Völker ein Ziel setzt? Lasson bekämpft die Analogie des Staatenkrieges mit dem Fehderecht der Einzelnen (S. 22 bis 23), aber um diese Analogie handelt es sich gar nicht, sondern um die Stufenreihe der politischen Individualitäten und deren immer weiter aufsteigende Pacificirung im historischen Entwickelungsgange, — eine Reihe, die Lasson gar nicht in den Sinn kommt, weil ihm eben das Bewußtsein der Relativität aller hier in Rede stehenden Begriffe fehlt, das Bewußtsein, daß jedes Staatengebilde, obwohl souverän geboren, doch nur dazu bestimmt ist, aufgehobenes Moment in einer höheren staatlichen Organisationsstufe zu werden, aber aufgehobenes Moment in dem Sinne, daß es als Glied des neuen Organismus in seiner unendlich werthvollen Eigenthümlichkeit conservirt bleibt. Wie die Starrheit des Staatsbegriffes durch Verkennen der inneren Gliederung zum despotisch nivellirenden Einheitsstaat führt, so führt sie durch Verkennen seiner Bestimmung, in einem höheren politischen Organismus aufgehoben zu werden, zum egoistisch bornirten Particularismus, der wie jeder Particularismus seine Blöße in die Fahne der Freiheit zu wickeln weiß. Aber seine Selbstsucht ist eine unver-

ständige kurzsichtige Selbstsucht, die endlich der besseren Erkenntniß weicht, daß die Opfer an Particularsouveränität sich anderweitig überreichlich bezahlt machen, daß die Unantastbarkeit der Staatssouveränität in Bezug auf die Nationalstaaten kein geringerer Aberglaube ist, als in Bezug auf die Territorialstaaten, und daß gerade das wohlverstandene Staatsinteresse mit unerbittlicher Consequenz zum freiwilligen Aufgeben eines Theils dieser Souveränität ebenso nach oben wie nach unten zwingt.

Sobald alle Staaten davon durchdrungen sind, daß der Friede ein Interesse bietet, welches gar nicht zu theuer bezahlt werden kann, wofern dadurch die Lebensluft und der freie Entwickeluugsraum für die Eigenthümlichkeiten der Staaten nur nicht beschränkt wird, so wird zur Constituirung einer über den Staaten stehenden moralischen Person geschritten werden, und wird es am allerwenigsten an einsichtigen Individuen als Träger dieser moralischen Person mangeln, welche ihren berechtigten Nationalpatriotismus mit ihrem kosmopolitischen Bewußtsein, ihre Staatsbürgerpflichten mit ihrer Pflicht als Vertreter der über den Staaten stehenden moralischen Person zu vereinigen wissen, indem sie dem Bunde geben, was des Bundes, dem Staate, was des Staates ist. Wenn Lasson dies bezweifelt und behauptet, daß „jeder Privatmann aus seinem Volke Partei nimmt für sein Volk und seinen Staat" (S. 25), so steht dem die Thatsache entgegen, daß schon jetzt ein kosmopolitisches Bewußtsein den Nationalpatriotismus an vielen Stellen in vorzeitiger und bedenklicher Weise zu überwuchern anfängt, so daß eher das Gegentheil zu fürchten sein möchte, daß die Träger des Staatenbundes aus Mangel an Nationalpatriotismus die Wirkungssphäre des Bundes in ungeeigneter Weise zu erweitern trachten möchten.

Ferner bestreitet Lasson, daß ein solcher Bund, der übrigens in dem von ihm acceptirten periodisch wiederkehrenden Congreß nebst Schiedsgerichten schon annähernd vorbereitet ist, die Macht besitzen würde, um mit zwingender Gewalt die innerhalb der Sphäre seines Zweckes getroffenen Entscheidungen gegen widerspenstige Staaten durchzuführen. Hiergegen ist zu bemerken, daß der durch das gemeinsame Interesse gestiftete Bund allen seinen Gliedern ein so großes Interesse an seiner Erhaltung einflößen wird, daß ein Versuch eines Staates oder einer kleinen Minorität, die Existenz des Bundes durch Widersetzlichkeit zu gefährden, nothwendig dazu führen muß, daß alle übrigen Staaten ihre Kräfte dem Bunde in einem solchen Falle behufs Bundesexecution zur Verfügung stellen. Der Widerspenstige aber muß vernünftiger Weise im Bewußtsein seiner bedeutend unterlegenen Kraft nachgeben, ehe es zum Kriege kommt, sobald er nur sieht, daß es der Majorität der Staaten mit der Durchführung des Bundesbeschlusses bitterer Ernst ist. Es kommt also darum, weil das Machtverhältniß so ungleich ist,

gar nicht erst zum Kriege und die Staaten der Majorität laufen somit kaum ein Risico, wenn sie ihre Kräfte dem Bunde zur Verfügung stellen. Lasson macht hiergegen geltend, daß auch künftig ein kleiner Staat „im Bewußtsein, daß für ihn Alles auf dem Spiele steht, Wohlfahrt und Dasein, Freiheit und Ehre, sich gegen eine Welt in Waffen und gegen den Bund vieler anderer Staaten so lange zu vertheidigen suchen wird, als es irgend möglich ist" (S. 25—26). Ohne Zweifel wird dieß der Fall sein, wenn sein Dasein, Freiheit, Ehre und Wohlsahrt bedroht werden sollte; diese sind ihm aber gerade durch den Bund, durch den substantiellen Zweck, in welchem derselbe als moralische Person besteht, garantirt; eine Bedrohung derselben könnte also niemals durch Bundeswillen als solchen geschehen, sondern nur durch eine Fälschung des Willens dieser moralischen Person, durch eine Summe staatlicher Particularwillen oder durch den Privatwillen der Träger des Bundes; in beiden Fällen liegt ein eclatanter Verstoß gegen die im Bunde systematisirte Interessenharmonie und somit auch gegen das wohlverstandene Interesse der Staaten der Majorität vor. Wir brauchen auf einen solchen Fall also bei Beurtheilung des Werthes und der Leistungsfähigkeit des Bundes keine Rücksicht zu nehmen. Ueberdieß sahen wir schon oben, daß die früher und jetzt noch bestehenden Ursachen tiefeingreifender und die Existenz in Frage stellender Conflicte für die Zukunst mehr und mehr verschwinden werden, d. h. daß die Grenzkriege und Zoll- und Handelskriege ganz aufhören und die Herrschaftskriege um so seltener werden müssen, je mehr das Bewußtsein von der Gerechtigkeit der gegenseitigen Anerkennung und des Einflusses nach Maaßgabe des Machtverhältnisses sich Bahn bricht. Der Bund wird also in Zukunft wesentlich nur solche Streitigkeiten zu schlichten haben, die nicht das Lebensinteresse der Staaten berühren, sondern sich auf mehr oberflächliche Fragen beziehen.

Eine Bedingung muß allerdings in der Verfassung des Bundes erfüllt sein, wenn derselbe nicht gerade durch sein Vorhandensein Herrschaftsconflicte und Kriege heraufbeschwören soll: das Gewicht der Stimmen, welche die Staaten im Bundesrath führen, muß jederzeit proportional der Macht sein, welche die Staaten repräsentiren, ihr Verhältniß muß sich somit auch proportional dem Machtverhältniß ändern. Eine solche stattgehabte Aenderung des Machtverhältnisses geht aus den Resultaten der Statistik über Einwohnerzahl, Volkswohlstand, Budget, Heeresmacht u. s. w. mit einer nichts zu wünschen übrig lassenden Deutlichkeit hervor; es handelt sich nur darum, sich über eine officielle Formel zu einigen, in welcher diese Momente zum entsprechenden Ausdruck gelangen, und das Stimmgewicht nach jeder neuen statistischen Aufnahme (Volkszählung) nach dieser Formel zu reguliren. Weil das Stimmgewicht der Staaten außer allem Verhältniß zu der Macht derselben stand, und weil von allen Mitgliedern eigentlich nur zwei

die zur Selbstbehauptung nöthige Macht besaßen, darum war der ehemalige deutsche Bund ein so naturwidriges Gebilde politischer Afterweisheit; in einem künftigen europäischen Bunde werden diese Mängel nicht vorhanden sein, sondern es werden höchstens 10 Staaten sein, von denen jeder die nöthige Widerstandskraft und Größe besitzen wird, und wird jeder einen seinen reellen Machtverhältnissen entsprechenden Einfluß besitzen. Ein Bedürfniß, den Bund über Europa hinaus auszudehnen, dürfte so lange nicht vorliegen, als in Asien kein Staat vorhanden ist, welcher nach Macht und geographischer Lage einen Angriff auf einen europäischen Staat unternehmen könnte; Kriege zwischen geographisch getrennten Erdtheilen sind bei der modernen Art der Kriegführung durch Massen ohnehin unmöglich, es sei denn gegen wilde oder halbwilde Völkerschaften, um die es sich hier nicht handeln kann.

Nehmen wir nun die Möglichkeit der Errichtung eines europäischen Bundes als einer über den Nationalstaaten stehenden moralischen Person als zugegeben an, nehmen wir ferner als erwiesen an, daß ein solcher Bund hinreichende Autorität besäße, um die im gewöhnlichen Laufe der Dinge unter Staaten vorkommenden Streitigkeiten friedlich beizulegen, und somit ein unendlich viel wirksameres Mittel als irgend ein anderes wäre zur Sicherung dauernden Friedens ohne Beschränkung der freiesten Culturentwicklung, so würden wir dennoch die Frage, ob solche Einrichtung den Krieg überhaupt unmöglich machen würde, entschieden verneinen müssen, wobei wir aber sofort zu bemerken haben, daß die theoretische Entscheidung dieser Frage den practischen Werth einer solchen Institution nicht im geringsten zu schmälern vermag, da es sich in der Praxis niemals um das absolut Unmögliche, sondern immer nur um das mehr oder minder Wahrscheinliche handelt. Wenn nämlich auch durch den Bund ein Recht über den Staaten geschaffen wird, so hat dieses Recht doch ebenso wie das innerstaatliche politische Recht nur eine äußerliche, keine innerliche (ethische) Garantie. Auch die inneren Verfassungsfragen sind Machtfragen, nicht Rechtsfragen im juristischen Sinne; wenn die Macht der Parteien sich wesentlich geändert hat, muß sich auch die Verfassung ändern, gleichviel ob auf verfassungsmäßigem Wege oder durch Revolution; denn auch die inneren Staatsverfassungen sind nur der formelle Ausdruck thatsächlich bestehender politischer Machtverhältnisse (diesen von Lassalle trefflich ausgeführten Gedanken hat Lasson nicht berücksichtigt, wenn er alles innerstaatliche Recht als strictes Recht behandelt und darauf einen specifischen Unterschied vom internationalen Recht gründet, S. 63 oben). Auch im Staate kann das staatliche Band jeden Augenblick durch Secession zerrissen werden. Jeder Theil des Staates ist rechtlich gebunden an das Ganze, aber die höhere Pflicht ist ihm doch die der Selbsterhaltung, und wenn der Fall ausnahmsweise eintritt, daß die Verfügungen eines Staates

die Lebensinteressen und die Existenz eines seiner Theile bedrohen, so kann man den Verzweiflungskampf der Secession auch innerhalb des Staates entbrennen sehen, — und nicht immer ohne Erfolg für die Secessionisten. Auf ganz dieselbe Weise und unter genau denselben rechtlichen Verhältnissen ist auch ein Secessionskrieg eines oder mehrerer Staaten des Bundes gegen den Bund möglich. Derselbe kann, wie wir erwähnten, schon dadurch ausbrechen, daß die Institution des Bundes ihrem Zweck zuwider zur Förderung kurzsichtiger Sonderinteressen gemißbraucht und dadurch ein oder einige Staaten des Bundes in ihren Lebensbedingungen bedroht werden. Es kann ferner eine Umwandlung in den Nationalitäten von solcher Tragweite vor sich gehen, daß die Modificabilität der Bundesverfassung dieser Aenderung nicht folgen kann, und eine Sprengung des Bundes erfolgt; zum Verständniß dieser Eventualität hat man sich zu vergegenwärtigen, daß die Nationalitäten ebenso wie die Sprachen im fortwährenden Fluß sind, und wie diese eine Tendenz zur Agglomeration und Verminderung der Zahl nach in sich tragen, welche mit Steigerung der Verkehrsmittel steigt. Endlich kann ein allgemeiner Verfall des staatlichen Lebens in Europa eintreten, eine Versumpfung der Völker in Corruption und Materialismus, die das luftreinigende Ungewitter des völkererschütternden und wieder zur Besinnung führenden Krieges aus sich gebiert, welches die Vorsehung sich gleichsam als ultima ratio für solche Fälle reservirt. Dies alles sind aber Möglichkeiten, welche die unmittelbare Erwägung nicht beeinflussen können; wie auf Erden nichts für die Ewigkeit ist, so wird es auch ein europäischer Bund nicht sein. Aber deshalb wird man nicht verkennen dürfen, daß er auf lange Zeiten hinaus friedenbringend und segenspendend wirken würde. Mag man dann ruhig auf die objective Vernunft der Dinge bauen, daß jede neue Krisis auch ihre neuen Heilmittel in sich trägt, jedenfalls wird man eine solche fruchtbare Einrichtung als anzustrebendes Ziel nicht aus den Augen verlieren dürfen, welche ein dringendes allen Staaten gemeinsames Interesse wirksam zu befriedigen verspricht. Als eine Illusion aber müssen freilich auch wir den Glauben betrachten, daß dieses Ziel schon jetzt, vor einer vollständigen Umgestaltung der Karte von Europa in ein einfaches System großer Nationalstaaten, verwirklicht werden könne; im Gegentheil wird diese unerläßliche Vorbedingung der großen europäischen Friedensära nur durch eine Reihe uns vielleicht in nicht allzuferner Zukunft bevorstehender Kriege erreicht werden können, welche an Großartigkeit der aufeinander platzenden Gewalten alles in der Weltgeschichte bisher Dagewesene überragen dürften, und auf welche uns mit Anspannung aller unserer Kräfte würdig und weise vorzubereiten unsere nächstliegende Aufgabe ist.

Eduard von Hartmann.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vom russischen Neujahr. Aus St. Petersburg. — Nicht einmal die Officiösen können von sich rühmen, was allein von der bevorzugten Klasse der „Gründer" gilt — daß ihnen Alles gelinge. Das St. Georgsfest war glänzend verlaufen, die öffentliche Meinung der ganzen Welt hatte den Berichten darüber eine so naive Gläubigkeit, ein so viel verheißendes Entgegenkommen gezeigt, einen Augenblick schien es sogar gelungen, die brüllenden Löwen unserer Nationalpartei in blökende Lämmer zu verwandeln: der Sylvesterabend sah Deutschland und Rußland in erfreulicher Umarmung. Indessen, den modernen Entwicklungen scheint keine lange Blüthe gegönnt. Schon der Neujahrsmorgen fand das Verhältniß gestört. Wer zum Kaffee den „Golos" oder ein anderes unserer ultranationalen Blätter in die Hand nahm, konnte darin lesen, daß wir gar keinen gefährlicheren Feind haben, als das Deutschland, mit dem wir noch um Mitternacht Brüderschaft getrunken hatten. Hier zu Lande hat das natürlich Niemand überraschen können. Wer nicht in seinen vier Wänden vergraben ist, weiß, daß die vielbejubelte Bekehrung unserer Nationalen nichts war, als ein dem Hof erwiesener Gefallen. Nach dem Besuch der deutschen Notabilitäten wurde eine „Anstandspause" gewünscht: sie konnte um so eher bewilligt werden, als Neujahr und mit ihm die passendste Gelegenheit vor der Thür war, einen Strich unter die verhaßten Freundschaftsartikel zu machen, die dem Herrn Krajewski (vom Golos) in den letzten Wochen viel grimmige Flüche gekostet haben. Die „Mosk. Ztg." hat — vielleicht in Folge der übrigens ganz falsch geschilderten Unterhaltung des Herrn Katkow mit Prinz Friedrich Karl — auch in ihrem Neujahrsartikel noch des deutschen Reiches in achtungsvollem und anerkennendem Tone gedacht. Desto feindseliger läßt sich, wie gesagt, der „Golos" aus, den man gegenwärtig als das Mundstück unseres großen Publikums ansehen muß, während sich die Mosk. Ztg. mehr und mehr in die Rolle der „überwundenen Mäßigung" gedrängt sieht. Die „Börsen-Ztg.", welche sich während des deutschen Besuches dem Hof durch die niedrigste Augendienerei zu empfehlen suchte, scheint es ebenfalls unthunlich gefunden zu haben, länger gegen den Strom zu schwimmen und bringt Hetzartikel über angebliche deutsche Absichten auf Luxemburg.

Bei Ihnen scheint der Verdruß über diese unverhoffte Schwenkung unserer unabhängigen Presse nicht gering. Man würde sich die Ueberraschung haben sparen können, wenn man weniger erpicht wäre, um jeden Preis aus schwarz weiß zu machen, d. h. unsere Deutschenfresser in Verehrer der „Wacht am Rhein" zu verwandeln. Wenn diese Herren in der That nur auf den

Redactionsstühlen zu finden wären, wie immer wieder in den deutschen Blättern behauptet wird, so wäre die Aufgabe vielleicht nicht unlösbar. Allein das ist — wie ich schon früher hervorgehoben habe — ein Irrthum. Nirgend in der Welt vielleicht besteht eine so enge Wechselwirkung zwischen Presse und Publikum wie gerade hier zu Lande. Die Presse hat sich ihre Leser herangebildet, heute aber steht sie längst unter dem bestimmenden Einfluß der Ansichten, die sie selbst groß gezogen. Aus diesem Grunde ist es so verkehrt wie möglich, die Rolle des Störenfriedes ausschließlich den Zeitungen zuzuschieben. Diese Organe wollen eben auch leben! Vom Golos verlangen, daß er fortan consequent deutschfreundlich bleibe, heißt nichts Anderes, als der Kreuz-Ztg. Parteinahme für die rothe Republik zumuthen, oder von der National-Ztg. Artikel im Stil des Herrn von Gerlach erwarten. Dazu kommt die literarische Concurrenz, die auch bei uns längst nicht mehr zu den unbekannten Dingen gehört. Zwar erscheinen auch heute noch in Petersburg weit weniger tägliche Blätter, als in den Hauptstädten Westeuropas; dafür ist das lesende Publikum unendlich kleiner, während sich die Herstellungskosten bedeutend höher stellen. Hier herrschte früher und herrscht theilweise wohl noch immer der Brauch, die Mitarbeiter pro Zeile zu bezahlen und zwar bis zu dem unglaublichen Satze von 15 Cop. (5 Sgr.). Daraus erklärt sich die erstaunliche Länge russischer Leitartikel, welche die Geduld indischer Fakirs ermüden könnte. Bringt man nun noch in Anschlag, daß diese Schwierigkeiten durch die unausrottbar liederliche Verwaltung unserer Zeitungen erheblich vermehrt werden, so begreift sich unschwer, daß die russische Tagesliteratur schier mehr als irgend eine andere auf Abonnentenjagd angewiesen, und daher keineswegs in der Lage ist, mit den „Gefühlen" des Publikums das willkürliche Spiel zu treiben, wie es mancher Correspondent deutscher Blätter in seinem Aerger darüber verlangt, daß plebejisches Gassengezänk immer wieder den herrlichen Einklang der Friedensworte stört, welche zwischen den kaiserlichen Hoflagern in Berlin und Petersburg gewechselt werden.

Practisch betrachtet ist es einstweilen allerdings gleichgiltig, ob unsere nationale Presse auf eigene Hand mit Deutschland Krieg führt oder ob sie ein Heer von Lesern hinter sich hat, welche sich an den journalistischen Bocksprüngen ergötzen, die von den polnischen Mitarbeitern des Golos im russischen Interesse ausgeführt werden. In diesem Punkt ist unsere sonst sehr empfängliche Regierung taub gegen vox populi, und wird es bleiben, so lange Kaiser Alexander und Fürst Gotschakow unter den Lebenden wandeln. Bei dem nicht allzu günstigen Gesundheitszustande des einen und dem hohen Alter des andern mag die unausbleibliche Krisis früher eintreten als wir hoffen, aber — in drei Jahren kann die Welt untergehen, hat zwar Fürst

Bismarck gesagt — wer wollte sich die schöne bankentreibende Gegenwart mit Zukunftsgrübeleien verderben? Einstweilen stehen die Säulen des gegenwärtigen Systems und mit ihnen steht fester als je der Entschluß, die guten Beziehungen zu Deutschland nicht erkalten zu lassen. Dafür spricht unter Anderem auch das Gerücht, daß unser Heer abermals, wie schon unter der vorigen Regierung geschah, nach preußischem Muster uniformirt werden soll. Wer die Bedeutung kennt, welche diesen Aeußerlichkeiten des militärischen Lebens traditionell an unserem Hofe beigelegt wird, muß darin ein unverächtliches Zeichen der Zeit erblicken.

Ganz freilich vermag sich auch das herzliche persönliche Wohlwollen des Kaisers für den Thron seines Oheims von dem gemüthlosen Mißtrauen nicht frei zu halten, welches das bezeichnendste Merkmal der zwischenstaatlichen Beziehungen aller Zeiten zu sein pflegt. Sie erinnern sich vielleicht einer Notiz der „Russischen Welt" über die Bedeutung der ungewöhnlich starken Recrutirung, welche in den nächsten Wochen bei uns vorgenommen werden soll. Das Blatt fand diese Maßregel vor Allem durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt, unsere Armee, der drohenden Schlagfertigkeit des deutschen Heeres gegenüber, auf einen möglichst achtunggebietenden Fuß zu bringen. Natürlich beeilten sich zahllose Federn hüben und drüben diese „tactlose" Aeußerung zu berichtigen. Ihnen zufolge wäre die starke Recrutirung von sechs Mann auf 1000 (die durchschnittliche Friedensaushebung beträgt vier Mann) lediglich durch die im Werk begriffene Neubildung des russischen Heeres bedingt. Was ist damit gesagt? Das Eine schließt das Andere offenbar nicht aus. Wenn wir Deutschland ebenbürtig werden wollen, so muß eine Neubildung stattfinden. Daß aber diese Ebenbürtigkeit und nichts Anderes seit 1866 der leitende Gesichtspunkt unserer militärischen Maßnahmen ist — das können Sie hier rückhaltslos von Jedermann, Militär- wie Civilpersonen, aussprechen hören. Wer das bezweifeln sollte, möge sich durch die in Aussicht genommenen großartigen Befestigungen von Kowno — ca. 11½ Meilen von der preußischen Grenze entfernt — eines Anderen belehren lassen. General von Todleben beschäftigt sich schon seit längerer Zeit mit der Frage der Sicherung unserer Grenzstriche gegen Westen und hat das um so mehr ohne Aufsehen thun können, als er im Kowno'schen begütert ist und mit seiner Familie den Sommer auf seiner Besitzung Kaydani zu verbringen pflegt. Unser Kriegsbudget ist denn auch fortwährend im Steigen begriffen. Für 1872 beträgt der Anschlag 160 Millionen. In Wahrheit muß man die Ausgaben aber mindestens auf 200 Millionen veranschlagen, da bei uns eine Menge Kosten, welche anderswo der Staat trägt, den Provinzen zur Last fallen, so z. B. das Fuhr- und Beförderungswesen, die Beheizung der Garnisonen u. dgl. m. Wir brauchen uns über

diese nicht unbedeutende Summe aber keine Gewissensbisse zu machen, denn unser diesjähriger Voranschlag weist einen baaren Ueberschuß von ca. 400,000 Rub. auf. Nur schade, daß wir uns nicht gänzlich des Verdachts enthalten können, daß dieser Ueberschuß mit der großen Anleihe von 12 Millionen L., welche wir nächstens vom Stapel lassen werden, in einem nicht ganz harmlosen Zusammenhang stehen dürfte. Wir haben weder einen Reichstag, noch eine Oberrechnungskammer, welche unserem Finanzminister bei der „Gruppirung der Zahlen" auf die Finger sehen könnte. Herr von Reutern ist persönlich der achtbarste Mann der Welt, ob er aber im Interesse des Staates eine kleine Abweichung vom wahren Sachverhalt nicht für erlaubt hält, dafür möchten wir nicht einstehen.

Lord Derby's Rede und die Stellung des Ministeriums. Aus London. — Eine der eigenthümlichsten Erscheinungen des englischen politischen Lebens ist der häufige Ideen-Austausch zwischen den Wählern einerseits und den Parlaments-Mitgliedern und leitenden Peers andererseits. Nirgends wird die neue klägliche, aller persönlichen Initiative und allem Unterschiede respectiver Begabungen und Stellungen ein Ende machende Erfindung des französischen politischen Geistes, das imperative, oder wie Victor Hugo es umgetauft hat, das contractuelle Mandat mehr verletzt, als in England; aber auch nirgends sonst wird die regelmäßige Rechenschafts-Ablegung des Deputirten und seine Erklärung der Motive seiner Handlungsweise im Parlament mit größerer Regelmäßigkeit und Genauigkeit gefordert, als dort. Nächst der Presse trägt wohl diese Gewohnheit am meisten zur politischen Erziehung des Volkes bei. Das Interesse, womit diese politischen Erklärungen erwartet und empfangen werden, wird nicht durch die Neugierde erregt, einen mehr oder weniger berühmten oder beredten Mann zu hören, sondern ist auf die Sache selbst gerichtet, die beinahe jeder Wähler als eine ihn persönlich sehr nahe angehende betrachtet. Kurz vor dem Zusammentreten des Parlamentes, wie jetzt, werden diese Erklärungen besonders häufig und wichtig. Die letzten Tage brachten deren mehrere, von denen die des Lord Derby obenan gestellt zu werden das Recht hat.

Die politische Stellung Lord Derby's ist eine eigenthümliche. Als Sohn des verstorbenen Premier-Ministers machte er sich schon sehr jung als Lord Stanley im Unterhause durch sein bedeutendes Talent bemerklich. Dieses Talent ist jedoch von dem seines Vaters ganz und gar verschieden. Nichts erinnert weniger an die häufig feurige, leidenschaftliche und unbedachtsame Beredsamkeit des früheren Lord Derby, als das ruhige, leidenschaftlose, augenscheinlich auf reifliche Ueberlegung gegründete Auftreten seines Sohnes. Rechnet man dazu die tiefgehenden und vielseitigen Studien, von denen er manchen Beweis ge-

liefert hat, so wird es begreiflich, daß selbst sein Vater unter den letzten zwei Tory-Administrationen ihm so wichtige Posten, wie den des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten übertragen konnte, ohne daß selbst seine politischen Gegner es wagten, ihn der Begünstigung anzuklagen. Der häufig sehr liberalen Ansichten wegen, die Lord Stanley aussprach, glaubte man, nur die Achtung vor seinem Vater halte ihn ab, zur liberalen Partei überzugehen. Nach des letzteren Tode jedoch, als Lord Stanley seinen Sitz als Earl of Derby im Oberhause nahm, gab er sogleich zu verstehen, daß er seiner Partei treu bleiben, jedoch die Leitung derselben, die ihm gewissermaßen angetragen war, nicht übernehmen wolle. Der Marquis of Salisbury, ein höchst talentvoller aber hitziger Mann, der das Vertrauen des reactionären Theils der Tory-Partei besitzt, wollte ebenfalls nicht Führer derselben werden, und so fiel diese Aufgabe Disraeli zu, trotzdem dieser von der Mehrzahl der Partei nur als ein Abenteurer, ein verkappter Radicaler und gewissermaßen als nicht zur Kaste gehörig betrachtet wird.

Was nun den allgemeinen Charakter von Lord Derby's Ansprache vom 9. d. M. an die Mitglieder des conservativen Arbeiter-Vereins in Liverpool betrifft, so ist das bemerkenswertheste daran ein gewisser fester, selbständiger Ton, der fast vermuthen läßt, daß Lord Derby vielleicht seinen vorerwähnten Entschluß betreffs der Leitung der Tory-Partei zu wechseln im Begriff ist. In der Rede selbst erklärte er, daß er sich auf keine Kritik der von dem jetzigen Ministerium begangenen zahlreichen Fehler (von diesen wird übrigens in der bald zu eröffnenden Parlaments-Session genug zu hören sein) einlassen wolle, und auch nicht, wie Andere mit einem patentirten Plane, Jedermann glücklich zu machen, komme. Seine Absicht sei, die Stellung der conservativen Partei mit den Mitteln zur Ausführung der ihr obliegenden Aufgabe zu prüfen. Der Zweck einer Partei sei nicht Amt, sondern Macht über Gesetzgebung und Verwaltung, und diese letztere könne von einer Partei, die $^{2}/_{5}$ in den Gemeinen zählt (in den Lords bildet sie die Majorität) ausgeübt werden. Er zöge es vor, seine Partei ihre Macht als starke Opposition und nicht als Ministerium mit einer Minorität in den Gemeinen brauchen zu sehen. Das Oberhaus könne durch Zulassung einer beschränkten Anzahl von lebenslänglichen (nicht erblichen) Pairien reformirt werden. Die Staatskirche in England stehe fest, so lange ihre Mitglieder unter einander einig blieben und das letzte Schulgesetz solle für jetzt nicht geändert werden, da es gute Resultate verspreche. Die Agitation, die Errichtung von Wirthshäusern von der Stimmenmehrheit in den betreffenden Bezirken abhängig zu machen, billige er nicht, da er kein Vertrauen in derartige Zwangs-Gesetzgebung setze. (Es ist wohl kaum nothwendig anzudeuten, daß solche Zwangs-Gesetzgebung die Mehrheit selber bestrafen würde. Die trunksüchtige oder

verbrecherische Minderheit im Zaum zu halten ist einfach Sache einer guten Polizei-Verwaltung, und sie so viel wie möglich zu beschränken Sache einer zweckmäßigen Erziehung.) Was die Finanzen anbelangt, so wünscht er einfache Budgets und ernste Anstrengungen, die lange Friedensperiode, deren England sich erfreue, zur Verminderung der National-Schuld zu benützen. Schlagend war Lord Derby's Beweisführung, daß die so vielfach gewünschte directe Intervention des Staates in der practischen Ausführung socialer Reformen nur zu allgemeinem Pauperismus führen würde, und sein Hinweis darauf, daß dieselben, wie bisher in England so viele große Dinge nur durch Privat-Initiative eine feste Grundlage gewinnen können. Von den zwei irischen Fragen, sagte Lord Derby am Ende, berühre er die des „Home-Rule" gar nicht, da in England keine zwei Meinungen darüber existiren könnten; in der Schulfrage jedoch müsse die Agitation der katholischen Geistlichkeit sorgfältig überwacht werden. Eine gewisse, sogar unter hochgestellten Staatsmännern vorherrschende Auffassung, daß man Irland durch die katholische Geistlichkeit regieren könne, sei falsch, erstens weil England dies nie dulden würde, und zweitens weil die katholische Geistlichkeit gar nicht die ihr zugetraute Macht besitze.

Unter den „begangenen, zahlreichen Fehlern" des Ministeriums ist wohl der erste das πρῶτον ψεῦδος seiner ganzen Existenz, daß es Hrn. Gladstone zum Chef hat. Dieser eminente Mann besitzt beinahe alle guten Eigenschaften, nur nicht die, welche für den Chef einer großen politischen Partei in England erforderlich sind. „Ein guter Mann im schlechtesten Sinne des Worts", wurde er einmal charakterisirt. Er ist impulsiv, gebieterisch, ohne Humor, und ähnelt Herrn Thiers darin, daß er für alle seine Collegen spricht, so daß diese gewissermaßen nur als seine Secretäre erscheinen und er nicht als primus inter pares, wie es englischer Gebrauch verlangt, sondern als Befehlshaber dasteht. Während seiner langen politischen Laufbahn ist er, vom äußersten Toryismus ausgehend, jetzt beinahe beim Radicalismus angelangt. Obgleich ihm eigennützige Gründe im gewöhnlichen Sinne nicht vorgeworfen werden können, so ist doch ein solcher Gesinnungswechsel, dem ein unwillkürlicher Ehrgeiz nicht fremd sein kann, unerbaulich. Die wirklich vom Ministerium begangenen Fehler indessen, die sogar von dem größeren Theil der liberalen Presse scharf gerügt worden sind, mögen hier in Kürze aufgezählt werden. Es sind: das Budget mit der halb komischen Zündholz-Rebellion, der Gebrauch der königlichen Prärogative anstatt parlamentarischer Gesetzgebung bei der sehr kostspieligen Abschaffung des Officierschargenkaufs in der Armee, die durch eine mißverstandene Oeconomie verursachte Erschöpfung der Vorräthe des Heeres, der schlechte Zustand der Marine, wie der Megaera-Fall erweist, und die ungesetzliche Ernennung des früheren Attorney-General zum

Richter im Staatsrath, während die Erfolge in der auswärtigen Politik durch den Ausgang der Pontus-Conferenz, wodurch in der Türkei der russische Einfluß dem englischen substituirt ward, sowie durch die in Folge des Washington-Vertrages erhobenen kaum glaublichen Ansprüche der Vereinigten Staaten genugsam commentirt werden. Irgend einer dieser Fehler, besonders die Ernennung des früheren Attorneygenerals, gegen die sogar der Lord Oberrichter öffentlich protestirt hat, und die in England, wo man an der buchstäblichsten Ausführung der Gesetze festhält, einen besonders häßlichen Anstrich hat, mag dem Ministerium einen Tadel vom Parlament zuziehen. Es würden dann nur zwei Wege offen bleiben, entweder eine Dissolution, welche nicht wahrscheinlich wäre, oder die Bildung eines conservativen Ministeriums. Sollte Lord Derby an dessen Spitze treten, so würde die Stellung Disraeli's eine sehr eigenthümliche sein. Ob ihn eine Pairie einigermaßen trösten würde, bliebe abzuwarten. Sollte er sie annehmen, so könnte er, wie es der alte Lord Russell thut, durch seine Kritik dem Lande bessere Dienste leisten, als durch seine Handhabung der Macht.

Die irische Home-Rule-Bewegung geht ihren närrischen Lauf weiter. Die reizbare sentimentale Bevölkerung Irlands wird unglücklicherweise zwischen Ultramontanismus und Feniertum — denn dies ist, was jetzt als Home-Rule-Bewegung auftritt — hin- und hergeworfen. Wie der erstere von den Pfaffen, so wird das Letztere von einer Anzahl gewissenloser Männer, die ihren Ehrgeiz nicht auf die gewöhnliche Weise befriedigen können, ausgebeutet. Unter diesen steht Herr Isaac Butt, ein beredter Advocat, obenan. Derselbe fing seine Laufbahn als protestantisches, conservatives Parlamentsmitglied an, und wäre auch mit der Zeit zum Richter ernannt worden, hätte er nicht durch sein Privat- und öffentliches Leben seine eventuelle Ernennung zur Unmöglichkeit gemacht. Neulich hat ihn Limerick wieder in's Parlament gewählt und ihm haben sich einige irische Mitglieder, die gleichfalls mit ihren Carrieren unzufrieden und deßhalb bereit sind, allen Leidenschaften des Pöbels zu schmeicheln, zugesellt. Diese ziehen jetzt durch's Land und stellen die trefflichen, vom Parlament votirten Maßregeln betreffs der Abschaffung der irischen Staatskirche und betreffs der Land-Pachtverträge als von Furcht erpreßt, und „Home Rule", welches, wäre es bewilligt, sogleich zum Bürgerkrieg in Irland führen würde, als auf dieselbe Weise erlangbar und als das summum bonum dar. Zwei irische Notabilitäten, der katholische Bischof von Kerry und The O'Donoghue, ein irisches Parlamentsmitglied von alter katholischer Familie, haben kürzlich ihren Landsleuten die Tollheit der Home-Rule-Bewegung und die Nachtheile ihres Erfolges, wäre er möglich, vorgestellt. Zum Dank dafür werden sie Renegaten und Verräther genannt. England hat jedoch derartiger Bewegungen in Irland so

viele überlebt, daß es der jetzigen mit fast stoischem Gleichmuth zusieht, besonders da englische Machthaber jetzt gute Gesetzgebung für ein besseres Heilmittel halten, als das Schwert. Was die Pathologie der irischen Bewegungen im Allgemeinen anlangt, so hat sich seit langer Zeit die Ansicht Geltung verschafft, des berühmten Bischof Butlers Theorie, daß Nationen, gerade wie Individuen, von periodischer Tollheit befallen werden können, dürfte mit Bezug auf Irland nicht unwahr sein.

Vom preußischen Landtag. Aus Berlin. — Wer sich etwa von der recreirenden Wirkung der Weihnachtsferien für den Wiederbeginn der Sitzungen des Abgeordnetenhauses einen frischeren Gang der Berathung des Staatshaushalts versprochen hat, ist durch den Verlauf, den dieselbe seit dem 8. Januar genommen hat, gründlich enttäuscht worden. In der That: wären diesen Verhandlungen mehrere Wochen continuirlicher Plenarsitzungen vorangegangen, sie könnten sich kaum matter und langsamer hinschleppen. Schon die Erwartung, es werden bei Berathung des Etats des Ministeriums des Innern die bekannten Berliner Mißverhältnisse, ihre Ursachen und die Mittel ihrer Besserung in gründlicher Weise zur Sprache gebracht werden, ist ganz und gar unerfüllt geblieben; es wurde dieser wunde Punkt der aufblühenden Reichshauptstadt kaum obenhin berührt. Dagegen entwickelte sich eine Thätigkeit parlamentarischer Rumination, als gälte es, den Spruch repetitio est mater studiorum durch die Etatsberathung practisch zu illustriren; in einer Weise, daß man die Vorberathung im ganzen Hause als regelmäßige Form der Etatsberathung nachgerade doch bedenklich finden muß. Im Departement des Innern wurde diese repetirende Art der Behandlung dem Gefängnißwesen, insonderheit der Frage wegen der Concurrenz, welche die Sträflingsarbeit der freien Arbeit bereitet, ferner der Frage wegen Uebertragung der Polizeiverwaltung an einzelne Städte, in welchen dieselbe zur Zeit noch eine königliche ist, endlich den geheimen Fonds für Polizeizwecke zu Theil. Das erstmalige Erscheinen des Ministerpräsidenten Fürsten Bismarck im Hause — zum ersten Male wieder seit 1869/70 — vermochte den einmal begonnenen Gang nicht zu ändern: es wurde ihm von Dr. Löwe die Wiederholung der vorjährigen (im Jahre 1869 aber von Hoverbeck gehaltenen) Rede gegen die dem Reiche zu zahlende Aversionalsumme von 30,000 Thlrn. für Besorgung specifisch preußischer Angelegenheiten und gegen die preußischen Gesandtschaften an den deutschen Höfen mit nichten geschenkt. Bismarck antwortete, augenscheinlich mehr aus Höflichkeit, ausführlich genug, und schloß mit den Vorschlag: beiderseits das nächste Mal sich Kürze halber auf die stenographischen Berichte des vorigen Jahres zu beziehen. Dieser, die treffendste Kritik einschließende Vorschlag verfing in-

dessen nicht, so sehr er auch die Heiterkeit des Hauses erregte. Denn in der gleich folgenden Generaldebatte zum Eisenbahn-Etat kamen, neben neuen Klagen über die schädlichen Verkehrsstockungen der letzten Wochen, namentlich auf den westlichen Bahnen, die alten Angriffe auf das sog. gemischte System des Handelsministers, welchen dieser mit ebenso alten Erwiderungen, secundirt durch Ton und Manieren einer geraden und biedermännischen Wohlmeinenheit, entgegentrat. In der Specialdebatte folgten — wehe, wenn sie losgelassen! — verschiedene Eisenbahnreden zu Nutz und Frommen des lieben resp. Wahlkreises, welchen der Handelsminister mit anerkennenswerther Ausdauer und unerschöpflicher Bonhommie unweigerlich respondirte.

Unter solchen Umständen konnte schon an sich Niemand, der menschliche Dinge menschlich zu beurtheilen gewohnt ist, es der Mehrzahl der Abgeordneten allzusehr verdenken, wenn sich ihrer eine gewisse apathische Verdrossenheit bemächtigte, deren äußere Signatur die Unruhe im Sitzungssaale zu sein pflegt, wobei denn leider auch manches Gute und Interessante für den verloren geht, der nicht zufällig in der Nähe des jeweiligen Redners sich befindet, oder nachher noch die stenographischen Berichte liest. Dazu kam aber noch in all diesen Tagen die immer bestimmter auftretende Nachricht, Herr v. Mühler habe seine Entlassung erbeten — sie sei vom Staatsministerium einstimmig befürwortet — sie sei angenommen: dann, als endlich dies als feststehend erachtet werden konnte (manches frohe Gesicht habe ich in Folge dessen gesehen), ein wahres Geschwirre von Gerüchten über den Nachfolger. So hochwichtig und überaus schwierig in dieser Zeit die Aufgabe des Herrn Falk auch immer sein möge: um die Erbschaft, die er anzutreten hat, wird ihn Niemand beneiden. Man denke nur einmal an das, nach preußischer Einrichtung auf den Nachfolger übergehende, Inventar der vortragenden Räthe, die ein neueintretender Minister absolut nicht entbehren kann! Und dann wird es dem neuen Cultusminister so gut nicht werden, daß er nach Genehmigung seines Etats sich für diese Session von den parlamentarischen Arbeiten zurückziehen, sich in der Stille seines Cabinets in die Geschäfte seines Ressorts einarbeiten (das heißt diesmal so viel, als sich den Schaden besehen) und dann mit gutem Bedacht zu den wichtigen Fragen, welche jetzt brennend geworden sind, Stellung nehmen kann. Nein: jetzt, in ein paar Wochen schon, wird dies von ihm verlangt. Denn wenn die Staatsregierung, was ich aber sehr bezweifle, es auch für thunlich erachten sollte, den Gesetzentwurf über die Beaufsichtigung der Schulen für diese Session zurückzuziehen, so bleibt immer noch der Reichensperger'sche Antrag, der ihn nöthigt, in einer, principiell aufgefaßt, unendlich wichtigen Angelegenheit einen ersten Schritt zu thun, der eine bestimmte Stellung voraussetzt, und eine bestimmte Richtung für die Zukunft in sich schließt.

Von den zahlreichen bis jetzt vorgelegten Gesetzentwürfen hatte sich vielleicht keiner bei seiner ersten Einbringung eines so wohlwollenden Empfangs zu erfreuen als derjenige, welcher durch Befreiung von der untersten Stufe der Klassensteuer und Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer die Steuerreform in Preußen eröffnet. Gerade dieser Entwurf scheint aber jetzt die meisten Bedenken und Meinungsverschiedenheiten hervorzurufen. Derselbe will bekanntlich vom 1. Januar 1873 ab die Mahl- und Schlachtsteuer in allen Städten, in welchen sie noch besteht, aufheben, und dafür die Klassen-

steuer einführen, die Forterhebung der Schlachtsteuer (nicht auch der Mahlsteuer) als Gemeindesteuer auch nach dem angegebenen Zeitpunkt unter gewissen Bedingungen gestatten, und alle in der Unterstufe a, der niedrigsten Klassensteuerstufe, zu besteuernden Personen vom 1. Juli 1872 ab von der Klassensteuer befreien. Die Durchführung dieser in sich übrigens genau zusammenhängenden Maßregeln würde einen jährlichen Ausfall von circa 2 1/2 Millionen Thlr. herbeiführen, welchen anderweit zu decken bei der gegenwärtigen Finanzlage Preußens für Camphausen den Glücklichen eine wahre Kleinigkeit ist. Die Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer ist die Erfüllung eines von den liberalen Parteien schon lange und immer dringender ausgesprochenen Wunsches. Wie kam es doch, daß selbst bei denen, die, so lange sie noch bevorstand, die wärmsten Freunde dieser Maßregel gewesen, eine gewisse Abkühlung wahrzunehmen war, als sie nun ernstlich vorgeschlagen wurde? Ich konnte bei dieser Wahrnehmung nicht umhin, an den Ausspruch eines Finanzpolitikers — ich weiß den Namen nicht mehr — zu denken, daß eine Steuer schon deshalb gut sei, weil sie alt sei. Die vorgeschlagene Steuerbefreiung entbindet über 5 Millionen Steuerzahler (zur Klassensteuer überhaupt sind rund 7,760,000 veranlagt) von der jedenfalls auch zeitraubenden Verpflichtung, zwölfmal in jedem Jahre 1 Sgr. 3 Pf. zum Steuerempfänger zu tragen, und bringt folgeweise auch eine bedeutende Entlastung in der Steuerverwaltung zu Wege. Die Bedenken hingegen, welche zunächst in einem von der conservativen Partei ausgegangenen Antrag (v. Kameke und Genossen) Ausdruck gefunden haben, laufen darauf hinaus, daß gänzliche Steuerbefreiung das Bewußtsein der staatsbürgerlichen Pflicht in dem Befreiten schwäche, daß sie das Dreiklassen-Wahlsystem alterire, daß sie die Gemeinden bei der Communalbesteuerung beenge. Man will deshalb nur eine partielle Erleichterung, dafür aber in mehreren Hauptklassen, eintreten lassen. Die zuletzt genannten Bedenken scheinen eben nicht viel auf sich zu haben: das gedachte Wahlsystem mag immerhin noch etwas unhaltbarer werden, als es schon ist, und die Gemeinden mögen sich bei Besteuerung der von der Staatssteuer Befreiten nicht zu sehr geniren in der Erwägung, daß ja auch auf ihnen und nicht auf dem Staat die Armenlast ruht. Schwerer scheint aber jener principielle Einwand zu wiegen, der in der That Manches für sich hat. Wenn man indessen erwägt, daß für diese Befreiten nicht nur die allgemeine Wehrpflicht, sondern auch die Leistungen für Schule, Kirche und, wie ich mir denke, Gemeinde übrig bleiben, so könnte man sich meines Bedünkens beruhigen: die Leute sind doch noch nicht bloße capite censi; sie zählen nicht blos, sie zahlen auch noch. Auch wird man sich schließlich der Einsicht nicht entziehen können, daß der Staat mit seinen Steueranforderungen unter eine gewisse Linie nicht heruntergehen, und etwaigen Ersatz in der Richtung nach oben zu suchen gut thun dürfte; möchten die Wohlhabenden nicht zu spät einsehen, daß der Satz: noblesse oblige heutzutage in weit höherem Maße für sie, als für die ursprünglichen Adressaten gilt!

Uebrigens wird in den theils durch die Geschäftsordnung ein für allemal bestimmten, theils besonders erneuten Commissionen mit Anstrengung gearbeitet, um die zahlreichen, mitunter hochwichtigen Vorlagen, welche ihnen überwiesen sind, so zu fördern, daß ihre Verhandlung im Plenum nach Beendigung der Berathung des Staatshaushalts ohne Aufenthalt vor

sich geben kann. Der Schwerpunkt der Geschäfte liegt diesmal in den Commissionen, was sich auch äußerlich in der verhältnißmäßigen Seltenheit der Plenarsitzungen schon gezeigt hat.

Personenwechsel oder Systemwechsel in Preußen? — Fast die gesammte liberale Presse Deutschlands ist in freudige Beifallsrufe ausgebrochen, als die Kunde von der Entlassung des Ministers von Mühler laut ward; in Privatkreisen hat die lang ersehnte Botschaft hier und da selbst zu fröhlichen Festen Anlaß gegeben. Diese Blätter haben in solchen Ton nicht einstimmen mögen, wahrhaftig nicht in der Anwandlung eines weichlichen „de mortuis nil nisi bene", denn wer in politischen Dingen etwas ernsthaft will, darf immerhin, sobald er sein Ziel erreicht hat, sich für einen Augenblick dem behaglichen Genusse des errungenen Erfolges hingeben, wir Anhänger freisinniger Grundsätze zumal, die wir durch häufige Erfolge gerade nicht verwöhnt sind. Das Unglück ist nur — und dies eben war der Grund unserer Zurückhaltung — daß auch diesmal von einem durch uns errungenen Erfolge schlechterdings nicht die Rede sein kann.

Legen wir die Sache klar: unsere Nationalen, in dem verzeihlichen Wahne, ihre Wünsche Wahrheit, ihr Wort Fleisch werden zu sehen, verkündeten einen im letzten Grunde parlamentarischen Sieg ihrer Tendenzen; nun sollte sich auch der Kaiser überzeugt haben, daß ein längeres Verbleiben dieses Ministers im Amte gegenüber der öffentlichen Meinung und ihrem legalen Sprecher, dem Landtage, zu leidigen Irrungen, mindestens zu einer dem Staatsinteresse nachtheiligen Hemmung jedes nothwendigen Fortschritts führen müsse. Den Fürsten Bismarck dachten sich die meisten bei dieser Entscheidung ganz besonders im selben Sinne thätig. Und wenn das „diplomatische Lächeln" historisch echt ist, mit dem der Reichskanzler die wichtige Mittheilung an die Führer der Abgeordneten in seinem Palais begleitet haben soll (vgl. Köln. Ztg. Nr. 17. Blatt II), so wäre ihm jedenfalls eine derartige Auffassung selbst nicht unangenehm gewesen. Als dann allmählich der wahre Anlaß der Ungnade bekannt ward, in welche der durch fast beispiellose Angriffe von unten so lange auf seinem hohen Posten unerschütterte Beamte plötzlich gefallen, ein unverzeihlicher Verstoß gegen die einem erlauchten Mitgliede des Herrscherhauses schuldige Aufmerksamkeit, um nicht zu sagen Ehrlichkeit, da erschien dieser Vorgang doch immer noch gleichsam als eine zufällige Handhabe, die der gute Geist Preußens und seiner Regierenden ergriffen; wie eine donnernde Entladung der elektrisch hochgespannten Atmosphäre wohl den Erguß fruchtbaren Regens zur Folge hat, den wir in unserer irdischen Region dankend empfangen, unbekümmert, was ihn am letzten Ende hervorgerufen. Dabei wies man denn frohlockend auf die vielbesprochene Person des designirten Nachfolgers hin, der, wie sehr, sehr gemäßigt auch seine liberalen Neigungen sein mögen, doch durch Jugend, Arbeitseifer und äußere Anspruchslosigkeit die Bürgschaft für irgend eine Art lebendigen Fortschritts zu gewähren schien. Man übersah dabei, absichtlich oder unwissentlich, daß inzwischen von höchstentscheidender Stelle doch auch wieder andere ausgesprochen reaktionäre Candidaten ernsthaft in Betracht gezogen wurden, die zudem den speciellen Aufgaben eines Cultus- und Unterrichtsministers nicht mehr Beruf entgegengebracht hätten als der erste beste Ge-

bildete, d. h. den Umstand, selbst einmal unterrichtet worden zu sein und eine gewisse Cultur zu besitzen, welche letztere zum Cultus freilich in erster Linie nur in etymologischer Verwandtschaft steht. Wie sich nun auch der neue Minister durch die That ausweisen möge, uns genügt das bloße Faktum solcher Schwankungen bei der hochbedeutenden Wahl, um daran eine nüchterne Erwägung der natürlichen Sachlage und damit die Bitte um gleiche Ernüchterung an unsere liberalen Freunde inner- und außerhalb Preußens zu knüpfen.

Nach Artikel 45 unserer preußischen Verfassung steht dem Könige allein die vollziehende Gewalt zu; er ernennt und entläßt die Minister. Wie jedermann weiß, ist dieser Verfassungsgrundsatz bisher unverbrüchlich befolgt worden, und nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß man jemals allerhöchsterseits davon abweichen auch nur zu dürfen begehren sollte. Das Phänomen der Ebbe und Fluth parlamentarischer Mehrheitsministerien, das selbst im oceanischen England an Regelmäßigkeit verloren hat, fällt nicht in das continentale Wahrnehmungsgebiet preußischer Politik. Es folgt daraus, daß man hier jeden einzelnen Ministerwechsel als das Ergebniß freier monarchischer Entschließung anzusehen hat und, wenn man auf seine Ursache wie auf seine Tragweite mit einiger Sicherheit schließen will, vor allen Dingen die persönliche Natur des Herrschers in Erwägung ziehen muß. Kaiser Wilhelm nun gehört — kein Mensch dürfte sich unterfangen, dies zu leugnen — zu den einfachen, geraden und offenen Charakteren; ja diese hohen sittlichen Eigenschaften sind es eben, dünkt uns, die ihn vornehmlich befähigten zur ruhmwürdigen Durchführung der großen nationalen Aufgabe, welche in seine Hand gelegt worden; denn es sind dies zugleich sittliche Besonderheiten der deutschen Nation selbst, und nur wer sie besaß, konnte glücklicher Vorkämpfer dieses Volkes werden. Es ergiebt sich daher leicht, daß man die Gesinnung eines solchen Fürsten, seine Ideale wie seine Abneigungen, unmittelbar aus seinen freien Aeußerungen herauslesen kann, und hierzu hat er uns die reichste Gelegenheit geboten. Bereits im vereinigten Landtage von 1847 legte er seine Ansichten als Prinz öffentlich dar; hernach als König hat er — ganz abgesehen von den Staatsredeakten, die doch auch allzeit persönliche Elemente enthielten — in Festsprüchen, in Antworten auf politische Adressen, in vertraulichen Briefen, die man um ihrer naiven Anschaulichkeit willen mit Recht dem Publikum nicht vorenthalten hat, endlich in so manchem Gesprächsworte, das man freudig umhergetragen, immerdar rückhaltslos und unzweideutig sein Denken und Fühlen, sein Dichten und Trachten enthüllt. Wer nun unbefangen die Summe zieht aus allen diesen Mittheilungen eines frischen und starken Gemüthes, kann sich darüber nicht täuschen, daß ein System von politischen Ideen, wie sie der moderne Liberalismus entwickelt hat, diesem Geiste nicht innewohnt. Selbst die stürmische Gedankenbewegung des Jahres 1848 hat es über seinen festen monarchischen Sinn keineswegs davongetragen. Die große Lehre, die er jenen Zeiten entnahm, daß die Grundbedingung alles staatlichen Gedeihens die Sicherung und unermüdliche Entfaltung der Heereskraft sei, selbst diese Lehre traf auf ein längst selbständig für sie zubereitetes Urtheil, auf die Empfänglichkeit ursprünglichen Talentes. Mit jener energischen Einseitigkeit, die allemal das größte auf Erden auszurichten berufen ist, hat der greisende Monarch sodann der Durchführung

des Einen, was er für noth erkannte, sein Leben geweiht und den Widerstand, der sich kurzsichtig dem entgegenstemmte, überwunden. Da war es nun ein verhängnißvolles Zusammentreffen, daß gerade dieser Widerstand im Bunde mit den liberalen Ideen auftrat, die allzu ungeduldig schon ihre Zeit gekommen wähnten. Was dem Herrscher ohnehin fremd war, konnte ihm hierdurch nur um so weniger in freundlichem Lichte erscheinen. So gewissenhaft er — seinem Eide treu — entschlossen war, die einmal in der Verfassung besiegelten Errungenschaften des modernen Liberalismus aufrecht zu erhalten, so weit entfernt hat er sich stets gezeigt, diesem darüber hinaus eine um sich greifende Herrschaft zu verstatten. Wenn er daher heut einen Minister entläßt, den er zehn Jahre lang als treuen Diener betrachtet und festgehalten hat, so bedeutet das ihm selbst ohne Zweifel nur einen Wechsel der Person, nicht des Systems, und alle Mühe von officiöser, alles Verlangen von unserer Seite wäre nicht im Stande, das Ereigniß in anderer Beleuchtung darzustellen, es wäre denn eine Beleuchtung mit der trüben Lampe des Irrthums.

In streng monarchischen Staaten wie Preußen ist eine Umwandlung des Systems, je tüchtiger und charakterfester die einzelnen Monarchen sind, desto mehr nur an eine Art von Personenwechsel gebunden, an den der allerhöchsten Person selber. Der Regierungswechsel von 1858 hatte für den Staat eine ähnliche Bedeutung wie der von 1713. Auf weiche, culturliebende, aber in der Lenkung der höheren Politik durchaus unsichere Fürsten folgten männliche Herrscher, die ihre ganze Kraft auf die momentan überaus dringende Pflicht der militärischen Ausbildung der Staatsmacht wandten. Doch besteht der gewaltige Unterschied, daß König Wilhelm auch die Ernte noch halten durfte dessen, was er gesäet, während Friedrich Wilhelm I. den Segen seines Thuns seinem großen Sohn überlassen mußte. Trotzdem wird der nächstkünftige Thronwechsel wenigstens den einen Parallelismus mit dem Jahre 1740 zeigen, daß er für das innere Geistes- und Rechtsleben des Staates eine neue Epoche heraufzuführen bestimmt ist. Darauf rechnen auch wir getrost, denn die politische Entwicklung sorgt für ihr eigenes Wachsthum gleich der Natur durch die ewige Institution der Wiedergeburt in verjüngten und verjüngenden Geschlechtern.

In diesem Sinne richtete einst Alexander von Humboldt, am 2. Januar 1842, in einem — noch ungedruckten — Briefe an Friedrich Wilhelm IV. die damals leider vergebliche Mahnung: „Die rein-monarchische Regierung hat, ihrer Natur nach, das Eigenthümliche, daß in ihr die Persönlichkeit des Herrschers der Individualität, gleichsam der Persönlichkeit des Volkes begegnet. Die Meinung oder, wie man edler sagt, die Liebe des Volkes hängt aber von dem Vertrauen ab in die geistige Begabtheit des Herrschers, in seinen hohen Sinn. Das Vertrauen erhält sich, so lange das Gefühl angeregt wird, daß der Monarch über alle kleinlichen Ansichten erhaben steht, daß er zu der Zeit gehört, in der die Weltregierung Gottes ihn auf den Thron erhoben hat.... Die Pietät für den allverehrten Hingeschiedenen kann Sie nicht abhalten. Man wurde an ihm nicht irre, weil er zu einer anderen Zeit gebildet ward; aber Sie gehören der jetzigen Welt an und das Völkerleben kann nicht gefesselt, zum Stillestehen gebannt sein. Der Keim fortschreitender Entwicklung ist, auch auf göttlichem Geheiße, der Menschheit

eingepflanzt. Die Weltgeschichte ist der bloße Ausdruck einer vorbestimmten Entwicklung." — „Es ist doch traurig", fügt Humboldt in den Zeilen an einen Freund, dem er davon meldet, hinzu, „es ist doch traurig, in einer Zeit zu leben, wo, was ich geschrieben, für Muth ausgegeben wird!"

Alfred Dove.

Franz Grillparzer.

Da der Dichter geboren wurde, welcher am 21. Januar d. J. als Greis von 81 Jahren gestorben ist, war Schiller noch nicht 32 Jahr alt und dachte zuweilen daran, ein Trauerspiel Wallenstein zu schreiben; und kurz nachdem Franz Grillparzer sein erstes Trauerspiel, die Ahnfrau, den Bühnen übersandt hatte, wurde Goethe zu Weimar wegen Karstens Pudel seiner Theaterleitung enthoben. Es waren die Großväter des lebenden Geschlechts, das sich jetzt in jungem Schaffen tummelt, welche damals zuerst mit rollenden Augen die pathetischen Worte declamirten: „Bin's, den Mörder Bruder nennen, bin der Räuber Jaromir." Drei Generationen dramatischer Künstler sah der stille Dichter neben sich erblühen, während in ihm selbst ein und dieselbe Melodie forttönte, eine Grundidee fast alle Dramen erfüllte, die er der Bühne hingab: die holde Leidenschaft der Liebe erbrennt plötzlich wie Feuer in den Seelen, sie erfüllt das ganze Sein der Menschen, nur in ihr ist fortan das wahre Leben der Liebenden, welche wie Begeisterte, Traumselige dahinwandeln; und doch sind sie die wahrhaft Lebendigen, alles Andere ist dagegen einem nichtigen Traum vergleichbar; getäuschte und verrathene Liebe wird deshalb Vernichtung des Lebens, dem Verrathenen oder Verräther.

Diese poetische Idee variirt der Dichter unermüdlich zu immer neuer, höchst wirksamer Schönheit. Schon in der Ahnfrau (1816) ist der düstere gespenstige Hintergrund zwar nach Zeitgeschmack, aber er wird nur dazu benutzt, die dämonische Macht der Leidenschaft tragisch zu färben, Jaromir ist stets der leidenschaftlich Liebende, es wird sein und Bertha's Unglück, daß er nebenbei Bruder und Scheusal ist. — Völliger und milder prägt sich die Eigenart des Dichters in „Sappho" aus: Feststimmung, Blumen, lachende Natur, bekränzte Altäre froher Götter; Phaon und Melitta, von der Leidenschaft gehoben, bleiben am Leben, die getäuschte Liebe führt Sappho durch heftigen Kampf zwischen Eifersucht und Stolz zur edlen Entsagung, diese aber ist ihr Tod. Dasselbe Thema behandelt in breiterer Ausführung auf dem Hintergrund griechischer Mythe die Trilogie „das goldene Vließ" (gedr. 1822), die Geschichte von Jason und Medea. Der gräßliche Inhalt der antiken Schiffersage fügte sich ungern dem sinnigen Talent des deutschen Dichters, hat doch selbst Goethe die Schwierigkeit nicht völlig überwunden, barbarisches Thun mit feinen Gedanken und gesitteter Empfindung zu vereinen. In den beiden ersten Stücken der Trilogie ist wenig dramatisch Erfreuliches, nur eins ist wieder eigenthümlich und mit wahrer Dichterkraft gefunden, das Aufflammen der Leidenschaft für Jason in der wilden düstern Seele der Medea. Dagegen ist der letzte Theil „Medea", Demuth der gebändigten Wilden und wüthende Rache der verrathenen Liebe mit einer Energie lebendig gemacht, welche einige Scenen zu den größten Funden Grillparzer's erhebt. Auch da, wo

Grillparzer einen historischen Stoff behandelt, und wo sein treues östreichisches Herz ein patriotisches Stück zu schreiben beabsichtigt, in „König Ottokar's Glück und Ende" (gedr. 1825), ist der Conflict zwischen Ottokar v. Böhmen und Rudolf Habsburg nur äußere Veranlassung zu Ottokar's Untergang, seine Schuld ist, daß er sein treues sanftes Weib Margaretha verrathen und verstoßen hat, seine Strafe, daß sein stolzes zweites Weib der dämonischen Verlockung eines schlauen Feindes verfällt, seine Sühne, daß an dem Sarge seiner ersten Frau, welcher der Schmerz das Herz gebrochen hat, seine alte Liebe zu ihr rührend lebendig wird. Am schönsten aber tönt die Melodie des Dichters aus: „des Meeres und der Liebe Wellen" (gedr. 1840), der Geschichte von Hero und Leander. Kaum ist ein Stoff denkbar, der so wenig ausgiebig für die Bühne scheint, und doch wird die rührende Innigkeit dieses edlen Dramas, sein einfacher und schöner Bau die Hörer erfreuen, so lange die Kunst auf deutschen Theatern eine Stätte hat. Es ist die höchste und originellste seiner Dichterarbeiten, soweit diese durch Theater und Druck bekannt sind, und ein Werk, welches seinen Namen für alle Zeit im Gedächtniß der Deutschen erhalten wird. — Aber selbst da, wo Grillparzer einmal nicht die Liebe zwischen Mann und Weib, sondern ein anderes starkes ideales Band zur Idee des Dramas gemacht hat, wie im „Diener seines Herrn", erwärmt ihn eine ähnliche Auffassung. Auch die Treue der Freundschaft und des Dienstes ist eine Leidenschaft bis zum Tode, der äußere Zwang des Lebens gilt wenig gegen die Gewalt dieser idealen Empfindungen. Es ist denkwürdig, daß in seinem einfachen, bescheidenen Privatleben eine Herzensneigung durchaus nicht mit souveräner Gewalt sein Schicksal zu bestimmen vermochte, er selbst blieb unvermählt, aber seiner Braut treu anhänglich. Vielleicht gab stilles Sehnen und unerfüllte ethische Forderung in ihm der einen dramatischen Idee solche Dauer und Energie.

Seine Dramen sind darum keineswegs eintönig und arm an Erfindung. Im Gegentheil ist die Wärme seines Schaffens bewundernswerth, sie gibt ihm immer neue Farben und reizvolle Variation ähnlicher Situationen. Niemals hat ein Dichter, selbst Kleist nicht, die Zaubergewalt der ersten Liebe, das dämmerige geschlossene Hinleben vorher, das jungfräuliche furchtsame Erleben, das kräftige Aufbrennen der Leidenschaft reichlicher und discreter geschildert. In allen diesen Scenen ist volle Schönheit der Erfindung, eine Mannichfaltigkeit und Kraft gerade solcher Erfindung, wie sie der Schauspieler vom Dichter ersehnt, um selbst das Reizvollste erschaffen zu können. Dieser Reichthum ist in dem Dichter ganz einzig, auch wo ihm Anderes wenig gelungen ist, hebt er dadurch den Hörer herauf. — Fast überall hat er auch dem Schauspieler lohnende Aufgaben gestellt. Es ist wahr, er hat nur wenige Leidenschaften mit voller Farbe geschildert, großen Gebieten des Menschenlebens würde sein Talent schwerlich gerecht werden, einen starken Mann, eine Heldenkraft im Kampf mit den realen Mächten der Erde zu zeichnen hat ihn nie gelockt. Sein Ottokar, der in den ersten Acten so gewaltig heischend über den Andern schreitet, schnurrt bei der ersten Zusammenkunft mit Rudolf auf überlegene Anrede des Deutschen sofort kläglich zusammen. Denn dem Dichter liegt weniger der Charakter des Helden am Herzen, als seine Farbe und sein Pathos. Darum ist er auch nicht reich im Erfinden kleiner Charakterzüge, welche den Personen Interesse gewinnen. Alle Cha-

raktere Grillparzer's sind sehr einfach angelegt, die Hauptpersonen ganz erfüllt von einer Idee, aber alle seine Menschen wollen etwas, lebhaft, heftig, pathetisch und das ist für die Bühne eine große Sache. — Er versteht auch die Scene vortrefflich zu behandeln, es ist Jedes im Rahmen richtig geschaut, der Scenenlauf, die Gruppirung, auch die Decoration; und dieses Kennzeichen eines festen Bühnendichters findet sich schon in seinen ersten Stücken, man hat fast nur nöthig, den Wortreichthum pathetischer Stellen ein wenig zu bändigen. Seine Diction ist uns Modernen bisweilen allzuflüssig. Es ist das langwellige wortreiche Pathos aus Schiller's Zeit, häufige Sentenzen, auch da, wo wir sie gern missen würden, zuweilen geistvoll, nicht ganz selten trivial; es ist durchaus keine fehlerfreie Sprache und der Genuß, mit welchem die Helden sich darin vortragen, dünkt uns wohl einmal altfränkisch. Aber in dieser Sprache ist wieder so reichliche Seelenbewegung, und soviel von dem Schwung einer hochgehobenen, glückseligen Dichterkraft, daß die Hörer trotz allem davon fortgerissen werden. Zumal im deutschen Süden.

Die Freunde in Wien rühmen den Geschiedenen als den größten Dichter Oestreichs, wohl sogar als den letzten. Wir im Norden dürfen das Anrecht an einen Deutschen, der nach Schiller und Goethe heraufkam, und der in seiner Jugend Kleist's Käthchen und Penthesilea gelesen hat, nicht aufgeben. Aber wir haben allerdings ihm gegenüber eine lange Versäumniß zu bedauern. Seine besten Dramen „Sappho" und „des Meeres Wellen" sind den meisten unserer Bühnen fremd geblieben, jedenfalls den Schauspielern und dem Publikum zu wenig bekannt. Wir haben dafür eine Entschuldigung, keine Rechtfertigung. Diese dramatischen Elegien begehren Hörer und Darsteller, wie sie in unseren großen Häusern nicht aufkommen. Sie sind durchaus auf das kleine Burgtheater berechnet, in den wüsten Räumen, welche an allen größeren Orten Norddeutschlands dem höhern Drama Gefahren bereiten, würden gerade sie Duft und Farbe verlieren, wie kaum ein anderes Dichterwerk. Kehrt aber irgendwo eine Darstellerin von poetischer Armuth in kleinem Bühnenhause ein, dann wird es eine lohnende Aufgabe, ja eine Pflicht gegen die Kunst, die zarte Schönheit der beiden Kunstwerke den Hörern in das Herz zu leiten. Der verstorbene Dichter selbst hat zuweilen mit Wehmuth empfunden, daß er den Deutschen so fremd geblieben ist, ja wie berichtet wird, haben die letzten Worte, die er sprach, darüber geklagt. Dafür gibt es einen stolzen Trost. Wer so geschaffen hat wie er, ehrlich, in warmer Begeisterung, so daß er der Welt die idealen Forderungen seines eigenen Lebens bietet, der muß erwarten, ob die Welt die Fähigkeit und das Bedürfniß hat, ihn zu hören, vielleicht sogleich, vielleicht einst. Verloren geht nimmer, was er in Wahrheit schön erfunden, wenn auch sein eigenes Leben dahinschwand, bevor sein Fund Gemeingut wird. Er hat für die Kunst gearbeitet als ein Herr und nicht als ein Knecht, dafür bleibt ihm die Ehre eines Herrn, der Ruhm bei spätern Geschlechtern. Und eines, zwei Stücke von Grillparzer werden im Gedächtniß der Nation dauern und noch Freude bereiten, wenn die gesammte dramatische Literatur, welche zwischen seinem ersten und seinem besten Stück aufschoß, vergessen sein wird. G. F.

Ausgegeben: 26. Januar 1871. — **Verantwortlicher Redacteur:** **Alfred Dove.** —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Stellung der Realschule.

Wenn von der Stellung der Realschule die Rede ist, so soll damit die Frage zur Erörterung kommen, welche Aufgabe heutzutage der Schule überhaupt in Bezug auf die Vorbereitung zur Universität zufalle. Nicht leicht ist es für den Laien, sich über diesen Gegenstand ein unbefangenes Urtheil zu bilden. Mit seltener Schroffheit stehen die Parteien sich gegenüber, Behauptung wird gegen Behauptung, Erfahrung wider Erfahrung in's Feld geführt. Aber je mehr wir in den beiden Heerlagern den sittlichen Ernst der Streiter anerkennen müssen, um so schwieriger wird es, bei dem reichen Material, welches die Literatur zur Entscheidung dieser Frage bietet, den Standpunkt zu wählen.*) Im Allgemeinen allerdings müssen wir zugestehen, daß die Vertreter des gymnasialen Privilegs, d. h. diejenigen, welche den Zugang zur Universität allein durch die Gymnasialschule wünschen, in der überwiegenden Mehrheit zu sein scheinen. Nicht in der Literatur, denn die Freunde der Realschule haben warm und lebhaft durch die Schrift ihre Sache geführt (auch von den unten angeführten Schriften treten die meisten für dieselbe ein). Aber man würde irren, wenn man nach diesen Schriften die Stimmung des Publikums über diesen Gegenstand beurtheilen wollte. Im Gegentheil glauben wir zu der Annahme allen Grund zu haben, daß das Gymnasium sich einer größeren Vorliebe zu erfreuen hat als die Realschule.

---

*) Von den in neuerer Zeit über diesen Gegenstand erschienenen Schriften machen wir namentlich auf folgende aufmerksam: H. Seeger: Realschulen erster oder zweiter Ordnung? 1869. Bratuscheck: Der Unterricht in der französ. Grammatik an der Realschule. Versuch zur Lösung der Realschulfrage. 1870. Ostendorf: Die Vorbildung für das Lehramt in Realschulen. 1870. Academische Gutachten über die Zulassung der Realschulabiturienten zu Facultätsstudien. Amtlicher Abdruck. 1870. Streiflichter auf die academischen Gutachten 2c. von einem Realschullehrer. Berlin 1870. Loth: Die Realschulfrage. Eine Beleuchtung der academ. Gutachten 2c. 1870. Schultz-Schultzenstein: Der Zustand der Wissenschaften auf Universitäten im Verhältniß zur Lebenspraxis mit Beziehung auf die Zulassung der Realschulabiturienten zum Universitätsstudium und den Weg zur Wiedergeburt. F. Kreyßig: Ein Wort zur Realschulfrage. Cassel 1870. Oscar Jäger: Gymnasium oder Realschule I. Ordnung. 1871. Artikel im 3. Beiblatt zu Nr. 25 der Nationalztg. 15. Januar 1871. Zahlreiche Artikel in der Köln. Ztg.

Wir finden dies sehr natürlich, denn es ist erklärlich, daß man dem gymnasialen Wege in den meisten Kreisen bis jetzt allein die Befähigung zutraute, zur vollen Bildung zu führen. Fast Alles, was an gebildeten Köpfen gegenwärtig in Deutschland vorhanden ist, hat ja seinen Weg durch das Gymnasium gemacht. Eine schöne Pietät und eine sehr wohl berechtigte Scheu hält so manchen ab, einen anderen Weg zu versuchen, so lange ein so wohlbewährter vorhanden ist.

Allein gerade in diesem letzten Punkte findet sich auch die Stelle, gegen welche wir unseren Angriff zunächst richten müssen. Der Weg durch die Gymnasialschule kann nicht mehr ein in jeder Beziehung wohl bewährter genannt werden.

Im Allgemeinen geht ein gewisser Zug der Unbefriedigung durch die competenten Kreise. Bei den Lehrern und Vertretern der Realschule kann dies ja nicht anders sein. Hier ergibt sich der Mangel an Befriedigung mit Nothwendigkeit aus der zweideutigen Stellung, in welcher diese Anstalten sich befinden. Aber auch die Gymnasien, welche den Gang ihrer Entwicklung ungehindert zu nehmen in der Lage sind und auf eine lange und ruhmreiche Vergangenheit zurückblicken können; welche sich im uneingeschränkten Besitze aller der Mittel befinden, deren sie zur Erreichung ihrer Ziele bedürfen, scheinen gerechte Ursache zum Mißtrauen in ihre Erfolge zu haben. Wir glauben dafür einen schwer zu widerlegenden Beweis anführen zu können. In der vierten Versammlung der Directoren der Gymnasien und Realschulen erster Ordnung der Provinz Preußen 1865 kam die Frage zur Behandlung: aus welchen Gründen die Studirenden nach der Maturitätsprüfung sich von den gymnasialen Studien abzuwenden pflegen? Vor dem Zusammentritt der Directorenconferenzen wird von sämmtlichen Lehrercollegien der auf der Conferenz vertretenen Schulen ein Gutachten über die auf der Tagesordnung stehenden Punkte eingeholt. Ueber diese Gutachten erstatten dann zwei Referenten Bericht. Ich will im Folgenden einige Auszüge aus den Referaten geben:

„Fast allgemein ist anerkannt," sagt der erste Referent, „daß die harmonische Ausbildung aller Geisteskräfte, dieses Resultat unserer Classiker, gegenwärtig nicht nach ihrem vollständigen Werthe geschätzt, daß vielmehr die an den Gymnasien angestrebte allseitige Bildung zu einem Mittel zur Erreichung anderer Zwecke herabgewürdigt wird."

„Will der Jüngling an der tieferen Bildung seines Geistes arbeiten, so nimmt ihn die moderne Literatur mit der unerschöpflichen Gedankentiefe ihrer Erzeugnisse vollständig in Anspruch. Er fühlt bald, daß er auf den Namen eines Gebildeten noch keinen begründeten Anspruch hat. Schon die vaterländische Geschichte liegt in Werken erschlossen, die er auf der Schule

nicht lesen konnte, in ihnen findet er Verhältnisse, denen er nicht allein mit seiner Einsicht, sondern auch mit seinem ganzen Herzen nahe steht, während jede Seite des Virgil und Tacitus ihn von der Unzulänglichkeit seiner Vorbildung und von der Ferne überzeugt, in der ihm das Alterthum stehen geblieben ist und zum Theil trotz der massenhaften Detailuntersuchungen auch den Philologen noch steht."

„Der Staat aber, welcher uns (nämlich die Gymnasien) schützt und fördert, erhöht noch die Schwierigkeiten. Die Zahl der Gymnasien wächst, mit ihr die Masse der Schüler in jeder Anstalt und die Liebe zu den gymnasialen Wissenschaften nimmt täglich ab. Mögen wir uns noch so sehr gegen die Anerkennung sträuben, die Gesammtheit der Urtheile (welche von den einzelnen Lehrercollegien eingereicht waren) spricht entschieden dafür, daß die Schüler des Gymnasiums selten die Fähigkeit erwerben, auch nur einen Schriftsteller mit Freude und Genuß zu lesen."

„Unsere Abiturienten, welche mit Hängen und Würgen, wenn sie einen Hexameter machen sollen, unter 42 Malen einmal das Richtige treffen, die sich zum großen Theil bewußt sind, daß sie keinen Schriftsteller ordentlich lesen und nicht einen Satz so schreiben können, wie er in gutem Latein oder Griechisch heißen müßte, kann man ihnen verdenken, daß sie nach einer Sisyphusarbeit von 9—11 Jahren zu der Erkenntniß gekommen sind, es sei besser, sich mit solchen Arbeiten gar nicht zu befassen, und daß sie Latein und Griechisch scheuen, wie das Kind, das sich die Finger verbrannt hat, das Feuer?" Und der Correferent fügte hinzu: „Die ausschließliche Proedrie haben die altklassischen Studien für immer verloren. Die anderen Wissenschaften sind mündig und selbständig geworden, auf den Schultern der Alten sind alle speciellen Disciplinen weit über diese hinausgewachsen und werden ihrer Botmäßigkeit sich nie wieder unterwerfen. Das Zeitbewußtsein, d. h. das eigenthümliche Verhältniß, in welches sich der menschliche Geist, soweit er allgemeinen Entwicklungsgesetzen unterworfen ist, zu den Dingen gesetzt hat, hat einen gewaltigen Fortschritt gemacht, und in seiner Mutter Leib kann Niemand zurückkehren. Das Latein ist nicht mehr Sprache der Wissenschaft und wird sie in dem Maße früherer Zeiten nie mehr werden. Die staunenswerthe Entwicklung wissenschaftlicher Begriffe hat die engere Hülse abgestreift für immer."

So sprachen zwei Männer, selbst Philologen, von denen der eine an verschiedenen Gymnasien in den verschiedensten Theilen von Preußen und Deutschland gewirkt hat, ein Gelehrter von hohem Range, der sich der höchsten Achtung in allen Kreisen erfreut; der andere ein jüngerer Mann, der schnelle Carriere gemacht hat und dem es gewiß nicht einfallen würde, absichtlich Waffen gegen die Regierung zu schmieden.

Die Provinz Preußen steht mit ihren Gymnasien nicht in schlechtem Rufe. Im Gegentheil haben wir von mehr als einem Universitätsprofessor die Bildung rühmen hören, die dort gewonnen wird im Vergleich zu derjenigen, welche die Studenten aus anderen Theilen Deutschlands auf die Universität mitbringen. Die angeführten Aeußerungen fielen im Beisein von 20 Directoren von Gymnasien und 6 von Realschulen erster Ordnung. Gegen die Schilderung der Referenten erhob sich, in dieser Beziehung wenigstens, kein Protest, nicht einmal ein Widerspruch, kaum ein schüchterner Versuch der Entschuldigung. Der Correferent empfahl, ohne daß auch dagegen irgend ein Widerspruch sich erhoben hätte, die Aufhebung jedes Privilegs und jeder Begünstigung der Gymnasien, auch des Privilegs der Entlassung zur Universität; „denn erst durch diese Gleichstellung von Gymnasium und Realschule werde die böse ἔρις zwischen den beiden Schulen in einen edlen und heilsamen Wetteifer gehoben, der dem ganzen Staate von unendlichem Nutzen sein werde. Erst sie werde es dem Gymnasium möglich machen, ihren Lehrplan wesentlich zu vereinfachen, um sich von allen Verdunkelungen ihres eigentlichen Wesens zu befreien." Um unser Stimmungsbild vollständig zu machen, müssen wir noch hinzufügen, daß der Schulrath, welcher den Vorsitz führte, eine Abstimmung über die Thesen des Correferenten unterließ, weil er dieselben doch wohl für zu bedenklich halten mochte.

Nicht gerne verweilen wir bei diesem Punkte, denn gerade weil wir für die Realschule Partei nehmen, möchten wir nicht gern den Eindruck machen, als wären wir Gegner der Gymnasien, deren Verdienst um die nationale Bildung des deutschen Volkes wir auch nicht im geringsten verkleinern möchten. Aber auch gerade die ehrlichen Freunde der Gymnasien müssen wünschen, daß diese in den Stand gesetzt werden, ihre Aufgaben zu lösen, ohne durch Nebenzwecke gehindert zu sein. Nur wenn sie von der falschen Vorliebe des Staates befreit werden, nur wenn sie auf solche Weise einen großen Theil ihrer unfähigen Schüler los werden, die ihnen blos ihr jetziges Privileg zuführt, nur dann kann ihnen gründlich geholfen werden.

Wir fügen daher noch einige Urtheile aus den academischen Gutachten über die Zulassung von Realschulabiturienten zu Facultätsstudien hinzu, um auch an diesen Beispielen zu zeigen, zu welchen Resultaten die staatliche Fürsorge die Gymnasien geführt hat. Es geht aus denselben hervor, daß Wahrnehmungen wie die oben angeführten auch von anderer Seite gemacht worden sind.

Um zunächst bei derselben Provinz zu bleiben, von der wir so eben sprachen, so hat die Majorität der philosophischen Facultät zu Königsberg die Beobachtung gemacht, und diese Beobachtung ist, wie sie meint, in dem Publikum noch stärker hervorgetreten, „wie unzureichend, ja beschämend un-

zureichend die allgemeine Bildung in sehr vielen Gymnasien erreicht wird." Die Mitglieder der medicinischen Facultät zu Greifswald machen häufig genug die Erfahrung, daß Studirende, welche mit den besten Gymnasialzeugnissen versehen auf die Universität kommen, weder französisch noch englisch auch nur nothdürftig verstehen. Die medicinische Facultät zu Halle, welche übrigens ganz gegen die Zulassung der Realschulabiturienten sich ausspricht, hebt in ihrem Gutachten hervor: „Es ist auffällig, wie wenig die Studirenden der Jetztzeit ihre Muttersprache beherrschen, und wie oft das, was sie in deutscher Sprache schreiben, stilistisch und logisch einen schülerhaften Eindruck macht." Und die medicinische Facultät zu Bonn wünscht: „daß hinfort der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht auf den Gymnasien nicht in so schmählicher Weise vernachlässigt werde, wie das leider jetzt und insbesondere seit Aufhebung der Physik als Prüfungsgegenstand geschehe. Es sei als ein wahrer Nothstand zu bezeichnen, daß es auf den meisten Universitäten geradezu unmöglich ist, ein wissenschaftliches Specialcolleg über die Physiologie der Sinnesorgane zu lesen, weil jede mathematische Formel ein Entsetzen erzeugt und jede Grundbildung in der Geometrie, Trigonometrie und analytischen Geometrie fehlt."

Nur hindeuten wollen wir noch auf eine andere, sehr beachtenswerthe Schrift, welche in neuester Zeit erschienen ist, unter dem Titel „Briefe über Berliner Erziehung." Diese Briefe gestatten uns einen wahrhaft schreckenerregenden Einblick in die Berliner Verhältnisse und theilen noch schlimmere Wahrnehmungen als die eben angeführten von den Berliner Gymnasien mit. Sie sind um so beachtenswerther, als sie ersichtlich der Feder eines von tiefstem Ernste durchdrungenen, sehr gut orientirten und höchst sachverständigen Mannes entstammen.

Solche Stimmen und Urtheile hört man über die Bildung aussprechen, welche heutzutage auf den Gymnasien gewonnen wird, und alle hier angeführten Urtheile, wir müssen es nochmals hervorheben, werden nicht etwa von principiellen Gegnern des Gymnasiums gefällt, die sich in dem Streite um die Zulassung zur Universität unbedingt auf die Seite der Realschule stellen, sondern sie tönen direct aus dem Heerlager der Vertreter der Gymnasien und ihrere Interessen herüber, sie kommen von Leuten und Körperschaften, die sich größtentheils gegen die Realschule aussprechen. Gesteht doch selbst Wiese unumwunden ein: es fehlt viel, daß die Gymnasien noch von dem allgemeinen Vertrauen getragen werden (Deutsche Bildungsfragen aus d. Gegenw., p. 7).

Wer könnte diesen Thatsachen gegenüber es leugnen, daß ein bedeutsamer Mangel an Befriedigung auch bei den Gymnasien hervortritt? Diese genügen also nicht einmal sich selbst und nicht einmal auf ihrem eigensten

Gebiete, wie viel weniger auf denjenigen Gebieten, die sie als eine „Verdunklung" ihres eigentlichen Wesens ansehen, namentlich auf dem mathematischen und naturwissenschaftlichen. Eine Abhilfe muß gesucht werden. Der officielle Weg der alleinigen Förderung der Gymnasien hat sich nicht als ausreichend erwiesen. Wer will den Muth haben, den Versuch zu hindern, daß man auf anderem Wege befriedigende Resultate erreiche? Dieser Weg läßt sich nur durch die Freiheit der Concurrenz finden.

Um die Concurrenz zu ermöglichen, gibt es drei Wege:

Der eine Weg wäre, den Zugang zur Universität ganz frei zu stellen. Dies ist kein neuer Vorschlag, es ist nur die Herstellung des alten Zustandes. Denn bis zu Anfang unseres Jahrhunderts bestand ein Abiturientenexamen in Deutschland noch nirgends und nicht wenige von den bedeutendsten Koryphäen unserer Wissenschaften wie Böckh und die Grimm haben bis zuletzt an der Ansicht festgehalten, daß der Zugang zur Universität vollständig frei sein müsse. Auch bestehen noch einige deutsche Universitäten, welche in ihre Listen Zuhörer einschreiben lassen, ohne den Nachweis eines Abiturientenexamens zu verlangen. Wir haben principiell nichts gegen diesen Weg einzuwenden, denn wir wünschen, daß die Universität nur als eine Anstalt zu wissenschaftlichem Lernen auf allen Gebieten der Forschung betrachtet werde, als die Hüterin und Hegerin der edelsten Güter der Nation. Vielfach aber wird die Universität doch auch noch wesentlich als ein Institut zur Ausbildung von Regierungsbeamten angesehen, und es ist ja keine Frage, daß sie nebenbei auch in dieser Beziehung den Bedürfnissen des Staates bis zu einem gewissen Grade gerecht werden kann. In erster Linie aber muß sie eine blos auf wissenschaftliche Zwecke hinzielende Anstalt sein, und der Staat würde in einen verhängnißvollen Irrthum verfallen, wenn er sie zu einer einseitigen Dienerin seiner Bedürfnisse machen wollte. Man betrachte daher die Prüfungen, welche der Staat seinen Beamten auferlegen muß, nicht als eine academische Institution, und ebensowenig möge man den Zugang zur Universität nach der Rücksicht auf die größere Bequemlichkeit bei diesen Staatsprüfungen bemessen.

Indeß ist wohl kaum die Aussicht vorhanden, daß der Zugang zur Universität in der nächsten Zukunft ganz frei gegeben werde. So manche Bedenken werden dagegen erhoben werden, zuerst dieses, daß eine Zahl von Jünglingen sich auf den Universitäten einstellen würde, welche mehr durch das ungebundene Leben und den Schutz der academischen Freiheit gelockt werden würden als durch die eigentlichen Zwecke der Hochschule. Möglich, daß von solchen Elementen sich eine so starke Zahl einfände, daß infolge dessen die wissenschaftliche und disciplinarische Ordnung der Academien eine wesentlich andere werden müßte. Möglich auch, daß das Niveau der Zuhörer

ein wesentlich anderes werden könnte als es bisher war, und daß auf solche Weise die Erreichung der Ziele für die academischen Lehrer wesentlich erschwert und so also der Nutzen der Universitäten wesentlich beeinträchtigt werden könnte. Jedenfalls aber, und auf dieses Bedenken legen wir den größten Werth, würde der Staat mit dem Wegfall der Abiturientenprüfung auch zugleich einen sehr großen Theil seines Einflusses auf die höhere Schulbildung verlieren. Wir würden es aus diesen Gründen für zweckmäßiger halten, statt des radicalen Weges der sofortigen und vollständigen Freilassung des Zugangs zur Universität einen mehr vermittelnden einzuschlagen.

Der zweite Weg wäre die Errichtung einer ganz neuen Art von Schulen, welche neben den Gymnasien die Berechtigung zur Entlassung für die Universität bekommen sollten oder wenigstens eine vollständige Reorganisation der bestehenden.*) Auch diesem Wege würden wir principiell in keiner Weise entgegentreten. Wir betrachten eine Aenderung in den Einrichtungen des höheren Schulwesens in Deutschland gerade als den sichersten Weg, um alle diejenigen Schulanstalten und Schulbedürfnisse, welche dem deutschen Volke noch fehlen, und welche doch den Zwecken der modernen Bildung am meisten entsprechen könnten, durch freie Concurrenz am schnellsten zu erlangen. Wir glauben nicht, daß eine so bestimmende Uniformität, wie der Lehrplan den höheren Schulanstalten in Preußen vorschreibt, nothwendig oder auch nur heilsam ist. Im Gegentheil sind wir der Ueberzeugung, daß den Lehrercollegien und den Schulgemeinden ein viel freierer Spielraum für die innere Gestaltung ihrer Schule gestattet sein müßte. Allein diese neu zu construirenden Schulen bestehen factisch noch nicht, und die Umgestaltung der bestehenden, selbst wenn man schnell zu einer Einigung in dieser Beziehung käme — uns scheint indessen dazu sehr wenig Aussicht vorhanden zu sein — wird auch schwerlich schnell von statten gehen. Ueber die Forderungen, welche an sie gestellt werden sollten, herrscht viel Streit, und schließlich kommt dasjenige, was von ihnen verlangt wird, immer wieder wesentlich darauf hinaus, daß man sie der Hauptsache nach ähnlich den Gymnasien oder ähnlich den Realschulen herstelle.

Am practischsten bleibt daher immer der dritte und letzte Weg, daß man nämlich so vielen Anstalten wie möglich den Zutritt zur Universität eröffne. Die Bedingungen, unter welchen dies geschehen soll, müßten festgestellt werden. Man muß von den Schülern eine, wenn auch auf verschiedenem Wege erreichte, doch einigermaßen gleichartige Reife erlangen, d. h. das Minimum der Cursusdauer für diese Schulen festsetzen. Wir würden die Forderung

*) Vorschläge in dieser Richtung finden sich namentlich in den oben angeführten Schriften von Ostendorf und Jäger.

eines 12jährigen Schulbesuches, so lange die Schulpflicht für das Kind mit dem vollendeten 6. Lebensjahre eintritt, am zweckmäßigsten finden. Gut befähigte Knaben, deren körperliche Entwicklung nicht wesentlich durch Krankheit unterbrochen wird, könnten dann mit 18 Jahren auf die Universität kommen; die meisten würden älter werden. Es blieben also die gegenwärtigen Altersverhältnisse an den Gymnasien maßgebend und fänden die gleiche Anwendung auf die übrigen Schulen, welche das Recht der Entlassung zur Universität zu erlangen wünschen würden. Ferner müßte der Staat bei den Anstalten dieser Categorie die Ausstattung mit genügenden Lehrkräften und Lehrmitteln unbedingt verlangen. Nehmen wir noch die materielle Ausstattung der Schulen hinzu, so würde der Staat in Bezug auf diese Punkte sein Aufsichtsrecht wahren müssen, könnte aber die Feststellung des Lehrplans dem Urtheile des Lehrercollegiums in Gemeinschaft mit dem Patron der betreffenden Anstalt überlassen. Auf diese Art würden die von städtischen Gemeinden, von Körperschaften oder etwa von Privatpersonen eingerichteten Schulen eine größere Freiheit der Bewegung erhalten. Denn die vom Staate unterhaltenen Schulen würden ja in Bezug auf ihren Lehrplan selbstverständlich nach wie vor von den Organen der Regierung abhängen. Auch auf diesem Wege würde das Privilegium allmählich beseitigt werden, indem man dasselbe allmählich auf möglichst weite Kreise ausdehnt. Dieser Weg würde wahrscheinlich der sicherste sein, er schließt keinen anderen aus und würde zunächst die Einrichtung neuer Schulen mit verschiedenen Lehrplänen ermöglichen. Vorläufig würden allerdings die Realschulen I. Ordnung die einzigen Anstalten sein, welchen das in Rede stehende Privileg gewährt werden könnte.

Die Nothwendigkeit, eine neue Art der Vorbildung auch der Universität zuzuführen, ist schon lange anerkannt. Schon im Jahre 1849 trat eine Commission von preußischen Schulmännern auf Veranlassung des Cultusministers von Ladenberg zusammen, welche überhaupt über die Regelung der Schulverhältnisse zu berathen hatte. Schon damals erklärte sich der Commissar des Ministeriums für Zulassung der Realschulabiturienten zur philosophischen Facultät. Es kam dann aber die Reactionsperiode und mit ihr eine Zurückdrängung der Realschule selbst aus derjenigen Stellung, die ihr schon gewährt worden war. Es wiederholte sich eben auch hier die Erfahrung, die auch auf so vielen anderen Gebieten gemacht worden ist, daß gewisse Bestrebungen nur in vorwärts strebenden Zeiten gefördert werden können, und es ist sicher nicht außer Acht zu lassen, daß die Reaction von je sich als eine Feindin der Realschule, als eine Freundin des Gymnasiums gezeigt hat. Das Jahr 1858 brachte eine Aenderung der Verhältnisse, die neue Aera kam und mit ihr Petitionen an das Abgeordnetenhaus, welche eine Aenderung der Stellung der Realschule von der Staatsregierung ver-

langten. Damals erklärte der Minister v. Bethmann-Hohlweg sich im Ganzen für Erweiterung der Rechte der Realschule und sagte: „Wie weit es möglich sein wird, den Schülern den Eintritt in die Universität zu gestatten, darüber müssen weitere Erfahrungen und Erwägungen eintreten. Nur das muß ich aussprechen, daß auch die Universitäten auf die Dauer sich diesem in der Realschule vertretenen Bildungsgange nicht werden verschließen können."

Die Folge der Verhandlungen im Abgeordnetenhause war dann das Reglement für die Realschule, welches im Jahre 1859 erschien. Durch dieses Reglement ist die Realschule auf den wissenschaftlichen Weg gedrängt worden, auf welchem sie nun weiter schreiten muß; ihre Stellung ist anders ganz unhaltbar.

Gegen dieses Reglement ist viel Widerspruch erhoben worden. Es ist richtig, daß durch dasselbe die höhere Bürgerschule auf eine Zeitlang in ihrer Entwicklung gehemmt und geschädigt worden ist. Aber nur auf eine Zeitlang. Denn das Bedürfniß nach höheren Bürgerschulen ist so ungemein bedeutend und die Nothwendigkeit derselben wird in immer steigendem Maße sich so sehr fühlbar machen, daß, wenn nur erst die Realschule aus ihrer Zwitterstellung befreit sein wird, die höhere Bürgerschule schon wieder zu ihrem Rechte gelangen wird. Wir gedenken über dieses wichtige Kapitel, über Wesen und Bedürfnisse der höheren Bürgerschule ein andermal ausführlich zu sprechen. Für diesmal genügt es zu sagen, daß diejenigen Schulen, welche sich in Preußen unter diesem Namen finden, unmöglich als eine wirklich gesunde Vorbildung für das bürgerliche Leben betrachtet werden können. In den andern deutschen Staaten ist der Begriff dieser Schulen zu wenig feststehend, als daß hier von ihnen die Rede sein könnte. In Bezug auf die Bedürfnisse der bürgerlichen Bildung ist das Volk also durch das Reglement in Preußen irregeführt und gehindert worden, diesem Erziehungsbedürfnisse die geeignete Befriedigung zu schaffen.

Dagegen hat der Verfasser des Reglements das große Verdienst, die Realschule mit Nothwendigkeit auf den wissenschaftlichen Weg hingewiesen zu haben, den sie jetzt nicht mehr verlassen kann. Doch war auch wieder nicht genug für die Realschule geschehen. Dies zeigte sich bald. Ein Landtag nach dem andern hatte sich infolge von Petitionen, die von den städtischen Gemeinden einliefen, mit der Realschulfrage zu beschäftigen und die Zahl der Freunde der Realschule wuchs von Jahr zu Jahr, denn immer allgemeiner und klarer wurde die Erkenntniß, daß für sie etwas geschehen müsse. So kam endlich die Berufung an die Universitäten.

Wir wollen hier auf die Gutachten, welche von den academischen Körperschaften abgegeben worden sind, nicht weiter eingehen. Sie sind genügend

beleuchtet worden. Mit Recht sagt der Verfasser der „Streiflichter": „Die Herren haben durch ihre Gutachten mit seltener Freigebigkeit dafür gesorgt, daß die ὠκέα βέλη gegen sie sobald nicht ausgehen."

Die Universitäten sind zu unserem großen Bedauern auf ein Gebiet gelockt worden, das sie nicht beherrschen. Sie hatten die Gelegenheit, ein entscheidendes Wort in hochwichtiger Angelegenheit für die Freiheit der Schule und ihre nationalen Bedürfnisse zu sprechen. Sie haben die Gelegenheit versäumt. Wir können ihnen den Vorwurf nicht ersparen, daß sie sich sogar von Herrn von Mühler haben überflügeln lassen, welcher die Nothwendigkeit, dem Zeitbedürfnisse wenigstens einigermaßen zu entsprechen, einsah und darnach der Mehrheit der academischen Gutachten entgegen seine Verordnung erlassen hat. Denn es erschien nun die Mühler'sche Verordnung, welche denjenigen Schülern, die ordnungsmäßig auf der Realschule ein Reifezeugniß erlangt haben, auch das Recht gewährt, zur Universität abzugehen und solchen Zeugnissen in Bezug auf die Immatriculation und Inscription bei der philosophischen Facultät dieselbe Giltigkeit einräumt, wie die Gymnasialzeugnisse haben.

Das Rescript fährt fort: „Was die späteren Staatsprüfungen betrifft, so werden von jetzt an Schulamtscandidaten, welche eine Realschule I. Ordnung besucht und nach Erlangung eines von derselben ertheilten Zeugnisses der Reife ein academisches Triennium absolvirt haben, zum Examen pro facultate docendi in den Fächern der Mathematik, der Naturwissenschaften und der neueren Sprachen, jedoch mit der Beschränkung der Anstellungsfähigkeit auf Real- und höhere Bürgerschulen ohne vorgängige besondere Genehmigung zugelassen werden. Bei der Anstellung von Lehrern der neueren Sprachen auch an Real- und höheren Bürgerschulen wird das königliche Provinzialschulcollegium indessen nicht unberücksichtigt lassen, daß die umfassendere Sprachenkenntniß und besonders die gründlichere grammatische Durchbildung, welche das Gymnasium gewährt, denjenigen einen Vorzug gibt die ein Gymnasium besucht haben."

Diese Beschränkungen haben vielfach Mißfallen erregt, und es ist keine Frage, daß sie für die Realschule zum Theil geradezu beschämend sind. Practisch aber, glauben wir, haben dieselben nichts zu bedeuten. Schon die Universitäten haben darauf aufmerksam gemacht, daß jeder Inscribirte auch in den anderen Facultäten zur Theilnahme an jedem Collegium berechtigt ist. Wollte man also die Beschränkung des Ministerialrescripts in dieser Beziehung auf wirksame Weise durchführen, und den in der philosophischen Facultät Inscribirten wirklich den Zutritt zu den Collegien der übrigen Facultäten verschließen, so müßte man zunächst die academischen Institutionen ändern und so einen Zunftzwang in der allerhäßlichsten Gestalt einführen,

einen Zunftzwang in Bezug auf das Lernen. Manche Studien, wie z. B. das medicinische, können auch kaum auf die Dauer den Realschulabiturienten verschlossen bleiben. Seitdem das Gewerbegesetz des norddeutschen Bundes die medicinische Praxis auch als ein Gewerbe vollständig frei gegeben hat, kann man unmöglich denjenigen, welche auf der Universität medicinische Collegien hören wollen, dieses Recht auf die Dauer versagen, da man damit nur die Vorbildung zu tüchtigem ärztlichem Wissen erschweren und so der Charlatanerie noch mehr Thür und Thor öffnen würde. Diejenigen Studien aber, welche den Realschulabiturienten zunächst geöffnet sind, kann jeder getrost beginnen, der zu ihnen Neigung hat, ohne zu fürchten, daß die zu seinem Nachtheile aufgestellten Klauseln und Bedingungen irgend jemals zur Wahrheit werden könnten. Bei brauchbaren Menschen, wenn sie überhaupt die Anstellungsfähigkeit besitzen, wird ja schließlich kein Mensch fragen, bei welchem Meister sie gelernt oder wo sie ihre Schulzeit durchgemacht haben. Ja die Provinzial-Schulcollegien selbst werden ganz gewiß lieber den tüchtigeren Lehrer nehmen, der aus einer Realschule hervorgegangen ist, als einen untüchtigeren, auch wenn dieser in seiner Jugend den vermeintlichen Vorzug der gymnasialen Bildung genossen hat.

Zudem beruht das Rescript auf einer Voraussetzung, die zunächst wenigstens durchaus nicht zutrifft. Ein Unterschied zwischen Realschul- und Gymnasiallehrern besteht factisch in Preußen nicht. Das Prüfungsreglement müßte erst geändert werden, wollte man wirklich Ernst machen mit demjenigen, was das Ministerialrescript droht, und eine derartige Aenderung wird sicherlich nicht eintreten. Es wäre ein Hohn, wollte man den Erfolg, den die Realschule jetzt erlangt hat, damit inauguriren, daß man diesen Schulen Lehrer zweiter Klasse gäbe. Und man wird diesen Versuch um so weniger wagen, als derselbe in Sachsen schon gemacht worden und dort sehr unglücklich ausgefallen ist.

In diesem Lande ist nämlich die zweite Section der Commission für Candidaten des höheren Schulamtes speciell für Prüfung der Candidaten des höheren Volks- und Realschulamtes eingesetzt. Diese Einrichtung hat wenigstens dort mehr Sinn als sie in Preußen haben würde, da die sächsische Realschule bis Ostern 1871 eine um zwei Jahre kürzere Cursusdauer hatte als die vollständig entwickelte Realschule erster Ordnung in Preußen. Seit Ostern 1871 ist in Sachsen eine Oberprima hinzugefügt und so der Cursus um ein Jahr verlängert worden. Noch immer aber bleibt derselbe ein ganzes Jahr kürzer als in Preußen. Wenn man dort also der Realschule früher soviel geringere Ziele steckte, so konnte man auch an die Ausbildung der Lehrer wenigstens scheinbar mit größerem Rechte, geringere Anforderungen stellen. Aber wir glauben, daß sich diese Einrichtung in keiner

Weise bewährt hat. Von mehreren wissenschaftlichen Mitgliedern der Prüfungscommission haben wir die bittersten Klagen über die unzweckmäßige Einrichtung dieser zweiten Section und über die ungenügende Vorbildung der Candidaten vernommen, und ebenso wissen wir, daß viele Directoren, deren Erfahrung ihnen ein Urtheil gestattet, von diesem Examen in keiner Weise erbaut sind. Wollte Herr v. Mühler etwa diese „berechtigte Eigenthümlichkeit" Sachsens nach Preußen importiren? Beiläufig bemerken wir noch Folgendes: Zu diesem Examen haben in Sachsen nach einer Verordnung vom 1. Juni 1865 auch Volksschullehrer Zutritt, welche zwei Jahre lang die Universität besucht haben. Dem schon früher entwickelten Princip gemäß, nach welchem wir die Universität so viel wie möglich allen Wissensdurstigen geöffnet zu sehen wünschten, gefällt es uns sehr wohl, daß auch Volksschullehrer auf der Universität inscribirt werden und zu höheren Prüfungen zugelassen werden können. Freilich sehen wir keinerlei Grund, sie anders zu stellen, als jeden anderen Bürger in der academischen Gemeinschaft. Uebrigens hätte die sächsische Regierung die allerbeste Gelegenheit, den Abiturienten der Realschule das volle academische Bürgerrecht zu gewähren. Denn trotz der im Verhältniß zu Preußen geringeren Vorbildung der Realschulabiturienten haben diese in Sachsen schon, wenn auch in beschränktem Maße, das Recht, die Universität zu beziehen. Es ist auch dort nur ein kleiner Schritt, dem Cursus der Realschule noch ein Jahr hinzuzufügen und den Abiturienten dafür den unbeschränkten Zugang zur Universität zu erschließen. Wenn beide Maßregeln gleichzeitig getroffen werden, so würde sich für die sächsische Realschule eine ganz neue Aera eröffnen und so könnten diese Anstalten, welche übrigens größtentheils, abweichend von den preußischen, Staatsanstalten sind, oder wenigstens durch Staatszuschüsse erhalten werden, zu höchster Blüthe gebracht werden.

So hat die Realschule stetig an Terrain gewonnen, und es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann sie ihre Forderungen ganz wird durchgesetzt haben. Denn die Gründe, die man gegen sie anführt, scheinen uns doch zu schwach zu sein.

Zunächst hat man den Realschulen vorgeworfen, daß sie ihrem ursprünglichen Zwecke nach nicht geeignet sind, eine genügende Bildung für Facultätsstudien zu gewähren. Sollte ein solcher Vorwurf denn wirklich irgend etwas beweisen? Loth erwidert darauf sehr richtig: „Wenn der Zweck der Realschule im Jahre 1859 nur in dem Sinne aufgefaßt wurde, daß sie eine höhere wissenschaftliche Vorbildung für höhere Berufsarten geben sollte, zu denen Facultätsstudien nicht erforderlich sind, so folgt daraus noch nicht, daß derselbe Zweck unverändert über das Jahr 1870 dauern sollte, und daß fort und fort die Realschulabiturienten nur zum Studium des Bau-, Berg-,

und Forstfaches und nicht zu den Facultätsstudien zugelassen werden sollen. Wenn eine Leiter ursprünglich den Zweck hatte, die Ersteigung eines Birnbaumes zu ermöglichen, so folgt daraus nicht, daß man mit derselben nicht auch einen Apfelbaum ersteigen könne." Aber die Behauptung ist auch nur zum Theil richtig. In den Zeiten, als die Realschule eigentlich begründet wurde, — diese Anstalten hießen damals allerdings zum großen Theile höhere Bürgerschulen — ist mehrfach die Ansicht vertreten worden, daß in diesen Schulen diejenigen Studien hauptsächlich gepflegt werden sollten, welche im Plane des Gymnasiums nicht genügend Raum finden konnten. So hat Mager schon in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts es ausgesprochen, daß die allgemeine Bildung der Realschule auf dem Grunde der modernen Cultur ruhe, während das Gymnasium sich auf die antike Cultur stütze. Und diese Ansicht war namentlich in den vierziger Jahren so sehr die herrschende, daß damals die Realschule principiell bei einem großen Theile des gebildeten Publikums den Vorzug vor dem Gymnasium erhielt. Seit dem Reglement von 1859 ist die Realschule, wie wir schon oben entwickelten, ihrem ganzen Wesen nach immer mehr dem Begriff der höheren Bürgerschule entfremdet worden; höhere Bürgerschule ist sie längst nicht mehr. Von Jahr zu Jahr treten ihre Ziele klarer hervor. Warum ihr denn heute noch immer ihre für den Anfang so natürliche Unklarheit in Bezug auf Zwecke und Ziele vorwerfen?

Ein zweiter Hauptgrund, den man gegen sie in's Feld führt, ist, daß die Gymnasialabiturienten eine ziemlich gleichartige Vorbildung auf die Universität mitbringen und daß diese Gleichartigkeit aller Studirenden aufhören würde, wenn man auch Realschulabiturienten zuließe. Dieser Grund klingt ganz schön, aber auch damit ist es in Wirklichkeit sehr anders als es auf den ersten Blick erscheinen möchte. Schon mit der angeblichen Gleichartigkeit der Gymnasien ist es nicht so sehr weit her, denn in Wahrheit bestehen sehr große Unterschiede nicht bloß zwischen süddeutschen und norddeutschen Gymnasien — in Baiern herrscht z. B. bekanntlich noch auf vielen Gymnasien ein ziemlich einseitiges Klassenlehrersystem —, sondern oft auch zwischen den Gymnasien einer und derselben Provinz, namentlich zwischen denjenigen der großen und der kleinen Städte und namentlich wieder in denjenigen Provinzen, in welchen sich eine sprachlich gemischte Bevölkerung findet. Und daß dem so ist, daß die deutschen Schulen sich ihre Individualität und Mannichfaltigkeit bewahrt haben, ist ja von je als ein großer Vorzug gerühmt worden. Auch kommt es gar nicht darauf an, daß alle Studenten eine gleichartige Bildung haben, sondern vielmehr darauf, daß Diejenigen, welche dasselbe studiren, auch eine einigermaßen gleiche Vorbildung mitbringen und daß Alle eine möglichst gleiche Reife erlangt haben. Das erstere aber,

die Gleichartigkeit der Vorbildung für dasselbe Studium würde sich sehr bald herausstellen, auch wenn man die Realschulabiturienten auf der Universität zuließe. Denn wer Philologie studiren will, würde auch dann schwerlich seine Vorbildung auf einer Realschule suchen und wer die Naturwissenschaft zu seinem academischen Studium braucht, würde zu seiner Vorbereitung künftig nicht ein Gymnasium wählen. Die allgemeine Reife aber und die Befähigung zu wissenschaftlichen Leistungen ist vielmehr vom Alter abhängig als von der Gleichartigkeit des Weges. Denn es ist zwar keine Frage, daß die einzelnen Unterrichtsfächer nicht von gleich bildendem Werthe auf die Entwickelung des Denk- und Erkenntnißvermögens sind, aber auf der anderen Seite wird man auch nicht einen einzigen Unterrichtsgegenstand finden, von welchem man sagen müßte, daß er für die allgemeine Bildung eines Menschen oder gar für seine Befähignng zu den höchsten wissenschaftlichen Aufgaben unentbehrlich wäre. Gerade diejenigen Wissenschaften, welche für die allgemeine Bildung am wenigsten entbehrt werden können, z. B. die Geschichte, haben für die formale Entwickelung des Denkvermögens einen viel geringeren Werth als die Grammatik einer fremden Sprache. Noch deutlicher wird, was wir meinen, wenn man bedenkt, daß es ganze große Gebiete der speculativen Wissenschaft gibt, in welchen die bedeutendsten Autoritäten oft die regelmäßige Schule nicht durchgemacht und demgemäß den Unterricht in fremden Sprachen auf ihrem Gange durch die Schule entbehrt haben. Von den berühmtesten Astronomen haben sehr viele als Mechaniker angefangen, und durchaus nicht diejenige Schulbildung genossen, welche nach heutigen Begriffen für die Vorbildung zur Universität nothwendig ist. Würde wohl Jemand den Muth haben, deshalb etwa einen Bessel nicht zu den gebildeten Menschen zu rechnen? Und andererseits ist die Thatsache wohl von keiner Seite mehr bezweifelt, daß unsere Gymnasien die mathematischen und besonders die naturwissenschaftlichen Studien sehr stiefmütterlich behandeln. Auch die aus diesen Schulen hervorgegangenen Gelehrten würden es sicher und ganz mit Recht sehr übel nehmen, wenn man ihnen die allgemeine Bildung oder gar die Befähigung zu wissenschaftlichen Arbeiten absprechen wollte. Denn factisch wird die Befähigung zu den eminentesten Leistungen auf irgend einem wissenschaftlichen Gebiete in keiner Weise durch Mängel und Lücken einer vorher genossenen Schulbildung beeinträchtigt. Im Gegentheil drängt die rapide Erweiterung der wissenschaftlichen Gebiete immer mehr und mehr zu weiser Beschränkung, ja sogar zu einseitiger Abschließung hin.

Hiermit glauben wir auch zugleich einen anderen Vorwurf widerlegt zu haben, welcher gegen die Zulassung der Realschulabiturienten gemacht worden ist, daß die Beschaffenheit der Realschulbildung namentlich in Bezug auf ihre Qualität für die academischen Studien nicht ausreiche. Freilich müssen wir

dies zum Theil zugeben. Es ist nicht ohne Grund, wenn der Realschule ein Zuvielerlei ihres Lehrstoffes vorgeworfen wird. Aber man überlasse sie doch nur sich selbst und ihrer freien Entwickelung. Sie wird dann schon das Richtige treffen. Und schließlich behaupten wir, daß das Gymnasium ebensowenig mehr zu jederlei academischem Studium ausreicht.

Als vollberechtigt dagegen müssen wir einen anderen Vorwurf anerkennen, nämlich den, daß die Schüler der Realschulen meist nicht reif genug sind, wenn sie die Schule verlassen. Von selbst versteht sich diese Unreife in denjenigen Ländern, in welchen die Realschule eine kürzere Cursusdauer als in Preußen hat. Auch in Preußen verlassen die Realschulabiturienten die Schule sehr oft zu früh infolge einer gewissen milden Praxis, welche gegenwärtig durch die Verhältnisse nothwendig gemacht worden ist. Denn es ist unbillig und wird deswegen nur in seltenen Fällen durchgesetzt werden können, daß Schüler, welche so bedeutend geringere Rechte durch den verlängerten Schulbesuch haben, als die der Gymnasien, doch gleich lange Zeit in der Schule festgehalten werden sollen. Die Folge dieses Verhältnisses ist daher nothwendigerweise gewesen, daß bei den Versetzungen in der Realschule nicht immer die volle Strenge angewendet worden ist und daß auf solche Weise die Schüler die Realschule schneller durchmachen konnten. Aber diese milde Praxis wird wegfallen, sobald die äußeren Bedingungen es dieser Schule möglich machen, den vollen Ernst der Forderung ihren Schülern gegenüber geltend zu machen.

Außer diesen Gründen hat man wohl auch von gymnasialer Seite gerne den Schülern ihrer Schulen die „ideale" oder „classische" Bildung vindicirt im Gegensatze zu der realen der Realschüler. Hierauf antwortet Bratuscheck sehr richtig, wenn er sagt: „Der Sprachunterricht für sich kann zwar eine gekünstelte, romantische, aber keine lebendige, wahre Gefühlsbildung geben. Eine ideale Gesinnung erzeugt nur ein harmonischer, allseitiger Unterricht". Und: „Die Schule wird dann bei ihren Zöglingen ein ernstes Streben nach Bildung erzeugen, wenn sie dieselben für die gemeinsamen Aufgaben der Menschheit zu begeistern versteht." „Die Zeit ist vorüber, wo das Latein die einzige Brücke für uns zur Kenntniß des classischen Alterthums war. Classische Bildung soll sich jeder aneignen und die Schule soll sie jedem gewähren; aber man befreie diesen Begriff, den man außerdem mit der idealen Bildung gleichsetzt, von jedem grammatischen und pedantischen Beigeschmack. Ein Idealismus, zu welchem die Erlernung der lateinischen Grammatik den Zugang öffnet, ist einfach lächerlich."

Ebenso eigenthümlich ist das Gerede, daß das Terrain der Realschule die Vorbildung für die practischen Berufsarten sei. Warum sollen denn die Staatsbeamten nicht auch auf der Realschule ihre Vorbildung gewinnen;

haben denn die meisten von ihnen nicht ganz und gar practische Beschäftigungen? In Wahrheit vermischen sich heute in allen Ständen das practische und das wissenschaftliche Element in einem solchen Maße, daß eine Grenze dazwischen sehr schwer zu ziehen ist. Man lasse nur den wissenschaftlichen Hochmuth fahren, als ob echte Wissenschaft auf Gymnasium und Universität allein gewonnen werde. Auch die Wissenschaft kann sehr handwerksmäßig betrieben werden und wer wollte läugnen, daß die Leistungen mancher Officiere, Architekten u. s. w. oft wissenschaftlich ebenso hochstehn, als die mancher Universitätsprofessoren?

So glauben wir, daß die Gründe, welche gegen die Zulassung der Realschule geltend gemacht werden, zum Theil hinfällig sind; zum andern Theil sollen und können sie leicht beseitigt werden. Diejenigen Aenderungen, welche bei den Realschulen nothwendig sind, können wir in folgenden Punkten formuliren:

1. Sollen sie ihren Lehrplan nach Möglichkeit vereinfachen. An Vorschlägen in dieser Beziehung fehlt es durchaus nicht. Dieselben gehen in vielen Beziehungen auseinander. Viele verlangen, daß man das Latein vom Lehrplan weglasse und über diesen Gegenstand ist namentlich die sehr geistvoll geschriebene Schrift von Bratuscheck höchst beachtenswerth. Ließen die Regierungen, wie wir es wünschen, den Lehrercollegien eine größere Freiheit in der Gestaltung ihrer Lehrpläne, so würden sehr bald mehrfache Versuche gemacht werden. Wir sind überzeugt, daß daraus so mancher Nutzen entstehen würde. Denn zu einer tüchtigen Bildung führen recht viele Wege.

2. Muß ihre Schulzeit mit der der Gymnasien überall gleich lang gemacht werden.

3. Müssen überall, wie es in Preußen schon jetzt geschieht, die Anforderungen an die Realschullehrer in derselben Höhe gestellt werden wie die an die Gymnasiallehrer. Dem entsprechend muß dann überall auch die materielle Stellung der Realschullehrer derjenigen der Gymnasiallehrer gleich gemacht werden. Auch in Preußen gehen noch heute die tüchtigeren Kräfte lieber an das Gymnasium als an die Realschule; sehr natürlich, weil die äußere Dotation der Realschule bei weitem an den meisten Orten hinter der der Gymnasien zurückgeblieben ist und weil die Realschulen von je die Stiefkinder der Regierung gewesen sind. Wer Carriere machen wollte, mußte sich daher bemühen, an ein Gymnasium zu kommen. Wir glauben, daß dieser Uebelstand bei Gleichgestaltung der äußeren Verhältnisse sich in kurzer Zeit von selbst erledigen würde.

4. Die milde Praxis bei den Versetzungen muß und wird dann auch in den Realschulen von selbst wegfallen.

So verlangen wir denn aus allen Gründen eine bessere Stellung für die Realschule. Wir verlangen sie im Interesse des Staates, dem eine volle Entfesselung aller ihm dienstbaren Kräfte von höchstem Nutzen sein muß. Auf materiellem Gebiete erhebt sich gegen dieses Verlangen nirgends ein Widerspruch. Sollte es auf geistigem Gebiete nicht in gleichem Maße nothwendig sein? Wir verlangen die Zulassung im Interesse der Gerechtigkeit und der individuellen Freiheit der Eltern, welche für ihre Kinder sollen wählen können zwischen der modern-nationalen und der antiken Bildung. Wir verlangen die Zulassung der Realschulabiturienten im Interesse des Bildungsbedürfnisses unserer Zeit, im Interesse der Gymnasien, der Realschulen und der höheren Bürgerschulen, damit endlich die streitigen Grenzgebiete zwischen diesen Schulen regulirt werden. Man mache den Versuch getrost; ist er einmal gemacht, so wird in wenig Jahren sicherlich kein Mensch mehr daran denken, ihn rückgängig zu machen und die gegenwärtigen Zustände in dieser Beziehung wieder herstellen zu wollen. Dem ganzen deutschen Vaterlande aber möge dann dieser Schritt von nachhaltigem Segen sein.

K. F.

Peter der Große in England

i. J. 1698.

Aus Archivalien.

Die denkwürdige Reise Peter's des Großen in den Jahren 1697 und 1698, welche seiner Zeit so ungeheures Aufsehen hervorrief, hat in der Literatur schon oft ausführliche Berücksichtigung gefunden. Auch die Zeitgenossen haben mit ihrem Urtheile über dieselbe nicht gekargt. Wohl am spärlichsten sind wir über seinen Aufenthalt in England unterrichtet. Ich habe es daher für nicht uninteressant gehalten, in d. Bl. einige noch unbekannte Berichte des östreichischen Ministerresidenten Hoffmann und des außerordentlichen Botschafters am englischen Hofe Grafen von Auersperg an Kaiser Leopold über diesen Aufenthalt mitzutheilen. Dieselben kamen mir bei der Durchsicht der kaiserlichen Gesandtschaftsberichte im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchive zu Gesichte und fielen mir deshalb auf, weil sie, ohne gerade besonderen wissenschaftlichen oder historischen Werth für sich ansprechen zu können, doch die Persönlichkeit Peter's in der prägnantesten Weise beleuchten.

Wie wunderbar erscheint uns das seltsame Gemisch von Fertigkeit und

Unfertigkeit, von Größe und Roheit im Charakter des noch halbasiatischen Mannes, der mit ganzer Seele das große Reformatorenwerk an seinem Volke erfaßt und begonnen hatte und nun auch seine ganze Kraft daran setzen wollte, es zu vollenden, der um fremde, bessere Sitten und Einrichtungen kennen zu lernen und sie für sein Volk zu verwerthen, in der richtigen Erkenntniß, daß der große und bedeutende Reformator vor allem selbst lernen und urtheilen müsse, diese allem Herkommen widersprechende Reise unternahm. „Ueberall und in jeder Richtung, heißt es von ihm, zeigte sich Peter wißbegierig und thätig, er sah und lernte mehr als tausend andere Reisende und hatte mehr Macht und Gelegenheit, das Gelernte zu benutzen und geltend zu machen, als fast je ein Mensch.“ Alles dies berechtigt uns wohl auch den kleinen Schritten dieses Riesen unter seinen Zeitgenossen mit Aufmerksamkeit zu folgen. Schon von Amsterdam aus hatte Peter an den Patriarchen Adrian von Moscau geschrieben „ich bin hier, um dem Worte Gottes an unsern Altvater Adam zu folgen: im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod eßen. Freilich arbeite ich nicht aus Noth, sondern um das Seewesen zu erlernen, mit den erlangten Kenntnissen zurückzukehren, und — dies wird bis zum letzten Augenblick mein Wunsch sein — die Feinde des Namens Jesu zu besiegen und die Christen zu befreien.“ Wie kläglich und beschränkt würden uns hiernach die bekannten Worte Burnets[1]), des Bischofs von Salisbury über Peter erschienen, wenn er sie nur wirklich gesagt hätte. Sie sind schon früher leise angezweifelt worden. Nach dem, was Hoffmann über die Begegnung beider berichtet, wird die Wahrscheinlichkeit für dieselben immer geringer. Ueberhaupt sind wohl selten in reicherer Zahl und meist ziemlich unbefugt Anecdoten und Geschichtchen erfunden oder wenigstens Thatsachen verändert und ausgeschmückt worden, als gerade während des Aufenthalts Peter's im Auslande.

Den folgenden knappen Berichten[2]) eine längere Einleitung über Zweck und Charakter der ganzen Reise vorauszuschicken, wäre bei einem so bekannten Gegenstande kaum angebracht. Ich möchte nur in Bezug auf den letzten Brief des Grafen von Auersperg an Kaiser Leopold kurz hervorheben, daß der politische Zweck der Reise nicht der geringste war. Das Hauptziel der Gesandtschaft war Wien. Es galt dort den Kaiser zu energischer Weiterführung des Türkenkrieges gegenüber den englischen Friedenswünschen

[1]) „Der Czar hatte einen wahren Handwerkergeist und die Natur schien ihn mehr zu einem geschickten Schiffszimmermann als zu einem großen Fürsten bestimmt zu haben.“

[2]) Conferenzprotocolle vom Jahre 1698, k. k. H. H. und Staatsarchiv. Für das Folgende die Berichte der Grafen von Goeß und Auersperg aus dem Haag und London, ebendas.

und Vorschlägen zu bestimmen. Das Bündniß zwischen dem Kaiser und dem Czaren bestand. Peter war ausschließlich von dem einen Gedanken beherrscht, den Kampf gegen den Erbfeind auch siegreich zu Ende zu führen und ihn womöglich ganz aus Europa hinauszuwerfen. Jetzt schien der geeignete Moment nach den gewaltigen Erfolgen der kaiserlichen Waffen unter Eugen von Savoyen dazu gekommen zu sein. Schon bei der ersten Zusammenkunft Peter's mit Leopold bildete die Frage, ob Krieg oder Frieden, den Hauptgegenstand des Gespräches. Er hielt selbst Conferenzen mit dem Kanzler Grafen Kinsky über diesen Gegenstand. Die denkwürdige Unterredung vom 26. Juni, in der Peter dem Kanzler auf seine Repliken sehr richtig erwiderte, die wahre Ursache liege nicht in dem Bedürfnisse des Reiches nach Frieden, sondern in der Rücksicht auf Spanien, ist durch Ustrjalow bekannt geworden. Es verhielt sich in der That so. Kaiser Leopold war im Grunde seiner Seele sehr geneigt, nach den letzten großen Erfolgen Eugen's den Krieg weiter fortzusetzen oder wenigstens nur auf die günstigsten Bedingungen hin Frieden zu schließen. Das stete Drängen der Seestaaten jedoch, verbunden mit der Rücksicht auf die spanische Erbfolgefrage wogen stärker bei dem alten Kaiser als die weitgreifenden Pläne des Czaren. Leopold wiegte sich nach den Berichten seiner Gesandten im Haag und in London in der Hoffnung, daß er nach geschlossenem Frieden, wenn ihm seine ganze Kriegsmacht ungetheilt gegen Frankreich zu Gebote stände, von den Seestaaten die Einhaltung des Articuli secreti von 1689 erlangen würde. Dies allein bewog ihn, bei den Friedensunterhandlungen nachzugeben.

Die nachstehenden Berichte sind mit Ausnahme des letzten sämmtlich von Hoffmann an Kaiser Leopold ergangen.

London, 8. Januar 1698: „Des Groß-Hertzogen von Moscau ist man nun ständlich gewärtig [3]) und zwar ohne seine Botschafter, und nur von 9 Persohnen begleitet. Seinen ausdrücklichen begehren nach hat man an der Waßerseite von dieser Stadt ein kleines Hauß so nur 2 Zimmer per Stock hat von Seiten des hoffes bestehen und zubereiten lassen, wovon er sich dann auff der Thamise ohne viel gesehen zu werden (alß welches er aufs äußerste abhorriret) in und aus begeben kann."

21. Januar. „Der Czar von Moscovien ist diesen Morgen allhier angekommen, von dessen thun und laßen ich anheut den König erzählen gehört, daß Er sich keiner Jacht bedienen wollen, sondern sich auff eines der

[3]) Die große Gesandtschaft, geführt vom Admiral und Vicekönig von Nowgorod Lefort, als ersten außerordentlichen Gesandten, Golowin und Wornicien (dem späteren Friedenscongreßbevollmächtigten zu Carlowitz) als zweiten und dritten Gesandten, war in Holland zurückgeblieben. Peter hatte sich als einfacher Dejaetnik im Gefolge der Gesandtschaft befunden.

Kriegs-Schiffen embarquiret hat,[4]) daß er sich den gantzen Weg über mit dem Contre Admiral, so ihn geführet, von der navigation unterhalten und bis in die geringsten Dinge davon wißen wollen, daß er als ein holländischer Matelot gekleidet gewesen, in hinlauffung in die Thamise aber den hiesigen habit sambt einer perruquum angenommen hat, daß Er bis auff die höhe vom Mastbaum gestiegen und dem Admiral zugeruffen, zu ihm hinauffzukommen, dessen sich dieser aber als ein schwerer Mann entschuldiget, daß Er anstatt sich in ein von denen Ihm nach Gravesend entgegen geschickten königlichen barquen zu setzen sich, umb damit Er nicht erkennet werden möge, in selbige so vor die bagage destiniret gewesen gesezet und sich sofort voran nach seiner an der Thamise liegenden Behausung ohne daß er von jemand gesehen worden begeben hat, daß er 27 Persohnen bey sich, Sein bottschafter aber in Holland zurückgelassen hat; welcher particularitet von desselben herüber Rezeß der Koenig hinzugesetzet, daß Es ein Printz sei, der sich bloß allein mit der marine und navigation ergötze und dem die schönsten Ländereyen und stattlichste Gebäude und Gärten ganz indifferent seien und daß er sonsten holländisch rede und verstehe nichts weiteres aber alß was zur Seelangage gehöre. Gleichwie Er nun solchergestalt incognito ohne die geringste Ceremoni und reception allhier angelanget, so ist Er nun mit seinem Gefolg in 3 kleinen einander anstoßenden Häußern logiret, wormit mithin der vorwitzige Pöbel nicht wißen wird auff welches Hauß seine Augen zu werffen, umb seiner ansichtig zu werden."

28. Januar. „Am verwichenen Freitag hat der König ehender er sich ins Parlament erhoben, den Czar ganz incognito und zwar in des Graffen Rumney Kutschen und allein von diesem Graffen und Albermale nebenst einem Capitaine de garde begleitet die visite gegeben und hat ihn ohnangekleidet und allein in einer veste gefunden. Der Printz von Denemark hat die seinige auch abgeleget, welche letzterer aber ohne Nidersetzen passiret ist. Der Czar hat die revisita noch nicht gethan, dessen Lebensart sonst gantz extraordinari ist, er läßet den bey sich habenden sogenannten Printzen Alexander[5]) nebens einem medico bey sich im Bett und 3 oder 4 mehrere Persohnen in demselbigen Zimmer so klein es auch ist, schlaffen welches denn verursachet, daß als der König hinein getretten, man die Fenster ohnangesehen der großen Kälte öffnen müßen, umb sich vom üblen Geruch zu verthätigen.[6]) In Be-

[4]) König Wilhelm hatte 2 Kriegsschiffe und eine Jacht unter dem Befehle des Viceadmiral Michell über den Canal gesandt, um Peter zu holen. Er fuhr also nicht auf der Jacht herüber, wie Posselt, Franz Lefort, sein Leben und seine Zeit. II. S. 457, behauptet.

[5]) Wahrscheinlich der Zaarewitsch Alexander Artschilowitsch.

[6]) Die Sitten Peter's überboten bekanntlich allerdings an Ungenirtheit alles, was

sichtigung dieser stadt gehet er gemeiniglich zu fuß und wenn Er müde ist, sezet Er sich in eine auf der Straßen stehende Lohnkutschen. Er hat sich einmahl in der Opera eingefunden, und die meiste von seinen Leuthen vor sich sitzen laßen. So sehr Er aber trachtet, umb nicht erkennet zu werden, so leichtlich wird er erkennet, von wegen denen continuirlichen in Arm und beinen sonderlich aber in den Augen habenden convulsionen.[7]) Der große Frost, so die Thamise mit Eis anfüllet, verhindert Ihn nach Chatam zu gehen und die großen Kriegsschiffe, als womit Er sich allein delectiret, sehen zu können."

4. Februar. „Vorgestern Sonntag Nachmittag umb 4 Uhr hat der Czar den König zu Kensington die erste revisita gegeben, ist nur von 2 Persohnen und dem hiesiegen Admiral, so Ihn herüber gebracht, begleitet gewesen. Der König hat holländisch mit ihm gesprochen, woranff Er in seiner antwort fast allemal den Dollmetscher präveniret, ein Zeichen daß er die Sprach ziemblich wohl verstehet; weder die Guardien noch niemand hat notiz von ihm genommen, wie denn auch niemand nichts davon gewußt hatte. Er hat den Moscowitischen habit angehabt."

7. Februar. „Der Czar läßt sich auffs Königs Verlangen von dem famosen Teutschen Mahler Chevalier Kneller abconterfeien;[8]) dieser monarch ist dem König solchergestalt zugethan, daß er deß Unterhaußes Thun und laßen, wormit Es sich gegen ein absolutes guberno zu schützen suchet, empfindet und übel nimmt, alß dem dergleichen restrictionen gantz frembd und und unbekandt seind."

14. Februar. „Gestern Abend hat der Czar endlicher auch dem Printzen und der Printzessin von Denemark die visiten gegeben, ist so viel es möglich seyen können, in geheimb geschehen, wie Er denn allein von 3 Persohnen begleitet sich in einem ordinari Lehnwagen führen laßen. Er und die Princessin seyend niedergeseßen, der Printz aber ist benebens einigen

---

in civilisirten Ländern erhört war. Drang er doch auf seiner zweiten Reise fast mit Gewalt in die Zimmer, wo die Maintenon im Bette lag. Er öffnete die Vorhänge, betrachtete sie wie eine sonderbare Merkwürdigkeit und that noch andere Dinge, die Erstaunen erregten.

[7]) Sehr merkwürdig; dies bestätigt somit die Mittheilung Jacob Lefort's (eines Neffen von Franz Lefort), der in einem Briefe erwähnt, „er (Peter) hat Convulsionen, sei es in den Augen oder in den Armen oder in dem ganzen Körper. Er dreht zuweilen die Augen so, daß man nichts als das Weiße sehen kann, ich weiß nicht, woher dies kommt, aber man muß glauben, daß es ein Mangel der Erziehung (?) ist. Dann hat er eine Unruhe (des remuements) in den Beinen, daß er sich fast nicht an einem Platze halten kann.

[8]) Die Streitfrage, ob Peter in England von Sir Godfrey Kneller gemalt sei und für wen, wäre also hiermit erledigt. Vergl. Posselt, II. 477.

dabey sich befindenden Damen stehen geblieben. Der Printz hat ihn biß zur Kutschen begleiten wollen, hat es aber keineswegs zugeben wollen."

7. März. „Der Czar divertiret sich alhier; seither die Thamise vom Eis befreiet ist, mit Auff und Abgehung dieses Flußes, worzu er sich eines kleinen Fahrzeuges gebrauchet und seine Hoffbediente anstatt der Jngeländischen Mateloten rudern machet. Hiesige moscovitische Kauffardey Compagnie hat ihm durch eine deputation bitten lassen, Jhr die freiheit zu gestatten, Taback in sein land einzuführen, worzu Er seiner gewöhnlichen Art zu reden nach (alß wenn er nemblichen nicht selbst der Czar wäre) geantwortet, der Czar habe einen Rath in seinem land, an welchem man sich darüber abressiren müße und daß der Czar in dergleichen fällen nichts ohne deßelben Gutachten thäte, wormit sich besagte Compagnie befriedigen müßen. Hiesige Clerisey hat in ansehung dieser monarch allhier zugegen ist, dahin obligiret zu seyn geschätzet, Jhm von der hiesigen lithurgie und deren ritibus einige information und Wissenschaft zu geben, und hat deswegen den berühmten Doctor Burnet jetzigen Bischof von Salisbury zu ihm deputiret und ihn bitten lassen, ob er sich nicht gefallen lassen wollte, Jhren Gottesdienst einmahl beyzuwohnen, worzu er sich zwar geneigt bezeiget, hat aber vorgewendet, daß er nirgendts hingehen könnte, daß nicht all das Volk zulieffe, welches Er niemahlen unmöglich vertragen könte. Er hat sonsten eine sonderbahre und von Jhm sonsten gantz ohngewöhnliche Ehrenbezeugung vor diesen Bischoffen gehabt und sich mehreres vor Jhm entdecket und geneiget, als Er noch vor keiner andern Standespersohn gethan hat, woraus man schließet, daß Er ein große veneration vor die Clerisey haben müße."

11. März. „Sonst ist diesmal wenig oder nichts denkwürdiger zu berichten, außer daß der Czar der hiesigen Clerisey die Ehr angethan, vorgestern Sonntag deren Gottesdienst in des Erzbischoffen von Canterbury Capellen incognito beyzuwohnen und darauff mit besagtem Erzbischoffen eine collation zwar nur stante pede einzunehmen."

18. März. „So solle ich Euer kayserlichen Majestät auch nit verhalten, daß ich vom bischoff von Salisbury, der einigemale den Czaren unterhalten, versichert worden bin, daß Er Czar von hier recta nach Euer kayserlichen Majestät hoff, von dannen nach Venedig und so fort gegen künfftigen 8br. wieder zurück nach seinen lande gehen werde. Allhier scheinet der Hoff umb deßen bizarrie wegen seiner allerdings müd zu seyn."

8. April. „Der Czar von Moscovien ist vorgestern von Portsmouth wieder zurück gekommen, allwo Er die Magazinen von Fahrzeug besichtigt und wo man ihm mit 12 Fregatten eine Art von Seegefecht zu seiner großen satisfaction repräsentiret hat."

15. April. „Am verwichenen Sambstag ist der König im Parlament erschienen und hat unter anderen verschiedenen particular acten selbigen vom Landtax von 10 Millionen Reichsgulden passiret. Der Czar von Moscovien, so die Versammblung des Parlaments noch nicht gesehen gehabt, hat sich auff dem Dach vom Parlament hauß befunden und durch ein kleines Fenster der Ceremoni zugesehen, welches jemand sagen machen, daß er das rarste Ding von der Welt gesehen, nehmblichen einen König auf dem Thron und einen Kayser (denn man ihn den Kayßer von Russia allhier nennet) auff dem Dach darvon."

25. April. „Der Czar von Moscovien gedenket sich künfftiger Woche vom König zu beurlauben darauf nacher Holland zurück zu kehren sofort seine Reyß machen Eure kayserlichen Majestät Hoff anzutretten."

2. Mai. „Der Czar von Moscow, nachdem er sich am Montgg vom Könige beurlaubet ist gestern von hier abgewichen und wird durch den selbigen Admiral, so ihn herüber gebracht, mit 2 Kriegsschiffen und 3 Jachten (wovon der König ihm eine so 24 Stücke führet und sehr köstlich gebauet ist, verehret hat) nacher Holland convoyirt, von dannen er annoch gesinnet sein soll, nach Euer kayserlichen Majestät hoff und nach Venedig zu gehen. Hiesige Kaufleuthe haben vermittelst des Marchese de Carmathen des Duc de Leeds Sohn, welcher alß ein Contreadmiral von der flott beim Czar sich insinuirt und beliebt gemacht, die Erlaubniß erhalten, Taback in Moscovien einzuführen, wofür Sie dem Czar $\frac{m}{50}$ Thaler theils allhier und theils in Holland erlegen laßen und ist bei der tractirung darvon observiret worden, daß dieser monarch sehr auf sein interesse ist, alß der in persona über die wenige Stüber, so vor's Pfund Taback verzollt werden solle, gehandelt hat, wie sich denn andrerseits auch niemand allhier von Seiner liberalitet zu rühmen hat. Dem Gerücht nach soll er gesinnet sein, seine Unterthanen gleich anderen nationen civilisiren zu wollen. Man kann aber auß seinen hiesigen actionen nicht verspüren, daß er etwas anderß auß ihnen formiren werde alß Seeleute, zumahlen Er selbst niemand anderst umb sich gedulden kann, und ebenso leuthscheu, als er gekommen, hinweg gegangen ist."

Graf von Auersperg an Kayser Leopold; London 2 Mai. „Der Czar von Moscau hat vorgestern von dem König Wilhelm Urlaub genommen und Ihn mit tendresse seiner immerwährenden freundschafft versichert, doch aber zugleich alß Er vernommen, daß Mylord Paget's Secretarius mit einigen friedenspropositionen anherogekommen, einen Verschmach gezeiget, daß Ihm der König keine Nachricht darvon gegeben hat, und weilen Er der meinung, daß nicht de tempore den frieden noch zu machen, so dürffte Er wohl einige Oppositionen dagegen einwenden, wan Er an Euer Kayserlichen Majestät

hoff anlanget. Wegen seiner Persohn aber ist man übrigens gar wohl mit ihm zufrieden, da er nicht mehr so leuthscheu ist, alß er gewesen und stellet man ihm allein seine große Kargheit und dass er in keiner occasion sich generos gezeiget. Er ist alzeit dahier als wie ein Bootsknecht gekleidet gegangen und stehet es dahin was er vor eine Kleidung an Euer Kayserlichen Majestät hoff wird annehmen. Den König allhier hat er gar wenig gesehen, da Er seiner maniere zu leben nicht geändert, dan er sein Mittagsmahl umb 11 Mittags und daß Abendmahl umb 7 Uhr des Abends eingenommen, sich auch baldt zu bett geleget und des morgens früh umb 4 Uhr wieder aufgestanden, welches den Engländern, die ihm haben assistiren sollen, gar artlich ist vorgekommen."

A. Gaedeke.

Die Zukunft des deutschen Richterstandes.

Bei den folgenden Erwägungen wird zunächst der preußische Richterstand in's Auge gefaßt. Die weitaus überwiegende Mehrzahl der deutschen Richter ist preußisch; die zu besprechenden Mißstände sind mit unbedeutenden Ausnahmen in allen deutschen Staaten ziemlich dieselben; und, das ist für uns die Hauptsache, in der Zukunft des Reiches werden die Dinge, die hier in Frage kommen, doch nach denselben Principien geregelt werden müssen. Die Logik der Thatsachen wird dazu führen, auch ohne alles Drängen, trotz alles Widerstrebens.

Wir gehen von der Geldfrage aus, weil an sie die verschiedenen Gesichtspunkte sich am bequemsten anknüpfen. Bekanntlich sind die Klagen über Unzulänglichkeit der Richtergehalte alt, anderswo gerade so, wie in Preußen; ja in Baiern und Württemberg war die Lage der jüngeren Richter erster Instanz bis vor Kurzem kläglicher, als in Preußen. Der preußische Justizminister, dessen Verdienste niemals lebhafter anerkannt worden sind, als in diesen Tagen, welche den Gedanken an Verlust des schwer Erkrankten nahe legten, hat in einer der ersten Reden, die er in der Session des Abgeordnetenhauses 1867/68 hielt, unumwunden erklärt, daß er diese Klagen als vollkommen begründet anerkenne, und daß er ernstlich gewillt sei, Abhilfe zu schaffen. Damals indessen gedachte er, diese Maßregel so lange aufzuschieben, bis in Verbindung mit einer neuen Civilproceßordnung eine anderweite Organisation der Gerichte zur Durchführung kommen würde. Die preußischen Richter athmeten auf: endlich war an maßgebender Stelle anerkannt, daß sie

nicht nur strenge Pflichten zu erfüllen, sondern auch billige Ansprüche zu machen hätten. Doch Civilproceßordnung und Gerichtsorganisation ließen auf sich warten, nicht aber die fortschreitende Steigerung aller Lebensbedürfnisse. Dr. Leonhardt erklärte deshalb bei der Berathung des Justizetats im vorigen Winter durch seinen Commissar Dr. Falk: es sei die Frage der Gehaltsverbesserung eine sehr dringliche geworden, der Justizminister sei entschlossen, von dem Finanzministerium schon für das nächste Jahr die hierzu erforderlichen Mittel zu verlangen, und die Bewilligung dem Abgeordnetenhause anzusinnen. In der That gelang es — man erzählt sich nicht ohne die nachdrückliche Unterstützung des Reichskanzlers — das Eis zu brechen; aus dem Project, die Richtergehälter zu verbessern, entwickelte sich aber ein nahezu alle Categorien der Staatsbeamten (und beiläufig gesagt 102 Folio-Druckseiten) umfassender Gehaltserhöhungsplan, welcher als besondere Anlage zum Etat des Finanzministeriums dem Abgeordnetenhause vorgelegt und von demselben der Budget-Commission zur Vorberathung überwiesen worden ist.

In diesem Plane wird, wie aus den Zeitungen bekannt geworden, als Gehaltsminimum der Richter erster Instanz die Summe von 700 Thlr., als Maximum 1400 Thlr., für Richter zweiter Instanz als Minimum 1400 Thlr., als Maximum 2000 Thlr. in Vorschlag gebracht; bisher betrugen die entsprechenden Gehaltssätze 600—1100 und 1200—1800 Thlr. Aber die Geldentwerthung ist unterdeß fortgeschritten, gegenwärtig reicht ein Gehalt von 700 Thlr. in keiner Weise aus, mag man die sociale Stellung des Richters, oder die Dauer und Kostspieligkeit seiner Vorbereitung, oder die Ansprüche, welche der Staat an ihn macht, in's Auge fassen: 700 Thlr. sind heute nicht mehr, als im Jahr 1867 600 Thlr., folglich, nach Leonhardt, zu wenig. Nimmt man vollends an, daß die Maßregel Abhilfe auf einen längeren Zeitraum schaffen will, und bedenkt man ferner, daß die Entwerthung des Geldes jedenfalls noch zunehmen wird, so wird die Unzulänglichkeit der Aufbesserung um vieles bedenklicher, und von diesem Gesichtspunkte aus würde selbst eine Erhöhung des Minimums auf 800 Thlr. schwerlich für ausreichend erachtet werden können. Reicht aber die Anfangsstufe nicht aus, so ist nicht abzusehen, auf welcher höheren Stufe dies der Fall sein soll. Als regelmäßigen Fall muß man doch den annehmen, daß der angestellte Richter einen Hausstand gründet, und da werden die Ausgaben aller Wahrscheinlichkeit nach wachsen, ehe er noch die zweitniedrigste Stufe erreicht hat.

Die Folgen, welche so unzulängliche Gehaltsverhältnisse haben müssen, sind unschwer einzusehen. Ein Theil der Richter wird rettungslos in die leider in unseren Tagen an Zahl immer zunehmende Klasse des anständigen Proletariats herabsinken; ein bitteres Loos für den, der sich keiner weiteren

Verschuldung bewußt ist, als der, sich diesem Berufe gewidmet und — warum hat freilich der Mann den Malthus nicht studirt? — einen Hausstand gegründet zu haben. — Ein anderer Theil wird in ein mehr oder weniger unfreiwilliges Hagestolzenthum hineingerathen, welches stets das Symptom eines ungesunden socialen Zustandes ist. — Eine dritte Möglichkeit, welcher die überwiegend größte Mehrzahl der concreten Fälle entsprechen würde, ist die, daß nur wohlhabende Leute sich dem Richterberuf zuwenden werden. Will man sich mit dieser Möglichkeit trösten, oder wünscht man vielleicht gar, sie zur Regel zu machen? Daß ein gewisses eigenes Vermögen die Bewährung unabhängiger Gesinnung erleichtert, wer wollte das bestreiten? Aber eine Garantie für Unabhängigkeit liegt, wie unzählige Erfahrungen beweisen, doch nicht darin; die liegt doch nur im Charakter. Und es wäre ein politisch und social verwerfliches Princip, wenn der Staat in solcher Weise das Privatcapital für seine Zwecke ausbeuten wollte. Ferner aber würde sich dann noch schwerlich eine genügende Anzahl von Candidaten finden, da durchschnittlich Niemand besser und lieber rechnet als der Wohlhabende, dem der Staatsdienst als eine sehr unvortheilhafte Capitalanlage erscheinen würde. Schon jetzt ist in einzelnen preußischen Departements der Richtermangel nahezu eine Calamität. Wenn aber auch die Zahl ausreichend bleibt, würde sie das unabweisbare Bedürfniß so wenig übersteigen, daß man in den Anforderungen bezüglich der Qualität auf das allerbedürftigste Maß herabgehen müßte. Der Richterberuf würde die Domäne der wohlsituirten Mittelmäßigkeit werden. Diese Erschlaffung, ist sie einmal vorhanden, wird es um vieles schwieriger machen, dem Uebel irgend einmal durch Verminderung und gleichzeitige bessere Dotirung der Richterstellen abzuhelfen, denn diese Verminderung setzt erhöhte Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Einzelnen voraus. Von der schlimmsten aller üblen Folgen aber sprechen wir ungern, weil wir gerne glauben, bei dem deutschen Richterstande werde das Wort des Meisters Papinian sich stets bewähren: daß das Unsittliche für ihn zugleich ein Unmögliches ist. Allein unleugbar gibt es auch hier „Grenzen der Menschheit". Endlich gilt es nicht blos, die Integrität des Richterstandes zu wahren, sondern auch den Glauben an dieselbe unerschüttert zu erhalten: heißt es aber nicht dem Publikum zu viel zumuthen, wenn man erwartet, daß es diesen Glauben gegenüber einem kümmerlich besoldeten, kärglich dahinlebenden Richterstand auf die Dauer bewahre?

Die Anschauungen des Justizministers berechtigen allerdings zu der Annahme, daß die vorgeschlagene Gehaltsverbesserung nur ein vorläufiger Nothbehelf sein, und daß erst bei der bevorstehenden Neuorganisation der Gerichte die Frage der Richtergehälter eine befriedigende Lösung finden soll. Daß es an gutem Willen dazu fehlen werde, glauben wir nicht. In wie

weit aber das, was beabsichtigt wird, durch die Neuorganisation geleistet werden kann, das ist die wichtige Frage.

Einer von den Gründen, welche für diesmal eine gründliche Abhilfe unmöglich gemacht haben, ist die große Anzahl der Richterstellen erster Instanz. Eine gewisse Verminderung läßt sich von der stricten Durchführung eines wirklich mündlichen Verfahrens im Civilproceß, wenn auch die daran geknüpften Hoffnungen übertrieben werden, allerdings erwarten. Ueberläßt man den Proceßbetrieb und die Anlegung von Proceßacten den Parteien, welche ja hauptsächlich dabei interessirt sind, so wird eine Arbeitsmasse, jetzt unter dem Namen Decernat bekannt, wegfallen. Eine weitere Verminderung der Richterstellen wird dadurch ermöglicht werden, daß man das Hypothekenwesen, die Geschäfte der freiwilligen Gerichtsbarkeit, das Executionswesen, die Kassen- und Depositalsachen den Gerichten abnimmt und besonderen Behörden überweist. Dadurch würde möglich, das Subaltern-Personal, welches an den preußischen Gerichten sehr zahlreich ist, bedeutend zu beschränken und Subalterne wie Richter besser zu besolden: der besser besoldete Beamte wird sich höhere Ansprüche an seine Leistungsfähigkeit gefallen lassen und denselben auch genügen, und dadurch wird eben wieder eine gründlichere Reduction der Stellenzahl, also eine ausgiebigere Dotation der Stellen ermöglicht. — Noch einen anderen Vortheil stellt die Reform des Civilprocesses in Aussicht. Wird mit demselben die freie Advocatur unter den erforderlichen Garantien eingeführt, so ist damit das Mittel gegeben, eine specifisch preußische Institution auf ein geringstes Maß zurückzuführen, welche eine große Ausdehnung erlangt, und durch den Staat eine Ausnutzung erfahren hat, die man nur als Unfug bezeichnen kann — die unbesoldeten Assessoren. Richterliche Beamte, welche keine Stelle und kein Gehalt haben, die aber gleichwohl die Arbeit eines Richters verrichten und gleich einem Richter auf anderweitigen Erwerb verzichten müssen, soll es gar nicht geben. Kann der Staat einem geprüften Mann nicht sogleich eine Stelle geben, so gestatte er ihm, bis das geschehen kann, seine Kräfte für sich zu gebrauchen. Auch die sog. diätarische Beschäftigung müßte als Ausnahme behandelt werden, und sollte niemals ein Surrogat für ersparte Richterstellen sein. Fürchtet man als Folge solcher Maßregeln allzu großen Andrang zur juristischen Laufbahn, so bedenke man, daß das sich bald von selbst wieder reguliren wird, und daß der Staat davon den Vortheil hat, höhere Anforderungen in Beziehung auf Wissen und Können zu stellen.

Was hier gesagt wurde, liegt nicht außerhalb des Bereichs officieller Erwägungen, wohl aber das Folgende. Meiner Ueberzeugung nach ist nicht die große Stellenzahl der einzige Grund, daß die Gehaltserhöhung für die Richter der untersten Instanz, namentlich bei den Stufen der Jüngeren, so

ungenügend ausgefallen ist. Dem guten Willen des Justizministeriums hat sich der lächerliche Umstand hemmend in den Weg gestellt, daß nach der bestehenden Rangordnung der Staatsbeamten der Kreisrichter in der fünften Rangklasse steht. Er konnte daher, in einen umfassenden Plan hineingestellt, kein höheres Gehalt bekommen, als das, welches man für andere in derselben Rangklasse stehende Beamte angemessen erachtete. Daß manche derselben auch ungenügend aufgebessert sind, soll nicht bestritten werden. — Ich will nun die Nützlichkeit oder Nothwendigkeit dieser hierarchischen Gliederungen im Allgemeinen dahin gestellt sein lassen; eine Nothwendigkeit, die richterlichen Beamten in dieselben einzufügen, kann ich aber ganz und gar nicht einsehen. Theilt nicht jedes Lehrbuch des deutschen Staatsrechts die große Masse der Staatsdiener in die gesonderten Categorien der richterlichen und nichtrichterlichen Beamten ein? Thut nicht dasselbe die preußische Verfassungsurkunde, indem sie den Richtern einen besonderen Abschnitt widmet, bezüglich ihrer ein besonderes Gesetz verheißt? Und ist nicht dieselbe Besonderheit in der Disciplinargesetzgebung anerkannt? Danach sollte man meinen, die Richter müßten ihre Stellung nicht innerhalb der Hierarchie der übrigen Beamten, sondern daneben haben; sie müßten nicht Räthe fünfter, vierter u. s. w. Klasse, sondern eben Richter nnd weiter nichts sein. Sie selbst könnten, wenn sie anders ihre wahre Stellung begreifen, nicht das Mindeste dagegen einzuwenden haben.

Versuchen wir maßvoll an die bestehenden Verhältnisse anzuknüpfen. Ich erbitte zunächst genügende Antwort auf folgende Frage: Warum kommt Titius, der das große juristische Staatsexamen gemacht hat und drei, vier Jahre später eine Kreisrichterstelle erhält, in die fünfte Rangklasse, während derselbe Titius, wenn er nach ebendemselben Examen zur Verwaltung übergeht, in fünf, sechs Jahren Regierungsrath geworden und in die vierte Rangklasse gekommen wäre? Ja noch mehr. Titius hatte vielleicht gerechte Bedenken, ob er auch das große juristische Examen werde bestehen können; er begnügte sich daher — so war es wenigstens vor nicht allzu langer Zeit — mit dem ersten, machte etwas später das Examen eines Regierungsreferendars, und wurde zu einer Zeit, wo ein begabterer oder fleißigerer College und Altersgenosse noch unbesoldeter Assessor war, Landrath und damit Rath vierter Klasse. Will man anführen, die Regierungsassessoren müßten auf eine etatsmäßige Stelle länger warten, als die Gerichtsassessoren? Aber das ist ja nur die Folge davon, daß diese Carriere, gerade wegen ihrer ungerechtfertigten Bevorzugung, übersetzt ist, und es ist unstatthaft, diese Folge nun wieder als Grund für die Fortdauer dieser Bevorzugung geltend zu machen. Ich denke: gibt man einmal den Staatsbeamten bestimmte Rangklassen, so muß für die Zutheilung in die einzelnen Categorien entscheidend sein der

Grad der Kenntnisse, der verlangt wird, die Dauer und Kostbarkeit der erforderlichen Vorbereitung, die Verantwortlichkeit und Wichtigkeit des Berufs, und damit zusammenhängend die sociale Stellung, deren Vollhaltung der Staat dem Beamten ansinnen muß. Insoweit wird — denn der Umstand, daß der Staat weniger Regierungscollegien als Collegialgerichte erster Instanz braucht, erstere folglich einen größeren örtlichen Bezirk haben, kann unmöglich etwas entscheiden wollen — soweit also wird zwischen den gedachten beiden Categorien Alles gleichgewogen sein. Die unabhängigere Stellung aber des Richters ist eine Reflexwirkung der Besonderheit seiner Pflichten und kann deshalb schon nicht geltend gemacht werden, um, wo alle gemeinschaftlichen Momente Gleichstellung verlangen, eine Inferiorität im Rang gewissermaßen als Compensation zu begründen. Die Richter würden ohne Zweifel so verständig sein, sich hierüber leicht zu trösten, wenn nicht eben die Rangstufe die sehr reelle Folie des Gehalts hätte. Da die Verbindung beider zu lösen uns ein hoffnungsloses Unternehmen scheint, so müssen wir fordern, daß bei der Neuorganisation der Gerichte den Richtern erster Instanz ohne Ausnahme die vierte Rangklasse ertheilt werde.

Auch liegt gar kein Grund vor, die Richter zweiter Instanz, abgesehen von ihrem Dienstalter als Richter überhaupt, mit höherem Rang und höherem Gehalt auszustatten, als den Richter erster Instanz. Alles, was für den Rang der Beamten maßgebend werden kann, ist bei den Richtern beider Instanzen vollkommen gleichmäßig vorhanden. Die Thätigkeit des Berufungsrichters ist zwar eine kritische und mag insofern als höhere erscheinen, eine schwierigere aber ist sie nicht, und die Befähigung dazu wird auch bei jedem Richter vorausgesetzt, sonst müßte ja, wer sich um eine Stelle zweiter Instanz meldet, einer neuen Prüfung sich unterziehen. Zweifellos aber ist es, daß der Schwerpunkt der gesammten Rechtspflege in den Gerichten erster Instanz liegt, und daß es dem öffentlichen Interesse nicht entsprechen würde, die besten Kräfte aus dieser Instanz herauszuziehen. In erster Instanz befindet sich eine hinlängliche Zahl von Richtern, welche ebenso tüchtig, ebenso alt und ebenso oder noch mehr angestrengt sind, als die Richter zweiter Instanz. Kann man nach alledem das gegenwärtig bestehende Verhältniß, wonach der jüngste Appellrath da anfängt, wo der älteste Kreisrichter aufhört, für gerecht halten? Allerdings, der höchste Gerichtshof ist von beiden niederen Instanzen dadurch specifisch verschieden, daß seine Entscheidungen an sich definitive sind, während die Entscheidungen der ersten wie der zweiten Instanz ganz gleichmäßig nur dadurch definitiv werden, daß die Parteien sich bei ihnen über die vom Gesetz bestimmten Fristen hinaus beruhigen. Ein anderer, für mich wenigstens wesentlicher Unterschied besteht darin, daß das höchste Gericht in Zukunft ein Reichsgericht sein wird, während die Gerichte der

beiden unteren Instanzen Landesgerichte bleiben sollen. Von diesem Standpunkt aus erhält sowohl die Höherstellung der letzten Instanz, als die Gleichstellung der beiden unteren richtige Beleuchtung.

Auch die Directoren und Präsidenten der Gerichte werden meines Erachtens nicht richtig behandelt. Ihre Stellung ist doch eine doppelte: einerseits sind sie, wenn anders das Princip der Collegialität rein durchgeführt werden soll, Richter-Collegen, zugleich aber sind sie verwaltende und beaufsichtigende Beamte. Wollte man dieser Doppelstellung in den Gehaltsverhältnissen adäquaten Ausdruck geben, so müßten diese Beamten zunächst einfach ihr Richtergehalt nach ihrem Dienstalter als Richter, außerdem aber ein invariables Functionsgehalt beziehen. Die Function des Repräsentirens (womit wohl das unverhältnißmäßig hohe Gehalt der Präsidenten der Obergerichte zusammenhängt) ist in einem nüchternen — und das heißt nichts anderes, als in einem hochentwickelten — Staatswesen überhaupt möglichst zu beschränken, sollte aber von den richterlichen Beamten durchaus fern gehalten werden.*)

Erst nach Gleichstellung der Richter erster und zweiter Instanz wird es möglich sein, für den Eintritt in diesen Beruf die hohen Anforderungen zu stellen, welche seiner Wichtigkeit entsprechen. Es muß unseres Bedünkens dahin kommen, daß Keiner, außer wer wirklich den Beruf in sich fühlt, und weil er ihn fühlt, sich zu derselben mit Anstrengung und Beharren vorbereitet hat, daran denken kann, diejenigen Proben zu bestehen, welche Bedingung des Eintrittes in den Richterstand sein, und freilich nicht blos in einem so vielen Zufälligkeiten unterliegenden Examen bestehen sollten. Treten aber nur Berufene ein, so werden diese eines so äußerlichen Antriebes zu eifriger Berufserfüllung, wie es die Aussicht auf Avancement außerhalb des Dienstalters ist, wahrlich nicht bedürfen. Es werden dann nur solche Richter sich zu Stellen zweiter Instanz melden, welche in sich Talent und darum auch Neigung zu dieser Art der richterlichen Thätigkeit verspüren, und es wird nicht mehr vorkommen, daß solche Richter, welche in erster Instanz wirklich Besseres und folglich für sie selbst Befriedigenderes zu leisten vermögen, immer wieder wegen des höheren Ranges oder wegen des höheren Gehaltes, danach streben, aus ihrem richtigen Wirkungskreis herauszukommen. Beiden Arten von Gerichten werden sich dann die geeigneten Kräfte zutheilen, und beide können dadurch nur gewinnen. Nebenbei sei bemerkt, wie unser Vorschlag

*) Welche Principlosigkeit übrigens zur Zeit in diesen Dingen herrscht, kann man z. B. daraus ersehen, daß die Abtheilungsdirigenten ganz nach unserem eben entwickelten Vorschlag behandelt werden (nur ist das Functionsgehalt viel zu niedrig), die ihnen im Wesentlichen durchaus entsprechenden rheinischen Kammerpräsidenten dagegen nach Analogie der Directoren und Präsidenten.

keineswegs ausschließt, daß die Bekleidung einer Stelle erster Instanz durch einen gewissen Zeitraum hindurch für den Eintritt in eine Stelle zweiter Instanz Vorbedingung bliebe. — Einen weitern Vortheil der Gleichstellung erblicken wir für die Gerichte erster Instanz in der größeren Stabilität des Richterpersonals, welche durch sie herbeigeführt werden würde, eine Frage von der allergrößten Bedeutung namentlich für die Einzelgerichte, und für die sociale Stellung der Richter selbst. Wie ungesund in letzterer Beziehung die Sachen heute stehen, würde vielleicht am besten aus einer statistischen Nachricht darüber zu ersehen sein, wie wenige Richter der ersten Instanz ein eigenes Haus, ein wirkliches Heim haben. Der größte Segen aber, welchen die Maßregel haben müßte', das wäre die gründliche Beseitigung des sog. Streberthums, welchem nichts so sehr Vorschub leistet, als die dürftige Stellung der Richter erster Instanz. Das höchste Reichsgericht möge immerhin ein Ziel des Ehrgeizes bleiben, aber nur des in sich berechtigten.

Eine Abstufung der Gehalte in der Weise, daß die oberen Gehaltsstufen der ersten Instanz über die unteren der zweiten hinübergreifen (erste Instanz z. B. 1000—2000, zweite 1500—2500), würde zwar besser, als der jetzt bestehende Zustand, im Grunde aber doch nur eine halbe Maßregel sein, und namentlich den zuletzt berichteten Uebelstand nicht gründlich genug treffen. Dagegen soll man sich wohl die Frage vorlegen, ob denn eine Abstufung der Gehälter nach dem Dienstalter überhaupt nothwendig sei? Für das Reichsoberhandelsgericht ist die Frage schon verneint! Würde man die Gleichheit auch bei den Gerichten der unteren Instanzen einführen, so käme es nur darauf an, die Höhe des Gehalts so zu normiren, daß die allmählich anwachsenden Zinsen der möglichen Ersparnisse die Stelle der Alterszulagen vertreten könnten. Dies Princip anerkennen hieße die Selbsthülfe an die Stelle bevormundender Fürsorge setzen; es würde dadurch auch gerade das Princip der Anciennität zwar indirect, aber reiner dargestellt werden, als jetzt, wo nicht das absolute Dienstalter des betreffenden Beamten allein, sondern die Zufälligkeiten, welche in dem Abgehen von Vormännern und in den besonderen Verhältnissen der einzelnen Departements liegen, mitbestimmend sind; daß endlich kein Richter mehr ein pecuniäres Interesse an dem Abgang seines älteren Collegen hätte, wer wollte das beklagen?

Zum Schlusse sei ein Punkt berührt, bezüglich dessen wir bedauern, die Ansicht vieler politischer Gesinnungsgenossen nicht theilen zu können: es ist dies die Frage der Betheiligung der Richter an den Parlamenten. Uns scheint die stolze Unabhängigkeit, welche die Richter den Staatsregierungen gegenüber haben sollen und verfassungsmäßig auch haben, ihren Verzicht auf die Mitgliedschaft der Parlamente zur nothwendigen Ergänzung zu haben. Die Einwendung, es liege in einer solchen Entsagung eine Beeinträchtigung

der staatsbürgerlichen Rechte der Richter, können wir nicht für stichhaltig erachten. Praktisch angesehen kann ich nicht finden, daß Richter in den Parlamenten unentbehrlich sind. Wo es in Gesetzentwürfen auf juristische Technik ankommt, wird diese in der Regel von der Regierung besser besorgt, als von irgend welchen rechtsgelehrten Mitgliedern des Parlaments, welche für Verbesserungen in dieser Richtung selten genügende Zeit finden werden. Bei Gesetzentwürfen, welche das Gebiet der Rechtspflege selbst irgendwie betreffen, werden die Gerichte vorher gutachtlich gehört. Es muß ferner, wenn die Selbstverwaltung Wahrheit werden soll, ohnehin gewöhnlich werden, daß die wohlhabenderen Klassen sich eingehender mit Rechtsstudien befassen, ohne deshalb sich dem Richterberuf zu widmen. Im Nothfall können Gutachten angesehener und unabhängiger Juristen eingeholt werden. — Ich bin weit entfernt, aus dem Richter eine Art von Säulenheiligen machen zu wollen; ist es aber wahr, daß er zu dem rechtsuchenden Publikum eine möglichst unbefangene Stellung einnehmen soll, so kann es der Erreichung dieses Ziels nur förderlich sein, wenn er nicht etwa auf politische Meinung, wohl aber auf hervorragende politische Thätigkeit verzichtet. Solcher Verzicht würde unstreitig dazu beitragen, dem Richterstand jene hohe und reine Stellung zu verschaffen, welche Ulpian vor Augen gehabt hat, als er die schönen Worte niederschrieb: „Mit Fug kann man uns Priester nennen."

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die große confessionelle Debatte. Aus München. — Die erste Abtheilung der clerical-patriotischen Action hat mit einer empfindlichen Schlappe geendigt. Mit 76 gegen 76 Stimmen wurde nach viertägiger Debatte die Beschwerde des Bischofs von Augsburg gegen das Ministerium wegen Versagung des weltlichen Armes in der Meringer Angelegenheit abgelehnt. Trotz ihrer relativ kurzen Dauer war die Discussion ebenso bedeutend wie erschöpfend, das erstere durch die großen Prinzipien, um die es sich handelte, und den parlamentarischen Werth der meisten Reden, das letztere durch den Wust von staatsrechtlicher und theologischer Literatur, der von den Rednern beider Parteien unermüdlich immer wieder zusammengetragen wurde. Die Rechtsfrage wurde, wie dies bei solchen Gelegenheiten üblich, durch die angezogenen wissenschaftlichen Autoritäten nicht eben klarer gestellt. Man gewann aus dem rechtswissenschaftlichen Theil der Debatte im Wesentlichen nur die leidige Ueberzeugung, daß das bairische Staatskirchenrecht durch die wechselnden kirchlich-politischen Systeme der verschiedenen Regenten und ihre Aeußerungen in Verfassungsurkunde, Tegernseeer Erklärung, Religionsedict und

Rescript von 1852 ein wahrer Brei geworden ist. Immerhin mochte das stärkere juridische Gewicht in die Wagschale der Regierung und der liberalen Partei fallen, zumal die Tegernseeer Erklärung (1822) keine und das Rescript von 1852 nur eine relative constitutionelle Gültigkeit hat. Aber eine völlige Zweifellosigkeit über den in dieser Frage gültigen Rechtszustand vermochte keiner der Redner hüben und drüben in dem unbefangenen Zuhörer hervorzubringen. Diese Unklarheit, die eine Menge ähnlicher Conflicte voraussehn läßt, wirkt um so verstimmender, als die von den verschiedensten Parteien als nothwendig bezeichnete neue gesetzliche Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche bei dem Zustande unseres Parteiwesens jedenfalls noch in weitem Felde liegt. Eine andere Folge dieser rechtlichen Confusion war, daß sämmtliche Redner, trotz der regelmäßigen Ankündigung einer lediglich staatsrechtlichen Auseinandersetzung mehr oder weniger vorwiegend über Kirchen- und Staatspolitik sprechen. Auch ist der schließliche Erfolg der Debatte, der Abfall von den „gemäßigten Patrioten" zu den liberalen Anschauungen in dieser Frage, wohl weniger den lichtvollen juridischen und rechtshistorischen Auseinandersetzungen von Männern wie Stauffenberg und Lutz, als dem zugleich lediglich und eminent politischen Schlußworte des Grafen Hegnenberg zuzuschreiben gewesen. Der frühere großdeutschliberale Parteichef und Kammerpräsident zeigte, daß sein Ruf als einer der besten Redner deutscher Landtagskammern vollkommen gerechtfertigt war. Ein eminenter Verstand, warme und redliche Ueberzeugung, seltenes Geschick in der Berechnung der zur Captivirung Zweifelnder geeigneten Momente, endlich ein weder tiefer noch glänzender, aber scharfer und volksthümlicher Witz machten dem Hörer vollkommen glaublich, daß der kleine Herr mit dem etwas ländlich zugeschnittenen Wittelsbacher [illegible] — der erste Hegnenberg war der natürliche Sohn eines Herzogs von Baiern München — und der heiseren aber weit vernehmbaren und gut geschulten Stimme einst der gefürchtete Beherrscher dieses an rethorischen Talenten von jeher reichen Saales gewesen war. Schönere und wahrere Worte über den jetzigen zerfahrenen Zustand der Kammer, des Landes und Volkes konnten kaum geredet werden, es lag in denselben neben der Tendenz momentaner practischer Wirkung zugleich der tiefe Schmerz dieses entschiedenen, aber ächt deutsch gesinnten Föderalisten darüber, daß sein so warm geliebtes engeres Vaterland in so schwerer innerer Auflösungskrankheit befangen darniederliegt. In dieser Beziehung war die Aeußerung bemerkenswerth, daß nicht die Versailler Verträge, wie von Jörg behauptet worden war, den Glanz der bairischen Krone abgeschwächt und den bairischen Thron um eine Stufe tiefer gestellt hätten, daß aber die Fortdauer der confessionellen Verhetzung durch „Bauernvereine" und ähnliche Institute Baiern noch für den Einheitsstaat reif machen werde. Sehr bedeutend war auch seine kurze Bemerkung über die kirchliche Frage. Nach seiner Ansicht ist die katholische Kirche ein wunderbarer Bau und er kann denjenigen nur auf das Tiefste bedauern, der aus dem Studium ihrer Geschichte nichts als blinde Gehässigkeit gezogen haben sollte. Aber gegenüber den aus der Fremde importirten Entstellungen der alten Lehre und der Behauptung, als habe sich nichts geändert, hat er nur ein deutsches Wort zu sagen: „Fluch der Lüge!" Bezüglich der directen Folgen eines Mehrheitsvotums für die Beschwerde des Bischofs von Augsburg erklärte Graf Hegnenberg, daß das

Ministerium eher dem Könige seine Portefeuilles zur Verfügung stellen als sich in die Nothwendigkeit versetzen werde, die seiner Hut anvertrauten Kronrechte dereinst geschmälert zurückliefern zu müssen. Schon zu Anfang seiner Rede hatte er die ironische Bemerkung gemacht, es sei bei den jetzigen Parteiverhältnissen im Lande gleichgültig, sowohl, wer auf den Ministerstühlen, als wer auf den Abgeordnetenplätzen sitze. Von den „Patrioten" wurde diese in ihrer Doppeltsinnigkeit sehr geschickte Aeußerung allgemein dahin aufgefaßt, daß das Ministerium für den Fall eines Mißtrauensvotums in der schwebenden Frage seine Entlassung bereits angeboten, vom Könige aber statt derselben die eventuelle Ermächtigung zur Kammerauflösung erhalten habe. Wohl noch wirksamer als diese selbstverständliche Andeutung war der ergreifende Schlußsatz Hegnenberg's: „Sie schlagen mit diesem Votum den letzten Nagel in den Sarg des bürgerlichen und confessionellen Friedens!" Die zweistündige Auseinandersetzung des Herrn v. Lutz zeigte die alte elegante Klarheit und Schärfe dieses hochbegabten Staatsmannes, durch ergreifende Gemüthswärme oder imposanten Charakter zu wirken ist unserem Cultusminister vielleicht weniger durch sein Naturell als durch die unvermeidlichen Einwirkungen eines mühsam und steil hinaufführenden Lebensganges versagt geblieben. Auch die meisten Parteireden von beiden Seiten der Kammer standen auf der vollen Höhe der altberühmten bairischen Kammerberedtsamkeit. Direct schwach war nur der „patriotische" Appellrath Grabner, dagegen sprach Dr. E. Barth, soweit sein höchst unglückliches Organ und die momentane Erschöpfung des Auditoriums ein unparteiisches Urtheil zuließen, mit großer logischer Gewandtheit und redlichem Gefühl für die von ihm vertretene Sache. Jörg und Ruland redeten wie immer, Ersterer mit verkniffenem Scharfsinn und perfider Sophistik, Letzterer mit studirtem aber wirksamem Pathos. Der Referent des Majoritätsgutachtens, Bezirksamtmann Hauck, zeigte bei überraschend geringer Gesetzeskenntniß sehr geschickte Berechnung bäuerlicher Gesichtspunkte und Abstimmungsmotive, bei weitem der bedeutendste Redner auf der „patriotischen" Seite aber war der Stadtpfarrer Hafenmaier aus Memmingen. Bekanntlich zeitweiliger Führer der „gemäßigten Patrioten" und wie die meisten schwäbischen Abgeordneten der rechten Seite ein deutscher und kein französischer Particularist, konnte dieser begabte Mann in der schwebenden Frage natürlich nur die Sache seines geistlichen Oberhauptes führen, that dies aber mit einer an einem Nichtjuristen erstaunlichen Sachkenntniß, geschickter Dialectik und geschmackvoll temperirtem Pathos. Von der liberalen Seite sprach W. Kastner mit großer Sachkenntniß und ruhiger Ironie, der unberechenbare Sepp mit glänzendem Witz und stürmischer Leidenschaft, der freilich wie immer eine Menge Schrullen und Wunderlichkeiten beigemischt waren; Stauffenberg mit gewohntem Scharfsinn, Geist und Humor. Rhetorisch bei weitem die bedeutendste Leistung, welche freilich mehrere bereits für die Liberalen gewonnene Abgeordnete momentan wieder kopfscheu machte, war die Rede des Staatsraths v. Hörmann, früheren Ministers des Inneren und dermaligen Augsburger Regierungspräsidenten. Von sehr gemäßigtem, stark büreaukratisch und eher particularistisch als national gefärbtem Liberalismus, aber ein Todfeind clericaler Uebergriffe in staatliche Verhältnisse und schon auf Grund gewaltiger Leidenschaftlichkeit ein durchaus grader und energischer Charakter,

zeigte Hr. v. Hörmann in dieser Debatte wieder jene Verbindung von haarscharfer Logik, schneidendem Sarkasmus und stürmischem Pathos, welche vor zwei Jahren bei der vierzehntägigen Adreßdebatte den Aschaffenburger Appellrath Kurz, einen der begabtesten und entschiedensten Clericalpatrioten, für die ganze zeitherige Dauer seiner parlamentarischen Laufbahn zu einem stillen Mann gemacht haben. Seine diesmalige Aeußerung, daß sich bei einer fortgesetzten confessionellen Politik der geistlichen Kammermitglieder der Ruf erheben werde: „hinaus aus der Volksvertretung mit den Theologen!" regte eine Frage an, die bei der jetzigen Entwickelung der bairischen und deutschen Verhältnisse sehr leicht binnen Kurzem brennend werden kann. Dr. Völck hatte als Referent des Minoritätsgutachtens außerordentlich glückliche Momente, sprach aber gegenüber einer total erschöpften Kammer viel zu lange und ließ sich von berechtigter Leidenschaft hin und her zu unedlem Spott fortreißen. Unter dem eigenthümlich gemischten Eindrucke dieser viertägigen Debatte kam es am 27. Januar zur entscheidenden Abstimmung. Von beiden Seiten waren alle Kräfte aufgeboten. Der gichtkranke Regensburger Domcapitular Dr. Neumayer war am Krückstock und mit verbundener Hand erschienen, der liberale Staatsanwalt Müller aus der Rheinpfalz hatte sich mit oben gebrochenem und geschienten Fuße in die Kammer tragen lassen. Auf den Gallerien wogte eine dichtgedrängte Menge, zu deren Zügelung der Kammerpräsident Frhr. v. Ow in etwas affectirter Besorgniß ein Piket Infanterie requirirt hatte. Als die schlanke hochblonde Erscheinung mit dem vergrämten Aristokratenkopf das Resultat der Abstimmung, die Abweisung der bischöflichen Klage verkündigte, brachen die liberale Partei und die Zuhörerschaft in stürmischen Jubel aus. Sämmtliche 70 Liberale, die „Patrioten" Sepp, Schleich, Bezirksamtmann F. X. Maier, J. Kastner und Prestele und endlich der „Demokrat" G. F. Kolb hatten mit „Nein!" gestimmt, während auf der Gegenseite der ultramontane Oeconom Lerzer durch Krankheit verhindert war und der „gemäßigte" Appellrath Gürster sich dem fatalen Dilemma durch Wegbleiben entzogen hatte. Die Ultramontanen waren auf ihrem eigensten Gefechtsfelde geschlagen worden. Die zornige Bestürzung dieser Seite ist natürlich sehr groß, in ihrer Presse entwickelt sich bereits eine recht artige Hetze gegen die „Verräther" und „Abtrünnigen", welche die Niederlage vom 27. Januar verschuldet haben. Natürlich wird diese Agitation den vielen trennenden und verwirrenden Momenten im Schooße der clerical-patriotischen Partei ein neues beifügen und damit das Zusammengehen in den weltlichen Fragen wie derjenigen der „Reservatrechte" abermals erheblich erschweren. Bei diesen Leuten „geht aber Nichts zusammen", wie ein bezeichnender bairischer Volksausdruck lautet.

Kleine Wetterzeichen. Aus dem Oberelsaß. — Die unfügsamsten unter den jüngsten Kindern Deutschlands sind ohne Zweifel die Bewohner von Mülhausen, und unter diesen wiederum vorzugsweise die Damen der „haute finance", die dort selbstverständlich den Kern der Aristokratie bildet; wenigstens geben sie sich unglaublich viel Mühe, diesen Schein aufrecht zu erhalten. Irre ich nicht, so ist heute der Tag, an welchem halb Mülhausen nach Basel dampft, um daselbst einem von Mülhauser Musikern veranstalteten Concert beizuwohnen. Der Ertrag ist für die Verwundeten und die

Hinterbliebenen der im letzten deutsch-französischen Kriege Gebliebenen bestimmt und man erwartet allgemein von der Maßregel eines unfixirten Eintrittsgeldes enormen Erfolg. Man beabsichtigt nicht nur die Tricolorfahne dabei zu entfalten; die gallischen Farben sollen angebracht werden, wo sie nur immer angebracht werden können. Man wird die Marseillaise spielen, man wird reden und toasten, und was vielleicht noch mehr Anziehungskraft ausüben wird, die Damen werden in elsässischem Nationalcostüme erscheinen! Man sah es, lange schon ehe das kühne Unternehmen spruch- und druckreif war, den hocherhobenen Köpfen, den triumphirenden Mienen jener Damen an, daß sie Großes, Gewaltiges, noch nicht Dagewesenes im Schilde führten.

Uebrigens haben derartige Demonstrationen doch zuweilen ein absonderliches Resultat, wenn auch ein anderes als das erwartete. So z. B. die in allen Zeitungen besprochene Beisteuer der Mülhauser Patriotinnen zur Abtragung der französischen Kriegsschuld. Die Stadt Mülhausen hatte sich nämlich an den Fürsten Reichskanzler gewandt mit der Bitte um Erlaß einer noch ausstehenden Kriegscontributionssumme von 50,000 Frcs. Der kürzlich eingegangene Bescheid auf diese Petition lautet etwas lakonisch dahin, daß der Kanzler für Gewährung des betreffenden Anliegens keine vollgültige Motivirung zu finden vermöge, da erst letzthin die Damen von Mülhausen eine verhältnißmäßig größere Summe mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit aufzubringen im Stande gewesen seien.

Bekanntlich hat sich bereits seit Beginn der Besitzergreifung Elsaß-Lothringens durch das deutsche Reich hier zu Lande eine „ligue Alsacienne" gebildet, die sich in Beziehung auf die mitwirkenden Persönlichkeiten wohlweislich in das tiefste Geheimniß hüllt, deren Hauptaufgabe aber offenbar ist die französischen Gesammtinteressen nach Möglichkeit zu fördern; sowie — was eng damit verbunden ist — den Deutschen moralisch jede Schrittsbreite von Erfolg zu erschweren. Ein Hauptdorn im Auge dieser geheimen Gesellschaft ist der Uebertritt der elsässischen Beamten in die deutsche Verwaltung. Nicht genug, daß in verschiedenen, denselben Tendenzen huldigenden Blättern Schmähartikel über jene Männer veröffentlicht worden sind, neuerdings hat man sogar Haus bei Haus ein Pamphlet gegen dieselben colportirt, das Alles übertrifft, was bisher in dieser Art geschrieben worden ist.

Ein unseren deutschen Ohren und Zungen erst hier geläufig gewordener Titel, — ja ich möchte sagen „Begriff" — ist glücklich beseitigt, und damit kein unwesentlicher Fortschritt gemacht. Die Präfecten haben nämlich in Elsaß-Lothringen aufgehört zu sein! In Straßburg sowohl als in Colmar hat mit der Umwandlung jenes Titels in Bezirks- und Regierungspräsident (mit der einen Modification, daß der Bezirkspräsident kein abstimmendes Collegium hat, sondern selbständig beschließt) kein Wechsel der bisherigen Stelleninhaber stattgefunden, wie in Metz durch die Heimkehr der Freiherren von Gutschmid nach Sachsen.

Wir neuen Oberelsässer sind übrigens fast ausnahmslos mit unserer Existenz jetzt ganz zufrieden und besonders ist Colmar als „Dorado" hervorzuheben. Es herrscht hier bereits eine rege, harmlos fröhliche Geselligkeit. Militär und Civil, Nord- und Süddeutsche, alle reichen sich brüderlich die

Hand und freuen sich des überraschenden Genusses geselliger Winterfreuden. Ein bereits im Herbst gegründetes Casino gab den ersten Anstoß zu regelmäßigerer Vereinigung der verschiedenen Elemente, doch noch wesentlicher trägt die ausgedehnte Gastfreundschaft dazu bei, die Alle ohne Ausnahme im Hause des Bezirkspräsidenten genießen.

Daß die Stimmung für uns Deutsche im Allgemeinen zunimmt, läßt sich im Großen und Ganzen kaum bezweifeln. Nur an ein Princip scheinen alle mit deutschen Sympathien erfüllten Elsässer sich fest anzuklammern, nur ja nicht öffentlich zu zeigen, wie ihnen eigentlich zu Muthe ist. Im Privatverkehr sind sie nicht nur artig, sie machen sogar ungeforderte Zugeständnisse; aber wehe, wenn sie die Nähe eines rechtgläubigen Galliers wittern! Sie fangen an zu stottern, werfen unheimliche Blicke rund um sich her und suchen nicht selten einen schicklichen Vorwand, um uns so schleunig als möglich zu entfliehen. Doch auch hierin ist's in jüngster Zeit besser geworden. Ja es gibt sogar vereinzelte Beispiele, die positiver zeigen, daß unser Ansehen eher zu- als abnimmt. Zum Belege diene hier ein Brief, den einer unserer oberelsässischen Kreisdirectoren bei Veranlassung des Jahreswechsels erhielt. Er ist dem Schreiber um so höher anzurechnen, als derselbe ersichtlich, wie alle seine Landsleute, der deutschen Schriftsprache wenig mächtig ist:

„Herr Kreis-Director. Obschon es mir sehr schwer vorkömmt meine Gedanken auszudrücken, so kann ich doch meinen gutmeinenden Antrieb nicht beruhigen ohne Sie beim Jahreswechsel zu beglücken. Das verflossene Jahr haben wir in einstimmiger Einigkeit zugebracht, hoffentlich wird es auch dieses Jahr so fortdauern. Ich weiß durch experiens, daß auf dieser Welt die Freunde selten sind, aber zwischen uns soll es, Herr Kreis-Director, nicht so sein; Eintracht und Liebe soll bei uns herrschen und kein falsches Weltgetümmel. Kurz, ich wünsche Ihnen, Herr Kreis Director, viel Glück, Gesundheit und ein langes und fröhliches Leben und endlich, wenn die letzte Stunde schlägt, ein seliges Ende. Euer Ergebenster und getreuer Unterthan, der Maire B. R.........t den 1. Januar 1872."

Als ein Seitenstück verdient der Toast eines anderen oberelsässischen Maires Erwähnung, ausgebracht auf einem Festmahle bei Gelegenheit der Neubesetzung der Kreisdirectorialstelle von Rappoltsweiler. Der Redner verglich in seinem Trinkspruche Elsaß-Lothringen mit einer Jungfrau, der man in der deutschen Oberhoheit einen unwillkommenen Gatten aufgedrungen. Man fragte die Braut nicht, ob sie in diese Ehe willige, sie mußte der Autorität ihres bisherigen Vormundes gehorchen; mit Widerstreben, ja mit Abneigung legte sie ihre Hand in die des ungeliebten Mannes. Die trübsten Vorstellungen bemächtigten sich ihrer Einbildungskraft; sie sah sich unterdrückt und mißhandelt. Und jetzt? — Es wäre zuviel gesagt, daß sie dem Aufgedrungenen bereits ihr ganzes Herz zu eigen gegeben, aber sein rücksichtsvolles, zartes, vom feinsten Tacte dictirtes Benehmen, seine Nachsicht, die nie aus dem Auge gelassene Ueberzeugung, daß absonderliche Verhältnisse auch absonderlich geleitet werden müssen, sind der scharf beobachtenden Gattin keineswegs entgangen. Es hat zuerst ihre Dankbarkeit wachgerufen, ihr Hochachtung und Ehrfurcht eingeflößt, aus der nun bereits folgerichtig eine Neigung entsprungen ist, die, wenn nicht Alles täuscht, eine glückliche, beide

Theile gleichmäßig befriedigende Ehe verheißt. — Kann man vor Schluß des „ersten Ehejahres" mehr verlangen ohne unbillig zu sein?

E. J.

Vom preußischen Landtag. Aus Berlin. — What a multitude of things there are (exclaimed the dancing-master Marcel) in a minuet! May we now add? — and in a law. Dies launige Wort des alten Reformers Bentham kam mir unwillkürlich in den Sinn, als ich den Gesetzentwurf über die Erhebung von Marktstandsgeld zur Hand nahm und mich an die lebhaften und interessanten Debatten erinnerte, welche derselbe in der vorjährigen Session hervorrief. Dieser abgelegene und scheinbar lediglich dem Gebiet polizeilicher Technik angehörige Gegenstand birgt in sich eine Reihe der wichtigsten Themata: das Maß der Autonomie der Gemeinden, die Befugniß des Staats, in dieselbe im Interesse größerer Kreise moderirend, verbietend einzugreifen, der Widerstreit einseitig finanzieller und wirthschaftlicher Interessen und noch manches Andere stellt sich hier zur Discussion. Der Umstand, daß die Fülle dieser Gesichtspunkte im vorigen Jahre nur allmählich in wiederholten Verhandlungen sich herauswickelte, verhinderte damals das Zustandekommen des Gesetzes; diesmal nahm man in der That stillschweigend Bezug auf die vorjährigen Debatten, und nahm das Gesetz ohne viele Weiterungen an.

Bei Berathung des Etats für die hohenzollernschen Lande haben die für dessen Vorberathung ernannten Commissare des Hauses einen schon wiederholt, zuletzt 1869 eingebrachten Antrag auf Einführung eines Communallandtags für diese Landestheile erneuert, welcher, wie früher, so ziemlich einstimmig angenommen wurde. Es wurde die Staatsregierung wie das Haus wieder einmal daran erinnert, daß diese in mancher Beziehung so ganz anders als die alten Provinzen gearteten Landestheile, welche bei ihrer Einverleibung in die preußische Monarchie constitutionelle Verfassungen und Landstände hatten, noch immer einer communalen Vertretung entbehren, und daß deshalb bisher nichts Anderes übrig blieb, als diejenigen Interessen, welche recht eigentlich von einer solchen Vertretung zu pflegen wären, der Bezirksregierung anzuvertrauen oder vor den Landtag zu bringen: ein für diesen letzteren, für das Ländchen selbst, für dessen Abgeordnete und schließlich denn doch auch für die Staatsregierung gleich unerquickliches Verhältniß. Bei der kurzen Debatte über diesen Gegenstand zeigte sich die große vis inertiae, welche bis vor Kurzem in der inneren Verwaltung allgemein herrschte, wenigstens noch in Betreff dieser sonst vielfach bevorzugten „Stammlande" als ungeschwächt fortwirkend, und das Ministerium des Innern bewährte auf's Neue ein beklagenswerthes Geschick in der Auffindung und Benützung dilatorischer Einreden.

Die im Juni v. J. auf Grund des Art. 63 der Verfassung erlassene Verordnung wegen Errichtung von Bankcomptoiren und Commanditen in Elsaß und Lothringen durch die preußische Bank gab die Veranlassung zu einer staatsrechtlichen Debatte über Sinn und Voraussetzungen des gedachten Artikels. Die Abstimmung ergab als die Ansicht der Majorität die, daß bei Erlaß der Verordnung jene Voraussetzungen nicht vorgelegen hätten; die entgegengesetzte Meinung wurde vom Regierungstische mit dem Handels-

minister an der Spitze schwächlich, um nicht zu sagen kläglich, vertreten. Es verlief indessen die Debatte innerhalb der Grenzen eines ruhigen Meinungsaustausches, und es fand sich in einem kurzen Gesetzentwurf leicht das Mittel, eine materiell allseitig gebilligte Maßregel in einer für correct erachteten Weise formell zu erledigen.

In derselben Sitzung hatte auch Falk sein erstes Debüt bei der Berathung einer schon wiederholt in das Haus gekommenen Petition von Wundärzten I. Klasse um Verleihung einer ihrer Qualification auch zur ärztlichen Praxis entsprechenderen Bezeichnung oder Ertheilung eines Certificats hierüber. Die Gelegenheit war in der That günstig, und der neue Minister ließ sie sich nicht entgehen: er kam dem schon im vorigen Jahre entschieden ausgesprochenen Wunsche des Hauses mit einer Facilität entgegen, welche den hartnäckigen Widerstand, den der abgegangene Minister in der vorigen Session, und dessen Commissar noch in dieser entgegenzusetzen für nothwendig hielt, als unbegreiflich erscheinen ließ. Aehnliches erlebte man ja auch, als Leonhardt an Stelle des Grafen zur Lippe, Camphausen für von der Heydt (solcher Sequenzen ließe man sich übrigens noch einige gefallen!) in's Ministerium eintraten. — Ebenso suaviter in modo wie hier zeigte sich der Cultusminister in den einleitenden Worten, mit welchen er die Berathung seines Etats eröffnete; die Erklärung, das Schulaufsichtsgesetz solle nicht zurückgezogen werden, stellte aber doch auch das fortiter in re in Aussicht. Sofort begann auch Reichensperger (Coblenz) das Sturmsignal, wiewohl mit sanften Worten, aufzuziehen, und schon bei den Ausgabepositionen für das Ministerium gingen, über die Aufhebung der katholischen Abtheilung, die Wogen ziemlich hoch. Zu näherem Bericht fehlt jedoch diesmal die Zeit.

Literatur.

Falstaff und seine Gesellen von Paul Konewka, Text von Hermann Kurz; Straßburg, Moritz Schauenburg 1872. — Der liebenswürdige Künstler, den der Tod so vorzeitig aus dem Schattenspiele des Daseins abgerufen, Paul Konewka, hat uns Ueberlebenden als Abschiedsgabe seiner anmuthreichen Hand ein neues Schattenspiel der Poesie hinterlassen, das seine früheren Arbeiten an Feinheit und Bedeutsamkeit noch übertrifft und uns seinen Hingang doppelt schmerzlich empfinden läßt. Das köstliche Talent des unerreichten Virtuosen mit dem zarten Instrument der Bilderscheere ist jedem bekannt, der auch nur die im Kriegssommer geschaffene und weitverbreitetete Illustration zum Volksliede „O Straßburg" gesehen. Wie wenig würde man ihm doch gerecht, wollte man nur die Schärfe seines Blickes für den Umriß der Gestalt, die Sicherheit der dem Auge unwillkürlich gehorsamen Hand, die Kühnheit seiner Technik hervorheben, die bis an die äußersten Grenzen seiner Darstellungsmittel — in den beim Silhouettenstile

fast unerhörten Ueberschneidungen — vorzudringen wagte, ohne dadurch weder Deutlichkeit noch Reiz seiner Bilder im mindesten zu gefährden! Was ihn eigentlich auszeichnet, ist vielmehr sein lauterer Schönheitssinn und die Fülle von Geist und Gemüth, die aus den originellen Contouren seiner frei erfundenen Charaktergestalten spricht. Gerade hierzu nun zu einer lebendigen, gedanken- und gefühlvollen Charakteristik bot ihm die Aufgabe, die Figuren des Falstaffschen Kreises aus Heinrich IV. und den lustigen Weibern im Schattenrisse zu bilden, den willkommensten Anlaß, während zur Entfaltung seines naiven Schönheitssinnes vielleicht die Elfenwelt des Sommernachtstraums und das graziöse Leben seiner Kindergruppen noch geeigneter war. Wir stehen nicht an, Falstaff und seine Gesellen" für die besten Shakespeareillustrationen zu erklären, die wir überhaupt kennen. Gerade die Beschränkung auf die bloße Projection der äußeren Form, wie sie die Silhouette giebt, wirkt hier günstig, denn der Künstler bleibt so — wie in anderen Fällen der Reliefplastiker — vor der Gefahr behütet, durch inneres malerisches Detail die Andeutungen des Tichters weiter auszuführen, d. h. zu verfehlen. Nur das Typische der einzelnen Gestalten, ihr individuelles Wesen, soweit es sich in unauslöschlichen Zügen auf der Oberfläche ihrer Erscheinung ausprägt, kommt hier zum Ausdruck. Da bietet nun freilich gerade Shakespeare dem Umrißzeichner den besten Stoff dar; die schärfste dramatische Charakteristik fordert die gleiche Energie wie des Schauspielers so auch des Illustrators heraus, und Konewka war der Mann, diese Forderung zu erfüllen. Es war rührend, wenn er in später nächtlicher Fröhlichkeit das ermattende Weingespräch seiner Zechgenossen mitunter plötzlich auf den Dichter lenkte, dessen eindringliches Studium ihm ein Bedürfniß der Seele war; seine kunstlosen Worte verriethen dann klar, wie ernstlich es ihm um wahres Verständniß jeder lebendigen Einzelheit zu thun war. Der ursprüngliche und unverwüstliche Humor seiner eigenen Natur ließ ihn mit Vorliebe die komischen Figuren herausgreifen und eben für objective, d. h. von aller satirischen Verzerrung freie Komik sind „Falstaff und seine Gesellen" wahre Musterbilder; daß aber auch die tiefste Tragik dem Künstler erreichbar war, beweist der Valentin aus seinem Faustcyklus, beweisen die leider bisher unpublicirten Entwürfe zu Gestalten aus Hamlet. Die Personen der Falstaffgesellschaft hat er meist in Gruppen zu zweien einander gegenübergestellt und dadurch die wirkungsvollsten Gegensätze erzielt; zugleich konnte er dabei in der Linienführung der Composition, in den tragenden Arabesken, ja selbst in den an sich bedeutungslosen Umrissen der neutralen Zwischenräume die ganze Grazie seiner rhythmisch geübten Hand in Uebung setzen. Die Ausstattung des Werkchens ist recht geschmackvoll, doch hätten wir den Bildertafeln größeres Format und vor allen Dingen Befreiung von den angeklemmten Textzeilen gewünscht. Raumersparniß wäre eher in dem erläuternden Texte selber angezeigt gewesen, den Kurz mit vielem Eifer gefertigt hat, der aber trotzdem durch die überreiche Zuthat subjectiven Humors ermüdend wirkt; über Shakespeare's Späße spaßt man nicht ungestraft. a/D.

Ausgegeben: 2. Februar 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Zur Erinnerung an Adolf Trendelenburg.

Am Geburtstage Friedrich's des Großen, den er so oft durch pietätsvolle Ansprachen an die Berliner Academie gefeiert, hat Adolf Trendelenburg sein wissenschaftlich fruchtbares und sittlich reines Leben vollendet. Noch auf den Sarg ist ihm der vornehmste Ehrenschmuck gelegt worden, den wir Deutsche zur Krönung geistigen Verdienstes besitzen, und wenn auch sein eigener in edler Bescheidenheit seines Werthes gewisser Sinn dieses äußeren Merkmals nicht bedurft hätte, so begrüßen doch wir darin gern ein weithin sichtbares Zeichen für die Bedeutung eines Philosophen, der nicht wie so mancher andere Träger dieses ernsten Namens durch glänzende Irrthümer für die ewige Dauer eines zweifelhaften Ruhmes gesorgt hat. Die Züge seines Charakters waren von so einfacher Größe, daß der Geistliche, der ihm die Grabrede hielt, jedes Lob seiner treffenden Darstellung durch die taktvollen Worte ablehnen konnte, dies Bild sei nicht zu verfehlen. Schwieriger ist es, von dem reichen und gediegenen Ertrage seiner vierzigjährigen Forscherarbeit dem weiteren Kreise unserer Leser in Kürze einen andeutenden Begriff zu geben. Man vermeinte wohl witzelnd etwas wider ihn auszurichten, wenn man ihn den Philosophen unter den Philologen, den Philologen unter den Philosophen nannte; aber, die so schmähten, haben ihn gepriesen, denn das eben war die Aufgabe seines Zeitalters: die haltlos überschwankende Speculation, von allen üppigen Auswüchsen kritisch befreit, an echt historischer Erkenntniß wieder zu befestigen, wie man im Frühjahre die Rebe beschneidet und neu an den Stock bindet, wenn sie weiter Frucht tragen soll.

Wir müssen uns in die dreißiger Jahre zurückversetzen, wollen wir diese Nothwendigkeit ganz erfassen, in jene Zeit, da, was sich selbst für die einzig berechtigte Philosophie ausgab, von den einen blindlings abgöttisch verehrt ward, während die anderen, in natürlichem Widerstande gegen solche Anmaßung über's Ziel hinauseilend, mit lebhafter Abneigung aller Philosophie überhaupt den Gehorsam des Geistes aufkündigten. Es soll Hegel, dessen Name im Wechsel der Gezeiten des Urtheils heut einmal wieder von steigender Fluth emporgetragen wird, der Ruhm der Kühnheit nicht verkümmert werden, mit der er den ganzen Kreis der Weltanschauung eines hochgebildeten

Zeitalters systematisch auszugestalten und einheitlich zu beherrschen unternahm. Daß er sich aber vermaß darin die absolute Wahrheit zu besitzen, daß er so zugleich durch eitle Verblendung der Gegenwart den Fortschritt der Zukunft bedrohte und den Werth der Vergangenheit auf das dürftige Maß beschränkte, gleichsam nur der Zuchtmeister zu sein auf ihn und seine Lehre, so verwegene Ausschreitungen mußten, wie jede Tyrannei zuletzt die Waffen gegen sich selber schmiedet, unabhängige Denker zum geistigen Aufstande wecken. Nicht aber die Empiriker der Natur- und Geschichtsforschung waren es, die sich dazu erhoben; sie standen spottend abseits und verwarfen, des unantastbaren Besitzes ihrer Realerkenntniß froh, mit der einen übermüthigen Erscheinung des Idealismus wohl gar jede tiefere principielle Begründung des Wissens und Lebens; sodaß nun den Freunden wahrer Philosophie eine zwiefache Pflicht erwuchs, des Angriffs und der Vertheidigung. So auch für Trendelenburg: hier den Trug der dialectischen Methode zu enthüllen, dort den empirischen Einzeldisciplinen die Verbindung mit den allgemeinen geistig-sittlichen Ideen zu bewahren oder neu zu vermitteln, darin sah er seine Aufgabe. Jenes that er als Kritiker, dies als Systematiker und zwar vornehmlich als Pädagog der Philosophie, die Zukunft bei der jugendlichen Hand ergreifend, die sie uns, den schnell abgenutzten Arbeitern des Tages, verlangend entgegenstreckt.

Es lag aber in der Gunst der Zeiten, daß er zu diesen anscheinend so verschiedenen Leistungen nur ein und desselben geistigen Werkzeuges bedurfte: der aristotelischen Philosophie. Die zur Dialectik verzerrte Logik Hegel's und der Seinen konnte nur durch die einfache, echte Logik beseitigt werden, von der einst Kant gerühmt, daß sie seit Aristoteles keinen Schritt habe rückwärts thun dürfen, aber auch keinen vorwärts thun können. Nachdem nun dennoch ein Rückschritt geschehen war, bedeutete die bloße Wiederherstellung dieser Logik den wichtigsten Fortschritt. Allein auch für die Neubelebung der aristotelischen Metaphysik war endlich die Zeit gekommen. Man betont selten scharf genug, daß unser Jahrhundert vermöge der historischen Richtung seiner Forschung eine zweite Epoche der Renaissance herbeigeführt hat, nun aber einer zugleich auf das Große aller Vergangenheit erstreckten und doch wieder auf das als wirklich groß Erkannte eingeschränkten Renaissance, einer Renaissance durch allumfassende Kritik statt der früheren durch einseitigen, naiven Enthusiasmus. Dem Aristoteles konnte erst diese andere Renaissance gerecht werden; denn da seine Philosophie das einzige war, was vom griechischen Alterthume — freilich in arger Entstellung — sich über's Mittelalter her behauptet hatte, so trat die mit Widerspruch gegen alles Mittelalterliche anhebende Neuzeit zunächst auch gegen sie in Opposition; die folgereichen Anfänge moderner Speculation in Bacon sogut wie in Cartesius, ja noch die kritische Neugründung der Metaphysik durch Kant, das alles entsprang

aus sich selbst ohne Herleitung aus den klassischen Quellen antiken Denkens. Erst als die kantische Bewegung in den übereilten Systemen seiner Nachfolger zu neuer Scholastik erstarrt war, brach der Tag historischer Wiedergeburt für den reifsten Geist des Alterthums an, der in einer unserem Zeitalter ähnlichen Periode vielseitiger wissenschaftlicher Cultur mit besonnenem Ernste alle Sondererkenntniß unter die strenge und doch schonende Herrschaft des Allgemeinen versammelt hatte.

Man weiß, daß auch durch Hegel's System ein großartiger Zug historischer Entwicklung hinweht, aber es ist eben nur ein stürmischer Luftzug: durch die biegsamen Wipfel gleichsam der geschichtlichen Erscheinungen braust die wilde Jagd der Dialectik daher, ohne daß ihr phantastisches Geisterheer den wissenschaftlich gefesteten Boden der Thatsachen berührt, und so ist sie vorübergebraust wie nächtlicher Spuk, während das harte Tagewerk der Trendelenburg und Genossen hienieden im Lichte dauert und blüht. Mag es immerhin Philologie heißen! Ist doch Philologie eben Renaissance als Wissenschaft; hier aber, wo es nicht allein Wiederherstellung der Worte, sondern vor allem der in ihnen verkörperten Gedanken galt, war sie zugleich Philologik und damit die Grundlage neuer Philosophie. Die Berliner Academie, welche vor Hegel wie vor jedem Schulhaupte mit Recht allzeit ihr Thor verschloß, begann zu Anfang der dreißiger Jahre die klassische Ausgabe der Werke des Stagiriten durch Bekker und Brandis; Trendelenburg, der die Bücher über die Seele gesondert edirte, wußte „das heilsame Studium des Aristoteles“, wie er es nennt, sofort practisch zu machen durch die Bearbeitung der Elemente aristotelischer Logik zu einem doppelten Unterrichtsbuche für Schüler und Lehrer der obersten Gymnasialklasse. Durch diese Grundlage für die philosophische Propädeutik, sowie durch die Anleitung, die er in seinem Seminar — wiederum vorzüglich mit Hinweis auf Aristoteles — ganzen Generationen des preußischen Lehrerstandes ertheilt hat, ist er ein Regenerator des geistigen Kerns unseres gesammten höheren Unterrichts geworden. Wenn die aufwachsenden Geschlechter dort nach Jahrzehnten der Gleichgiltigkeit gegen philosophische Dinge sich wieder theilnehmend zu den höchsten Fragen der Erkenntniß zurückwenden, so gebührt ihm daran ein namhaftes Verdienst. Möchten sein Vorbild und seine Leistungen nie durch neuen Abfall von der Pflege strenggeschulten Denkens verloren gehen!

Mit den Waffen eines solchen Denkens selber ausgerüstet, unternahm er sodann in den polemischen Abschnitten seines Hauptwerkes, der „logischen Untersuchungen“, den Angriff auf die dialectische Methode Hegel's und seiner Schüler, den gefährlichsten, den diese überhaupt erfahren, denn er bestritt nicht wie andere die Resultate, sondern die Methode selbst und ihre Begründung. Man hatte sich fast entwöhnt, an die weltumfassende Traumweisheit

der modernen Systeme den veralteten, scheinbar so kleinen Maßstab einfach nüchterner Logik zu legen; aber überall ergab sich bei solcher Prüfung die Winzigkeit der gebrechlichen Fundamente, und auch den Verblendeten ward nach und nach klar, daß, was auf ihnen so stolz in die Luft ragte, nur ein Scheinbau sein könne. Den ärgsten Zusammenbruch erlebte dabei das Hegel'sche System als das haltloseste von allen, aber auch das festere Gefüge der Gedanken eines Herbart, Schopenhauer, ja Kant's selber, dessen klassische Größe niemand lebhafter anerkennen konnte, als Trendelenburg, zeigte dem kritischen Blicke die bedenklichsten Risse. Geschichte der Philosophie ist mehr als jede andere Geschichte eine Stätte für Kritik aus dem gewitzigten Standpunkte der Nachwelt heraus; diese Kritik bleibt subjectiv, wenn sie von den einseitigen Anschauungen eines eigenen einseitigen Systems ausgeht; absolut werthlos ist sie, wenn sie ihr Object zuvor selber mißdeutend nach diesen Anschauungen zurechtmalt. Trendelenburg übte in seinen historischen Abhandlungen zur Philosophie objective Kritik, indem er stets beflissen war, die Gedanken des betrachteten Philosophen mit philologischer Enthaltsamkeit in ursprünglicher Echtheit aus ihnen selber darzustellen und dann sie lediglich auf ihre eigene Folgerichtigkeit hin an den ewigen Gesetzen der Logik zu untersuchen. Es ist schade, daß er sich nicht angetrieben fühlte, eine zusammenhängende Geschichte wenigstens der modernen Philosophie zu schreiben; besonders seine meisterhaften Aufsätze über Spinoza, in dem er den genialen Vertreter einer dritten Möglichkeit des Grundprincips zwischen Idealismus und Materialismus anerkannte, geben eine Vorstellung, wieviel wir dadurch an wahrem Verständnisse gewonnen hätten. In der „Geschichte der Kategorienlehre" von Aristoteles bis auf die Gegenwart stellte er das Muster einer Begriffsgeschichte auf, wiederum im eminenten Sinne zugleich philologisch und philosophisch, indem er einen durch Jahrtausende hin tragenden und treibenden Gedankenstrom über seine bekannte Quelle — die bewußte That eines großen Denkers — hinaus bis in die dunklen Tiefen der Sprache selbst, als der Behausung unbewußter Logik, verfolgte.

Was er nun aber vorzugsweise dem Aristoteles verdankte, war das tiefe Bedürfniß nach harmonischer Auffassung des Denkens und Seins, die organische Weltanschauung, die das Ideale im Realen selber als herrschend erkennt. Auch hier wäre eine einfache Restauration jener hellenischen Ansicht nach den Einseitigkeiten des transcendentalen Idealismus und seines Widerspiels, des geistlosen Materialismus, schon als Fortschritt zu begrüßen gewesen. Aber Trendelenburg begnügte sich damit nicht; indem er die constructive Bewegung im Denken als das ursprüngliche und ebenbürtige Gegenbild der die Natur des Seins durchwaltenden äußeren Bewegung erkannte, gewann er ein originelles Princip für die Begründung der Möglichkeit der Erkenntniß. Allein

hiermit wäre er doch nur bis zur Annahme einer vorgeblichen Identität von Sein und Denken gediehen, für die ihm aus den realen Ergebnissen der Einzelwissenschaften, die er niemals verleugnen mochte, nirgend ein Beweis entgegenkam. Statt dessen entnimmt er daher eben diesen besonderen Disciplinen, vornehmlich denen, welche die organische Natur behandeln, das andere Princip des Zweckes, der ihm als Lenker der Bewegung und also am Ende als höchstes und allein schöpferisches Princip erscheint. So klar und entschieden er dabei seine theistische Grundanschauung bekennt, so hebt er doch ausdrücklich die logische Unbeweisbarkeit des Absoluten hervor, und wenn auch in seiner Seele diese moderne Phase der geistverehrenden aristotelischen Weltbetrachtung sich gern und leicht mit der Ethik des Christenthums verband, wie sie in anderer Gestalt vordem so oft dieser oder jener Kirche an die Hand gegangen, so hat er doch selbst seine immer rein wissenschaftlichen Philosopheme niemals durch den freundlichen Hinblick auf irgend ein Dogma positiver Mythologie verunstaltet.

Man hat häufig verkannt, daß in diesen Ideen Trendelenburg's, wie sie in den „logischen Untersuchungen" ausgeführt sind, ein vollständiges System liege. In dem Sinne freilich hat er keins geschaffen, daß er die Herrschaft seiner Grundgedanken wohlgemuth auf deductivem Wege bis in die Einzelheiten der Sonderwissenschaften hinab erstreckt hätte; diese Art von Systembildung hat ihre Zeit gehabt. Die Hegel'sche Philosophie verhält sich darin zu der Trendelenburg's und anderen modernen Versuchen ähnlich wie der alte absolute Staat, in dem Intelligenz und Wille der Regierung bis in's äußerste Detail des Einzellebens herunter waltete, zu den Staatsorganismen der Gegenwart. Die heutige Philosophie überläßt den Einzeldisciplinen sozusagen die Selbstverwaltung ihrer Begriffe und Anschauungen; nur ihre obersten Grundsätze fallen als dem Gesammtinteresse des menschlichen Denkens angehörig in die allgemeine Sphäre metaphysischer Speculation. Als ein schönes Beispiel, mit welchem Tacte Trendelenburg diese Grenze einzuhalten wußte, dient die Anmerkung über den Darwinismus, die er 1870 der dritten Auflage der „logischen Untersuchungen" einfügte; indem er die Lehre von der Entstehung der Arten selbst der empirischen Prüfung durch die Naturforschung überläßt, beschränkt er sich auf die Frage nach ihren metaphysischen Consequenzen und findet die teleologische Weltansicht durch sie nicht gefährdet.

Nur eine specielle Theorie hat Trendelenburg bis in's Einzelne hinein entwickelt, die rechtsphilosophische. Das „Naturrecht auf dem Grunde der Ethik", das Werk seiner letzten Jahre darf man zugleich als sein reifstes und gewichtigstes bezeichnen. Wie es dem lebendigsten Interesse der Gegenwart, dem politischen, entgegenkommt, so entspringt es andererseits aus der eigensten sittlichen Natur des Mannes. In einer Zeit, wo sich gefügige Dialectik

wieder einmal beeilt, für die Thatsachen der Wirklichkeit, und wären es auch nur Erfolge der Macht, eine theoretische Rechtfertigung durch mechanische oder bestenfalls unbewußt organische Rechts- und Staatsauffassung herzurichten, ist es erquicklich, eine Doctrin zu vernehmen, die alle Seiten des Rechtslebens vom individuellen Dasein hinauf bis zu den gegenseitigen Beziehungen der Nationen auf die menschliche Form des Organischen, die ethische gründet, eine Doctrin, welche das Recht überall als eine menschliche Gemeinanstalt betrachtet, um die äußeren Bedingungen für die Verwirklichung des Sittlichen vermittelst der Uebermacht des Ganzen über den Theil zu schaffen und zu erhalten. Dies „Naturrecht", zu dem die in den „kleinen Schriften" enthaltenen Aufsätze zu Staat und Recht und zur vaterländischen Geschichte, sowie die dem Kriegsjahr entstammte Broschüre über „Lücken im Völkerrecht" Ergänzungen bieten, hat noch seine Zukunft in unserem Volke, denn diese sittliche Anschauung des Rechts ist aus deutschem Gewissen geflossen.

Und als Muster eines deutschen Forschers und deutschen Schriftstellers wird die Gestalt Trendelenburg's der Nation selber theuer und werth bleiben. Er gehört einer Periode unserer Geistesgeschichte an, in der nach den Ueberschwänglichkeiten unserer poetischen und speculativen Zeit unser Denken zur Besinnung auf seine nächsten Pflichten zurückkehrte, wo man ernster und behutsamer Forschung die Priorität vor dem gesetzlosen Auffluge des Genius wieder zuerkannte, wo man zugleich in demselben Sinne weiser Beschränkung dem Wohle des Vaterlandes die gesammelte Geisteskraft weihte, die zuvor der Welt überhaupt gleichsam auswandernd gedient hatte. In dieser Richtung ist auch Trendelenburg's Leben und Streben verlaufen. Besonnenheit möchte man als sein Temperament bezeichnen, Würde als sein Pathos; wie sehr war er dadurch all den behenden Gegnern überlegen, die ihn zu wissenschaftlichem Streite halb spottend, halb zürnend herausforderten! Wahrhaftigkeit war gleichsam der geistige Modus seiner Rede, schlichte Reinheit der Sprache sein stilistisches Princip. Es ist damit ausgesprochen, daß, wie unter den Wirkungen seiner lebendigen Lehre die pädagogischen die höchsten gewesen, so auch seine überdauernden Werke am meisten zur Erziehung und Schulung der Geister dienen können und sollen, mittelbar oder unmittelbar. Als Trendelenburg vor wenigen Monaten der vollen Ernte seiner Hauptwerke die Aehrenlese seiner „kleinen Schriften" auf den Markt der Wissenschaft nachsandte, da dachte er die letzteren selbst mit Recht vornehmlich den Gymnasialbibliotheken zu; es ist in unserem Munde keine Unterschätzung, sondern aufrichtiges Lob, wenn wir alles, was dieser Mann gedacht und geschrieben, insbesondere unserem Lehrerstande an's Herz legen, wenn wir in ihm selbst an Geist und Gesinnung einen Lehrer der Lehrer, einen Erzieher der Erzieher verehren.

Alfred Dove.

Der Mythus von der Sündfluth.

In der Erzählung von der Sündfluth im ersten Buch Mose lassen sich zwei verschiedene Bestandtheile unterscheiden. Der Redactor des Pentateuchs, immer bestrebt, seine Vorlagen möglichst vollständig beizubehalten, sah sich hier, bei einer nach zwei Quellenschriften ähnlich und in gleichen Stufen verlaufenden Begebenheit, genöthigt, seine Darstellung aus lauter kleinen Abschnitten jener beiden mussivisch zusammenzusetzen. Nach seiner gewöhnlichen Weise hat er dabei höchstens ein paar Sätzchen der einen Quelle weggelassen, um eine einfache Wiederholung zu vermeiden; hinzugefügt hat er nur einige Verse (7, 6—9), um damit Widersprüche auszugleichen. Es ist ihm auf diese Weise gelungen, eine scheinbar einheitliche Erzählung zu geben, ein Schein, der freilich nur so lange Bestand hatte, als man sich scheute, die durch kirchliche Ueberlieferung geheiligten Schriften mit unbefangenem Sinn zu untersuchen. In unserer Zeit stimmen fast alle namhaften Bibelkritiker gerade in der kritischen Zerlegung dieser Geschichte von der Sündfluth fast bis in's Kleinste überein.

Beide Berichte erzählen, wie gesagt, die große Fluth in ähnlicher Weise. Nach beiden ist sie eine Strafe für das verderbte Menschengeschlecht, bedeckt die ganze Erde und vernichtet alles Lebende (mit selbstverständlicher Ausnahme der Wasserthiere); gemeinschaftlich ist ihnen, daß der fromme Noah auf Gottes Geheiß sich, seine Familie und Paare von allen Landthieren und Vögeln in einem hölzernen Kasten rettet, ferner, daß sich Gott nach Beendigung der Fluth den Geretteten gnädig naht und ihnen verspricht, ein solches Ereigniß solle nie wiederkehren. Auch der Name der Fluth (mabbûl) und des Kastens (têbhâ) ist in beiden Quellen gleich; das ist bedeutsam, da diese Wörter sonst äußerst selten vorkommen.*) Natürlich gleichen sich die beiden Erzählungen auch in der naiven Auffassung und der menschlichen Darstellung Gottes. Im Einzelnen aber weichen sie wieder mannichfach von einander ab. In der einen Quelle, welche wir A nennen wollen, heißt es, vor der Sündfluth sei „alles Fleisch" verderbt geworden; damit sollen die Thiere eingeschlossen werden, deren Vernichtung dem Erzähler sonst nicht motivirt schien, während die andere (B) nur von der Verderbniß der Menschen spricht und unbefangen die Thiere für die Schuld der Menschen mitbüßen läßt, weil man sich sonst dies Strafgericht nicht wohl hätte vorstellen können. A läßt von allen Thieren je ein Paar (ein Männchen und ein Weibchen) in den Kasten

*) Mabbûl kommt noch in Ps. 29, 10 für den Himmelsocean vor; têbhâ heißt auch der Kasten, in welchem der kleine Mose ausgesetzt wird (2. Mose 2).

nehmen, B von den „reinen" Thieren je sieben Paare, und zwar ist dieser Zug dadurch bedingt, daß bei ihm Noah nach der Fluth ein großes Opfer von allen reinen Thieren bringt; er mußte also von ihnen mehrere Paare mitnehmen, wollte er sie nicht durch dies Opfer ganz ausrotten. Bei A, welcher überall streng auf den levitischen Ritus hält, wäre übrigens ein solches Opfer undenkbar, denn der judäische Tempelbrauch läßt nur wenige von den „reinen" Thieren auch als Opferthiere zu. Nach A entsteht die Sündfluth durch die Oeffnung der „Luken des Himmels" und der „Brunnen des Tiefwassers". Aus jenen dachte man sich das Regenmeer des Himmels ausströmend; diese Brunnen lassen den unterirdischen Ocean hervorbrechen, dessen Annahme einer naiven Naturbetrachtung sehr nahe lag, weil man ja überall im Boden Feuchtigkeit, ja reiche Wasseradern findet, die hie und da sogar mit Macht hervorquellen. In B wird die Fluth dagegen nur durch Regen erzeugt. Endlich ist — und das sollte jetzt, nachdem es einmal entdeckt ist, auch dem Befangensten klar sein — die Dauer der Sündfluth in beiden Berichten ganz verschieden. B. bestimmt die Perioden der Fluth nach 7 und 40 Tagen. Vom Eintritt Noah's in die Arche bis zum Austritt vergeht noch kein Vierteljahr. Dem Erzähler kam es gar nicht auf eine bestimmte Gesammtzahl an; er nennt blos solche kürzere Perioden, nach welchen die Hebräer überhaupt gerne rechnen. Dagegen hat A hier (wie auch sonst) ein sorgfältiges chronologisches System. Die Fluth dauert gerade 12 (Mond-)Monate und 10 Tage, d. i. genau ein Sonnenjahr von 365 Tagen. Dies Jahr zerfällt wieder in verschiedene Abschnitte. Zunächst unterscheidet A das Hauptereigniß, die Fluth selbst bis zu ihrem Verschwinden (310 Tage) und das Nachspiel, die Abtrocknung der noch nassen Erde (55 Tage; das Verhältniß ist ungefähr wie 1 zu 7). Die Sündfluth fällt in das laufende*) 600. Jahr Noah's; das Nachspiel beginnt mit dem ersten Tag des folgenden Jahres. Man sieht, mit dem Anbruch dieses Jahres soll eine neue Welt beginnen, welche von dem Fluch der Sündfluth selbst nicht mehr berührt ist. Kann auch die Erde noch nicht betreten werden, so ist das Wasser doch in diesem Augenblick verschwunden. Die Zeit der eigentlichen Fluth theilt sich wieder in zwei Hälften, von denen die eine, bis zum Höhepunkt derselben, absichtlich um ein Kleines kürzer ist (150 Tage) als die, in der sich das Wasser verläuft (160 Tage); vergeht doch naturgemäß eine lange Zeit, bis eine große Wassermasse verschwindet. Und so läßt A auch

*) Also als er 599 Jahr alt war. Dies ergibt sich aus 11, 10 in Verbindung mit 5, 32. Da nun nach 7, 6 die Sündfluth eintrat, als Noah 600 Jahr alt war, so kann dieser Vers nicht von dem Erzähler herrühren, sondern ist ein irrthümlicher Zusatz des Redactors.

mit Bedacht diesen Proceß im Anfang viel langsamer vor sich gehen als nachher. Er theilt nämlich wieder die 160 Tage des Abtrocknens in eine kürzere und längere Hälfte von 70 und 90 oder vielmehr (nach einer bei allen solchen künstlichen Rechnungen im Alterthum sehr beliebten Methode, runden Zahlen durch kleine Veränderungen ein natürlicheres Ansehn zu geben) von 71 und 89 Tagen. Die ganze erstere Hälfte verfließt nun, bis die Gipfel der Berge wieder sichtbar werden, d. h. bis wenig über 15 Ellen (7, 20) Wasser verschwunden sind; alles übrige Wasser muß sich in einem nicht viel größeren zweiten Zeitraum verlaufen. Man sieht, hier ist überall eine ganz bewußte Rechnung.

Außerdem hat jeder der beiden Erzähler noch seine besonderen Züge. A gibt genau den Bau der Arche an; er sagt uns, wie hoch das Wasser gestiegen und wo die Arche aufgestoßen. Ferner hat er den Zug vom Regenbogen. „Die schöne Dichtung von dem Regenbogen, als Zeichen dieses Bundes [zwischen Gott und Menschen], hat ihren Grund in dem Anblick, den diese Erscheinung gewährt. Fest aufstehend auf der Erde wölbt er sich hinauf in den Himmel, und scheint so ein Band zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und den Menschen. Eine Idee, die wenig verschieden, aber herzlicher ist als die griechische, nach welcher der Regenbogen der Weg ist, auf welchem die Verkündigungen und Befehle des Zeus auf die Erde gelangen, oder personificirt, die Botin selbst des Zeus" (Buttmann, Mythologus I, 189). Einen merkwürdigen Gegensatz gegen diesen poetischen Zug bilden die gesetzlichen Bestimmungen, die Gott hier zur selben Zeit in der strengen formelhaften Gesetzessprache gibt, welche A auch sonst so sehr liebt.

Nach B wird Gottes Zorn zuerst gereizt durch die sträfliche Verbindung himmlischer Wesen („Gottessöhne") mit menschlichen Weibern, aus welcher Ehe die Riesen hervorgehen: Zur Strafe scheint Gott das Leben der Irdischen auf 120 Jahre zu verkürzen; bis dahin war die Lebensdauer also auch nach B länger gewesen. Auf keinen Fall darf man die schwierigen (und in ihrem Text entstellten) Worte von einer den Menschen noch einmal gewährten Frist vor der Fluth verstehen. Als sie nun aber ganz verderbt geworden, da beschließt Gott die Sündfluth zu schicken. Diese selbst wird von B sehr kurz berichtet; dafür hat er am Schluß die Aussendung der Vögel, bei welcher der Gegensatz des schwarzen, menschenscheuen Raben und der freundlichen Taube zu beachten ist, und endlich das große Opfer.

Keiner der beiden Berichte ist der absolut ursprüngliche; aber relativ gebührt B dieser Vorzug. A verfährt mit nüchterner Berechnung, freilich ist er dabei nicht sehr geschickt gewesen. Es ist an sich bedenklich, in solchen Dingen der Phantasie durch Zahlen zu Hilfe kommen zu wollen; wir werden dadurch vielmehr kalt und kommen zu der Ueberlegung, daß das Alles un-

möglich. Als reines Wunder lassen wir uns die Fluth, welche die Gipfel der Berge übersteigt, gefallen; sobald aber die Perioden des Fallens genau angegeben werden, werfen wir uns die prosaische Frage auf, wohin denn diese Wassermassen in so kurzer Zeit gerathen seien. Und ebenso zwingt uns A durch seine bestimmten Maßangaben über die Arche, welche wir uns sonst beliebig groß hätten denken können, geradezu, herauszurechnen, daß dieser Kasten selbst dann viel zu winzig gewesen wäre, wenn seine Bewohner auch gänzlich auf Luft und Bewegung hätten verzichten wollen. Viel eher lassen wir es uns schon gefallen, daß die Arche gerade im Augenblick der höchsten Fluth auf den höchsten Berg auffährt. Das ist ein Wunder, welches dieser ganzen Wunderwelt angemessen ist. Seltsam ist es aber wieder, daß uns A durch die Angabe, das Wasser hätte 15 Ellen über den Gipfeln der Berge gestanden, daran erinnert, daß die Arche doppelt so hoch war; er will eben andeuten, daß sie beim Schwimmen gerade um die Hälfte aus dem Wasser hervorragte. Dies Berechnete, Systematische ist aber überhaupt eine Eigenthümlichkeit dieses Schriftstellers gerade wie der Mangel ausmalender, lebendiger Detailzüge. Eine Nachricht, wie die vom Aussenden der Vögel werden wir überhaupt bei ihm nicht erwarten; doppelt auffällig ist es daher, daß gerade er den schönen Zug vom Regenbogen aufbewahrt hat, der freilich zu seinen Hauptzwecken sehr gut paßt und den er dabei ziemlich schwerfällig und trocken erzählt.

Der Mythus von der Sündfluth ist nun aber kein Eigenthum der Hebräer, sondern er war im Alterthum sehr weit verbreitet. Glücklicherweise kennen wir durch ein aus dem Werke des Babyloniers Berössos (erste Hälfte des dritten Jahrhunderts v. Ch. G.) erhaltenes Bruchstück seine babylonische Form. Danach erhielt Xisuthros, der 10. König von Babylon, im Traum vom Gott Kronos (griechische Uebersetzung eines für uns unsicheren babylonischen Götternamens) die Ankündigung, daß am 15. des Monats Däsios eine große Fluth das Menschengeschlecht vertilgen würde; er sollte für sich, seine Familie und seine Freunde ein Schiff bauen und Landthiere und Vögel, sowie Mundvorrath mitnehmen; ferner sollte er sein Wissen in Bücher eintragen und diese in der Stadt des Sonnengottes, Sippara, vergraben; auf die Frage, wohin er schiffte, sollte er sagen, zu den Göttern, um für die Menschen zu beten. Xisuthros baut nun ein Schiff, 5 (nach einem Text gar 15*)) Stadien lang und 2 Stadien breit. Die Fluth bricht herein; ihre Dauer scheint Berössos nur als kurz anzusehen. Xisuthros sendet dreimal Vögel als Kundschafter aus. Zuerst kommen sie wieder, weil sie weder einen Ruhepunkt noch Nahrung finden. Das zweite Mal, einige Tage spä-

*) Ungefähr eine halbe Stunde.

ter, kommen sie mit Erde an den Füßen zurück; sie haben also schon am Boden gesessen. Zuletzt bleiben sie aus, und er erkennt, daß die Erde trocken geworden. Als er an einer Stelle des Fahrzeugs eine Oeffnung macht, bemerkt er auch, daß es auf einen Berg aufgestoßen ist. Er verläßt es mit den Seinigen, unter denen seltsamer Weise ein Steuermann genannt wird, errichtet einen Altar und opfert den Göttern. Darauf wird er wegen seiner Frömmigkeit zu diesen entrückt; er ermahnt die Seinigen, die ihn suchen, unsichtbar zur Gottesfurcht, heißt sie wieder nach Babylon gehen, die Bücher in Sippara ausgraben und den Menschen mittheilen. Das thun sie und bauen viele Städte, darunter das von der Fluth zerstörte Babylon. Der Ort, wo das Schiff gelandet, war in den Kordyäischen Bergen in Armenien, wo noch seine Ueberbleibsel gezeigt wurden; man legte denselben wunderbare Kräfte bei. Mit dieser Erzählung des Berössos stimmt ein Bruchstück des Abydenos überein, der sicher aus jenem schöpfte; nur heißt der Held wenigstens in dem uns vorliegenden Text des Abydenos Sisithros oder Sisuthros.

Diese babylonische Darstellung unterscheidet sich von der hebräischen, abgesehen von dem Gegensatz der monotheistischen und polytheistischen Anschauung, eigentlich nur in einem Hauptpunkte, daß nämlich der Held, der gleich ankündigt, er wolle zu den Göttern fahren, wirklich entrückt wird, daß also, wie Buttmann richtig bemerkt, von ihm auch dasselbe erzählt wird, wie vom Henoch des alten Testaments. Das von den Büchern des Xisuthros Gesagte beruht auf dem Wunsch der babylonischen Priester, ihre astrologische und sonstige Wissenschaft uralt zu machen. Die Stadt Sippara ist wohl deshalb gewählt, weil ihr Name (es ist wahrscheinlich das alttestamentliche Sepharwaïm) an sepher „Buch" anklingt. Die, denen die Bücher mitgetheilt werden sollen, sind gewiß keine sonst Geretteten, denn es heißt vorher ausdrücklich, daß „die Menschen", also alle, in der Fluth umkommen sollten; sondern jener Satz geht auf die Nachkommen. Im Uebrigen ist die Aehnlichkeit mit dem alten Testament schlagend. Daß die Fluth auch bei den Babyloniern ein Strafgericht ist, darf man aus der Betonung der Frömmigkeit des Geretteten schließen. Selbst kleine Züge kehren in beiden Erzählungen wieder. So die Vögel als Kundschafter, so das Opfer nach dem Aufhören der Fluth. Stimmt Berössos in diesen beiden Punkten, sowie in der kurzen Dauer der Fluth mit dem hebräischen Erzähler, welchen wir oben B nannten, so hat er mit A den Umstand gemein, daß Xisuthros der 10. Urkönig ist wie Noah der 10. Urmensch (nach der ursprünglichen Gestalt von B war Noah der 8.). Auch der Anfangstermin, der 15. Däsios, ist nicht wesentlich verschieden von dem 17. des dritten Monats, welchen A nennt; denn der Däsios entspricht bald dem zweiten, bald dem dritten israelitischen Monat. Der 15., als der Vollmondstag, wird der ursprünglichere sein. Sonst weichen die Zahlen-

angaben ab. Dagegen weisen wieder beide auf Armenien als das Land, wo die Arche auffährt. Und wenn eine alte Tradition richtig ist, so bezeichnet Berôssos sogar genau dieselbe Gegend wie A. Am linken Ufer des oberen Tigris ziehen sich die hohen steilen Berge des aus politischen Gründen oft zu Armenien gerechneten Landes der Kardu hin, von den Griechen Kordyäa, Kordyene u. s. w. genannt; vielen Lesern dieser Blätter werden die Kardu aus Xenophon's Anabasis unter dem Namen der Karduchen bekannt sein. Nun erklärt eine jüdische Ueberlieferung, welche wir seit Josephus verfolgen können, die Berge des Landes Ararat (1. Mose 8, 4) für die der Kardu, welche auch Berôssos nennt. Im Mittelalter sehen Juden, Christen und Muslime dort Noah's Landungspunkt, und, nach einer Mittheilung meines Freundes Socin, der vor Kurzem jene Gegenden bereist hat, gilt dieser Glaube dort noch jetzt; auch existirt noch das im Mittelalter öfter genannte „Archenkloster", und natürlich zeigt man noch heute Ueberbleibsel der Arche, denen man besondere Heilkraft zuschreibt. Der betreffende Gipfel des heutzutage Dschudi genannten Berges ist sehr weit sichtbar und gilt im Lande für den höchsten der Erde. Die ganze Kette überragt hoch das Land im Westen und Süden. Es lag daher sehr nahe, ihren Gipfel für den Ort zu halten, auf welchem das Fahrzeug schon die ersehnte Ruhe fand, als die ganze übrige Erde noch mit Wasser bedeckt war. Aber jene biblische Stelle geht doch wahrscheinlich auf eine andere Gegend. Es sprechen zu viele Gründe dafür, das Land Ararat (dessen Bewohner, wie Kiepert entdeckt hat, bei Herodot als Alarodier vorkommen) für ein Gebiet des eigentlichen Armeniens, viel weiter im Norden, zu halten. Dort am Araxes sind auch noch viel höhere Berge als in der Nähe des Tigris; der Hebräer hatte wahrscheinlich von diesen Kunde bekommen und verlegt deshalb dahin den Landungsort. In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung war der Name Ararat wahrscheinlich noch im lebendigen Gebrauch in Armenien selbst, und die bekehrten Armenier localisirten nun natürlich Noah's Platz auf dem höchsten der dortigen Berge, dem wir jetzt deshalb mißbräuchlich den Landesnamen Ararat zu geben pflegen. Dagegen schlossen sich die Juden in den Tigrisländern dem dort einheimischen Glauben an, die Arche wäre auf den Kardu-Bergen gelandet und identificirten ohne Arg dies Land mit dem in der Bibel genannten Ararat, über dessen Lage sie keine bestimmte Ueberlieferung hatten.*)

Der Name Xisuthros ist uns eben so dunkel wie die Namen aller übrigen babylonischen Urmenschen und sonstigen Urwesen. Leider steht es

*) Ich habe über diese Fragen an einem anderen Ort eingehender gehandelt.

mit den meisten Namen der entsprechenden hebräischen Reihe nicht viel besser: namentlich gibt „Noah" keine irgend befriedigende Deutung.

Auch Phönizier und Syrer wußten von der Sündfluth zu erzählen; nach Josephus thaten das Alle, welche „die Geschichten der Barbaren" berichteten. Er führt an, daß sich nach Nikolaos von Damask (um Christi Geburt) bei der Fluth Viele auf den hohen Berg Baris in Armenien „über dem Lande Minyas" gerettet hätten und daß Einer dahin auf einer Arche gekommen, deren Reste noch gezeigt würden. Leider wissen wir nicht, um welchen Berg und welche Gegend des großen Landes Armenien es sich hier handelt. In der syrischen Stadt Mabbug (bei den Griechen Bambyke oder Hierapolis, heutzutage Membidsch) zeigte man einen tiefen Spalt, welcher das Wasser der Sündfluth verschlungen haben sollte. Die dem Lucian beigelegte Schrift „von der syrischen Göttin", welche uns dies erzählt und die sich an jenen Spalt knüpfenden Cultushandlungen schildert (es wurde jährlich zweimal Meerwasser in ihn gegossen), nennt den „Deukalion" dieser Fluthgeschichte Skythes; darin findet Buttmann sehr wahrscheinlich eine Corruption von Sisythes, das er als Nebenform des babylonischen Sisithros, Xisuthros ansieht. Leider erzählt der Verfasser uns nicht den einheimischen Mythus, sondern gibt, wie er selbst sagt, blos die griechische Erzählung von Deukalion in ziemlich schwülstigen Worten, aber mit wenig charakteristischen Zügen; deutlich folgt er hier einem griechischen Dichter sehr wörtlich und wir sind daher nicht berechtigt, Einzelheiten bei ihm für orientalisch zu erklären, so sehr der Umstand, daß die Fluth theilweise durch Hervorbrechen des Wassers aus dem Boden entsteht, an den einen Bericht des alten Testaments erinnert.

Sodann finden wir den Mythus von der Sündfluth in Phrygien. Die phrygische Stadt Apamea führt auf Münzen des 2. Jahrhunderts n. Ch. die Arche, aus der ein Mann seine Hand nach einem Vogel streckt, mit der Beischrift *ΝΩ*. Auch die altchristliche Sibylle findet hier den Ararat Noah's. Nun ist ohne Zweifel die Localisirung gerade der speciell biblischen Sündfluth und Noah's hier erst von Juden ausgegangen, welche im Anfang unserer Aera in jenen Gegenden sehr zahlreich waren; daß hier aber auch eine einheimische Form der Erzählung bestand, ergibt sich daraus, daß die Stadt schon früher den Beinamen Kibotos „die Arche" führt. Zur Zeit der Mithridatischen Kriege entstanden bei Apamea in Folge eines Erdbebens allerlei salzige Gewässer, die nachher zum Theil wieder verschwanden; man hielt sie für Seewasser. (Athen. VIII, 332.) Darin sah man vielleicht Reste der Sündfluth. Dafür, daß sich ähnliche Erscheinungen hier öfter zeigten, darf man vielleicht auf Plutarch's kl. Parall. 5 verweisen, an sich freilich eine sehr schlechte Quelle, die aber das schwerlich Alles ganz aus der Luft

gegriffen hat; an Erdspalten, wie der, von welchem hier die Rede, haften ja mehrfach Züge des Fluthmythus. Ferner wird uns von einem uralten Phrygier Nannakos*) erzählt, nach dessen Tode die von ihm geweissagte Sündfluth eingebrochen. Er soll König in Pessinus gewesen sein. Wenn wir einer nicht ganz zuverlässigen Autorität (dem Scholiasten zu Platon's Timäus 22a) trauen, so finden wir die Sündfluth noch an einer anderen Stelle Kleinasiens, nämlich in Troas. Der Gerettete ist hier Dardanos, der auf einem Floß dorthin kommt. Dardanos ist der Eponym des dort wohnenden Volkes der Dardaner; seine Fahrten, von denen auch andere Quellen wissen, sind der Ausdruck alter Volkswanderungen. Zu beachten ist vielleicht, daß in der nächsten Nachbarschaft der Dardaner wieder Phryger saßen.

Sehr lebendig war der Mythus von der Fluth endlich bei den Griechen. Seit Pindar haben wir viele Zeugen für die Geschichte des Deukalion und der Pyrrha, die sich allein auf der Arche retten, als das gottlose Menschengeschlecht ertrinken mußte. Als Ort der Landung galt meistens der hohe heilige Berg Parnassus; doch nannte einer der ältesten Gewährsmänner Hellanikos (Zeitgenosse Herodot's) den Othrys. In Athen zeigte man wieder den Spalt, in welchen das Wasser verschwunden wäre. Für das Einzelne verweise ich auf die bekannte Stelle Ovid's, außer der uns übrigens keine andere ausführliche Darstellung der Geschichte erhalten ist. Doch hebe ich noch hervor, daß Deukalion auch bei Apollodor nach der Fluth einen Altar baut wie Noah und Xisuthros, und daß nach Plutarch Deukalion eine Taube zur Beobachtung des Wetters gebrauchte; bei schlechtem Wetter kam sie in die Arche, bei gutem blieb sie draußen; es erscheint jedoch fraglich, ob diese Variante der Erzählung von den Vögeln des Noah und Xisuthros nicht erst eine ziemlich späte Entlehnung aus dem Orient ist. Ferner sprechen die Griechen von einer Fluth des Ogyges, von dem sie aber nicht viel mehr wissen, als daß er ein uralter König von Attika oder von Böotien gewesen. Einzelheiten über die Ogygische Fluth fehlen gänzlich, und es ist noch sehr zweifelhaft, ob sie überhaupt eine „Sündfluth" war. Zur Vergleichung mit den orientalischen Ueberlieferungen läßt sich jedenfalls nur die Deukalionische benutzen.

Auf der anderen Seite finden wir die Sündfluth auch bei den Indern. Schon ziemlich alte Quellen (jedoch nicht die vedischen Hymnen) erzählen, daß ein göttliches Wesen (oder Brahma selbst) in Gestalt eines erst ganz kleinen, dann allmählich zu ungeheurer Größe wachsenden gehörnten Fisches dem Manu erschien, um ihm den nach Jahren bevorstehenden Einbruch der großen Fluth zu verkündigen. Auf des Fisches Geheiß baut Manu ein

*) So, nicht Annakos, ist die richtige Form.

Schiff, bindet es mit einem Seil an dessen Horn und geht hinein. Der Fisch zieht es, als die Fluth kommt, bis zu dem nördlichen Berg (oder dem Himalaja); dort bindet es Manu an einen Baum und dann steigt er mit dem Abnehmen der Fluth allmählich nieder. Durch große Opfer und Bußübungen erlangt er Nachkommenschaft, von der das ganze neuere Menschengeschlecht abstammt, nachdem das alte durch die Fluth vernichtet war.

Bei den alten Persern erkennen wir dagegen bis jetzt keine sicheren Spuren von der Sündfluth; es es ist sehr bedenklich, ein paar Hinweise auf Ueberschwemmungen u. dgl. mit jener zu verbinden (Spiegel, Eran. Alterthumskunde 479 f.). Vielleicht wissen oder wußten noch andere Völker Asiens von der großen Fluth; aber durchaus abzuweisen ist, was uns gelegentlich Missionäre über die Sündfluthgeschichten bei amerikanischen Indianern u. s. w. melden; das sind durchgängig nur Widerklänge der ihnen vorgetragenen biblischen Erzählung.

Unzweifelhaft ist der Mythus von der Sündfluth, wo er wirklich besteht, überall derselbe; er muß auch einen einheitlichen Ursprung haben. Einfache mythische Anschauungen können bei verschiedenen Völkern unabhängig von einander entstehen, aber höchst unwahrscheinlich ist das bei einer so eigenthümlichen, ziemlich complicirten Erzählung, deren Hauptzüge trotz aller Verschiedenheiten im Einzelnen überall, wo wir genaue Angaben haben, wiederkehren oder doch nach sicheren Spuren nur theilweise nachträglich aufgegeben sind. Wo ist nun das Vaterland dieser Ueberlieferung? Die Völker, bei denen wir sie fanden, gehören theils der indogermanischen, theils der semitischen Familie an. Nur bei einer von beiden kann sie ursprünglich sein, und zwar spricht die überwiegende Wahrscheinlichkeit für eine semitische Heimat. Die beiden näher bekannten indogermanischen Gestalten des Mythus, die griechische und die indische, haben unter einander wenigstens keine specielle Aehnlichkeit, und dazu fehlte er, wie wir sehen, den nächsten Verwandten der Inder, den Persern, wahrscheinlich ganz. Sind die einzelnen persischen Anklänge an ihn nicht ganz zufällig, so erklären sie sich viel leichter durch Entlehnung von den westlichen semitischen Nachbarn, von denen sie so Manches genommen haben, denn als Trümmer einer der griechischen und indischen wesentlich gleichen Gestalt. In den semitischen Ländern ist die Sündfluth von Alters her am besten bezeugt. Von Assyrien aus kann die Erzählung über Kleinasien nach Griechenland gelangt sein. Die assyrische Herrschaft erstreckte sich schon sehr früh über große Theile Kleinasiens und hat da auch manche religiöse Spuren hinterlassen. Und dann spricht Einiges dafür, daß die Griechen den Mythus erst verhältnißmäßig spät angenommen haben. Freilich ist er uns aus dem 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. mehrfach bezeugt und wird damals theilweise schon als alte Ueberlieferung be-

zeichnet; daß in den Homerischen Gedichten nichts davon vorkommt, mag zufällig sein; aber es ist höchst wahrscheinlich, daß Hesiodos und seine Schule, also Dichter des mittleren Griechenlands, in welchem wir nachher die Fluth am stärksten localisirt finden, noch nichts davon wußten. Eine Reihe Hesiodischer Bruchstücke spricht von Deukalion, keines von der Fluth, und fast entscheidend däucht mir das Stück von den Weltaltern in den „Werken und Tagen" zu sein. Der Dichter erzählt hier, wie Zeus die Menschen der verschiedenen Weltalter nach einander weggenommen, theilweise im Zorn über ihren Frevel; da mußte er von der Fluth reden, wenn er sie kannte. Deukalion, der als echt mythisches Wesen in mehrfacher genealogischer Verknüpfung erscheint, (bei Homer ist er nach kretischer Auffassung ein Sohn des Minos) ist überall Stammvater der verschiedenen griechischen Stämme; aber man sieht noch deutlich, daß der Titanensohn eigentlich der Urheber des Menschengeschlechts selbst sein soll, was denn zuweilen auch geradezu gesagt wird. Die Geschichte von der Entstehung des Menschen aus den von ihm und seiner Gemahlin Pyrrha nach hinten geworfenen Steinen scheint schon ein Hesiodisches Bruchstück zu kennen; sie ist echt griechisch und an sich von dem Fluthmythus unabhängig. Aber es erklärt sich leicht, daß die Griechen die Fluth mit diesem ihrem gemeinsamen Vater in Verbindung brachten. So mögen auch die Dardaner grade ihren Stammvater Dardanos zum Helden der Fluth gemacht haben. Und ganz so mußten die Inder ihrem Adam die Rolle Noah's zutheilen, als sie von der Sündfluth hörten; „Manu" (Mannus der Deutschen bei Tacitus) heißt eben wie Adam „Mensch" und ist wie dieser Repräsentant und Stammvater unseres ganzen Geschlechts. Die Inder haben manches Culturelement durch den Seeverkehr von Babylonien erhalten; auf dem Wege wird ihnen auch dieser Mythus zugekommen sein. Ich vermuthe, daß auch der seltsame Fisch, der Manu's Schiff zieht, aus Babylon stammt; denn in der chaldäischen Mythologie spielen wundersame, weise Fischungethüme eine große Rolle. Echt indisch ist natürlich die ganze Ausmalung, die Erlangung der Nachkommenschaft durch Opfer und Buße, sowie die lange Dauer der ganzen Begebenheit: nach der späteren Darstellung dauerte sogar die Fluth selbst lange Jahre; die Inder rechnen einmal ungern mit Zahlen unter Zehntausend. Ist nun die Geschichte von der Sündfluth ursprünglich semitisch, so darf man sie doch schwerlich für so alt halten, daß sie aus den Zeiten vor der Trennung der einzelnen semitischen Völker stammte und also gemeinsames Eigenthum aller Semiten wäre. Die biblische und die babylonische Gestalt sind auch in Nebenzügen dafür zu ähnlich: man muß einen näher liegenden Ursprung, die Entstehung bei einem einzelnen semitischen Volke und die Entlehnung durch andere annehmen. Am wenigsten wird man nun an das wasserarme Palästina als Heimat des My-

thus denken, in dessen natürlicher Beschaffenheit für die Anschauung von einer Alles zerstörenden Wassermasse gar kein Boden ist; hat man ihn da doch nicht einmal localisirt, während doch die steilen Schneegipfel des Antilibanon einen passenden Landungspunkt abgegeben hätten. Das gilt ähnlich für die Damascener, aus deren Erzählungen doch wohl Nicolaos den Berg Baris in Armenien entnahm. Dagegen führt Alles auf die Länder am Euphrat und Tigris, in denen es jährlich große Ueberschwemmungen giebt, Länder, deren ausgedehnte Ebenen durch die gewaltigen Bergketten der Kurden und Armenier überragt werden. Vom Tigris aus ließe sich auch die Verbreitung der Erzählung nach den verschiedenen Richtungen am leichtesten erklären. Bei dieser Annahme darf man vermuthen, daß der Landungspunkt auf den Kardu-Bergen, der noch heute gezeigt wird, nicht bloß der Berôssische, sondern schon der der ältesten Gestalt des Mythus ist.

Noch weit schwieriger als die Frage nach der Heimat ist die nach der eigentlichen Bedeutung der Sündfluth. An ein wirklich urweltliches Ereigniß, die Ueberschwemmung ungeheurer Landmassen, die dann rasch wieder trocken geworden, darf man nicht denken. Man ist jetzt überhaupt mit der Annahme plötzlicher Erdrevolutionen viel vorsichtiger als früher; und jedenfalls müßte ein solches Ereigniß einer Zeit angehören, aus der keine geschichtliche Nachricht erhalten sein kann. Wäre es nicht thöricht, zu glauben, daß wir wirklich von dem gemeinsamen Stammvater aller Menschen oder doch eines sehr großen Theiles der Menschheit Kunde hätten? Auch darf man nicht daran denken, daß ein solcher Mythus gewissermaßen auf gelehrtem Wege aus dem Vorhandensein von versteinerten Seethierresten auf hohen Bergen entstanden wäre; ganz anders ist es, wenn Spätere die einmal gegebene Ueberlieferung zur Erklärung physischer Verhältnisse benutzen. Auch möchte ich in der Sündfluth nicht die Verallgemeinerung einer bloß partiellen großen Ueberschwemmung sehen. Ursprünglich gilt die Sündfluth als allgemein, allzerstörend; die bei den Griechen beliebte Beschränkung auf Hellas oder einzelne Theile desselben beruht auf dem frühzeitig bei ihnen erscheinenden Rationalismus. Dahin gehört auch, daß sich nach Apollodor außer dem Deukalion noch Andere auf die Berge geflüchtet hätten; bei der systematischen Anordnung der Mythen hatte man gleich nach der Fluth mehr Menschen nöthig als Deukalion, seine wahren und seine Steinkinder. Jener nicht ursprüngliche Zug findet sich, wie wir oben sahen, auch bei Nikolaos von Damaskus. Wirkliche Ueberschwemmungen umfassen nur relativ kleine Landmassen, und schwerlich hätte die Phantasie auch aus der größten Ueberschwemmung jene allgemeine Sündfluth gemacht. Die ganze wunderbare Scenerie und die Verbindung mit der Entstehung des Menschengeschlechts deutet vielmehr darauf, daß wir hier nicht eine Sage, d. h. den, wenn auch

noch so entstellten, Wiederschein einer wirklichen Begebenheit, sondern daß wir einen reinen Mythus haben, die Verkörperung einer Vorstellung oder Idee in Form einer Geschichte. Die Mythen der Indogermanen sind bekanntlich zum großen Theil Darstellungen periodischer Naturereignisse. So erzählen die Griechen, daß einst der „Glänzende" (Phaëton) die Welt mit dem Sonnenwagen verbrannt hat und dann in's Meer gestürzt sei; das ist Nichts als die täglich wiederkehrende Erscheinung der Sonne, welche die Welt in Gluth setzt und zuletzt in's Meer sinkt. So schildert die Erzählung von Zeus und der Danae die regelmäßige Befruchtung des Erde (Danae) durch den „goldenen" Regen des Himmels (Zeus). Wenn im Gewitter die Naturkräfte auf einander treffen, so sahen darin die alten Perser den siegreichen Kampf des Tistrja gegen die Dämonen Apaoscha und Spendschaghra; die späteren Perser erzählen schon, daß dieser Kampf einmal in der Vorzeit endgültig ausgefochten wäre. Und so ließen sich sehr zahlreiche mythische Auffassungen regelmäßiger Naturerscheinungen anführen. Nun ist freilich nicht zu leugnen, daß die Semiten bei weitem keine so bunte Mythenwelt gehabt haben wie die Indogermanen; aber wir müssen auch bedenken, daß uns nur sehr geringe Reste semitischer Mythologie erhalten sind, und diese meist in starker Entstellung. Und trotzdem finden wir auch in diesen Resten Spuren ähnlicher Entstehung von Mythen wie bei den Indogermanen: ich verweise nur auf die Erzählungen vom Adonis (Tammuz). Ist die Sündfluth in Babylonien oder Assyrien heimisch, so darf man vielleicht noch den starken Einfluß betonen, den die dortigen Semiten und die benachbarten persischen Völker von Alters her wechselseitig auf einander geübt haben. Können wir nun auch in der Sündfluth die mythische Darstellung einer periodisch wiederkehrenden Naturerscheinung sehen, so liegt es ziemlich nahe, mit Tuch an die jährlichen Ueberschwemmungen des Euphrat und Tigris zu denken. Doch muß ich gestehen, daß ich gegen diese Erklärung große Bedenken habe. So gereichen jene Ueberschwemmungen durch Befruchtung des Bodens den Menschen zum Segen, während die Sündfluth Alles zerstört. Ich wage hier keine bestimmte Deutung aufzustellen, eine solche ist um so bedenklicher, da wir diesen Mythus sicher nicht in seiner ursprünglichen Gestalt besitzen. Denn alle uns bekannten vollständigen Formen desselben gehen schon auf eine allerdings uralte, systematische Bearbeitung zurück, in welcher die Fluth als Glied einer angeblichen Urgeschichte der Welt und der Menschheit erscheint. Auch der ethische Charakter, die Auffassung der Fluth als einer Sündfluth*) ist schwerlich ursprünglich. Nach alle dem, was ich oben gesagt, ist

*) Diese Form ist bekanntlich eine ziemlich moderne, aber sinnvolle, Umdeutung der älteren „Sinfluth, Sintfluth" d. h. große Fluth.

es mir im hohem Grade wahrscheinlich, daß die Gestaltung dieser bedeutsamen Erzählung den babylonischen Weisen zuzuschreiben ist, denen, wie jetzt allgemein anerkannt, unsere ganze Bildung sehr Großes verdankt.*)

Th. Nöldeke.

Ein offenes Wort über Begas und seinen Schiller.

Bei einer neulichen Anwesenheit in Berlin betrachtete ich zum ersten Male das schon im Voraus mit so viel rühmenden Reden begrüßte Schiller-Denkmal von Reinhold Begas und fand beim Anblick desselben mein ästhetisches Gewissen in ungewöhnlichem Grade herausgefordert, so daß es mich drängt, für ein kurzes Wort um einigen Raum in diesen Blättern zu bitten. Ich fühle mich auch um deßwillen hierzu vor anderen berechtigt, weil damals, als Begas seinen Entwurf zu diesem Denkmale ausstellte, meine Stimme die einzige in der Oeffentlichkeit war, welche sich nicht in den beifallrufenden Chor mischte, weil ich auch später meine Ansichten über Begas und dessen sog. Stil ausführlicher in meinen „Deutschen Kunststudien" (S. 231 ff.) darlegte und hernach die Genugthuung hatte, daß die ehemalige an Schwärmerei grenzende Stimmung mehr und mehr einer heilsamen Ernüchterung gewichen ist. Allerdings habe ich seitdem immer entschiedener die ungewöhnliche Größe der natürlichen Begabung von Begas erkennen müssen, die ich übrigens niemals geläugnet habe. In einer gewissen Richtung ist dies Talent ungemein überraschend, und ich will gern bekennen, daß unter den Bildwerken, welche den vorjährigen Siegeseinzug in Berlin schmückten, die beiden Begas'schen Figuren trotz einer seltenen Widerwärtigkeit in Haltung und Stil, sich durch geistreiche und sehr lebensvolle Behandlung im Machwerke hervorragend auszeichneten. Aber dieses Talent, so bedeutend es

*) Zu dem früheren Aufsatze über die Entstehung des todten Meeres (1871, II, S. 41 flg. d. Bl.) bemerke ich, daß, wie mir mein Freund Zirkel mittheilt, bei einem Geologen von der plötzlichen Entstehung des todten Meeres gar nicht die Rede sein kann. Nach den Untersuchungen von Oscar Fraas und Louis Lartet ist das todte Meer unabhängig vom Ocean blos durch atmosphärisches Wasser entstanden; der Salzgehalt ist dem umgebenden Boden entzogen. Das Wasser muß zu Zeiten einmal mehr als 100 Meter höher gewesen sein, wobei die Gyps und Salz führenden Mergel abgesetzt worden sind. — Ich denke, ich kann mit einer so vollständigen, naturwissenschaftlichen Bestätigung meiner historischen Ansicht zufrieden sein! Th. N.

in der angedeuteten Richtung auch ist, erscheint nicht so groß, daß es in seiner Besonderheit gleich dem mächtigen Genius seinen Gebilden einen neuen Stil aufdrücken könnte. Zum Beweise dessen dient das Schillerdenkmal.

Zunächst fällt bei Betrachtung dieses Werkes der Mangel architectonischen Sinnes auf, der auch bei frühren Arbeiten von Begas, wie namentlich der Mittelgruppe auf dem Börsengebäude, in so anstößiger Weise hervorstach, und der hier dahin geführt hat, daß das ganze Denkmal in schreiendem Mißverhältnisse zu dem Schinkel'schen Schauspielhause steht, vor dem es seine Stelle gefunden. Es ist auch in seinen Maaßen so klein, daß es nur um ein Geringes die Höhe der großen Treppenwangen überragt, und trotzdem hat man es so weit entfernt vor dieser Freitreppe selbst aufgestellt, als ob es die doppelte Größe besäße. Hierdurch ist ihm schon von vornherein die üble Mitgift einer kleinlichen Erscheinung zu Theil geworden. Aber auch in der Gliederung des Denkmals in sich selbst herrscht Disharmonie, indem der untere Theil, dessen Anordnung eine unglückliche Nachahmung der entsprechenden Partie der Schlüter'schen Kurfürstenstatue ist, nicht breit genug entwickelt ist und die Maaße der architectonischen Theile nicht in stimmendes Verhältniß gebracht sind. Für ruhiges Ebenmaaß und reine Harmonie der Verhältnisse hat eben Begas niemals einen treffenden Sinn gehabt. So hat man denn ein Werk von dieser kleinlichen Erscheinung und dieser inneren Disharmonie vor ein Bauwerk gesetzt, dessen innere Größe und harmonische Einfalt die Bewunderung der Welt ist!

Im Einzelnen ist allerdings das Machwerk, die technische Behandlung in ihrer Sicherheit, ihrem Leben, ihrer Durchgeistigung wieder höchlichst anzuerkennen, obwohl hie und da ein recht gesuchtes Virtuosenkunststück eine nicht edle Absicht verräth. Trotzdem würde ich zu den Bewunderern von Begas gehören, wenn man mich überzeugen könnte, daß in diesen wie Stoff gearbeiteten Gewandstücken, in diesen künstlichen Falten, dieser naturwahren Haut, diesen täuschenden Haaren das Wesen der Kunst bestünde. Besteht dieses doch vielmehr in der Seele, die der Künstler seinen Gebilden eingehaucht hat. Und leider haben diese Begas'schen Gestalten nur eine Scheinseele, deren Inhalt so gering ist, daß die Nachklänge des Modells und Actes sich allzu stark geltend machen. Denn wie leer und inhaltslos ist das Köpfchen der „Lyrik" mit dem aufgesperrten Munde, — wie gemacht und theatralisch der Ausdruck der „Tragödie", — wie wenig ernst und würdevoll das Schreiben der „Geschichte", — wie sonderbar hexenhaft das Wesen dieser „Philosophie"! Und diese frech hingerekelte Megäre, auf deren Papierrolle der Sokratische Spruch der Selbsterkenntniß schon wie eine Selbstironie erscheint, kann doch an sich nichts weiter sein als eine Ironie auf Schiller's Philosophie. Doch so steht es überhaupt. Von einem Eindringen

im Schiller'schen Geist, von einer inneren, hingebenden Bezugnahme auf den großen Dichter habe ich nirgends eine Spur entdecken können. Ja er selbst in Person — das ist nicht der Schiller des deutschen Volkes, an dessen hoher Idealität, erhabener Sittlichkeit und kühnem Dichterschwunge sich das Alter verjüngt und die Jugend erhebt, nicht der Schiller, hinter dem das Gemeine und Alltägliche in wesenlosem Scheine liegt. Das ist der lange Herr Philister mit ungeheuren Beinen, häßlich rohen Händen und kleinem Kopfe, auf dem wie ein Fastnachtsspuk der ideale Lorbeerkranz ruht. Und diese, — man weiß kaum ob gehende oder stehende — Gestalt schleppt einen schweren, auf der Erde nachschleifenden Mantel nach, so geschmacklos, als je ein Mantel unter der Nadel eines ehrsamen Schneiders hervorgegangen ist.

Alle diese Fehlgriffe und Mißstände springen so in die Augen, daß schon ein großer Theil des Publicums den Stab über das Werk gebrochen hat, und daß es gewiß nicht lange dauern wird, bis man sich desselben satt und müde gesehen hat. Denn es ruht kein nachhaltiger, schöpferischer Geist, der dem Beschauenden fort und fort lebendige Gabe reicht, in dieser Arbeit; in ihr ruht nur die Absicht des Künstlers, sein Virtuosentalent, das in einer gewissen Richtung so groß ist, um jeden Preis und mit allen Mitteln zur Geltung zu bringen, also daß die Zeitgenossen, von dieser Erscheinung geblendet, Ruhm und Ehre ihm opfern. Begas übersah, indem er sich zum modernsten aller modernen Künstler, zum Makart in der Bildhauerei machte, daß die launische Mode mit dem Winde wechselt, und daß nur bleibt, was echt und wahr aus den Tiefen der menschlichen Natur in Uebereinstimmung mit den höchsten Gesetzen nothwendig hervorgedrungen ist. Wie völlig entfernt dieser Künstler von solcher Einsicht ist, bezeugt das viel genannte „Schillergitter“, eine bewunderungswerth virtuose Schlosserarbeit nach seiner eigenen Zeichnung, der nur Eines fehlt, nämlich das, was man in Wahrheit Zeichnung nennt, — ein schwülstig barockes Kunststück, das mit seiner stillosen Willkür neben den edlen Formen des Schinkel'schen Bauwerkes, zu den Füßen der Bildsäule des Dichters, dessen Wesen Ebenmaß und Schönheit ist, für einen Sinn, der noch nicht gegen die Herausforderungen moderner Barbarei abgestumpft worden, geradezu unerträglich ist.

Als ein Zeichen der Zeit in künstlerischen Dingen ist es wohl zu beachten, daß Schiller'n von der Hauptstadt des deutschen Reiches ein Denkmal errichtet ward, aus welchem nicht ein Hauch seines wahren und höchsten Wesens weht, und daß dies Denkmal vor eines der schönsten Werke des Schinkel'schen Genius, gleich einer Parodie auf Art und Stil classischer Kunst, gesetzt worden ist. Hermann Riegel.

Die deutsche Südarmee unter General v. Manteuffel.

Die Operationen der Süd-Armee im Januar und Februar 1871. Nach den Kriegsacten des Obercommandos von Hermann Graf Wartensleben. Berlin. 1872. E. S. Mittler u. S.

Am 1. Februar war es ein Jahr, seit der große Krieg mit dem erzwungenen Uebertritt von ca. 90,000 Mann der französischen Armee über die Schweizer Grenze beendet wurde. Dieser letzte Erfolg der deutschen Feldherrnkunst war in seinem militärischen Detail weniger bekannt, als die meisten anderen Hauptmomente des Krieges. Der Zusammenhang jener schnellen Operationen war in der Ferne schwer zu verstehen, der Berichterstatter waren wenige, der Friedensschluß und die Vorgänge um Paris beschäftigten das Publikum. Deshalb ist es besonders dankenswerth, daß der Stabchef der Südarmee selbst in der begonnenen Sammlung von Detailschriften über den Feldzug von 1870/71 eine gute, genaue, leicht verständliche Darstellung der Operationen gegeben hat. An diese knüpft folgende kurze Uebersicht an.

Als im Anfang December 187 die große Loirearmee über Orleans zurückgeworfen wurde, zerriß sie in zwei Theile. Der Theil im Süden der Loire wurde seitdem unter Bourbaki zu einer eigenen Armee formirt, welche zunächst 3, später 4 Corps, eine Reserveabtheilung und die starke Division Cremer, zusammen ca. 150,000 Mann erhielt. Diese Armee war vom 11. December ab durch fast vier Wochen eine stille Sorge unseres Generalcommandos zu Versailles. Sie hatte für ihre Ergänzungen das größte Terrain zur Verfügung, die reichen Hilfsquellen des unversehrten Südens; sie vermochte auf der verhältnißmäßig kürzesten Linie nordwärts gegen die Belagerungsarmee von Paris oder gegen unsere große Verbindungslinie mit der Heimat zu stoßen. Nur schwache Kräfte konnten ihr jenseit der öden Sologne und am Loing beobachtend entgegengestellt werden. Aus den widersprechenden Nachrichten war durchaus nichts Näheres über ihre Bewegungen zu folgern, ob sie in Verbindung mit der Loirearmee auf Paris operiren, ob sie unsere Lebensader an der Marne durchschneiden, ob sie sich gar nach Osten gegen den Rhein werfen werde, das wurde zu Versailles sorglich erwogen, für jeden Fall die möglichen Vorbereitungen getroffen, welche aber nur sehr ungenügende Sicherung in Aussicht stellten. Ende December erhielt das Obercommando zuverlässigen Bericht, daß Bourbaki noch in seinen alten Stellungen weile, aber am 5. Januar telegraphirte General Werder, der in Burgund bei Vesoul stand und die Belagerung von Belfort deckte, daß er Truppen von 3—4 Corps der Armee Bourbaki sich gegenüber

habe. Das war verhängnißvolle Kunde. Wenn dem französischen General gelang, mit einem großen Heer bei Belfort den Einbruch in den Elsaß zu erzwingen, so war ihm der Rheinübergang und Einfall in Deutschland schwerlich zu wehren. Die Truppen in der deutschen Heimat zählten allerdings noch fast 300,000 Mann, aber über ein großes Gebiet vertheilt, kleine Neuformationen, sonst nur Festungsbesatzungen, Depotbataillone zur Bewachung der Gefangenen und zu Einübung der Recruten, und dem Franzosen wären wahrscheinlich einige Tage Frist geblieben, sich deutsche Landstraßen und Quartiere zu betrachten, bevor ihn nachgesandte Corps im Rücken erreichen, und ein neu formirtes Heer gegen seine Front operiren konnte. Diese wenigen Tage mochten aber Schwierigkeiten und Unheil in Fülle schaffen, vor Allem einen neuen elastischen Aufschwung Frankreichs. Schwerlich hätte ein solcher Einbruch Bourbaki's irgend eine Bedeutung für den letzten Ausgang des Krieges gewonnen, sein Heer wäre wahrscheinlich auch in Deutschland entwaffnet worden. Aber der Krieg hätte für mehrere Wochen, ja Monate neue Nahrung erhalten, und die Lage der Pariser Belagerungsarmee wäre keineswegs bequem geworden. Dennoch war diese französische Expedition militärisch betrachtet ein verzweifeltes letztes Mittel, sie constatirte, daß man aufgegeben hatte, das deutsche Heer im Herzen Frankreichs zu besiegen, und sie setzte an die Stelle einer planvollen Concentration der französischen Kräfte unbestimmte aber weite Perspectiven und abenteuerliche Möglichkeiten. Wenn die Heere Bourbaki's und Chanzy's, — zusammen im Januar ca. 300,000 Mann — nicht fest genug waren, um in gemeinsamen Operationen zugleich mit der Pariser Garnison den Belagerungsgürtel zu brechen, so mußte derselbe Mangel an innerer Festigkeit vollends das Gelingen einer Operation in die weite Ferne des Ostens bedenklich erschweren. Denn diese großen Neuformationen Gambetta's waren schwer zu bewegen und von sehr beschränkter Leistungsfähigkeit, die Unfertigkeit kam auf den Märschen zunächst an der schlechten Organisation des Trains und der Verpflegung zu Tage, die Heere hafteten wie festgeleimt an den Eisenbahnen um Beförderung und Proviant, ihre Operationen wurden durch den „Brotsack" unbillig eingeengt, jeder kleine Mißerfolg bedrohte mit Hunger und Auflösung.

Das wußte man zu Versailles und dieser Umstand versprach den Gewinn mehrerer Tage, auf die jetzt alles ankam. Gegen Bourbaki's 150,000 Mann vermochte General Moltke in erster Linie nur die Armee Werder's zu disponiren, die außer dem 14. Corps und der Belagerungsdivision vor Belfort noch mehrere kleinere Abtheilungen, zusammmen 62 Bataillone, 34 Escadrons, 23 Feldbatterien zählte, damals etwa ein Drittel der französischen Heeresstärke. Ihr allein mußte überlassen werden, den ersten An-

griffen Bourbaki's zu widerstehen. Aber sie stand unter einem tüchtigen Führer. General Werder hatte sich schon als Divisionär im Jahre 1866 vor Gitschin und bei Königgrätz bewährt als ein ruhiger, umsichtiger, fester Mann, der alle Aufgaben gut und mit möglichster Schonung seiner Soldaten löste. Er war erst während des letzten Krieges zum Corpsführer ernannt worden, hatte die Belagerung von Straßburg geleitet, darauf die lästige und undankbare Arbeit gehabt, den Bandenkrieg in den Hügellandschaften Burgunds niederzuhalten; jetzt am Ende fiel ihm plötzlich eine der größten militärischen Entscheidungen zu. Es ist bekannt, wie vortrefflich er sich hielt. Um Zeit zu gewinnen, griff er am 9. Januar bei Villersexel den Feind in kurzem Stoße so heftig an, daß dieser in Erwartung weiterer Angriffe sich genöthigt sah, seine Marschdispositionen zu hemmen. In der Nacht marschirte General Werder links ab und sperrte in den nächsten Tagen vor Ankunft des Feindes die große Straße nach Belfort zwischen Vogesen und Jura durch geschickte Aufstellung und leichte Befestigungen. In dieser Stellung bei Montbeliard wies er in den drei Tagen des 15., 16., 17. Januar alle Angriffe Bourbaki's siegreich ab, und brach in diesen Kämpfen die Unternehmungskraft des Feindes, der fortan auf Rückzug und Sammlung seines verstörten Heeres im Schutz der Festung Besançon dachte.

Die Muße dazu und zu einem neuen Durchbruchsversuch sollte dem Feinde nicht werden. Schon war eine zweite Armee in der Nähe ihn festzuhalten. Zwischen Paris und Belfort standen, als jene Botschaft nach Versailles kam, zwei preußische Corps als Wächter für unsere Verbindungen und gegen den Süden, das 2. (Fransecky) bei Montargis, 40 (Luft) Meilen von Belfort, und das 7. (Zastrow) bei Auxerre an der Yonne, 32 Meilen von Belfort, aber eine Division desselben noch auf dem Marsch von Mezieres und Rokroy her. Beide Corps wurden nebst der Abtheilung Werder's zu einer Südarmee verbunden, deren Commando General Manteuffel erhielt. Dieser war einer unserer älteren Corpsgeneräle, hatte als Commandeur des 1. Corps am 14. August bei Courcelles entscheidend eingegriffen, am 31. August bei Noisseville den heftigsten Ausfall Bazaine's zurückgeschlagen, und war darauf als Führer der Nordarmee ein zuverlässiger Vertheidiger des Belagerungsringes von Paris geworden, der nach seinen eigenen Dispositionen und in der Ausführung der leitenden Ideen, welche ihm vom Hauptquartier kamen, schnell und höchst energisch operirt hatte, ein geistvoller, weitdenkender Mann, von lebhaftem Selbstgefühl, dabei in Gesinnung und Haltung vornehm, klug, in Geschäften wohl erfahren, als Feldherr für umfassende Dispositionen besonders geeignet und ohne die Scheu, im Nothfall eine große Verantwortung auf sich zu nehmen, eine Scheu, welche oft den Tapfersten lähmt.

So wurde der General bei der obersten Armeeleitung wohl gewürdigt,

während im Volk und Heer ihm gerechte Beurtheilung lange gefehlt hat. Er ward von der Nordarmee nach Versailles gerufen, empfing am 10. Jan. von dem Kaiser und Grafen Moltke die damals bekannten Thatsachen und einige Directiven für seine eigenen Operationen, z. B. daß General Werder bis zu der Vereinigung seiner Abtheilung mit der Südarmee wegen der Entfernung selbständig disponiren und direct von Versailles Befehle erhalten sollte; aber in der Hauptsache mußte er seinem eigenen Urtheil überlassen werden, denn er zog gewissermaßen in's unbestimmte Blaue. Am 12. Januar traf er in Chatillon ein, wo er das 2. und 7. Corps in Anmarsch fand, von Bourbaki und Werder zunächst nur wenig und zwar über Versailles erfuhr, und von Belfort noch 18 Tagemärsche entfernt war. Er hatte sogleich Gelegenheit sein militärisches Urtheil zu erweisen. Der nächste Weg nach dem Süden, auch der nächste schräg auf die Rückzugslinie des Feindes ging über Dijon, wo Garibaldi's Corps nistete. Dies zu beseitigen war eine lockende Aufgabe, auch die Besetzung von Dijon war sehr wünschenswerth zur Sicherung der Flanke, und weil es ein Hauptknotenpunkt der Straßenzüge war. Aber der nächste Weg zur Hilfe für General Werder ging nicht auf Dijon, sondern auf Vesoul — mitten durch die Defileen und Wälder der Cote d'or, schwierige, vielleicht verlegte Märsche — und die Aufgabe war nicht, den schwachen Garibaldi, sondern den starken Bourbaki unschädlich zu machen, jeder Tag, jede Stunde Versäumniß konnte dort, wo die Entscheidung lag, verhängnißvoll werden. Deshalb entschied sich General Manteuffel, Dijon und Garibaldi's 25—30,000 Mann vorläufig der Bewachung von 5 Bataillonen, 2 Escadrons und 2 Batterien unter General Kettler zu überlassen, der die Instruction erhielt und trefflich ausführte, mit wechselnden Quartieren in steter Bewegung den fünfmal stärkeren Feind zu beobachten, und bald hier, bald da grob zu zwicken. Dies reichte gegen Garibaldi aus. Unterdeß zogen die beiden Corps durch Schnee und Eis der Thalschluchten schnell und verstohlen zwischen Dijon und der französischen Festung Langres über das Bergland frisch und wenig belästigt vorwärts; es waren — nebenbei bemerkt — unsere Pommern und Westphalen, welche die Gebirgsreisen dieses Winterfeldzuges durchmachten, starke Knaben, welche sich im Nothfalle an die Geschütze spannten, und auch die „doppelten Rationen", die der Feldherr jetzt bewilligte, zu würdigen wußten. Auf dem Vormarsch nach Vesoul erhielt der General Kunde von den glorreichen Kämpfen Werder's und dem Rückweichen Bourbaki's. Da bewährte er seine Feldherrneinsicht in einem zweiten wichtigen Entschluß. Wenn er sich jetzt noch mit General Werder vereinigte, so hatte er alle Aussicht, den Feind in kräftiger Verfolgung nach dem Süden zurückzudrücken, wahrscheinlich zuletzt in wilde Flucht zu jagen und so weit zu verfolgen, als rathsam erschien, aber durch solchen Stoß

von Front gegen Front konnte niemals gelingen, den Gegner einzufangen. Wollte er dies versuchen, so mußte er die Vereinigung mit Werder aufgeben und sich schnell westwärts ziehen, um die Rückzugslinien des Feindes abzuschneiden. Dieses fortgesetzte getheilte Operiren war gefährlicher und mühsamer, eine feste Einheit des Befehls kaum zu erhalten, die Lage der einzelnen Corps eine exponirte. Dennoch war nur dies der Weg, um noch entscheidende Resultate zu gewinnen. So schob sich General Manteuffel von Werder ab nach Südwesten, zunächst in der Hoffnung, den Feind bei der französischen Festung Besançon von seinen Rückzugslinien abzusperren, mit Hilfe Werder's auch von Nordosten zu umschließen, und zur Ergebung zu zwingen. Diese Wiederholung von Sedan, die nach wenigen Märschen entscheidenden Erfolg, freilich vorher noch einen harten Kampf in Aussicht stellte, wurde dadurch vereitelt, daß General Werder in seiner Verfolgung, bevor ihn die Ordre General Manteuffel's erreichte, sich über den Ognon gezogen und die Falle um Besançon im Norden offen gelassen hatte. Dieser Zufall, der dem Generalcommando wahrscheinlich damals unwillkommen war, erwies sich zuletzt als ein glückliches Ereigniß. Denn General Manteuffel disponirte sofort entschlossen am 28. Januar — und dies war der dritte entscheidende Fund dieses Feldzugs — das 2. und 7. Corps, welche dem Feinde bereits die gerade Rückzugslinie nach Lyon verlegt hatten, weiter südwärts in die Schluchten und Pässe des Jura bis an die Schweizergrenze. Eine Reihe kühner Märsche führte zu mehreren siegreichen Gefechten, und endete damit, daß auch die Gebirgspässe bis Pontarlier und La Cluse gesperrt und der verzweifelte Feind in einem Zustand, welcher an den Rückzug aus Rußland im Jahre 1812 erinnerte, zum Uebertritt in die Schweiz genöthigt wurde. Nicht ohne diplomatische Zwischenspiele. Am 28. Januar war zu Versailles der Waffenstillstand geschlossen, aber auf den Wunsch der Franzosen war das Terrain der Bourbaki'schen Operationen davon ausgenommen worden. Die erste französische Mittheilung an die Bourbaki'sche Armee, welche nach einem Selbstmordversuch ihres Führers von General Clinchard commandirt wurde, hatte jene Ausnahme verschwiegen, und die Franzosen beriefen sich gegen die deutschen Generäle emphatisch auf den Waffenstillstand, um ihren völligen Einschluß, den sie selbst nicht zu hindern vermocht hatten, durch einen Irrthum zu hemmen. Aber selbst wenn der Waffenstillstand für den Jura hätte in Kraft treten dürfen, so wäre dies erst vom 31. Januar Mittags geschehen, und schon am 24. war der Rückzug verlegt und am 31. sperrte Fransecky die letzte Bergstraße bei Granges S. Marie.

Es waren noch ca. 90,000 Mann, nicht viel mehr als die Hälfte der französischen Armee, welche an der Schweizer Grenze ihre Waffen niederlegten. Etwa 8000 waren nach dem Süden entkommen, außerdem Cremer

und auch Garibaldi, welchen die Entsendung eines größeren Detachements gegen Dijon ohne Kampf vertrieben hatte. Der Rest der großen Armee war getödtet und gefangen. Tausend Mann, welche sich in der falschen Annahme des Waffenstillstandes ergeben hatten, entließ General Manteuffel nach der Schweiz und er versagte sich nicht, ihnen „aus Achtung vor dem von der französischen Armee bewiesenen tapferen Widerstande" durch den Schweizer General Herzog auch noch ihre 1000 Chassepots nachzusenden, wodurch er General Clinchart zu einem Danke für diese Courtoisie nöthigte, und den Schweizer General zu dem ehrlichen Geständniß: „wir hätten Ihnen gern die 1000 Franzosen selber überlassen."

Etwa vier Wochen hatte die deutsche Südarmee operirt, in dieser Zeit hatte eine Hälfte derselben in dreitägiger Schlacht den dreifach überlegenen Feind geschlagen, in unaufhörlichen Wintermärschen hatten die zwei anderen Corps den weichenden Feind völlig eingesperrt und militärisch vernichtet. Nicht der kleinste unter diesen großen Erfolgen war, daß uns die Ernährung und Bewachung einer solchen Schaar von Gefangenen erspart blieb. Diesen glorreichen Schluß des Krieges danken wir sowohl der ruhigen, tapferen Ausdauer des General Werder, als den raschen, entschlossenen, mit sicherem Feldherrnblick berechneten Dispositionen des General Manteuffel. Den guten Führern und dem guten Heer. G. F.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Das Rheingaudenkmal. Aus Baden. — Mit Freude heißen wir das Unternehmen willkommen, „dem Andenken an die gewaltigen Ereignisse der jüngst vergangenen großen Zeit" ein Nationaldenkmal auf dem Niederwald zu widmen, als „Malstein deutscher Kämpfe, deutscher Siege, deutscher Einigkeit". In wie mancher deutschen Brust ruhte wohl der Wunsch, den deutschen Strom durch ein Kunstwerk geziert zu sehen, welches das staatliche Schaffen der Nation außergewöhnlich verherrlicht, wie das Lutherdenkmal zu Worms ihr geistiges Vollbringen! Hoffen wir, daß, da der Wunsch zur Erfüllung übergeführt werden soll, günstige Zeichen dem Unternehmen nicht fehlen, daß das Denkmal rasch heranwächst wie das neue Reich, an dessen Gründung es ferne Geschlechter gemahnen soll.

Die wichtige Platzfrage ist von den Männern, die an die Spitze des Unternehmens getreten, von vornherein entschieden worden. Das Denkmal soll seinen Stand erhalten, „wo die bedrohte Nahe Schutz fand beim sichern

Rhein; auf dem Felsen, wo Deutschlands Fuß fest stand von der Römer Zeiten her bis auf den heutigen Tag." Wohl könnte sich die Frage erheben, ob „des Auges weite Schau über den anmuthigen Wechsel von Wald und Flur, von gewerbreichen Städten und blühenden Dörfern hinweg zum fernen Saum der Vogesen" auf dem gegenüberliegenden die Rochuskapelle tragenden Bergzug nicht besser, ob dort das Denkmal nicht ferner „sichtbar vom vorüberbrausenden Dampfer" aus, ob nicht das Stromufer geeigneter für „Deutschlands Ehrendenkmal", das, lange bestritten, nun in ganzer Länge zurückgewonnen. Wir deuten dies an und übersehen nicht, wie doch gewichtige Gründe gegen die Wahl des Standorts sprechen.

Die Denkmalsunternehmer haben „dem Rath und dem freien Wettkampfe der deutschen Künstlerwelt anheimgestellt, in welcher Form, ob als plastisches Kunstgebild, ob als edles Bauwerk" das Denkmal zur Ausführung kommen soll. Wenn auch nicht der Künstlerwelt angehörig, sowie noch weniger gewillt, ihrem Erfinden und Schaffen vorzugreifen, glauben wir hier das Wort nehmen zu sollen, nicht um Pläne zu einem Denkmal zu entwerfen, sondern um zu fragen, welcher Vorwurf wohl am meisten dem Denkmal zu Grunde gelegt zu werden verdient. Denn „nicht karge Mittel" sind für dasselbe in Aussicht genommen. Eine Summe, die den Preis des Lutherdenkmals, wenn uns die Erinnerung nicht täuscht, weit übersteigt, soll aufgebracht werden. Es bedarf eines großen Vorwurfs, wenn das Kunstwerk, „das Deutschland und seine Erhebung durch Kriegs- und Friedensthat, durch Waffensieg und politische Wiedergeburt zu verherrlichen bestimmt ist", seinem Zweck entsprechen, wenn es den Geist dieser Tage vollwirksam versinnlichen soll.

Der Aufruf läßt die Frage offen, ob bei dem Denkmal Baukunst oder Bildhauerkunst thätig werden sollen. Daß beide Kräfte sich mit einander verbinden, die Möglichkeit ist auf alle Fälle auch gegeben, sie verdient gewiß vor allem Beachtung. Das stattlichste Bauwerk ist nicht ohne Bildschmuck zu denken, das großartigste Bilddenkmal kann der baukünstlerischen Zuthat nicht entbehren. Wie wenig das bedeutendste Denkmal für sich allein wirkt, drängt sich bei Betrachtung des Lutherdenkmals lebhaft auf. Friedrich's des Großen Denkmal in Berlin zeigt im Gegentheil, wie leicht und günstig ein Denkmal zur Geltung kommt, wenn es von einer herrlichen Straßenflucht umgeben. Oder nehme man die Regensburger Walhalla: würde sie auf der Mitte des Bergrückens, zu dessen Füßen die Donau hinfließt, die glückliche Nachahmung südlicher Landschaft sein ohne den großartigen Treppenuntersatz? Und Thorwaldsen's Löwe in Luzern, würde er den durch die immer breiter sich machende Krämerei freilich gefährdeten, unvergeßlichen Eindruck machen, wenn nicht die ganze Umgebung zu Trauer, Wehmuth, Klage stimmte? Das Rheingaudenkmal wird beider Künste nicht entrathen können, wenn wir auch einer

Kunst die Hauptaufgabe zuzuweisen wünschen. Und daß die Bildhauerkunst die Kunst, scheint die allgemeine Richtung der Zeit an die Hand zu geben. Unlängst, bei den Einzugsfeierlichkeiten in Berlin, hat sich wieder gezeigt, wie der mannichfaltigen Kunstneigung unserer Tage mit besonderer Unmittelbarkeit entgegen tritt die künstlerisch geformte colossale Menschengestalt. Es ist nicht der Ort, die Gründe der Erscheinung aufzusuchen und darzulegen, wir brauchen auch nicht zu fragen, ob diese bildnerische Wirkung unserer Zeit so vorzugsweise eigen. Die Athene des Parthenons lebt mit der griechischen Vorzeit untrennlich fort. Michelangelo's Moses ist eine der bemerkenswerthesten Schöpfungen der italienischen großen Kunstzeit. Und blicken wir auf die neudeutsche Kunstentwicklung, so wendet sich das Auge nicht zuletzt der Bavariagestalt zu, die König Ludwig vor den Thoren Münchens aufrichten ließ. Wenn dies Riesenbild immerhin vorwiegend ein Gefühl anfremdender Ueberraschung hervorbringt, ist der Grund im Gegenstand zu suchen, dem von seiner allegorischen Beschaffenheit abgesehen, kein allgemein ergreifender Gedanke innewohnt. Daß ein solcher allgemein ergreifender Gedanke aber dem Rheingaudenkmal nicht fehle, dafür kann nicht nur, dafür soll unsers Bedünkens dem schaffenden Künstler zur Hand gegangen werden.

Allegorische Vorwürfe entsprechen nicht der herrschenden Kunstneigung, das lehrt die Münchener Bavaria, das lehren manche andere Beispiele. Dieser nach Wirklichkeit trachtenden Zeit muß ein Stoff geboten werden, der einen allgemein ergreifenden Gedanken nicht bloß veranschaulichen will, sondern gewissermaßen in sich fest verquickt trägt, so daß Gedanke und Erscheinung eins, ein lebendiges Ganzes sind. Es muß ein Stoff geboten werden, der von dauernder Wirkung, der nicht lediglich einen Zeitgedanken, eine Zeitempfindung versinnlicht, wie dies doch bei der Wacht am Rhein der Fall. Wird sie in zehn Jahren, wenn das neu zusammengefügte Reich verwachsen und verschmolzen, noch den Wiederhall in der Seele des Volkes wecken, den sie unter den frischen Eindrücken der jüngsten Vergangenheit unzweifelhaft noch weckt? Die Wacht am Rhein wird zu den Erinnerungen dieser Tage zählen, ein Stück Zeitgeschichte sein, zunehmend aber an der Unmittelbarkeit, an Gemeinverständlichkeit, mit einem Wort an Bedeutung verlieren. Der Stoff des Rheingaudenkmals muß in der Geschichte gesucht werden. Er muß die Doppeleigenschaft vereinigen das Streben und Vollbringen der Zeit zu verkörpern und für die nachlebenden Geschlechter immer neue Anregung, immer neues Leben zu bieten. Großen geschichtlichen Stoffen ist diese Doppelwirkung eigen, wie das Berliner Friedrichsdenkmal, wie das Lutherdenkmal zeigt.

Es liegt nahe, den Stoff in der Zeitgeschichte selbst zu suchen. Die reiche Gruppe bedeutender Männer, Kaiser Wilhelm an der Spitze, die die

große Arbeit des letzten Jahrzehnds vollbrachten, sie würde mit unwiderstehlicher Beredsamkeit zu jedem neuheranwachsenden Geschlechte reden. Ziemt es jedoch der Mitwelt dieses Denkmal aufzurichten? Unser kaiserlicher Herr hat wiederholt die bildnerische Verherrlichung bei seinen Lebzeiten abgelehnt. Sein Bedenken wird gewiß fast überall getheilt. Wir müssen in die Vergangenheit zurückgehen und in der reichen Geschichte unseres Volkes Umschau halten, um den für das Rheingaudenkmal passenden und würdigen Stoff zu finden.

Wie träte da aber nicht alsbald die Gestalt entgegen', die alles in sich zu vereinigen scheint, was der Stoff des Rheingaudenkmals in sich vereinigen zu sollen scheint? Im Rheingau, „wo die Kaiser vorüberzogen, wenn sie neugekrönt ihren Umritt hielten durch das deutsche Land, wo man die Kurfürsten nach dem Königsstuhle wallen sah", wo die Farbenpracht des alten Reiches sich im vollsten Glanze entfaltete und wo uns noch heute die Erinnerung an die vergangene Herrlichkeit am lebendigsten ergreift, wo auch die köstliche Gabe, die wir als die köstlichste auf deutschem Boden betrachten, wächst, tritt da nicht alsbald die Gestalt des Kaiser-Königs entgegen, dessen Palast in Ingelheim gestanden, den wir als Vater des Weinbaues preisen, der nach der Sage alljährlich noch die Reben segnen soll? Keine zweite Kaisergestalt ist so innig mit der Geschichte, mit dem ganzen Sinn des Rheingaues verbunden wie Karl der Große, keine zweite Kaisergestalt vereinigt die Empfindungen des Volkes auf sich, die der große Karolinger trotz des von ihm trennenden Jahrtausends auf sich vereinigt. Weit genug entrückt, um seine Erscheinung alles Kleinlichen zu entkleiden, ist Karl der Große nicht so weit entrückt, daß persönliche Mitempfindung, bewunderndes Verständniß unmöglich. Und wenn die Sage ihre schillernden Fäden um ihn gesponnen, erhöht das nicht den Reiz seiner Persönlichkeit? Steigert es nicht den volksthümlichen Eindruck seines Wesens und Wirkens, von dem die diesen Blättern engstbefreundete Meisterhand uns ein so schönes Bild entworfen? Selbst Kaiser Rothbart, der bis zu diesen Tagen so oft angerufen, so oft besungen worden, genießt nicht die man kann sagen stammväterliche Verehrung wie der erste Kaiser. Ziemte nicht die Wiederaufrichtung in dem Aufrichter des deutschen Reiches zu ehren? Und soll das Rheingaudenkmal da „seinen Platz finden, wohin sich beim Ausbruche des Krieges des deutschen Volkes Zorn und seine Begeisterung in unwiderruflichem Strome ergossen", ist die Gestalt des Kaisers nicht vor allem dafür geschaffen, den wir, ob ihn auch die Franzosen zu dem ihrigen machen, als den Gründer, den Schöpfer deutscher Art verehren und immer verehren werden? Ist endlich nicht eine Art nationale Schuld abzutragen, da Karl der Große kein würdiges Denkmal besitzt? Seine Grabstätte in Aachen wird eben vor drohendem Verfall bewahrt und wie schmucklos erscheint sie, wenn wir anderer Kaiser-

gräber gedenken! Es stände wohl an, dieser Ehrenpflicht sich zu erinnern, indem an das Rheingaudenkmal Hand gelegt wird.

Wie wir dies niederschreiben, schwebt uns das herrliche Brustbild Karl's des Großen vor, das keinem geringeren als Albrecht Dürer zu verdanken. Wer das umbartete langlockige Haupt, aus dem die großen treuen Augen gewaltig blicken, einmal gesehen, wird es schwer vergessen. Sollte kein Bildhauer an dem Meisterwerk des mittelalterlichen Meisters sich begeisternd das Riesenbild des ersten Kaisers schaffen wollen, wie es in den Vorstellungen der Deutschen lebt und leben wird für alle Zeiten?

Das belgische Unterrichtswesen. Aus Brüssel. — Unter den Vereinen zur Förderung der Zwecke der belgischen Liberalen steht die Brüsseler Association libérale obenan. Um den jetzt dringlichsten Zweck einer Einigung der verschiedenen Fractionen der liberalen Partei, — der Altliberalen oder Doctrinären, der Progressisten und der Radicalen — durch Aufstellung eines gemeinschaftlichen Programms zu erreichen, hat die Association neulich ein Circular an die provinciellen liberalen Vereine erlassen. Dieses Circular hat jedoch seiner Farblosigkeit wegen allgemeine Verdammung gefunden. Es spricht sich nur über einen Gegenstand aus, nämlich das Unterrichtswesen, für dessen sehr nothwendige Verbesserung es nur sehr ungenügende, empirische Vorschläge macht, während die Frage, die den mehr fortgeschrittenen Liberalen am wichtigsten ist, — der obligatorische Volks-Unterricht durch Laien — einer unbestimmten Zukunft überwiesen wird. Dieser Mangel an Muth, sich offen zu reellem Fortschritt statt zu ärmlichen Auskunftmitteln zu bekennen, trägt schon seine Früchte und wird, wenn nicht noch zuletzt eine alle Fractionen befriedigende Formel entdeckt und angenommen wird, den Kutten die Genugthuung einer Majorität bei den kommenden Kammer-Wahlen geben.

Und Belgien bedarf in der That einer durchgreifenden Reform des Schulwesens. Ein paar Worte über dasselbe dürften hier wohl am Platze sein. An den Universitäten wird allgemein geklagt, daß die höheren und besonders die literarischen Studien mehr und mehr verfallen. Ungenügende Vorbereitung der Studenten, ihr Hang zum Vergnügen, und ganz besonders ihre fixe Idee, daß man nur studire, um die erworbenen Kenntnisse in Geld zu verwerthen, wodurch alle Arbeit auf Fach-Studium beschränkt und wirkliche, allgemeine Bildung zur Ausnahme gemacht wird, erklären dies. Die Athenäen und Colléges communaux, die unseren Gymnasien und Realschulen gleich kommen sollten, haben den Fehler, daß sie beide verbinden, natürlich mit getrennten Classen. Sogar von den Humanitätsschülern werden die alten Sprachen nur auf sehr fahrlässige empirische Weise gelernt, während

den Realschülern, denen der Abstammung der französischen Sprache von der lateinischen halber Kenntniß der lateinischen Sprache weit nothwendiger ist, als den deutschen Realschülern, davon auch kein Wort beigebracht wird. Die mathematischen Studien sind zufriedenstellender. Für die physischen und naturwissenschaftlichen Studien fehlt es jedoch, besonders in den Colléges communaux an dem nothwendigen Lehr-Apparatus und ist das Studium nur als ein nominelles zu betrachten. Da die nach französischer Sitte mit diesen Schulen verbundenen Pensionsanstalten von den Gemeinderäthen verwaltet werden und sich untereinander Concurrenz machen und die Belgier sehr auf gutes Essen halten, so wird die Qualität der materiellen Nahrung, die verabreicht wird, häufig als von weit größerer Wichtigkeit betrachtet, als die der geistigen Nahrung. Ueberhaupt dürfte man sich kaum irren, wenn man viel von der Entnervung und Charakterschwäche der französischen höheren und mittleren Classen dem Pensionats-Systeme zuschriebe. Das methodische und beständige Spioniren, das von Directoren und Aufsehern ausgeübt wird, die Beaufsichtigung in den geringsten Details, die Abwesenheit alles Familienlebens, die an Gefängnisse erinnernden Regeln und Einrichtungen, die Abwesenheit alles wirklich moralischen Unterrichts und ein religiöses Formwesen, obligates Beichtegehen u. s. w., das sogar von den jüngeren Schülern schon als reine Heuchelei betrachtet wird, sind nicht geeignet starke, auf sich selbst vertrauende Charaktere zu bilden.

In Belgien sind die Folgen eines solchen Systems ungefähr dieselben wie in Frankreich. In den von Geistlichen geleiteten Anstalten sind dieselben Uebelstände in noch höherem Grade zu bemerken, da dort das Spionirsystem sogar zum gegenseitigen unter den Schülern ausgebildet worden ist. Ein besseres Urtheil läßt sich über die theilweise der Regierung, theilweise den Gemeinden gehörenden Écoles moyennes, — in denen jedoch der Unterricht nicht so weit geht, als in unseren Bürgerschulen, — und Volksschulen fällen. Eine tüchtige Klasse von Lehrern geht aus den Normalschulen hervor und es ist ihnen eine materiell ausreichende und gesellschaftlich nicht unangenehme Stellung gesichert, so daß sie im Allgemeinen ihre Pflichten mit Eifer und Fähigkeit erfüllen. Durchschnittlich spricht und schreibt der gewöhnliche Belgier weit grammatikalischer als der Franzose, und hat auch bessere Begriffe von Geographie und Geschichte. Der faulste Fleck im belgischen Unterrichtswesen sind jedoch die zahlreichen und geistlichen Hochdrucks wegen stark besuchten Volksschulen, die von den frères de la doctrine chrétienne oder wie man sie gewöhnlich nennt, petits frères gehalten werden. Da wird nichts Tüchtiges gelehrt, der Geist systematisch verdunkelt, und was noch schlimmer ist, häufig der junge Körper des unschuldigen Kindes durch unnennbare Laster Seitens der Lehrer besudelt oder geschändet. Alle

Augenblicke steht so ein Bruder Chrysostomus, oder Cyrillus, oder Eugenius vor den Assisen und wird in's Zuchthaus geschickt. Leider finden sich immer neue Schandgesellen, die sich darauf zu verlassen scheinen, daß in den meisten Fällen ihre Verbrechen unentdeckt und daher unbestraft bleiben.

Die Erziehung der Mädchen ist noch meistens in den Händen der Klöster, und Unwissenheit und Aberglaube sind das Resultat. Seit einiger Zeit jedoch haben die liberalen Gemeinderäthe Mädchenschulen gegründet, die viel Gutes wirken. Die der Städte Brüssel und Lüttich sind mit besonderem Lobe zu erwähnen.

Herr Funck, ein échevin von Brüssel, der sich um das Unterrichtswesen große Verdienste erworben hat, hat den Antrag in der Kammer gestellt, den Volksunterricht obligatorisch zu machen. Der clericale Magistrat hat more franco einen Geistlichen, der Mitglied der Kammer ist, den Canonicus de Haane zum Berichterstatter erwählt, was auf dasselbe hinausläuft, als einen Wolf zum Schafhirten zu machen. Der Bericht giebt alle möglichen Gründe, Freiheit der Familienhäupter u. s. w., gegen den Antrag und zu Gunsten der Erhaltung der heiligen Unwissenheit an. Der Bericht wird nächstens in der Kammer besprochen werden. —

Der von der Internationalen angezettelte Strike in den Charleroier Kohlenbergwerken ist gänzlich vorüber. Die Arbeiter haben 14 Tage Lohn verloren und sind unter den alten Bedingungen zur Arbeit zurückgekehrt. Sie hatten gehofft, ihrer mit großer Regelmäßigkeit eingesammelten Beiträge wegen, Unterstützung in Geld von der Internationalen zu erhalten. Ihre Hoffnung war jedoch eitel. Die armen Leute hatten vergessen, daß die Herren Secretäre und Agitatoren ihre Gehälter beziehen müssen und, wenn diese interessante Operation vollzogen ist, Nichts oder nur sehr wenig in der Kasse bleibt. Während der interessanten Operation müssen die Herren wohl ebensoviel Mühe haben, nicht zu lachen, wie die römischen Auguren, von denen Cicero spricht.

Russische Steuerverhältnisse. Aus St. Petersburg. — Die Zeitungen berichten uns, daß man bei Ihnen noch immer recht viel Gutes von uns sagt. Wir dagegen reden von Ihnen gar nicht mehr, weder im Guten noch im Bösen. Prinz Friedrich Karl und Graf Moltke sind so gründlich vergessen, als ob sie sich nie an der Neva gezeigt hätten. Die große Frage des Tages ist heute der Voranschlag für 1872. In einer Zeit, da der Tag, welcher keine neue Bank hervorgezaubert hat, als ein verlorener gelten muß, ist das ein Gegenstand, der alle Aufmerksamkeit verdient. Ich glaube aber nicht, daß gerade den Lesern Ihres Blattes für die einzelnen Posten dieser Aufstellung dasjenige Maß von Interesse innewohnt, welches bei unseren finanziellen Modeschwätzern seit 14 Tagen zum guten Ton gehört. Ich darf mich deshalb auf die Beleuchtung einiger Hauptpunkte beschränken, denen sich, neben der fiscalischen, auch eine gewisse culturgeschichtliche Bedeutung nicht absprechen läßt.

Der Voranschlag schließt bekanntlich mit einem Einnahmeüberschuß von 384,000 Rbl. ab, obschon für verschiedene Verwaltungszweige eine nicht unerhebliche Steigerung der Ausgaben vorgesehen ist. Dieser Ueberschuß hat um so größere Befriedigung hervorgerufen, als er aus erhöhten Steuer-

erträgen herrührt. Vom finanziellen Standpunkt läßt sich gegen diese Empfindung offenbar nichts einwenden. Anders dürfte sich die Sache gestalten, wenn man die Natur der Steuer in Betracht zieht, welcher der Zuwachs zu verdanken ist. Wenn Sie die Berichte verfolgen, welche über die Angelegenheit in die Welt gegangen sind und noch gehen, so werden Sie finden, daß dieser Punkt meist mit Stillschweigen übergangen wird, obschon Herr von Reutern aus den Zahlen kein Geheimniß gemacht hat. Die veranschlagten Einnahmesteigerungen vertheilen sich auf die Steuerposten, Post, Zölle und Accise. Die beiden letzteren belaufen sich zusammen auf ca. 2 Millionen, würden also einen erheblichen Kurzschuß nicht verhindern; dafür soll die Accise allein 29 Millionen mehr einbringen als im vorigen Jahre. In's rechte Licht tritt diese Zahl aber erst, wenn man weiß, daß der Betrag der Steuer damit auf 164 Millionen steigt. Da der gesammte Reichsvoranschlag sich auf 480 Millionen beläuft, so geht daraus hervor, daß der russische Staat im eigentlichen Sinne des Wortes vom Branntweinverbrauch seiner Angehörigen lebt. Eine so ergiebige Einnahmequelle muß der Regierung um so mehr am Herzen liegen, als die in Aussicht genommene diesjährige Mehreinnahme nichts Zufälliges ist, sondern nur die glänzendste Frucht einer Entwicklungsfähigkeit darstellt, die sich seit 10 Jahren niemals verleugnet hat. In erster Linie erklärt sich dieselbe aus der ungeheuren Zunahme der Trunksucht im Volk, in zweiter aus den Erhöhungen des Steuersatzes, wie wir sie im Beginne fast jedes Finanzjahres gewohnt sind. So fest ist in der That die Schraube schon angezogen, daß der Betrag der Accise den Marktpreis des Branntweins etwa um 4/5 übersteigt. Unsere Optimisten pflegen aus diesem Umstande den Schluß zu ziehen, daß es mit der Völlerei nicht so schlimm bestellt sei. Und wer wollte leugnen, daß die Höhe der Steuer auf ihren Ertrag nicht ohne Einfluß bleiben könne; allein eine Abnahme kann die Trunksucht doch nicht erfahren haben; denn offenbar würden die Steuerzuschläge sonst ihre Wirkung versagen. Daß dieser Moment einmal eintreten werde, läßt sich nach dem Gesetz, daß der Mensch nur ein begrenztes Maß von Flüssigkeit zu sich nehmen kann, mit Sicherheit annehmen, noch aber ist er nicht gekommen. Es darf deshalb auch zuversichtlich auf eine abermalige Erhöhung der Accise gerechnet werden.

Diese Steuer könnte übrigens noch weit bedeutendere Erträge liefern, wenn nicht ungeheure Summen, trotz des unglaublich verwickelten Ueberwachungsmodus, durch den Unterschleif verloren gingen, der im Innern des Reiches überall im großartigsten Maßstab betrieben wird. Die hierbei gemachten Gewinne sind so bedeutend, daß einem Bekannten von mir, der in einer lithauischen Stadt einen höheren Accisenposten bekleidete, die Zumuthung gemacht werden konnte, 50,000 Rbl. für sein Schweigen anzunehmen. Mit jeder weiteren Erhöhung der Steuer steigt natürlich die Versuchung zum Unterschleif, mithin auch der entsittlichende Einfluß der Accise auf das ohnehin nicht strenge Gewissen unserer Bevölkerung. Die Regierung weiß das und beklagt es, wie sie die Völlerei beklagt. Allein es liegt in der Natur der Sache, daß sie keine ernstlichen Schritte gegen ein Uebel thun kann, von welchem sie leben muß. Jedoch sind neuerdings Anstands halber einige Scheinmaßregeln getroffen worden. Man hat die Anzahl der Schänken pro forma beschränkt, die Abgabe auf die Schankberechtigten erhöht u. s. w. Wie

der Staat in Wahrheit zu der Sache steht, das hat sein Verhalten gezeigt, als vor mehreren Jahren, bald nach Einführung der Accise in West-Rußland, hier und da unter den Bauern Mäßigkeitsvereine entstanden. Dieselben wurden ohne viel Federlesens aufgelöst — natürlich unter einem Vorwande, der weniger gehässig erschien, als die eigentliche Veranlassung.

Einen günstigen Einfluß hat die Reichsgesetzgebung nur in den Ostseeprovinzen gehabt. Während der Branntweinverbrauch im ganzen übrigen Reich bedeutend zugenommen hat, ist er hier binnen wenigen Jahren durchschnittlich um mehr als 50 pCt. gesunken. Zunächst erklärt sich diese Erscheinung aus der Verschiedenartigkeit der früheren gesetzlichen Bestimmungen in den drei Provinzen und dem Reich. Während die Berechtigung zu demselben hier an große Unternehmer verpachtet war, gehörte sie in den baltischen Landen den Rittergütern. Dabei war das Getränk in Rußland theuer und schlecht, in Livland wohlfeil und gut. Die Accise führte eine Preisausgleichung zu Ungunsten der baltischen Consumenten herbei, die bei der natürlichen Sparsamkeit derselben fast unmittelbar eine bedeutende Einschränkung des Verbrauchs zu Folge hatte. Ein günstiges Geschick hat gewollt, daß dieser Umstand mit der freien wirthschaftlichen und socialen Entwickelung zusammentraf, welche seit dem Beginn der sechziger Jahre in den drei Provinzen begonnen hat. Heute ist der baltische Bauer so weit vorgeschritten, daß er den Branntwein für ein gemeines Getränk anzusehen anfängt. An die Stelle desselben ist das Bier getreten; in manchen besonders wohlhabenden Gegenden ist auch der Wein nichts Unbekanntes mehr. Unserer Finanzverwaltung hat der Rückgang des Branntweinverbrauchs in den Ostseeprovinzen manche Sorge bereitet. Zu wiederholten Malen ist der Plan erwogen worden, ob der Sache nicht durch Einführung der in den drei Provinzen bisher noch nicht bestehenden Schankfreiheit aufzuhelfen wäre. Bisher ist der Gedanke nicht zur Ausführung gekommen, allein man hat sich auf andere Weise zu helfen gewußt, indem man unter Anderem z. B. die Krüger (Schankwirthe) auf dem Lande nöthigt, Handelsscheine zu lösen, ohne Rücksicht darauf, ob diese Leute es in ihrem Interesse finden, Handel zu treiben oder nicht. Man verfährt dabei mit derselben Willkür wie sie bei Veränderungen der verschiedenen Positionen des Zolltarifs stattfindet, die nicht selten mehrmals monatlich vorgenommen werden, ohne daß davon dem Handelsstande oder den sonst Betheiligten Anzeige gemacht würde. Sie erfolgen durch Rescript des Ministeriums an die Zollstellen und werden lediglich als eine innere Angelegenheit desselben behandelt. Die Verluste, welche die Geschäftswelt, die sich im Vertrauen auf bekannte Tarifpositionen Waare kommen läßt, durch dieses formlose Verfahren erleiden muß, kommen nicht in Betracht. In manchen Fällen hängen diese plötzlich angeordneten Veränderungen des Tarifs mit Begünstigungen zusammen, welche man einflußreichen Persönlichkeiten zukommen lassen will. So braucht z. B. nur, um ein keineswegs vereinzeltes Beispiel herauszugreifen, eine solche persona [illegible]sima eine Fabrik anzulegen, und sogleich wird die Einfuhr des betreffenden Gegenstandes entweder ganz verboten oder mit einem Zoll belegt, der einem Verbote gleichkommt; daß derartige Willküracte weniger dem Finanzminister als den Bemühungen unserer Hofcamarilla zur Last gelegt werden müssen, ist für jeden Kenner der hiesigen Zustände selbstverständlich. Von einem rus-

sischen Staatsdiener darf man aber die feine Empfindung nicht verlangen, welche einem preußischen Minister verbieten würde unter solchen Umständen seinen Posten zu behalten. Eigene Ueberzeugungen haben hier nie Kurs gehabt, und lassen sich auch unter dem jetzigen Regierungssystem mit einem gedeihlichen Fortkommen im Staatsdienste nicht wohl vereinigen.

Vom preußischen Landtag. Aus Berlin. — Die so lange mit einiger Spannung erwartete Debatte über den Etat des Cultusministeriums liegt nun hinter uns; drei Tage nahm sie in Anspruch trotz Zuhilfenahme einer Abendsitzung und obgleich mit Rücksicht auf den Wechsel in der Leitung des Ministeriums eine Reihe von Anträgen Seitens der Commissare des Hauses zurückgezogen worden war. Das Haus zeigte bei diesen Debatten, namentlich am ersten Tage, ganz die Physiognomie, welche ihm bei der Verhandlung hochwichtiger Fragen eigen zu sein pflegt: zahlreich besetzte Bänke, gespannte Aufmerksamkeit auf die Redner, dicht gefüllte Tribünen. Und in der That ist es kaum möglich, dasjenige, was die Debatte des ersten und zweiten Tages herausgestellt hat, in seiner Tragweite zu überschätzen. Die Auseinandersetzung mit Rom und der römischen Fraction — die Polen als Affiliirte gehören, Feinde des Reiches wie sie sind, mit zur Signatur des Centrums — hat begonnen, und zwar in einer Weise, daß es kaum mehr möglich sein wird, sie nicht auch ganz und gründlich zu vollziehen. Noch kann man nicht sagen, es sei eine Schlacht geschlagen; aber der Krieg ist erklärt, Parole und Feldgeschrei auf beiden Seiten ausgegeben. Der Reichskanzler selbst ist in voller Rüstung und mit wehendem Banner auf den Plan getreten, sicher nicht blos, um dem Cultusminister bei der Vertheidigung einer Maßregel, die vor seinem Eintritt in's Cabinet berathen und beschlossen worden, zur Seite zu stehen, auch nicht blos, um die Einmüthigkeit des Ministeriums in dieser und den damit zusammenhängenden Fragen thatsächlich zu demonstriren, sondern auch wohl um zu zeigen, daß er entschlossen ist, in diesem auch das Reich im Innersten angehenden Kampfe persönlich an die Spitze zu treten, ich möchte fast sagen, die oberste und auswärtige Leitung des Cultusministeriums zu übernehmen.

Es war die im Sommer v. J. erfolgte Aufhebung der katholischen Abtheilung im Cultusministerium, an deren Kritik sich die erste Kriegserklärung anschloß; daß dies erwartet worden war, bewies das rechtzeitige Erscheinen des Reichskanzlers im Hause. Das Centrum schickte einen seiner fähigsten Köpfe, vielleicht den überzeugtesten und darum auch entschlossensten seiner Führer voran, Herrn v. Mallinkrodt. Ein wundersamer Begriff von Parität ist es doch, den dieser Herr praktisch aufstellte, wiewohl er nachher den Versuch machte sie theoretisch besser zu definiren. Eine der Kopfzahl der Confessionen arithmetisch wenigstens annähernd entsprechende Vertheilung in der Besetzung der oberen Staatsstellen, das soll ein Postulat der Parität sein! Dann freilich ist, das muß man Hrn. Mallinkrodt trotz aller Neins und Ohos von den verschiedensten Bänken des Hauses wahr lassen, in Preußen keine Parität: das ist Thatsache. Sollte dieselbe, theilweise, auch beabsichtigt sein — und der Ministerpräsident deutete ja an, daß er Minister-Collegen und Oberpräsidenten von der Richtung des Centrums unmöglich brauchen könne — so wissen alle der Richtung des Centrums nicht angehörige Katholiken,

bei wem sie sich dafür zu bedanken haben: bei den Jesuiten mit und ohne Kutte, diesseits und jenseits der Alpen, bei der katholischen Fraction, welche in der Bekämpfung des deutschen Staates und des deutschen Wesens überhaupt eine Lebens- und Existenzfrage, und zwar mit Recht, erblickt. „Anerkennung der relativen Gleichberechtigung der verschiedenen Standpunkte", das ist Parität, sagte Hr. v. Mallinkrodt später. Recht schön, aber wie es scheint, hat er damit doch auch nur jene mechanische und äußerliche Vorstellung von Parität verbunden; wie hätte er sonst den Einwurf Virchows, daß ein Anhänger des Syllabus und der Encyclica bei Strafe des Anathems sich zu dem Grundsatz einer wahren Paritat nicht bekennen dürfe, ablehnen können? Anerkennt denn die Fraction in der katholischen Kirche, die seit dem 18. Juli 1870 nun auch formell die Herrschaft über sie an sich gerissen hat, die relative Gleichberechtigung des Staates gegenüber der Kirche, der verschiedenen christlichen Confessionen gegenüber der katholischen? Ist für sie der Staat etwas anderes, als etwa ein todtes corpus, der von ihr und lediglich von ihr die Beseelung, die sittlichen Impulse zu empfangen hat? Herr v. Mallinkrodt ist denn auch den Beweis, daß seine Fraction und die hinter ihr stehende kirchliche Faction die Parität in dem tieferen Sinne, in dem sie allein etwas Inneres und Lebendiges sein kann, verstehe und erstrebe, vollständig schuldig geblieben.

Der Fürst Reichskanzler sprach (am ersten und wiederholt am zweiten Tage) augenscheinlich mit großer innerer Erregtheit, deren vollen Ausbruch aber ein gewaltiger Wille hemmte. Was er sagte, war in mehrfacher Beziehung eine politische That von folgenschwerster Bedeutung: „Ich habe, als ich aus Frankreich zurückkam, die Bildung dieser Fraction nicht anders betrachten können, als im Lichte einer Mobilmachung der Partei gegen den Staat": das ist deutlich gesprochen und schneidet, sollte ich meinen, das Tafeltuch zwischen der Centrumsfraction und dem Reichskanzler entzwei. Auch die zu ruhiger, leidenschaftsloser Verhandlung einladenden Worte am Schlusse der ersten Rede Bismarck's können nicht so aufgefaßt werden, als stellten sie Compromisse in Aussicht — das schimmerte an verschiedenen Punkten der Rede durch, daß auf diese, noch einmal angewendete, aber verlorene Liebesmüh verzichtet sei — sondern nur so, daß es noch Zeit sei einzulenken und den Anforderungen des Staates gerecht zu werden. Aber nicht nur zwischen Centrum und Reichskanzler ist gebrochen; der letztere betonte, und das ist ein weiterer denkwürdiger Punkt in seiner Rede, die Solidarität des Ministeriums nicht blos in dieser Frage, sondern als ein bezüglich aller wichtigen Staatsfragen aufzustellendes constitutionelles Postulat; ingleichen die Nothwendigkeit, in solchen Fragen eine parlamentarische Majorität hinter sich zu haben. Von den wunderbaren Wandlungen der letzten fünf Jahre ist diese wahrlich nicht die geringste! — Ferner constatirte der Ministerpräsident den confessionellen Charakter der Centrumsfraction und wies auf die Ungeheuerlichkeit und Ungesundheit eines solchen politischen Phänomens hin. Die Herren vom Centrum wurden hitzig — es ist begreiflich, denn die Hiebe waren wuchtig und gingen nicht fehl —; Windthorst, wäre er nicht gar zu wenig reckenhaft, hätte in einzelnen Momenten wohl für einen Berserker gelten können; nach dem Princip si fecisti nega wagte man es wirklich, die übrigens aller Welt offenkundige Thatsache

zu bestreiten. Der Reichskanzler brachte aber am zweiten Tage in einem Wahlaufrufe der Partei aus Oberschlesien, den er ganz verlas und der mit den Worten „Gelobt sei Jesus Christus" begann, ein so classisches Beweisstück bei, daß Herrn Reichensperger (Coblenz) nichts übrig blieb, als an den Gebrauch fauler Aepfel bei den Wahlen in England zu erinnern; ein apologetisches Auskunftsmittel, wohl geeignet, zu zeigen, daß hier in der That manches faul sein muß. Aber auch die außer dem Hause stehende clericale Partei erfuhr eine ganz und gar nicht mißzuverstehende Zurückweisung: „wir können den dauernden Anspruch auf eine Ausübung eines Theils der Staatsgewalt den geistlichen Behörden nicht einräumen: und soweit sie dieselbe besitzen, sehen wir uns im Interesse des Friedens genöthigt, sie einzuschränken." Die letzten Worte sind ein deutlicher Hinweis auf das Schulaufsichtsgesetz, um welches der Hauptkampf dieser Session entbrennen, und, wenn diese Zeilen gelesen werden, wohl schon ausgefochten sein wird. Daß wir der Staatsregierung einen möglichst vollständigen Sieg wünschen, brauchen wir nicht erst zu sagen; wir wünschen aber auch lebhaft, daß es ein solcher Sieg sein möge, aus dem der clericalen Agitation möglichst wenig frische Nahrung zugeführt wird, und das ist, fürchten wir, bei der jetzigen Fassung des Gesetzes nicht der Fall. Auf diesen Wunsch bringt uns die Rede, welche Virchow am zweiten Tage der Verhandlungen hielt, und die Art und Weise, in welcher diese Rede verwerthen zu wollen das Centrum durch den Mund Reichensperger's deutlich genug zu verstehen gab. Unter dem Schutz des nachsichtigen Präsidiums des Hrn. v. Köller nahm Virchow zu der die katholischen Bisthümer betreffenden Ausgabeposition Veranlassung, über verschiedene all diesen Kämpfen zu Grunde liegende Gegensätze principiell sich auszusprechen: über die richtige Abgrenzung des Herrschaftsgebiets des Dogmas, über Dogmen im Sinne der Religion und Dogmen im Sinne der Hierarchie, über deutsche und römisch-ultramontane Welt- und Lebensauffassung. Es wäre vielleicht besser gewesen, diese Erörterungen auf eine Gelegenheit zu versparen, wo sie sich an das zur Discussion stehende Thema unmittelbarer angeschlossen und deshalb eine breitere Darlegung vertragen hätten; so wird es bei der Unwahrhaftigkeit der clericalen Presse vergebens gewesen sein, daß Virchow zwischen religiösen Interessen und hierarchischen Gelüsten scharf unterschied, und leider wird Reichensperger für manche Gegenden Recht gehabt haben, wenn er meinte, die Rede Virchow's nütze dem Centrum mehr, als das beste Wahlmanifest. Hat diese Partei es nicht auch vor zwei Jahren verstanden, aus dem Gneist'schen Bericht über die Klosterfrage eine ihrer wirksamsten Waffen zu machen?

Am dritten Tag kamen die lange genug und auch jetzt noch immer wieder vertrösteten Schullehrer an die Reihe. Daß in einem großen Theil des Staats denselben nur durch Schaffung lebens- und leistungsfähiger Gemeinden dauernd zu helfen sei, wurde anerkannt, ebenso aber auch, daß inzwischen der Staat zu helfen verpflichtet sei. Geschähe es nur nicht so dürftig! Ich wünschte, es wäre auch ein politischer Gesichtspunkt hervorgehoben und dem Ministerpräsidenten zu ernstester Erwägung gewiesen worden. Sollte es, in katholischen Landestheilen zumal, nicht hoch an der Zeit sein, der ecclesia militans gegenüber auch Seitens des Staats mobil zu machen, und zwar eben die Schullehrer? Das kann aber dadurch allein, daß man sie

dem Clerus gegenüber formell und rechtlich unabhängiger stellt, noch nicht geschehen — denn der Mensch lebt nicht allein von der Ehre — sondern man müßte den Mann, um seine Unabhängigkeit wirklich zu fundiren, auch auskömmlich besolden. In Baiern hat man das begriffen und danach gehandelt.

Die diesjährige Debatte über den Cultusetat war wohl, seit es einen preußischen Landtag gibt, die erste, in welcher nicht der Cultusminister (obgleich er als Nachfolger Mühler's schon ohne alles eigene Zuthun Gegenstand auflebender Hoffnungen sein müßte), sondern der Ministerpräsident die Hauptrolle spielte. Lag vielleicht in dem Gefühl, Deuteragonist zu sein, der Grund, weshalb Falk im Verlauf der Debatte so oft, und nicht gerade immer besonders geschickt, auf seine Person zurückkam? Es ist freilich nicht zu vermeiden, daß ein unter schwierigen Verhältnissen neu eintretender Minister von sich sprechen muß, wäre es auch nur, um diejenige Nachsicht in Anspruch zu nehmen, welche er billigerweise zu erwarten berechtigt ist; und da aller Anfang schwer ist, so darf man es wohl auch nicht auffällig finden, wenn der Minister Falk nicht alsobald die vollendete Gewandtheit entwickelt, welche der Geh. Rath Falk als Commissar des Justizministeriums so oft an den Tag legte.

Die mit der Vorberathung der Kreisordnung betraute Commission arbeitet mit einer Raschheit, welche das Zustandekommen dieses fundamentalen Gesetzes, wofern das Herrenhaus keinen Strich durch die Rechnung macht, für diese Session doch noch hoffen läßt. Es ist nicht zu zweifeln, daß der Minister des Innern, um endlich von diesem Gesetz entbunden zu werden, bis an das äußerste Maß dessen, was die Rücksicht auf das Herrenhaus als noch möglich erscheinen läßt, sich entgegenkommend zeigen wird; auch das Abgeordnetenhaus begegnet sich mit dem Minister in demselben Wunsche und wird wohl, wenn aus den in der Commission beschlossenen Compromissen ein erträgliches Resultat hervorgeht, die Vorlage en bloc annehmen, was nicht nur der Zeitersparniß wegen, sondern auch deshalb wünschenswerth wäre, weil die Regierung alsdann dem Herrenhause das patriotische Opfer unveränderter Annahme mit weit größerem Nachdruck ansinnen könnte. Was das Zustandekommen der Kreisordnung vor zwei Jahren mit verhinderte, war die Erklärung Eulenburg's, daß das, was für die östlichen Provinzen zum Gesetz erhoben werden würde, im wesentlichen auch in die westlichen Provinzen eingeführt werden solle; man fürchtete, durch mancherlei Erfahrungen unliebsam belehrt, die uniformirende Schablone, obgleich der Minister es vielleicht so nicht gemeint hatte. Zum Glück hat sich Eulenburg wohl gehütet, bei der diesmaligen Einbringung des Entwurfs jene Erklärung zu wiederholen. Ein ganz besonderer Grund, mit der Kreisordnung noch in dieser Session fertig zu werden, liegt aber noch darin, daß es doch nicht gut thunlich ist, die Provinzial- und Gemeindeordnung für die östlichen Provinzen durch ein anderes Haus berathen zu lassen, als das mit der Kreisordnung befaßte. Würde also jetzt die Kreisordnung nicht Gesetz, so bliebe, wenn man nicht Alles wieder auf zwei Jahre hinausschieben will, was unmöglich ist, nichts übrig, als in der nächsten Session Gemeinde-, Kreis- und Provinzialordnung zumal vorzulegen. Dies aber und dazu noch ein allgemeines Unterrichtsgesetz möchte denn doch für eine in ihrer Zeit durch den Reichstag ohnehin beschränkte Session um Vieles zu viel sein.

Literatur.

Zeitgeschichtliche Flugschriften. Ein Stück aus der Hinterlassenschaft des Herrn von Mühler (Berlin, Rob. Oppenheim 1872) ist der Name einer Flugschrift aus der Feder eines freisinnigen Theologen, welche „zur Erwägung für die Folgezeit" eine wichtige Seite der geistverwüstenden Mißwirthschaft des jüngst entlassenen Ministers in helles Licht setzt. Es handelt sich um die allmähliche systematische Zerrüttung der theologischen Facultäten an den preußischen Hochschulen durch Herrn v. Mühler, der hierin freilich nur den Tendenzen Raumer's gefolgt ist. Die leitende Maxime war dabei, Berufung und Ernennung der theologischen Lehrer nicht von ihrem wissenschaftlichen Verdienste, sondern von ihrer „Bekenntnißtreue" abhängig zu machen, welche selbstverständlich zu jenem fast immer in umgekehrtem Verhältnisse stand. Das Resultat ist, wie mit vorzüglicher Personenkenntniß dargethan wird, Vertreibung der liberalen Richtungen von den preußischen Anstalten — so daß ganz schwachselige Vermittlungstheologen daselbst schon für freimüthig gelten — und statistisch erkennbare beträchtliche Abnahme des theologischen Studiums in Preußen. Wir empfehlen das Schriftchen jedem Freunde der Wissenschaft und besonders Herrn Falk, den seine Neuheit im Amte an dieser einstündigen lehrreichen Lectüre nicht verhindern möge. —

Wen nach erheiternden Eindrücken in trüben Stunden verlangt, der lese „die Sünden des Liberalismus ꝛc. von einem rheinpreußischen Juristen" (Leipzig, F. E. C. Leuckart 1872), ein Meisterstücklein komischen Aergers über die Reichsentwicklung, ein ultramontanes Schelmenliedchen, gesungen zur Schimpfleier, worin uns besonders das naive Geständniß gefallen, daß den „katholischen" Zeitungen nur durch Abonniren und Inseriren, nicht durch Raisonniren zu helfen sei.

Freunden tragischer Schauspiele sind dagegen die „hinterlassenen Schriften von Gervinus" (Wien, W. Braumüller 1872) anzurathen. Ueber Gervinus dachte man längst wieder milder, besonders seit der schönen und warmen Darstellung seiner unvergänglichen Leistungen durch R. Gosche. Auch unseren Buchhändlern gebührt das Lob, daß sie zum Frieden für den Verstorbenen beizutragen strebten: E. Geibel (Duncker u. Humblot), indem er eine Wiederauflage der vergriffenen Streitschrift Braun's gegen Gervinus nach dessen Tode verhinderte, Dr. W. Engelmann, indem er sich weigerte, durch Verlag jener Hinterlassenschaft dem Andenken seines Freundes zu schaden. Die Wittwe ist nun damit an andere Thüren gegangen. Der Nachlaß besteht aus einem noch unbenutzten Retourbillet für die Weltgeschichte, gültig bis jenseit der Annexionen von 1866, und einem Selbstporträt des Verfassers, im Hohlspiegel gezeichnet. Gervinus liefert durch das letztere allerdings den Beweis, daß er seinem Widersacher Braun geistig in jeder Beziehung überlegen, und daß er vor allem in seinen eigenen Schriften genauer belesen ist, als jener. Wir halten diesen Nachweis für durchaus unnöthig und erklären im Interesse von Gervinus: der Rest ist Schweigen! a/D.

Ausgegeben: 9. Februar 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Wodan und Donar als Ausdruck des deutschen Volksgeistes.

Es mag befremden, die verschollenen und vergessenen alten Götter als Zeugen aufrufen zu hören über Geist und Eigenart unseres Volkes: man wird vielleicht die Frage aufwerfen, ob das der mythologischen Forschung nicht Gewalt anthun und einen der Entstehung dieser Gebilde äußerlichen, fernen Gesichtspunkt einnehmen heiße. Und doch ist die nationale, die ethnologische Auffassung der Mythologie die tiefst berechtigte, die höchst wissenschaftliche. Wir verdanken sie Jakob Grimm und der historischen Schule. Man darf behaupten, erst jener Mann, erst diese Schule hat die Wissenschaft der deutschen Mythologie geschaffen: vorher war sie ein krauses Raritäten- und Curiositäten-Cabinet, an dessen barbarischen Gestalten die classisch geschulte Philologie wohl mit einem vornehmen Schürzen der Lippe, das „christliche Bewußtsein" aber ein Kreuz schlagend mit dem pharisäischen Wohlgefühl vorüberschritt, wie man es doch seitdem so herrlich weit gebracht. Daß diese ehrwürdigen Götter von Fleisch und Geist des deutschen Volksthums und sehr fragwürdige Auskunftspersonen über dieses Volkes Wesen seien, ahnte man nicht. Die historische Schule aber, wie sie von Savigny und Niebuhr, von Eichhorn und von den Brüdern Grimm begründet worden, erblickt in der Religion ein wesentlich menschliches Attribut wie in Sprache, Familie, Kunst, Moral, Recht und Wissenschaft: in diesen Hauptgebieten und Richtungen lebt sich die Fülle menschlicher Anlage dar. Ueberall, wo Menschen wohnen, auch in den Zuständen der frühesten Vorcultur, finden sich wenigstens Anfänge, Ansätze zur Verwirklichung dieser gemeinmenschlichen Anlagen. Aber dieses allgemeine Licht erscheint nirgends abstract, rein, sondern überall concret, in bestimmter Färbung. Es hat nie gegeben und wird nie geben eine einheitliche Sprache, Kunst, Rechtsbildung der ganzen Menschheit; sondern der gemeinmenschliche Sprachtrieb, Kunsttrieb, Rechtstrieb verwirklicht die gemeinmenschliche Potenz der Sprache, die Idee des Schönen und des Rechts in stets wechselnden Erscheinungsformen. Die Eigenart, die Färbung jeder einzelnen dieser Erscheinungen ist das Product von zwei Factoren: einem äußerlichen, realen: das ist der Inbegriff der geschichtlichen Voraussetzungen eines Volkes in Raum und Zeit, und einem innerlichen, idealen: das ist jenes in seinen innersten Tiefen undurchdringbare Geheimniß,

welches wir den National-Charakter nennen. Die Gestaltung des Rechtslebens in Deutschland z. B. seit dem 14. Jahrhundert ist einerseits ein Product der geschichtlichen Voraussetzungen des deutschen Nationallebens in jener Periode — der Zusammenhang mit Italien, die römische Kaiserkrone: daher das Eindringen des römischen Rechts — andrerseits des Nationalcharakters, der viele deutschrechtliche Bildungen sich nicht entwinden ließ.

Wenn nun also in der deutschen Mythologie wie z. B. im deutschen Recht neben den besonderen geschichtlichen Voraussetzungen der deutsche Nationalcharakter Ausdruck gefunden hat, so müssen wir, nach Ausscheidung der Einflüsse jener äußerlichen Einwirkungen, einen reinen Rest in dieser Mythologie antreffen, welcher uns eben nichts anderes als den Nationalcharakter aufweist. In der That, die Götter sind ja, wie ich das an einem anderen Orte ausgeführt,*) überall von den Menschen nach des Menschen Bilde geschaffen: der Mensch muß das Göttliche in der Religion unmittelbar erfassen, nicht, wie in der Philosophie, in der Vermittlung des begrifflichen Denkens: er erfaßt es mit dem Herzen, mit seinem Fürchten und Hoffen, das Göttliche soll ihm helfen, ihn schützen: es darf also dieser Gott der Religion kein unpersönliches Gesetz, wie der Gott der Philosophie, er muß ein persönlicher Gott sein. Da aber der Mensch keine andere Persönlichkeit kennt als eben die menschliche, so gestaltet er sich seine Götter als idealisirte, mit übermenschlichen Vorzügen ausgerüstete, dagegen von den menschlichen Schwächen befreite Menschen. Und selbstverständlich geht hierbei, nach dem oben angeführten Gesetz, jedes Volk von dem eigenen Wesen aus: die Götter des Olympos, Zeus, Ares, Apollon sind idealisirte hellenische Männer und Jünglinge. So sind Wodan und Donar idealisirte Germanen der Urzeit. Wir sind daher berechtigt in diesen beiden Gestalten das Spiegelbild des Antlitzes deutschen Volksthums zu suchen.

Aber freilich — nicht alle Züge dieser Figuren sind Ausdruck lediglich des Nationalcharakters. Wir erinnern uns, daß die Gesammtheit der äußeren geschichtlichen Voraussetzungen der andere gleich wirksame Factor bei diesen Bildungen ist. Daher z. B. der Einfluß des Klimas, der Landschaft: man darf annehmen, daß die germanische Religion zur Zeit der Einwanderung unserer Vorfahren aus Asien nach Europa lediglich eine Form jenes Lichtcultus war, welchen alle Völker der arischen Race in der asiatischen Heimat gemein hatten. Aber unzweifelhaft und unverkennbar hat die Versetzung in ein viel rauheres Klima, in eine ganz andere Naturumgebung auf Umgestaltung jenes ursprünglichen Lichtcultus großen Einfluß geübt: der lange,

*) „Im neuen Reich" 1871. II, 241: „über das Tragische in der germanischen Mythologie."

harte Winter in den Urwäldern Deutschlands gab namentlich der Wiederkehr des Frühlings, dem Sieg des Sommers über den Winter nunmehr eine viel tiefer empfundene Bedeutung. Ja, man darf nicht übersehen, daß das Furchtbare, Großartige und Wilde der Natur im scandinavischen Norden offenbar auch den Göttergestalten der Edda ihr Gepräge aufgedrückt hat und keineswegs ohne Weiteres alle Züge, welche die Nordgermanen ihrem Odhin und Thor beilegen, auch auf den Wodan und Donar der Südgermanen übertragen, obwohl diese Götter an sich identisch.

Dazu kömmt, daß als gestaltendes Organ des Religionstriebes die dichterische Phantasie, lediglich den Bedürfnissen des Schönen folgend, frei schaffend wirkt. Es geht daher nicht, alle Beziehungen, Abenteuer, Geschichten eines Gottes lediglich aus seiner Urbedeutung, z. B. Donar's als des Gewitters, erklären zu wollen. Es bleibt vielmehr in diesen Mythen häufig ein unerklärbarer, als nicht auf den Urcharakter des Gottes zurückführbarer Rest — die Zuthat der dichtenden Phantasie — und es ist Pedanterie, jede kleine Beziehung „deuten", mythisch entziffern zu wollen. Auch Uhland, dessen dichterischer Nachempfindung und Divination wir so manche tiefsinnige Erklärung der Mythen von Wodan und Donar danken, hat sich nicht immer ganz der Versuchung entzogen, Alles deuten zu wollen — freilich folgt man seinen Schritten gern, auch wenn sie in die Irre wandeln: denn ihn täuscht nicht pedantische Grübelei, — ihn inspirirt vielmehr die eigene hohe Dichterbegabung, so daß er uns diese Dinge oft schöner deutet, als sie selber jemals ahnten.

Mittelbar freilich gewährt auch die freie Phantasie in diesen Mythen Aufschluß über deutsche Volksart: wie die Geschichte deutscher Dichtung und Nationalliteratur überhaupt. Es ist eben doch deutsche, nicht römische, slavische, keltische Phantasie, die hier geschaffen und gewaltet. Und mittelbar sind auch die Naturgrundlagen, nicht nur die geistig-sittlichen Bedeutungen, dieser Götter Erkenntnißquellen für den Geist des Volkes: Donar als Gott des Ackerbaues, Wodan als Gott der Kriegspolitik spiegeln uns unmittelbar den Germanen jener Tage: aber auch Donar als Gewitter, Wodan als Luft und Wind bezeugen uns, in welcher eigenthümlichen Weise das ahnungsvolle, feine Naturgefühl der Deutschen jene Erscheinungen der Elemente erfaßte und empfand. Wir aber suchen in den beiden Göttern nur den unmittelbaren Ausdruck deutschen Wesens und betrachten daher nur ihre geistigen und moralischen Bedeutungen.

Die Naturgrundlage nun des Donar, nordisch Thôr, ist, wie sein Name besagt, das donnernde Gewitter: nach seiner idealen Bedeutung aber ist er der schützende Gott des Ackerbaues und aller menschlichen Cultur. Der Zusammenhang dieser auf den ersten Anblick befremdenden Verbindung liegt

darin, daß das Gewitter nicht in seiner den Menschen und ihren Werken schädlichen, sondern in seinen dem Ackerbaue wohlthätigen, die Erde befruchtenden Wirkungen als die Naturgrundlage des Gottes gefaßt wird: nicht der Blitz, der den Pflüger und sein Rind hinter dem heiligen Pflug erschlägt und die gefüllte Scheune entzündet, nicht der Gewittersturm, der dem Gehöfte das Dach von dem Haupte wirft, nicht der Wolkenbruch, der die Herde dahinschwemmt, oder der Hagel, welcher die Saaten zerschlägt — nicht solche Wirkungen des Gewitters gehen von Donar, dem Freund und Beschützer des Baumanns, aus — diese sind vielmehr die Werke seiner Feinde, der Riesen, eines älteren riesischen Donnergotts und der Sturm- und Hagelriesen u. s. w. Donar's Sendungen, Gaben und Werke sind vielmehr der befruchtende warme Gewitterregen, welcher das Saatkorn aufquellend keimen läßt und in würzigem Brodem aus den befeuchteten dunkelbraunen Schollen wieder in die gereinigten Lüfte steigt, sein Athem ist der erfrischende erquickende Hauch, welcher die brütende Schwüle des Sommertags in wohlige Kühlung auflöst und seines kräftigen Armes That ist die Zerschmetterung und Zermürbung des öden unfruchtbaren Felsgebirges durch den Wurf seines nie fehlenden Steinhammers Miölnir, des Zermalmers: die trotzigen Häupter der Steinriesen trifft er mit zertrümmernden Blitzen und verwandelt allmählich die Schroffen von Kalk, Granit und Basalt, welche jedes Wachsthum ausschließen, dem Pflug des Menschen nichts gewähren, zerbröckelnd und verwitternd in fruchtbares Bauland, das dereinst die golden wogende Erndte tragen mag.

So ist der Gewittergott zugleich der Gott des Ackerbaues, der Gott des deutschen Bauern: ausdrücklich wird er im Gegensatz zu Wodan, dem Gott der Könige und Helden, der Bauern-Gott genannt: daher zieht er durch die Lüfte auf rollendem Wagen, dessen Räder eben das Geräusch des Donners erzeugen, dem Sämann Segen herunterstreuend: daher wird sein Wagen von den ihm heiligen Ziegenböcken gezogen — die Ziege, das Hausthier der Armuth, folgt dem Menschen am höchsten nachkletternd bis an die oberste Grenze unwirthlicher Felsen und urbaren Fruchtlandes. Da nun aber mit dem Uebergang vom schweifenden Hirten- und Jägerleben zu Ackerbau in festen Sitzen der Anfang aller höheren Gesittung gewonnen ist, wird Donar auch zum Gott der menschlichen Cultur überhaupt: sein Steinhammer ist nicht nur Kriegswaffe im Kampf gegen die Felsriesen, er dient auch friedlichen Zwecken: die Berührung mit dem Hammer weiht das Mädchen zur bräutlichen Frau und heiligt die Schwelle des Hauses mit erhöhter Befriedung, der Hammerwurf bildet das Maß bei Landnahme und Landtheilung, der Hammer schlägt die ehrwürdigen Marksteine in den Boden, er festigt die Wegsäulen, er schlägt die stämmeverbindende Brücke, und läßt die Grenzen

enden und wenden: ja er weiht zuletzt noch den Scheiterhaufen, auf welchen fromme Hände den Todten zur letzten Ehrenfeier gebettet.

Dieser Gott des deutschen Bauers ist nun aber — und das ist Donar's Bedeutung als Ausdruck des deutschen Volksgeistes — niemand anders als — der deutsche Bauer selbst, wie er leibt und lebt, wie er arbeitet und rastet, wie er zecht und schmaust, wie er einen guten plumpen Spaß gern anthut und gern verträgt, gutmüthig im Gefühl der gewaltigen Kraft, plump, oft überlistet, aber auch, wenn gereizt, unbändig und ungethüm in Alles zerschmetterndem Jähzorn. Diese wohlbekannten Züge aus dem breiten Gesicht des deutschen Bauers — wir finden sie alle wieder in dem Bild, das uns die alten Sagen vom rothbärtigen Gott des Donners zeichnen. Der deutsche Bauer ist der beste Bauer der Erde: sein Fleiß, seine unermüdliche liebevolle Hingebung an Pflug und Ackerwerk haben ihn dazu gemacht; unablässig schafft und ringt er gegen die Ungunst der Natur; er geräth in Eifer, in einen wahren Zorn der Arbeit, wo es gilt, dem Boden urbar Land abzugewinnen. Denselben Zug hat Donar: unablässig, unermüdlich ist er hinter seiner Bauarbeit her: diese aber besteht darin, nicht zunächst hinter dem Pfluge zu gehen; erst muß Boden für den Pflug gewonnen sein: und diesen Boden zu gewinnen ist Donar unaufhörlich im Kampf mit den Steinriesen: wo er nur ein solches Felsengethüm noch unbezwungen ragen weiß, dahin fährt er sofort auf dem rollenden Wagen, ihm den harten Schädel zu spalten; er geräth in hellen Zorn, wo er die spröden Gesellen trifft, er weichet nicht, bis sie zermürbt sind: es ist der germanische Bauer der Urzeit, der einen grimmen Kampf um's Dasein mit dem Gestein des Felsgebirges führt: die Stahlhandschuhe des Gottes sind die festen, arbeitharten Fäuste des deutschen Pflügers, der zauberkräftige Stärkegürtel des Gottes aber, der immer wieder neue Kräfte leiht, wenn man ihn fester anzieht, ist der Entschluß unweichender Ausdauer, die nimmer erlahmt. Auch äußerlich spiegelt die Erscheinung des Gottes den deutschen Bauer wieder: er ist nicht fein, zierlich oder von natürlicher Anmuth wie der Romane: breitknochig, breitschultrig, breitbackig, mit wirrem, fuchsrothem Bart rund um das Kinn und die Wangen, wie ihn heute noch der westfälische Landmann trägt, im Wind um ihn fliegend oder in der Wuth, wenn er zornig darein bläst: derb, ja plump, langsam, ungefüg, von schwerfälliger Bewegung, aber von unwiderstehlicher Kraft.

Der deutsche Bauer, sagten wir, ist der beste Bauer der Erde: aber er ist auch vielleicht der beste, d. h. der stärkste Esser und Trinker der Erde. Es ist etwas daran, wenn unsere romanischen Nachbarn, denen übrigens schon das Klima die Mäßigkeit erleichtert oder auferlegt, mit ungeheurem Staunen den Appetit und den Durst des deutschen Bauers, den sie etwa

als einquartierten unerbetenen Gast bewirthen müssen, barbarisch schelten. Es ist das eine alte Nachrede und fast besorge ich, wir bringen sie nicht mehr an, nachdem schon vor 1400 Jahren die Quartierwirthe in Südfrankreich die nämliche Erfahrung an gothischer und burgundischer Einquartierung gemacht, und, wenn sie etwa Dichter waren, in Spottversen ausgesprochen haben, die nämliche Erfahrung, welche vor Jahr und Tag die Bewohner der Côte d'Or oder des Loiret an pommerschem Hunger und altbairischem Durst beklagt. Auch darin ist Gott Thor ein Vorbild — oder richtiger: ein Nachbild — des deutschen Bauers, dessen Verzehrungsvermögen man in den Polizeiordnungen des Mittelalters bei den Schmäusen zur Taufe, Kirchweih, Hochzeit und Begräbniß von Amtswegen Schranken ziehen mußte. In einem der schönsten, weil abgerundetsten und einheitlichsten Lieder der Edda, Hamarsheimt, des Hammers Heimholung, oder Thrymsquida, das Lied vom Riesen Thrym, wird uns erzählt, wie Thor, dem, während er schlief, der Riese Thrym seinen Hammer entwendet hat und nur zurückgeben will, wenn ihm Freya als Braut zugeführt wird, sich als Freya verkleidet zu dem Riesen begibt und hier beinahe durch sein ungeheures Zulangen bei dem Hochzeitsschmaus sich verräth: die Braut verzehrt einen ganzen gebratenen Ochsen und acht Lachse, ferner alles süße Gebäck, welches für alle Mädchen und Frauen bestimmt war, und trinkt dazu drei Kufen Meth. Der Bräutigam verwundert sich: „Wer sah," meint er kopfschüttelnd,

„Wer sah je Bräute
So gierig schlingen!
Nie so viel Meth
Sah ein Mädchen ich trinken."

Der schlaue Loki, der als Freya's Magd verkleidet daneben sitzt, weiß freilich Rath, um den durch seinen eigenen Durst beinah verrathenen Freund herauszulügen: acht Tage und Nächte, erklärt er entschuldigend, habe die Braut nichts genossen vor Sehnsucht nach dem Bräutigam — dadurch wird Zeit gewonnen, bis der ersehnte Hammer herbeigebracht wird, die Braut zu weihen — sofort ergreift der Gott die vertraute Waffe und zerschmettert dem Riesen und sämmtlichen Gästen seiner Sippe die harten Häupter.

Auch das Plumpe, Ungeschlachte und Ungefüge, das dem deutschen Bauer anhaftet und seine gewaltige Kraft zuweilen rathlos erscheinen macht, die Unbeholfenheit der Glieder und der Seele, spiegelt sich in seinem Gott. Nach der Schilderung des erwähnten Liedes wäre der starke Gott, der sich im Schlaf eine geliebte Waffe hat entwenden lassen, mit all seiner furchtlosen Stärke nie wieder dazu gelangt, seinen Hammer nur wieder zu sehen, hätten nicht Andere für ihn kluge Listen ersonnen: darauf weigert er sich noch, sie

auszuführen, er sträubt sich in seiner bedächtigen Ernsthaftigkeit, Freya's Kleider anzulegen:

„mich würden die Asen
weibisch schelten,
legt' ich das bräutliche
Linnen mir an."

und gebährdet sich dann auch, nachdem er in den Plan gewilligt, so ungeschickt, daß er in der Ausführung jeden Augenblick Alles zu verderben droht. Und ebenso spielt er in manchen anderen Abenteuern, die er auf seinen Wanderungen erlebt, häufig die Rolle des (unerachtet seiner Bärenstärke — bezeichnend ist sein Beiname Björn, der Bär — und seines nie erschrockenen Muthes) durch feine List Geprellten und Gefoppten*), bis er etwa, spät genug, die Tücken entdeckt, die Geduld ihm reißt und nun freilich nichts der gereizten Kraft des Zornigen widersteht, der mit seinem Hammer allen Widerstand in Trümmer und Scherben schlägt — wer kennt hier nicht die Rolle wieder, welche die schlichte deutsche Kraft, — man verzeihe mir die Reminiscenz an eine hoffentlich für immer vergangene Zeit — durch fünf lange Jahrhunderte oft genug gespielt hat? Denn auch der Zug schlichter Gutmüthigkeit, die sich hochherzig der ungeheuren Kraft nur spät und zögernd zur Abwehr bedient, die kleine Verstöße, zumal Schwächeren, gern nachsieht und wohlwollend, kindlich, gerne den Geringeren hilft, fehlt nicht im gutmüthigen Gott des gutmüthigsten aller Völker. Auf einer seiner Fahrten spricht er in der Hütte armer Bauersleute ein, welche ihm, da sie selbst gar nichts haben, keine Speisung bieten können: da läßt er gutmüthig seine eigenen beiden Ziegenböcke schlachten und nährt davon seine Quartierwirthe und deren Kinder. Endlich aber — auch die unwiderstehliche Kraft und Tapferkeit des Riesentödters ist das Bild des germanischen Wehrmannes: hat der Feind seinen Grimm geweckt, dann „fährt Asa-Thor in seine ganze Stärke", er bläst in seinen fliegenden rothen Bart, läßt den furchtbaren Schlachtruf ertönen, stürmt gradan wider den Feind und schleudert mit niemals fehlender Hand den Alles zerschmetternden Hammer.

Ich wende mich zu dem zweiten Theil meiner Aufgabe, der Charakterisirung Wodan's: diese ist ungleich schwieriger, complicirter, aber, wie mir däucht, auch unvergleichlich reicher an Bedeutung: Donar repräsentirt die schlichte treuherzige Kraft des gemeinen Mannes in Deutschland: er erinnerte

*) Bei den Wanderungen, welche die Götter-Trilogie Odhin, Loki und Thor häufig in Gemeinschaft unternimmt, trägt Donar häufig die Prügel davon — eine Rolle, in welcher ihn nach der Annahme des Christenthums bei den legendenhaften Wanderungen von Christus, Johannes und Petrus der letztgenannte Apostel ablöst.

uns vielfach an das Massenmaterial, über welches in dem Kriege gegen Frankreich die geniale politische und militärische Leistung zu verfügen hatte: Odhin führt uns in höhere und tiefere, in feinere und mehr durchgeistete Elemente des germanischen Wesens: Thor ist der Gott der Bauern; Odhin, der Siegeskönig, ist der Gott der völkerleitenden Fürsten und Helden, — modern ausgedrückt der Staatsmänner und Feldherren — zugleich aber, und das ist das Wunderbare, in dieser Vereinung so ganz für die germanische Volksindividualität Charakteristische — zugleich ist er der Gott der deutschen Philosophie und der deutschen Dichtung: die großen Heerkönige des Vormittelalters, Geiserich, Theoderich der Große, Karl der Große, die kühn planenden staufischen Kaiser, der philosophirende und dichtende Preußenkönig, gleich groß in der Kunst des Sieges und des weisen Raths, ja in unseren Tagen Fürst Bismarck und Graf Moltke und anderseits der ewig suchende Faust der deutschen Philosophie, Kant, Fichte, Hegel, Schelling und die größten germanischen Dichter Shakespeare, Goethe und der Dichterphilosoph Schiller — alle diese Männer hätten unter der Asenreligion speciell Odhin als ihren Schutzgott betrachtet, alle diese unter sich so grundverschiedenen und doch gleichmäßig für germanisches Eigenwesen so scharf bezeichnenden Gestalten, sie sind Incarnationen, Erscheinungen dessen, was die heidnische Vorzeit unseres Volkes in ihren obersten Gott gelegt hat: ahnungsvoll hat das Germanenthum in den eigenen Busen gegriffen und seine höchste Herrlichkeit in Staats- und Siegeskunst, seine tiefste Tiefe in grübelnder Forschung, seine sehnsuchtvollste, schönste Begeisterung in der Dichtung verkörpert in seinem geheimnißvollen Götterkönig: es weht uns an wie Schauer aus den Urtiefen unseres Volks, gehen wir daran, Odhin's Runen zu lösen und die Falten seines dunkelblauen Mantels zu lüften.

Wodan ist der Geist des deutschen Philosophen, des deutschen Dichters, des deutschen Staatenlenkers. Woher kömmt diese Verbindung scheinbar unvereinbarer Elemente in Einer Göttergestalt? warum hat das mythenbildende Bewußtsein diese Rollen nicht an drei Götter vertheilt? Der Grund liegt zum Theil in der Naturbasis, zum Theil in der Stellung Wodan's als obersten Königs und Leiters der Walhallagötter. Seine Naturbasis ist bekanntlich die Luft, — die alldurchdringende: von diesem Alldurchdringen führt er ja auch den Namen: wir Neuhochdeutschen freilich brauchen „waten", „durchwaten" nur mehr von dem Durchschreiten des Wassers, höchstens etwa noch einer dichten Wiese oder einer Sandfläche; aber althochdeutsch watan, altnordisch vadha, bedeutete jedes Durchschreiten und Durchdringen: von dem Praeteritum wuot, altnordisch ódh, hat sich dann Wuoth, Wuth und Wüthen gebildet. Die Luft aber, in allen ihren Formen und Erscheinungen gedacht, welche Fülle von Gegensätzen schließt sie ein: von dem lautlosen und regungs-

losen blauen Aether, von dem gelinden, geheimnißvollen Säuseln der Frühlingsnacht, das kaum das junge Blatt der Birke zittern macht, bis zum furchtbar brausenden Sturmwind, der im Walde die stärksten Eichenstämme knickt: — alle diese Erscheinungen sind Einkleidungen Wodan's — er ist im gelinden Säuseln und nicht minder im tosenden Sturm. Aber durch diese seine Luftnatur wurde Wodan noch mehr — er wurde zum Gott des Geistes überhaupt. In vielen Sprachen ist das Wort für den leisen, unsichtbaren, doch geheimnißvoll allüberall fühlbaren Hauch der Luft identisch mit dem Wort für Geist: spiritus ist Lufthauch und Geist, ἄνεμος ist animus. Und in der That, welch' treffenderes Bild gäbe es für den unsichtbaren Lebenshauch, den wir Geist nennen, als eben den unsichtbaren Lebenshauch der Luft? Die deutsche Sprache geht bei ihrem Ausdruck „Seele" von ganz der gleichen Vorstellung aus: Seele, gothisch „saivala" ist die „hauchende, leise fluthende, wogende Kraft": Geist aber ist Gischt, Schaum, gährendes Leben der Fluth.

Wodan, der Gott des Lufthauchs, ist auch der Gott des Geisteshauches und zwar des Geistes in seinem geheimnißvollen Grübeln, in seiner tiefsten Versenkung in die Räthselrunen des eigenen Wesens, der Welt und des Schicksals: wer der Natur und der Geschichte ihre Räthsel abfragen, wer die Ursprünge und die Ausgänge aller Dinge ergründen, wer Gott und die Welt im tiefsten Wesenskern erforschen, wer Principien suchen, d. h. wer philosophiren will, der thut wie Odhin: Odhin, der „grübelnde Ase", wie ihn bezeichnend die Edda nennt. Ahnungsvoll hat der deutsche Geist den ihm eigenen philosophischen Sinn und Drang — denn wir dürfen über unseren Siegen nicht vergessen, daß man uns das Volk der Denker schilt — der ihn vor allen Nationen kennzeichnet, seinen Faustischen Zug in das Bild seines obersten Gottes gelegt. Wie der Wahrheit suchende Grübler Faust nicht harmlos der frohen Gegenwart genießen mag und sich des Augenblicks und der hellen Oberfläche der Dinge erfreuen, wie es ihn unabläßig drängt, den dunkeln Grund der Erscheinung zu erforschen, die Entstehung, die Gesetze, die Ziele und Ausgänge der Welt — so der grübelnde Ase. Während die anderen Götter sich den Freuden Walhalla's hingeben, oder in Abenteuer, in Kampf und Liebe der Gegenwart leben, uneingedenk der Vergangenheit, und um die Zukunft unbesorgt, kann Odhin nun und nimmer rasten im Suchen nach geheimer Weisheit, im Erforschen des Werdens und des Endschicksals der Götter und Riesen, der Menschen und Zwerge und aller Wesen. Die Riesen oder einzelne unter ihnen gelten als im Besitz uralter Weisheit stehend: Odhin, obwohl es von ihm heißt: „stets wirst du der Weiseste sein", ermüdet nicht, solche weisen Meister aufzusuchen und auszuforschen; hat er doch sein eines Auge selbst als Pfand dahin gegeben um von dem kundigen

Riesen Mimir Weisheitslehren zu empfangen: denn im Wasser, in Mimir's Brunnen liegen die Urbilder, die Ideen aller Dinge verborgen, — er versenkt deßhalb sein Auge in diesen Brunnen: Zauberinnen, Walas, weissagende Frauen, lebende und todte, forscht er aus: ja er hat die Runen, den Inbegriff aller geheimen Weisheit, selbst erfunden: auch mit kundigen Menschen hält er Wettgespräche der Weisheit, in welchen der Götter und aller Wesen Entstehung, Wohnung, Schicksal und Ende erörtert wird. So hat er denn auch die Geheimkunde von der unabwendbar drohenden Götterdämmerung, von dem nothwendigen Untergang der Götter und des ganzen Universums ergrübelt — aber zugleich auch das trostreiche Hoffnungswort der Erneuerung, das Evangelium von dem Auftauchen einer neuen schönern, schuldlosen Welt und er vermag dies Trostwort als letztes Geheimniß seiner Weisheit dem todten Lieblingssohne Baldur noch in das Ohr zu raunen. Wir verkennen nicht, daß es zunächst practische Gründe sind, welche den Leiter der Walhalla-Götter zu solcher Forschung führen — das Interesse, die den Göttern von den Riesen drohende Gefahr der Zukunft zu erkunden — aber ebenso unverkennbar hat die Edda, hierauf weiterbauend, dem grübelnden Asen, dem Runenerfinder, den tief germanischen Drang nach Welt-Weisheit eingehaucht. Unablässig forscht der Gott, der nicht allwissend ist, aber es sein möchte: täglich sendet er seine beiden Raben aus, die Welt und den Lauf der Zeiten zu erkunden: sie sitzen dann zurückgekehrt auf seinen beiden Schultern und flüstern ihm geheim in's Ohr: sie heißen aber — und nicht könnten die Namen bezeichnender sein — sie heißen Hugi und Munin: Gedanke und Erinnerung. Um die verborgensten Geheimnisse zu erkunden, läßt Odhin seinen Raben Hugin fliegen, d. h. er sendet seine Gedanken aus. So erscheint in Wodan der philosophische Forschungsdrang, das Grübeln des deutschen Geistes.

Aber vom Geist untrennbar ist die Durchdringung mit Geist, die Begeisterung, und wie der philosophische findet der dichterische Drang germanischen Volksthums, der Geist, der, vom Trank der Schönheit trunken, selbst das Schöne zeugt, in Odhin seinen Ausdruck. Zwar hat die nordische Mythologie einen besonderen Gott des Gesanges aufgestellt, Bragi, der die Skalden ihre Kunst gelehrt: aber er ist nur eine Wiederholung, eine Specialisirung Odhins als des Gottes der Dichtkunst in ihrer tiefsten Bedeutung: Odhin ist der Gott höchster poetischer Begeisterung, jener Entzückung künstlerischen Schaffens, welche mit der wärmsten Liebesbegeisterung für das Schöne, mit der Wonne der Zeugung lebendigen Lebens verwandt, auch von andern Völkern als ein Rausch, als eine Art göttlichen Wahnsinns gefaßt und gefeiert wird. Tief hat es das germanische Bewußtsein erfaßt, daß nur aus der Liebe höchsten Wonnen und Qualen der Trank geschöpft wird unsterblicher Dichtung.

Die schöne Erzählung der Edda vom Ursprung der Dichtung ist allgemein bekannt: es sei mir nur gestattet, die für meinen jetzt zu verfolgenden Zweck wichtigsten Punkte kurz in Erinnerung zu rufen. Der Trank oder Meth der Dichtung war entstanden aus dem Blut eines Zwergen Kwâsir, „der war so weise, niemand mochte ihn um ein Ding fragen, er wußte Antwort." Den Trank hatte in Verwahrung des Riesen Suttung schöne Tochter Gunnlödh: durch List und in Verkleidung gelangt Odhin zu ihr, er gewinnt die Liebe der Jungfrau, drei Tage und drei Nächte erfreut er sich ihrer Gunst und die Liebende gestattet ihm, drei Züge von dem Trank zu schlürfen: aber in diesen drei Zügen trinkt der Gott die drei Gefäße leer, nimmt Adlersgestalt an und entflieht nach Walhalla, indem er für sich und seine Lieblinge, denen er davon verleihen mag, die Gabe der Dichtung unentreißbar gewonnen hat: sie heißt daher Odhin's Fang, Odhin's Trank, Odhin's Gabe.

Hervorzuheben ist vor Allem, daß die Dichtung nach echt germanischer Auffassung zugleich die höchste Weisheit ist: sie gewährt Antwort auf alle Fragen: es ist jene tiefsinnige Wahrheit, daß der Dichter, der echte, daß ein Shakespeare, Goethe, Schiller die letzten Geheimnisse der Menschenbrust ausspricht und in schöner Ahnung die Räthsel der Natur und Geschichte löst: die goldene Frucht der Wahrheit in den silbernen Schalen der Schönheit — das ist die deutsche Auffassung von der Aufgabe der Poesie, wie sie unsere größten Meister erkannt und gelöst haben. Denn wahre Schönheit ist schöne Wahrheit. Das Wesen dieser Dichtkunst aber ist trunkene entzückte Begeisterung: im „Lied des Hohen" Hawamal, d. h. dem Lied Odhin's braucht dieser ein prachtvolles Bild für den Rausch, zunächst allerdings für den Rausch des Trinkers: „der Reiher der Vergessenheit rauscht über die Gelage hin und stiehlt die Besinnung", „dieses Vogels Gefieder, fährt er fort, befing auch mich in Gunnlödh's Haus und Gehege trunken ward ich und übertrunken, als ich Odhroerir erwarb." Es wird also der Rausch dichterischer Begeisterung eingekleidet in den Rausch des Trankes des heiligen Meths: auch die Namen sprechen etymologisch die gleiche Lehre aus: Kwasir bedeutet die schäumende Gährung und Odh-roerir ist der „Geistrührer" — der Trank, der den Geist in Bewegung setzt. Aber nur durch die Liebe gelangt der Gott zu dem selig berauschenden Trank: drei Nächte erfreut er sich der Gunst der hingegebenen Maid: nur sie, nur

> Gunnlödh schenkte mir auf goldenem Lager
> Einen Trank des theuren Meths

nie wär ihm die Entführung des Trankes geglückt:

> wenn Gunnlödh mir nicht half,
> die gunstgebende Maid,
> die den Arm um mich schlang.

Und so hat man mit Recht*) darauf hingewiesen, daß es nicht ein simpler Methrausch ist, was Odhin zum Dichter — so können wir sagen, statt zum Gott der Dichter — gemacht hat, sondern der dreifache Rausch der Liebe, des Zechers und der dichterischen Begeisterung hat ihn ergriffen: jener dreifache Rausch, von welchem Goethe singt:

„Lied-, Lieb- und Weines-Trunkenheit,
Ob's nachtet oder tagt:
Die göttliche Versunkenheit,
Die mich entzückt und plagt."

„Und Gunnlödh?" so hat vielleicht manche meiner Leserinnen leise gefragt, „was wird aus ihr?" Auch das ist tief ergreifend in dieser wunderbaren Sage vom Werden der deutschen Dichtung, daß wie die Wonne, so das Weh der Liebe als unentbehrlicher heiliger Tropfen in diesen Becher der Poesie geschüttet wird: nicht ohne höchste Liebeslust, nicht ohne tiefstes Liebesleid zu geben und zu empfangen wird Odhin zum ersten deutschen Dichter: nach den drei seligen Nächten folgen für die Geliebte die langen, bangen Tage des schmachtvollen Grämens, das ihr Leben verzehrt, und auch durch Glanz und Glorie des göttlichen Dichterkönigs klingt die Erinnerung an die gute Maid, „die Alles dahingab" und die er verlassen, leis elegisch zitternd nach: „Uebel vergolten hab' ich, fährt Odhin fort in seiner Biographie,

Uebel vergolten hab ich der Holden
Heiligem Herzen und ihrer
glühenden Gunst,
den Riesen beraubt ich
des köstlichen Tranks
Und ließ Gunnlödh sich grämen."

Rührender und tiefer und einfacher kann man die alte Geschichte nicht erzählen, wie Liebe doch mit Leide stets endlich lohnen muß, ein feines Ohr hört aus diesen ergreifenden Worten der Liebesgeschichte des Dichtergottes, dieser Wahrheit und Dichtung aus dem Leben des Dichterkönigs eine Vorahnung, präludirende Anklänge voraus: es tönt wie die schmerzensreichen Klagen Gretchens, die für Faust gethan, daß ihr zu thun fast nichts mehr übrig bleibt, es schwebt an uns traurig grüßend die Gestalt der Verlassenen von Sesenheim vorüber und leise, leise klingt es an wie die Beethoven'schen Accorde von Klärchens verlöschender Lampe und Seele. Doch getrost, Gunnlödh, deine Liebe, deine Wonne und dein Schmerz lebt fort in der unsterblichen Schöne der deutschen Poesie.

*) Simrock, D. Mythologie, p. 273.

Noch übrigt uns die Aufgabe, Wodan darzustellen als das Urbild des deutschen völkerleitenden, völkerbezwingenden, Völker zu Krieg und Sieg antreibenden, fortreißenden Staatsmannes; die elegischen Flöten unserer letzten Stimmung werden übertönt von dem hellen Sieges-Geschmetter des ehernen germanischen Heerhorns, von dem brausenden Schlachtruf der Wahlstatt. Zwei Gründe sind es, welche in Wodan den unablässigen Drang lebendig erhalten mußten, die Völker und Könige gegen einander zu hetzen, sie stets listig unter einander zu verfeinden, „Zankſamen unter ihnen auszustreuen", bis sie sich in blutigen Schlachten morden, bis Tausende auf ihren Schilden liegen — indem der Gott, der Siegeskönig, der all' das angerichtet, seine hohen geheimen, von den geleiteten Fürsten und Völkern gar nicht geahnten Zwecke dadurch erreicht. Einmal ist Wuotan, der Wüthende, die kriegerische Kampflust selbst: er ist der Gott jeder höchsten geistigen Erregung, jedes Enthusiasmus: nicht minder als die dichterische ist es die kriegerische Begeisterung des Helden, welche er repräsentirt: jener germanische Heldengeist, welcher aus den Urwäldern Deutschlands hervorbrechend in der Völkerwanderung das römische West- und Ostreich niederwarf, bis nach Afrika und Apulien, bis nach Spanien und Irland unwiderstehlich vorwärts drang, jener „furor teutonicus", den die Römer seit dem „cimbrischen Schrecken" kannten, jene Freude am Kampf um des Kampfes willen: der Drang also, der von der Urzeit bis auf die Gegenwart die deutschen Männer in die Feldschlacht treibt — es ist der Geist Wodan's, der sie beseelt. Dazu aber kömmt ein zweites in der Oeconomie des gesammten Systems der germanischen Mythologie begründetes Motiv: Odhin hat als Anführer der Asen und all' ihres Heers im Kampf gegen die Riesen ein dringendes Interesse daran, daß Krieg und männermordende Schlachten kein Ende nehmen auf Erden: denn nur die Seelen jener Männer, welche nicht den „Strohtod" des Siechthums oder Alters in ihren Betten, sondern den freudigen Schlachtentod gestorben sind auf blutiger Wal, nur diese werden von den Walküren nach Walhalla getragen und nur diese, die Einheriar, kämpfen dereinst an der Seite der Götter gegen die Riesen; jedes Schlachtfeld liefert also dem König der Götter eine Verstärkung seiner Heerschaaren.

Will man nun aber fragen, ob denn auch dieser Zug Odhin's in der deutschen Geschichte, im deutschen Nationalcharakter seine Spiegelung gefunden habe, so muß die Antwort unbedingt bejahend ausfallen. Denn jene friedfertige Gutmüthigkeit der Kraft, welche wir oben bei Donars Charakterisirung dem deutschen Wesen zusprachen, ist doch keineswegs ausschließend und zu allen Zeiten wie in den tiefern Schichten des Volkes auch in seinen Leitern und Führern maßgebend gewesen und konnte es nicht sein in dem harten Kampf um das Dasein, den seit bald zwei Jahrtausenden das Germanenthum gegen

Kelten und Romanen, Slaven und Mongolen, Türken und Tataren zu führen hat. Mit solch treuherziger Friedfertigkeit allein hätte das Germanenvolk trotz Donar's Hammer und seiner Kraft vor den bald an Cultur, bald an Zahl überlegenen Feinden nicht bestehen können und wäre nicht im Lauf der Jahrhunderte siegreich von Centralasien quer durch ganz Europa nach Spanien, Süditalien und Afrika und in den neu entdeckten Erdtheil vorgedrungen, hätte Rom, Byzanz und Paris überwunden und den ehernen Fuß auf den Nacken des Slaventhums gesetzt. Da hat es denn von Anbeginn — und danken wir den Göttern dafür — dem germanischen Stamm auch nicht an großen, kühnen und listigen Staatsmännern und Fürsten gefehlt, welche mit überlegener Politik die Geschicke der Völker in Frieden und Krieg zu ihren geheimen und rettenden Zielen gesteuert. Schon jener Cheruskerfürst Armin, dessen bedeutende Gestalt im Portal unserer Geschichte steht, war in staatskluger Arglist kaum minder groß als an Tapferkeit: die Noth der Völkerwanderung hat manchen ränkekundigen Fürsten erzogen, welcher byzantinischer Schlauheit mehr als gewachsen war und bei dem Bilde Eines unter ihnen, des gefürchteten Meerkönigs Geiserich, des Vandalen, der aus seinem Hafen zu Karthago sein Raubschiff vom Ungefähr, vom Winde treiben läßt gegen die Völker, „welchen der Himmel zürnt", scheint die Heldensage geradezu Züge aus dem Wesen Wodan's entlehnt zu haben: wie er „klein von Gestalt, verschlossen, wortkarg, höchst geschickt gewesen unter die Fürsten und Völker den Samen der Zwietracht zu streuen", er, der „arglistigste aller Menschen"*). Geschweigen wir Theoderich's des Großen und Karl's des Großen und gedenken sofort jener gewaltigen staufischen Kaiser Friedrich II. und Heinrich VI., welche über Päbste, Könige und Völker hinweg ihre großartige, oft vielfach verschlungene Staatskunst mit den Zielen Rom, Byzanz, Jerusalem verfolgten, erinnern wir uns jenes preußischen Friedrich, von dessen Politik man das über Geiserich gesprochene Lob wiederholen mag — er war früher mit der That fertig als seine Feinde mit dem Entschluß — und erwägen wir die Werke überlegener Staats- und Siegeskunst, welche wir von dämonischem Glück getragen vor Jahr und Tag mit staunenden Augen die deutsche Volkskraft leiten sahen, und es überschauert uns ein Ahnen von dem „aus der Grundtiefe germanischer Art geschöpften Wesen Odhin's, des staatsklugen, völkerleitenden Königs des Sieges."

Wir haben in Gott Donar die schlichte und treuherzige Stärke des deutschen Volkes, in Wodan den Ausdruck deutscher Weisheitsforschung, deutscher Dichterbegeisterung, deutscher Siegespolitik erkannt. Mögen diese ur-

*) Siehe Jordanes c. 33 Procop. de bello Vand. I. 3 Dahn, Könige der Germanen I. S. 151.

alten Eigenschaften und Gaben deutscher Art fortdauern in den kommenden Geschlechtern: mögen wir aber nie vergessen, daß nun, nachdem Odhin's Staatskunst und Donar's Hammer uns das Haus des neuen deutschen Reiches gebaut, daß in demselben nun sicher und friedlich die anderen beiden Töchter Odhin's blühen, schaffen und walten sollen: die deutsche Forschung und die deutsche Kunst. Felix Dahn.

Ein Roman von Luise von François.

Die letzte Reckenburgerin, Roman von Louise von François, 2 Bände, Berlin 1871. O. Janke.

Hinter dem hünenhaften Titelschild steht einer der besten deutschen Romane, welche in den letzten Jahrzehnten geschrieben wurden, und trotz der französischen Klangfarbe des Dichternamens ist es ein deutsches Frauengemüth, welches durch das Buch dem Leser lieb wird. In dem preußischen Heere war der Name François seit lange wohlbekannt, jetzt hat eine Tochter dieses kriegerischen Geschlechts sich auch in der Rang- und Quartierliste unserer Literatur schnell zu hervorragender Stellung avancirt. Wer die beiden Bände ihrer Novellen gelesen hat, welche fast gleichzeitig mit diesem Roman erschienen, dem ist die Verfasserin als eine hochgebildete Frau bekannt, welche mit fester Hand und feiner Empfindung die Seelenbewegung ihrer Helden zu schildern weiß, aber keine dieser kleineren Geschichten reicht nur entfernt an die Anmuth und die Originalität des Romans; in jenen beeinträchtigte ein Vorwiegen der Reflexion über die warme Erfindung und ein Zusammenfügen der Charaktere aus allzu künstlichen Voraussetzungen den vollen Genuß, in dem Roman ist Alles einfacher, lebendiger, wärmer, die Schilderung oft meisterhaft, durchweg in einer eigenthümlicheren, höchst wirksameren Färbung. Es ist ächte Dichterarbeit.

Die Geschichte, welche darin erzählt wird, ist in der Hauptsache das Schicksal zweier Mädchen, Nachbarskinder, von denen die eine aus alter Adelsfamilie, die andere aus dem niederen Bürgerstand am Ende des vorigen Jahrhunderts in einer kursächsischen Provinzialstadt heraufwächst, Heldin ist das adlige Fräulein, ihr Gegenbild die Bürgerstochter. Beiden wird ihr Leben durch ihren Charakter gefügt, die Schicksale der einen werden verhängnißvoll auch für die andere. Aber zugleich wirken mitbestimmend auf das Leben beider die Persönlichkeiten einer früheren Generation und beider

Geschick und Leiden erhält Abschluß und Sühne in Personen des nächstfolgenden Geschlechts, in modernen Zuständen. So umfaßt der Roman den Lebenslauf dreier Geschlechter, von denen das erste die Einleitung, das dritte die letzten Resultate gibt, das mittlere die Hauptsache der Erzählung. Es sei erlaubt, in dieser Reihenfolge kurz den Inhalt zu berichten:

Einleitung: Zeit August des Starken und des Lustlagers von Pillnitz. Eberhardine, letzter Sproß aus der „schwarzen" Linie der von Reckenburg, reiche Erbin und Waise, ward von ihrer Pathin, der Kurfürstin von Sachsen, erzogen und als Hoffräulein in Dienst genommen. Hart, klug und ehrgeizig hielt sie sich berechnend an dem üppigen Hofe zurück, bis Prinz Christian, ein Seitenverwandter des regierenden Hauses, von Gläubigern sehr bedrängt, der reichen Erbin zu morganatischer Ehe die Hand reichte, obgleich diese das dreißigste Jahr überschritten hatte. Mit großem Luxus wurde der neue Haushalt eingerichtet, worüber das Vermögen der neuen Gräfin auf die Neige ging. Das alte Schloß ihres großen Familienbesitzes war noch nicht ganz wiederhergestellt, als der Prinz die erschöpften Geldtruhen verließ; wollte die stolze Reichsgräfin sich das Letzte retten, so mußte sie in eine Scheidung willigen. Weltverachtend zog sie sich auf ihr Schloß zurück und begann entschlossen ein neues Vermögen aus der Cultur ihrer vernachlässigten Güter zu sammeln, im Grunde ihrer Seele hartnäckig auf den treulosen Mann hoffend, für den sie zum zweiten Male reich zu werden strebte. Aber während sie so alterte, vermählte sich Prinz Christian mit einer ebenbürtigen Prinzeß. Der Schlag traf hart, aber nicht das Leben. Neues Hoffen erwachte bei der Kunde von seiner Vaterschaft und gleichzeitigen Verwittwung, um zu erlöschen bei der Nachricht von seinem Tode. Die Gräfin legte ihre Trauerkleider nicht wieder ab, sie sparte und sammelte fort bis in's hohe Greisenalter, ihrer Umgebung eine gefürchtete, unheimliche Gestalt.

Die eigentliche Erzählung: In einer kleinen Garnisonstadt Kursachsens lebte gegen Ende des Jahrhunderts als Officier der Sohn einer andern Linie desselben Geschlechts mit Frau und Tochter Eberhardine. Trefflich schildert die Verfasserin den kleinstädtischen Haushalt, das Selbstgefühl und die sichere Ueberlegenheit des verarmten Adels. Demüthige Gespielin des Fräuleins war Dorothea, die Tochter des benachbarten Schenkwirths, neben dem klar besonnenen, festen Aristokratenkinde, das gemessen in Haltung und Geberde, gewöhnt war auflodernde Gefühl zu bändigen, ein Bürgermädchen voll Anmuth und Grazie, leicht beweglich, ohne den inneren Halt, den Familie und Erziehung kräftigt. Fast noch ein Kind, gab sie ohne Ueberlegung und Liebe ihr Jawort einem jungen, strebsamen Bewerber, dem Chirurgen Faber, einem Original, welcher sich als Autodidact medicinische Kenntnisse erworben hatte, zu deren Vervollkommnung er einige Jahre in's Ausland zu gehen beab-

fichtigte. Er überließ seiner Braut den Nießbrauch seines Vermögens bis zu seiner Rückkehr, sie selbst dem Schutz ihrer ernsteren Jugendgespielin.

In dieser Zeit lud ein Schreiben der alten Gräfin Reckenburg die junge Verwandte auf das Stammschloß. Das Fräulein verlebte einen einsamen Winter, ihr bester Umgang war der Ortsprediger, sie gewöhnte sich an das seltsame Wesen ihrer Verwandtin und erwarb sich ihr Vertrauen. Als Eberhardine im Frühjahr zu den Eltern zurückkehrte, eröffnete die Gräfin ihr beim Abschiede, sie habe den Plan, sie mit dem Sohn des Prinzen Christian zu vermählen, um beiden ihre Güter zu hinterlassen. Daheim fand Eberhardine die Bürgerschaft in freudiger Aufregung, da eben jener Prinz erwartet wurde, dem dieser Ort wegen seiner Schulden als eine Art Strafgarnison bestimmt war. Auf einem Balle, den die Stadt zu Ehren seiner Ankunft wagte, zog Dorothea, die ihrem Vater bei der Bedienung der Gäste behülflich war, die Aufmerksamkeit des leichtsinnigen Prinzen auf sich, es gab einen kleinen Scandal. Eberhardine, die einzige, welcher der Prinz sonst Beachtung gönnte, kämpfte in ihrem stolzen, redlichen Gemüth den Schmerz unerwiederter Neigung kräftig durch. Der Prinz fand heimlich Gelegenheit die kleine „Dorl" öfter zu sehen; als er nach einigen Wochen in die Rheincampagne zog, ließ er eine Unglückliche zurück, welche kurz darauf die Nachricht von seinem Tode wie ein Donnerschlag traf. Als das Fräulein wieder nach der Reckenburg übersiedelte, nahm sie Dorothea mit sich und übergab sie dort der Pflege ihrer alten Wärterin, die sich auf dem Gut angesiedelt hatte. Dort wurde Dorothea in tiefer Abgeschiedenheit Mutter eines Knaben, die Mutter kehrte in ihre Vaterstadt zurück, das Kind wurde von der alten Wärterin erzogen.

Da erfuhr plötzlich das Fräulein, Faber, der Bräutigam Dorothea's, von dem Jahre lang jede Nachricht gefehlt hatte, sei wiedergekehrt, um sich ahnungslos mit Dorothea zu vermählen. Das Fräulein reiste sogleich nach ihrer Heimat, die Ehe zu hindern. Sie kam zu spät. Dorothea, die es nicht über sich vermocht hatte, ihren Fehl zu gestehen, war mit ihrem Gemahl schon auf dem Wege nach der neuen Heimat Berlin.

Das Fräulein kehrte nach der Reckenburg zurück, die Jahre vergingen einförmig, pflichtgetreu, ihr Vater fiel im Kriege von 1806, die Mutter folgte ihm schnell nach, auch die alte Gräfin verschied, das Fräulein wurde Erbin der reichen Fluren, deren Bewirthschaftung auch ihr zur Lebensaufgabe geworden war. Planvoll, großartig waltete sie dort, kräftig erblühte die Landschaft, strenge Zucht und Ordnung wurden unter den Gutsleuten und in den Dörfern heimisch, aber wie das Leben der Herrin arm an Liebe war, so fehlte auch ihrem Schaffen die rechte Herzensfreudigkeit.

Jener Sohn Dorothea's war durch ihre Vermittlung einem Förster in die

Lehre gegeben, von dort war er unter die Soldaten gezogen, hatte unter dem Braunschweiger gekämpft und war verschollen. Mehrere Jahre später saß er, zum Krüppel geschossen, durch das wüste Leben verwildert, am ärmlichen Bett seines Weibes, einer früheren Marketenderin, die ihm spät ein Mädchen geboren. Dort suchte er auf Drängen seiner Frau Erinnerungen aus seiner Kinderzeit zusammen nach Verwandten und nach einer Hilfe für die neugeborne Kleine, unsichere Erinnerungen, durch welche die Gestalt eines adeligen Fräuleins geheimnißvoll dahinfährt. Nach dem Tode der Frau nimmt er im äußersten Elend einige Papiere zusammen und macht sich mit dem verkommenden Kind auf den Weg, um die vornehme Dame zu finden, die er nach dem Einreden seiner Frau und nach eigener Combination für seine Mutter hält. Er erreicht das Schloß des Fräuleins grade als der Adel der Umgegend dort zu einem patriotischen Fest versammelt ist. Das Eindringen des trunkenen Mannes, seine Behauptungen verstören die Gesellschaft, das Fräulein will, da Dorothea noch lebt, keine Aufklärung geben und sieht in stolzem Schweigen den dunkeln Schatten aus der Vergangenheit eines anderen Weibes über ihr Leben fallen. Den todtsiechen Invaliden läßt sie im Schloß verpflegen, sie selbst reist nach Berlin, um Dorothea zu sprechen. Sie findet eine Sterbende, der lange Seelenqual Leib und Geist zerrüttet hat. So bleibt dem Fräulein die Sorge für das kleine Kind des Invaliden, die Enkelin Dorothea's. Auch dies wird pflichtvolle Sorge, ohne Liebe, nicht ohne Abneigung. Aber an dem Kinderlachen und dem Aufblühen der jungen Seele erwarmt die Neigung der Pflegerin, ihr eigenes Leben erhält dadurch neuen Inhalt, helleres Licht; in der Mutterliebe und Sorge findet sie das Glück ihres eigenen Alters.

Dies bezweckt Versöhnung und edle Erhebung in der ernsten Erzählung. Und der Epilog ist, daß das Fräulein ihr erwachsenes Pflegekind mit dem Nachkommen des alten Gutspfarrers, einem kräftigen Mann, ihrem treuen Gehilfen in der Gutswirthschaft, vermählt, und der jungen Gattin die Güter und die Aufzeichnung über ihr Leben hinterläßt.

So ist der Verlauf der Geschichte. Aber die Reihenfolge wird in der Erzählung nicht ohne Kunst umgestellt. Die ersten Capitel zeigen den Sohn Dorotheas nach der Geburt seiner Tochter, seine unsicheren Erinnerungen aus der Jugendzeit, seine Reise nach der Heimath; dadurch wird eine kleine Spannung hervorgebracht, welche den folgenden Bericht der Heldin wirksam einleitet. Mit großem Geschick sind die geschichtlichen Ereignisse der letzten hundert Jahre benutzt, sie bilden einen entfernten Hintergrund, der gerade deutlich genug erkennbar ist um den Menschen und den geschilderten Momenten eine Zeitfarbe zu geben und der Erzählung ihre Zeiträume abzugrenzen. Die innere Verbindung der Ereignisse, d. h. ihre Herleitung aus

dem Charakter der Personen ist vielleicht der größte Vorzug des Buches. Nicht nur die Heldin und Dorothea, auch die alte Gräfin, der junge Prinz, der Rittmeister v. Reckenburg, sind durchaus wahre, leicht verständliche Gestalten ihrer Zeit, selbst dem Arzt Faber, dem getäuschten Gatten Dorotheas, dessen Voraussetzungen künstlicher sind, und der eine an sich unwahrscheinliche Rolle zu übernehmen hatte, sind die Ingredienzien seines Wesens ganz richtig gefunden, wir begreifen wohl, daß auch er und gerade in dieser Mischung möglich ist; nur war es nicht rathsam, einen Character von so ungewöhnlicher Eigenart als bedeutsame Nebenfigur zu verwenden.

Die Dichterin erweist eine sichere Kenntniß des menschlichen Herzens und eine ungewöhnliche Schärfe der Beobachtung. Die Personen sind sämmtlich höchst zweckvoll gerichtet und die Umrisse ihrer Charactere mit souverainer Sicherheit geführt. Auch die realen Verhältnisse, in denen sich ihre Menschen bewegen, sind richtig gezeichnet, und der Leser wird nur in Kleinigkeiten daran erinnert, daß eine Frau die Feder führt, z. B. da, wo der Einfluß geschildert wird, welchen der Character der Gutsherrin auf das ganze Wesen der Dorfleute ausübt. So vermag die Eigenthümlichkeit eines Herrn sich schwerlich dem Volk aufzuprägen, dem Singen der Burschen und Mädchen und ihrem vertraulichen Verkehr würde nur durch religiöse Einwirkung, wie etwa bei den Herrnhutern, zu wehren sein. Hier hätte ein kleineres Maß besser gedient. — Von der festen Hand dieses Talentes zeugt auch die Sprache. Klar, gedrungen, kein Wort zu viel, reich an kräftig bezeichnenden Ausdrücken schildert sie in kurzen Sätzen, gehorsam jeder Stimmung und jedem Farbenton.

Der schönste Theil der Erzählung ist die Beschreibung des Lebens in der kleinen sächsischen Stadt, die Jugendgeschichte der Mädchen: der einfache Tagesverkehr in der Wohnung des Officiers, die Tanzstunde, der Ball zu Ehren des Prinzen, die Gemüthsbewegungen, welche darauf folgen. In diesen Capiteln ist eine reizvolle Poesie und eine stille Laune, welche der ernsten Heldin — der Erzählerin dieses Theils — vortrefflich steht. Nicht geringer erweist sich das Talent der Dichterin in den tragischen Momenten. Hier ist eine seltene Gewalt und Kühnheit der Erfindung: der innere Kampf der eifersüchtigen Hardine, Dorothea's Angst am Hochzeittage, daß die Jugendfreundin doch noch als Störerin eintreten könnte, und weiterhin das letzte Wiedersehn der Freundinnen und der Todeskampf Dorothea's. Auch diese starken Wirkungen werden erreicht durch kürzesten Ausdruck für die leidenschaftlichste Bewegung; knapp, aber höchst energisch ist die Schilderung, nur wenige bedeutsame Momente werden hervorgehoben, welche die Phantasie des Lesers locken und richten. Diese kurzen, kühnen Striche, eine sehr discrete Behandlung leidenschaftlicher Momente, und dazu als seltenste Gabe eine völlige Freiheit von Sentimentalität gestatten der Dichterin Situationen

und Zustände zu behandeln, die sonst wohl der Feder einer Frau nicht die behaglichsten Probleme darbieten. Der klare, strenge Bericht läßt keinerlei Mißbehagen aufkommen, man vertraut herzlich dem Ethos der Erzählerin, reine Luft, ein säuberliches Wesen füllt das ganze Buch und stärkt den Leser. Er verkehrt mit einer Dichterin von Gottes Gnaden.

Aber wenn man nach eifrigem Lesen das Buch aus der Hand legt und als ehrlicher Kritiker die eigene stille Erregung prüft, in welche der Roman versetzt hat, so fehlt der großen und edlen Wirkung doch eines: die freudige und gehobene Stimmung, welche bei schönem Kunstwerk auch nach Darstellung düstrer Ereignisse zurückbleiben soll. Ein Ton von Trauer und Entsagung, derselbe herbe Ernst, welcher durch das Leben der Heldin geht, bleibt auch in dem Leser zurück. Nichts Peinliches stört, aber daß einer starken, guten, großartigen Menschenseele in langem thätigem Leben der Sonnenschein so sehr gefehlt hat, das beengt doch trotz aller Freude über die Kraft und den ordnenden Geist des Dichters. Und sieht man näher zu, so erkennt man auch, wodurch die schöne Totalwirkung einigermaßen beeinträchtigt wird. Da der Kritiker nicht das Recht hat, diesen Mangel in dem Talent der — ihm unbekannten — Dichterin selbst zu suchen, so darf er nur sagen, er liegt in der ungleichmäßigen Ausführung der Disposition. Die Geschichte ist dreitheilig: 1. Jugendkämpfe, bis zum Tode des Prinzen. 2. Entsagung bis zum Erscheinen des Invaliden und dem Tod Dorotheas. 3. Versöhnung mit dem Leben: die neue Pflicht einer Mutter. — Von diesen drei Theilen ist der erste am völligsten ausgeführt, der zweite hat noch das rechte Maaß und die stärksten tragischen Wirkungen, der dritte ist ganz kurz, andeutend behandelt. Hätte der Dichterin gefallen, nicht referirend, sondern in poetischer Ausführung einige Wandlungen zu zeigen, welche durch eine Kinderseele und durch die allmählich erwachende Liebe in dem Leben des Fräuleins hervorgebracht werden, so wäre eine wärmere Farbe in den letzten Theil und eine freudigere Schlußempfindung in die Leser geleitet worden und dem Ende des alten Geschlechts hätte trotzdem würdiger Ernst nicht gefehlt. Jetzt liegt der Schwerpunkt vorn, und an der Steigerung fehlt etwas.

Die Leser werden immer mit der Empfindung von dem Werke scheiden, daß sie eine sehr ungewöhnliche Gabe empfangen haben. Der Roman soll, so hoffen wir, sich in den Herzen einbürgern und seine Bedeutung in unserer schönen Literatur bewahren. Der Dichterin und dem Publikum wünschen wir Glück.

G. F.

Christian Schuchardt.

Zu denjenigen Männern, welche mit Goethe in naher Beziehung gestanden, gehörte auch der am 10. August 1871 verstorbene Director der Kunstanstalten Weimars Christian Schuchardt. Die Zahl derer, welche in unmittelbarer Weise mit dem Dichterfürsten verkehrten und Gelegenheit hatten, auch die persönlichen Eigenschaften des einzigen Mannes zu bewundern, wird immer kleiner. Der Verewigte erzählte gern und mit Begeisterung von seinen Erfahrungen und Erlebnissen in dem Goethe'schen Hause; den Enkeln des Dichters Wolfgang und Walter von Goethe war er bis an sein Lebensende ein treuer und liebevoller Rathgeber, da die Verbindung, die er mit dem Goethe'schen Hause in der Mitte der zwanziger Jahre eingegangen, nicht wieder gelöst wurde. In weiteren Kreisen hat sich Sch. durch die im Jahre 1849 in Gemeinschaft mit dem Kupferstecher W. Müller begonnene Herausgabe der Zeichnungen von Asmus Jacob Carstens vortheilhaft bekannt gemacht*), er schrieb den Text zu den Zeichnungen. Durch diese Veröffentlichung wurde die Aufmerksamkeit von neuem auf einen ausgezeichneten Künstler gelenkt. „Von der Natur mit allen Gaben für die Kunst reichlich ausgestattet, besaß er die zur Erreichung eines großen Zieles nothwendigen Eigenschaften: leidenschaftliche, unermüdliche Beharrlichkeit und Ausdauer. Sein Weg nach dem ihm vorschwebenden Ziele führte ihn fast ununterbrochen über Hemmnisse und Widerwärtigkeiten, die ihm der frühe Tod seiner Eltern, Mangel an den nöthigen Mitteln, ein siecher Körper und der auf Abwegen wandelnde Kunstgeschmack seiner Zeit beständig in den Weg stellten und die er durch rücksichtslose Wahrheitsliebe und Offenheit noch vermehrte. Erst spät im 22. Jahre war es ihm vergönnt, seiner von Natur ihm tief eingepflanzten, ja sein ganzes Wesen bildenden Leidenschaft zur Kunst sich hingeben zu dürfen, im 38. Jahre (1792) erreichte er Rom, den Ort, wo er alle seine Hoffnungen erfüllt zu sehen erwartete und schon im kräftigsten Mannesalter, im 44. Jahre 1798 zerriß die Parze seinen Lebensfaden. „Auch Schuchardt hatte auf seinem Lebenswege mit mancherlei Hemmnissen zu kämpfen, ehe er die seiner Anlage und Neigung entsprechende äußere Stellung fand; auch er wußte von der Noth zu erzählen, in die nach dem Willen Gottes gerade strebsame, hohen Zielen nachgehende Naturen gebracht werden, um im Kampfe die Kraft zu erproben. Schuchardt hat Recht, wenn er von Carstens sagt: jede seiner Gestalten ist ein vollkommen ausgeprägter, sich klar aussprechender Charakter, wodurch sie bei aller Größe der Auffassung, die sie weit über die gemeine Natur erheben, so wie durch die hohe Einfach-

*) Neue Ausgabe mit Fortsetzungen besorgt durch H. Riegel, Leipzig, A. Dürr.

heit und innere Wahrheit den Beschauer des störenden Gefühls der Schwierigkeiten der Darstellung überheben, den Geist frei machen. Welchen Einfluß die Werke Carstens' auf einen der vorzüglichsten Künstler B. Genelli ausgeübt, das auseinanderzusetzen bleibt dem Biographen dieses genialen Mannes vorbehalten. Der freundschaftliche Umgang, welchen Schuchardt besonders mit seinem ältesten Freunde Friedr. Preller und dessen berühmtem Schüler Hummel und anderen Liebhabern des Schönen angelegentlich pflegte, war ganz dazu geeignet, ihn in den lebendigsten Beziehungen zur Kunst zu erhalten und sein ohnehin feines Kunsturtheil nach allen Seiten hin auszubilden. — Einen ferneren Beweis seiner Studien legte er in dem gründlichen Buche: „Lucas Cranach des Aelteren Leben und Werke. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet von Christ. Schuchardt", (Leipzig 1851, 3 Thle.) der Kunstwelt vor. Mit großem Fleiße und großen Kosten hatte er sich in den Besitz des für diese Biographie nöthigen Materials gesetzt und so eine Schrift geliefert, welche die allgemeinste Anerkennung gefunden hat. Die Lebensbeschreibung versetzt uns in die Zeit jener für die Culturentwicklung unseres Volkes so bedeutungsvollen Epoche und läßt uns einen Blick thun in die geistige und künstlerische Stimmung des Zeitalters. In die letzten Jahre seines Lebens fällt die Herstellung einer Separatausgabe von Goethe's Kunstschriften. Dazu war er wie keiner befähigt. Mit dem Dichter selbst hatte Schuchardt Jahre hindurch verkehrt; Hofrath Meyer in Weimar, bekannt unter dem Namen Kunst-Meyer, der auf die Kunstanschauungen des Dichters einen wesentlichen Einfluß geübt, war der Lehrer, Freund und Gönner des Verewigten gewesen, so daß Schuchardt unter diesen Umständen zu der Herausgabe gerade dieser Schriften Goethe's vorzüglich berufen war. Dazu kam noch, daß der Verstorbene auch ein Freund Eckermann's war. — Außerdem stellte Schuchardt auch einen Katalog der Goethe'schen Sammlungen auf und veröffentlichte einige Abhandlungen in dem Archiv für die zeichnenden Künste unter dem Titel: „Revision der Acten über die Frage: gebührt die Ehre der Erfindung des Papierabdruckes von gravirten Metallplatten den Deutschen oder den Italienern?" Nach allen Seiten hin war er bemüht, das Interesse der Kunst durch Schrift und Wort zu heben. Sein Leben floß still dahin, immer höheren Interessen der Menschheit zugewandt und das gewöhnliche Treiben verachtend lebte er — und das ist am Ende für jeden Sterblichen die Hauptsache — der eigenen harmonischen Ausgestaltung seines Wesens. — Schuchardt wurde den 5. Mai 1799 in Buttstädt, einer nicht weit von Weimar gelegenen kleinen Landstadt, geboren, sein Vater war ein ehrsamer Schneidermeister, der, weil sein Sohn Talent zum Zeichnen an den Tag legte, die Absicht hatte, ihn Maler werden zu lassen. Zu diesem Behufe begab sich der Vater mit dem Sohne zu dem damaligen Theaterdecorations-

maler, um ihn als Lehrling unterzubringen. Da sich aber die Unterhandlungen zerschlugen, wurde beschlossen, ihn dem Gymnasium zu übergeben. Die berühmte Zeichenschule, die auch vielfach von Gymnasiasten benutzt wurde stand damals unter der Leitung des Hofrath Meyer. Durch seinen Fleiß und sein Talent erwarb sich Schuchardt die Zuneigung und Gönnerschaft des trefflichen Mannes. Als er im Jahre 1820 die Schule verließ, um in Jena die Rechtswissenschaft zu studiren, hatte er eine solche Fertigkeit im Zeichnen gewonnen, daß er sich auf der Universität durch Privatunterricht und durch Porträtiren seinen Lebensunterhalt verdienen konnte. Bereits auf der Schule war er bei der Mittellosigkeit seines Vaters gezwungen gewesen, sich durch Ertheilung von Privatunterricht seine Subsistenzmittel zu erwerben. Als Schuchardt nach Absolvirung des academischen Trienniums das juristische Staatsexamen gemacht hatte, kam er als Accessist an die großhgl. Landesregierung. Doch bald wurde ihm auf Meyer's Empfehlung angetragen, die juristische Laufbahn zu verlassen und bei der Oberaufsicht für Wissenschaft und Kunst, deren Chef Goethe war, eine Stelle anzunehmen. Seine Functionen waren doppelter Art: einmal hatte er die im Entstehen begriffene Sammlung von Kupferstichen, Handzeichnungen &c. einzurichten und dann bei Goethe Secretärsdienste zu thun. So kam er durch sein Amt in sehr nahe Beziehung zu dem Dichter, der ihm so viel Vertrauen schenkte, daß er ihn auch zum Lehrer seiner Enkel machte. Von dieser Zeit an blieb er mit dem Goethe'schen Hause in der engsten Beziehung. Schuchardt besaß beim Antritt seines Amtes, wie er selbst oft erwähnte, gar keine Kenntnisse der Kupferstiche &c. Durch hingebenden Fleiß aber wurde er gar bald einer der vorzüglichsten Kenner dieses Kunstzweiges. Die Sammlung der Kupferstiche, Holzschnitte und Handzeichnungen ist durch den Verewigten zusammengebracht und geordnet worden. Nach dem Tode Meyer's wurde Dr. v. Schorn Director der Kunstsammlungen, und nach dessen Heimgang der geistvolle, jetzt als Oberbibliothekar in Weimar thätige A. Schoell. Im Jahre 1863, als Dr. Schoell Nachfolger L. Preller's wurde, erhielt Schuchardt das Directorat über die Kunstsammlungen, aber schon 1868 mußte er wegen seiner Kränklichkeit um Pensionirung bitten. Der Großherzog von Weimar, der die Verdienste Schuchardt's zu würdigen wußte, verlieh ihm das Ritterkreuz des Falkenordens. Nur einmal konnte er sich des neuerrichteten Museums freuen. Lange war es ihm eine Herzenssache gewesen, die schöne Kunstsammlung auch in einem entsprechenden Hause untergebracht zu wissen, nun hatte er die Befriedigung, daß durch die Liberalität des kunstsinnigen Großherzogs von Weimar den Kunstsammlungen eine würdige Stätte bereitet war. Alle, welche dem Verewigten nahe gestanden, werden sein Bild nicht vergessen.

G. L.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Gewissensfreiheit in Rußland. Eine wahre Begebenheit. — Der Schauplatz der folgenden Geschichte ist theils das Herzogthum Livland, theils das südliche Grenzland desselben, das alte Polnisch-Livland. Polnisch-Livland ist ein in vieler Hinsicht merkwürdiges Ländchen. Einst war es ein wichtiger Theil des alten Ordenslandes, drei stolze Ordensburgen: Dünaburg, Rositen und Ludsen lagen in demselben, auch der Erzbischof von Riga besaß hier die mächtigen Schlösser Kreuzburg und Marienhausen. Nach dem Untergang livländischer Selbständigkeit kam das Land an Polen, welches sich auch im Besitz behauptete, als das übrige Livland von dem Heldenkönig Gustav Adolph erobert wurde. Durch den Frieden zu Oliva (1660) blieb Polen der Besitzer und erst 1772, bei der ersten Theilung Polens fiel das Land an Rußland. Gegenwärtig ist Polnisch-Livland — so wird es selbst in der Sammlung russischer Gesetze benannt — 275 Quadrat-Meilen groß, bildet 3 Kreise des Gouvernements Witepsk und zählt 225,000 Einwohner. In den Städten leben Polen, Juden, Deutsche und Russen. Die Gutsbesitzer sind meist Polen oder allmählig katholisirte und polonisirte Deutsche, wie die Borch's, Plater's, Manteuffel's, Römer's, Syberg's, nur wenige sind deutsch und evangelisch geblieben. Die Landbewohner sind meist Letten, nur colonieweise leben hier auch Esthen, Litthauer, russische Sectirer (Raskolniken), Weißrussen und polnische Bauern. So bietet dies Land gleichsam eine Musterkarte von all den Nationalitäten, die hier im raschen Wechsel der Zeiten gelebt und geherrscht haben, um alsbald neuen Einwanderern, Eroberern und Herrschern Platz zu machen. Der schwächste Factor polnisch-livländischen Lebens sind seine Beherrscher, die Russen, obgleich sie jetzt gerade ein Jahrhundert Herren des Landes sind und obgleich sie auch in den vierziger Jahren bei der großen Conversion einen Theil des Landvolks in die griechische Kirche hineingelockt haben. Den Mangel innerer Kraft ersetzt aber die äußere Gewalt, die in diesem unglücklichen Lande in nationaler und religiöser Hinsicht ebenso grausam geltend gemacht wird, wie in dem eigentlichen Litthauen. Der bloße Name „Dünaburg'sches Gericht" macht hier jeden Wissenden schaudern.

Unmittelbar an Livland grenzt das Gut Kreuzburg, das im Besitz der evangelisch und deutsch gebliebenen Familie Korff ist, und dessen lettische Bauern meist zur evangelisch-lutherischen Confession gehören. Das Gut ist sehr groß, größer als manches deutsche Herzogthum, allein 4 Stationen der Riga-Dünaburger Eisenbahn liegen innerhalb seines Territoriums. Kreuzburg unterlag wie alle anderen russischen Güter dem russischen Bauerneman-

cipationsgesetz. Das Bauerland wurde vollkommen vom Hofeslande abgelöst und an die einzelnen Bauern vertheilt, auch den Knechten wurden kleine Landparcellen als Erbbesitz gegeben. Einer dieser kleinen Erbbesitzer heißt Jndrik Ohsoling, er besitzt sein Landstück beim Dorfe Peteran in der Ungermuisch'schen Landgemeinde. Ohsoling verheirathete sich im Jahre 1865 mit Edde Pußwahzeet, einer Livländerin aus dem Gute Sawensee, welche bei der großen Conversion als 2jähriges Kind gefirmelt worden war und somit der griechischen Kirche angehörte. Die Trauung vollzog in Livland der griechische Priester aus Laudohn Schurawsky. Als den Eheleuten ein Sohn geboren wurde, drang die Mutter, um ihr Kind evangelisch zu erhalten, in die Hebamme, daß dieselbe an dem Knaben, der Peter genannt wurde, die Nothtaufe vollziehe, was auch am 6. Januar 1866 geschehen. Als nun der Adjunct des evangelischen Predigers zu Kreuzburg in demselben Monat den Gottesdienst in der Lehmenen'schen Filialkirche abhielt, wurde ihm neben den 15 angemeldeten Täuflingen auch dieser kleine Peter Ohsoling an den Altar gebracht. Der Pastor mußte die Taufpathen zurückweisen, weil ihm noch keine Angaben über den Täufling gemacht worden. Nachdem er aber durch die griechische Mutter die genauesten Auskünfte erhalten und sich namentlich überzeugt hatte, daß die Ehe nach dem 15. März 1865 geschlossen worden, nachdem endlich mehrere Trauzeugen an Eidesstatt ausgesagt, Jndrik Ohsoling habe bei der Trauung dem griechischen Geistlichen kein Versprechen gegeben, seine Kinder in der griechischen Kirche zu erziehen, hat der Pastor am 20. Februar 1866 die Nothtaufe nach dem Ritus der evangelisch-lutherischen Kirche bestätigt. Diese Thatsache wurde der Grund zu einer großen religiösen Verfolgung.

Der griechische Priester aus Laudohn verklagte beim Dünaburg'schen Bezirksgericht und durch's Riga'sche griechische Consistorium auch bei der witepskischen Gouvernementsregierung den evangelischen Pastor auf „Amtsverbrechen", die Eheleute auf „Abfall von der Orthodoxie". Untersuchungsrichter wurden abgesandt, die bogenlange Protocolle aufnahmen, ein Verhör drängte das andere, die Acten wuchsen zu großen Stößen heran und am 16. März 1867 wurden die Eheleute, welche allgemein sehr gut beleumundet waren, unter polizeiliche Aufsicht gestellt.

Die Rechtssache ward immer verwickelter, indem der kaiserliche Gnadenerlaß vom 15. März 1865 hineingezogen wurde. Dieser Erlaß war eine Nachwirkung des Berichtes, welchen der kaiserliche Abgesandte, der edle Graf Bobrinsky im April 1864 seinem Herrn abgestattet hatte. Bobrinsky hatte den Muth, nach genauer Untersuchung freimüthig zu erklären, daß „vielleicht kaum $^1/_{10}$" der in den vierziger Jahren convertirten Letten sich zur griechischen Kirche bekenne, ja daß es ihm höchst peinlich gewesen, „mit eigenen

Augen die Erniedrigung der russischen Rechtgläubigkeit durch die offenkundige Enthüllung dieses officiellen Betruges zu sehen." Zwar wagte es der Kaiser nicht, ganz Rußland Gewissensfreiheit zu geben, nicht einmal Livland wurde förmlich in seine durch kaiserliche Eide gesicherten Rechte wieder eingesetzt, sondern in jenem Erlaß wurden nur auf administrativem und confidentiellem Wege einige Concessionen gemacht. Hinfort sei bei gemischten Ehen von dem evangelischen Theil kein Reversale mehr zu fordern, daß alle Kinder in der griechischen Kirche erzogen werden würden; Pastoren, welche Kinder aus reverslos geschlossenen Mischehen nach lutherischem Ritus tauften, seien nicht strafwürdig; Nothtaufen dürften von den Pastoren bestätigt werden. Alle diese Concessionen gelten aber nur für die baltischen Provinzen, namentlich aber für diejenigen Ehen, welche in den Ostseegouvernements geschlossen worden.

Nun gehörte Kreuzburg zum kurländischen Consistorialbezirk, ja zu einer kurländischen Diöcese, die Ehe war ordnungsmäßig in Livland geschlossen worden, Indrik Ohsoling und zahlreiche Zeugen bekräftigten, daß bei der Eheschließung kein Reversale ausgestellt worden. Ohsoling sagt ausdrücklich aus, der Priester habe ihn nöthigen wollen, in einem Buche 3 Kreuze zu machen (er ist des Schreibens nicht kundig), er habe sich dessen geweigert, worauf der Pope erklärt habe „zu welchem Glauben du willst, zu dem lasse taufen." Der Priester weist zwar ein Reversale vor, dasselbe ist aber ohne Datum und von den mitunterzeichneten Zeugen Liziht und Spalving erklärt das Dünaburg'sche Kreisgericht auf Grund Zuschrift des Popen „sie sind nicht vernommen und auch nicht ermittelt worden."

Als Edde Ohsoling sich zum zweiten Male Mutter werden fühlte, begab sie sich zu ihren Verwandten nach Livland. Hier gebar sie 1867 ihren zweiten Sohn, welchen sie in Livland von dem evangelischen Geistlichen zu Laudohn ebenfalls nach dem Ritus der evangelisch-lutherischen Kirche taufen ließ. Da verdoppelten sich die Drohungen des Laudohn'schen Popen und desgleichen die Vexationen der Witepskischen Gerichte; deshalb entschloß sich der gequälte Vater, dieses zweite Kind der griechischen Kirche auszuliefern, in der Hoffnung dann endlich Ruhe zu haben. Der Pope war aber mit der stillen Resignation nicht zufrieden, der Vater sollte gezwungen werden, in der griechischen Kirche dem Firmelungsacte seines Sohnes beizuwohnen. Da hat sich aus dem verzweifelten Vaterherzen das bittere Wort hervorgerungen: „Ich habe mein Kind dir hingeworfen, schmiere es nun, wenn du willst, mit Theer; ich kann's nicht sehen!" Für dieses Wort wurde Indrik Ohsoling auf 7 Tage in's Gefängniß geworfen, und nun beginnt in seinem Leidensdrama der zweite Act mit der Ueberschrift: Gefängniß.

Um für die Zukunft sicher zu sein, entschloß sich Ohsoling zu einem

neuen großen Opfer: er überließ sein im Witepskischen gelegenes Stückchen Land seinen greisen Eltern und siedelte mit seinem Weibe und seinen zwei Kindern ganz nach Livland über. Ein livländischer Bauernwirth nahm ihn bei sich auf und gab ihm gegen gewisse Arbeitsleistungen ein Stückchen Land, das ihm sein tägliches Brod lieferte. Anfänglich ging es gut, der Pope schien den evangelisch gebliebenen ältesten Sohn vergessen zu haben und die Proceßacten moderten bei der Witepskischen Gouvernementsregierung und beim Polozkischen griechischen Consistorium. Aber frei waren sie noch nicht von dem Criminalverbrechen des „Abfalls von der Orthodoxie."

Während des livländischen Aufenthalts wurde Edde von der rückströmenden Bewegung mit erfaßt, welche unter den in den vierziger Jahren Convertirten immer mächtiger wird. Das alte starre Geschlecht, das sich damals durch Vorspiegelung materieller Interessen verführen ließ, ist ausgestorben oder in den Hintergrund getreten. Herrschend ist jetzt das Geschlecht, welches damals im Kindesalter stand und nicht ahnte, was die Salbung der griechischen Popen für Folgen haben würde. Die evangelische Kirche hat sich verjüngt und erneut, die neugegründete griechische dagegen ist hinter allen Erwartungen zurückgeblieben: die damals zahlreich erbauten und jetzt übermäßig reich geschmückt werdenden griechischen Tempel üben gar keine Anziehung, die ungebildeten und verkommenen Popen sind allgemein verachtet, die griechisch-russische Schule besteht nur dem Namen nach, als ein Geschlecht von bildungs- und religionslosen Proletariern erwachsen die Unglücklichen, deren Eltern sich damals haben verführen lassen. In dieser Noth wenden sie sich in Massen wieder zu den Altären ihrer Väter, bei den bedenklichen Geistlichen „arripiren" sie das Sacrament, indem sie ohne Wissen des Geistlichen mit unter die Abendmahlsgenossen treten, bei den andern Geistlichen, welche das Wort „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" auf diese Gewissensnoth beziehen, werden sie ordentlich unterrichtet, zum Sacrament „admittirt" und dadurch in die evangelische Kirche „recipirt". Anfänglich enthob das livländische evangelische Consistorium einige Prediger, die sich der Unglücklichen erbarmt hatten, zeitweilig ihres Amtes, jetzt hat es alle griechischen Klagen, die in großer Zahl einlaufen und wohl 20 Prediger auf einmal betreffen, unter Berufung auf die, Livland durch den Nystädter Frieden gewährleistete Gewissensfreiheit einfach von sich gewiesen.

Auch Edde Ohsoling, welche von der griechischen Kirche nichts an sich hatte als die Salbung, die man dem zweijährigen Kinde angethan, kehrte zur evangelischen Kirche zurück, ließ sich im Christenthum unterrichten und empfing aus der Hand eines livländischen Geistlichen das Sacrament nach evangelisch-lutherischem Ritus. Das erfuhr auch der Pope Schurawsky. Da seine Klagen wegen Edde's Rücktritt unbeachtet blieben, so griff er die alte

Klage wegen des kleinen Peter, der mittlerweile 5 Jahre alt geworden war, wieder auf. Die Eheleute, die auch in Livland unter polizeilicher Aufsicht standen, wurden wieder vor den Polizeiassessor nach Kreuzburg gerufen, den die Letten mit ungelenker Zunge und unbewußtem Witz den „Assyrer" nennen. Der Assessor bedrohte sie mit schweren Strafen, falls sie ihren kleinen Peter nicht zur Salbung bringen würden. Sie weigern sich standhaft. Da werden sie zum 25. Februar 1871 vor das Dünaburg'sche Kreisgericht citirt, sie wandern beim strengsten Frost unermüdlich den weiten Weg von mehr als 15 deutschen Meilen, um auch in Dünaburg zu erklären, sie würden ihr Kind der griechischen Kirche nicht ausliefern. Da werden sie schuldig gesprochen, „nach eignem Geständniß ihren Sohn nach lutherischem Ritus getauft zu haben." Auf Grund des Artikels 190 der Strafgesetze werden beide zur Gefängnißhaft von 8 Monaten verurtheilt. Es wird ihnen freigestellt, beim Generalgouverneur um eine Milderung der Strafe zu bitten, wenn sie solches thun wollten, hätten sie jedoch zuerst 3 Rubel zu entrichten. Sie haben kein Geld und bieten einige ihrer Kleidungsstücke, mit Hohn weist man sie ab. So wandern sie den langen Weg wieder zurück. In Livland angekommen, werden sie damit getröstet, die russischen Beamten hätten wohl wie gewöhnlich nur Geld von ihnen erpressen wollen. Diese Auskunft beruhigt sie auch, zumal da ihr Proceß ja schon 6 Jahre dauert, Indrik geht ruhig von Hause, um in der Nachbarschaft um Tagelohn zu arbeiten, Edde beschickt das Haus und pflegt ihre Kinder. Da erscheint am 16. April ein Mann mit einem Fuhrwerk bei ihr, stellt sich ihr als Abgesandter des Kreuzburg'schen Gerichtes vor und fordert sie auf, mit ihren Kindern sofort den Wagen zu besteigen, damit er sie nach Kreuzburg bringen könne. Auf Befehl des „Assyrers" müßte sie jetzt ihre Gefängnißhaft in Dünaburg antreten. Sie bittet um Aufschub, bis ihr Mann nach Hause kommt und sie einigermaßen ihr Haus bestellen könne. Kein Aufschub — sie muß sogleich fort. Aber die Kinder? sollten die mit das harte Gefängnißbrod essen? sollte namentlich der kleine Peter mitgehn und so der Gefahr ausgesetzt werden, in Dünaburg gewaltsam gefirmelt zu werden? Nein! der Gedanke gebot der Mutter, sich lieber von ihren Kindern zu trennen. Sie bestieg den Wagen und hinterließ die hülflosen Kleinen, dem livländischen Mitleid vertrauend. Sie hat sich nicht getäuscht, die Kindlein sind geborgen und Peter noch nicht gefirmelt. Müssen am Ende diese Blätter dazu beitragen, die griechischen Schergen auf seine Spur zu bringen?!

Auch Indrik wurde nicht verschont, am 22. April wurde er in Livland aufgegriffen, trotz seiner Versicherungen, er wolle gutwillig folgen, wurde er mit Ketten gebunden und über Kreuzburg nach der Dünaburger Festung abgeführt. Dort sitzt das Ehepaar seit dem 1. Mai 1871 gefangen. An dem

Tage, da ich dieses schreibe (Sylvesterabend 1871) müßten sie frei werden. Werden sich die schauerlichen Dünaburg'schen Festungsthore ihnen öffnen? —

Alle evangelischen Prediger, welche bei diesem Drama betheiligt gewesen: der die Nothtaufe des kleinen Peter bestätigt, der den zweiten Sohn getauft, der Edde zur evangelischen Kirche recipirt, sind vor Gericht verklagt worden. Wenn es nach dem Gesetze geht, so unterliegen sie folgendem Puncte unsres „Kirchengesetzes": „Wenn ein Prediger wissentlich Glieder der orthodoxen Kirche zur Beichte oder zum Abendmahle oder ihre Kinder zur Taufe nach den Gebräuchen der evangelisch-lutherischen Kirche annimmt, so unterliegt er dafür das erste Mal der Suspension vom Amte auf 6 Monate bis zu einem Jahre, das zweite Mal aber dem Verluste der geistlichen Würde und der Uebergabe unter polizeiliche Beaufsichtigung."

So geschehen in Livland, welchem durch kaiserliche Erlasse von Peter dem Großen bis auf Alexander II. zugesichert worden, daß es bei unverletzter Religions- und Gewissensfreiheit erhalten bleiben solle, ja wie unsere Unterwerfungsurkunden ausdrücklich bestimmen, daß die evangelische Kirche die herrschende, die griechische nur die tolerirte im Lande sein soll. So geschehen im russischen Reiche in demselben Jahre, in welchem Kaiser Alexander II. der evangelischen Allianz in Friedrichshafen durch seinen Reichskanzler erklären lassen, „die Principien der religiösen Toleranz und der Gewissensfreiheit bildeten einen Gegenstand seiner Ueberzeugungen", ja die Toleranz sei „eine der ruhmeswürdigen Auszeichnungen Rußlands."

Vom sächsischen Landtage. Aus Dresden. — Wenn ich bisher noch keine Veranlassung genommen habe, Ihnen über die Arbeiten des Ende November v. J. einberufenen Landtags zu berichten, so haben Ihre Leser damit nicht viel versäumt. Die ersten Wochen sind mit Vorbereitungen hingebracht worden. Unter den Berathungen der zweiten Kammer heben sich bis jetzt aus dem gewöhnlichen Niveau — abgesehen von der kürzlich begonnenen Budgetverhandlung — eigentlich nur die mehrtägigen Debatten über die Verwaltungs-Reorganisation und über Revision der Gemeinde-Ordnungen heraus, die aber erst zur Verweisung der Vorlagen an die Gesetzgebungs-Deputation geführt haben und auf die Sie mir vielleicht gestatten später zurückzukommen. Dagegen verdient von den Verhandlungen der ersten Kammer die eine schon jetzt in Ihren „Berichten aus dem Reiche" signalisirt zu werden.

Für uns, die wir gewohnt sind die „engeren Vaterländer" als Glieder des Bundes und nunmehr des Kaiserreichs anzuschauen, begann der Landtag unter nicht eben hoffnungsreichen Vorzeichen. Zum Präsidenten der ersten Kammer wurde vom Könige an Stelle des kurz zuvor verstorbenen

von Friesen, eines Aristokraten vom alten sächsischen Schlage, ein vielleicht mehr noch der Form als der Sache nach schroffer Particularist ernannt: Kammerherr von Zehmen, der seit dem Frühjahre 1866 wiederholt dafür gesorgt hat, das „Quousque tandem, Catilina", das er damals dem zum Frieden mit Preußen mahnenden Bürgermeister von Leipzig höhnend zurief, nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen. Die Antwort der kleinen freisinnigen Mehrheit in der zweiten Kammer war, daß sie zu ihrem Präsidenten an erster Stelle den als alten Kämpen für die frühere Reichsverfassung bekannten Dr. Schaffrath in Vorschlag brachte — der Führer der Nationalliberalen, Biedermann, war damals noch nicht wieder in die Kammer eingetreten. Den Charakter der Thronrede bezeichnete die unstreitig sehr erfreuliche Mittheilung, daß „mit Ausnahme der Kriegsperiode das Verhältniß Sachsens zu allen auswärtigen Staaten dasselbe freundliche verblieben" sei. Fast kühl nahm sich daneben der Passus aus, daß in der Stellung zu dem erweiterten deutschen Reiche Se. Majestät „die früher von ihr angedeutete Linie unverändert festgehalten" habe. Unmittelbar daran schloß sich die Zusage, daß einige durch die Erlassung des Reichsstrafgesetzbuchs nothwendig gewordene Verordnungen, welche, an sich „der ständischen Zustimmung benöthigt", auf Grund von § 88 der Verfassungsurkunde einstweilen ohne dieselbe erlassen worden waren, den Kammern nachträglich zur Genehmigung vorgelegt werden sollten.

Diese Verordnungen nun waren es, welche unserer Pairskammer zuerst Gelegenheit boten, auch ihrerseits von ihrer Stellung zum Reiche Zeugniß abzulegen; insbesondere die eine derselben, welche sich auf die Bestrafung des dem Reichsstrafgesetzbuche nicht bekannten Vergehens der wahrheitswidrigen Aussage vor öffentlichen Behörden bezieht. Es erregte einiges Aufsehen, als in Betreff ihrer der ausführliche Bericht der Gesetzgebungs-Deputation Versagung der Genehmigung beantragte; zählt doch die Deputation außer zwei rechtskundigen Bürgermeistern zu ihren Mitgliedern den Präsidenten des Oberappellationsgerichts, der noch auf dem vorigen Landtage die Aufnahme des Polizeistrafrechts in das Reichsstrafgesetzbuch einer nicht-eben wohlwollenden Kritik unterzogen hatte, den Vicepräsidenten des nämlichen hohen Gerichtshofes und den ordentlichen Professor des Strafrechts an der Landes-Universität, früheren Staatsanwalt Geh. Hofrath Heinze, dem das Referat übertragen war. Den Standpunkt der Majorität, von welcher nur der eine der beiden Bürgermeister, und auch er erst gegen das Ende der Berathungen, sich losgesagt hatte, kennzeichnen folgende Sätze. Natürlich, heißt es im Bericht, werde keine Landesgesetzgebung sich mit der Reichsgesetzgebung in offenen Widerspruch setzen wollen. Allein das Fernhalten desjenigen, was zweifellos und unbestritten reichsgesetzwidrig sein würde, reiche nicht aus, die

Landesgesetzgebung werde vielmehr wohl daran thun, „auch auf das Grenzgebiet zu verzichten, welches blos streitig ist“; um so mehr, als die Reichsverfassung es geflissentlich vermeide, für die Entscheidung über staatsrechtliche Streitigkeiten zwischen Reich und Einzelstaaten den Weg des richterlichen Erkenntnisses zu eröffnen. Nur bei einer peinlich gewissenhaften Beobachtung dieser Grenze seien die Einzelstaaten in der Lage, unionistischen Tendenzen mit Erfolg den Rechtsstandpunkt entgegenzuhalten. So erweise sich für sie die vorsichtige Beobachtung der Reichsgesetze zugleich „als eine unerläßliche Maßregel der Selbsterhaltung“. Die fragliche Verordnung berühre nun aber eine Materie, von der es mindestens streitig sei, ob sie nicht dem Gebiete der Reichsgesetzgebung zufalle, also der Landesgesetzgebung versagt sei. Hier bezog sich der Referent Heinze auf eine Abhandlung, welche ein halbes Jahr zuvor der Professor Heinze veröffentlicht und deren Ausführungen, wie der Bericht bemerkt, eine wissenschaftliche Widerlegung bisher nicht gefunden haben. Wie würde es die Autorität des Staats untergraben, wenn ein Gericht die fragliche Bestimmung für nichtig erkennen müßte! Werden wir den ersten der obigen Sätze unsere Anerkennung nicht versagen können, so mußte die weitere Argumentation dem Fernerstehenden als eine geschickte Appellation an die muthmaßliche Stimmung des hohen Hauses erscheinen. Nichts desto weniger sollte die Mehrheit der Deputation eine fast unerhörte Niederlage erleiden.

Nicht umsonst hatte Hr. von Zehmen für die allgemeine Debatte den Präsidentenstuhl seinem Stellvertreter eingeräumt. Er eröffnete persönlich das Feuer mit einem Hagel von theils spitzen, theils auch recht massiven Geschossen. Dem Grundsatze der Deputation, sagte er u. A., könne man mit besserem Rechte den Satz entgegenstellen, daß, was die Reichsgesetzgebung nicht ausdrücklich in ihr Bereich gezogen, der Landesvertretung verbleibe. Im einzelnen Falle könne man über die Anwendung vielleicht streiten, allein wenn die Deputation von vorn herein auf alles verzichten wolle, was die Wissenschaft bestreite, so möchte er fragen, wo ein Satz zu finden sei, den nicht ein deutscher Gelehrter irgend einmal bestritten, möge er nun — so fügte der Herr Präsident, durch den Beifall des hohen Hauses ermuntert, urban hinzu — einen überall hochgefeierten Namen schon besitzen oder erst einen Namen sich erwerben wollen. Wenn heute ein Gericht die Bestimmung für ungiltig halten sollte, so werde doch morgen ein anderes Gericht vielleicht anders entscheiden; solche Collisionsfälle würden sich nicht vermeiden lassen, und daran sei eben einfach die Reichsverfassung schuld mit ihrer zweifelhaften Competenzlinie. Als eine freundliche Mahnung zur Vorsicht habe das Gutachten immerhin einigen Werth, aber die Hauptfrage werde dadurch nicht gelöst. — Der vom Präsidenten angeschlagene Ton fand An-

klang. Selbst der ob seiner milden Formen gerühmte frühere Cultusminister von Falkenstein nannte es „etwas viel gethan", daß die Deputation einer Kammer, die ihr doch genugsam bekannt sei, wohlmeinende Rathschläge wie ex cathedra zu geben für nöthig halte, während sie sich doch sagen müsse, daß die Kammer selbst wisse, was sie in solchen Fällen zu thun habe. Daß der Richter das Landesgesetz in der Richtung prüfen dürfe, ob es nicht mit dem Reichsgesetz collidire, bezweifle er; übrigens gelte doch auch hier der Satz: interpretatio fit contra eum (das Reich!), qui clarius loqui debuisset. Die Abhandlung des Hrn. Referenten habe er mit Interesse gelesen, allein dieser sei doch nicht der alleinige Repräsentant der Wissenschaft. Die Deputation scheine sich im Voraus einen bestimmten Satz hingestellt und nun den ganzen Bericht danach eingerichtet zu haben; gewiß werde die Kammer für ein ihr gelesenes Collegium dankbar sein, ob sie aber danach zu handeln habe, sei doch eine andere Frage.

Erlassen Sie mir die Reden der dii minorum gentium, welche in den Chorus einstimmten und von denen einer den anderen in pikanten Wendungen zu überbieten suchte. Auf die Sache selbst gingen außer den Mitgliedern der Deputation, die mit Geschick und Würde allen Angriffen begegneten, fast nur der neue Justizminister und — mit bekannter Gewandtheit und Schärfe — Generalstaatsanwalt Schwarze ein, der als Mitglied der Bundesraths-Commission für das Reichsstrafgesetzbuch eine gewisse Autorität für sich in Anspruch nehmen durfte. Es ist hier nicht der Ort, den juristischen Streitpunkt zu erörtern. Mag vielleicht die Behauptung, daß die wahrheitswidrige Aussage vor Gericht mit dem Meineide nicht verwandt sei, sachlich sich rechtfertigen lassen — das ist es nicht, was uns an der Debatte der ersten Kammer interessirt. Wohl aber ist es der politische Weg, auf dem sie zur Entscheidung gelangt ist.

Und hier muß ich auch noch einer der paar Stimmen gedenken, die schließlich — die Specialdebatte fand erst in der folgenden Sitzung statt — mit der Mehrheit der Deputation gingen, des früheren sächsischen Gesandten am preußischen Hofe, Grafen Hohenthal, welcher es als „unsere" Hauptaufgabe bezeichnete, „den Rest der Selbständigkeit, welcher den Einzelstaaten geblieben, zu vertheidigen." Sachsen, „obwohl nicht mehr das einzige Ziel des Hasses der einheitsstaatlichen Partei", müsse dabei besonders vorsichtig sein, da ohnehin seine Stellung eine ungünstige sei. Wie reich, ja überreich sei Baiern mit allen den Befugnissen ausgestattet worden, welche die staatliche Fortexistenz werthvoll machen; wie vortrefflich sei, die württembergische Militärconvention nicht zu gedenken, daß dies Land seine Post, seine Telegraphen gerettet — wie hätten diese beiden Regierungen nach mehr als einer Richtung hin Widerstandskraft und damit nicht Geringeres als Lebens-

kraft (!) erhalten! Er polemisire nicht; es haben sich nur" — so schloß er diese Elegie — „die Geschicke wieder einmal erfüllt, die bereits häufig durch eine höhere Macht über unser Land verhängt worden sind!"

So denkt man in den Kreisen der sächsischen Aristokratie ein Jahr nach der Geburt des deutschen Reichs. γ.

Neue bairische Staatsdebatten. Aus München. — Wir kommen aus den staatsrechtlichen Debatten oder vielmehr Vorlesungen gar nicht mehr heraus. Wenn das so länger fortdauert, wird auch der nichtjuridische Gallerieebesucher bald in der Lage sein, mit allem Fug den Reichskanzler um einen Lehrstuhl für Reichs- und Staatsrecht an der Universität des neuen Reichslandes zu ersuchen. „Staatsrecht", „Landrecht", „Reservatrecht", „Reichsrecht", „Reichscompetenz", das Gehirn wirbelt dem geduldigen Hörer allmählich beinahe so stark, wie den beiden Rechtsanwälten, die den „Initiativantrag" verfaßt haben, und dem Appellationsgerichtsdirector, der ihn als Referent vertrat. Leider wird das Ding noch eine Zeitlang so fortdauern. Gregorius, durch die Gnade Gottes und die Milde des heiligen apostolischen Stuhles — vom König von Baiern ist in dem Titel merkwürdigerweise gar nicht die Rede — Erzbischof von München-Freising, hat sich durch die Nuntiatur verleiten lassen, Hrn. v. Lutz abermals bei der Kammer zu verklagen, und zwar nicht etwa wegen Tuntenhausen und Kiefersfelden, sondern wegen der hiesigen Gasteig- oder Nicolaikirche. Der Staat hätte als Inhaber des Oberaufsichtsrechtes dem Magistrat verbieten sollen, die der Stadt gehörige Kirche den Altkatholiken für ihre Gottesdienste einzuräumen. Das gewöhnliche tactische Geschick der Curie hat sich bei diesem Antrag aber nicht gezeigt, wenn derselbe nicht etwa nur auf das Mürbmachen berechnet ist. Ein Ministerium, das in einer Anklage wegen Belassung eines excommunicirten Geistlichen im Amte freigesprochen wurde, kann in einer Anklage wegen nichtgehinderter „Profanation" einer Kirche nicht wohl verurtheilt werden: das sehen vielleicht sogar unsere Ultramontanen ein.

Indeß, fangen wir mit dem Anfang an. Die „Patrioten" hatten sich im Ausschusse bei Berathung des „Initiativantrages" mit ihren Amendements gegenseitig in einer Weise niedervotirt, aus der wie aus den geradezu sinnlos redigirten Ausschußprotokollen noch heute kein Mensch klug werden kann. Der Referent Appelldirector Sedlmayr wollte aus dem „Initiativantrag" die ganz unvermeidliche Consequenz ziehn, daß Reichsgesetze, die durch den Verzicht auf ein Reservatrecht oder durch Erweiterung der Reichscompetenz ohne Einwilligung des bairischen Landtages zustande gekommen sind, bis zu dieser Einwilligung in Baiern nichts gelten sollen. Er war mit diesem Antrage nicht durchgedrungen, weil, wie Jörg später auseinandersetzte, die Kam-

mer nicht in „die Interpretation der Reichsverfassung" hinübergreifen dürfe. Die „zärtlichen Gewissen" u. s. w. Unmittelbar vor dem Beginn der Plenardebatte stellte Dr. Huttler den Modificationsantrag, die Nothwendigkeit der Landtagszustimmung auf jene Fälle einer Reichscompetenzerweiterung zu beschränken, durch welche „ein bairisches Landes- oder Reservatrecht" tangirt würde. Abgesehen von dem unglücklichen weil sehr dehnbaren Worte „Landesrecht" hatte diese Modification in der That Hand und Fuß und beruhte auf einer Rechtsanschauung, über die sich wenigstens vernünftig streiten läßt. Unglaublicher aber bezeichnender Weise adoptirten die beiden Antragsteller Dr. Schüttinger und Dr. E. Barth diesen von dem ihrigen grundverschiedenen „Modificationsantrag" als „eine verbesserte Redaction" des ihrigen und warfen dann nicht nur „Reservatrechtsverzicht" und „Reichscompetenzerweiterung", sondern auch beide Anträge beständig in der unentwirrbarsten Weise durcheinander. Dasselbe that auch der erste Redner der Plenardebatte, Dr. Sedlmayr. Der Nürnberger Appelldirector machte einige gute Witze, unter denen der von dem „Generalsuperintendenten v. Werder" verdiente Heiterkeit erregte, entwickelte aber dabei Rechtsbegriffe, welche den prozeßlustigsten Menschen von diesem Fehler heilen könnten. Dr. Huttler sprach mit leidlicher Sachkenntniß und guter Logik, stieß aber nach allen Seiten durch den häßlichen Ausdruck einer Reichsloyalität an, von der die Ultramontanen nichts hören wollten, und an welche die Liberalen nicht glaubten. Sehr geschickt, aber fast ausschließlich zur politischen und nicht zur rechtlichen Frage sprach Dr. Jörg, was ihm später vom Grafen Hegnenberg das bittere Compliment eintrug, sein verehrter Freund habe weniger juridisch als „staatsministeriell" geredet. Das Pathos des Landshuter Archivars verunglückte wie gewöhnlich; als er mit der Bezeichnung des Art. 78 der Reichsverfassung als einer „Schraube ohne Ende, deren Spitze sich durch das Herz Baierns bohre", den Beifall seiner Partei gefunden hatte, steigerte er sich zu der Phrase von „dem Vampyr, der den Einzelstaaten das Blut aussauge, und dieselben als blutige Leichen liegen lasse", und wurde dafür von der Fortschrittspartei unbarmherzig ausgelacht. Sein Witz von dem seitens der bairischen Bundesrathsmitglieder täglich gesungenen Psalmverse: „wir können nichts, wir können nichts wider den Herrn", war ausnahmsweise recht gut, sollte ihn aber bald gereuen. Gänzlich wirkungslos sprach wider Gewohnheit diesmal Dr. E. Barth, über die Maßen schwach aber Dr. Schüttinger. Sachkenntniß, Logik, Zusammenhang, Alles fehlte diesem „patriotischen" Führer, bei dem die Echtheit der Gesinnung oder deutsch gesagt der grimmige Haß gegen Deutschland nicht nur das Talent, sondern auch die demselben gewöhnlich gegenübergestellte Eigenschaft ersetzen muß. Sein persönlicher Antagonist Dr. Völk legte die hoffnungslose Confusion der Schüttinger'schen Ausführung mit einer Schärfe dar, die sogar das solide Selbstgefühl des Bamberger erzbischöflichen Rechtsconsulenten durchdrang und ihn sichtlich tief verwundete. Ueberhaupt hatte Völk seinen glücklichsten Tag und hieb ausnahmsweise nie über die Schnur. Mit glänzender Dialectik und treffendem Witz sprach der Abg. Frankenburger, ein Nürnberger Rechtsanwalt, der erst seit den letzten Wahlen der Kammer angehört, in derselben aber noch zu einer großen Rolle berufen sein dürfte. Herr v. Lutz hielt eine seiner besten Reden, der gewohnten Klarheit, Schärfe und Eleganz

gesellte sich diesmal eine Bitterkeit hinzu, die dem gewöhnlich etwas kalten Tone eine lebendigere Färbung lieh. Seine Bemerkung über die „patriotische" Speculation auf die von den Städtern fälschlich so genannte, in Wahrheit aber nicht vorhandene oder doch mehr und mehr schwindende „Dummheit" der Bauern zog ihm vom Präsidenten Frhr. v. Ow eine Art von Rüge zu, deren linkisches Pathos einen tragikomischen Eindruck machte. Auf der vollen Höhe seiner Jungfern- oder vielmehr Neujungfernrede vom 27. Januar stand auch Graf Hegnenberg. Nach seiner Ansicht kommt es gar nicht darauf an, was sich die Antragsteller bei ihrem Antrage gedacht haben, sondern was man in Deutschland darüber denkt. Ganz Deutschland faßt ihn aber als mit der Spitze gegen das Reich gerichtet, als einen Versuch auf, gegen die nothwendige Weiterentwickelung der Reichsverfassung eine Schranke zu errichten. Die Reichsverfassung ist unter dem Getöse der Waffen in Eile erbaut worden, ihr Organismus ist fehlerhaft, ihre Räder knarren, hemmt man ihre Entwickelung, so ist sie unhaltbar. Da der Zerfall Deutschlands nicht eintreten wird, so bleibt dann nichts als der Einheitsstaat. In einem Bundesstaat gilt jedes Glied soviel als es leistet, verurtheilt man die sechs bairischen Bundesrathsstimmen zur steten Negation, dann leistet Baiern für die Gesammtheit nichts und gilt in ihr nichts. Dann muß der von Dr. Jörg angezogene Psalmistenvers erst recht gesungen werden, obgleich er gewöhnlich anderswo und auf lateinisch gesungen wird. Diese Replik mit ihrer beißenden Anspielung auf das „non possumus" erregte allgemeine Heiterkeit auf Kosten des Landshuter Staatsmannes, zu dessen Versöhnung sein alter Parteifreund und neuer Gegner später lächelnd zwar nicht die Friedenspfeife, aber die Tabaksdose benutzte. Das Schlußwort des Grafen Hegnenberg war eine nochmalige Warnung vor der Errichtung einer Mauer zwischen Baiern und dem Reich. Bleibt die Mauer stehn, so erstickt Baiern hinter derselben, wird sie gewaltsam umgestürzt, dann haben wir, was weder der König, noch das Ministerium, noch die Kammer, noch das Land wollen, was Niemand will, den Einheitsstaat! Nach dieser ächten Premierrede kam die Abstimmung, zunächst diejenige über den Huttler'schen Modificationsantrag. Die Invaliden beider Parteien, Domcapitular Neumayer und Staatsanwalt Müller, waren wieder erschienen. Da indeß Appellrath Gürster und der reichstreue, aber für jedes „föderative" Aushängeschild blind empfängliche Dr. Sepp mit „Ja" stimmten, wurde der Huttler'sche Modificationsantrag mit 76 gegen 72 Stimmen angenommen. Natürlich reichte diese Majorität nicht für die zur Verfassungsänderung nöthige Zweidrittelsmehrheit, und somit mußte auch noch über den Schüttinger-Barth'schen Urantrag abgestimmt werden. Für denselben stimmten gegen jede denkbare Logik auch sämmtliche 14 Unterstützer der Huttler'schen Modification, gegen denselben Dr. Huttler selbst, Dr. Sepp und der zweite Kammerpräsident Graf Seinsheim, ein Mann von starrparticularistischer Gesinnung, aber gesundem Verstand und politischem Tact. Die „gemäßigten Patrioten" Bezirksamtmann Maier, Magistratsrath J. Kastner und Bürgermeister Prestele blieben ihrer liberalen Anschauung vom 27. Jan. bei beiden Abstimmungen getreu. Damit war der ursprüngliche „Initiativantrag" mit 75 gegen 73 Stimmen abgelehnt. „Die Sache passirt", sagte der Präsident mit niedergeschlagener Miene und kündigte geschäftliche Arbeiten an. Dieselben sind

in der That angezeigt, namentlich bezüglich des Budgets für die Finanzperiode-pro 1872/73, das noch nicht einmal aus dem Finanzausschuß heraus ist. An demselben soll jetzt ernstlich gearbeitet werden, wenn aber die erzbischöfliche Klage wieder dazwischen kommt, wird das Budgetrecht des Landtages rein illusorisch. Aber wann hätte ein süddeutscher Landtag der Versuchung widerstanden, europäische Politik zu spielen?

Mitten in ihren letzten Kämpfen hat die Kammer eine Personalveränderung erfahren, die zu anderen Zeiten das größte Aufsehen erregt hätte, jetzt aber nahezu spurlos vorüberging. Der „Democrat" G. F. Kolb suchte am 8. Februar die Austrittserlaubniß nach und erhielt dieselbe sofort gewährt. Politische Consequenz und eminente Arbeitskraft haben dem Manne auch seine Gegner zugestanden, redliche Kampfesweise und persönliche Uneigennützigkeit wohl auch die Freunde absprechen müssen. Auch sein statistisch wissenschaftlicher Ruhm war neuerdings ziemlich fadenscheinig geworden. Unseren „Rothen" wären wir los, unsere „Schwarzen" werden wir wohl noch lange behalten müssen!

Die große Krisis in Preußen. Leipzig, 14. Februar. — Die gewaltige dreitägige Debatte bei Gelegenheit der ersten Lesung des Schulaufsichtsgesetzes, über die unser parlamentarischer Correspondent in der nächsten Woche im Zusammenhange mit den späteren Lesungen berichten wird, hat ganz Preußen, ja Deutschland in die höchste Spannung und Erregung versetzt. Das staatsrechtlich selbstverständliche Gesetz würde an sich diese außergewöhnliche Theilnahme für und wider kaum verdienen, zumal seine practische Bedeutung so lange gering bleiben muß, als nicht in einem frei erzogenen und materiell sicher gestellten Lehrerstande ein kirchlich unabhängiger Factor der Volksbildung geschaffen und als nicht die dem Staate jetzo zugebilligte Aufsichtsbefugniß durch eine rührig arbeitende Organisation in lebendige Wirksamkeit versetzt ist. Allein die confessionelle Selbstsucht der Ultramontanen, den junkerlichen Egoismus im Schlepptau führend, hat die Gelegenheit ergriffen, dem durch die Regierung im Bunde mit dem Liberalismus vertretenen Staatsgedanken überhaupt sich offen und leidenschaftlich entgegenzuwerfen, und so ist ein zugleich tief principieller und höchst persönlicher Kampf entbraunt, der, wie er außerhalb Preußens in der großen Reichspolitik der letzten Jahre seinen Ursprung hat, auch wiederum auf die Gesammtschicksale des Reichs und der Nation zurückwirken muß.

Auch so noch aber bliebe die Erbitterung des parlamentarischen Kampfes unverständlich, bliebe vor allem die seltsame Erscheinung eines förmlichen Zweikampfes zwischen dem leitenden Minister und dem schlauen Laienbruder in welfischen Diensten unerhört, wenn es sich nicht, wie aus den Andeutungen des Fürsten Bismarck hervorgeht und wie uns Berliner Informationen genauer bestätigen, um eine ernste Krisis des ganzen Staatswesens, um eine Agitation gegen die Person des Ministerpräsidenten handelte, in der auch wir Liberale gegenwärtig zum großen Theil verkörpert sehen müssen, was uns am Geiste des heutigen Preußens besonders werthvoll erscheint. Aus ihrer lange grollenden Unthätigkeit ist unsere Junkeraristokratie plötzlich durch die Aufstachelungen der ultramontanen Führer zu heftigen Angriffen auf die

Stellung des Fürsten Bismarck erweckt worden; diese Herren frondiren ganz unverhohlen und sprechen über die Regierung und die Person des Fürsten in einem Tone, als wüßten sie sich bereits wieder am Ruder. Im Palais Radziwill sammelten sich die Häupter der Clericalen, Feudalen und Polen. Die Herren Krätzig und von Kehler gaben die Parole aus, selbst Herr Gontaud-Biron war im Rathe. Der Plan galt nicht sowohl dem im Herrenhause zu eröffnenden Feldzuge, als vielmehr der allerhöchsten Stelle selber. Die seltsamsten Anstrengungen wurden nach dieser Richtung hin gemacht, um das Ziel zu erreichen, das kein geringeres ist, als der Sturz Bismarck's. Wozu anders zeigten sich Herr Windthorst und die Ritter der Kreuzzeitung Arm in Arm so geschäftig, den Mann, der den Verfassungsconflict wider das Parlament hinter'm Schilde der Königstreue durchgefochten, der noch heut selbst den sanften Zügel des parlamentarischen Ordnungsrufes von sich und den Räthen der Krone überhaupt abwirft, als den Verräther des monarchischen Princips, als Ueberläufer zum Parlamentarismus darzustellen? Es kam noch hinzu, daß sie sich dabei einer freilich aus anderen Gründen, aus aufrichtiger Sympathie mit der römischen Kirche stammenden Unterstützung in Regionen zu erfreuen hatten, die für gewöhnlich unserem Blicke verborgen sind. Man erzählt, daß auf dem Hofballe am 8. d. M. die conservativen Herren des Abgeordnetenhauses von einer hohen Persönlichkeit einzeln vermahnt worden seien, sie würden doch diesem Gesetze nicht ihre Zustimmung geben, und nicht jeder der so Angeredeten sei der Meinung gewesen, darüber strenge Discretion bewahren zu müssen.

Alles das ist bisher vergeblich gewesen und wird, wie wir zuversichtlich hoffen, auch fürder vergeblich bleiben. Die feste Haltung des Ministerpräsidenten, die uns auf die gleiche Festigkeit des Monarchen zurückzuschließen berechtigt, giebt uns dafür Bürgschaft. Die Zeiten Gregor's VII. und Mathilde's sind vorüber, Devotion ist heut eine Sache des Herzens, der Staat in seiner kühlen Pflichtübung der Gerechtigkeit hat damit nichts zu thun. Fürst Bismarck weiß das und hat eben durch seine letzten Reden bewiesen, daß er das Zeitalter mit seinen wesentlichen Bedürfnissen nun völlig kennt. Wir bedauern die persönlichen Leiden des Grams und die Entrüstung, die ihm seine Mannhaftigkeit wiederum eingetragen, aber wir freuen uns — und der Zuruf eines gegen jede Ueberschwenglichkeit mißtrauischen Blattes mag ihm doppelt werth erscheinen — wir freuen uns, daß er auch die feudale Partei, die seinen kühnen Wegen längst mit verhaltenen Verwünschungen nur zögernd gefolgt ist, heut selbst in ihrer Staatsfeindlichkeit entlarvt hat; wir begrüßen es dankbar, daß ein gnädiges Geschick ihm auf's neue die Ehre erwiesen, sein persönliches Interesse mit dem des Staates, ja des Reiches und der Nation zu identificiren. Denn von den Folgen dieses Sieges über das geistliche Römerthum werden noch die künftigen deutschen Geschlechter zeugen, die aus einer befreiten Schule hervorgehen werden, fähig das Licht moderner Cultur zu ertragen und weiter zu verbreiten. Wir halten diesen Sieg für gewiß: die schon bei der zweiten Lesung bedeutend angewachsene Majorität zu Gunsten des Gesetzes, die energische Erklärung des Fürsten, alle constitutionellen Mittel für seine Durchführung anzuwenden, wird möglicherweise auch im Herrenhause — wie so oft schon — heilsamen Schrecken verbreiten. Wo nicht, so ist endlich der Zeitpunkt gefunden, um den Hebel

anzusetzen zur Abwälzung dieser so lange auf Preußen drückenden Last. Möchte man dann nur bei dem nöthigen Pairsschube gleich die künftige Nothwendigkeit in's Auge fassen, unter Mitwirkung der vorerst quantitativ veränderten Körperschaft auch ihre qualitative Umformung auf constitutionellem Wege vorzunehmen! Fürst Bismarck wünscht gestützt auf eine ihn tragende Majorität zu regieren; hält er aus im Streite wider Pfaffen- und Junkerthum, so wird die Intelligenz der Nation unwandelbar bei ihm aushalten, und, wie die Mehrheit unseres Volkes gesinnt ist, bedeutet das für ihn auf lange hinaus, was er braucht, eine feste Regierungspartei.

Alfred Dove.

Literatur.

F. Perrot. Die deutschen Eisenbahnen. Beiträge zur Kenntniß und zur Reform des deutschen Eisenbahnwesens. Rostock. Ernst Kuhn. 1870. 78 S. kl. 8°. — Ob nicht manche deutsche Publicisten, welche vor der Gründung des deutschen Reiches prinzipielle Gegner einer ausgedehnten Betheiligung der Staatsgewalt an der Lösung wirthschaftlicher Aufgaben zu sein vorgaben und für diese grundsätzliche Gegnerschaft eine Fülle von guten Gründen vorzubringen wußten, sich jetzt gestehen müssen, daß auf dem einen und anderen Gebiete doch, wenn auch unvermerkt, das Bewußtsein unserer politischen Unfertigkeit, also ein Moment, welches sich ändern konnte und sich inzwischen glücklicher Weise wirklich geändert hat, seiner Zeit mächtig mit auf ihre Zurückhaltung eingewirkt hat? Ob nicht manche, früher grundsätzlicher Widersacher gewisser privatwirthschaftlicher Staatsunternehmungen, jetzt dem Reiche ohne grundsätzliche Einwendungen gestatten mögen, was sie früher den Einzelstaaten mit eben solchen Einwendungen versagten? Wäre man doch z. B. zu Zeiten der Buntheit des deutschen Postwesens seligen Andenkens genugsam versucht gewesen, an der Zulässigkeit des Staatspostwesens überhaupt zu verzweifeln! Und wer in Deutschland hegt jetzt noch Bedenken, zu bekennen, daß die Reichspost-Anstalt nicht nur die ihr gestellten Aufgaben besser löset, als irgend ein Privatunternehmen dieselben lösen könnte, sondern daß die Lösung dieser Aufgaben auch Niemandem sonst als einer Staatsanstalt zukommt?

Der Verf. dieser Zeilen weiß sich frei von einer mit der Umwandlung unseres politischen Lebens eingetretenen Wandlung seiner Ansichten über die Begrenzung der Staatsaufgaben. Aber auch er verkennt nicht, daß, wenn z. B. früher die Gegnerschaft gegen Staats-Eisenbahn-Bau und Betrieb ein vergleichsweise leicht zu vertheidigender Standpunkt war, die auf den ganz gleichen wesentlichen Grundlagen ruhende Gegnerschaft gegen eine Uebernahme des gesammten deutschen Eisenbahn-Eigenthums und Betriebes durch das neue Reich doch auf manche der bisher benutzten, wenigstens beiläufigen, Argumente verzichten muß. Freilich bieten sich bei dem Gedanken an die kolossale Maschinerie eines concentrirten und monopolisirten deutschen Reichs-Eisenbahnwesens auch wieder erhebliche neue Gegen-Argumente dar.

F. Perrot, der Verfasser der kleinen obengenannten Schrift, plaidirt in

derselben — ich weiß nicht, ob erst seit unserer politischen Neugestaltung, soweit dieselbe aus 1866 datirt, oder bereits früher von der Nothwendigkeit des Staats-Eisenbahnmonopoles überzeugt — für Hinzugesellung der Reichs-Eisenbahn-Verwaltung zur Reichspost-Verwaltung. Die dieserhalb in dem Büchlein, welches vor dem großen Kriege erschien, gemachten Vorschläge scheinen ihm jetzt noch mehr der Beherzigung werth und leicht durchführbar. In einem längeren Aufsatze des deutschen Handelsblattes No. 22. vom 1. Juni 71 werden sie mit größerer Entschiedenheit und Dringlichkeit wiederholt. Wir werden, nach diesen Auslassungen zu urtheilen, diesem entschiedenen und, wie es scheint, der Technik der Eisenbahnverwaltung sehr wohl kundigen Publicisten auf dem gleichen Gebiete und in der gleichen Richtung sicher noch öfter begegnen. In dem Kampfe, der ihm dann bevorsteht, wird er zahlreiche Bundesgenossen, aber sicher auch noch bessere Argumente finden, als auf welche sich zur Zeit noch seine Beweisführung stützt. Diese letztere leidet an einer bedenklichen Schwäche. Sie führt die Mängel unseres vielköpfigen Eisenbahnwesens großentheils auf den Umstand zurück, daß hier den Kämpfen der Unternehmer-Interessen ein zu weiter Spielraum gelassen sei. Mit Recht bemerkt die Redaktion des D. H. Bl. zu dem oben angeführten Aufsatze Perrot's, daß, wenn alle Schäden, welche aus der freien Concurrenz wirthschaftlicher Unternehmungen entstehen mögen, nur durch die Besitzergreifung dieser Unternehmungen von Seiten des Staates geheilt werden könnten und so geheilt werden sollten, in der That beinahe jede wirthschaftliche Privat-Unternehmung in die Hände der Staatsgewalt gelegt werden müßte. Die Frage ferner, ob die einheitliche Verwaltung des gesammten Eisenbahnwesens durch das Reich erheblich billiger beschafft werden könne, als die jetzige allerdings übermäßig vielköpfige Verwaltung beschafft wird — eine Frage, welcher der Verf. vielleicht etwas zu großes Gewicht beimißt — kann unseres Ermessens nur auf exaktem Wege, durch Rechnung mit wohlbegründeten Ansätzen und unter allseitiger Berücksichtigung aller einschlagenden Verhältnisse gelöst werden. Dabei wäre z. B. wohl zu beachten, daß an Direktorengehalten nicht eben viel zu sparen sein wird, daß aber die besonders scheel angesehenen Tantièmen der Verwaltungsräthe nicht Betriebskosten, sondern Bestandtheile der Reinerträge sind, also wenn auch nicht denselben Personen in gleicher Höhe, so doch insgesammt in durchschnittlich gleichem Betrage den Actionären pro rata ihrer Antheile in Form von Expropriations-Raten zufließen werden. Daß Großunternehmungen bis zu einem gewissen Grade billiger wirthschaften, als gleichartige Klein-Unternehmungen, ist ja bekannt genug. Aber auch eben nur bis zu einem gewissen Grade. Aus sehr naheliegenden Gründen verkehrt sich der Vortheil der Ersparung in sein Gegentheil, sobald eine Unternehmung einen gewissen Umfang übersteigt. Wie wenig auch das Gefühl der Verantwortung und die Rücksicht auf ersehnte hohe Dividenden gerade die Leiter von Actiengesellschaften zu sparsamster Verwaltung anspornen mag — bei den Leitern von privatwirthschaftlichen Staatsunternehmungen fehlt es an jeder Spur eines solchen mitwirksamen Motivs. Vermöchte der Staat privatwirthschaftliche Unternehmungen finanziell vortheilhafter zu betreiben, als Private, so würde man wohl nie auf den Gedanken der künstlichen Ausschließung der Privatconcurrenz für manche derartige Unternehmungen gekommen sein, die der Staat auf

seine Rechnung betreiben wollte. Und — was die Anbequemung an die Bedürfnisse der Verkehrs-Interessenten, was überhaupt die Vorzüglichkeit der Leistungen anbelangt, so wird ein gänzlich unbefangener Richter der Staatsbahn-Verwaltung schwerlich die Palme reichen. Wir wissen von auf den ersten Blick ganz unbegreiflichen Umwegen zu erzählen, welche geraume Zeit hindurch beträchtliche Gütermassen und Personenschaaren genommen haben, um einer Staatsbahn-Verwaltung zu entgehen und sich der billigeren und prompteren Behandlung zu erfreuen, deren sie auf einer concurrirenden, noch dazu ausländischen Privatbahn sicher waren.

Wenn die, allerdings im deutschen Eisenbahnwesen unerträgliche, Mannigfaltigkeit der Verwaltungsgrundsätze, der Betriebs-Reglements, der Tarife u. s. w. auf keinem anderen Wege als durch die Uebernahme aller Eisenbahnen Seitens des Reiches zu beseitigen wäre — selbst dann würden wir noch die größten Bedenken tragen, den Vorschlägen des Herrn Verfassers zuzustimmen; aber dann wäre die Position seiner Gegner in der That um Vieles schwächer geworden. So liegen aber bekanntlich die Dinge nicht. Wer der Reichsgewalt die Befugniß der Expropriation der deutschen Eisenbahnen unbedenklich zugesteht, darf am wenigsten behaupten, daß es unmöglich sei, auf dem Wege des Gesetzes jene Unzuträglichkeiten zu beseitigen. Zur Ausführung des Art. 43 der Verfassung des nordd. Bundes ist ja ganz neuerdings schon ein kräftiger Anfang gemacht worden.

Die Schrift des Herrn F. Perrot begnügt sich nicht bei der Fürsprache für die Einführung eines Reichs-Eisenbahn-Monopoles. In ihrem ersten Theile beschäftigt sie sich gar nicht mit ihrem Gegenstande, sondern mit einer sehr dankenswerthen, theils pragmatischen, theils statistischen Darstellung des heutigen deutschen Eisenbahnwesens. Dieser Abschnitt unterrichtet die Leser in sehr zweckmäßiger Weise über das Verhältniß der Eisenbahnen zum Staate, über den administrativen Mechanismus, den Bau, die Beamtenverhältnisse, das Tarifwesen, die Transporteinrichtungen der Eisenbahnen u. s. w. M. M. v. Weber's „Schule des Eisenbahnwesens" und des Verfassers eigene auf beruflicher Erfahrung beruhende Kenntniß sind, von amtlichen statistischen Veröffentlichungen abgesehen, die Hauptquellen dieser Darstellung gewesen.

Und im zweiten, kritischen, Theile der Schrift lernen wir noch außer den Ansichten des Verfassers über die Einführung eines Reichs-Eisenbahn-Monopoles, seine, auch anderwärts sehr einleuchtend vorgetragenen Tarif-Reformpläne kennen. Herr Perrot ist ein eifriger und gewandter Vertheidiger der Annahme eines überaus einfachen, wenigstufigen Güter- und Personen-Transport-Tarifes. Wir vermuthen, daß seine diesbezüglichen Vorschläge, derentwegen es allein schon lohnt, das Büchlein sich gründlich anzusehen, von ihm bei seinem unverkennbaren agitatorischen Talent dem Publicum noch öfter und eindringlicher werden vorgeführt werden, und hegen die Ueberzeugung, daß alle Reformen im Eisenbahntarifwesen sich im Wesentlichen auf der von ihm bezeichneten Bahn bewegen müssen.

A. E.

Ausgegeben: 16. Februar 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Danteliteratur in Deutschland.

Auch einem warmen Bewunderer des großen Florentiners mag es begegnen, daß ihn ein gelinder Schreck überfällt, so oft er hört, daß abermals eine neue Uebertragung der göttlichen Comödie das Licht der Welt erblickt hat. Etliche zwanzig Verdeutschungen hat uns das letzte Halbjahrhundert gebracht, und noch nimmt, wie es scheint, der Segen kein Ende. Der erneuerte Anstoß, den das Säcularjahr, 1865, gebracht hat, übt noch immer seine Wirkung, und Hand in Hand mit den Uebersetzungen, deren jenes Jahr allein ein halbes Dutzend gebracht, geht eine ungezählte Menge von Commentaren, Bearbeitungen, Erklärungen, die alle dazu bestimmt sind, das deutsche Volk in die Reize der fremden Dichtung einzuführen und ihm das Verständniß seiner Geheimnisse zu erleichtern. Das arme deutsche Volk! Was man ihm Alles zumuthet, und wie ihm der Text gelesen wird über die Vernachlässigung einer seiner vornehmsten Pflichten! Denn wenn die Vorreden jener Uebersetzer oder Bearbeiter in der Regel allerdings nur die bescheidene Klage vernehmen lassen, daß das Studium Dante's nur mäßigen Anklang in Deutschland finde, und der schüchterne Wunsch hinzugefügt wird, daß vorliegendes Werk ein Scherflein zur Verbreitung des Dantestudiums beitragen möge, so schreiten dafür andere in höchst vorwurfsvollen Reden einher; sie schelten wohl gar den Geist der Zeit, der das größte Dichterwerk der modernen Welt nicht begreifen möge, und lassen dabei bittere Bemerkungen fallen über die Heroen unserer Literatur, welche auf Homer und Shakespeare hingewiesen, aber Dante unbillig vernachlässigt hätten, zumal über Goethe, der freilich der göttlichen Comödie nur wenig Geschmack abgewann, ja der einmal von Dante's widerwärtiger, oft abschreckender Großheit zu reden sich unterfing.

Wenn freilich dieselben Commentatoren gleichzeitig zu versichern pflegen, daß Verständniß und Genuß dieses Dichterwerks des 14. Jahrhunderts langjährige und gründliche Studien voraussetze, ja einen nicht geringen Theil des Lebens in Anspruch nehme, so dient uns dies einigermaßen zur Beruhigung über jene Pflichtvergessenheit des deutschen Volkes. Denn wir sind so billig zu seinen Gunsten geltend zu machen, daß doch immer nur eine kleine Minderzahl sich erlauben darf, ein so beträchtliches Opfer an Zeit

und Studium diesem besonderen Gegenstand zuzuwenden. Es ergeht der kleinen Dantegemeinde, wie es leicht den Liebhabern aparter Studien ergeht, zumal wenn diese mit ungewöhnlichen Mühseligkeiten verknüpft sind: sie sind in Gefahr, den Werth derselben zu überschätzen, oder um es genauer zu sagen, — denn jede Forschung hat ihren absoluten Werth in sich selbst — ihr begeisterter Eifer verleitet sie zu der Täuschung, daß das, was ihr warmes Interesse erregt, in gleichem Grade das allgemeine Interesse beschäftigen müsse. Es ist unglaublich, welche Fülle von geschichtlichen und antiquarischen Kenntnissen ausgegraben, welcher Reichthum von Geist und Scharfsinn auf diese Forschungen verwendet ist, und ferne sei es zu meinen, daß irgend ein Wort unnütz sei, das der wirklichen Forschung dient. Allein die überreiche Literatur, die sich angehäuft hat und vornehmlich die Unsumme des Fleißes, der sich in den zahlreichen Uebertragungen abgearbeitet hat, steht doch kaum im Verhältniß zu dem beschränkten Kreise, der diese Literatur aufzunehmen Willens ist. Es ist überaus rühmlich für die deutsche Wissenschaft, daß wir eine Dantegesellschaft besitzen, und daß unsere Gelehrten den eigenen Landsleuten des Dichters mindestens ebenbürtig zur Seite sich stellen. Mit Stolz dürfen wir sagen, daß zum Jubiläum des Dichters ein deutscher Gelehrter den werthvollsten Beitrag leistete: die erste kritische Ausgabe der göttlichen Comödie. Aber man sollte sich darüber nicht täuschen, daß das Bemühen, diesen Dichter unter uns Deutschen populär zu machen, seine bestimmten Grenzen hat. Nichts dankenswerther, als daß der ausgedehnte Apparat von gelehrten Kenntnissen, die zum Verständniß Dante's erforderlich sind, von kundigen Händen herbeigeschafft und in festlicher Form dargereicht wird, der Zugang zu dem tiefsinnigen Dichtwerke wird dadurch wesentlich erleichtert: auch so noch ist immerhin der dichterische Genuß mit einer Anstrengung und mühevollen Studien verknüpft, für die sich nur die Wenigeren wirklich entschädigt finden werden. Ohne Frage ist ein mühsam erkaufter Genuß doppelter Genuß, aber doch nur für diejenigen, welche die Arbeit derart bewältigen, daß sie ihnen zum Anreiz wird anstatt zum Hinderniß. Und gerade der Umstand, daß man dem gebildeten Publikum immer wieder neue Brücken schlagen muß, um es einzuladen, seinen Fuß auf das fremdartige Gebiet zu setzen, ist ein hinlänglicher Beweis, daß es stets ein fremdartiges Gebiet bleiben wird. An das, was Homer und Shakespeare für uns geworden sind, sollte man vorsichtigerweise nicht erinnern. Diese sind wesentliche Elemente unserer Bildung geworden und werden es bleiben; nur blinde Uebertreibung könnte von Dante ein Gleiches sagen.

So lange man in der göttlichen Comödie nur eine Ablagerung mystisch-scholastischer Ideen sah, untermischt mit einigen Bezügen auf die Zeitgeschichte, war es für das große Publikum vollends unmöglich, ein näheres Verhältniß

zu ihr zu finden. Es gehörte der ganze Ueberschwang unserer Romantik dazu, Dante als den absoluten Dichter des echt christlichen Geistes, als den Hohenpriester im Allerheiligsten, wo Religion und Poesie sich verbinden, zu proclamiren, und was der Redensarten mehr sind, mit welchen Schelling den damals Neuentdeckten feierte. Ein erhöhtes Interesse in weiteren Kreisen konnte in unserem nüchternen Zeitalter das Gedicht erst erwecken, als man dazu gelangte, sorgfältiger die Wurzeln bloszulegen, mit welchen es in die damalige Zeitgeschichte eingesenkt ist. Der Instinct der Italiener, die überall sich die Hebel zu ihrer nationalen Bewegung zusammensuchten, hat zuerst die politischen Anspielungen herausgefunden, von denen das Gedicht wimmelt, hat zuerst die politische Idee entdeckt, welche dem Ganzen zu Grunde liegt. Man weiß heute, daß Dante ein durch und durch politischer Charakter war. Durch Familienverbindungen ursprünglich Welfe, ist er später auf Seite der Ghibellinen getreten und hat mit der ganzen Gluth seiner Seele und zugleich mit der ganzen Strenge seines mathematisch denkenden Kopfes Partei für die kaiserliche Sache in Italien genommen. In dem Buche „über die Monarchie" hat er theoretisch das Wesen der Kaisermacht entwickelt, wie er sie verstand, nämlich als von Gott eingesetzte oberste Gewalt, der ebenso in weltlichen Dingen der ganze Erdkreis, alle Fürsten und Völker unterthan sind, wie zur Lenkung der geistlichen Angelegenheiten der Papst berufen ist. Ein kühner Versuch, den mittelalterlichen Streit zwischen Staat und Kirche, nicht durch Trennung beider Gebiete — ein Gedanke, der Dante im Grunde fern lag — vielmehr durch Theilung der Gewalt, durch Organisirung einer friedlichen Doppelherrschaft zu schlichten; weshalb denn auch dem Papst jeder Eingriff in die weltliche Sphäre, ja selbst der Besitz weltlichen Gebiets zum Verbrechen gemacht wird. Dieselben Ideen nun ziehen sich durch die göttliche Comödie, hier freilich so, daß sie durch die Himmel und Hölle umspannende dichterische Einkleidung eher verdeckt als dem profanen Sinne blosgelegt werden. Auch hier hält der Dichter seiner Zeit einen Spiegel ihrer Verwirrung und Verworfenheit vor und lehrt, daß sie nur durch Wiederherstellung der kaiserlichen Macht gerettet werden könne. Auf die Hauptscenen wie auf die Hauptfiguren des Gedichts fällt erst von hier aus ein helles Licht. Das Gericht, das der Dichter hält, aus eigener Machtvollkommenheit sich gleichsam an die Stelle des Weltenrichters setzend, ist allerdings nicht lediglich auf politische Motive gebaut oder gar durch Rücksichten der Partei eingegeben; aber doch trifft sein besonderer Zorn diejenigen, die sich irgendwie am Kaiserthum versündigt, darunter die Kaiser selbst, die ihr Amt schnöde vernachlässigt, die Päpste, welche die Kirche in irdische Interessen verstrickt und in den Schlamm der Weltlust gezogen. So verstanden ist die göttliche Comödie eine religiös-politische Satire, das Kaiserlied wider

den Papst, wie Hermann Grieben sagt, der neben E. Ruth am consequentesten die politische Deutung vollzieht, ohne dabei in die Uebertreibungen einiger Italiener zu verfallen.

Von den meisten unserer älteren Forscher, die sich mit besonderer Vorliebe in die theologischen und speculativen Mysterien des Gedichts versenkt haben, ist die vorwiegend politische Deutung anfangs mißtrauisch abgelehnt und auch später nur sehr eingeschränkt zugelassen worden. In diesen Kreisen schien man es fast für einen Raub an der Hoheit und universalen Bedeutung der göttlichen Comödie zu halten, wenn man die Hauptmotive ihrer Composition in den damaligen Parteiverhältnissen Italiens suchte. In Italien selbst aber hat man seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts gerade darum Dante eine so unbegrenzte Verehrung und ein so vielseitiges Studium zugewendet, weil man ihn als den wesentlich nationalen Dichter erkannte, einmal in dem Sinne, daß er zuerst die Italiener eine Liebe zum gemeinsamen Vaterland lehrte, ja durch sein Gedicht die italienische Sprache und damit gleichsam die italienische Nationalität erst erschuf, dann aber, weil er in seiner antipäpstlichen Tendenz, gleich Macchiavelli und Guicciardini, ein gewaltiger Prophet des modernen Befreiungskampfes erschien. Zugleich mit dem Erwachen des Nationalitätsgefühls war nach jahrhundertelangem Schlummer auch das Dantestudium wieder erwacht. In der Ausdeutung der göttlichen Comödie übte sich manche Kraft, die später auf der öffentlichen Bühne erschien, und manchem ward sie Trost, der im Exil das bittere Brod der Fremde kostete. Der ghibellinische Dichterfürst, der gleich im Eingange seiner Dichtung den Pardel, den Löwen und die Wölfin, d. h. die inneren Parteiungen, Frankreich und das Papstthum als die drei feindlichen Mächte bezeichnete, vor welchen Rettung suchend er, der Dichter, die symbolische Wanderung durch die drei Reiche antritt, galt als ein wirksamster Bundesgenosse in dem Kampf um das nationale Ziel, das noch in der Gegenwart eben durch dieselben drei Mächte gefährdet war. Es ist noch in frischem Gedächtniß, mit welchen Empfindungen und Erinnerungen vor sechs Jahren das Säcularfest des Dichters in seiner Heimath gefeiert wurde, — in denselben Tagen, da eben die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz den Einheitsstaat besiegelte und bereits in naher Zukunft das letzte Ziel, die endliche Besitzergreifung des Capitols, winkte!

Daß Dante mit einer italienischen Gesinnung, die in ihm zu allererst mit solcher Stärke hervorbrach, zugleich die innigste Begeisterung für das Kaiserthum verband, das doch an die deutsche Nation geknüpft war, hat die Italiener niemals zu beirren vermocht. Und mit Recht. Wenn er den gnädigen Heinrich herbeiruft als die ersehnte Morgensonne, als den Bräutigam, der die Braut aus dem Kerker der Gottlosen befreien wird, so gilt

so schwungvolle Begrüßung nicht dem Deutschen, sondern dem Römer. Das Kaiserthum kennt Dante nur als römisches Kaiserthum. Nur darum, weil es die legitime Fortsetzung des alten zur Zeit vor Christi Geburt gegründeten Kaiserthums ist, ist es die gottgeordnete universelle Macht. Daß die jetzigen Träger der Würde deutscher Nation sind, ist ihm gleichgiltig, zufällig, er spricht gar nicht davon; ihm sind sie Römer. Denn er beweist weitläufig mit historischen und philosophischen Gründen, daß das bevorzugte römische Volk allein das Zeug zur Weltherrschaft besitzt. Heinreich ist ihm der Nachfolger Cäsar's und des Augustus; die ehrwürdigen Adler des Capitols sind es, die der Luxemburger über Alpen und Appenninen zurückbringt. Dem Kaiser ist die ganze Welt, Fürsten und Völker sind ihm unterthan, doch gegen Italien hat er seine besonderen Pflichten, es ist der Garten, den er zu pflegen hat. Der ganzen Welt soll er Frieden bringen; doch sein vornehmstes Amt ist Italiens Wunden zu heilen und die gebeugte wieder aufzurichten. Auch von dieser Seite her stand also den Italienern nichts im Wege, in Dante ihren Nationaldichter zu verehren. Aus den Gelehrtenstuben der alten Commentatoren heraus erschien die göttliche Comödie als eine siegverkündende Standarte mitten in den Kämpfen der Gegenwart. Die modernsten Regungen fanden in diesen fünfhundertjährigen Terzinen sich selber wieder, und je tiefer man von dem neugewonnenen Standpunkt aus in die Einzelheiten des Gedichts drang, um so bedeutender und übergreifender schien dieses politische Moment die ganze Composition zu beherrschen.

Doch auch so blieb es ein Werk für die Gelehrten. Denn die politische Tendenz, wie breiten Raum man ihr geben wollte, lag nicht offen da, zu Genuß und Erbauung für Jedermann. Keineswegs konnte man sich hier Schlagworte holen, die sich in gangbare Münze umsetzen ließen. Vielmehr, um die politischen Beziehungen zu ergründen und zu errathen, war kaum minderer Scharfsinn und Belesenheit erforderlich, als für die Ausdeutung der speculativen Geheimnisse verbraucht wurde, für welche das Studium der Mystiker und Scholastiker des Mittelalters nicht zu umgehen war. Die Wahrheit ist: auch die politische Deutung, so sehr sie in Einzelnes Licht brachte, war nicht im Stande, das Gedicht als Ganzes für das Bewußtsein der Gegenwart zu erobern. Der moderne Mensch muß sich einen Zwang anthun, um sich in eine Weltanschauung zu versetzen, von der wir uns innerlich frei gemacht haben, und, was noch schlimmer ist, deren Reste gleichwohl noch in unserer Gegenwart spuken. Denn mit fröhlichem Behagen können wir uns in einen Ideenkreis zurückdenken, der für uns völlig abgethan, ein rein historischer geworden ist, und ohne Mühe finden wir uns in der Götterwelt der Alten wie in ihrem Hades zurecht. Doch nicht dieselbe Unbefangenheit bringen wir zu einer Wanderung durch die drei Reiche der

Dante'schen Welt mit. Mit dem besten Willen können wir den Eindruck nicht los werden, daß es unter diesen Gestalten heidnischer und christlicher Mythologie, unter diesen Teufeln und Heiligen nicht ganz geheuer sei. Wir finden uns nicht in einer idealen, sondern in einer abenteuerlichen Welt. Gerade der schwerschreitende Ernst, mit dem die Wanderung durchgeführt ist, beengt den ästhetischen Genuß; und bei allem Wechsel der Scenerie ermüdet zuletzt die Weise des Dichters, das Gegenwärtige in ein Jenseitiges zu verwandeln.

Wenn Odysseus in die Erzählung seiner Fahrten und Abenteuer einen Besuch in der Unterwelt einflicht, wo er mit den Seelen abgeschiedener Angehöriger und Freunde bewegte Zwiesprache hält, so erweist sich dies als ein vorzügliches Mittel der poetischen Kunst. Der Reiz liegt eben in dem Contrast, den der Aufenthalt freudloser Schatten zu der hellen Wirklichkeit des thätigen Lebens bildet. Aber diese Erzählung wirkt eben nur als Episode eines Gedichtes, das die Thaten und Schicksale irdischer Helden schildert. Der Pulsschlag wirklichen Lebens beseelt das Ganze, den Schauplatz bildet die festgegründete Erde und das purpurne Meer mit seinen Wogen und Stürmen; auch die Höhle des Polyphem, auch die Zaubergärten der Kirke suchen wir nicht außerhalb der Erde; die Götter selbst sind auf den Bergen der Erde angesiedelt und verkehren mit den Menschen wie mit Ihresgleichen. Bei Dante ist die Erde selbst verschwunden, er kennt nur die Räume unter ihr und über ihr. Und während in der Odyssee der Hades eine Episode bildet, ist umgekehrt bei Dante Handlung und Schicksal der Menschen nur in episodischen Scenen eingestreut, die eben darum von so großer Wirkung sind, weil wir hier auf Augenblicke wieder Menschen von Fleisch und Blut, Menschen von großen und verzehrenden Leidenschaften ansichtig werden. Nirgends erkennt man deutlicher als in diesem Denkmal des mittelalterlichen Geistes, wie die Weltanschauung durch die Religion des Kreuzes eine völlig umgekehrte geworden ist; die Erde ist nichts mehr, Himmel und Hölle sind Alles, und allein der Reflex der irdischen Dinge, nach ihrem sittlichen Werth stufenmäßig abgetheilt, gibt den übersinnlichen Localitäten jene Bewegung und Abwechslung und jenen Schein von Leben, ohne welche sie nur als das Spiel einer haltlosen Phantastik erschienen.

Eine Dichterkraft ersten Ranges gehörte dazu, um diesen täuschenden Schein von Leben hervorzubringen, und zu allen Zeiten war man einig, eben jene episodischen Scenen zu bewundern, in welchen Liebe und Zorn und dämonischer Trotz des Menschengeschlechts gewaltig aufleuchten, und welche allbekannt als die „schönsten Stellen" des Gedichtes sind. Allein sobald die Gestalten wieder verschwinden, welchen des Dichters Zauberkraft jenen Schein verliehen, sobald wir den Wanderer, von Virgil geleitet, seinen Weg wieder

fortsetzen sehen, umfängt uns eine mißfarbige Dämmerung, in der uns die Räume zerfließen, in der wir unsicher gleichsam weitertasten, um uns zurechtzufinden. So genau der Dichter die Oertlichkeiten beschreibt, die ihm deutlich vor der Seele stehen, so unmöglich bleibt es uns, eine klare Vorstellung von ihnen zu gewinnen, und auch die dankenswerthen Zeichnungen und Pläne, die Topographien von Himmel und Hölle, mit welchen die Uebertragung von Philalethes ausgestattet ist, sind nicht im Stande, das Gefühl der Unsicherheit zu beseitigen, mit dem wir uns der Wanderung von Kreis zu Kreis anvertrauen. Wo aber die Dämmerung aufhört, da umleuchtet uns sofort jener überhelle paradisische Lichtglanz, der wiederum das sterbliche Auge verwirrt und ermüdet, anstatt zum ruhigen Genuß einzuladen.

Dazu kommt noch ein Anderes. Versetzen wir uns an die Stelle des Dichters, so ist uns zur Führung zuerst Virgil zur Hand und später Beatrice. Aber es fehlt viel, daß wir diesen Führern mit ganzem Vertrauen folgen könnten. Unvermerkt kommt uns das Gefühl fahrloser Leitung abhanden und schlägt in eine ganz andere Empfindung um. Indem wir den Schritt weiter setzen, sehen wir unwillkürlich unsere Führer fragend und zweifelnd an. Wir wissen wie sie heißen, aber wir wissen nicht wer sie sind. Und jede Führung hat fast etwas Beängstigendes, wenn wir auf die Frage: wer bist du eigentlich? nur eine unsichere, deutbare Antwort erhalten, die wir uns durch Errathen selber ergänzen müssen. So aber verhält es sich mit Virgil und Beatrice. Es ist der Mantuanische Sänger und es ist die Jugendgeliebte des Dichters, aber sie sind zugleich noch etwas ganz Anderes. In diese geschichtlichen Personen hat der Dichter ganze Stücke seiner Philosophie hineingeheimnißt. Wir bedürfen tiefausholender Abhandlungen, um hinter diese Geheimnisse zu kommen, und sind am Ende erst nicht sicher, ob wir den Sinn des Dichters wirklich getroffen haben, ja ob er überhaupt ganz bestimmte Begriffe mit diesen symbolischen Gestalten verknüpft hat. Zwar im Allgemeinen ist man jetzt ziemlich darüber einig, was sie zu bedeuten haben, oder genauer, welche Richtung in des Dichters Weltanschauung sie repräsentiren. Wir wissen, daß Virgil die irdische Vernunft, das gelehrte Heidenthum, vor Allem aber das weltliche Kaiserthum vertritt, zu dessen Repräsentanten sich der loyale Sänger der Aeneis besonders eignete. Wir wissen, daß Beatrice zwar nicht die Theologie ist, wie man früher annahm, aber die Seligmachende, das Princip innerer Erleuchtung, oder des Dichters eigenes Ich, sein wahres Selbst, vielleicht gleichfalls mit einer politischen Nebenschattirung. Allein auch so ist, wie man sieht, der Sinn vieldeutig genug, immer noch läßt er verschiedenen Auffassungen Raum, je nachdem die eine oder die andere Beziehung mehr hervorgehoben wird, des Rathens bleibt kein Ende. Solche Unbestimmtheit der Gestalten, — und es sind hier nur

die zwei vornehmsten herausgegriffen, — stimmt freilich vortrefflich zu dem Helldunkel, das die ganze Atmosphäre des Gedichtes füllt. Und nichts ist überhaupt wunderbarer als die Kunst, mit welcher der Dichter aus Ingredienzien verschiedenster Art, aus Elementen, die dem Heidenthum und dem Christenthum, der speculativen Mystik und den politischen Parteiverhältnissen von Florenz entnommen sind, ein so zusammenstimmendes Werk von einheitlicher Wirkung ausgeführt hat. Auch die tadellose Formvollendung, die strenge Einförmigkeit der Tausende von Terzinen kommt dem Eindruck zu statten, daß hier ein überlegener Genius waltete, der mit sicherem Griffe das Alles wie aus Einem Gusse heraus fertig gestellt hat.

Und noch ein weiterer Reiz, der aus jener dämmmernden Unbestimmtheit hervorgeht, bleibt zu verzeichnen, und es ist nicht der geringste. Die Dämmerung ist der Vorläufer des Tages; noch umfängt sie die Niederungen, während bereits auf einzelnen Spitzen das Licht der Sonne sichtbar wird. So steht auch die göttliche Comödie, diese Offenbarung des mittelalterlichen Geistes, doch schon nahe jener Grenzscheide, wo das neue Licht der Renaissance heraufzusteigen beginnt. Man kann nicht sagen, daß bereits einzelne Spitzen von der Morgensonne vergoldet seien, dazu ist die Stimmung eine zu einheitliche, aber man erkennt doch die Spitzen, auf welchen die Sonne am frühesten leuchten wird. Noch ist die Denkart des Mittelalters nirgends durchbrochen, aber es ist doch, als vernähme man zuweilen ein leises Pochen vor den noch geschlossenen Thüren. Wie der Dichter seine Gestalten, Männer und Frauen, als lebendige Individualitäten hinzustellen weiß, obwohl sie stets nur mit wenigen Strichen gezeichnet sind, so nimmt er auch für sich selbst das Recht der Individualität in Anspruch. Die Satzungen der Kirche sind ihm heilig, aber er hat doch seine eigene Meinung. Francesca von Rimini, die schöne Sünderin, verweist er in die Hölle, doch sorgfältig enthält er sich irgend eines Tadels, vielmehr aus jedem Worte tritt unbefangen seine innigste Theilnahme hervor. Auch den edlen Heiden, den tugendhaften Ungetauften muß er ihre Stelle mindestens im Vorhof der Hölle anweisen, aber man sieht, wie er sich gegen diese Vorstellung sträubt, wie sein Herz keineswegs zustimmt. Die Ewigkeit der Höllenstrafen ist in der berühmten Inschrift unerbittlich ausgesprochen, ja sie gehört zu den Grundlagen des ganzen Gedichts, aber man ertappt den Dichter über zerstreuten Gedanken, die nur consequent durchgedacht sein wollten, um zu anderen Vorstellungen zu führen. Aber vornehmlich dann glaubt man die Vorboten eines neuen Zeitalters zu vernehmen, wenn Dante zu den zahlreichen Vergleichen, die er als ächter Epiker eingestreut, die Bilder wählt, denn in ihnen verräth sich eine erstaunliche Sicherheit der Zeichnung, eine merkwürdig realistische Beobachtungsgabe. Und von überall her sammelt er diese Gleichnisse, aus

der Thier- und Pflanzenwelt, aus den Elementen der Natur, wie aus dem entwickelten Leben des Culturmenschen. Mit scharfem Auge wählt er aus, und mit wenigen Strichen stellt er ein charakteristisches Bild vor das Auge. So zeichnet er die Eidechse, wie sie in den Hundstagen von Zaun zu Zaun schlüpft und dem Blitze gleich über den Weg schießt, oder den Falken, der vergeblich auf Beute gehalten hat und endlich müde vom Fluge ist; der Falkner ruft: weh, er sinkt! matt schwebt der Vogel nieder in langen Kreisen und setzt sich beschämt und traurig fernab von seinem Herrn. Oder er gibt ein prachtvolles Bild vom Sturm, der, wenn Kälte und Wärme sich auszugleichen ringen, ohne Widerstand den Wald durchfährt, die Zweige knickt, die Blüthen weit mit sich fortreißt und gewaltig den Staub vor sich her treibt, daß Heerde und Hirte entweichen. Er hat beobachtet, wie bei Arles sich die Wellen der Rhone stauen, wie die Paduaner längs der Brenta Dämme aufwerfen, um ihre Villen und Schlösser zu schützen, bevor der Schnee auf den Karnischen Bergen schmilzt, und auch von den Vlamen weiß er, daß sie den Anprall der geschwollenen Fluth fürchtend bei Brügge Schutzwehren bauen, um das Meer zurückzutreiben. Und wieder ein anderesmal schildert er das bunte Leben im Arsenal von Venedig zur Winterszeit, wenn das zähe Pech gekocht wird, um die seeuntüchtig gewordenen Fahrzeuge neu zu theeren; dort baut sich Einer ein neues Schiff, ein Anderer bessert die Rippen dem schon vielgereisten Fahrzeug aus; der hämmert am Schnabel und jener am Steuer, diese machen Ruder, jene drehen Taue und andere richten den Mastbaum wieder auf. In diesen und in anderen zahllosen Bildern ist eine solche Naturwahrheit, eine solche Frische der Beobachtung, mitunter auch eine solche Derbheit, daß man es fühlt, die Zeit kann nicht allzufern sein, da auch die bildende Kunst wieder ein offenes Auge für die Wirklichkeit der Natur gewinnt und exacte Forschung langsam die dogmatische Weltanschauung untergräbt.

Daß in Dante's Bildung und Poesie zahlreiche Elemente der Gährung liegen, ließe sich noch an anderen Punkten nachweisen. Man könnte dahin die Schwankungen rechnen, die sein Urtheil in Sachen der Sprache zeigt, sofern er das einemal die lateinische Sprache schöner, kräftiger und edler als die Volkssprache nennt, weil sie ein Erzeugniß nicht der Natur, sondern der Kunst sei, während er anderwärts gerade die Volkssprache, die jedes Volk ohne alle Regel der Amme nachahmend lernt, die edlere nennt, weil die natürliche. Hier sei nur noch an den kleinen Roman: das neue Leben, erinnert, in welchem eine Unmittelbarkeit des Gefühls sich kundgibt, wie sie in jener Zeit schlechthin ein Neues war. Das Innerste des Herzens, die heimlichsten Regungen schüchterner Liebe, schmachtender Sehnsucht, ergreifender Trauer vertraut er hier dem Griffel an; jene unbeschreiblichen Empfindungen,

welche die Röthe auf die Wangen des Liebenden jagen, hat er an sich beobachtet und wagt sich damit schüchtern und keck zugleich in die Oeffentlichkeit. Auch Dante hat der conventionellen Liebespoesie des Zeitalters seinen Tribut entrichtet, aber hier gibt er sein Innerstes. Wie die Knospe dem Morgenstrahl sich öffnet, thut freudig zagend das Gemüth sich auf, erstaunt blickt es in die Welt, erstaunt auf sich selbst, und unwiderstehlich ist der Trieb, der ganzen Welt zu verkündigen, von welchen Empfindungen es sich beglückt fühlte. Eine rührende Unschuld und zugleich eine zuversichtliche Werdelust lebt in diesen schlichten Blättern, einer Herzensgeschichte, die vielleicht nur mit dem Selbstbekenntniß vergleichbar ist, das fünfhundert Jahre später ein gleich Gewaltiger in seinem Wertherroman abgelegt hat. —

Dante ist ein unerschöpfliches Thema, es ist Zeit, daß wir abbrechen. Wenn indessen im Eingang nicht verschwiegen ist, daß in Deutschland alljährlich fast ein unverhältnißmäßiger Verbrauch von Arbeitskraft der Ausbeutung und Uebertragung des großen Florentiners zugewendet wird, so mag doch zum Schluß noch ein Wort verstattet sein über den neuesten Versuch, die göttliche Comödie in unserer Sprache wiederzugeben.*) Friedrich Notter, von welchem kürzlich der erste Band einer neuen Uebersetzung, die Hölle enthaltend, herausgegeben ist, hat sich das höchste Ziel gesteckt: nicht blos eine metrische, sondern eine gereimte Uebersetzung in den Terzinen des Originals. Jedermann weiß, welche Schwierigkeiten sich einer Bewältigung dieser Aufgabe entgegenthürmen; man möchte sagen, schon die physische Ausdauer, die dazu gehört, fordert die Bewunderung heraus. Seit Streckfuß, dessen Arbeit bis heute ihren wohlverdienten Rang behauptet, haben deshalb weitaus die meisten Uebersetzer, um nicht der Verskünstelei zu Liebe allzuviel vom Inhalt zu opfern, auf den Reim überhaupt Verzicht gethan, und unter diesen ist es Philalethes,**) der, wie es scheint, siegreich über seine zahlreichen Nachfolger, noch immer das weiteste Lesepublicum findet. Es liegt auf der Hand, daß eine Uebersetzung in Blancversen den Gedanken und Wendungen des Dichters am treusten folgen kann; empfiehlt sich doch selbst für die lyrischen Gedichte, wenn man möglichst getreu den Dichter wiedergeben will, eine Uebertragung, die, wie diejenige von Carl Krafft, vom Zwang des Reims sich befreit. Andererseits ist nicht zu läugnen, daß der Uebersetzer mit dem Reim zugleich auf ein ganz wesentliches Mittel der poetischen Wirkung verzichtet. Es ist

*) Dante Alighieri's göttliche Comödie, übersetzt und erläutert von Friedrich Notter. Die Hölle. Stuttgart, P. Neff, 1872.

**) Dante Alighieri's göttliche Comödie, metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Zweiter unveränderter Abdruck der Ausgabe 1865/66. Leipzig, B. G. Teubner, 1871.

ungefähr, wie wenn ein Gemälde in den Conturen des Holzschnitts vervielfältigt wird. Und von solcher Uebersetzung jedenfalls kann es gelten, was Dante, als ob er das Ungeschick mancher seiner Nachbildner geahnt hätte, von Uebersetzungen überhaupt sehr apodictisch behauptet, daß nämlich kein durch das Band der Musen verknüpftes Werk in eine andere Sprache übertragen werden könne, ohne alle seine Anmuth und Harmonie zu verlieren.

Notter hat sein Werk dem Fürsten zugeeignet, den die gelehrte Welt unter dem Namen Philalethes verehrt, mit dem Dante'schen Motto: Tu se' lo mio maestro e il mio autore. Er selbst ist kein Neuling in der Danteliteratur, und den Horazischen Rath von der neunjährigen Feile, der, wenn nicht für Dichtungen, doch jedenfalls für so kunstvolle Nachdichtungen sich empfiehlt, hat er treulich befolgt. Im Jahre 1861 gab er einen Romanzenkranz „Dante" heraus, eingeleitet durch sechs Vorträge über die göttliche Comödie (Stuttgart 1861), welche bereits Proben einer eigenen Uebersetzung enthielten. Weitere zusammenhängende Proben theilte das Stuttgarter Morgenblatt mit und eine eigene Schrift (die zwei ersten Gesänge von Dante's Hölle (Stuttgart 1869), welche unter den Dantefreunden lebhaft den Wunsch nach Vollendung des Ganzen rege machten. Es bildet diese gewissenhafte Arbeit in der That einen wirklichen Fortschritt in der Kunst der Danteübersetzung. Eine kräftige, mit Sicherheit geformte Sprache verbindet sich mit einem feinen Gefühl für poetischen Ausdruck und es gelingt ihr trefflich, den Dante'schen Terzinen das entsprechende deutsche Gewand umzulegen. Natürlich innerhalb der Schranken, die überhaupt einem Uebersetzerwerke dieser Art gezogen sind. Da und dort wird ein Splitterrichter zu tadeln finden; er mag zum Beispiel Anstoß nehmen an dem „todten Leichnam" am Ende des fünften Gesanges, oder den Kopf schütteln, wenn die vielbesprochenen Worte im ersten Gesang tra feltro e feltro von Notter „zwischen Fries und Fries" wiedergegeben sind, wie es scheint blos des besseren Klanges halber anstatt: „zwischen Filz und Filz"; während doch die einfache Uebersetzung: „zwischen Feltro und Feltro" um so mehr sich empfiehlt, als die Stelle ja bekanntlich doch ohne Commentar nicht verständlich ist, oder vielmehr auch mit Commentar unverständlich bleibt. Ein solcher Splitterrichter wird hier eine Härte des Reims, dort eine bedenkliche Abweichung von den Worten des Originals entdecken, er würde auch Stellen aufspüren können, deren Sinn am faßlichsten wird, wenn wir dazu flugs das Original zu Hilfe nehmen. Allein unbillig wäre es, die Anerkennung zurückzuhalten, daß dann wieder die Meisterschaft, mit welcher ganze Strecken des Gedichtes überraschend treu und doch in anmuthendem Flusse wiedergegeben sind, geradezu zur Bewunderung zwingt; es bleibt in jedem Falle das Werk eines Meisters.

Reich und unseres Bedünkens fast überreich ist die Uebersetzung mit erklärenden Zuthaten, mit Anmerkungen, größeren Excursen und im Eingang mit einer längeren Abhandlung über Dante's Leben und Ansichten ausgestattet. Es versteht sich von selbst, daß die Danteliteratur gründlich durchforscht und verwerthet ist, und, mit selbständigem Urtheil verarbeitet, wird man hier auch das Bekannte gerne zusammengetragen finden. Im Ganzen aber machen die neusten Publicationen über Dante — und damit meinen wir auch eine von R. Pfleiderer kürzlich herausgegebene, sonst ganz dankenswerthe Schrift*) — doch den Eindruck, als ob im Augenblick wenig Neues mehr über Dante zu sagen wäre; wenigstens für das große Publicum, während freilich im Einzelnen die Forschung ohne Ziel und Grenzen ist. Und auch dies bestärkt uns in der Manchen vielleicht ketzerisch dünkenden Meinung, daß, zumal wenn Notter's Uebersetzung vollendet vorliegen wird, sowohl für die Uebertragung, als für die Erklärung der göttlichen Comödie unter uns Deutschen für geraume Zeit genug gethan ist. W. Lang.

Der Ursprung der Schwurgerichte.

(Die Entstehung der Schwurgerichte, von Prof. Dr. Heinrich Brunner. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1871.)

Nachdem die Jury fünf Jahrhunderte hindurch auf England und seine Colonien beschränkt geblieben war, hat sie sich seit ihrer Einführung in Frankreich im Jahre 1790 schnell zu einer Weltinstitution erhoben. Wie sie in letzterem Lande umgebildet worden war, bürgerte sie sich zunächst in all den Gebieten ein, welche mit der französischen Invasion auch den französischen Strafproceß erhielten. Das französische Geschwornengericht wurde seitdem, ohne daß man sich nur die Mühe gab seinen processualischen Werth zu prüfen, zumeist als eine freiheitliche Institution betrachtet; als solche wurde es namentlich seit 1848 in fast allen Ländern Europas unter die selbstverständlichen Forderungen der Reformpartei aufgenommen und pflegt, soweit die Errungenschaft nicht bereits erfolgt ist, auch heutzutage noch gefordert zu werden. So ist es gekommen, daß die Jury, abgesehen von der speciellen Form, als wesentliches Merkmal europäischer Cultur betrachtet wird und betrachtet werden muß.

*) Dante's göttliche Comödie nach Inhalt und Gedankengang übersichtlich dargestellt. Mit biographischer Einleitung von Dr. R. Pfleiderer, Stuttgart, Kirn, 1871.

Mit dieser Bedeutung der Jury für das politische Leben und mit ihrer ebenso schnellen als weiten Verbreitung hängt es zusammen, daß sie in allen Culturländern und zumal in England, Frankreich und Deutschland auch Gegenstand zahlreicher literarischer Arbeiten geworden ist, und daß man insbesondere den nationalen und juristischen Ursprung dieses Instituts zu ergründen sich bemüht hat. Bis in's dreizehnte Jahrhundert hinauf ist die Geschichte der Jury allerdings hinlänglich aufgeklärt worden theils von englischen, theils von deutschen Gelehrten und unter letztern zumal von Biener. Aber wo über diese Zeit hinaus der erste Keim und die erste Entwickelung zu suchen sind, das blieb noch immer eine offene Frage und darüber waren bisher nichts als mehr oder minder begründete Hypothesen zu Tage gefördert. Nur als Curiosum verdient es Erwähnung, daß einige Engländer die Ehre diese Weltrechtsinstitution ersonnen zu haben der ältesten keltischen Bevölkerung des Inselandes andichten wollten, oder daß ein polnischer Rechtshistoriker die Jury sogar auf altslavische Einrichtung zurückführen wollte. Unter den Männern der Wissenschaft konnten keine anderen Fragen mehr aufgeworfen werden als diese: sind die Geschwornengerichte in England bereits unter den Angelsachsen entstanden oder erst nach und in Folge der Eroberung durch die Normannen, und haben Angelsachsen oder Normannen dieselben erst auf englischem Boden ins Leben gerufen, oder haben sie sie schon aus ihren früheren Wohnsitzen mitgebracht?

In dem Buche, das wir hier anzeigen wollen, ist ein neuer Versuch gemacht worden, diese Frage zu beantworten. In welchem Grade der Versuch gelungen ist, das darzuthun und nachzuweisen muß natürlich den Fachjournalen vorbehalten bleiben. Aber ein Urtheil darüber darf wohl auch in diesen Blättern verlautbart werden, denn uns allen gewährt es ein mehr als theoretisches Interesse, über Herkunft, ursprüngliche Gestalt und politisch-sociale Bedeutung der Geschwornengerichte aufgeklärt zu werden. Freilich ist der Stoff zu gewaltig um hier vollständig und ohne der Verständlichkeit Abbruch zu thun wiedergegeben werden zu können; von der ganzen Geschichte der Jury, welche Brunner in von Holtzendorff's Rechtslexicon erzählt hat, sehen wir von vornherein ab, und selbst die Darstellung der Entstehung müssen wir hier weit mehr einschränken, als es in obigem Werke geschehen ist.

Eine der ersten Arbeiten des jungen aus Oestreich stammenden Rechtshistorikers handelt von dem Zeugen- und Inquisitionsbeweis der karolingischen Zeit. Sie erschien vor sechs Jahren in den Schriften der Wiener Academie der Wissenschaften. In ihrem Schlußworte deutete der Verfasser schon an, daß er in der hier von ihm zum ersten Male in das rechte Licht gestellten fränkischen Institution die Wurzel der Jury zu erkennen glaube.

In einer Reihe seitdem veröffentlichter Abhandlungen hat er diesen Gedanken weiter verfolgt und sich die Wege geebnet, um nun in dem jüngsten Buche den festgeschlossenen Beweis zu liefern, daß das englische Schwurgericht auf fränkischen Ursprung zurückzuführen ist. Er mußte sich zu diesem Behufe durch das umfangreiche Quellenmaterial für altgermanische, fränkische, französische, normannische und englische Rechtsgeschichte hindurcharbeiten und hat, obwohl verbannt in die culturlose Atmosphäre Lembergs, diese Aufgabe mit seltener Ausdauer und Energie in kurzer Zeit bewältigt. Ein scharfer Kopf und gut geschult hat er, auch wo die Lückenhaftigkeit oder Verdunkelung der Quelle die Forschung erschwerte, die Fäden der Entwickelung erkannt und offenkundig darzulegen gewußt: die Arbeit zeichnet sich ebenso sehr durch die Methode wie durch die Ergebnisse aus. Die Darstellung allerdings ist, indem das ganze Rüstzeug der neuen gelehrten Untersuchung mit in sie hineingezogen werden mußte und indem sie andrerseits auch wieder die mannigfaltigsten Kenntnisse voraussetzt, nichts weniger als eine leicht faßliche, selbst nicht für den Fachgenossen. Das ist für uns ein Grund mehr, den Versuch zu wagen, auch einem größeren Kreise die Resultate einer sicher epochemachenden Arbeit mitzutheilen.

Die englischen und deutschen Rechtshistoriker haben längst dargethan, daß die Jury in Criminalsachen, bei welcher Brunner wieder eine Anklage- und eine Beweisjury unterscheidet, jüngeren Datums ist als die Jury in Civilsachen, und daß diese in ihrer ältesten Gestalt nicht ein Urtheil gefällt, sondern lediglich für die Urtheilsfinder den Beweis hergestellt hat. Der Untersuchung über die Entstehung der Schwurgerichte blieb also noch die Aufgabe zugewiesen, den Ursprung dieser in anglonormannischer Periode bereits vorhandenen Beweisjury in Civilsachen zu erforschen. Wie schon angedeutet, findet Brunner diesen in einem im fränkischen Reiche aufgekommenen außerordentlichen Verfahren, welches Inquisition (Frageverfahren) genannt wurde. Dasselbe galt auch in der Normandie, als diese noch ein unselbständiges Glied des westfränkischen Reiches der Karolinger war, und erhielt sich da, auch als dieses Land 912 etwa in der Form einer Markgrafschaft den normannischen Eroberern zu eigener Verwaltung überlassen wurde und als in der Folge dieses neue Gemeinwesen, durch ein kraftvolles Herzogthum ausgezeichnet, sich in besonderer, von Frankreich aus kaum noch beeinflußter Weise fortentwickelte. Das Gebiet des normannischen Rechtes dehnte sich dann 1066 auch über das von den Normannen eroberte England aus, und insbesondere die Inquisition, welche von dem herzoglichen und nun königlichen Gerichtshofe ausging, mußte als Kennzeichen und Mittel einer starken Herrschergewalt in dem eroberten Lande schnell Wurzel fassen. Sowohl während die Normandie noch eigene Herzoge neben den Königen von

England von gleichem Geschlechte hatte, als auch nach der Vereinigung beider Länder durch Heinrich II. im Jahre 1154 bildete sich das anglonormannische Recht diesseits und jenseits des Canals analog aber nicht vollständig gleich fort: in der Normandie in wesentlichen Stücken früher als in England, in der Normandie meist gewohnheitsrechtlich und in England mehr durch königliche Satzung, endlich in England früher aufgezeichnet und literarisch bearbeitet als in dem continentalen Mutterlande. Erst nachdem Philipp August 1204—1205 die Normandie erobert hatte, wurden die bisherigen Wechselbeziehungen aufgehoben. Das anglonormannische Recht gedieh in dem Inselreiche zu immer kräftigerer und fruchtbarerer Gestaltung. In der Normandie dagegen trat unter fremden Herrschern und Beamten erst ein Stillstand, dann eine Erstarrung des heimischen Rechts ein, bis dieses vollständig zersetzt dem neufranzösischen Rechte weichen mußte.

Schon diese Umrisse ganz äußerlicher Art lassen die Möglichkeit erkennen, daß eine einzelne Rechtsinstitution die Wanderung von fränkischem Boden durch normannisches Gebiet hindurch nach dem britischen Eilande hat zurücklegen können. Aber es galt für diesen Gang der Dinge aus dem Wesen und der Fortbildung der Einrichtung den positiven Beweis beizubringen und dazu auch noch den negativen, daß die Jury aus keiner andern Institution als aus der Inquisition abgeleitet werden kann und daß die letztere auf keinem anderen als dem angegebenen Wege nach England hat kommen können.

Worin besteht nun jene Inquisition und was hat sie mit der ältesten Jury, d. h. der Beweisjury in Civilsachen so sehr gemein, daß sie als deren Erzeugerin betrachtet werden muß? Die karolingische Inquisition als ein außerordentliches Verfahren vermag in ihrer Bedeutung und schöpferischen Kraft nur begriffen zu werden durch die Vergleichung mit dem allen germanischen Stämmen gemeinsamen ordentlichen Verfahren im Rechtsgang. Im altdeutschen Proceß sind die Sprüchwörter entstanden: ein Mann, ein Wort — und: selbst ist der Mann, und sie kennzeichnen ihn auch ganz und gar. Daß die Partei in allen Stadien eines Rechtsstreites selbst handeln sollte, war nur durchführbar, indem sie auf das strengste an die herkömmliche Form und an das übliche Wort gebunden war und indem sie für jedes von ihr gebrauchte Wort nöthigenfalls mit dem Beweise durch das Gottesurtheil oder durch den Zweikampf einzutreten hatte. An diesem Rigorismus änderte auch das Christenthum nichts, obschon es die Rechtsgebräuche mit einer religiösen Weihe anderer Art umgab. Dagegen versuchte sich das zeitweise mit der umfassendsten Vollgewalt ausgestattete Königthum auch auf diesem Gebiete in Neuerungen, wie sie schon durch das Eintreten der Völker in neue Verhältnisse und durch die Uebernahme mannigfaltiger Culturaufgaben ge-

boten waren. Es ist ein äußerst glücklicher und nach allen Seiten Licht ausstrahlender Gedanke, den fast zu gleicher Zeit Brunner und sein Fachgenosse Sohm in Freiburg ausgesprochen und auf sich berührenden Feldern durchgeführt haben, daß die germanischen Stämme in dem Augenblicke, da sie sich anschicken Culturvölker zu werden, im Rechtsleben denselben Gegensatz zwischen ius civile (Volksrecht) und ius honorarium (Amtsrecht) geschaffen haben, in welchem sich die Entwickelung des römischen Rechts bewegt. Und kraft der den germanischen Königen beigelegten gerichtlichen Autorität war das Amtsrecht im altdeutschen Staat auf dem besten Wege insbesondere auch das Gerichtsverfahren umzugestalten. Aber nach einer zweiten Glanzperiode unter den ersten Karolingern eilte das Königthum in allen Theilreichen schnell dem Verfall und der Machtlosigkeit zu. Indem damit auch die durchgreifende und folgerichtige Umbildung der Rechtszustände unterbrochen wurde, reihten sich die dem Amtsrecht entsprungenen aber unvollkommen gebliebenen Reformen leicht in das Gefüge der alten Einrichtungen ein und gingen in dem Volksrecht auf. Der Rechtsgang namentlich blieb nach wie vor von dem Formalismus beherrscht und behielt so sehr das Gepräge eines Verfahrens für freie wehrhafte Männer, daß jedwede Vertretung vor Gericht als Schmälerung der Freiheit und Mündigkeit, als Standesminderung galt. Nur diejenigen Neuerungen, welche von dem Königsgericht ausgingen und für diese allein in Geltung waren, hatten ein anderes und besseres Loos: sie behaupteten sich trotz des Niedergangs des Königsthums und erhielten, indem sie neben dem stricten Verfahren nach Volksrecht ein Billigkeitsverfahren nach Amtsrecht ausbildeten, den Gegensatz zwischen ius strictum und ius aequum lebendig und fähig neue Formen zu erzeugen.

Wer konnte nun so viele Rechtshändel haben, als der König mit seinem großen und über das ganze Land verbreiteten Grundbesitz, mit allen seinen fiscalischen oder auch privatrechtlichen Befugnissen? Der König aber konnte schon aus materiellen Gründen sich im Rechtsgang nicht selbst vertreten, noch weniger litt es seine Autorität. Für ihn galt daher die Ausnahme, daß er sich allüberall vertreten ließ. Doch war auch das bei dem formalen Charakter des Processes zu beschwerlich und zu gefährlich. So genoß er oder der Fiscus, und dafür bot sich schon in der Praxis des römischen Reichs ein Anknüpfungspunkt dar, das processuale Vorrecht, daß seine Streitsachen, wenn sie im Volksgerichte eine ungünstige Wendung zu nehmen drohten, zu endgültiger Entscheidung vor das Königsgericht gezogen werden konnten. Dies ist das Reclamationsrecht des fränkischen Königthums, dem dann bezüglich des Verfahrens das Inquisitionsrecht zur Seite tritt. Waren nun Königsgut und fiscalische Gerechtsame schon ein sehr weiter Begriff, so erfuhr das demselben beigelegte Proceßvorrecht mit der Zeit noch größere

Ausdehnung. Zunächst wurde es auf alle Menschen und alles Gut, zumal Klöster, erstreckt, die des Königs besonderem Schutz empfohlen wurden. Dann auch auf die des Schutzes, namentlich vor Gericht, bedürftigen und ein für alle Mal in das königliche Mundium aufgenommene Wittwen und Waisen. So erkannten Gesetze und Privilegien ganzen Klassen und für alle Fälle als Ausfluß oder als Steigerung des Königsschutzes das Inquisitionsrecht zu, und überdies wurde es in einzelnen Fällen durch königlichen Brief zugestanden. Daß es den Eigenklöstern des Königs zukam und auch den ihm commendirten Klöstern zumeist zugesprochen wurde, reizte alle kirchlichen Institute, sich um dasselbe zu bewerben. Bekannt ist, wie reich die fränkische Kirche trotz der Säcularisation bereits unter Pippin und Karl dem Großen wieder geworden war, daß sie noch immer auf Bereicherung bedacht den Neid der Weltlichen herausforderte, daß sie sich stets hilfsbedürftig und zu besonderer Vergünstigung durch den Staat berechtigt wähnte. So verlangte sie von Ludwig dem Frommen geradezu, daß ihr in ihrer Gesammtheit und für allen Besitz das Inquisitionsrecht verliehen werde; aber es wurde ihr nur insoweit gewährt, als sie für ihr Gut dreißigjährigen unbestrittenen Besitz nachweisen konnte.

Wie nun die subjectiven Vorrechte des Königthums zu dessen Inquisitionsrecht und zur eventuellen Uebertragung desselben führten, so äußerte sich die außerordentliche Gerichtsautorität des Königs in der ihm allein zustehenden und stets nur in seinem besonderen Auftrage ausübbaren Inquisitionsgewalt. Nur sie vermochte das ordentliche Verfahren zu suspendiren und durch ein außerordentliches zu ersetzen, nur sie vermochte den Unterthanen die ihnen im Frageverfahren zugedachte Rolle aufzuerlegen. Spielte sich dieses Verfahren ganz oder zum Theil vor dem Königsgerichte ab, so übte der König selbst oder sein Pfalzgraf die Inquisitionsgewalt aus; fand es dagegen im Gau statt, so wurde die Inquisitionsgewalt entweder kraft generellen Mandats den ständigen Gewaltboten des Königs oder dem reisenden Richter oder in einzelnen Fällen wohl auch kraft speciellen Befehls den ordentlichen Beamten übertragen. Bald lautete solches Mandat der einen oder der anderen Art nur auf Aufnahme des Inquisitionsbeweises, indem die Fällung des Urtheils dem Königshofe vorbehalten blieb, bald ermächtigte es zur definitiven Entscheidung des Streitfalles. Noch nicht genügend aufgeklärt ist, in welchem Stadium eines Processes die Reclamation eintreten konnte oder mußte, während das durch sie herbeigeführte außerordentliche Verfahren, wie es gewohnheitsrechtlich aber noch nicht zu strenger Form ausgebildet, etwa seit 800 erscheint, offen zu Tage liegt. Nämlich, sobald das Frageverfahren angeordnet ist, wählt der Richter aus den Umsassen die angesehensten und glaubwürdigsten aus. Die Zahl ist nicht be-

stimmt, aber die Vielheit der Berufenen soll ebenso wie ihre Qualität einen Ersatz dafür bieten, daß bei diesem Verfahren der kampfbedürftige Gegenbeweis ausgeschlossen ist. Die Erwählten werden bei des Königs Bann zur Aussage verhalten. Sie werden von dem Richter eingeschworen die Wahrheit auszusagen, wie sie sie aus unmittelbarer Wahrnehmung kennen, oder auch nur wie sie ihnen nach der in der Gemeinde bestehenden Ueberzeugung erscheint. Dieser lediglich promissorische Eid kann eventuell durch den Hinweis auf den dem Könige geleisteten Treueid, bei Geistlichen durch den Hinweis auf ihre Gelübde ersetzt werden. Auf die Frage des Richters, was die Geschworenen von der Streitsache wissen, geben diese ihren Wahrspruch (Verdict) einzeln oder mit gesammtem Munde ab. Er soll das ganze Beweisthema erschöpfen und soll jedenfalls die Thatfrage entscheiden, kann sich aber auch auf die Rechtsfrage erstrecken. Bleibt ein erstes Frageverfahren ergebnißlos, so kann es ein zweites Mal mit neuen oder auch mit denselben Geschworenen veranstaltet werden; wird auch so kein rechter Beweis erzielt, so muß der Proceß mit den Beweismitteln des ordentlichen Verfahrens nach Volksrecht fortgesetzt werden. Ist dagegen der Beweis durch Inquisition hergestellt, so wird er entweder protocollirt um so dem Königsgerichte eingesandt zu werden und um dessen Spruch zur Grundlage zu dienen, oder der Richter fordert sogleich die Urtheilsfinder auf, auf Grund desselben das endgültige Urtheil zu fällen.

Wir haben dieses Inquisitonsverfahren so ausführlich dargestellt, weil es in seinen Details und in seiner Bedeutung vor dem Erscheinen von Brunner's Erstlingsarbeit so gut wie unbekannt war, und andrerseits weil es schon so viele Momente darbietet, welche den genetischen Zusammenhang der ältesten anglonormannischen Jury mit jener fränkischen Institution ahnen lassen. Freilich bedurfte es dann von Brunner's Seite noch sehr umfassender Forschung und ausführlicher Darlegung, um diesen Zusammenhang in allen Stücken handgreiflich nachweisen zu können. Wir müssen uns da kürzer fassen und darauf beschränken, an einzelnen Phasen der Entwickelung darzuthun, was sich von der ursprünglichen Form des fränkischen Geschwornencollegiums erhalten hat und was aus ihr mit der Zeit neues erwachsen ist.

Im mittelalterlichen Frankreich finden sich zahlreiche Spuren, daß die Inquisition fortgedauert hat, zuletzt in der erst 1667 abgeschafften enqueste par turbe; aber sie ist in Frankreich doch abgestorben und hat einem fremdländischen, dem inquisitorischen Verfahren des canonischen Rechts den Platz geräumt. Länger und frischer erhielt sie sich in der Normandie. Da nimmt die herzogliche Curie oder der échiquier ganz die Stelle des fränkischen Königshofes als Billigkeitsgerichtshof ein, da tritt den Vorsitz führend der Seneschall an die Stelle des fränkischen Pfalzgrafen, da sitzen in der Curie

als Urtheilsfinder die weltlichen und geistlichen Barone und neben ihnen geschäftskundige Beamte, welche die Praxis constant machen und die Jurisprudenz ausbilden. Die außerordentliche Gerichtsgewalt des Herzogs üben überdies in dem Lande herumreisende Richter aus, welche die angesehensten Männer der Bezirke zu den Assisen berufen. Diese Gerichtsverfassung wurde dann auch auf die normannische Colonie in England übertragen, in der wir gleichfalls die curia regis oder capitalis iustitia und von ihr ausgesandt die iusticiarii itinerantes finden. Zunächst haben alle diese herzoglichen oder königlichen Richter die Interessen des Fiscus wahrzunehmen, zumal in dem eroberten Lande, wo das Inquisitionsverfahren, oft zu rein administrativen Zwecken angeordnet, das beste Mittel war einer widerspenstigen Bevölkerung gegenüber die königlichen Gerechtsame geltend zu machen und so die Fremdherrschaft zu befestigen. Des weitern wurde dann aber hier wie dort die Inquisition als processuales Vorrecht auch dem Kirchengut bald durch Privilegium bald durch Specialmandat zu Theil, desgleichen den Schutzbefohlenen, und zu guterletzt wurde sie in einzelnen Fällen gegen hohe dem Fiscus willkommene Gebühren geradezu verkauft, ein Mißbrauch, gegen den ein besonderer Paragraph der Magna charta gerichtet ist und der sich trotzdem lange erhielt. Das einleitende Verfahren der Inquisition blieb bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts unverändert. Aber in der Bildung und Abgabe des Verdicts machten sich einige Neuerungen geltend. Es wurden nach und nach jene festeren Formen aufgestellt, welche der englischen Beweisjury eigenthümlich sind und in denen sich der Gegensatz zu dem in Frankreich um sich greifenden Inquisitionsbeweis des canonischen Rechts mit Absonderung und geheimem Verhör der Zeugen scharf ausprägt. Besonders hervorzuheben ist, daß nun der Ausspruch stets von der Gesammtheit der Geschwornen abgegeben wurde, die als solche iurata, iureia hieß, ohne daß jedoch Stimmeneinhelligkeit erforderlich war und ohne daß nach der subjectiven Begründung des Verdicts, nämlich ob die Geschwornen die Sache wissen oder nur glauben, gefragt wurde.

Epoche machend für die Fortbildung des anglonormannischen Processes wurde dann die Regierung Heinrich's II., welcher seinem Vater 1150 in der Normandie folgte, 1153 Justiciarius in England und endlich 1154 König von England wurde. — Es liegt auf der Hand, daß in einer Gesellschaft, in der an die Stelle der Gemeinfreiheit die feudale und zugleich sociale Ueber- und Unterordnung getreten war, der alte formale Proceß sich immer mehr überleben mußte. Namentlich bot der Rechtsgang, welcher sich mehr und mehr zu einem kostspieligen und im Ergebniß unsicheren Duellverfahren zugespitzt hatte, den minder Begüterten und minder Mächtigen kaum noch Schutz und nöthigte sie geradezu ihre Zuflucht bei den Gerichten der Kirche

zu suchen, welche im Bewußtsein ihres eben über den Staat errungenen Sieges alle Neigung hatte, in dessen ganzen Wirkungskreis einzutreten. Ein einsichtsvolles, seiner Pflichten bewußtes und starkes Fürstenthum, mußte um des Staates und um der Unterthanen willen solchem Zustande ein Ende zu machen und seinen weiteren Gefahren vorzubeugen suchen. In diesem Sinne hat Heinrich II. erst in der Normandie, dann in England eine weittragende Reform des Gerichtsverfahrens unternommen. So häufig auch bereits von seinen Vorgängern das Frageverfahren in Anwendung gebracht und insbesondere durch Einzelmandate angeordnet worden war, so war doch das Inquisitionsrecht ein Vorrecht von Herzogs Gnaden und das Inquisitionsverfahren ein Ausnahmeverfahren geblieben. Durch eine uns zwar nicht erhaltene aber oft angerufene Satzung machte nun Heinrich dieses Verfahren zu einem ordentlichen. Allerdings blieb dasselbe noch auf eine ganz bestimmte Anzahl von Streitsachen beschränkt; aber in allen diesen ward den Parteien das Recht zuerkannt, sich das die Procedur einleitende und je nach dem Fall in bestimmter Formel abgefaßte Breve von der Kanzlei gegen Entrichtung gewisser Gerichts- und Kanzleigebühren ausstellen zu lassen. Indem ein auf solche Weise herbeigeführter Wahrspruch der Geschwornen recognitio hieß, kann man das Frageverfahren in dieser speciellen Anwendung füglich das Recognitionsverfahren nennen. Dasselbe verhält sich zum altnormannischen Verfahren wie der römische Formularproceß zum alten Legisactionenproceß oder wiederum wie ius aequum zu ius strictum. Analogien der Art bieten sich noch mehrere dar. Denn auch unter ihren besonderen juristischen Voraussetzungen ersetzt die Recognition den alten Rechtsgang nur in erster Linie und, wenn sie nicht zu einem Ergebniß führt, tritt die alte Duellklage wieder in Wirksamkeit. Damit hängt auch das zusammen, daß das Recognitionsbreve die Thätigkeit aller nicht landesfürstlichen Gerichte suspendirt und den Proceß vor den Billigkeitsgerichtshof des Herzogs oder Königs zieht, daß aber die Nichtdurchführbarkeit des Recognitionsverfahrens auch die Competenz des ordentlichen Gerichtsherrn wieder aufleben läßt. Während in allen diesen Punkten die Neuerung in der Normandie und in England in gleicher Weise auftritt, werden einige Unterschiede ersichtlich betreffs der typischen Fälle, in denen, und betreffs der ihnen entsprechenden Breveformeln, laut denen das Recognitionsverfahren statthatte. Um den einen für die weitere Entwicklung wichtigen Unterschied hervorzuheben, müssen wir eine Betrachtung allgemeinerer Art einschalten. Das Recht muß schon in höherem Grade ausgebildet sein, um neben dem Eigenthume auch dem Besitze besondern Schutz zu Theil werden zu lassen. So kannte das altdeutsche Recht mit seinem formalen Rechtsgange ebenso wenig als das altrömische einen selbständigen Besitzschutz. Und wie in Rom die Besitzklage erst durch die Prätoren in der Form des In-

terdictenprocesses eingeführt wurde, so wurde sie im Gebiete des anglonormannischen Rechts, welches darin allen übrigen germanischen Rechten um vieles vorauseilte, erst durch die erwähnten Reformen des Beweisverfahrens ermöglicht und in's Leben gerufen. Wurden nun diesem wesentlichen Fortschritt gemäß in der Normandie, je nachdem es sich um Eigenthums- oder um Besitzklagen handelte, die Recognitionen in petitorische und in possesorische eingetheilt, so fand in England allerdings eine ähnliche Scheidung statt, aber doch, worauf wir noch zurückkommen, eine andere Abgrenzung der zwei Kategorien.

In der Normandie, um zunächst bei diesem Lande zu bleiben, war jedoch das Frageverfahren nicht auf die Fälle beschränkt, in denen es seit Heinrich II. durch Brevia als ordentliches Verfahren angeordnet wurde. Die Inquisition fand vielmehr nach wie vor in den Processen des Fiscus und des ihm durch Privileg gleichgestellten Kirchengutes statt (inquisitio ex privilegio). Und sie trat ferner als ordentliches und allgemein zugängliches Beweismittel ein, wo nach älterem Rechte ein Gemeindezeugniß abgelegt zu werden pflegte, und wenn beide Parteien, auch ohne ein Breve erwirkt zu haben, sich einigten die Beweisfrage durch Inquisition entscheiden zu lassen. Letztere Arten der Anwendung des Frageverfahrens sind lediglich gewohnheitsrechtlich aufgekommen. Sie sind jüngeren Ursprungs als das Recognitionsverfahren, verdanken offenbar ihm die schnelle Einbürgerung und entlehnen ihm auch die Form. Von den normannischen Rechtsgelehrten werden sie mit der ältesten inquisitio ex privilegio unter der Bezeichnung inquisitiones ex iure zusammengefaßt.

Es sind wesentlich dieselben Arten von Rechtsfällen, in welchen in England die Inquisition Platz greift; aber wie sich nun nach und nach die Entwicklung hier abzweigt von der im continentalen Herzogthume, so werden doch einzelne Rechtsfälle in besonderer Weise aufgefaßt und behandelt. Von den Brevia z. B. wird in England ein viel mannichfaltiger Gebrauch gemacht und neben den in der Normandie üblichen Arten begegnen noch weitere, wie das writ of praecipe und das breve de recto, deren Ursprung sich aber auch wieder auf altfränkische Mandate zurückführen läßt. Wichtiger für die besondere Fortbildung des Rechts in England wurde die vielfach andere Gruppirung, welche sich auch sofort in neuen Bezeichnungen kund that. So wurde die alte Bezeichnung iurata nach und nach in engerem Sinne genommen. Von der Gerichtsversammlung ging sie über auf die in einer solchen verhandelten Rechtsfälle, wurde aber in der neuen Bedeutung zugleich ungefähr auf die Fälle beschränkt, in denen in der Normandie inquisitio ex iure eintrat. Den Gegensatz zu der iurata bilden dann die Assisen: magnae assisae, wenn petitorische Klagen vorliegen, und parvae assisae oder assisae schlechtweg, wenn possessorische Klagen erhoben worden sind. Doch decken sich

eben hier die Gruppen in England nicht vollständig mit denen in der Normandie. Insbesondere kann die Jurata in einem Falle auch durch Breve angeordnet werden, und andererseits wird der Eigenthumsproceß in dem einen und dem anderen Lande in etwas anders abgegrenzt von dem Besitzproceß. Sind es aber verschiedenartige Fälle, welche in England entweder zur Assise oder zur Jury führen, so werden mit der Zeit auch Unterschiede zwischen den beiden Institutionen ersichtlich. Nach Brunner sind die wesentlichen diese: Indem für die Assisen bereits durch das Breve die specielle Beweisfrage unverrückbar festgestellt ist, nimmt auch der Eid der Geschworenen schon auf diese Bezug und lautet dahin, daß der Geschworene sich zum Wahrspruch über den concreten Fall verpflichtet. Vor der Jurata dagegen hat der Richter die Beweisfrage in freier Weise zu formuliren: folglich geloben die Geschwornen schlechthin die Wahrheit über das auszusagen, was sie der Richter fragen wird. Mit diesem Unterschied hängt auch zusammen, daß in dem einen und andern Falle andere Anforderungen an das Verdict gestellt werden. In der Assise soll der Geschworne in der Regel ex scientia sprechen, möge er nun durch eigene Wahrnehmung oder auf Grund von Mittheilungen ihm glaubwürdiger Nachbarn sich subjective Gewißheit verschafft haben, und nur falls ihm dies nicht möglich wurde, soll er seine Aussage mindestens nach seinem Dafürhalten (ex conscientia) abgeben. In dem Verdict der Jurata dagegen wird das Wissen zwar keineswegs ausgeschlossen, aber nicht als besser denn das Dafürhalten betont, so daß das Verdict ein mehr subjectives Gepräge erhält. Das eine wie das andere folgt aber nothwendig aus der Stellung des Geschwornen zur Beweisfrage und aus der Natur des von ihm geleisteten Eides. Der Geschworne der Assise kennt im voraus den concreten Fall, über den er aussagen soll, kann sich über denselben Gewißheit verschaffen und verpflichtet sich dazu, dies so weit als möglich zu thun. Der Geschworne der Jurata, welcher erst nach der Beeidigung die Beweisfrage stellen hört, ist nicht in gleich günstiger Lage und muß sich häufiger auf einen Ausspruch ex conscientia begnügen. Bezüglich eines dritten Punktes dagegen stehen sich kleine Assisen einerseits und große Assisen und Jurata gegenüber. Die letztern führen nämlich zu einem unumstößlichen Ergebniß: der Wahrspruch bleibt bestehen, selbst wenn etwa die Geschwornen des Meineids überführt werden sollten. Anders bei den kleinen Assisen für possessorische Klagen. Hier kann die verurtheilte Partei den Spruch schelten und ihn umstoßen lassen; über die Scheltungsklage entscheidet dann eine neue Beweisjury von 24 Geschwornen, so daß jeder Geschworne der ersten Assise als durch zwei der Convictionsjury überführt erscheint.

Diesen Unterschieden gegenüber sei nochmals betont, was der Assise und der Jurata gemeinsam ist. Es ist vor allem das neue, nun zum ordentlichen

gestempelte Verfahren, welches, da Praxis und Gesetzgebung wetteiferten, es feiner auszubilden, den alten formalen Proceß schnell außer Uebung setzte. Es ist ihnen ferner gemeinsam, daß beiden der Charakter der Beweisjury bewahrt blieb. Der Uebergang zur Urtheiljury hat sich sehr langsam vollzogen. Einige Zeit hindurch sehen wir nämlich Urkundszeugen und dann auch Zeugen anderer Art sich mit den Geschwornen zu gemeinsamer Berathung und Herstellung des Beweises vereinigen. Darauf beginnt man etwa um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Zeugen von der Jury zu trennen und vor dieser das Zeugniß ablegen zu lassen, worauf die Geschwornen theils auf Grund solcher Aussagen, theils auf Grund eigener Wissenschaft ihr Verdict abgeben, somit zugleich eine Beweis- und eine Urtheiljury bilden. Dieses Doppelcharakters wurde das Institut erst durch ein Gesetz von 1650 entkleidet, welches die Eigenschaften eines Zeugen und Geschwornen für unvereinbar erklärte: erst damit hörte die Jury auf zu sein, was sie ursprünglich gewesen war, ein Beweismittel.

Wie Brunner diese späteren Phasen der Entwicklung nur mit kurzen Worten berührt, so widmet er auch der Jury in Criminalsachen blos wenige Seiten und bietet doch auch da manche neue Gedanken. Von Wichtigkeit ist namentlich, daß er die Rügejury, welche gleichfalls von den Normannen in England eingebürgert worden und aus deren einer Art im weiteren Verlauf die heutige Anklagejury hervorgegangen ist, wieder auf eine Einrichtung des fränkischen Reiches zurückführt. In diesem kam nämlich die Inquisition auch für ein Rügeverfahren in Anwendung, um bei mangelnder oder doch ungenügender Privatklage ein Einschreiten von Amtswegen gegen Verbrecher zu ermöglichen. Allerdings beschränkte sich dieses darauf, daß die durch die Rüge Bezichtigten gezwungen wurden, sich dem Zwange des volksrechtlichen Beweisverfahrens zu unterwerfen. Eine Ueberführung des Verbrechers durch Inquisitionsbeweis war nach fränkischem Rechte nicht möglich. Solcher Beweis in Strafsachen hat sich daher erst viel später und unter besonderen Umständen Bahn brechen können. Seit dem 12. Jahrhundert geschah es nämlich zuweilen in der Normandie und in England, daß ein Beklagter selbst die Jurata als Beweisjury in Criminalfällen anerkannte und ein Breve erwirkte, um durch eine Jurata über seine Schuld oder Unschuld entscheiden zu lassen. Darin bot sich ein Präcedens und ein willkommenes Auskunftsmittel, um auch im Strafverfahren einen Beweis herzustellen, als die Gottesurtheile, welche bisher im Beweisrecht eine so große Rolle gespielt hatten, in England durch ein Gesetz vom J. 1219 abgeschafft wurden; seitdem wurden die Beklagten geradezu gezwungen, sich dem Wahrspruch einer Jurata zu unterwerfen. Diese Criminaljury fungirt aber auch zunächst als Beweisjury und wird erst später als die in Civilsachen zur Urtheiljury umgebildet.

Indem Brunner so das englische Geschwornenistitut in seiner Wesenheit auf eine fränkische Institution zurückführt, hat er einen Beweis mehr dafür beigebracht, in wie umfassender Weise die fränkische Periode oder das Zeitalter der ersten Karolinger den Grund für die Entwicklung vieler Jahrhunderte gelegt und Gestaltungen vorgezeichnet hat, welche zum Theil noch in die Gegenwart hineinreichen. Er hat aber auch zugleich gezeigt, daß die vor einem Jahrtausend gepflanzten Keime doch nur unter günstigen Verhältnissen und auf einzelnen Gebieten zu kräftigem Wachsthum und glücklicher Entfaltung gediehen sind. Gerade indem er neben der Geschichte dieses Instituts in England uns auch die Entartung und Entwerthung der Inquisition und die endliche Verdrängung derselben durch fremde Elemente erst in Frankreich und dann desgleichen in der von diesem beherrschten Normandie vorführt, stellt er die englische Jury in das rechte Licht und als das allein nachahmenswerthe Vorbild hin.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Der Consistorialentwurf und die Nachthessen. Aus der Provinz Hessen. — Hr. v. Mühler hatte bekanntlich den Kammern unter anderen Gesetzentwürfen auch einen solchen über Errichtung eines Gesammtconsistoriums für das ehemalige Kurfürstenthum Hessen vorgelegt. Ob sein Nachfolger diesen Gesetzentwurf zurückziehen oder aufrecht erhalten werde, ist bis zu dieser Stunde hier zu Lande nicht bekannt. Den hessischen Abgeordneten, welche, soweit sie evangelischer Confession sind, sich einstimmig für die Berathung des Entwurfes ausgesprochen hatten, erklärte der Cultusminister, er habe noch keinen definitiven Entschluß gefaßt. Aller Wahrscheinlichkeit nach wollte Hr. Dr. Falk den Ausgang der Debatte über das Schulaufsichtsgesetz abwarten, um danach seine Maßregeln zu treffen. Denn das von seinem Vorgänger eingebrachte Gesetz hat dieselben Feinde wie jenes, ohne die Freunde desselben sämmtlich zu seinen Anhängern zu zählen. Von Rechts und Links wird das Consistorialgesetz des Hrn. v. Mühler auf's Lebhafteste angegriffen: leider ein nur zu deutliches Vorspiel der Kämpfe, welche uns bevorstehen, wenn die Regelung der Verhältnisse der evangelischen Kirche zum Staat für die alten Provinzen ernstlich in Angriff genommen werden wird. Denn die Parteien, welche sich im Abgeordnetenhause im Betreff der hessischen Kirchenfrage gegenüberstehen, sind keine politischen, sondern kirchliche

Fractionen, welche ihren Ueberzeugungen etwas zu vergeben glauben, wenn sie dem Wunsche ihrer hessischen Collegen entsprechend für die evangelische Kirche des ehemaligen Kurfürstenthums Hessen etwas zu thun beschließen würden, das diese ihren zwanzigjährigen Wirren auf die Dauer entziehen könnte. Daß aber denselben bald ein Ende gemacht werden muß, wenn nicht schließlich alle Ordnungen aufgelöst werden sollen, ist schon früher in diesen Blättern nach der Richtung hin ausgeführt worden, daß nachgewiesen wurde, es gebe in Folge der Veränderungen, welche die Justizorganisation in Hessen erfahren hat, keine Behörde mehr, welche endgültige Urtheile gegen renitente Pfarrer auszusprechen im Stande sei, es sei denn, daß dieselben sich gemeiner Verbrechen schuldig gemacht hätten. Aber noch ganz andere Bedenken müssen sich jedem Freunde der evangelischen Kirche in Hessen aufdrängen, und ihm eine Beendigung des interimistischen Zustandes, in dem sie sich nun schon seit Jahren befindet, als dringend nothwendig erscheinen lassen, wenn er auf die Entwickelung hinblickt, die sich in einem Theile ihrer Geistlichen vollzieht, und welche nothwendiger Weise im Anschluß an diese auch einen Theil der Gemeinde in Mitleidenschaft ziehen muß.

Bekanntlich hat der als deutscher Literarhistoriker und tüchtiger Kenner unserer Sprache und Alterthümer vortheilhaft bekannte Professor der Theologie A. F. C. Vilmar auf die Entwicklung Hessens in politischer und kirchlicher Beziehung einen sehr bedauerlichen Einfluß ausgeübt. Nachdem unser Staat in Folge der namentlich von ihm bis zum letzten Augenblick vertretenen Politik zur Annexion reif geworden war, stellte sich Vilmar an die Spitze der Partei, welche der Einverleibung Hessens in den preußischen Staat alle möglichen Schwierigkeiten bereitete. Auf dem politischen Gebiete war da nun freilich wenig Erfolg zu erhoffen. Vilmar sah nur zu deutlich ein, daß eine Wiederherstellung des Kurfürstenthums nur durch große weltbewegende Ereignisse möglich und schon darum unwahrscheinlich sei, weil Niemand ein Interesse an dem „Hause Brabant" habe. Aber auf dem Gebiete der Kirche hoffte er einen Widerstand organisiren zu können, der jeder etwa von preußischer Seite intendirten Veränderung die Spitze zu bieten im Stande sei. Konnte er doch hoffen und erwarten, daß ihm in dieser Beziehung in Preußen selbst die besten Bundesgenossen erstehen würden. Denn Vilmar war nicht nur ein Gegner der preußischen Union, sondern auch ein Feind jeder Entwicklung der evangelischen Kirche nach dem Gemeindeprincip hin. Früher ein Freund der Kirchenvereinigung wie einer presbyterialen Synodalverfassung war er, der herrschbegierige und herrschkundige Mann, der an dem Bischofe Ketteler, so wie diesen Professor Friedrich gezeichnet hat, sein Gegenbild in der römischen Kirche Deutschlands findet, allmählig einer der schroffsten Verfechter des lutheranischen Confessionalismus und Pastoren-

thums geworden. Seine Lehre von der Kirche haben die historisch-politischen Blätter als gut katholisch reclamirt, und die reformirte Kirche Hessens mußte es sich gefallen lassen, weil Vilmar die lutherische Abendmahlslehre für die richtige erkannt hatte, für lutherisch ausgegeben zu werden.

Mit dem Tode dieses Mannes (Herbst 1868) war die von ihm geleitete Partei der hessischen Geistlichen ihres einzig begabten Führers beraubt. Aber keineswegs war sie damit beseitigt. Es erschienen aus ihrer Mitte Schriften, welche die Bedeutung des Mannes für die hessische Kirche in den überschwänglichsten Ausdrücken feierten; der Widerstand, den sie der von dem Minister v. Mühler intendirten Einführung einer Synodal- und Presbyterialverfassung in Hessen entgegenstellte, hielt die Gegensätze, welche sich etwa in der Partei hätten herausbilden können, nieder. Versuche, welche einzelne ruhiger gewordene Mitglieder der Partei machten, sich den Ausschreitungen ihrer Chefs zu entziehen, endeten in der Regel mit vollständiger Unterwerfung unter dieselben. Und was verlangten nun diese doch jetzt von ihren Gläubigen?

Wenn man die neuesten Lucubrationen eines derselben, des vom Consistorium zu Cassel abgesetzten Metropolitans J. W. G. Vilmar über „den gegenwärtigen Kampf der hessischen Kirche um ihre Selbständigkeit mit Rücksicht auf das in ihr hervorgetretene Zeugniß vom geistlichen Amte“ (Cassel, 1871. S. 154) liest, muß man sich freilich fragen, wie es möglich ist, daß ein Mann, der so kauderwelsche, nahezu hirnverbrannte Dinge schreibt wie J. W. G. Vilmar, Führer einer Anzahl von evangelischen Geistlichen sein kann. Aber das ändert an der Thatsache Nichts, und auf kirchlichem Gebiet nachgerade das Unvernünftige als das Wahrscheinlichste und das Widerspruchsvolle als das Glaublichste anerkannt zu sehen werden wir uns noch mehr als bisher allgemein gewöhnen müssen. Es steht fest, Herr Exmetropolitan Vilmar, ein Bruder des verstorbenen Marburger Professors, hat die Führerschaft der Partei angetreten und vertritt dieselbe literarisch, indem er seinen verstorbenen Bruder und dessen Wirken für die hessische Kirche canonisirt. Die hessische Kirche hat an ihm einen untrüglichen Lehrer gehabt, der auch noch nach seinem Tode durch sein Zeugniß für alle Zukunft das Richtige festgestellt hat, an dem alle wahrhaften Glieder derselben als an einem unvergänglichen Erbe festzuhalten haben.

Doch entstellen wir nicht die Ansichten des Herrn Metropolitan? Die Leser mögen selbst urtheilen, ob man auf protestantischem Gebiete je die Vergötterung eines Menschen so weit getrieben hat. „Seitdem unser Volk, so heißt es S. 16, aus dem großen Winterschlaf der Neologie durch den Sturm der Revolution geweckt wurde, welcher sich mit dem Anfang dieses Jahrhun-

derts erhob, und welcher in unseren Tagen offenbar seinen Höhepunkt und seine furchtbarste Gestalt erreichte, hat das hessische Volksleben und mit ihm zugleich auch das Leben des deutschen Volkes in diesem Zeugen des geistlichen Amtes seinen tiefsten und treuesten Interpreten, die Revolution aber ihren entschiedensten und mächtigsten Gegner gefunden. Aus dem allerverborgensten Familienleben hervorgewachsen, hat dieser Zeuge von der niedrigsten Dorfschule an bis zur höchsten Spitze des academischen Lebens, stets lernend und lehrend, alle Kreise des Volkslebens durchlebt, und dasselbe zugleich überall, wo er auftrat, neubelebt und umgestaltet. Er vereinigte alle Kräfte des Regierens in seiner Person, und zwar trat dies am deutlichsten gerade in dem Zeitmomente hervor, wo die größte Verwirrung in allen Regierungskreisen herrschte und die Gewalt der Revolution alle Staatslenker außer Fassung brachte, so daß ihnen das Staatsruder aus den Händen fiel. In dieser Zeit war es ihm gegeben, die Stimme des Abgrundes zum Schweigen zu bringen und der Revolution Halt zu gebieten. Er stand mit seinem, das ganze Gebiet des Wissens umfassenden Geist in dem Mittelpunkt der deutschen Literatur, und es gab fast nichts im geschichtlichen Leben, worüber er nicht hätte Aufschluß geben können." Im weiteren Verlaufe dieser apotheosirenden Verherrlichung, in der u. A. auch hervorgehoben wird, daß sich der Glaube Vilmar's an Christum oft bis zum Schauen verklörte, werden dann zwei Punkte der kirchlichen Thätigkeit des Mannes hervorgehoben, durch die er sich besonders hervorgethan habe: durch sein Zeugniß vom geistlichen Amt und der confessionellen Bedeutung der Augsburgschen Confession. Darum fährt denn der Herr Metropolitan fort: „Daß dieser Zeuge des geistlichen Amtes seit seinem Heimgange und gerade durch seinen Heimgang in der hessischen Kirche nach seiner vollen geistlichen Persönlichkeit unbeweglich feststeht, daß ihm gerade von nun an auf diesem Gebiete nirgends mehr aus dem Weg gegangen werden kann, und daß das Erkennen dieser seiner geistlichen Persönlichkeit die Grundlage der rechten Verwaltung des geistlichen Amtes für die Zukunft der hessischen Kirche bildet, ist eine geschichtliche, durch nichts mehr abzuleugnende Thatsache. Alles, was in der hessischen Kirche für die Zukunft noch irgend eine Existenz im geistlichen Amte behaupten will, muß sich daher an dieses Zeugniß, welches seinen persönlichen Mittelpunkt in dem vorhandenen Zeugen gefunden hat, anschließen, wenn es nicht entweder wie Spreu verweht werden, oder den Kräften des Abgrundes dienen will." Dem entsprechend heißt es dann von Vilmar (S. 121) er sei „ein wahrer und wirklicher Kirchenvater" gewesen (ebenso wird auch Luther genannt) „so daß nur diejenigen für die Zukunft als die Träger des geistlichen Amtes in der hessischen Kirche angesehen werden können, welche aus diesem Samen geboren werden und bei denen dieser

Same bleibend ist." Und auf S. 123 wird der Literarhistoriker Vilmar mit Athanasius und Luther in Parallele gestellt."*)

Habe ich also übertrieben? Und der Mann, der solchen Unsinn alles Ernstes als unumstößliche Wahrheiten niederschreibt und in die Welt sendet, ist jetzt Führer einer großen Partei unter der hessischen Geistlichkeit! Wie ist das möglich? So mag Mancher in Deutschland fragen, der unsere Verhältnisse nicht kennt. Für uns sind dieselben nichts weniger als unerklärlich. „Denn es ist Methode darin." Geht man einmal von den Grundanschauungen aus, die der verstorbene Professor Vilmar für sich als die maßgebenden anerkannt hat, warum sollen seine Anhänger dieselben nicht auch befolgen und auf seine Person anwenden? Denn Professor Vilmar gründete seinen Glauben, ja seine gesammte Angehörigkeit an die evangelische Kirche auf die von Luther zuerst gemachte Erfahrung von der Rechtfertigung durch den Glauben allein. „Kein Canon des Tridentinums soll verworfen werden," erklärte er einst seinem zum Katholicismus übergetretenen Schüler Dr. G. Bickell, „man soll sie nur richtig interpretiren und in einigen Punkten durch die seit Luther der Kirche zu Theil gewordenen neuen Einsichten und Erfahrungen ergänzen; ich halte die Unfehlbarkeit der Kirche fest." Und einem „berühmten Mitglied der Gesellschaft Jesu erklärte er einst, er sei bereit, das ganze tridentinische Glaubensbekenntniß anzunehmen, nur könne er nicht in die Verdammung der lutherischen Rechtfertigungslehre einstimmen. Als ihm darauf der Pater sein Bedauern aussprach, daß er dann also doch eben so gut außerhalb der Kirche stehe, als wenn er alle ihre Dogmen leugne, da brach Vilmar in Thränen aus und bat ihn um seine Fürbitte auf daß ihn Gott erleuchten möge, wenn er über diesen Punkt im Irrthum sei." So berichtet gleichfalls, durchaus glaubwürdig, der zum Katholicismus übergetretene Professor der Theologie Gustav Bickell, der Sohn des Kirchenrechtslehrers Bickell, eines Freundes und Gesinnungsgenossen Vilmar's.**) Und ein solcher Mann wird von einer großen Anzahl von Geist-

*) Des Scherzes halber mögen die Worte hier stehen, in denen dieses geschieht. Verstehe sie, wer es kann: „Die Naturpotenz des kirchlichen Völkerlebens ist durch das Zeugniß des Athanasius von der Gottheit der Person Jesu festgestellt worden. Die Centralpotenz des Völkerlebens aber wurde durch das Zeugniß Luther's von der Vergebung der Sünden oder von der Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben in dem großen Factum der Reformation festgestellt. Durch das Zeugniß (Vilmar's) vom geistlichen Amt endlich ist die Personalpotenz des Volkslebens in die Geschichte eingetreten." An einer anderen Stelle heißt es: Vilmar's innerstes Wesen sei nur in hervorragenden Momenten hervorgetreten, „aber dann als ein ganz von Gott erfülltes, das im Stande war, den lebendigen Gott in seinen ewigen Ordnungen zu offenbaren." S. 121.

**) Rosenthal, Convertitenbilder. III. 2. S. 456.

lichen der reformirten Kirche Hessens noch nach seinem Tode als Parteihaupt, als ein „Kirchenvater“ verehrt und ihren Gemeinden als solcher auf der Kanzel und im Hause vorgestellt! Man mag sich danach eine Vorstellung davon machen, wie es mit dem Leben einer Kirche beschaffen sein muß, in der die kirchlichen Oberbehörden solchem Unfug nicht zu steuern im Stande sind, und in der andererseits natürlich die Gleichgültigkeit und der Hohn gegen alles kirchliche Wesen nur wachsen muß. Man sollte nun glauben, daß alle Freunde der evangelischen Kirche einander beistehen müßten, um diesen von Tag zu Tag unerträglicher werdenden Zuständen ein Ende zu machen. Die Mitglieder des Abgeordnetenhauses aus Hessen sind auch sämmtlich darin einig, daß etwas zu ihrer Abstellung geschehen müsse. Und doch sind es gerade liberale Theologen und Politiker, welche vielfach diesen Bestrebungen entgegenarbeiten. Ihnen ist die hessische Synodalverfassung bald nicht freisinnig genug, bald wollen sie die hessische Kirchenfrage nur in Verbindung mit der der gesammten evangelischen Kirche Preußens gelöst wissen. Die entgegen gehaltenen Bedenken, daß doch Jahre, wenn nicht Jahrzehnte darüber hingehen werden, ehe die evangelische Kirche in den östlichen Provinzen des Staates so weit sein werde, als die hessische, welche nun schon vierzig Jahre an dem Zustandekommen einer Synodalverfassung arbeitet, und daß unterdessen die kirchlichen Zustände in Hessen immer verwickelter und verkommener werden müßten, scheinen Männern gegenüber nicht den geringsten Eindruck zu machen, welche lieber eine altevangelische Kirche verfallen sehen, als von ihrer eigenen irrthümlichen Auslegung eines Verfassungsparagraphen weichen möchten! Doch möchten wir die Hoffnung noch nicht fahren lassen, daß sich dieselben zu einer anderen Auffassung bekehren und der Regierung in einer Frage entgegen kommen werden, für die dringende Abhilfe Noth thut. Denn daß die Regierung ihren Entwurf über Errichtung eines Gesammtconsistoriums für Hessen fallen lassen muß, wenn sie nicht einmal im Abgeordnetenhause auf Annahme derselben rechnen kann, das unterliegt keinem Zweifel. So lange wir aber kein Gesammtconsistorium haben, läßt sich in unseren kirchlichen Angelegenheiten kein Schritt vorwärts thun. Unsere Gegner scheinen das besser zu wissen, als unsere Freunde!

Die Reservatrechte in der württembergischen Kammer. Aus Stuttgart. — Bevor unsere große Debatte über die Reservatrechte vom Stapel ging, war wohl allgemein die Meinung vorherrschend, daß es der württembergischen Abgeordnetenkammer im Grunde nicht an weit nützlicherer Beschäftigung fehlen würde. Man sah einer jener erfolglosen Verhandlungen entgegen, die wohl in früheren Zeiten mit besonderer Vorliebe in den kleinen Kammern veranstaltet wurden, für welche aber neuerdings diese Arena noch

ungleich weniger sich eignet als früher. Man sah die Wiederholung eines Turniers der alten Parteien mit den alten Waffen voraus, dessen Ausgang Niemand belehren, Jedermann verstimmen werde. Das Publikum selbst scheint geringe Erwartungen an diesen Redekampf geknüpft zu haben, denn es fand sich in auffallend bescheidener Anzahl auf den Tribünen ein.

Jetzt, da die Debatte vorüber ist, wird man diese zwei Tage nicht zu den verlorenen zählen dürfen. Die alten Parteien haben sich wieder gemessen, aber es zeigte sich, daß sie auf einem neuen Boden standen. Der vielerörterten Frage, ob und in wie weit den einzelnen Landesvertretungen ein Mitwirkungsrecht zu den Beschlüssen des Reichs zustehe, schienen kaum neue Seiten sich abgewinnen zu lassen; dennoch, indem die Verfechter der Souveränität des Reichs ihre Sache gegen die spitzfindigsten Aufstellungen und Ausflüchte sicher zu stellen hatten, sind allerdings die Gebiete des Reichsrechts und des Staatsrechts klarer abgegrenzt, oder doch diese Grenze detaillirter und augenfälliger gemacht worden. Dabei fehlte es nicht an hervorragenden Momenten, welche die Verhandlung zu einer im Ganzen würdigen Auseinandersetzung zwischen zwei geschichtlichen Principien machten. Denn es war ein letzter Gang zwischen dem alten Constitutionalismus der Kleinstaaterei und dem neuen Constitutionalismus des Reichs, der hier und gleichzeitig in München ausgefochten wurde. Und es ist gewiß von Bedeutung, daß eben die Träger jenes alten Systems und zwar in den beiden Staaten, die dem Centrum des Reichs am entferntesten stehen, gezwungen waren, das neue Recht des Reiches ihrerseits anzuerkennen. Hier ist der Verzicht auf den Anspruch, in die Entscheidungen des Reichs irgendwie einzugreifen, mit großer Mehrheit von der Kammer ausgesprochen, in München wenigstens der Sturm der Feinde glücklich abgeschlagen worden.

Man muß an die Kammerverhandlungen über die Annahme der Versailler Verträge zurückdenken, um zu ermessen, welchen Weg wir indessen zurückgelegt haben. Es springt dann sofort in die Augen, daß es sich jetzt keineswegs um eine einfache Wiederholung der alten Parteikämpfe handelt. Damals erfolgte die Zustimmung zu jenen Verträgen fast in tumultuarischer Weise, unter dem gebieterischen Zwang der Umstände, ohne nähere Prüfung der neuen staatsrechtlichen Verhältnisse. Heikle Fragen umging man oder behielt sie späterem Austrage vor. Man hielt sich an die Hauptsache, an den Beitritt zum norddeutschen Bund, und verfehlte im Uebrigen nicht, gebührend hervorzuheben, welche profitable Sonderrechte dabei noch den süddeutschen Staaten bewilligt worden seien. Daß eben diese Sonderrechte den Ausgangspunkt zu neuen Auseinandersetzungen zwischen Reichs- und Staatenrecht bilden würden, mochte damals kaum Jemand ahnen. In der Zwischenzeit aber wurden sie auf der Tribüne des Reichstags wie in der Literatur

Gegenstand immer lebhafterer Controverse, und nun haben sie den Anlaß zu einer Entscheidung gegeben, für die man der eifrigen Initiative der Herren Oesterlen und Probst nicht genug Dank wissen kann. Wir verargen es den Gegnern gar nicht, wenn sie über die wachsende Tendenz zum Einheitsstaat lamentiren. Ihre Empfindung trügt sie nicht, sie bringen dieselbe nur auf eine tendenziöse Formel. Richtiger würden sie sagen, daß sie ihre Ohnmacht fühlen, die selbständige Entwicklung des Reiches aufzuhalten. Im December 1870 hat Württemberg den Beitritt zum Reich beschlossen, jetzt haben Krone, Ministerium und Kammer des Landes die feierliche Erklärung nachgeholt, daß sie unter der Existenz des Reichs zugleich die selbständige Fortentwicklung des Reichsrechtes verstehen. Jeder neue feindselige Anlauf wird zu einem neuen Zeugniß für das übergreifende Recht der Centralgewalten. Aus der Rede Mittnacht's klang eine entschiedene Resignation für die Zukunft. Er verschwieg nicht, daß alle Cautelen des Particularstaats auf die Dauer wirkungslos sind, wenn ein wirkliches Reichsinteresse von der öffentlichen Meinung als solches anerkannt wird.

Man darf annehmen, daß wenigstens zum Theil die particularistischen Gegner wirklich die constitutionellen Bedenken hegten, welche sie als ihre Motive bezeichneten. Aufgewachsen in den Ueberlieferungen des Kleinstaats sehen sie in den Einzelkammern, wie früher so heute, die Wächter verfassungsmäßiger Freiheit. Jede Beeinträchtigung dieser Anstalten, deren Beruf in um so idealerem Lichte erscheint, je mehr ihre Bedeutung zurücktritt, dünkt ihnen eine Versündigung an wohlerworbener Freiheit. Zu neu und fremd ist ihnen der Bestand des Reichs, als daß sie die Consequenzen dieses Umschwungs zu denken oder zu würdigen im Stande wären. Der Beitritt zum Reich galt ihnen als ein internationaler Vertrag, und wie man ihnen bei diesem Vertrag die Ehre des Zustimmungsrechts erwies, so meinen sie auch fortan zu berechtigten Hütern der Bestimmungen dieses Vertrages bestimmt zu sein. Es mögen nicht Viele sein, die ehrlich in solcher holden Befangenheit stecken. Diejenigen aber, die wirklich in diesem Falle sind, wurden von dem Abgeordneten Hölder in treffender Weise auf den constitutionellen Charakter des Reichs hingewiesen, durch welchen auch das Verfassungsleben der einzelnen Staaten nur gewonnen habe. Denn bisher haben die papierenen Rechte der Staaten wenig geholfen, weil immer der absolutistische Bundestag eingegriffen habe; jetzt sei das Volk bei der Reichsgewalt selbst vertreten, und nun sei es auch den Landesvertretungen leichter möglich, mit Erfolg zu kämpfen. Und wenn Oesterlen sich die scherzhafte Aeußerung erlaubte, daß, wenn alle Schutzwehren preisgegeben würden, eines Tages die Mehrheit des Bundesraths die Abschaffung der württembergischen Verfassung, oder wie Moritz Mohl in's Groteske malend ausrief, die Absetzung des

Königs von Württemberg decretiren könnte, so verwies zu ihrer Beschämung Hölder dagegen auf den Gebrauch, den bisher der Reichstag von dem Rechte sich erlaubt habe, in Nothfällen auch in das Verfassungswesen der Länder einzugreifen, nämlich auf den Beschluß, der für das mecklenburgische Volk die Wohlthat einer Verfassung verlangte.

Staatsrechtlich betrachtet, bestand der Hauptertrag der zweitägigen Debatte in dem von mehreren Rednern, insbesondere aber von Minister Mittnacht, siegreich geführten Beweis, daß man in Art. 78 der Reichsverfassung, der in seinem ersten Absatz von Verfassungsänderungen überhaupt, im zweiten Absatz von etwaigen Aenderungen der Reservatrechte handelt, nicht zwischen beiden Absätzen derart unterscheiden dürfe, daß für den einen Theil ein Mitwirkungsrecht der Landesvertretung ausgeschlossen, für den andern erforderlich sei.

Der Antragsteller Oesterlen hatte nämlich eben diese Unterscheidung durchzuführen versucht, wogegen Mittnacht überzeugend nachwies, daß, wie für Competenzerweiterungen und sonstige Aenderungen der Reichsverfassung, so auch für Abänderungen der Reservatrechte lediglich der reichsgesetzliche Weg, eben unter den schützenden Formen des Art. 78, vorgeschrieben sei. Uebrigens waren die Ultramontanen und Demokraten, welche den Antrag Oesterlen vertheidigten, in ihrer Beweisführung so unsicher und vertrauenslos, daß sie die von ihnen gezogene Grenze immer selbst wieder verwischten. Denn sie alle beeilten sich, von dem staatsrechtlichen Feld auf das der Politik zu gelangen, indem sie im Allgemeinen ein Recht zum Widerstand gegen die innere Entwicklung des Reichs beanspruchten und die Aufrichtung von Schutzwehren gegen den werdenden Einheitsstaat verlangten. Moritz Mohl schien geradezu zu fordern, daß für das Zustandekommen von Reichsgesetzen überhaupt ein zustimmender Beschluß des württembergischen Landtags erforderlich sei, und er wie andere Redner widmeten viele Worte der elegischen Klage, daß man endlich genug dem Reich geopfert habe, daß es Zeit sei, das festzuhalten, was noch gerettet worden sei, und dergleichen Jammerreden mehr, die mit der staatsrechtlichen Frage selbst nichts zu thun hatten, die zuweilen bedenklich an die Polemik vergangener Tage erinnerten, und bei einem der volksparteilichen Redner wirklich dasjenige Maß überschritten, welches der politischen Redefreiheit sonst wenigstens der Anstand zu setzen pflegt.

Den Ausgang der Debatte hatte man bei den Parteiverhältnissen unserer Kammer im Voraus erwartet. Schroff standen sich der Antrag unserer Centrumspartei und der von dem Frhrn. von Gemmingen formulirte nationale Antrag der Commissionsmehrheit gegenüber; Niemand zweifelte, daß der letztere mit großer Mehrheit angenommen werden würde, Niemand zweifelte, daß auch das Ministerium sein Gewicht in ebendiese Wagschale legen werde; hatte doch Herr v. Mittnacht schon im Reichstag bestimmt und

deutlich für die nationale Auffassung der ganzen Streitfrage sich ausgesprochen. Um so größer war die Ueberraschung, als beim Beginn der öffentlichen Verhandlungen plötzlich ein neuer Antrag aus der Mitte der Kammer auftauchte, Allen ein Räthsel, Allen verdächtig, doch zunächst auf das Ministerium einen üblen Schein werfend, bis sich am Ende herausstellte, daß es vielmehr darauf abgesehen war, diesem ein Bein zu stellen. Man sah plötzlich den Vorhang sich öffnen vor einem Intriguenstück, das hinter der parlamentarischen Verhandlung im Verborgenen sich abspielte, so zwar, daß die Fäden beider in einander liefen und unsichtbare Hände sie zu einer Schlinge für das Ministerium Mittnacht-Scheurlen zu drehen versuchten.

Von dem Oberbürgermeister Sick von Stuttgart ging nämlich — in Verbindung mit 15 Abgeordneten der Regierungspartei — eine Tagesordnung aus, deren Wortlaut zwischen jenen beiden Parteianträgen vorsichtig hindurchlavirte. Offenbar schien der eine zu particularistisch, der andere aber zu national; so empfahl es sich denn, in einem Punkte den Particularisten, in einem anderen den Nationalen Recht zu geben, die Hauptfrage aber, nämlich eine principielle Entscheidung über das Verhältniß der Einzelkammern zum Reich unentschieden zu lassen. Bei dem eclectischen Charakter des noch überdies freisinnig herausgeputzten Antrags war einen Augenblick zu fürchten, daß außer den Particularisten jeglicher Nüance noch eine hinreichende Anzahl Unentschiedener für denselben sich gewinnen lassen möchte. Aber woher stammte derselbe? Da Herr v. Sick, wie schon angedeutet, den Klub der Regierungspartei in der Kammer leitet, und die Mitunterzeichner seines Antrags, fast durchaus Staatsbeamte, in dem wohlbegründeten Rufe einer fleckenlosen Loyalität stehen, so war im ersten Augenblick der Gedanke verzeihlich, daß das Ministerium selbst den zweideutigen Antrag inspirirt haben möchte, um sich den vom Commissionsbericht mit großer Schärfe gezogenen nationalen Consequenzen zu entziehen. Indessen klärte sich dieses Mißverständniß bald auf. Das Ministerium war nicht blos von dem Antrag der ministeriellen Partei auf's Aeußerste überrascht, sondern erkannte auch sofort dessen wahre Bedeutung. Sick hatte denselben mit einflußreichen Personen am Hofe verabredet, und es sollte ebenso die Kammer durch dessen scheinbar vermittelnde Tendenz verblüfft werden, wie es gelungen war, die ministerielle Partei zu verblüffen, die nicht wußte, was sie that, als sie zu der Intrigue die Hand bot. Nachher war der Schreck dieser Regierungsmänner, die über einer Verschwörung wider die Regierung ertappt wurden, freilich groß. Und heute wird erzählt, daß auch der Aerger des Herrn v. Sick über sein eigenes Ungeschick groß sei. Der Oberbürgermeister der Residenzstadt steht sonst in dem Rufe ganz besonderer Geriebenheit; daß er aber gerade diesen Anlaß für günstig hielt, die nationale Mehrheit der Kammer zu erschüttern und damit die Brücke in's Ministerium zu finden, zeugt doch von einem bedauerlichen Mangel an Voraussicht. Es ist längst ein öffentliches Geheimniß, daß Herr v. Sick dem gegenwärtigen Minister des Innern nach dem Portefeuille trachtet; bei Hof, sagt man, würde nichts lieber gesehen als dieser Wechsel, und Viele halten über kurz oder lang ein Ministerium Sick für unvermeidlich: leider hat das Ministerium Sick sich nun selbst im Voraus als ein reichsfeindliches gekennzeichnet.

Den gegenwärtigen Ministern gab eben dieser Anschlag ein ganz

erwünschtes Relief; wären sie gestürzt worden, so fielen sie als Opfer ihrer Reichstreue. Ihre Stellung nach oben erschüttert fühlend, waren sie um so mehr auf das Zusammengehen mit der Kammermehrheit angewiesen. Und Minister Mittnacht, der nicht blos gegen die Oesterlen und Probst, sondern auch gegen den schillernden Vermittlungsantrag sich wenden mußte, wurde dadurch zu einer noch entschiedeneren Betonung des nationalen Standpunkts gedrängt. Kurz, das übersein ausgesonnene Manöver diente dazu, den Sieg der guten Sache zu vervollständigen: Indem die Kammer den Angriff der Centrumspartei zurückwies, vereitelte sie zugleich eine Intrigue des dynastischen Particularismus.

Vom preußischen Landtag. Aus Berlin. — Daß der Kampf zwischen der Staatsgewalt und den hierarchischen Mächten auch bei der größten Langmuth nicht länger mehr vertagt werden könne, das ist, wenn es nicht schon vorher klar war, seit dem vorigen Sommer Jedermann einleuchtend geworden. Auf welchem Punkte derselbe zuerst entbrennen werde, darüber konnte man im Zweifel sein, und hätte der Staat diesen Punkt selbst bestimmen können, so würde er wohl einen solchen gewählt haben, auf welchem die Ansprüche priesterlicher Herrschsucht sich noch deutlich und gewissermaßen von selbst scheiden von den religiösen Bedürfnissen der Einzelnen, sollten diese auch noch so weit gehen. Ein solcher Punkt wäre die bürgerliche Form der Eheschließung (dieser Ausdruck bezeichnet die Sache richtig, nicht das unglückliche für clericale Machinationen wie geschagene Wort „Civilehe") und die Führung der Civilstandsregister, das nothwendige Supplement der ersteren, gewesen. Noch in der vorigen Session hätte man den Vortheil einer solchen Wahl gehabt; jetzt blieb, nach den Vorgängen der letzten Monate, wohl oder übel nichts anderes übrig, als den ersten Strauß auf dem Gebiete der Schulgesetzgebung auszufechten, auf welchem es, Dank der langjährigen und unverzeihlichen Connivenz, ja Mitwirkung der Unterrichtsverwaltung — und nicht blos die des Hrn. v. Mühler trifft dieser Vorwurf — der clericalen Partei gelungen ist, ihre Macht-Interessen mit den religiösen Bedürfnissen in der Vorstellung eines nicht unbeträchtlichen Theils des Volks so zu verquicken, daß eine Trennung beider ohne Beunruhigung vieler Gewissen kaum mehr möglich ist. Aber auch so mußte der Staat endlich thun, was zu nichts Geringerem als seiner Selbsterhaltung nothwendig ist.

An dem Gesetzentwurf über die Beaufsichtigung des Unterrichts- und Erziehungswesens, dessen Berathung das Abgeordnetenhaus und das ganze Land in den drei letzten Tagen der vorvorigen Woche beschäftigte, ist die Contrasignatur des abgegangenen Cultusministers nicht am wenigsten merkwürdig. Wäre die Weigerung, für diesen Gesetzentwurf die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit zu übernehmen, die Ursache seines Sturzes gewesen, so wäre er doch mit einer gewissen Würde gefallen und hätte wenigstens seine alten Freunde sich erhalten. Diese erklären jetzt bitter genug, seinem Fall als Minister sei sein Abfall von sich selbst vorhergegangen; so scheint er für alle künftigen Combinationen unmöglich geworden zu sein. An sich selbst betrachtet ist der Gesetzentwurf ein erster Schritt zu der Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche, welche keine Trennung, sondern eine Grenzregulirung bezweckt. Er wirft die Kirche aus der Schule nicht hinaus,

wie der Abgeordnete Windthorst unter dem lauten Beifall seiner Fractionsgenossen erklärte; aber er vindicirt dem Staat seine Oberherrlichkeit über die Schule, und will ein eigenes, göttliches Recht der Kirche, sich mit ihm in deren Leitung (als ein Ganzes wohlgemerkt, nicht etwa blos soweit es sich um den Religionsunterricht handelt) zu theilen, nicht anerkennen. Würde doch ein solches Anerkenntniß von Seiten der zur Zeit herrschenden clericalen Partei bald genug in dem Sinne practisch ausgebeutet werden, daß in allen inneren Angelegenheiten der Schule die Kirche zu befehlen, die Gemeinden die Mittel herzugeben und der Staat den weltlichen Arm zu leihen hätte. Dem Unbefangenen, dem Aufrichtigen ist es nicht zweifelhaft, daß der Gesetzentwurf die Kirche nicht hindert, auf die religiöse Leitung des Unterrichts denjenigen Einfluß, dessen sie sich nicht entschlagen kann, auch auszuüben, wofern sie nur diese Einwirkung mehr von dem Gesichtspunkt einer Pflicht, deren Erfüllung man sich im Geiste des Friedens und der Mäßigung unterzieht, als von dem einer Berechtigung, auf deren Anerkennung man streitfertig und zelotisch besteht, auffassen und demgemäß weniger an der Befestigung und Ausbreitung ihrer Herrschaft arbeiten, als an der sittlichen Erziehung der Jugend sich in christlichem Geiste betheiligen will. Allein diesen Standpunkt wollen die Römlinge und ihre protestantischen Gesinnungsgenossen nicht einnehmen. Was es mit der zärtlichen Sorge der ersteren für die Schule in Wahrheit auf sich hat, das zeigt ein Blick auf den Zustand der Schulen in denjenigen katholischen Staaten, in welchen die Geistlichkeit die uneingeschränkte Gewalt über die Schulen von Alters her hat, das zeigt ferner der durchschnittliche Bildungszustand des Clerus selbst in diesen Staaten, das zeigt endlich der grimmige Haß der römischen Hoftheologie gegen die „deutsche Wissenschaft", welche sich noch an einigen wenigen katholischen Facultäten gehalten hat, und welcher, nebst der Fürsorge des Staates, es zu danken ist, daß die katholischen Volksschulen in Deutschland das noch sind, was sie sind. Es ist in der That nichts, als ein Stück angemaßter Herrschaft, um das die Clericalen bei dem Schulaufsichtsgesetz kämpfen. Nach dem Grundsatz principiis obsta haben sie bei diesem ersten Schritt alle Mittel aufgeboten, um ihn zu verhindern. Wie haben sie in ihrer Presse, in einem wohlorganisirten Petitionensturm, der Debatte im Hause vorgearbeitet! Und an weiteren Bemühungen bei dem Herrenhaus und in höheren Kreisen werden sie es gewiß nicht fehlen lassen, um das Gesetz zu Fall zu bringen. Hier werden sie nicht ermangeln, den Altar als die Stütze des Thrones darzustellen, sie, die eben noch den ihrer Herrschaft sich entziehenden Staat in einer Weise der gläubigen Heerde vorstellten, die bei einem weniger loyalen Volke, als es das deutsche ist, zur Empörung führen müßte.

Auf alle Einzelheiten der dreitägigen Redeschlacht einzugehen, muß ich mir nun wohl versagen, ohnehin hat Jedermann die Zeitungsberichte hierüber gelesen. Im Ganzen genommen ist die Debatte hinter den Erwartungen, mit der man ihr nach den Verhandlungen über den Cultusetat entgegensah, etwas zurückgeblieben, und hat den Eindruck gemacht, als ob, namentlich vom Regierungstische aus, nicht Alles gesagt worden sei, was gesagt werden konnte. Zum Theil mag dies darin seinen Grund haben, daß man nicht Alles sagen wollte. Die Staatsregierung will, um auch den

Schein zu vermeiden, als mische sie sich in die Dogmen der katholischen Kirche ein, grundsätzlich die Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit außerhalb der Discussion lassen. Diese Definition ist aber doch nur die dogmatische Zuspitzung und Sanction einer radicalen Umwälzung der katholischen Kirchenverfassung, und von dieser wird der Staat doch nicht umhin können, Notiz zu nehmen, und sie wenigstens für die Zukunft in den Kreis seiner politischen Erwägung zu ziehen. Hier drängt sich denn freilich auch die Frage auf, ob es nicht endlich an der Zeit sei, daß die, wie zu hoffen, zahlreichen Katholiken, welche ganz abgesehen von ihrer Stellung zum vaticanischen Concil nicht gemeint sind, daß der Staat von der Kirche, das Reich von Rom beherrscht werde, sich zu einer Kundgebung ermannten, aus welcher die Staatsregierung und alle Welt die Ueberzeugung gewinnen könnte, daß die Clericalen doch nicht so stark sind, wie sie es sich und Anderen glauben machen möchten. Inzwischen ist die berührte Zurückhaltung der Staatsregierung von zweifelhaftem Werthe gewesen. Sie allein, irre ich nicht, hat es verschuldet, daß die Bedürfnißfrage in sehr ungenügender Weise erörtert wurde, während doch diese Frage bei einem Nothgesetz, wie es das Schulaufsichtsgesetz unbestreitbar ist, hervorragende Bedeutung hat. Das Bedürfniß ist, soweit es sich um die katholische Kirche handelt, schließlich doch auf die durch das vaticanische Concil vollständig veränderte Stellung der Bischöfe, mittelbar der Pfarrer, zurückzuführen. Ihr streitbares Auftreten, ihre Agitationen sind nur die Folge davon, daß sie, ad nutum des Papstes und der ihn dirigirenden Partei stehend, sich dem Drängen und Schieben dieser nicht mehr zu widersetzen vermögen. Wenn der geistliche Schulinspector aus der Schule entfernt werden kann auf den Wink des Bischofs, der selbst weiter nichts ist als ein gehorsamer Vicar des von den Jesuiten geleiteten Papstes, ist es da nicht ein Erforderniß der Parität, daß auch der Staat, wenn seine Interessen es erfordern, dieselbe Befugniß habe? Ein clericaler Redner, ich glaube Mallinkrodt, stellte die Behauptung auf, das Gesetz errichte für die Schule die Dictatur. Ein Körnchen Wahrheit wenigstens ist an dieser Behauptung; aber ist nicht in der katholischen Kirche die ungeheuerste Dictatur aufgerichtet, welche die Welt jemals gesehen hat? Solche und ähnliche Argumente mußte man sich auf dem einmal gewählten, der vaticanischen Neuerung gegenüber absolut neutralen Standpunkt entgehen lassen. Auch die sehr richtige Bemerkung des Reichskanzlers, daß in allen katholischen Ländern der Clerus noch einiges nationale Bewußtsein habe, nur in dem katholischen Deutschland nicht — freilich ist das wesentlich mit die Schuld der früheren trostlosen Zustände, welche der überall gleichen römisch-jesuitischen Tendenz auf Entnationalisirung zum Zwecke der Romanisirung eben in Deutschland am wenigsten Hindernisse in den Weg legten — erhält ihr volles und schweres Gewicht erst im Zusammenhang mit dem, was vorläufig für die Regierung ein noli me tangere zu sein scheint.

Ein zweiter Grund, weshalb die Debatte hinter der ihrem Gegenstand zukommenden principiellen Höhe zurückblieb, war die Wendung zum Persönlichen, welche sie durch Windthorst schon am ersten Tage erhielt. Man erinnert sich ja wohl noch, wie dieser Herr im Reichstag bei Berathung des Kanzelparagraphen das Haus Wittelsbach bedauerte und Hrn. v. Lutz bei seinem König preußisch-unitarischer Bestrebungen durch wohlberechnete Wen-

dungen seiner Rede verdächtig machte. In demselben Geiste kämpfte Windthorst an die Reden Bismarck's vom 30. und 31. Januar in einer solchen Weise an, daß Jedermann die Denunciation wegen Aufgabe des monarchischen Princips und Etablirung des Parlamentarismus heraushören konnte. Die Absicht war zu deutlich, um den Reichskanzler nicht zu verstimmen; er antwortete indeß zunächst nur in einer persönlichen Bemerkung, kurz, scharf, selbstbewußt. Es muß aber noch an demselben Tage, wie man hörte durch Vermittelung einer den katholischen Interessen sehr ergebenen hohen Dame, die wohlberechnete Insinuation an diejenige Stelle, wo sie wirken sollte, gebracht worden sein. Nur so ist es erklärlich, daß der Reichskanzler am zweiten Tage in einer längeren zur Sache gehaltenen Rede sich mit Windthorst beschäftigte mit einer Ausführlichkeit, die diesem Herrn denn doch ein zu bedeutendes Relief gab, und mit einer Bitterkeit, die auch den Gegner des Mannes unangenehm berührte. Auch dürfte der Ministerpräsident sich darin geirrt haben, wenn er meinte, mit der Centrumsfraction nach Ausscheiden Windthorst's und der übrigen welfischen Elemente sich verständigen zu können. Mit der Centrumsfraction wie sie heute ist, vielleicht; mit der hinter ihr stehenden ultramontanen Partei — und diese kann bei den nächsten Wahlen das Centrum wieder anders zusammensetzen — niemals. Diese Partei wird sich mit der Existenz eines preußischen, eines deutschen Staates innerlich und aufrichtig niemals befreunden, wenn dieser auch in seinen Concessionen bis an die Grenze, wo die Selbstregierung anfängt, gehen würde. Das Gegenstück zu der Leistung Windthorst's lieferte am dritten Tage Mallinkrodt, als er den Reichskanzler in verblümter Redewendung mit Cavour verglich, und um die conservative Partei von ihm zu trennen die continuirliche Bewegung des Ministeriums (in Maßregeln und in Personen) von rechts nach links constatirte. Einige Worte des Reichskanzlers an seine ehemaligen Freunde, gesprochen mit der aufrichtigen Schroffheit, die ihm zu Gebote steht, und der er sich gegen die Conservativen zum erstenmale bei der Berathung über den hannöver'schen Provinzialfonds bedient hatte, werden den Eindruck, den die Rede Mallinkrodt's auf die Conservativen machte, nicht eben abgeschwächt haben; sie stimmten geschlossener, als sich von vornherein erwarten ließ, gegen das Gesetz. Dasselbe war durch Annahme des Braun'schen Amendements in zwei wichtigen Punkten verbessert: durch Wahrung der Rechte der Gemeinden und Weglassung des Absatzes, der die Geistlichen zur Uebernahme des Inspectorats verpflichtet, letzteres eine schon technisch verfehlte Bestimmung, weil neben dem Aussprechen der Verpflichtung das Zwangsmittel fehlt; trotzdem erhielt das Gesetz bei der Vorberathung nur 26, bei der Schlußberathung in Folge telegraphischer Herbeirufung abwesender liberaler Mitglieder und vielleicht noch mehr in Folge davon, daß sich hier ein Theil der Conservativen, nochmals von Bismarck eindringlich gemahnt, der Abstimmung enthielt, doch nur 52 Stimmen Majorität. Das ist für ein Gesetz von so einschneidender Wichtigkeit immerhin wenig, und die Haltung der Conservativen im Abgeordnetenhause hat wohl das Schicksal des Gesetzentwurfes im Herrenhause, wenn es ja zweifelhaft war, entschieden.

Das Herrenhaus schickt sich mit aller Macht an, sich und seine Bedeutung der Welt in unliebsame Erinnerung zu bringen, und die am Schlusse

unseres ersten Berichts ausgesprochene Befürchtung in vollem Maße wahr zu machen. Es präludirte mit der Verwerfung eines an sich unbedeutenden Gesetzes über die Leinwandleggen und rettete dadurch das „königliche Preußen" vor dem weiteren Umsichgreifen volkswirthschaftlicher Principien. Es hat sodann unter Führung des in einer unglücklichen Stunde aus wohlverdientem Dunkel hervorgezogenen Grafen zur Lippe die Gesetzentwürfe über den Eigenthumserwerb und die Grundbuchordnung verbessert und dafür gesorgt, daß auf dem Gebiete der Justizgesetzgebung die gute alte Praxis bei Ehren und Würden bleibe, welche im § 1 ein Princip nur aufstellt, um es in § 2 u. s. w. nach allen möglichen Richtungen zu durchbrechen. Es wird auf dem Gebiet des Unterrichtswesens dafür sorgen, daß der Schullehrer auch fernerhin zwei Herren, von den beiden Herren aber der weltliche dem geistlichen zu dienen hat, und es hat sich diese Sorge so sehr angelegen sein lassen, daß es die zur Erfüllung dieser Aufgabe geeignete Commission schon ernannte, bevor das Schulaufsichtsgesetz auf der Tagesordnung des „zweiten Hauses", wie die Herren zu sagen lieben, stand. Kommt dann noch die Kreisordnung hervor, so werden die Herren es ohne Zweifel für ihre Pflicht halten, auch hier das königliche Preußen vor der eindringenden Pest des Liberalismus zu bewahren, d. h. von der gutsherrlichen Polizei und all den anderen schönen Sachen so viel wie möglich zu retten und dafür zu sorgen, daß in den Gegenden, über welchen die Herrlichkeit der Gutsherren leuchtet, sich neben ihnen lebensfähige Gemeinden auf möglichst lange Zeit hinaus nicht bilden können. In seinem Kampf mit der Hierarchie mag Preußen an das Reich sich wenden und damit Baiern eine hohe Genugthuung bereiten; alles aber läßt sich nicht an's Reich bringen, und da wird man, wenn das Herrenhaus an das Ende seiner negativen Leistungen gekommen ist, an maßgebender Stelle sich der Einsicht nicht länger verschließen können, daß hier endlich gründlicher Wandel geschafft werden muß. Daß der Ministerpräsident im äußersten Falle dazu entschlossen ist, hat er übrigens bei der Schlußberathung des Gesetzes so deutlich als möglich angekündigt.

In der That muß man wieder einmal die furchtlose Kühnheit des Reichskanzlers bewundern, der, während er offen den Kampf mit Rom aufnimmt, gleichzeitig den Polen den Krieg erklärt, sich mit seinen conservativen ehemaligen Freunden im Abgeordnetenhause gründlich brouillirt, dem Herrenhause mit einem Pairsschub droht, und überdem noch wer weiß wie vielen Kabalen in den Hofkreisen Trotz bietet. Er scheint über den schließlichen Erfolg mit hoher Zuversicht erfüllt zu sein. Unseres Bedünkens mit Recht: so wahr der preußische Staat, der durch das deutsche Reich gewissermaßen sich wiedergefunden hat, sein innerstes Wesen, sich selbst nicht aufgeben kann. Zu diesem aber gehört, daß er stets, auch schon in seinen kleinen Anfängen, ein Hort der Gewissensfreiheit war — das mögen alle die ängstlichen Seelen bedenken, die von dem Schulaufsichtsgesetz eine staatliche Tyrannei zu Gunsten irgend einer Confession oder des Unglaubens besorgen — eben darum aber auch ein Bollwerk gegen hierarchische Herrschaftsgelüste. Solche Eigenart ist durch eine Reihe kraftvoller Fürsten, welche sich mit der vollen Staatsidee und mit einem energischen Gefühl der Pflicht und der Verantwortlichkeit durchdrungen hatten, diesem Staatswesen von seiner Jugend an so tief eingeprägt worden, daß es selbst nach einer langjährigen, erst romantischen, dann

reactionären Abweichung unfehlbar sich wieder in jene Richtung zurückfinden mußte.

An jene harte und strenge, aber auch kraftvolle und kerngesunde Jugendperiode des preußischen Staats, in der er sich zur Reife entwickelte und zu den Thaten des Mannesalters sich vorbereitete, erinnerte auch der in den letzten Tagen berathene Entwurf über die Einrichtung und die Befugnisse der Oberrechnungskammer, dieser originellen Schöpfung Friedrich Wilhelm's I., der Preußen die immer noch unerreichte Blüthe und Ordnung seiner Finanzen mitverdankt. Das Interesse für dieses hochwichtige Gesetz mußte unter der Nachwirkung der Schulaufsichtsdebatten begreiflicher Weise Noth leiden; liegt doch das Unterrichtswesen schon an sich dem Gemüth und Verständniß der Meisten weit näher, als das Etats- und Rechnungswesen. Der Gesetzentwurf will in Ausführung des Art. 104 der Verfassung die Veränderung in der Stellung der Oberrechnungskammer, welche durch die Einführung einer constitutionellen Verfassung eingetreten ist, fixiren, wonach diese Behörde nicht mehr ein bloßes Organ des Königs für die oberste Rechnungs- und Etats-Controle sein kann, sondern gleichzeitig auch den Zwecken der Landesvertretung bei der Entlastung der Staatsregierung wegen der Ausführung des Etatsgesetzes dienen soll. Er entwickelt ein gutes Stück Verfassungs- und Etatsrecht, obwohl gewisse streitige Fragen des letzteren absichtlich ausgeschlossen geblieben sind, um das Zustandekommen des Gesetzes nicht zu erschweren. Daß diese Enthaltsamkeit weise war, zeigten die Verhandlungen. Trotz der gründlichen Vorberathung durch die Commission — der von Lasker verfaßte Commissionsbericht ist musterhaft — bedurfte es vier ganzer Plenarsitzungen, um den nicht einmal besonders umfangreichen Gesetzentwurf zu erledigen; so wenig war die auf einem Punkte geschlagene Minorität geneigt, bei dem nächsten sich ohne Weiteres für besiegt zu erklären. In höherem Grade als die Debatte selbst war die Taktik der Parteien interessant. Da die Commission das Gesetz mehrfach in liberalem Sinne amendirt hatte, glaubte die Rechte die Gelegenheit sich nicht entgehen lassen zu dürfen, um durch Wiederherstellung der ursprünglichen Vorlage in all den Punkten, in welchen dies von der Regierung gewünscht wurde, ihr seit der Abstimmung über das Schulaufsichtsgesetz ziemlich gespanntes Verhältniß zu dem Ministerium wieder etwas besser zu gestalten; sie fand dafür in dem größten Theil der ihr seit eben jenem Datum neuverbündeten Centrumsfraction Verständniß und Nachfolge. Bei dieser Sachlage mußte die Taktik der liberalen Seite ganz naturgemäß die sein, von den Verbesserungen, welche die Commission an dem Gesetze vorgenommen, möglichst viel zu retten, das Gesetz selbst aber unter keinen Umständen zu Falle kommen zu lassen; es galt, die in den letzten Tagen so angenehm gewordenen Beziehungen zu dem Ministerium nicht schon wieder im Anfange, wo dergleichen Verhältnisse sich ja am leichtesten wieder lockern, zu trüben. Daß die Fortschrittspartei diesem politischen Gedanken zu lieb die Selbstgerechtigkeit abstracter Consequenz aufgeben würde, war freilich von vornherein kaum zu erwarten. Als aber Camphausen am zweiten Tage den Regierungsstandpunkt mit einer Schroffheit hinstellte, die nach seinen Erklärungen am ersten Tage überraschen mußte, als er am dritten Tage, vielleicht durch ganz unnöthige Kritteleien Virchow's und Richter's aus seiner gewöhnlichen Ruhe gebracht, sogar persönlich gereizt sprach, und nun

auch Lasker mitunter einer Anwandlung von Rechthaberei nachgab, da wurde die Sache doch etwas bedenklich. Es war Zeit, daß der Finanzminister einlenkte und noch am dritten Tage, in der Sache wenigstens, milder auftrat. An diesem selben Tage stand das Gesetz einmal, bei § 18 der Commissionsbeschlüsse, welcher Umfang und Beschaffenheit der von der Oberrechnungskammer dem Landtag mitzutheilenden Bemerkungen regelt, „auf der Schneide des Scheermessers"; sein Schicksal hing ab von einer Abstimmung über die Art der Fragestellung, und diese Abstimmung ergab für diejenige Art derselben, bei welcher das Gesetz gerettet war, eine Majorität von nur fünf Stimmen. Die andere Art der Fragestellung hätte sehr wahrscheinlich in Folge vorübergehenden Zusammengehens der Fortschrittspartei mit den Conservativen das allerdings nur von der ersteren gewollte Resultat gehabt, daß das Gesetz durch Abwerfen des § 18, sowie des entsprechenden § 17 der ursprünglichen Vorlage (natürlich durch eine je ganz verschieden zusammengesetzte Majorität) zu einem absolut unannehmbaren Torso geworden wäre. Am letzten Tage der Debatte hatten sich die Chancen für das Zustandekommen des Gesetzes wenigstens nicht vermindert, obgleich manches von den Commissionsbeschlüssen in die Brüche ging, und bei der zwei Tage darauf erfolgten namentlichen Abstimmung zeigte es sich, daß im Hause politischer common sense noch die Oberhand hat über die Heißsporne auf beiden Seiten.

Literatur.

Das Verhältniß der Provinz Posen zum preußischen Staatsgebiete. Von H. v. H. auf T. 2. erweiterte Ausgabe. Berlin 1872. Fr. Kortkampf. — Sehr zu gelegener Zeit erscheint dies wichtige Schriftchen abermals, in erneuerter und erweiterter Gestalt, als eine mit sachlichen Argumenten ausgerüstete, zugleich von deutschnationalem Patriotismus und von Eifer für das local-provincielle Wohl durchhauchte, formell nicht gerade gelungene, aber materiell um so gewichtigere Mahnrede an die Regierung, die seit Jahrzehnten an dieser entscheidenden Stelle ihre Pflicht verabsäumt und sich mit halben Maßregeln, Augenzudrücken und Gehen- und Geschehenlassen begnügt hat. Nicht minder aber ist auch die deutsche Bevölkerung selbst hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben und so ist mit Hilfe der katholischen Kirche das Polenthum in gefährlicher Weise vorgedrungen. Man muß bei dem durchaus wohlunterrichteten Verfasser die Einzelheiten nachlesen, um das Kirchenregiment Ledochowski's in ganzer Dreistigkeit kennen zu lernen. Was die Regierung durch das Schulaufsichtsgesetz unternimmt, ist nur ein erster Schritt der Vertheidigung, dem gerade in Posen weitere, mehr positive folgen müssen. Stetigkeit der Verwaltung, Förderung der deutschen Culturinteressen durch materielle (handelspolitische) wie durch geistige Belebung (Hebung des Unterrichtswesens) muß an die Stelle von Regierungsmaximen treten, die einzig auf die nothdürftigste Weiterführung der laufenden Geschäfte gerichtet schienen.

a/D.

Ausgegeben: 23. Februar 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Deutsche Geschichtsschreiber im Reformations-Zeitalter.

Unschwer begreift sich die Thatsache, daß die Historiker für gewisse Jahrhunderte eine größere Sympathie empfinden, als für andere. Der Romantiker fühlt sich am wohlsten im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, der Kunsthistoriker verweilt mit Begeisterung im Zeitalter der Renaissance, der Freund aufgeklärter Autokratie preist das achtzehnte Säculum, während der moderne Politiker nur die Geschichte des Gegenwärtigen seiner Arbeit werth hält, sich auf Lessing's bekanntes Wort berufend. Die Sinnesart, die religiöse und politische Anschauung, die eigenthümliche Auffassung des Mannes geben hier den Ausschlag. Aber bei alledem: ein Jahrhundert gibt es in Deutschlands reicher Geschichte, das jeden patriotischen Deutschen auf's Höchste anziehen, das ihn fesseln, dessen historische Betrachtung ihm unter allen Umständen warme Freude erzeugen muß — ich meine das Zeitalter der Reformation! Welch' herrliche Zeit! Auf allen Gebieten menschlichen Schaffens dringt ein neuer, viel verlangender, mächtig arbeitender Geist erobernd und bezwingend vor. Materielle Wohlfahrt läßt den Bürgern der Städte untadeliges Selbstgefühl emporwachsen — sogar bei dem tiefgeknechteten und seiner Menschheit beinahe beraubten Bauer bricht das Gefühl, daß es anders, daß es besser werden müsse, hoffnungerweckend hindurch. Der deutsche Name kommt wieder zu Ehren, bedeutende Handelsfirmen, die Fugger, Pirkheimer, Imhof, Krafft u. A. vertreten unser Land auch gegen fremdländische Concurrenten sehr respectabel, unsere Baumeister und Maler bauen und bilden mit emsigem Behagen, in den Städten aber blühen die Gewerbe — wer kennt nicht Nürnbergs Leistungen? Der deutsche Seemann, wie der deutsche Landsknecht gewinnen guten Ruf und Reputation. Vor Allem aber ist es der deutsche Gelehrte, der seinem Volke die Früchte wissenschaftlicher Bildung verschaffen möchte, welcher unser ganzes Interesse in Anspruch nimmt. Auch für die deutsche Wissenschaft ist damals eine stolze hehre Zeit gekommen, sie fühlt dies und wächst dabei immer segensreicher zu größeren Arbeiten und Zielen herauf. Kein Wunder, daß die so gesteigerte Werdelust und selbstbewußte Schöpfungskraft auf allen Gebieten, den höchsten Lebensseiten des Menschen Nahrung und Antrieb zu dem Größten gaben. So ward die Religion in's Gemüth zurückgeführt, so ward der patriotische

Gedanke rege und mächtig! — Allgemein bekannt ist der tief eindringende Einfluß des Humanismus auf die Entwicklung unserer Literatur, man weiß, wie eigenthümlich er sich bei uns von dem italienischen unterschied, wie statt ästhetisirendem und dabei frechem und hohlem Treiben er bei uns mit zur Läuterung des religiösen Lebens geführt hat. Freilich vorzüglich dadurch, daß er Kritik und Negation den Schäden und Irrationalitäten der Kirche entgegenstellte! Aus ganz anderer Wurzel entsprang die gewaltigste That des Jahrhunderts, die befreiende Geistesthat Luther's — sie entsprang aus ehrlichem, tiefem deutschen Gemüthsleben und aus gewaltigem Manneszorn über die Entweihung des Heiligsten durch der Menschen Gemeinheit. Jedermann kennt die Folgen dieser That, ob Protestant, ob Katholik, Alle verdanken wir ihr den schönsten Besitz — den wissenschaftlichen Fortschritt der freien Forschung! Von selbst begreift es sich nun, daß jenes Jahrhundert, das ein solches frisch pulsirendes Leben allüberall zeigt, von dem Hutten das bekannte Wort ausrief: Die Geister regen sich, es ist eine Freude zu leben! — daß jenes Jahrhundert dem Historiker besonders hold erscheint. Doch kommt es mir vor, als ob unsere Sympathie auch noch einen meist unbewußten Grund habe. Und dieser Grund ist die Aehnlichkeit mit der Zeit, in der wir leben. Beide Zeiten sind voll von Keimen des Neuen, die sich rasch zu Knospen entfalten, und ebenso rasch schon Früchte tragen. In beiden Zeiten fehlt es nicht an Ueberraschendem, man lebt ungemein schnell in fieberhafter Aufregung und Spannung. Beide Zeiten hegen als ihren innersten Kern die Reform — sucht der Deutsche des sechszehnten Säculum das alte, reine Evangelium Gottes, so suchten seine Nachkommen in unseren Tagen das alte, deutsche Reich. Dort wünschte man die religiöse, hier die nationale, politische Reformation, in beiden Fällen haben deutsche Consequenz und deutscher Muth ihr Ziel glücklich erreicht. — Aber bis in's Einzelne läßt sich die Aehnlichkeit hindurchführen, Entstehen gewaltiger Kapitalien, lebhafte Handels- und Industriebewegung in den Städten und dadurch wachsende Macht und Bedeutung des Bürgerthums, die unheimlich drohende sociale Frage — Alles wie bei uns! — Und wie bei uns fehlt es auch nicht an Pionieren des Patriotismus, wie bei uns sind es in erster Linie die Historiker, welche begeistert und begeisternd Vaterlandsliebe predigen. Ja gerade damals im Reformationszeitalter beginnt die lange Reihe ehrenhafter Gelehrtengeschlechter, die seit mehr als dreihundert Jahren sich mühten, unser Volk über seinen Werth, seine Geschichte aufzuklären und sicher dazu beitrugen, daß endlich auch in unserem Leben die Idee des Nationalstaates aus dem Wünschen und Hoffen des Volkes in erhebende und beglückende Wirklichkeit umgesetzt ward. —

Es ist eine seltsame Fügung des Zufalls, daß die erste bedeutendere

Schrift unserer Historiographie im sechszehnten Jahrhunderte die eines Elsässers, des Schlettstädter Jakob Wimpfeling (1450—1508) ist. Sie hat den Titel Germania ad rempublicum Argentinensem, war dem Magistrate von Colmar gewidmet und erschien um 1501. Der Verfasser will den Franzosenfreunden Straßburgs, die damals schon die Frage nach der Rheingrenze erhoben, beweisen, daß Elsaß durchaus deutsch sei; „lassen wir nicht die übermüthigen Gallier sich anmaßen, was unser ist," so ruft und ereifert er sich sehr heftig in tadellosem Patriotismus. Schade nur, daß seine historische Beweisführung eine nicht unangreifbare ist. Der bekannte Franziscaner Murner begann denn alsbald die literarische Fehde gegen Wimpfeling, und stellte sich auf Seite der Franzosen, wieder ein Beweis, daß schon damals die Ultramontanen mit den Landesfeinden gingen. 1505 erschien Wimpfeling's großes Werk: Epitome Rerum Germanicarum betitelt. Sebastian Murcho, Canonicus zu Colmar, ward durch Wimpfeling schon in den neunziger Jahren des funfzehnten Jahrhunderts aufgefordert, eine deutsche Geschichte zu schreiben; als Murcho 1495 starb, kam dessen Nachlaß oder vielleicht auch nur dessen Plan an Wimpfeling, der sich nun selbst an das Werk machte und in seinem 1505 zu Straßburg erschienenen Buche, unter den Humanisten der erste, eine deutsche Geschichte lieferte. Dies Buch — natürlich lateinisch geschrieben — ist sehr lehrreich für die Art, wie man damals Geschichte schrieb. Politische und Culturgeschichte, Altes und Modernes wechseln da im bunten Durcheinander, die ärgsten Verstöße und Kritiklosigkeiten begegnen uns, nur Eines bleibt immer gleich und löblich: die Tendenz. Diese Tendenz ist aber die, in seinem Buche seinen geliebten Deutschen eine „Ruhmeshalle" zu bauen. Wimpfeling begnügt sich nicht damit, die „herrlichen" Thaten der Germanen grauester und grauer Vorzeit zu erzählen, er geht auch in die bewegten Tage der Gegenwart und zählt alles irgend Bedeutende, das von den Deutschen seiner Zeit geleistet ward, mit herzlicher Genugthuung und schrankenloser Bewunderung auf. Dabei fehlt es nicht an gelegentlichen Hieben gegen die verweichlichten Franzosen, gegen die Deutschlands Fürsten stets auf der Hut sein möchten. — Alle historischen Fehler, sogar seine Verwechslung Heinrich's IV. mit Heinrich V., vergeben wir aber dem Verfasser, wenn sein Patriotismus gegen die deutsche Uneinigkeit wettert, wenn er zu den Fürsten sagt: Wie leicht habt Ihr es zu siegen, denn welch ein Volk ist es, über das Ihr herrscht! Oder wenn er in liebenswürdiger Begeisterung seinen Lesern zuruft, es müsse ihnen klar geworden sein, daß es auf der Welt kein Volk gebe, ausgezeichneter als die Germanen, das alle Nationen übertreffe an der Menge der Männer, Keuschheit der Frauen, vorzüglichen Eigenschaften der Fürsten, durch den reinen Adel und die Tapferkeit der Krieger, allgemeine Freiheit und Treue, Un-

bescholtenheit, Freigebigkeit, Kunstbetrieb, Pracht der Bisthümer, Anzahl der Städte, Herrlichkeit der Kirchen u. s. w. — Die Kenntnisse und Stimmungen einer Uebergangsperiode sind es, welche in diesem Werke und in verwandten Hervorbringungen, die ich übergehen muß, zu Tage treten. Die Forschung ist unvollständig, aphoristisch, ohne deutlich erkannte Methode, vielfach ganz ohne Kritik, aber trotz alledem doch schon ein tiefer Bruch mit der mittelalterlichen Historiographie. Während die mittelalterlichen Chronisten und Annalisten keinen Gedanken an eine Geschichte der Deutschen hatten, hat hier bei Wimpfeling der nationale Gedanke über die kosmopolitischen Vorstellungen des heiligen römischen Reiches den Sieg davongetragen.*) — Verlassen wir das Elsaß und blicken wir auf die Historiographie Schwabens, so ist der Augsburger Konrad Peutinger (1465—1547), der Herausgeber der nach ihm benannten Reisekarte des römischen Reiches, entschieden als der in den ersten Decennien des Jahrhunderts Hervorragendste zu nennen. Seine große Belesenheit vornehmlich in den alten Classikern, seine Gelehrsamkeit und gelungene archäologische Kritik zeigen sich u. A. in seinen 1506 zu Straßburg erschienenen Sermones convivales, in quibus multa de mirandis Germaniae antiquitatibus referuntur. Neben sehr gründlichen, von tüchtigen philologischen Kenntnissen zeigenden Specialforschungen finden sich freilich auch hier grobe Verstöße, z. B. die vertrauensvolle Benutzung des falschen Berosus, übel angebrachte Gelehrsamkeit beim Etymologisiren, willkürliche Annahmen, die zu nichts als zu beigegebenen Versen führen. Doch bei aller Ruhe der Untersuchung ist auch die Schrift dieses Gelehrten eine patriotische Tendenzschrift. Freilich den überstürzenden Enthusiasmus, der das nüchterne Urtheil des Verstandes nicht aufkommen läßt und der eigenen Beweisführung schadet — wie wir bei Wimpfeling ihn finden — gewahren wir bei dem ruhigeren Peutinger nicht, doch seine Tendenz ist (eingestanden) dieselbe. Daß die Gegenden des linken Rheinufers schon in und vor der Zeit des Cäsar von Germanen besetzt waren, dies und nichts Anderes soll sein Büchlein gewiß machen. Jene betrachtet er als „Ueberläufer", welche den Rhein die Grenze Deutschlands nennen. Scharf und zutreffend weist er alle Einwendungen als nichtig zurück, welche gegen die deutsche Natur des linken Rheinufers aus alten Quellen mühselig erbracht wurden. Bei der Betrachtung der alten Zeiten kömmt er einmal auf die Sueven zu sprechen, welche einst die Lusitaner bekämpften, jetzt, meint er, treiben wir Schwaben mit den Portugiesen Handel. Unsere Vorfahren griffen die Ausländer kriegslustig an, wir aber reiben uns durch Kriege und innere Zwiste gegenseitig auf und vernichten

*) Ausführlicher habe ich über Wimpfeling gehandelt in von Sybel's Historischer Zeitschrift, 1871, I, 71 ff.

uns in gegenseitiger Raserei. Am Schlusse des Buches faßt er seine Untersuchungen in dem Satze zusammen: Niemals haben die Franzosen über die Deutschen geherrscht, und knüpft daran die Mahnung: Daß aber dies auch in der Zukunft nicht geschehe, dafür müssen die Deutschen mit aller Kraft sorgen, getrieben durch das Beispiel ihrer Vorfahren, ihre angeborene Tapferkeit im Kriege und dadurch, daß sie großherzig ihre inneren Zwistigkeiten aufgeben. — So schrieb Peutinger, der behagliche Stadtschreiber von Augsburg, der kaiserliche Rath und Freund Maximilian's I., in objectiver Ruhe über seinem Stoffe stehend, der Geschichtserzählung gewissermaßen ein „Diese Fabel lehrt" anfügend. Ganz anders, ungleich heftiger, aber auch viel weniger gelehrt, fuhr ein anderer Schwabe d'rein — Heinrich Bebel aus Justingen auf der rauhen Alb (1472—1516). Nicht ganz gehört Bebel in diesen Kreis, er ist ein Gemisch von Publicist, Redner und Historiker, wobei das letztere Element am wenigsten, das rhetorische dagegen am meisten entwickelt ist. Die meisten seiner die Geschichte berührenden Schriften sind denn auch Reden, die er — u. A. vor Kaiser Maximilian I. und den deutschen Fürsten — in lateinischer Sprache gehalten hat. Man verstatte mir bei diesen Reden etwas länger zu verweilen, erstlich weil sie fast unbekannt sind, sodann aber auch, weil in ihnen bereits der Anfang jener panegyrischen und oft über das Ziel hinausschießenden Selbstbespiegelung vorliegt, die dann bei manchem Historiker zu finden. Zweifellos fehlt es jedoch auch diesen Reden nicht an anregenden und treffenden Gedanken. Doch hören wir Bebel selbst. Zweck seiner um 1504 vor Max gehaltenen Rede ist, Deutschlands Lob zu verkünden und über dessen Mangel an Geschichtsschreibern sich auszusprechen. „Nicht genug ist es zu beklagen, daß sich so Viele fanden, die Ausgezeichnetes leisteten, Keiner aber, der dies beschrieb. Dies ist wahrhaft beweinenswerth. Denn hätten wir jene Thaten beschrieben, so würden sie, die Thaten eines Karl, Ludwig (?), Lothar, Friedrich, der Ottonen, Heinrich, Konrad, Rudolph, Albrecht u. s. f. fortleben und nicht die lügnerischen (!) Geschichten von Theseus, Codrus 2c. und nicht die Berichte der Römer über die Curier, Fabier, Horatius, Regulus 2c., welche doch weit übertroffen werden durch die Thaten der Deutschen, weil sie nur aus Herrschsucht unternommen wurden, während die deutschen Kriegszüge alle für Gott, den Glauben, die Vermehrung des Christenthums geführt wurden." — Ob da Max nicht gelacht hat? — Der Redner rühmt sodann die Einigkeit der Deutschen, die man deshalb auch germani, Brüder (!) genannt habe, und fragt stolz: wo ist eine Nation, in der es solchen reinen Adel, so tapfere Ritter gibt, in der die Menschenzahl und die Kraft des Körpers und Geistes so groß sind wie bei der deutschen? Wo gibt es eine, die ihr Gebiet so weit ausdehnt? Mit besonderer Freude rühmt er es, daß sogar in das alte Dacien, in Siebenbürgen Deutsche

eingedrungen. Kein Volk auf Erden, ruft er aus, das die Deutschen nicht besiegten, so haben sie die Thaten des Herkules übertroffen. Es ist nun ganz schön, daß Bebel mit Schärfe nachweist, daß Cäsar's so sehr gerühmter Zug nach Germanien ganz ohne Resultat geblieben, und wir lachen über den guten Humor, der bei der Bekämpfung Cäsar's zu Tage tritt, aber wir finden den Patriotismus, der nicht zufrieden mit den Ruhmesthaten der Vorfahren auch die Thaten anderer Völker — z. B. die Einnahme Roms durch die senonischen Gallier — ad majorem Germanorum gloriam annectirt, sowohl unwissenschaftlich, als völlig unziemlich. Der Beweis, daß viele Gallier von den Germanen abstammen, ist natürlich dem Bebel, wie anderen, die ihn herzustellen versuchten, gründlich mißlungen. Auch in den Etymologien ist er nicht glücklich, wie Peutinger zieht auch er oft als letzte Hilfe die „gelehrten Talmudisten" heran. Ein sehr beachtenswerthes Wort spricht er dagegen aus, wenn er auf die Vernachlässigung der neuesten, der zeitgenössischen Geschichte hinweist, welche den Fremden Gelegenheit gibt, unsere Thaten zu verschweigen oder entstellt zu erzählen. Recht hübsch und sogar von geschickter Kritik zeigend ist die Beweisführung in der um 1504 erschienenen Schrift „Germani indigenae", in welcher Bebel den Nachweis führt, die Deutschen seien beinahe die Einzigen, welche sich nicht mit fremden Völkern vermengt hätten. Niemals seit Tacitus Zeit habe eine fremde Nation die Deutschen aus ihren Wohnsitzen verdrängen können. Zum Schlusse eröffnet Bebel einen ganz amüsanten Kampf gegen einige Franzosen, die aus Neid gegen das Lob der Deutschen oder aber aus Gier nach altem Ursprung behaupten, die Franken stammen von den Trojanern ab. Bebel widerlegt nun diese „Altweiberfabel" ganz trefflich und bekämpft auch die lächerliche Hypothese, welche die Sachsen von den Makedonen abstammen läßt. Einen weiteren Beweis für die historischen Kenntnisse des Bebelius gibt die reiche Quellenbenutzung*) in seiner großen, 1508 erschienenen Schrift: de Laude, Antiquitate, Imperio, victoriis, rebus gestis Veterum Germanorum. Aber auch einen neuen Beweis für seinen lebendigen, energischen Patriotismus! Er will ja ersichtlich machen, daß die Deutschen das berühmteste und kriegstüchtigste Volk seien. „Fast nichts Bedeutendes in der Weltgeschichte ist ohne sie geschehen." Mithridates schon hat sie gebraucht, mit den Deutschen hat Cäsar bei Pharsalus gesiegt, wer anders als sie hat den Römern so viele Reiche gewonnen? Wer führt die glänzendsten Waffenthaten heutzutage für den König von Frankreich aus? Immer die Deut-

*) Es ist sehr löblich und instructiv, daß er von seinen Quellen — den alten Classikern, einigen Kirchenvätern, Byzantinern und wenigen mittelalterlichen Chronisten — fast immer die Zeit angibt, in der sie geschrieben.

schen! „Die Thoren, welche Anderen die Herrschaft erwerben, sich aber nicht!" — Und dieser Ausspruch führt unseren Bebel noch weiter — ja, meint er, „wenn die Deutschen einig wären und die Schweizer mit dem Reiche übereinstimmten, könnte uns nichts abhalten, nicht einmal die unübersteiglichen Alpen noch irgend ein Meer. Aber der Zorn der unsterblichen Götter hat es so gefügt, daß wir niemals einig sind." So kann man nur auf eine ruhmvolle Vergangenheit zurückblicken, aber die Kunde derselben ist schlecht bestellt. „Freilich unsere Großthaten würden auch gepriesen und angestaunt, wenn wir Geschichtsschreiber hätten, aber sie fehlen ganz (?). Dagegen führen unsere Feinde das große Wort." Doch sogar aus ihren Schriften kann man Einiges herauslesen, was den Unseren zum Ruhme gereicht. Trotzdem wendet sich Bebel voll Zweifel an der Glaubwürdigkeit der römischen und griechischen Literatur gegen diese; manchem, sagt er, erscheint alle Geschichte des Alterthums als eine Fabel.*) Ueber die Fabeleien der Griechen waren sogar die Römer einig, aber auch die Römer selbst sind mir verdächtig, haben ja doch ihre größten Geschichtsschreiber Cäsar und Livius Vieles ganz unwahr erzählt und sogar den Tacitus nannte Tertullian einen Hauptlügner. Auch die Neueren sind nicht besser. Alle Italiener, vornehmlich aber die Venetianer — seine Hauptfeinde — fabeln über die Deutschen. Mit den Schweizern, denen er übrigens wegen ihres Abfalls vom Reiche arg zürnt, bindet Bebel ebenfalls an, indem er ihren Historiographen Petermann Etterlin, den Gerichtsschreiber von Luzern, auf's heftigste angreift, weil er — dies ist wohl der eigentliche Grund — einmal erzählt, daß tausend Deutsche gefallen seien, während nur zweihundert geblieben. Ich übergehe die weiteren literarischen Fehden des Bebelius, kann es aber nicht unterlassen, der schönen, warmgehaltenen Schilderung der Vorzüge Deutschlands zu gedenken, die sich inmitten dieser polemischen Excurse vorfindet. Außer den uns schon bekannten, gewöhnlichen Lobeserhebungen ist es vor Allem die Treue der Deutschen, welche er nicht genug zu rühmen weiß, und ihr „Muth, der sie immer in die erste Schlachtreihe stellte." Und nun folgt eine kurze Schilderung Deutschlands, dessen Schönheit er gegen Tacitus vertheidigt. Würden die Alten heute Deutschland sehen, sie würden finden, Griechenland sei nach Deutschland gewandert. Wie reich ist es doch an Städten und Häusern, Getreide und Wein, an zahmem Vieh und Futterkräutern, allen Gattungen Bäumen, Heilquellen, Bergwerken! Alles Schädliche aber fehlt: wilde Thiere, giftige Schlangen, Gluthwinde und eiskalte Nordwinde gibt es in Deutschland nicht. Das Klima ist ein mittleres, ganz

*) So lange vor dem Jesuitenvater Henschen beschäftigte also dieser Zweifel schon manchen Gelehrten.

geeignet für Menschensiedlung, aber auch die kältere Temperatur ist ja so gesund für den Körper und die Fortpflanzung des Volkes. Und Alles ist voll von Arbeit, Alles wird ausgebeutet. Von diesem Volke abzustammen ist doch eine Ehre, trotzdem gibt es Thoren genug, die lieber von den Römern abstammen möchten. Von den Römern, deren Ahnherren Räuber und Diebe waren! Und Andere wollen sich von den Trojanern ableiten. Von den flüchtigen natürlich. Nun die waren doch nichts als Landesverräther (S. 16). „Uebrigens ist diese ganze Trojanergeschichte eine eitle Fabel." Am Ende seiner Schrift wendet sich Bebelius an die deutschen Fürsten und beschwört sie, die Blut und Aeußeres von den Vorfahren haben, deren Vorzüge er dargestellt, diese nachzuahmen und nicht zu entarten. Sie möchten doch darauf achten, daß das Reich, welches die Vorfahren mit so vielem Blute erworben haben, nicht durch Zwietracht geschädigt werde, denn die Zwietracht ist das gefährlichste, das uns vielleicht fremder Herrschaft überliefert. So beschwört er denn die Fürsten, einig zu sein wie die Brüder, und dies um so mehr jetzt, wo die Venetianer, die doch feiger als die deutschen Frauen und so sehr verweichlicht sind, in die Etschprovinz und in Görz eingebrochen. Wenn sie so viel Einigkeit und Liebe zum Staate hätten wie die Vorfahren, so, glaubt er, könne es den Deutschen nicht fehlen, sie müßten die Herrschaft über den ganzen Erdkreis gewinnen und ihre siegreichen Banner über die ganze Welt dahintragen. — In seinen späteren 1508 und 1509 publicirten Schriften sind es meist patriotische Controversen mit französischen (Parisiacis) und italienischen Gelehrten (z. B. Lionardo Giustiniano), die er als „Vertheidiger des Vaterlandes" führt, „damit nicht mehr Jeder gegen uns mit ungewaschenen Backen geifere." Oder er schreibt (1509) eine Verherrlichung seiner „engeren" Landsleute, der Schwaben, um sie und die Deutschen von dem Vorwurfe der Falschheit zu reinigen. Er erzählt uns da ganz Ergötzliches, z. B. die durch Uhland so sehr zu Ehren gekommene Geschichte von den Schwabenstreichen und meint, die schwäbische Historie läge ganz herrlich vor uns, wenn die Livius, Sueton u. A. Deutsche wären. Es erübrigt zum Schlusse unserer Betrachtung noch Bebel's Stellung zum Papstthum zu erwähnen; so sehr er kirchlich gesinnt ist, im Streite der Kaiser mit dem Papste nimmt er doch für die Ersteren Partei. Auch sonst läßt er sich wohl einmal zu der Aeußerung hinreißen: der Papst führt durch seine Würde den Titel „Allerheiligster", obwohl seine Thaten oft die allerschlechtesten sind. —

In seiner Schrift zum Lobe der Schwaben meint Bebel, wenn die deutschen Fürsten die Geschichtsschreiber nicht hungern ließen, so würden sich Viele finden, die ihr Talent und ihren Fleiß der Vertheidigung Deutschlands gegen die Vergessenheit und falsche Anklagen widmen würden; da sie aber

keine Belohnungen geben, so schwindet ihr Andenken. Dies war wohl ein Appell an die Municifenz des Fürsten. Doch es bedurfte dieser nicht. Auch so, aus des Volkes eigenster Kraft erwuchs zuerst eine gelehrte, dann eine nationale Geschichtsschreibung. Und nicht im Elsaß und Schwaben blos, auch im Badenschen erstand ein tüchtiger, fleißiger Historiker. Es war ein junger, erst dreiundzwanzigjähriger Theolog Franz Friedlieb, genannt Irenicus*) aus Ettlingen (1495 geboren), der die gelehrte Welt um 1518 mit einem großen Werke Exegesis Germaniae überraschte. Es ist ein umfangreiches Buch von vielen hundert Folioseiten. Man bewundert mit Recht die große Gelehrsamkeit des jungen Mannes, der so belesen in den Classikern und anderen Quellen ist, man freut sich lebhaft über seinen warmen Eifer, seinen rastlosen Forschungstrieb, seine glühende Liebe zu seinem Volke. Es ist ein ganz erstaunliches Buch, bei der Jugend seines Verfassers eine geradezu glänzende Leistung. Abgesehen davon, daß er Bebel und Wimpfeling u. A. benutzte, und viel Gutes auf deren Rechnung gesetzt werden muß, stutzen wir doch über die Fülle origineller und zutreffender Bemerkungen und sind wahrhaft überrascht über den regen und verständigen Sinn des Irenicus für alles Culturgeschichtliche. In seinen zwölf Büchern ist eine Fülle von Stoff niedergelegt, es fehlt nicht an vorzüglichen Specialforschungen, dennoch mangelt es auch hier an eigentlicher Methode, seine Kritik ist oft stumpf, seine Anordnung des Materials oft ungeschickt und unpractisch, hie und da — man sieht es deutlich — hat ihn der überreiche Stoff erdrückt, er ist seiner nicht mehr Herr geworden. Auch geht er in seinem Lobe oft in's Ueberschwängliche, auch er annectirt rücksichtslos Skythen und Geten als Germanen, um die Thaten der Ersteren den Letzteren zuschreiben zu können. Sein Etymologisiren ist nicht immer das glücklichste, doch fühle ich mich gedrungen, auf seine zahlreichen Erörterungen über deutsche Eigennamen und über die angeblichen Stammwörter aufmerksam zu machen, die bisher von Niemandem, nicht einmal von Rudolf von Raumer, in seiner trefflichen Geschichte der germanischen Philologie (München, Oldenbourg 1870) beachtet wurden. Was aber das Schönste in der Exegesis ist, der Patriotismus, der ihr Leben und fortreißenden Enthusiasmus verleiht, so zieht sich dieser durch das ganze Werk; es sind dieselben Lobsprüche, dieselben Mahnungen, die uns bei den früheren Schriftstellern begegneten, oft aber durch ihre schlichte Einfachheit mächtiger ergreifend. Irre ich nicht, so ist Irenicus der erste, der die Sittenreinheit der Deutschen rühmt, welche der Jugend ihre Vollkraft sichere. Bei ihm zuerst — glaube ich — begegnet uns jene von Aventin,

*) Vgl. über ihn: „Meine nationale Geschichtsschreibung" in v. Sybel's historischer Zeitschrift 1871.

Sebastian Frank und vielen Anderen später so oft geäußerte Rückführung der Kerngesundheit der Deutschen auf den Umstand, daß ihre Kinder nicht von Ammen und Mägden, sondern von der Mutter selbst gesäugt würden (l. II, c. 54). Es ist begreiflich, daß auch Irenicus zur Einheit mahnt und den Wunsch hegt, daß das Reich durch einen kräftigen Willen zusammengehalten werde.

Hat sein Werk auch viele Fehler, seine edle Vaterlandsliebe und seine liebenswürdige Bescheidenheit lassen uns darüber hinwegsehen. Wie schön ist es z. B., wenn er seinen Vorsatz ausspricht, das Werk in reiferen Jahren zu verbessern und wenn er Alle bittet, ihn auf die Fehler des Buches aufmerksam zu machen. Dies ist denn nun freilich nicht geschehen. Irenicus sah Luther, er lernte seine Schriften kennen, er ward mit unwiderstehlicher Macht hineingezogen in den Gedankenkreis und die Arbeit des gewaltigen Mannes. Der Historiker wird fortan Reformator; im Badischen und später im Kraichgau hat er für die neue Lehre erfolgreich gewirkt, als Pfarrherr von Gemmingen ist er wohl um 1559 gestorben. Aber ist er auch nicht selbst dazu gekommen, von den treu erfüllten Pflichten des Pfarramtes sich Muße für die Ueberarbeitung seines Werkes abzugewinnen, so ist doch sein Lieblingswunsch theilweise in Erfüllung gegangen, der Wunsch, einen tüchtigen Nachfolger zu bekommen, der das Gebäude seiner Exegesis ausbaue. Dieser Nachfolger kam, er war ein Größerer und Bedeutenderer, als der bescheidene Pfarrherr von Gemmingen, ein Größerer und Bedeutenderer auch, als alle bisherigen deutschen Historiker im sechszehnten Jahrhunderte. Dieser Höhepunkt der gelehrten, humanistischen Geschichtsforschung ist Beatus Rhenanus.*) Auch er ist ein Elsäßer. Zu Schlettstadt war er um 1485 geboren, wohin sein Vater von Rheinau (daher der Name Rhenanus, der eigentliche Familienname war Bilde) ausgewandert war. Er selbst giebt uns durch seine Schilderung die Möglichkeit, das damalige Schlettstadt plastisch vor uns zu sehen. An dem Illflusse gelegen, und an den gleichnamigen Wald grenzend, hatte die Stadt beinahe die Gestalt eines Kreises. Sehr schön aus gebrannten Ziegeln erbaute Mauern umgaben sie. Zu größerer Bequemlichkeit für die, welche die Nachtwachen hielten, waren die Gallerien gedeckt; unbesorgt wegen der Unbilden des Himmels konnten die Wächter hier ihren schweren Dienst versehen. Nicht zu verachtende Thürme erhoben sich bei den Mauern, mit Wasser gefüllte Gräben schützten die letzteren. Ueberhaupt

*) So schön auch Raumer (Geschichte der germanischen Philologie S. 24) den Germanisten Rhenanus geschildert hat, so kenne ich doch keine Würdigung dieses Mannes als Historiker, deßhalb fühle ich mich veranlaßt, bei Rhenanus länger, als bei den Uebrigen zu verweilen.

war der Wasserreichthum ein ungemein großer, man hätte glauben können, in Holland zu sein, sagt Rhenanus. Denn wer durch das Jllthor zum Rhein gehen wollte, mußte zuerst durch den Wald, dann zu dem sogenannten Schnellerhügel und hatte im Ganzen vierunddreißig Brücken zu überschreiten. So war denn Schlettstadt sowohl durch die Natur als durch die Kunst geschützt und bot mehr das Ansehen einer Festung, als das einer Stadt. Die Schiffe, welche den Elsässerwein auf der Jll transportirten, um ihn nach Oberdeutschland zu verhandeln, wurden meist im Schlettstadter Hafen beladen. Zahlreich waren die Kirchen in der Stadt, die älteste ganz aus Stein erbaute, die Pfarrkirche, bot dem kleinen Rhenanus gewiß den mächtigsten Reiz, denn hier hing ja die französische Fahne, welche die tapferen Bürger von Schlettstadt den „Armengecken" (Armagnacs) bei deren Rückzug in die Vogesen 1444 entrissen hatten. Konrad der Lange — so erzählten wohl alte Bürger, die dabei gewesen, mit Stolz — fiel damals über die erschrockenen Franzosen her, nahm ihnen ihre reiche Beute ab und hieb die Meisten zusammen. Und was Kaiser und Reich nicht vermocht, das haben damals Bürger und Bauern von Elsaß geleistet. Doch betrachten wir auch die anderen Baulichkeiten Schlettstadt's. Da ist z. B. das Benedictinerkloster divae Fidei, sehenswerth wegen seiner gläsernen Fenster, die Friedrich der Rothbart der Kirche gespendet, als er von der Bezwingung Mailand's zurückgekehrt war. Die Dominicaner haben ein kleineres Kloster, das erst durch des Münzer Heß Freigebigkeit ein Chor erbauen konnte. Die Franziskaner haben sich an einem schönen Orte unschön angebaut, in ihrer Gruft ruhen die Landgrafen Johann und Simon. Sehr gesund ist die Lage des Johanniterklosters, im Nonnenkloster zu Silon leben meist vierzig Inclusae. Berühmter als alle diese Klöster aber ist die Schule zu Schlettstadt, die der Stadt viele Ehre einbrachte; nach einander standen fünf ausgezeichnete Männer derselben vor: Ludwig Dringenberg, Crato Hoffmann von Udenheim, Hieronymus Gebweiler, Johannes Sapidus und Vitus Rotenburg. Der Ruf des allgemein geachteten Jakob Wimpfeling trug auch dazu bei, daß Schlettstadt in der gelehrten Welt einen gar guten Namen bekam, so zwar, daß sogar Erasmus sich herbeiließ, ein Lobgedicht auf diese Stadt zu schreiben. — Die Bevölkerung Schlettstadts war einfach und dürftig, wie es die Lebensweise von Winzern mit sich bringt, aber dem Trinken etwas ergeben. Unter diesem Geschlechte wuchs Rhenanus herauf, Schlettstadts größte Zierde. Sein Vater war Fleischer, brachte es aber durch Fleiß und Sparsamkeit bis zum Bürgermeister der Stadt. Wie der Vater, rang sich auch der Sohn empor; in der Schule Crato Hoffmann's, der eine ganze Reihe vortrefflicher Männer herangezogen, ward er bald der vorzüglichste Schüler. Da fand es der Vater für gerathen, ihn zur weiteren Aus-

bildung nach Paris zu schicken. Und hier kam er gerade zur rechten Zeit, denn eine Menge ausgezeichneter Gelehrter, darunter Erasmus, befand sich eben damals dort; vor Allem war es das Studium des Griechischen, das ihn mächtig anzog und nachhaltig beschäftigte. Wie viele andere Gelehrte, arbeitete auch Rhenanus in der Druckerwerkstätte des Heinrich Stephan als Corrector, studirte aber daneben fleißig den Aristoteles und glänzte durch seine Begabung im Latein. Aber Beatus wollte seine Lehrzeit nicht allzufrüh abschließen, um 1513 eilt er nach Basel, damals eine Pflegstätte großer Gelehrsamkeit. Auch hier hatte er wieder Glück, der berühmte Johannes Conon, dessen Interpretation der griechischen Classiker noch den Reuchlin übertroffen haben soll, war schon aus Italien hingekommen und Beatus wurde durch ihn noch weiter geschult. Dann kam Erasmus, mit dem unseren jungen Gelehrten bald eine innige Freundschaft verband. Hier lernte er jene vorzügliche, philologische Methode, die ihm auch bei seinen historischen Studien so sehr zu statten gekommen. Ein großer Kreis Gleichstrebender verkehrte damals mit ihm, schwer nur konnte er sich von dem schönen und und gesunden Basel trennen. In Straßburg und Schlettstadt arbeitete er sodann fleißig und still, berühmt durch seine Keuschheit, Freundlichkeit und Friedensliebe, im Verkehre mit den gefeiertsten Männern seiner Zeit, mit Zwingli, Erasmus, Oekolampadius, Hutten, Wimpfeling u. v. A. Eine Schrift über Geiler von Kaisersberg, in der er 1510 über die Unsittlichkeit der Nonnen eines Klosters sprach, hätte ihm beinahe die Excommunication Roms zugezogen, doch vermittelten gute Freunde. Sonst verlief sein Leben in behaglichen Verhältnissen; der Reformation nicht abgeneigt, mischte er sich doch nicht in ihre Kämpfe, vermöglich und allgemein geliebt, blieb er — zum Schmerze seines Vaters, der noch seinen Ruhm erlebte — ein Hagestolz bei seinen theuern Büchern. Nur ein Schüler Rudolph Benz wohnte bei ihm. Erst in seinen letzten Jahren hat er eine Wittwe geheirathet, doch durfte diese nicht einmal in demselben Hause wohnen. Sein ruhiges Leben ward nur einmal noch durch eine größere Reise nach Augsburg 1530 unterbrochen, wo er sich in Konrad Peutinger's Hause aufhielt. Von hier aus machte er einen Ausflug nach Freising, und entdeckte dort die Evangelienharmonie des Otfried von Weißenburg. Ein anderes schätzenswerthes Resultat jener Reise ist die farbenfrische Beschreibung der Kunstsammlungen der Fugger, die von hohem Interesse ist.

Von seiner Lebensweise erzählt uns sein Biograph Johannes Sturm, er habe öfter mit seinen Freunden kleine Symposien abgehalten, sei an schönen Tagen gerne in seinen Garten gegangen und habe lange in die Nacht hinein gearbeitet. Seine Gesundheit war schwächlich, dennoch brachte er es bis auf zweiundsechzig Jahre; 8. Mai 1587 starb er zu Straßburg. Aber

seine Werke überlebten ihn. Uns interessiren hier weniger der von ihm entdeckte und herausgegebene Vellejus Paterculus, „der Hauptzeuge der Varusschlacht‘ noch auch die epochemachende Textbehandlung von Tacitus, Germania, nicht seine Ausgaben des Plinius, des Curtius, des Tertullian u. s. w., obwohl sie alle von hohem Werthe durch die oft sehr gelungenen Emendationen sind, wir wenden uns dem großen historischen Werke des Rhenanus, den drei Büchern deutscher Geschichte zu, die um 1531 bei Froben in Basel erschienen und in vorzüglichem Latein geschrieben sind. Ein stattliches Werk — es zählt 185 Foliosseiten — verdient es wohl, daß man es schätze, denn es ist entschieden das Beste, was bis dahin über die deutsche Geschichte geschrieben ward. Es sind höchst erfreuliche, auf eingehende und gründliche Quellenuntersuchungen basirte Forschungen über Geographie und Ethnographie der Germanen. Schwer hält es nach der Lectüre dieses Buches, keinen Panegyricus zu schreiben. Denn lichtvolle Klarheit, selbstbewußte, bedächtige und umsichtige Kritik treten uns entgegen, man athmet bei dieser langsam vorschreitenden, aber zu sicheren Resultaten führenden Methode auf — man sieht, der Verfasser ist durch die philologische Schule gegangen. In Rhenanus begegnet uns kein Phraseur, da ist Alles sachlich. Er ist kein Declamator, der in journalistischer Weise mitten in der Erzählung des Vergangenen stets auf die Gegenwart abspringt;*) ausdrücklich sagt er (S. 142) „ich will lieber das Alterthum durchforschen, als Neueres erzählen“. Er ist kein ungeordneter Geist, der immer Episoden und Excurse einschiebt und dadurch den Gang der Erzählung aufhält. Nur hie und da erzählt er eine Geschichte z. B. (135/6) bei Gelegenheit der Schilderung der römischen Wasserleitungen, oder die Gefangennahme des Heinrich Grepß durch die Schlettstädter (um 1448) oder anderes Schlettstädtische, dieß aber stets so spannend und amüsant, daß wir in ihm ein vorzügliches Erzählertalent schätzen lernen. Auch jenes Uebergehen von einer Wissenschaft in die Sphäre einer anderen, dieses Ueberspringen von geographischen Bemerkungen in theologische oder physikalische fehlt bei Rhenanus ganz, da ist Alles Plan und Ordnung. Höchstens dürfte die philologische Kritik, die zahlreichen Emendationen bei der Geschichtserzählung störend und ermüdend wirken; doch vergessen wir nicht, daß er nicht erzählen, sondern forschend Wahrheit gewinnen will und danken wir andererseits der Einschaltung dieser Emendationen, die uns die bewunderungswürdige Geistesschärfe des Mannes zeigen. Ebenso müssen wir für die germanistischen Erklärungsversuche dankbar sein, denn so tappend und tastend sie auch sind, sie zeigen doch das warme Interesse, das Rhenanus an seiner Muttersprache nimmt, und wir werden dadurch in den Stand gesetzt,

*) Nur auf den Untergang Sickingen's kommt er einmal zu sprechen.

sogar althochdeutsche Proben in dem Werke vorzufinden. — Schon in der Vorrede seines, Kaiser Ferdinand I. gewidmeten, Buches lernen wir Rhenanus' wissenschaftlichen Charakter kennen. Er behauptet die Nothwendigkeit seiner Schrift; obwohl man mit Namen herumwerfe, so wisse man doch fast nie, was diese Namen bedeuten, denn z. B. Germania werde häufig falsch begrenzt. Im Studium des römischen Alterthums sind wir sehr fleißig, in der mittelalterlichen Geschichte oder auch nur in der Geschichte unseres Alterthums dagegen nachlässig. Man muß für die Ausbreitung der richtigen Kenntnisse sorgen, denn noch gibt es Viele, die von alledem hartnäckig träumen, was Julius Cäsar und Ptolemäus gebracht. Das habe ihn veranlaßt, über die römischen Provinzen und die Völkerwanderung zu schreiben. Mit leiser Ironie gegen „den Pöbel unter den Historikern" entschuldigt er sich, daß er bei der Völkerwanderung nicht immer angegeben, in welcher Jahreszeit, mit wie vielen Schiffen, und in welcher Anzahl die Völker dahingezogen seien. Doch, fügte er hinzu, wahre Talente kümmern sich nicht um dergleichen, es genügt ihnen der Beweis, daß die Wanderung geschehen. — Die Quellen, die Rhenanus benützt, sind überaus zahlreich. Außer den alten Classikern, deren verdorbenen Text er häufig bessert und reinigt, werden auch altrömische Inschriften, alte Baudenkmale und ausgegrabene Münzen herangezogen, ebensoviele mittelalterliche Schriftsteller (selbst Byzantiner) und Gesetzessammlungen, sowohl Leges Barbarorum, als die Decreta Gratiani, Bischofscataloge, Localchroniken, und endlich fehlen auch nicht viele Hülfsschriften Neuerer. Die Peutinger'sche Karte hat er ebenfalls schon benutzt. Trotz der vielen Citate ist es ihm doch gelungen, seinen Stil lebhaft zu erhalten. Und dies erklärt sich wohl aus dem Eifer für die Sache, welcher ihn häufig zu Ausrufen und Fragen veranlaßt; bei den schwierigsten Untersuchungen schreibt er gerade am Besten und liest sich am Angenehmsten; man macht hier die Bewegung des suchenden und forschenden Geistes mit und freut sich aufrichtig mit ihm seiner Resultate. Am Wenigsten vermag uns die Topographie zu interessiren, doch sind auch hier die Skizzen über Basel (l. III. S. 140 f.) und Schlettstadt wahre Cabinetsstücke der Schilderung. Das culturgeschichtliche Material interessirt ihn überhaupt; ein Beweis dafür sind seine Ausführungen im zweiten Buche (S. 90) über die verschiedenen Arten der Freien und Unfreien, über den Eintritt in's Kloster, die Erbschleichereien der Mönche, über die Ordalien u. s. w. Aber am Liebsten verweilt er bei antiquarischen, archäologischen Untersuchungen und bei der Texteskritik. In der letzten liegt auch seine stärkste Seite. Eine Unzahl von Beweisen ließe sich dafür angeben, doch würden eben Originalstelle und Emendation stets angeführt werden müssen, was zu weit führen würde. Ich erwähne nur des Umstandes, das viele Emendationen des Rhenanus durch

die Forschungen unserer gelehrten Philologen als die einzig richtigen festgestellt wurden, wenngleich einige sich als verstiegen erweisen. Aber auch sonst ist seine Kritik sehr beachtenswerth, so z. B. wenn sie sich gegen die Mönche des Mittelalters wendet. Die Jahrbücher des Mittelalters, meint er, meist von Mönchen geschrieben, bringen oft ebenso läppisches Zeug vor, wie das gemeine Volk, aus dem sie größtentheils geschöpft sind. Und ein andermal klagt er: O Träume der Mönche! ... In den Klosterchroniken ist Wahres und Falsches so vermengt, daß man kaum weiß, was man glauben soll. Und doch gibt es solche, welche jene wie Orakel verehren. Ein anderes Mal macht er sich lustig über einen „guten Pater", der unkundig des Alterthums statt Tronia ... Troia liest und von dem Ursprung der Franken von den Trojanern faselt. Am schärfsten richtet sich aber seine Kritik gegen das 1498 zu Venedig herausgekommene Machwerk, den falschen Berosus, der allgemein gläubig ausgeschrieben wurde und den Rhenanus mit großer Sachkenntniß in seine Theile zerlegt. Er nennt ihn geradezu Träume, die Finte eines Betrügers, unverschämte Fabeln u. dgl. „Wie hätten denn auch, bemerkt er, die Chaldäer und Aegypter von Spanien, Frankreich und Deutschland mehr wissen sollen, als die in diesem Punkte unwissenden Griechen?" Und nicht minder entschieden richtet sich sein kritisches Gewissen gegen jene patriotischen Fictionen, wie wir sie bei Bebel kennen lernten. Nicht genug kann er sich über jene gierigen Lobredner der Germanen wundern, die selbst die Triumphe der senonischen Gallier den Germanen zuschreiben möchten, unter dem Vorgeben, der Name der Celten sei weitumfassend. — Die abgeschmackte und knabenhafte Weise, nur die S i e g e des eigenen Volkes aufzuzählen, das letztere nie besiegt erscheinen zu lassen, ist ihm fremd. Er erzählt frisch und frei Alles so, wie es sich zutrug, und zeigt damit die höchste Tugend des Historikers — die unbeirrbare Wahrheitsliebe. Ganz ehrlich bekennt er: (S. 149) Kaiser Julian habe unzählige Alemannen mit wenigen Soldaten geschlagen. Diese objective, unparteiische Behandlung der Thatsachen ist ein eminenter Fortschritt: bei Beatus Rhenanus ist von einer Tendenzgeschichte keine Rede mehr. Er macht nicht etwa die frivole Bemerkung: „die Historiker scheinen eigentlich alle etwas zu lügen," wie Bebel, sondern er ist durchdrungen von der Würde und dem Ernste seiner großen Aufgabe. Wie männlich und gehaltvoll bricht sich aber bei alledem sein Patriotismus Bahn, wenn er bei der Abwehr jener hypernationalen Schwärmereien ganz ruhig aber mit edlem Stolze sagt: Deutschland hat genug Kriegsruhm, wenn wir auch den Franzosen das Ihrige lassen. — Mit diesem Satze, der den ganzen Mann characterisirt, nehmen wir Abschied von dem Geschichtsforscher, der in den ersten drei Decennien des sechszehnten Jahrhunderts im humanistischen Kreise das Meiste für die historische Disciplin gethan hat. Dieß Verdienst

haben auch die späteren dankbar anerkannt. Es ist kein Geringerer, als der berühmte Schöpflin, der trotz vieler Berichtigungen im Einzelnen, die er den Ansichten des Rhenanus (in der Alsatia) angedeihen läßt, denselben doch den ausgezeichnetsten unter den Historikern des Elsaß nennt, und ihn als den Mann rühmt, der zuerst gegen die Larven, welche Dummheit und Betrügerei der Menschen in die Geschichte gebracht, in seinem goldenen Buche unerschrocken aufgetreten sei. —

Es sind wackere, fleißige, warmherzige Männer, deren Schriften wir hier besprachen, um einen Ueberblick über die historiographische Thätigkeit der Deutschen in jenen ersten drei Decennien des Reformationszeitalters zu geben. Männer, denen die edelste und großartigste Mannestugend, die Vaterlandsliebe, Denken und Thun bestimmte. Aber diesen Männern fehlte der höchste irdische Besitz: der starke, geordnete Staat, es fehlte jenen Schriftstellern das Volk, zu dem sie hätten sprechen können, das ihre Worte bewegt, entflammt und veredelt hätten. Denn so wacker, so fleißig, so unverdrossen sie schrieben, forschten und schufen, ihre lateinischen Werke waren wie todtgeborene, es waren Werke von Gelehrten für Gelehrte — das Volk ward durch sie nicht berührt. — Schon hatte die große Reformationsbewegung mächtig gewirkt, Hutten und Luther hatten die Nothwendigkeit eingesehen, deutsch zu schreiben, um auf das Volk wirken zu können, die Historiker aber ließen noch immer nicht von ihrem Latein. Nur Einzelne unter ihnen, die mitten im Volke standen, begannen die „edle teutsche Sprach" auch in der Geschichtserzählung anzuwenden. Von ihnen ein andermal!

Adalbert Horawitz.

Herr von Reineck.

Wenn wir, auf dem neuen Marktplatz zu Frankfurt stehend, unser Gesicht nach Süden wenden, so sehen wir die Front eines Gebäudes, das, trotz Verfall und Verbauen, zu den stattlichsten gehört, welche die Rococo-Zeit unserer Stadt hinterlassen hat. Zwar der westliche Flügel ist modern, ist Holzbau ohne Schmuck, niedriger als der Hauptbau und nur durch gleichen Anstrich dem Corps de Logis ähnlich gemacht, aber dieses letztere ist voll Charakter.

Ueber dem Erdgeschoß erheben sich noch zwei Geschosse von Stein; das Mansardendach ist von einem thurmartigen Belvedere gekrönt. Die Front



hat sieben Fenster; je drei im ersten Stock gehen auf einen von Genien getragenen steinernen Balcon mit schönen Eisengittern; nur das mittlere Fenster ist frei. An den beiden Enden dieses Hauptgebäudes springt über das Erdgeschoß ein Stock hoher steinerner Erker vor, getragen von Karyatiden. Der tragende Theil eines dieser Erker ist mit einem Schuppen zugebaut, und so kann man die seltsame Laune des Baumeisters nur an einer Seite bewundern. Während nämlich an jedem Erker der eine der breitschultrigen Männer ruhig seine Schuldigkeit als geduldiger Träger thut, hat der andere sich umgekehrt; er wendet seinen Rücken dem Beschauer zu und stützt mit gewaltiger Anstrengung und hochgehobenen Armen den Erker, wobei er nur auf einem schmalen Steine fußt. Die Figur erinnert an den vom Rücken gesehenen stürzenden Verdammten auf Michel Angelo's jüngstem Gericht in der Sistina. Das reich verzierte Portal führt unter dem östlichen Balcon in den inneren Hof; vor dem Gebäude dehnte sich früher ein mit stattlichem Eisengitter umgebener, mit Sandsteinfiguren verzierter geräumiger Garten hin.

In diesem Besitzthum hat der Knabe Wolfgang Goethe vielfach verkehrt, was er aber (im vierten Buch von Wahrheit und Dichtung) über dessen Besitzer und seine Familie sagt, ist vielfach irrig, so wenn er behauptet, daß Reineck aus einem altadeligen Hause gewesen sei. Der hier gemeinte Friedrich Ludwig von Reineck, geb. 1707, war gleich seinem Vater Conrad Valentin (1657—1721) Weinhändler, und wurde erst 1729 geadelt, als er sich mit Maria Juliana von Damm verheirathete. Er wurde später Hofrath und königl. polnischer und kursächsischer geheimer Kriegsrath. Nach dem 1735 erfolgten Tode seiner Gemahlin vermählte er sich 1741 zum zweiten Male mit Susanne Gertrude von Stockum, 1715—1759. Er starb 1775 und hinterließ aus jeder seiner beiden Ehen einen Sohn und eine Tochter. Es ist also nicht richtig, wenn Goethe sagt, daß seine „einzige" Tochter durch den Hausfreund entführt wurde. Die Tochter erster Ehe, welche von dem Major Alexander Klenck († 1768) entführt wurde, war Maria Salome, 1735—1803. Die Tochter zweiter Ehe, Charlotte Sophie, geb. 1747, heirathete 1776 den Freiherrn Gustav von Zillenhardt, königl. französischen Hauptmann des Regiments Zweibrücken. Der Sohn erster Ehe, August Christian Ludwig Conrad von Reineck, fürstl. Waldeck'scher Geheimrath und Hofrichter, 1733—89, setzte die Familie in Waldeck fort; mit dem Sohn zweiter Ehe, Adalbert („der jüngere Sohn" bei Goethe), welcher 1822 unverheirathet starb, ist die Familie in Frankfurt erloschen und das Reineck'sche Haus an die Stadt gefallen.

Um Maria Salome's Hand bewarben sich nacheinander zwei vom Vater begünstigte Officiere, der kaiserliche Hauptmann von Wallbrunn, dann der

Schweizer Enderli von Marschwyg, Hauptmann eines graubündener Regiments in holländischen Diensten: mit dem ersteren erzwang der Vater ihre Verlobung am 15. Mai 1753. Mittlerweile hatte das achtzehnjährige Fräulein ihr Herz — und mehr noch — an den fünfzigjährigen Hauptmann Alex. Klenck verloren, und von diesem ließ sie sich in der Nacht vom 1. zum 2. Juni 1753 entführen. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt (Ludwig VIII., reg. 1739—68) war Klenck's Gönner und hatte selbst für ihn durch seinen Brigadier von Rieppurg um die Hand von Reineck's Tochter angehalten: in seinem Palast auf der Zeil, „dem Darmstädter Hof", dem Reineck'schen Hause gegenüber, war die Darmstädter Post: hier stieg die entflohene Tochter mit ihrer Amme in einen Wagen, der sie nach Rüsselsheim am Main in Darmstädter Gebiet brachte; Klenck begleitete sie in einem anderen Wagen und fand sich am anderen Morgen wieder zu seinem Dienst in Frankfurt ein, um die harten, auf Entführung einer Minderjährigen gesetzten Strafen zu vermeiden.

Nun begannen Reineck's Leiden. Weder wollte die Tochter zurückkehren, noch war der Landgraf zu ihrer Auslieferung zu bewegen. Vergeblich war die Intercession des Frankfurter Rathes, der trotz seiner Beflissenheit dem Zorn Reineck's nicht genug thun konnte, obgleich er ihm zuliebe am 15. Sept. das Edict „gegen das höchst-strafbahre Verkuppeln und Entführen derer Weibs-Personen" erneuert hatte. Erst ein kaiserlicher Befehl zwang den Landgrafen, dem Fräulein von Reineck den Schutz zu kündigen, während Klenck am 31. August auf die Hauptwache gebracht wurde, wo er fast vier Jahre in Haft blieb. Salome begab sich Ende September nach der Hauptstadt der Grafschaft Pappenheim, welche durch kaiserliche Privilegien berechtigt war, Jedem, selbst Dieben und Todtschlägern, eine Freistätte zu gewähren. Dort kam sie mit einem Sohne nieder, welcher am 14. October getauft wurde. Zu Ende dieses Jahres enterbte Reineck seine Tochter. Am 30. März 1757 erließ die Tübinger Juristenfacultät ihren Rechtsspruch, indem sie das bisherige Verfahren gegen Klenck als „eclatantes Zeugniß von der beklagenswürdigen Justizverfassung des deutschen Reiches" bezeichnete; sie entschied, daß kein Verfahren gegen Klenck stattfinden solle und derselbe seines Arrestes zu entlassen sei.

Nun klagte Salome gegen ihren Vater auf Alimente, Reineck gerieth in Proceß mit dem Rath von Frankfurt, mit den zu Schwiegersöhnen auserseheuen Herren von Wallbrunn und Enderli, und wurde in Folge davon, wie Goethe sagt, „ein zweiter Timon".*)

---

*) Das Nähere darüber in: Goethe's Beziehungen zu seiner Vaterstadt, Frankfurt, Auffarth 1862, und in L. Kriegk, die Brüder Senckenberg Frankfurt, Sauerländer 1869.



Die Streiflichter, welche bisher auf die „beklagenswürdige Justizverfassung" des Reiches gefallen sind, klären sich zu voller Helle auf, wenn wir auf die Mission des Hrn. v. Wallbrunn nach Pappenheim näher eingehen. Derselbe hatte in Begleitung des Reineck'schen Secretärs, Philipp Keifflin, die Reise angetreten. Am 11. December 1753 schreibt er guten Muthes aus Gunzenhausen (Markgrafschaft Brandenburg): Er selbst habe zwar das Fräulein nicht sprechen dürfen, aber der Secretär wurde zu ihr gelassen. „Der morgende Tag verspricht mir viel Gutes. Wenn nur der Herr Graf (von Pappenheim) nicht so hartnäckig wäre, aber ohne diesen darf sie nichts thun!" — Viel erwartet W. von der Drohung mit Wien, dann fährt er fort: „Ich bleibe hier und gehe nicht vom Fleck, bis ich sie habe. — Seitdeme daß von Frankfurt weg bin, habe keine dreißig Stunden geschlaffen, sondern bin Tag und Nacht herum gefahren. Solchen Weg, als ich angetroffen, habe mein Lebstag nicht gesehen, dann und wann habe sechs Pferde nehmen müssen, den Wagen habe müssen stehen lassen, denn er völlig zerbrochen." Sehr beruhigend ist für Wallbrunn, da er Keifflin und seine Bedienten in Pappenheim selbst zurückgelassen, während er selbst nur ab und zu geht, — daß in demselben Hause die Kayserliche Werbung in Pappenheim sich befindet. Schließlich bittet er dringend um 500 fl., da das von Frankfurt mitgenommene Geld schon fast erschöpft sey; Meldung und Antwort durch Staffette.

Sehr herabgestimmt schreibt Wallbrunn nur vier Tage später (am 15. December) aus Pappenheim selbst: „Es raset hier der Teuffel, der Herr Graf läßt meine Werbung bewachen und darf keiner mehr aus dem Hauß, und thut man lauter Grobheit an, ich aber bin geduldig bis ans Ende, darnach werde ich rasen. Ich habe meinem Advocaten lassen einen bericht auffsetzen und des Hern Grafen seine völlige Conduite darin abmahlen, sobald als die Staffetta wird nebst dem Originali eingetroffen seyn, so werde ihn vollends fertig machen lassen und an einen Reichs-hoff-Rath abgehen lassen." —

Das Fräulein darf er nicht sprechen, sie aber hat ihn heimlich schriftlich vor Nachstellungen gewarnt, worauf W. bramarbasirt: „Wer sich unterstehet, das geringste Leyds mir oder meinen Leuthen anzuthun, den schieße ich vor den Kopff, wie einen tollen Hund. Meine Pistolen liegen auf dem Tisch; wenn ich ausgehe, so gehe allezeit selb fünf oder sechs und lache dazu, wer mir was thun will. Daß die Fräulein tantzen muß, wie die Pappenheimer geigen, ist gewiß; ich aber werde ihnen die Saiten abschneiden, darnach hat's Geigen ein Ende. — P. S. Die Berichte nach Wien wollen sie gleich fortschicken, mir aber die Copien zuschicken." —

Der dritte Brief vom folgenden Tage (16. December) aus Pappen-

heim beginnt: „Kann wohl ein größeres Unglück in der ganzen Welt gefunden werden, als meines, mein hoch zu venerirender Herr von Reineck? Meine Werbung ist arretirt, darf nicht mehr aus dem Hauß, auf meine Tritt und Schritt gibt man Achtung, ich kann und darf die Fräulein Tochter nicht mehr zu sehen bekommen, man spielt im Verborgenen, wie man will, aber eben zur rechten Zeit erhalte Dero mir sehr angenehme Hand-Zeilen durch eine Staffetta und ersehe daraus Dero völlige Willens-Meynung, nach solcher werde mich schnurstracks richten, und alles mögliche thun, um unsere beyderseitige Ehre und die Fräulein Tochter, meine Braut zu retten." — Zur Sache bemerkt W. dann, daß er die Intercession des Markgrafen von Brandenburg-Ansbach angerufen habe; der Reichsmarschall Graf v. Pappenheim sei wieder verreist. Sonach stehe die Hauptangelegenheit noch auf dem alten Fleck, ihm persönlich aber habe der Markgraf eine Stelle als Kammerjunker zugesichert. W. fährt dann fort: „Ich habe mich auch unterstanden, bei Hrn. Arbauer allhier über die schon empfangene 500 fl. noch 500 herauszunehmen, weil der Advocat und alles, was man nur ansiehet, Geld kosten, und zweitens, ich mir nothwendigerweise habe einen Rock müssen machen lassen, weil hier alle Tage nach Hofe gehen und mich zeigen muß, und kein Kleid mit hier hab als meine Uniform." W. will alles nur als Vorschuß von Reineck betrachten, bittet wiederholt um die Zahlung und gibt guten Trost wegen Ausgangs des Processes; daß seine Braut Mutter sey, will er immer noch nicht glauben.

Der nächste Brief Wallbrunn's vom 19. zeigt noch keinen Fortgang, im Gegentheil. Der Reichsmarschall ist sehr impertinent gegen ihn, Keifflin wird gewarnt, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn, worüber Wallbrunn wieder große Worte macht, bald mit seinen Pistolen, bald mit der Intercession des Kaisers droht. Wenn er seine Abenteuer an der markgräflichen Tafel erzählt, so sagt der Markgraf: so ists recht, ohne weiter in die Sache sich einzumischen. Die Zahlung der 500 fl. wird nochmals dringendst erbeten. Endlich wird die Correspondenz durch Wallbrunn's langen Brief vom 24. December beschlossen. Darnach war der Reichsmarschall Graf von Pappenheim durch Mittheilung der Berichte Reineck's nach Wien eingeschüchtert; er sagte, die Reineck könne thun, was sie wolle; er ließ ihr befehlen, den Wallbrunn zu empfangen. Dieser erhielt alle denkbaren Beweise für die Mutterschaft seiner Braut, er sah sie schließlich ihr Kind tränken, und hörte ihre Erklärung, daß sie nie zu ihrem jähzornigen Vater zurückkehren, noch auch von Klenck lassen wolle. Wallbrunn fährt fort: „Er könne nach diesen Aufklärungen nicht mehr in Pappenheim bleiben, sondern habe sich nach Gunzenhausen begeben, um mit Neujahr seinen Kammerherrndienst beim Markgrafen anzutreten." Schließlich bittet W. den

Hrn. v. Reineck, er möge ihm Geld zur Bestreitung der Unkosten seiner neuen Charge zusenden, natürlich, um es mit Dank zu restituiren ꝛc."

Der Klenck'sche Advocat sagte über Hrn. v. Walbrunn's Pappenheimische Expedition, „daß diese ganze Demarche bloß in der lachen Absicht von ihm geschehen sey, daß er den überall bedrängten und gedrückten Vater seines Orts auch rupfen helfen und Geld dabei schneiden können."

In der That kann man sich Angesichts der beständigen Vertröstungen und Geldforderungen Wallbrunn's, und des schließlichen Ausgangs mit Erlangung einer Ehrenstelle für sich selbst, des Gedankens nicht erwehren, daß der grobe Advocat so ziemlich den Nagel auf den Kopf getroffen habe.

Die „beklagenswürdige Justizverfassung des Reiches" wird noch durch einige weitere Incidenzpunkte dieses Processes illustrirt. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt ließ dem älteren Bürgermeister von Frankft., dem Schöffen von Fichard, mündlich durch einen Beamten eröffnen: „Daß S. Hochfürstliche Durchlaucht nicht weiteres mit der von Reineck'schen Sache zu thun haben wollten und dahero dießfalls nicht mehr anhero schreiben würden, man auch von hieraus a. S. H. D. nichts gelangen lassen möchte, indem kein Schreiben, was diese Affaire betrifft, eröffnet und angenommen werden würde"!

Von den Unterhändlern des Landgrafen, welche in dessen Namen bei dem Hrn. v. Reineck um dessen Tochter für den Hauptmann anhalten sollten, wurde geltend gemacht, „daß Reineck sich um so weniger durch eine übereilte Antwort dieses großen Fürsten Ungnade zuziehen möchte, als er bekanntlich ein starkes Capital im Darmstädtischen stehen habe", worauf R. erwiderte, daß des Herrn Landgrafen Hochfürstl. Durchlaucht zu solchen Demarchen zu groß wären."

Nehmen wir dazu, wie der Landgraf, nachdem der Kaiser „bey Pöen zwanzig Marck löthigen Goldes" ihm am 13. August 1753 geboten, die Tochter ihrem Vater auszuliefern, er statt dessen sie nach Pappenheim entweichen läßt und durch seinen Kriegsrath Alleyer dort empfiehlt, wie despotisch der Graf v. Pappenheim in seinem winzigen Asyl gebietet, obgleich der Kaiser schon am 10. Januar 1754 bei derselben Poen, wie dem Landgrafen geboten, die Reineck'sche Tochter den dazu Bevollmächtigten zu übergeben, und erst gehorcht, als eine kaiserliche Paritoria am 10. Mai erfolgt war, — so erhalten wir ein anschauliches Bild von den Rechtszuständen des zerfallenden römischen Reiches deutscher Nation.

W. Stricker.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Alabamafrage; Lord Mayo. Aus London. — Zu den lieblichst tönenden Wörtern, welche die menschliche Sprache aufzuweisen hat, gehören wohl die geographischen Ausdrücke, welche die Engländer den Indianern entlehnt haben. Wie angenehm berühren nicht Namen, wie Mississippi, Missouri, Canada das Ohr! Einer dieser Ausdrücke hat jedoch jetzt einen ominösen Klang für englische Ohren. Es ist dies der Name des 1862 in Liverpool gebauten Kreuzers, welcher zuerst No. 290, aber später Alabama hieß. Dieser, sowie die drei anderen ebenfalls in England für die amerikanischen Südstaaten im Geheimen ausgerüsteten Kreuzer, Florida, Georgia und Shenandoah, thaten während des Krieges dem Handel des amerikanischen Nordens vielen Schaden und machten die Blockade der Häfen des Südens beinahe wirkungslos. Zur Zeit des amerikanischen Krieges war die öffentliche Meinung in England sehr getheilt. Die höheren Klassen drückten meistens Sympathien für den Süden aus, diese Sympathien waren jedoch weniger der Sache selbst, als der zähen Ausdauer und Opferwilligkeit, mit der sie verfochten wurde, zugewandt. Eine gewisse, den Engländern eigene, nicht unedle Sentimentalität, die jedoch häufig dem Gerechtigkeitssinn Abbruch thut, des schwächeren und unterliegenden Theiles Partei zu nehmen, hatte ebenfalls viel mit diesen Sympathien zu thun. Wir haben ja selbst nach dem dänischen Kriege und nach Sedan von dieser Eigenschaft der Engländer Erfahrung gemacht. Die mehr demokratisch gesinnten Arbeiterklassen und ihre Organe blieben jedoch vom Anfang bis zum Ende des Krieges der Sache des Nordens getreu. Die Regierung, als solche, konnte und durfte keine Sympathien hegen, und was in England zu Gunsten des Südens gethan wurde, ging nur aus der Privat-Initiative hervor. Die Regierung handhabte die Hafenpolizei auf's strengste. Daß trotzdem die vorerwähnten Kreuzer ausliefen, war weniger ihr Fehler, als ihr Mißgeschick. Seit dem Ende des Krieges haben wir nun die Ansprüche auf Schadenersatz Seitens der Amerikaner, die gewöhnlich als die Alabama-Ansprüche bezeichnet werden. Die darauf bezüglichen Verhandlungen führten zu dem Vertrage von Washington, der am 8. Mai v. J. unterzeichnet wurde. Unglücklicherweise waren die englischen Bevollmächtigten mehr bekannte Parlamentarianer als gewitzte Diplomaten. Dies und eine gewisse Schlauheit, die den Amerikanern eigen ist, und die sich nicht anders, denn als Winkeladvocatenschlauheit bezeichnen läßt, machten es möglich, daß sich gewisse dubiöse Ausdrücke in den Vertrag schlichen, und jetzt, wo die Ansprüche von dem internationalen Schiedsgericht in Genf sollen festgestellt werden, ergibt es sich, daß die ame-

rikanischen Ansprüche ganz und gar unzulässig sind. Der schlecht abgefaßte Vertrag erlaubt den Amerikanern, nur die folgenden bescheidenen Entschädigungsforderungen zu stellen:

1. für directen Verlust durch die Zerstörungen von Schiffen und ihrer Ladungen durch die Kreuzer des Südens;
2. für Verlust durch die Annahme der englischen Flagge Seitens amerikanischer Kauffahrteischiffe;
3. für die Kosten der Verfolgung der Kreuzer;
4. für Verlust durch Erhöhung der Versicherungsprämien;
5. — und hier ist des Pudels Kern — Ersatz der Kriegskosten, welche durch die Seitens Englands ermöglichte Verlängerung der Feindseligkeiten erwachsen sind.

Daß es den englischen Bevollmächtigten nie hat in den Sinn kommen können, daß sie durch Unterzeichnung des Vertrages etwas Anderes zugestanden, als den Grundsatz des Ersatzes für directen Schaden, der durch die aus englischen Häfen ausgelaufenen Kreuzer verursacht wurde, ist selbstverständlich, und außerdem sollte, nach ihrer Auslegung des Vertrags, die Frage, ob England desfallsiger Fahrlässigkeit zu zeihen sei, erst durch das Genfer Schiedsgericht entschieden werden. Der Anspruch auf Ersatz für unmittelbaren Schaden eröffnet eine Vision zu zahlender Milliarden. Herr Gladstone hatte daher nicht Unrecht, als er im Unterhause ausrief, daß ein solcher Anspruch nie könne anerkannt werden. Aber Unrecht hatte er, als er den Wortlaut des Vertrags als klar und unumstößlich zu Gunsten seiner und der englischen Ansicht erklärte. Dem ist nicht so, und er hat damit nur die amerikanische Regierung und Nation zur Hartnäckigkeit gereizt. Auch hat er seitdem diese Erklärung durch einen Brief an den Londoner Correspondenten der New-York World, der veröffentlicht worden ist, zu mildern gesucht. In dem Brief sagt er, daß er anderen Personen das Recht zugesteht, nicht seiner Ueberzeugung zu sein und daher den Wortlaut des Vertrages nicht klar zu finden. Dies ist jedoch einfache Wortspielerei, unwürdig des Ernstes der Frage. Mit der größten Ungeduld wird jetzt die Antwort der amerikanischen Regierung auf die Verstellungen des englischen Cabinets, die ungefähr am 1. März hier eintreffen muß, erwartet. Von dieser Antwort hängt Vieles ab. An Anzeichen, daß England sich den Arm noch stark genug glaubt, um sein gutes Recht zu verfechten, fehlt es nicht.

No. 5 der amerikanischen Ansprüche (Ersatz der Kriegskosten wegen möglich gemachter Verlängerung der Feindseligkeiten) ist auch für Deutschland nicht ohne Interesse. Das deutsche Reich könnte den Amerikanern eine schöne Rechnung wegen durch Waffenlieferungen möglich gemachter moralischer Siege von Gambetta's Armeen im Norden, an der Loire und im Jura vorlegen.

Daß ein Krieg gegen England von den Deutschen in den Vereinigten Staaten würde mit besonderem Enthusiasmus begrüßt werden, ist auch sehr zweifelhaft. Die Deutschen bilden dort den bei weitem fleißigsten und ordnungsliebendsten Theil der Bevölkerung. Sie tragen am meisten zur Erwerbung des National-Reichthums bei, und ihr Lohn ist, daß sie von dem wilden, irischen Gesindel überschrieen und weniger als dieses geachtet werden. Trotz aller Begabung der Amerikaner muß es zugestanden werden, daß für die Menschheit im Allgemeinen England noch immer von etwas mehr Wichtigkeit ist, als die Vereinigten Staaten. Das Culturleben in Amerika ist nur ein schwacher Abglanz des englischen. Brod gibt's freilich genug in Amerika, aber der Mensch lebt nicht allein vom Brod. Wenn die Vereinigten Staaten uns anstatt Fisk und der Erie-Eisenbahngesellschaft und des Newyorker Gemeinderaths einen Carlyle oder Tennyson, einen Thackeray oder Dickens, einen Mill oder Buckle oder Livingstone zeigen werden, dann wird es Zeit genug sein, Vergleiche zwischen ihnen und England anzustellen. Bis dahin können wir nur mit dem englischen Dichter ausrufen: England, with all thy faults I love thee still.

Der Washingtoner Vertrag dient jetzt das Ministerium am Ruder zu halten. Da es die Schwierigkeit geschaffen, so soll es sie auch beseitigen. Das Unterhaus wird daher dem Beispiele des Oberhauses folgen und dem Ministerium keinen Tadel wegen der Ernennung des Sir Robert Collier zum Richter am Staatsrath auferlegen. Dieser Richter, früherer Attorney-general, ist seiner Stellung nicht unwürdig; aber das Gesetz über die Ernennung dieser Richter bestimmt ausdrücklich, daß nur Richter von den höheren Gerichtshöfen (Queen's bench, Common pleas und Exchequer) wählbar sind. Um diese Qualification zu erlangen, wurde Sir Robert Collier 8 Tage lang Richter in den Common pleas und dann in den Staatsrath versetzt. Unter gewöhnlichen Umständen hätte dies dem Ministerium einen Tadel zugezogen. Die Ursache, warum die Richterqualification in das Gesetz aufgenommen wurde, war, daß man für den Staatsrath, welcher der höchste Appellgerichtshof für die Colonien ist, nur bewährte Richter- und nicht nur Anwaltskräfte gewinnen wollte. Zu ihrer Entschuldigung konnte die Regierung noch anführen, daß das Amt mehreren bestallten Richtern wäre angeboten, von diesen jedoch ausgeschlagen worden.

Die Ermordung des Vice-Königs von Indien erregt die größte Bestürzung. Der Lord Mayo hatte die häufig vorlaute, schreierische öffentliche Meinung in England nicht wenig getäuscht. Als er von dem letzten conservativen Ministerium zu dem hohen Posten, der ihm das Leben kostete, ernannt wurde, war die Presse beinahe einstimmig, ihn für ganz und gar unfähig für denselben zu erklären. Jetzt muß sie zugeben, daß Lord Mayo

wegen der Eigenschaften, die er während seiner dreijährigen Verwaltung von Indien zeigte, verdient, den Besten seiner Vorgänger an die Seite gestellt zu werden. Die Engländer handeln nicht selten auf diese sonderbare Weise gegen hervorragende Männer. So lange der verewigte Prinz Albert lebte, wurde gegen „den armen deutschen Prinzen, der sich auf unsere Kosten bereichert", räsonnirt. Seit seinem Tode wurden ihm Dutzende von Monumenten errichtet und seine Tugenden und Verdienste ausposaunt. In England mehr, als irgendwo anders, muß ein hervorragender Mann ein starkes Pflichtgefühl und eine dicke Haut haben, um sich auf seinem Wege nicht irre machen zu lassen. Wie enthusiastisch sich auch nach seinem Tode die Bewunderung ausdrücken mag, während seines Lebens hat er den bitteren Kelch, der ihm von seinen Kritikern kredenzt wird, bis zur Neige zu leeren.

Das Gesandtschaftsrecht in der württembergischen Kammer. Aus Stuttgart. Die Berathung des Budgets der auswärtigen Angelegenheiten hat in unserer Kammer eine zweite politische Debatte herbeigeführt, in der es sich abermals um das Verhältniß der Einzelstaaten zum Reich handelte. War um die Reservatrechte im Grunde ein rein theoretischer Ringkampf aufgeführt worden, so stand hier ein unmittelbar practisches Interesse in Frage. Damals war principiell die Unterordnung unter das Reich laut verkündigt worden, hier schien die Gelegenheit gegeben, diese Unterordnung auch wirklich zu bethätigen. Die Kammer hatte als die Geld bewilligende Macht des Landes zu entscheiden, ob und inwieweit der württembergische Staat künftig von dem Recht, eigene Gesandte zu halten, Gebrauch machen werde. Man sah der Debatte mit einer gewissen Spannung entgegen, da die Stellung der Parteien hier nicht so einfach war wie bei den Reservatrechten, die Abstimmung sich nicht vorherberechnen ließ, und es längst kein Geheimniß war, daß von Seiten des Hofes dem Votum der Kammer in dieser Frage eine ganz besondere Bedeutung beigelegt werde.

Als die Reichsverfassung den einzelnen Staaten das Recht einer eigenen Diplomatie beließ, durfte man dies als eine Concession an die Höfe auffassen, welche diesen für den Augenblick sehr willkommen war, auf die sie aber wohl selbst mit der Zeit immer weniger Gewicht legen würden. Es war ihr eigenes Interesse, wenn sie schon jetzt einen mäßigen und vorsichtigen Gebrauch von diesem Rechte machten, und weiterhin schien es ganz in die Hände der Landesvertretungen gelegt zu sein, inwiefern noch die Mittel für solche Luxusausgaben bewilligt würden. Der Ausgang unserer Kammerdebatte hat nun gezeigt, daß man bei der Landesvertretung auf jede billige Schonung gewisser empfindlicher Gefühle rechnen darf, ohne daß er jedoch sehr ermuthigend wäre für die Fortsetzung der seitherigen Gewohnheiten.

Allein die Regierung denkt selbst gar nicht an die Erhaltung des bisherigen gesandtschaftlichen Apparats. Bereits in ihrer Budgetaufstellung waren die Exigenzen für die Gesandtschaften in Paris, in Karlsruhe und Bern gänzlich gestrichen. Damit that sie den ersten entgegenkommenden Schritt, und insbesondere den Verzicht auf die Gesandtschaft in Paris, wodurch zugleich dem Erscheinen eines zweiten Saint-Vallier an unserem Hofe vorgebeugt wird, mochte sie sich zum Verdienste anrechnen: sie hoffte damit denjenigen Gebrauch des Gesandtschaftsrechts, den sie sich noch zu erlauben entschlossen war, gegen jeden Widerspruch zu sichern. Diejenigen Gesandtschaftsposten, auf welchen sie bestand, waren einmal Berlin, was selbstverständlich auf keinen Widerstand stieß, dann St. Petersburg, was man aus Courtoisie gegen das königliche Haus einzuräumen Willens war, endlich aber München und Wien. Diese beiden Posten, insbesondere der Wiener, wurden schon in der Commission lebhaft beanstandet, um sie drehte sich vornehmlich der Kampf, der in der Kammersitzung vom 23. Febr. ausgefochten wurde.

Es versteht sich von selbst, daß man von nationaler Seite nicht im Mindesten geneigt war, diese beiden Posten zu bewilligen. Eine eigene Vertretung Württembergs an diesen Punkten war entweder überflüssig, oder forderte argwöhnische Gedanken heraus. Bei den letzten Wahlen war dem Volk fast ausnahmslos von den Candidaten gesagt worden, daß infolge des Beitritts zum Reich im eigenen Staatshaushalt wesentliche Ersparnisse vorgenommen werden müssen und werden können, und zu solchen Reductionen eignete sich doch in erster Linie das auswärtige Amt und die Diplomatie. Wo wollte man anfangen zu sparen, wenn nicht bei den gegenstandlos gewordenen Vertretungen im Ausland? Sollte Württemberg, das für den diplomatischen Dienst des Reiches seine Beiträge leistet, auf eigene Kosten noch eine besondere Diplomatie unterhalten? Nun machten die Kosten jener beiden Gesandtschaften freilich keine erhebliche Summe aus, aber doch waren sie überflüssig, und, noch mehr, sie dienten einem eventuell schädlichen Zwecke. Daß damit wenigstens die Möglichkeit zu Intriguen geschaffen werde, ließ sich nicht bestreiten, der Eindruck, den das Ausland von der einheitlichen Vertretung des Reichs empfangen soll, drohte abgeschwächt zu werden und gerade eine Vertretung in München und Wien schien nur den Sinn zu haben, sich unter Umständen einen Rückhalt gegen Anforderungen des Reichs zu schaffen oder doch eine gewisse Solidarität der süddeutschen Interessen zu begründen. Wirklich nahm wenigstens das Organ der Volkspartei keinen Anstand, in solcher Weise seine Zustimmung zu dem Verlangen der Regierung zu motiviren.

Man that den Ministern ohne Zweifel Unrecht, wenn man solche Hintergedanken bei ihnen vermuthete, vielleicht legten sie selbst der Erhal-

tung der beiden Gesandtschaften nur geringen Werth bei, aber um so ausgesprochener war der Wunsch des Hofes. Und auch am Hof hat man vermuthlich in erster Linie nicht an einen reichsgefährlichen Verkehr gedacht, den man ja immerhin noch auf andere Weise pflegen könnte, sondern an ganz andere, näher liegende Dinge. Zu einer ordentlichen Hofhaltung gehört nun einmal die glanzstrahlende Gegenwart auswärtiger Diplomaten. Was soll aus den officiellen Festlichkeiten einer königlichen Residenz werden, wenn der diplomatische Körper fehlt? Er ist ohnedem schon empfindlich genug reducirt; ihn nun mit einemmal ganz zu missen, dazu hätte eine Entsagung gehört, die man kaum erwarten konnte.

Doch was auch die Motive waren, gerade auf die Erhaltung der Gesandtschaften in München und Wien legte der Hof das allergrößte Gewicht. Und damit war auch dem Ministerium seine Haltung vorgeschrieben. Dieses trug die Verantwortung für die reichsfreundliche Politik des württembergischen Staates, der König hatte dasselbe noch eben zu der bekannten Erklärung in Sachen der Reservatrechte ermächtigt: es schien nur eine billige Gegenleistung, wenn die Minister andererseits für die Erfüllung jenes königlichen Wunsches ihren Einfluß aufboten. Die Sachen standen so, daß die Minister geradezu um ihrer Selbsterhaltung willen nachdrücklich auf der Bewilligung der fraglichen Exigenzen bestanden. Ihre Stellung war gefährdet, wenn es ihnen nicht gelang die Kammermehrheit zu gewinnen. Wenigstens fielen aus ministeriellen Kreisen Andeutungen in diesem Sinne. Dunkle Gerüchte wurden verbreitet, daß eine Krisis unvermeidlich sei, wenn die Kammer den Wiener und zumal den Münchener Posten ablehne. Der Rücktritt des Ministeriums oder auch eine Kammerauflösung wurde für diesen Fall in Aussicht gestellt. Es kam soweit, daß sogar in nationalen Kreisen erwogen wurde, ob es um eines verhältnißmäßig nicht sehr erheblichen Punktes willen gerechtfertigt sei, möglicherweise eine Krisis heraufzubeschwören, die zunächst nur den Gegnern des Reiches zu statten gekommen wäre.

Vielleicht waren jene Gerüchte nur dazu bestimmt, einen Druck auf weniger entschiedene oder abhängige Kammermitglieder auszuüben. Wie dem sei, die Mehrheit fand sich, die Kammer zeigte sich gefällig gegen die so nachdrücklich geäußerten Wünsche der Regierung. Sie bewilligte nicht blos den Posten in München, sondern auch wider Erwarten den in Wien. Den letzteren freilich nur mit der knappen Mehrheit von einer Stimme, mit 44 gegen 43 Stimmen.

Ein solches Ergebniß, das den Sieg fast als zufällig erscheinen läßt, ist immerhin ein warnender Fingerzeig für die Zukunft. Der Wiener Posten ist für die gegenwärtige Etatsperiode gesichert, aber es ist nach dieser Abstimmung zweifelhaft, ob er auf dem nächsten Budget wieder erscheinen wird.

Auch kann für das Ministerium die Stellung der Parteien, wie sie sich in dieser Frage gestaltete, unmöglich erwünscht sein; außer der abhängigen Regierungspartei waren es die Ultramontanen und Demokraten, also die reichsfeindlichen Elemente, welche ihm zum Sieg verhalfen; gegen sich hatte es die ganze nationale Partei und einen Theil der Ritter- und Prälatenbank. Es wäre doch fatal, wenn sich in politischen Abstimmungen diese Combination öfter wiederholte. Die theoretischen Loyalitätsversicherungen des Hrn. v. Mittnacht haben ihm reichlichen und wohlverdienten Beifall eingetragen: auf die Dauer vermöchte indessen eine rein platonische Reichstreue Niemanden zu befriedigen, weder seine Freunde von gestern, noch seine Freunde von heute.

Unsere Preßverhältnisse. Aus der Provinz Preußen. — Das Verlagsgeschäft der Provinz Preußen ist sehr unbedeutend und eher zurück- als vorwärtsgegangen, seit der Bücherbezug von außen durch die verbesserte Communication erleichtert ist. Wir haben eigentlich nur Sortimentsbuchhandlungen und große Druckereien, die nebenher einen kleinen Verlag unterhalten, meist von Artikeln, denen ein naher Absatzkreis von Anfang an gesichert ist, oder für welche von Gesellschaften, vom Autor oder von guten Freunden desselben Garantie für die Kosten gewährt wird, wenn nicht geradezu die Firma nur deckende Flagge für Commissionswaare ist. Es kann dabei auffallend scheinen, daß Königsberg, die Haupt- und Universitätsstadt, in dieser Hinsicht nicht einmal in erster Linie zu nennen ist, sondern weit hinter dem sonst ganz kaufmännischen Danzig und selbst hinter dem so viel kleineren gewerbfleißigen Elbing, ja hinter Thorn zurücksteht, das schon mit polnischen Elementen zu rechnen hat. Daß das Bedürfniß in diesen Städten größer sei, läßt sich keineswegs behaupten (der Bücherabsatz im Allgemeinen ist jedenfalls in Königsberg weitaus am stärksten) vielmehr liegt der Grund darin, daß sich in denselben einige geachtete ältere Firmen erhalten haben, die das Geschäft nicht ganz eingehen lassen wollen, oder daß sich jüngere Unternehmer fanden, die zufällig gerade dort etwas Kapital und viel Arbeit diesem hier so stiefmütterlich behandelten Industriezweige zuzuwenden bereit waren. In einer Provinz, deren Bevölkerung im Ganzen recht arm ist, in der die reichen Leute zu zählen sind und deren gebildeter Mittelstand in allen Klassen der Gesellschaft eine gewisse, ziemlich enge gezogene Grenze der Wohlhabenheit selten überschreitet, kann das buchhändlerische Geschäft überhaupt nicht floriren; selbst in Mittelstädten muß es sich oft genug noch mit der Papierhandlung oder gar mit der Buchbinderei associiren, und wunderbar müßte es zugehen, wenn nicht nebenher wenigstens Cigarren und Weine in Commission gehalten werden sollten. Die Königsberger Handelsberichte

bringen allerdings auch eine Rubrik „Buchhandel", jedoch eigentlich nur um über den geringen Umfang dieser Handelsbranche Klage zu führen, und in der Recapitulation der Ein- und Ausfuhr erscheinen „Bücher und Drucksachen" nur in Verbindung mit „Papier und Papierwaaren". Der Gesammtwerth dieser Artikel ist pro 1869 in Einfuhr auf 167,900 Thlr., in Ausfuhr auf 89,800 Thlr., pro 1870 auf gar nur 135,500 resp. 65,400 Thlr. angegeben. Mag auch aus diesen Zahlen nicht viel zu lesen sein, so sagen sie doch genug, wenn man erwägt, daß hinter Königsberg ein inländisches Handelsgebiet von Einundeinhalb-Millionen Einwohnern steht. Die übrigen Handelsberichte schweigen gänzlich. Für die auswärts erscheinenden Zeitungen sind die öffentlichen Locale, für die belletristischen Erscheinungen die Leihbibliotheken die günstigsten Abnehmer.

Besser vertreten ist die Zeitungspresse. Hat die Provinz auch kein Blatt aufzuweisen, das sich über ihren Bereich hinaus anderer Abonnenten zu erfreuen hätte, als auswärtiger Zeitungsredactionen und einzelner eingefleischter Altpreußen, die auch in der Fremde wissen wollen, wie es in der Heimath zugeht, so haben doch einige Blätter innerhalb derselben einen recht erheblichen und mit größeren Berliner Zeitungen in Vergleich zu stellenden Absatz. Hier stehen an der Spitze die Königsberger Hartung'sche Zeitung für Ost- und die Danziger Zeitung für Westpreußen. Sie werden auch außerhalb der Städte, in denen sie erscheinen, von dem großen zeitunglesenden Publikum gehalten, entweder allein, oder in Verbindung mit einem Berliner, oder auch neben einem Localblatt. Dergleichen Localblätter erscheinen in mehr oder weniger dürftiger Ausstattung in jedem Städtchen von einiger Bedeutung, so in Memel das Memeler Dampfboot, in Tilsit die Post und das Echo am Memelufer, in Braunsberg das Kreisblatt (übrigens gut redigirt und für das Ermland eine sehr brauchbare Quelle) in Graudenz der Gesellige, in Marienwerder die Ostbahn, in Thorn die Thornerzeitung u. s. w. Ein großer Theil dieser Blätter und Blättchen, von denen hier nur die wichtigeren genannt sind, hat keine bestimmte Farbe, bringt dürftig einige politische Nachrichten und begnügt sich damit, den localsten Interessen in Eingesandt's und Annoncen zu dienen. Die Danziger Zeitung ist nationalliberal, die Hartung'sche Zeitung liberal in verschiedenen Schattirungen je nach den Zeitverhältnissen, man darf sagen: so liberal als möglich. Gegenwärtig neigt sie stark der Fortschrittspartei zu, ohne doch deren Programm durchweg zu acceptiren. Ich komme auf sie weiter unten zurück. Diesen Blättern von vorwiegend liberaler Tendenz stehen einige der conservativen Partei dienende Organe gegenüber. Das wichtigste derselben ist die Ostpreußische Zeitung, gegründet in der schlimmsten Zeit der Reaction durch den bekannten General Plehwe, unter dessen Protectorat redigirt durch den in Walesrode's „Todten-

schau" genannten, kürzlich verstorbenen Dr. Thaddäus Lau, bis vor einigen Jahren noch direct durch Bewilligung eines Zuschusses aus geheimen Fonds, noch gegenwärtig indirect durch ein officielles Anzeige-Monopol unterstützt und in steter Verbindung mit einem Comite hochadliger oder sonst einflußreicher Parteigenossen, die es auch an Geldmitteln nicht fehlen lassen. Dieses Blatt, dem übrigens Niemand das Lob einer sehr geschickten Redaction versagen wird, war einmal in der Provinz eine Macht, vor der die ganze Beamtenschaft bis zu den höchsten Spitzen hinauf zitterte. Es hatte sich die nicht beneidenswerthe Aufgabe gestellt, die Errungenschaften von 1848, die nirgends freudiger als hier aufgenommen sein konnten und mit vielem Ernst verfochten wurden, in der Provinz auszutilgen und es ging dabei in Verbindung mit der Orthodoxie und mit der Polizei, leider endlich auch mit der Justiz, so schonungslos vor, daß Jeder, dessen bürgerliche Existenz nicht ganz selbständig war, sich zu hüten hatte. Nachdem die Reaction sich in den ersten Fünfziger Jahren ausgewüthet hatte, stellte sich auch die Ostpreußische Zeitung etwas ruhiger auf den Boden der purificirten Verfassung, freilich immer bereit, sie nach Kräften zu unterminiren und wirkungslos zu machen, bis sie dann in der traurigen Conflictszeit Anfangs der Sechsziger wieder das Geschäft des Anklagens und Herausforderns mit ungeschwächtem Eifer aufnahm. Seitdem ist sie in ihrer Haltung maßvoller, in ihrem Ton anständiger geworden, eine große Verehrerin von Eulenburg und Mühler, aber doch auch enthusiasmirt für die Bismarck'sche Politik, mehr preußisch-patriotisch, als tendenziös-conservativ, im Allgemeinen ministeriell um jeden Preis, und evangelisch-orthodox. Sie hat die Plehwe, Maurach u. s. w. nicht mehr hinter sich. — Eine Art von Ableger von ihr ist die in Danzig erscheinende westpreußische Zeitung. Als dritte im Bunde ist die Gumbinner preußisch-littauische Zeitung zu nennen, einst das kräftigste Organ der Fortschrittspartei und bemüht die Hartung'sche Zeitung zu verdrängen, als dieselbe schwach wurde, dann, als dies nicht gelang und Maurach Landpfleger (Regierungspräsident) in Littauen wurde, erst nach Königsberger Gewohnheit in den Schraubstock genommen und zuletzt der reactionären Partei und der Regierung verkauft.

Die Demokratie und den Arbeitersocialismus vertritt seit kurzem ein in Königsberg von Kokosky herausgegebenes Blättchen, das sich — bisher nicht mit bestem Erfolge — beim Arbeiterstande einzubürgern sucht. Für das Landvolk berechnet ist der bekannte, durch die Bemühungen und Opfer der littauischen Fortschrittsmänner (namentlich Reitenbach-Plicken) nicht ohne Mühe über Wasser gehaltene Bürger- und Bauernfreund, Landräthen und orthodoxen Geistlichen überall ein Dorn im Auge. Der Versuch, ihn auch in littauischer und masurischer Sprache erscheinen zu lassen, um den unter

diesen Völkchen verbreiteten politisch und kirchlich reactionären Zeitschriften entgegenzuwirken, dürfte aufgegeben sein. Julius Rupp gibt eine religiöse Reform heraus, die wohl auswärts in den freien Gemeinden zustimmende Leser finden wird, der aber auch darüber hinaus bei allen Höchstgebildeten der Nation Verbreitung zu wünschen wäre. Im Gegensatz dazu kämpfen für den evangelischen Kirchenglauben einige Fachblättchen, die durch Geistliche und Schullehrer nach Kräften colportirt werden. Daß die Alt-Katholiken sich ein Organ gegründet haben, berichtete ich schon; um demselben den Eintritt in's Ermland zu erschweren, geben nun auch die Braunsberger Infallibilisten ein Gegenblatt heraus. Unter den Polen in Westpreußen suchen billige Zeitschriften zu wirken, die von Posen her inspirirt sind. Endlich übernimmt es die Altpreußische Monatsschrift, eine Fortsetzung der Preußischen Provinzialblätter, in wissenschaftlichen Artikeln die historischen Erinnerungen der Provinz wach zu halten, und über das gegenwärtige Leben derselben zu berichten. Die Sammlung ist sehr werthvoll, und namentlich der bibliographische Theil wegen seiner Vollständigkeit und Übersichtlichkeit für Fachleute von Wichtigkeit.

Die Verfolgungen, welche die Königsberger politische Presse auszustehen gehabt hat, haben leider in ganz Deutschland eine traurige Berühmtheit erlangt. Sie richteten sich gegen alle Neuschöpfungen der demokratischen und der fortschrittlichen Partei und schnitten ihnen durch fortwährende Confiscationen in der am meisten schädigenden Weise, sowie durch Verurtheilungen stets sehr bald den Lebensfaden ab. Ihre Spitze kehrten sie aber doch gegen die Hartung'sche Zeitung als die gefährlichste Opponentin, und ruhten nicht eher, bis der Eigenthümer sich zu einem Wechsel des Redacteurs entschloß, nachdem ihm vorher schon im Verwaltungswege das Staatswappen an der Spitze seines fast zweihundert Jahre alten Blattes zu führen verboten und der sehr einträgliche Zugang aller behördlichen Veröffentlichungen versagt war. Man darf sagen, daß jede neue Interpretation des Strafgesetzes in Königsberg versucht und durchgeprobt wurde, daß Polizei und Staatsanwaltschaft darauf förmlich studirten, wo noch ein neuer Hebel anzusetzen möglich sei, um die freisinnige Presse lahm zu legen, und daß sie stets bis an die äußerste Grenze ihrer Machtbefugnisse gingen, um ihren Einfluß recht fühlbar zu machen. Daß die Königsberger Presse durch ihre der Regierung feindselige Haltung mehr, als die Presse irgend einer anderen gleich bedeutenden preußischen Stadt, zu diesen Verfolgungen Veranlassung gegeben hätte, wird sich schwerlich behaupten lassen. In vielen Fällen waren die Artikel, wegen deren hier Beschlagnahme und Verurtheilungen erfolgten, auswärtigen Zeitungen entnommen und dort unbeanstandet geblieben. Nein! der größere Eifer, man kann nicht einmal sagen: der Behörden, sondern einzelner streb-

samer Männer war entscheidend. Der Polizeipräsident herrschte, und ein junger, übrigens sonst sehr tüchtiger Polizeibeamter arbeitete möglichst in seinem Sinne. Der Posten des Staatsanwalts wechselte merkwürdig schnell seinen Inhaber, und es schien sich von selbst zu verstehen, daß Jeder, der dahin gesetzt wurde, sich durch irgend eine besondere Leistung auszuzeichnen habe, um zum Danke dafür rasch befördert zu werden. Die Staatsanwaltsgehilfen wetteiferten mit ihrem Chef und rückten auf, sobald sie sich bewährt hatten. Aber man brauchte auch die Gerichte, wenn man sich nicht schließlich nutzlos bemühen wollte. Der Director des Kreisgerichts und der Präsident des Stadtgerichts, beide Königsberger und bewährte Juristen, waren längst in Ungnade gefallen, nachdem unter ihrem Vorsitz bei Schwurgerichten mißliebige Freisprechungen erfolgt waren; sie wurden mit diesem Amte nicht weiter betraut. Den ersteren gelang es endlich ganz zu entfernen, um an seine Stelle einen jüngeren Beamten zu bringen, der kurz darauf Appellationsgerichtspräsident wurde. Nachdem der unfügsame Präsident des Stadtgerichts gestorben war, hatte er in wenigen Jahren eine große Zahl von Nachfolgern, die immer nach kurzer Zeit zu hohen Aemtern befördert wurden, hier also gewissermaßen nur Station machten. Da nun Preßprocesse in erster Instanz vor einer Deputation von drei Richtern verhandelt werden und der Präsident des Gerichts sich nicht nur zum Vorsitzenden derselben machen, sondern auch seine Beisitzer aus einem großen Collegium aussuchen kann, und da endlich neben seiner Simme nur noch die des einen Beisitzers erforderlich ist, um Majoritätsbeschlüsse herbeizuführen, so kann es nicht verwundern, daß Verurtheilungen erfolgten, die gerechtes Aufsehen machten. Der Richter, der dabei die besten Dienste leistete, ist in sehr jungen Jahren Director eines Kreisgerichts geworden. Gleichzeitig wurde beim Gericht zweiter Instanz jede Vacanz dazu benutzt, um auswärts bewährte Staatsanwälte und sonstige Vertrauensmänner einzuschieben, die dann selbstredend im Criminalsenat zu fungiren hatten. Ich darf mich jedes weiteren Commentars enthalten.

Die Hartung'sche Zeitung ist, nachdem sie über 120 Jahre lang der Familie Hartung gehört hat, kürzlich in ein Actienunternehmen umgewandelt. Die Gründer sind zwei hiesige Banquiers, von denen der eine wenigstens sich bisher zur conservativen Partei gehalten hat, was ihn freilich nicht hindert, im Aufsichtsrath neben einem bekannten Vorkämpfer der Fortschrittspartei Platz zu nehmen. Zwischen ihnen sind auch die gemäßigteren Richtungen vertreten, und man ist übereingekommen, das Programm nicht allzu scharf zu pointiren und die Zeitung dem Bedürfniß der „großen liberalen Partei" in der Provinz anzupassen, also dem breitesten Boden, der sich finden ließ. Einer solchen Combination sind die Zeitverhältnisse sehr günstig:

wer die Oberhand behalten wird, wenn wieder einmal eine der noch ungelösten Verfassungsfragen zur Entscheidung kommt — das wissen die Götter. Uebrigens muß anerkannt werden, daß das Blatt unter seinem neuen Redacteur (Dr. Rösler-Mühlfeld) schon in kurzer Zeit einen sehr beachtenswerthen Aufschwung genommen hat und auf dem besten Wege ist, eine Stadt wie Königberg und eine Provinz wie das alte Preußen würdig zu repräsentiren. Die politischen Uebersichten geben eine gute Information und die Leitartikel können meist auch über unsere Grenzen hinaus interessiren. Das Blatt hat seine Correspondenten in Berlin, Wien, Paris und — Petersburg. In Petersburg, das ist die Hauptsache! Wir können hier über die Zustände des russischen Reches besser und schneller unterrichtet sein, als irgend ein mehr westlich gelegener Ort. Verstehen die Eigenthümer der Zeitung ihren Vortheil, so werden sie hier den Schwerpunkt derselben suchen, und sie wird dann hoffentlich bald mehr sein, als ein wegen seiner Annoncen vielgelesenes Provinzialblatt. — S—n.

Betrachtungen eines Altpreußen über das Schulaufsichtsgesetz. — Noch tönt aus jedem Culturland der bewohnten Erde der Wiederhall jener starken Reden, in denen der Fürst Kanzler die Ultramontanen angegriffen hat. Während der Papst zu Gebeten gegen die wilde Anfeindung auffordert, durch welche die Kirche bedroht werde, ergehen sich fremde Diplomaten in scharfsinnigen Vermuthungen über die klugen Hintergedanken des Fürsten, der etwas ganz Anderes bezweckt habe, als seine Worte kündeten, denn seine geheime Absicht sei, eine neue Frage in Scene zu setzen, etwa die polnische. Die Deutschen aber, so weit ihr Urtheil nicht durch römische Befehle geleitet wird, folgen freudig dem Zuge ihres ehrlichen Gemüthes, sie freuen sich recht innig der kräftigen Worte und erwarten vertrauensvoll, daß der Mann, der eigenwillig so viel für das Reich gethan, jetzt auch die Mittel finden werde, mit den schwarzen Herren ein Ende zu machen. Nie war die Person des Kanzlers schärfer in den Kampf gestellt, und vielleicht noch nie galt er bei dem weitaus größten Theil der Nation so sehr für den Helden der Zeit, in dem sich Wunsch und Sehnsucht von Millionen verkörpern.

Er nahm mit einer inneren Freiheit den Kampf auf, die für einen Preußen etwas Befremdendes hatte. Als er dem Centrum vorwarf: Warum kreuzt ihr meine Wege, ich wäre gern in gutem Einvernehmen mit euch geblieben? da durfte man wohl weiter fragen: also wenn die alten Erbfeinde unserer Bildung und Freiheit während des Krieges klüger operirt hätten, wäre dann der preußischen Regierung der Kampf mit der römischen Herrschaft in unserem Staat weniger eine Pflicht gewesen? Seit Jahrzehnten wird uns Schule, Kirche, bürgerliche Ordnung durch dies fremde Princip

verstört, schon ein Jahr vor dem letzten Krieg sprach einer unserer hohen Verwaltungsbeamten, der in einer preußischen Grenzprovinz reiche Erfahrung gesammelt hat, offen aus, daß in wenigen Jahren ein Bürgerkrieg, ein Religionskrieg drohe, wenn der Staat länger thatlos die Herrschaft einer abgeneigten Priesterkaste ertrage. Wir Alle wußten, daß Preußen ganz an demselben Siechthum leidet wie Baiern und Baden, daß die Usurpationen und die Wühlereien einer staatsfremden Geistlichkeit mit jedem Jahr frecher um sich greifen, daß die Ultramontanen durch Posen, Schlesien, Westpreußen, Hannover, Westphalen im engen Bündniß mit unseren ärgsten politischen Feinden arbeiten. War es nur ihr Mangel an Takt? war es nur, weil ihr Hochmuth ein Bündniß mit dem Reichskanzler verschmähte, daß die Regierung jetzt einen ersten schnellen Versuch wagt, ihnen entgegenzutreten? Wir hoffen, daß dem nicht so ist, und daß der Fürst in Wahrheit schon seit Jahren auf diesen großen Streit vorbereitet war. Denn dieser Streit, wenn er nicht in leerer Spiegelfechterei und einer Niederlage des Staates enden soll, mag der langwierigste von allen werden, die der Fürst aufgenommen hat, und wir meinen, daß der Kampf, wenn auch durch kurze Waffenstillstände unterbrochen, das Leben dieser ganzen Generation erfüllen wird.

Es ist wahr, unsere Gegner haben sich im Ganzen durch die letzten Jahre sehr unweise gerührt. Trotz zähester Ausdauer und größter Gewandtheit in den Geschäften sind ihnen große Erfolge fast immer durch den Unverstand verdorben worden, den eine verkehrte Weltanschauung auch klug ersonnenen Operationen zutheilt. Sie haben stets vortrefflich verstanden, auf Einzelne und durch Einzelne zu wirken, bedrängte Seelen zu gewinnen, Beamte und Fürsten einzuschüchtern, Geldmittel und neue Stützpunkte zu schaffen, sich als harmlos, verdienstlich, unentbehrlich darzustellen. Aber sie haben auch stets an dem verhängnißvollen Uebelstand gelitten, daß sie die Kräfte ihrer Gegner unterschätzten, welche ihnen, den fest Disciplinirten, als eine haltlose und zerfahrene Menge erscheinen; sie haben sich gern über die Gewalt ihres eigenen Rüstzeugs Täuschungen hingegeben, und sie sind in der Regel da, wo sie einmal zur Herrschaft kamen, an der Untüchtigkeit und Roheit der Masse, der sie gebieten, kläglich gescheitert. So sind sie fast genau in der Lage jenes verneinenden Geistes, der im Großen nichts vernichten kann und unermüdlich im Kleinen gegen den Gott im Menschengeschlecht arbeitet. Wie alt sind die Illusionen zu Rom über das nahe Ende der Ketzerstaaten! Wie lange und fest haben die Politiker des Vatikans auf die nahe bevorstehende Bekehrung der englischen Kirche gerechnet! Wie verhängnißvoll ist dem Papstthum der unkluge Eifer für die Polen, für die Legitimität kraftloser Prätendenten geworden! In unserem Menschenalter wird kaum eine hervorragende Person und keine große Angelegenheit zu ent-

decken sein, denen ihre Freundschaft nicht verderblich geworden ist, fast alle entthronten Fürsten sind an ihrer Bundesgenossenschaft zu Grunde gegangen, von Dom Miguel bis zu Isabella, dem König von Neapel, Kaiser Maximilian und Kaiser Napoleon III.; jedem Staatsmann und jeder politischen Partei, denen sie sich anschließen, drücken sie in kürzester Zeit die facies hippocratica, die Wahrzeichen des Todes auf. Dieselbe große Gesellschaft der streitenden Kirche, welche im 16. und 17. Jahrhundert den damaligen Protestantismus erfolgreich einzudämmen wußte, sie ist im 19. Jahrhundert zu einer hoffnungslosen Genossenschaft von Verschwörern gegen das Gefüge des modernen Staates geworden. — So war es auch in der Ordnung, daß die Partei im Jahr 1870 eine verkehrte Vorstellung von dem Machtverhältniß der Deutschen und Franzosen hatte. Damals haben die Ultramontanen von Frankreich den Krieg gewollt und nach Kräften geschürt, weil die hohe Zeit und der Triumph der Kirche bevorstehe, und die römische Partei in Deutschland hat den Waffen der Franzosen Sieg erfleht. Das Letztere war nicht nur Landesverrath, auch die äußerste Thorheit eines unsittlichen Princips. Dafür also soll ihnen jetzt die Macht des Staates fühlbar werden.

Das Schulaufsichtsgesetz an sich ist freilich noch keine Hilfe, es macht nur Abhilfe möglich; selbst wenn es glücklich durch die Charybdis des Herrenhauses gesteuert wird, droht noch längere Zeit zu vergehen, bevor die darauf beruhenden Ordnungen berathen werden und Gesetzeskraft erhalten. Unterdeß drängt die Zeit. Die Position der Staatsregierung gegen das zur Zeit bestehende Unwesen ist mit so außerordentlichem Ausdruck von Energie dargelegt worden, daß die Gegner, auf das Aeußerste gereizt, auch ihrerseits alle Mittel der Agitation gebrauchen werden. Jeder Monat, jede Woche, in denen ihnen die alte Macht gelassen wird, verbreitet größere Aufregung in der katholischen Bevölkerung. Es wäre falsch, wollte man die ausbrechenden Symptome dieser Agitation abwarten, um sie zu bekämpfen, es gilt offenbar, den Grund der Krankheit schleunig zu beseitigen, d. h. die Schule, zunächst die Elementarschule, von der Kirche zu lösen.

Die Ordnung, nach welcher dies geschehen soll, ist nicht neu zu erfinden. Die Unterstellung der Schule unter die Regierung ist in einzelnen Territorien, z. B. im Großherzogthum Baden und in Gotha bereits durchgeführt, die leitenden Grundsätze haben sich vortrefflich bewährt, ihre Anwendung auf Preußen hat in Wahrheit keine anderen Schwierigkeiten als die, welche in der Weitläufigkeit des Geschäftsgangs und außerdem im Geldpunkt liegen. Denn die Frage der Trennung von Kirche und Staat ist im letzten Grunde eine Geldfrage, vollends die Emancipation der Schule beruht fast ausschließlich auf der Möglichkeit, die Lehrer fest mit dem Staatsinteresse zu verbinden. Es sei erlaubt, nach dieser Richtung die Aufgaben des Staates, wie sie hier und da bereits gesetzlich gelten, kurz aufzuzählen:

1. Minimalgehalt jedes Elementarlehrers wird 200 — im Westen 250 — Thlr. Wo sein Jahreseinkommen bisher geringer war, tritt der Staat ergänzend und garantirend ein, vorbehaltlich späterer Regulirung mit den alten Bezugsquellen.

2. Das Gehalt des Elementarlehrers steigt alle fünf Jahre um wenigstens 10 Thlr.
3. Die Schule steht unter einer Schulcommission von fünf Mitgliedern, zu denen der Pfarrer des Orts gehört, denen ein Mitglied des Ortsvorstandes vorsitzt.
4. Die Aufsicht des Staates wird durch Kreisschulinspectoren wahrgenommen, welche dafür angestellt und gut bezahlt werden, welche durch Reisen und fortwährende Inspectionen in den Schulen ihrer Kreise Controle üben, und welche die Lehrer des Kreises jedes Halbjahr in der Kreisstadt collegialisch versammeln.
5. In jeder Provinz wird ein neues Lehrerseminar errichtet, der Seminarkursus wird um ein Jahr verlängert, die Lehrzeit den Seminaristen durch Reform der Convicte 2c. und durch Prämien erleichtert.

Durch diese Reformen wird der Stand der Lehrer in neuer Weise an den Staat gefesselt, gehoben und allmählich zu dem gemacht, was er längst hätte sein sollen, ein geachteter Vertreter wichtiger Staatsinteressen in der Gemeinde. —

Dazu gehört Geld. Allerdings nach ungefährem Anschlag fast zwei Millionen jährlich für Erhöhung der Lehrergehalte (1,000,000), Anstellung von Schulinspectoren (600,000), Erweiterung der Seminarien (400,000). Aber diese Summe war ja zum großen Theil überschüssig vorhanden. Und es wird eine unholde Betrachtung, mit welcher Unbehilflichkeit unsere große Staatsmaschine zur Zeit noch arbeitet, wenn man lesen mußte, wie Finanzminister und Abgeordnetenhaus lange über die Verwendung eines Einnahmeüberschusses stritten, während in einem anderen Ministerium die große Summe fehlt, welche nöthig ist, die ganze Volksschule preußisch zu machen.

Gerade der Schule ist auf der Stelle zu helfen, wenn ein starker Wille von oben durchschlägt, aber auch nur dann. Nicht durch kleine Palliative, nicht durch zögernde Maßregeln und nicht durch Compromisse ist der Brand zu löschen, der durch das Schulaufsichtsgesetz in Preußen entzündet ist, nur eine große und schneidende Maßregel erhebt und sichert den Staat. Und Vieles trifft zusammen, diese Erhebung gerade jetzt leicht zu machen. ♀.

Zur niederländischen Culturgeschichte. Aus Holland. — Mit der Vertagung der Kammern bis Mitte d. M. war auch die Beschäftigung mit den ernsteren Staatsinteressen in den Hintergrund getreten. Zwar hat der Kriegsminister Engelvaart der allgemeinen Unzufriedenheit mit seinen beabsichtigten Armeereorganisationsplänen weichen müssen und dem General Delprat Platz gemacht, dem der Ruf eines tüchtigen Officiers vorangeht, der aber beim Könige nicht sehr beliebt sein soll. Man beschäftigt sich nun angelegentlich mit der würdigen Feier des 300jährigen Bestehens der freien Niederlande, als deren ersten Anfang die Eroberung Brielles am 1. April 1572 angesehen wird. So wird man denn auch einmal in einigermaßen erhebenderer Weise, als durch das allsonnabendlich mit schauderhafter Regelmäßigkeit wiederkehrende Unterwassersetzen von Allem, was durch Wasser gereinigt werden kann, daran erinnert, wie viel Holland dem Wasser verdankt. Nun, es beweist sich dankbar genug. Es ist in der That lohnend, den an das Schiff anknüpfenden Einrichtungen nachzugehen, wenn wir uns dagegen ver-

wahren, diesen Zusammenhang als einen ursächlichen ansehen zu wollen. Zunächst die Bauart der Häuser. An einen höheren Vorderbau schließt sich durch einen oder zwei lange Gänge verbunden ein Hintergebäude an, durch welche Baulichkeiten ein geplatteter Hof eingeschlossen wird. Der Grundriß ist so feststehend, daß nach ihrer Lage die Zimmer jedes Hauses unterschieden werden und man von der Zykamer (Seitenstube), Achterkamer (Hinterstube), Bovenkamer (Oberstube) rc. redet in derselben Allgemeinheit, in der man bei den deutschen Häusern von Treppe, Küche reden kann. In die Häuser der kleinern Handel- auch wohl Gewerbetreibenden erfolgt der Eintritt durch den winkel (Laden), doch wird auch dann, wenn irgend möglich ein auch noch so kleines Zykamertje abgeschieden; denn diese Stube ist das Empfangs- und Staatszimmer, in mehr repräsentirenden Häusern durchsetzt es den ganzen Vorderbau, in zwei Hälften getheilt durch eine Wand mit breiten Flügelthüren, die fast immer offen stehen, und ist demgemäß auch am elegantesten möblirt, wobei aber das in Deutschland gewöhnlich den Mittelpunkt abgebende Sopha durch Sessel ersetzt ist, überhaupt sitzt man meist um einen in der Mitte des Zimmers befindlichen großen runden oder ovalen Tisch. Größere Häuser besitzen zwei Seitenstuben zu beiden Seiten des Eingangs. Dabei hat man nun für winkelrechte Bauten wenig Sinn. Auch wo die Straßenrichtungen dies durchaus unnöthig erscheinen lassen, erstrecken sich die Häuser oft in auf die Straße nicht senkrechter Richtung, enthalten sie fast lauter schiefwinklige Stuben. Der Eingang selbst ist dagegen womöglich recht stattlich hergestellt. Da fällt der Blick des in den marmorgeplatteten Gang Eintretenden auf alljährlich restaurirte Stuckwände, in denen mit Vorliebe ein altmodisches Barometer oder eine alte Uhr prangt; hat das Haus wie sehr häufig einen Garten, so öffnet eine den Gang schließende Glasthüre den Blick durch den Hausgang hinein, und ist das nicht, so ersetzt man ihn durch in dem vordern Theil des Hausgangs aufgestellte immergrüne Gewächse. Das freilich, sowie die großen Fenster ähnelt dem Schiffe nicht, aber um so mehr die Treppe. Freue dich, Fremdling, der du eine Treppe in einem holländischen Privathause zu erklimmen oder gar herabzusteigen hast, wenn ihre Steigung, die der Architektenformel Deutschlands hierfür Hohn spricht, wie der Luftballon dem Steuer, durch ihre Windung Gelegenheit gibt den Fuß aufzusetzen, du hüpfest und polterst sonst auf einem Theile herunter, den der liebe Gott dem Menschen nun doch einmal nicht um darauf zu wandeln gegeben hat. Und diese dann so verhängnißvolle Länge in gerader Linie! Aber freilich, die beschriebene Bauart bringt es mit sich, daß jeder Theil des Hauses seine besondere Treppe hat und in den bei weitem meisten Fällen sind diese ja auch nur für die Hausbewohner bestimmt, man sieht sie vom Gange gewöhnlich nicht und so kommt es für holländische Denkungsart weniger darauf an, daß sie gut construirt ist. Auch ist diese Unvollkommenheit eben nur durch die behagliche Einrichtung möglich, daß jedes Haus gewöhnlich von einer Familie bewohnt ist. In den neuern Häusern, so vor allem in der am wenigsten holländisch gebauten Stadt Hollands, dem Haag, findet man auch je länger je mehr in dieser Beziehung bessere Einrichtungen. Der Grundriß der in der Umgebung der Städte liegenden Gartenwohnungen ist fast durchweg ein anderer. Die Zykamer ist durch eine Kuppel vertreten, an die sich ein niedriger Flügel anschließt. Diese zeigen dann auch die Aehn-

lichkeit mit dem Schiffe darin, daß sie alle ihren Namen haben müssen, da wimmelt es von buitenlust (Außenluft), veldzigt (Feldaussicht) ꝛc., wobei wir uns des langjährigen Wohnorts des Dichters und Rathspensionarius, Cats, zorgvliet (Sorgenflucht) auf dem halben Wege zwischen dem Haag und Scheveningen erinnern, jenes Dichters, dessen Ruhm — heißt es doch auch jetzt immer nur Vater Cats — ganz und gar nicht im Verhältniß steht mit der Trivialität seiner Gedichte und der Unlauterkeit seiner Gesinnung. Aber auch die Geräthe der Holländer, vor allem Wagen und Schlitten, verläugnen die Schiffsähnlichkeit nicht, namentlich die erstern, wenn sie auf ihren hohen Rädern und mit den spiralig gewundenen Schnäbeln, die keinen Zweck zu haben scheinen als den einen Fuß des Rosselenkers zu tragen, dessen anderer bei gewöhnlich mangelnder Deichsel bereit gehalten sein muß, dem Rosse behufs der Hemmung gegen das wohlgerundete Hintertheil zu stemmen, durch dies wasserebene Land eilen. Endlich bietet die holländische Sprache eine große Menge vom Schiffe und seiner Bemannung entnommene Bezeichnungen. Der Holländer macht etwas klar, nicht fertig, er setzt etwas auf's Land, nicht auf die Seite, er hat das Land über etwas, statt Aerger, wie der Matrose, der nicht in seinem Element, der See ist, letzteres ein noch burschikoser sich mehr und mehr einbürgernder Ausdruck. — Aber um nicht schließlich allzuweit in's Wasser zu gehen, noch eine ernstere auf die Kammersitzung vom 8. Febr. des Abgeordnetenhauses in Berlin bezügliche Bemerkung. Es ist unbegreiflich, wie der Abgeordnete Windthorst (Meppen) die confessionslose Schule Hollands als warnendes Beispiel aufstellen kann. Ich berichtete Ihnen bereits neulich, daß von den Rekruten von 1871 14,4 Procent nicht lesen und schreiben konnten, die vom Abgeordneten Lasker Herrn Windthorst entgegengehaltenen 22 Procent beziehen sich auf die Aushebung von 1853. Nach den einzelnen Provinzen vertheilte sich dies damals so, daß auf den katholischsten der holländischen Provinzen Nordbrabant 41,6, jetzt nur 28 Proc., so wenig gebildeter kamen. Also auch dort hat in diesen 18 Jahren eine so bemerkliche Bildungszunahme stattgefunden, wir fragen: trotz der confessionslosen Schule oder trotz der Priester?

Eine Antwort für die Kreuzzeitung. Leipzig, 27. Febr. 1872. — Die Kreuzzeitung polemisirt in ihrer gestrigen Nummer gegen den Artikel in Nr. 8 dieses Blattes: die große Krisis in Preußen. Der Verfasser desselben entgegnet darauf folgendes:

Wir haben durchaus keinen Grund zu leugnen, daß, wie die Kreuzzeitung rühmt, das Palais Radziwill „von jeher Jedermann ohne Unterschied der politischen Ueberzeugung, gesellschaftlichen Stellung, Religion oder Nationalität offen gestanden“ habe. Es ist also wohl auch dem Herrn geöffnet worden, welcher in der Kreuzzeitung „auf Grund authentischer Erkundigungen“ ausdrücklich erklären wollte, daß die Ausführungen „Im neuen Reich für jeden nur einigermaßen orientirten Leser den Stempel der Unwahrheit an der Stirn tragen“ und „gänzlich aus der Luft gegriffen sind.“ — Wohl, jenes Palais ist ein gastfreies Haus, durchaus würdig eines polnischen Grand Seigneur, der in Berlin Hof hält; in dem vornehmen Hotel mag Jedermann, der Zutritt suchte, sich wohl befunden haben, vielleicht auch der Schreiber jenes Artikels in der Kreuzzeitung. Dennoch müssen wir diesen

ersuchen, seine authentischen Erkundigungen über Character und Bedeutung des stattlichen Hauses nicht nur in diesem Hause selbst, sondern auch anderswo auf preußischem Grund und Boden einzuziehen.

Er dürfte dann erfahren, wie das reiche Capital, das in jenem Palais mit bester Art von Aisance, in echter Vornehmheit, ja selbst durch bürgerfreundliche Betheiligung an Communal-Interessen seit Jahren geschlagen worden ist, seine Zinsen getragen hat nur für eine Richtung des Katholicismus, welche dem polnischen Wesen homogener ist, als dem deutschen.

D. R.

Literatur.

Ein künstlerischer Humorist. Aus A. Hendschel's Skizzenbuch, Photogr. im Verlag von F. A. C. Prestel in Frankfurt a. M. —

Um Weihnachten verbreitete sich von Frankfurt aus ein kleines Heft mit Photographien nach Zeichnungen, die theils mehr, theils weniger vollendet, bunt zusammengestellt, schlechtweg den Titel trugen: aus Hendschel's Skizzenbuch. Zum ersten Male trat dieser Name unter uns auf; Niemandem bekannt, uneingeführt durch literarisches Geleit, stellte er sich vor uns hin und es ging ihm wie den ungeladenen Fremden in der Fabel, die sich plötzlich als Prinzen entpuppen und an der Tafel obenan zu sitzen kommen. Denn wohin die Bildchen flogen, zündeten sie helle Freude an. Seitdem haben Photograph und Verleger die Hände voll zu thun, von allen Enden begehrt man die Blätter, und der stille Betrachter rechnet mit Freude die Summe freundlicher Eindrücke zusammen, die sie überall hervorbringen.

Ein Signalement des Mannes sind wir nicht zu geben im Stande; was das Künstlerlexikon über ihn beibringt, ist kärglich genug. Er gehört zu dem Kreise jüngerer Frankfurter, in denen die Anregungen Passavant's und J. Becker's Frucht tragen, aber sein bisheriger Entwicklungsgang ist dem größeren Publikum verborgen geblieben. Es scheint sogar, als hüllte er sich absichtlich in Dunkel ein; man sagt, nur auf unabläßiges Drängen der Freunde habe er die Mappe geöffnet und Einiges daraus in die Oeffentlichkeit flattern lassen.

Hendschel's Skizzenbuch bewegt sich im Umkreis der alltäglichen Erfahrungen und Beobachtungen. Jedem ist, als hätte er genau diese Scenen, die er uns vorführt, selber schon erlebt und belauscht, und das kommt daher, weil sie eben wahrhaft erlebt sind: — wie das Auge im Bildniß jeden Beschauer, wo er auch stehe, ansieht, wenn es den Maler angesehen hat. Soll man ihm unter den anderen Namen, die uns auf dem bevorzugten Gebiete der Kinderschilderei die liebsten geworden sind, den Platz anweisen, so wird man sagen dürfen: Hendschel ist genrehafter als L. Richter, zarter als Pletsch; seine Stärke liegt in der Unmittelbarkeit ganz moderner Empfindung und Formweise; er gibt uns auf's erfreulichste zu erkennen, daß unsere Welt von heute, wie sie ist, voll Poesie steckt, wenn man sie nur mit den rechten Augen anzusehen weiß. Es wird kein moderner Künstler zu finden sein, bei dem

der persönliche Stil so vollkommen in den Stil der Gegenstände selbst übergeht, die er uns vorführt.

Da ist eine Reihe Blätter, in denen er die Künste in der Gestalt des Kinderspieles conterfeit: der Musikus liegt am Ententeiche und bläst dem nicht eben dankbaren Publikum ein Stück auf der Hollunderpfeife vor; der Architekt ist der Kartenkünstler, wie er eben das letzte Blatt auf den ragenden Bau setzt; Bildhauer ist der Junge, der den Schneemann knetet; der Maler schmiert mit unbarmherzigem Pinsel sein Bret an; der Schauspieler phantasirt mit den Pulcinellen und versetzt den zuschauenden Spitz in gerechte Aufregung; am Schluß in tiefem Laub versteckt über einem Buche brütend ein Mädchen; sie läßt die Burschen sich abarbeiten, die etwas vorstellen wollen, sie thut nichts: sie ist eben Poesie.

Solchen reizenden Einfällen gegenüber, die nicht geistreich, sondern nur gemüthvoll sind, stehen die harmlosesten Situationen, jene Gestaltungen des kindlichen Traumlebens, die sich am besten mit der alltäglichen Antwort charakterisiren lassen: Was thust Du? — Nichts! Oder es wird der Kampf des Ungeschickes mit den Mächten der Cultur in der drolligsten Weise geschildert. Hervorstechend ist auch ein witziger Zug: Schabernack und allerhand dumme Streiche gibt er köstlich zum Besten; in der Carrikatur verräth sich feine Detailbeobachtung: Bittsteller, Colporteur, Botanikus sind auf's gelungenste Porträts, aber der Schwerpunkt des Talentes liegt doch in der Malerei des poetischen Seelenlebens. So erheben sich die Blätter, in denen er Leid und Lust der großen Leute belauscht, zum höchsten Grade ergreifender Natürlichkeit: der Bursch, dem das Mädchen beim Abschied noch zum letzten Male gute Vorsätze predigt, die Erzählung des Heimkehrenden, das Glück der jungen Gatten, das Gebet des Kranken am Gnadenbilde, sind Erfindungen des Künstlers, die Keinem mehr verloren gehen, der sie betrachtet hat.

Wir haben einen Wunsch auf dem Herzen, der zugleich für die Kunst selber von Werth ist: Das Reizendste an Hendschel's Bildern ist, technisch betrachtet, die Unumwundenheit und Frische des Vortrags. Möchte er, um sie bei künftigen Arbeiten durch die Vervielfältigungskunst nicht einzubüßen, sich mit der Radiernadel befreunden, um sie selber als Malerstiche zu verbreiten. Alle andere Wiedergabe macht fremde Hand erforderlich; nur die Radierung wie die Andeutungssprache der Skizzen so auch die Beibehaltung der eigenen Handschrift. Frankfurter Landsleute wie Fechner und Rumpf, mit denen Hendschel manche Verwandtschaft hat, sind darin mit wackerem Beispiel vorangegangen. Und der deutschen Kunst würde damit eine gute That gethan, wenn ein frischer und liebenswürdiger Geist wie dieser sich wieder mit einer Technik befaßte, die, am empfindsamsten für die Grazie, den Erfindungen Hendschel's unbedingt am besten zu Gesicht stehen müßte. Dann bekommen wir, was er uns künftig bietet, auch in der echtesten Gestalt. Und daß er recht oft kommen möge, dafür sorgt wohl die vorwärtstreibende Empfindung, daß er ein Liebling unseres Volkes zu werden das Zeug hat. Er darf uns nun nicht mehr zurück, so wenig ihm die Oeffentlichkeit anfänglich auch behagen mag. Wir sind nicht reich genug, den Sonntagskindern Ferien zu geben, besonders wenn sie Humoristen sind wie er. M. J.

Ausgegeben: 1. März 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die deutsche Naturforscherversammlung.

Im September dieses Jahres wird ein halbes Jahrhundert vergangen sein, seit auf Oken's Betrieb zu Leipzig die erste Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zusammentrat. Im Andenken daran hat die vorjährige Rostocker Versammlung für den Herbst 1872 wiederum Leipzig zum Vereinigungsort erwählt. Die Leipziger Naturforscher hätten zwar zum Theil einen fünfjährigen Aufschub der Feier bis zur fünfzigsten Versammlung selbst vorgezogen — ein paarmal ist diese nämlich politischer Zeitereignisse wegen ausgesetzt worden — denn bis dahin wird die mächtig aufstrebende Hochschule, wie man hofft, die Anzahl ihrer musterhaften medicinischen und naturwissenschaftlichen Institute nahezu verdoppelt sehen. Allein auch so wird die Stadt Leipzig die ihr zugedachte Ehre zu würdigen wissen, nur werden die gelehrten Gäste ausnahmsweise einige Tage vor dem statutenmäßig feststehenden Anfangstermine (dem 18. September) erscheinen müssen, wenn sie nicht außer den üblich gewordenen festlichen Aufmerksamkeiten selbst auf ein angemessenes Unterkommen überhaupt verzichten wollen; denn die große Herbstmesse der Handelsstadt hat als ältere und ohne Zweifel wichtigere Institution unstreitig den Vorrang. Wie so oft im irdischen Getriebe müssen da hinter den materiellen Interessen die geistigen zurückstehen. Die geistigen, wirklich die geistigen?? — das wäre am Ende noch fraglich. „Ne vous verrons-nous pas ici", schrieb der alte Schalk A. v. Humboldt am 10. Aug. 1828 aus Berlin an Dirichlet, pendant *l'irruption* des naturalistes? ou redoutez-vous le chaos de cette *foire littéraire?* Nach fünfzigjährigem Bestehen wird sich diese „literarische Messe" wohl eine unbefangene historische Prüfung gefallen lassen dessen, was sie geleistet, wodurch sich von selbst ergeben muß, was sie in Zukunft noch etwa wird leisten können.

Die deutsche Naturforscherversammlung genießt in zwiefacher Hinsicht des Ruhmes ein vorleuchtendes Beispiel dargeboten zu haben, einmal den Berufsgenossen in andern europäischen Nationen, dann den Volksgenossen von anderem wissenschaftlichem oder practischem Berufe. Aus der Anregung, welche sie den letzteren gegeben, geht unmittelbar ihre nationale Bedeutung hervor; die Nachfolge, welche sie im Auslande gefunden, bezeugt dagegen,

daß man ihr auch, abgesehen von solchen außerwissenschaftlichen Beziehungen, eine Bedeutung entweder für die Sache der Naturforschung an sich, oder doch für die Personen der Naturforscher als solcher zuerkannt hat.

Wenn man sich der persönlichen Eigenthümlichkeit des Gründers dieser periodischen Vereinigung erinnert, so wird man auf die nationale Idee als die eigentlich bewegende Ursache geführt. Oken's patriotisches Andenken dauert fort unter uns allen, in seiner Wissenschaft dagegen hat er nicht eben erhebliche Spuren hinterlassen; den phantastischen Ideen einer verfrühten naturphilosophischen Speculation gab er sich allzu unvorsichtig hin. Als nun der populäre Professor des Wartburgfestes 1822 deutsche Naturforscher aus allen Theilen des Vaterlandes nach Leipzig zusammenrief, da war es eben diese über die Grenzen der Einzelstaaten hinausverlangende gesammtdeutsche Gesinnung, was am meisten die Beachtung und den Beifall der Zeitgenossen, ja der Nächstbetheiligten selber erweckte. Niemand hat das deutlicher ausgesprochen, als Alexander v. Humboldt, der freilich durch seinen Pariser Aufenthalt verhindert ward, an den ersten Zusummenkünften Theil zu nehmen. In dem nämlichen Briefe, den wir oben citirten, reiht er dicht an die spöttischen Bemerkungen über die neue Institution die schöne Anerkennung: „Elle a cependant un côté sérieux, c'est une noble manifestation de l'unité scientifique de l'Allemagne; c'est la nation divisée en croyance et en politique, qui se revêle à elle même dans la force de ses facultés intellectuelles." Und gerade deshalb war er eifrig und mit Erfolg bemüht, sobald er nach Deutschland zurückgekehrt war, die nationale Anstalt auch einmal nach Berlin zu ziehen. Es war das erste, sozusagen allegorische Vorspiel eines deutschen Parlaments, was die preußische Hauptstadt im September 1828 in ihren Mauern jubelnd begrüßte. „Was kann das Bild des gemeinsamen Vaterlandes erfreulicher vor die Seele stellen, als diese Versammlung?" rief Humboldt als Vorsitzender in der meisterhaften Eröffnungsrede vom 18. September aus: „Von dem heiteren Neckarlande, wo Kepler und Schiller geboren wurden, bis zu dem letzten Saume der baltischen Ebenen, von diesen bis gegen den Ausfluß des Rheins, wo unter dem wohlthätigen Einflusse des Welthandels seit Jahrhunderten die Schätze einer exotischen Natur gesammelt und erforscht wurden, sind, von gleichem Eifer beseelt, von einem ernsten Gedanken geleitet, Freunde der Natur zu diesem Vereine zusammengeströmt. Ueberall, wo die deutsche Sprache ertönt und ihr sinniger Bau auf den Geist und das Gemüth der Völker einwirkt; von dem hohen Alpengebirge Europa's bis jenseits der Weichsel, wo im Lande des Kopernikus die Sternkunde sich zu neuem Glanze erhoben sieht; überall in dem weiten Gebiete deutscher Nation nennen wir unser jedes Bestreben, dem geheimen Wirken der Naturkräfte nachzuspüren." In dem enthusiastischen Em-

pfange, welchen das Publikum aller Stände den Gästen bereitete, spiegelte sich dieselbe nationale Empfindung wieder; selbst die Mißwollenden wurden in die fröhliche Stimmung hineingezogen, man sah Herrn v. Kamptz mit Oken Arm in Arm zu Tische gehen in der lebhaftesten Freude über die neue Bekanntschaft. Oken selbst freilich, der wohl mehr praktisch patriotische Ziele im Auge gehabt hatte, äußerte sich, wie er der Stadt Leipzig wegen ihrer lauen Theilnahme grollte, über den Berliner Empfang im entgegengesetzten Sinne: das sei nicht die Meinung gewesen, Monarchen, Prinzen und Minister heranzuziehen, ein volksthümliches Unternehmen durch Hof- und Staatsfeste zu feiern!

So war nun aber einmal der historische Gang unserer deutschen Einheitsbestrebungen: nur allmählich fanden sie aus den luftigen Gebieten idealer Gemeinschaft den Weg auf den festen Boden politischer Realität, sie stiegen gleichsam vom Himmel zur Erde hernieder. Zuerst waren nur die Geister bei einander im Genusse der classischen Werke unseres literarischen Zeitalters; es folgte die Periode wissenschaftlicher und bald auch technischer Cultur, da kamen die Männer selbst leibhaftig zusammen, freilich zunächst auch nur um theoretischer, gar unpolitischer Zwecke willen; aber die Gemüther berührten sich doch, man fühlte sich verwandt, man fand, daß man wenigstens im Trachten nach der Einheit schon wirklich eins sei. Hierin sind nun die Naturforscher vorangeschritten, in den dreißiger Jahren standen ihre Versammlungen in jeder Hinsicht in vollster Blüthe. Es folgten die Forst- und Landwirthe, die Philologen, die Architekten und wer wüßte die andern alle aufzuzählen? Einen Fortschritt in nationaler Richtung bezeichnete sodann die erste Germanistenversammlung zu Frankfurt 1846, das Vaterländische als solches bildete hier den Stoff der Verhandlungen. Noch wollte man die eigentliche Politik fernhalten, aber sie drängte sich von selbst auf; zwei Jahre später tagte in derselben Reichsstadt die deutsche Nationalversammlung. Darauf in den trüben Zeiten der Reaktion schien sich der nationale Unitarismus wieder in die rein geistigen Interessen verflüchtigt zu haben. Der Karlsruher Naturforscherversammlung von 1858, der letzten, die er erlebte, schrieb Humboldt den Trauergruß, sie sei als ein schwaches Lichtbild der mythischen Einheit des Vaterlandes übrig geblieben.

Man sieht, eine wie bedeutende Rolle die Naturforscherversammlung mehr als vier Jahrzehnte hindurch in der deutschen Entwicklung gespielt hat. Seit aber die reale Einheit der Nation in ihrer Mehrzahl dauernd in politische Erscheinung getreten, bedarf es aus dieser Rücksicht nicht mehr jener doch immer nur sehr schüchternen Versuche in ideeller Sphäre; die Allegorie wird entbehrlich, wo man Mittel zu direkter Darstellung gefunden hat.

Hiermit wäre nun aber das Wesen unserer Institution bei weitem nicht erschöpft. Wie hätten sonst, um anderer Nationen zu geschweigen, die Eng-

länder, die sich seit Jahrhunderten nationaler Einheit erfreuen, in der British Association das deutsche Muster nachgeahmt? Wie hätte Murchison sich sogar einmal mit der Idee, einen internationalen europäischen Naturforschercongreß auf den Herbst 1842 nach Frankfurt zu berufen, tragen können? Der kam nun freilich nicht zu Stande, aber Deutsche, Schweizer, Skandinaven, Briten, Italiener, sind als Gäste herüber und hinüber gewandert; man hat allenthalben gemeint, daß dadurch der wahre Zweck dieser Zusammenkünfte nur gefördert werde. Welches ist nun dieser wahre Zweck?

Man wird an den Zug unserer Zeit zur Genossenschaft erinnern, zur Gesellung der Gleichstrebenden zum Behufe gemeinsamer und dadurch verstärkter Wirksamkeit. Wo irgend praktische Willensäußerung denkbar ist, wie bei den Congressen der Volkswirthe, der Juristen, der Aerzte in ihrer Eigenschaft als Praktikanten, selbst der Statistiker, hat dies Princip seinen guten Sinn. Aber die Naturforscher, was können sie mit einander wollen und vollbringen? Erkenntniß an sich wird durch die Menge nicht errungen; Mehrheiten haben keine Macht über theoretische Wahrheit, das lehrt die Geschichte der Concilien und der Disputationen überhaupt; Forschung wird immerdar ein Einzelkampf bleiben des Forschers mit seinem Gegenstande, den Ermüdeten mag eine frische Kraft ablösen, für zwei wird allenfalls noch Raum sein neben einander — man denke an die Entdeckung der Spectralanalyse — die größere Masse aber wird nur schwächer werden, wie die Perser vorm Engpasse. Von Anfang an empfand man auch bei unseren Naturforscherversammlungen die übermäßige Anzahl der Theilnehmer als schweren Schaden. Eben deshalb brachte Humboldt 1828 die wichtige Reform der Eintheilung in Sectionen zuwege. Auf begrenztem Gebiete konnte so die Discussion von Wenigen sich leichter und sicherer bewegen. Trotzdem hat auch diese Reform am Ende wenig geholfen. Selbst aus der sogenannten Arbeit der Sectionen ist kaum je, bei der Planlosigkeit ihres dem Zufall anheimgegebenen Gesammtverlaufes, irgend welche Frucht erwachsen; nur zu häufig haben sich dabei gerade diejenigen, deren Ansichten im gewöhnlichen literarischen Wege wissenschaftlicher Mittheilung mit Recht überhört worden, breit und anmaßlich mit Projecten, Systemen und vermeintlichen Entdeckungen hervorgedrängt. Da pflegen sie aufzutreten, jene unermüdlichen Wanderprediger, die Apostel der Hypothesen, die überreden wollen, weil sie nicht überzeugen, imponiren, weil sie nicht beweisen können. Und was soll man gar von den Gesammtsitzungen sagen? Nur wenige Geister beherrschen das Allgemeine der Naturforschung so souverän, wie etwa Helmholtz, der diese Fähigkeit eben seiner gewaltigen Herrschaft über so viele ihrer Sondergebiete verdankt. Hart nach ihm trat am 18. September 1869 zu Innsbruck Robert Mayer auf, um zuletzt das unsterbliche Verdienst seiner Entdeckung

durch ein höchst persönliches Glaubensbekenntniß an so unrechtem Orte momentan fast in Vergessenheit zu bringen. Oder ein Kopf von der Klarheit Virchow's läßt sich von unheilbarer Sucht nach dem Spiele mit brennenden Tagesfragen soweit hinreißen, den Naturforschern zu Rostock in einer vagen Rede über „die Aufgabe der Naturwissenschaften in dem neuen nationalen Leben Deutschlands"*) die Nothwendigkeit des Normalarbeitstages zu predigen. Eine Versammlung ohne bestimmte Aufgaben darf sich nicht wundern, daß man sie willkürlich mit Meinungen und Forderungen behelligt, die, anderwärts geäußert, unbestreitbar ein Recht, ja eine Pflicht des Daseins haben.

Allerdings sieht nun die deutsche Naturforscherversammlung ihren Hauptzweck nicht etwa in gegenseitiger Mittheilung von Abhandlungen und Vorlesungen, sondern in der persönlichen Annäherung der Fachgenossen und, wie Humboldt 1828 so schön aussprach, „in der mündlichen und darum mehr anregenden Auswechselung von Ideen, sie mögen sich als Thatsachen, Meinungen oder Zweifel darstellen; in der Gründung freundschaftlicher Verhältnisse, welche den Wissenschaften Licht, dem Leben heitere Anmuth, den Sitten Duldsamkeit und Milde gewähren." Und hierin liegen auch thatsächlich die wichtigsten Wirkungen der Institution; es wäre höchst ungerecht, ihren Segen nach dem zu ermessen, was etwa in ihren Tageblättern oder sonst durch den Druck veröffentlicht wird: das Ungeschriebene, nie zu berechnende stellt ihren besten Ertrag dar. Im Anfang unseres Jahrhunderts war der deutsche Gelehrte noch überall isolirt und dadurch tausendfach gehemmt; wie wenige Fachgenossen standen selbst an den Hochschulen einander nah in freundlich wetteiferndem Verkehre! Nach 1828 aber war das Bild des wunderlichen Einsiedlers, der in seine Ideen eingesponnen von der frischen Wirklichkeit des Tages nichts ahnt, dies Bild, das fremde Nationen spottend von unseren Gelehrten entwarfen, bald nicht mehr als eine historische Erinnerung.

Kein Wunder, daß dann die rein gesellige Seite der Versammlungen als die wesentliche im Laufe der Jahre immer mehr in den Vordergrund trat. Allein ihre Ausbildung geschah in unerfreulicher Richtung, in der ideenfeindlichen Form von Schmausereien und sonstigen zerstreuenden Lustbarkeiten. Unseren Städten darf man nicht verargen, daß sie gastfrei zu solchen Ab- und Ausschweifungen Gelegenheit boten. Sie glaubten dadurch nicht blos der nationalen Anstalt, sondern auch der Naturwissenschaft um ihrer selbst willen huldigen zu müssen, in der sie die Spenderin so reicher materieller Güter und zugleich die Weckerin manches freien menschlichen Gedankens verehrten. Aber die Naturforscher selbst hätten sich hüten sollen, die

*) Berlin, Franz Duncker 1871.

schiefe Ebene geselliger Ausgelassenheit sorglos zu betreten. Die vornehmsten Geister haben sich gerade darum mehr und mehr von den Versammlungen zurückgezogen. Ich will von Gauß nicht reden, dem das bunte Treiben solcher wissenschaftlichen Jahrmärkte durchaus ein Greuel war, ich verweise wieder auf Humboldt, der doch sonst als Virtuos der Geselligkeit bezeichnet werden muß. Er hat noch ein paar Versammlungen besucht — die Jenenser von 1836 gefiel ihm am besten — aber im ganzen ward ihm ihr Thun und Treiben immer widerwärtiger. Des wissenschaftlichen Verkehrs war ihm nie genug, unaufhörlich spottet er über die „eß-, spazier- und musiklustigen wandernden Naturseelen", die „großen gastronomischen Anstalten", die man für sie treffe, zuletzt sogar zum „Naturtanze für Naturtöchter!" „Das ganze theure Schauspiel", sagt er 1847, „(denn leider artet es dahin aus) ist wieder recht zahm und unbedeutend gewesen."

Diesen Uebelständen gegenüber erhebt sich die Frage, ob der Gewinn eines freien und leichten persönlichen Verkehrs, den man vor der Epoche der Eisenbahnen mit außerordentlichen Einsätzen nicht zu theuer erkaufte, heut noch gleicher Anstrengung bedürfe. Es ist nicht zufällig, daß die Franzosen fast allein unter allen Culturvölkern dem Vorbilde unserer Versammlungen nicht nachgetrachtet haben. Paris ist gewissermaßen die französische Naturforscherversammlung in Permanenz. Wir anderen Nationen aber ersetzen heut zwanglos durch die moderne Entwicklung der Communicationsmittel den Nutzen der sonst so verderblichen Centralisation. In allen Ferien suchen sich die Fachgenossen heim, in kleineren Kreisen, mit individuellen Fragen und Mittheilungen begegnen sie einander, keine rauschende Welle offizieller Lustigkeit übertäubt vor der Zeit ihr hoffnungsvoll begonnenes wissenschaftliches Gespräch: sie finden, was sie suchten. Wer dagegen gerade das sucht, was bei den bisherigen Versammlungen hauptsächlich zu finden war, sollte es dem so schwer fallen, sich mit Gleichgesinnten alljährlich zu besonderen Conventen auf eigene Gefahr zu verbinden?

Der Kreis der gastfreien Communen ist durchlaufen; es mögen zwar viele, die da willig sind, übergangen worden sein und manche würde gewiß gern zum zweiten, ja zum dritten Male wirthlich bereit sein. Einmal wird doch die letzte Stunde schlagen. Die deutsche Naturforscherversammlung könnte wohl in dem Momente, wo sie ihres Ursprungs eingedenk an die Stätte ihrer Geburt zurückkehrt, sich die Frage vorlegen, ob und unter welchen Bedingungen ihr ferneres Dasein ein Bedürfniß, sei es der Wissenschaft sei es der Nation, ebenso befriedigen würde wie ihr früheres. Die wachsende Zahl der Mitglieder wird, wer die wahren Interessen des Geistes im Auge hat, nicht für ein Zeichen des Gedeihens ansehen. Alle großen Institutionen der Menschen, in Kirche, Staat und Gesellschaft, gerathen wie die Menschen selbst

in Gefahr, im Alter kindisch zu werden. Für ein edles und segensreiches Leben aber bildet ein edler Tod den segensreichsten Abschluß.

Alfred Dove.

Das Mosaik von Pesaro.

Je weniger uns Kunstdenkmäler aus der dunklen Zeit des Mittelalters erhalten sind, um so mehr verdienen die, welche aus der Zerstörung so vieler Jahrhunderte sich gerettet haben, eine genaue Betrachtung, vorzüglich wenn sie uns Aufschluß über die Kunstthätigkeit einer Epoche zu geben versprechen, von der wir bis jetzt nur äußerst wenige Spuren haben. Gerade nach dieser Seite hin im höchsten Grade interessant scheint das im Jahr 1866 zu Pesaro aufgedeckte Mosaik zu werden; da man, trotzdem es gleich nach der Auffindung vom Architecten Carducci publicirt worden ist, in Italien so gut wie nichts davon weiß, kann man bei dem geringen buchhändlerischen Verkehr, der von Italien nach Deutschland statt zu finden pflegt, wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß dort noch weniger davon bekannt ist, und es wird mir deshalb gestattet sein, es mit wenigen Worten zu besprechen, wohl verstanden nur um die Aufmerksamkeit derjenigen, welche mit der in Frage kommenden Epoche sich beschäftigen, auf jenes Mosaik hinzulenken, nicht um selbständig daraus Folgerungen zu ziehen.

Ein Theil des Mosaiks war beim Umbau der Hauptkirche von Pesaro schon 1851 zum Vorschein gekommen und in jenem Jahre mehrfach, vorzüglich in den Sitzungen des archäologischen Instituts, besprochen worden (vergl. Bull. dell' Ist. .... 1852, S. 37. Carducci, sul grande musaico recentemente scoperto in Pesaro, Pesaro 1866, fol. S. 40 Anm.). Die Fortsetzung des Baus hat es allmählich ganz zu Tage gefördert und zu gleicher Zeit ergeben, daß unter ihm in geringer Tiefe sich noch ein zweites entschieden älteres in unbedeutenden Ueberbleibseln vorfand. Eine derartige Erscheinung steht nicht allein; sowohl in dem am Winckelmannsfest in Rom von Lanciani gehaltenen Vortrage (Bull. dell' Ist. 1872, Januarheft) sind verschiedene Beispiele nachgewiesen, als auch finden sich sonst, z. B. in Pompeji, ähnliche Fälle genug, und oft so, daß das obere Mosaik ganz roh und ohne Verzierung ist, während das untere zu den besten seiner Gattung gehört. Der allgemeine Gebrauch, den man im Alterthum von Mosaiken machte, erklärt zur Genüge, daß man sie im ganzen durchaus nicht als Kunstwerke höheren Ranges betrachtete und es vorziehen konnte, sobald einmal der Fußboden beschädigt war, ihn ganz mit neuem Mosaik zu verzieren statt das

alte auszubessern. Aehnlich ist es ja mit den Wandgemälden gegangen; es existiren in Pompeji und anderwärts genug Beispiele, daß unter der obersten mit ziemlich schlechter Malerei verzierten Stuckschicht eine andere mit besseren Gemälden geschmückte sich findet. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß ausnahmsweise geschätzte Mosaiks, die eine Beschädigung erlitten hatten, nicht auch im Alterthum restaurirt und oft höchst schlecht und oberflächlich restaurirt worden sind, z. B. die **Alexanderschlacht**. Für das Mosaik von Pesaro nun stellt Carducci die Vermuthung auf, daß, als das ältere Mosaik durch irgend einen Zufall (er meint durch Zerstörung des Gebäudes) beschädigt war und zugleich eine ziemliche Erhöhung des Bodens wünschenswerth geworden war, der mit der Wiederherstellung beauftragte Künstler ein neues schuf mit Zuhilfenahme des alten, so weit von diesem unversehrte Stücke erhalten waren. Daß in dem oberen zwei verschiedene Epochen vertreten sind, ist richtig, und werden wir weiterhin darauf zurückkommen, aber daß man sich in einer Zeit, wo man ein neues Mosaik und zwar von Figuren zu schaffen wußte, um nur für wenige Quadratfuß kein neues zusammensetzen zu müssen, der schweren und kostspieligen Mühe unterzogen haben sollte, die einzelnen Theile des alten, nur aus Ornamenten bestehenden auszuheben und neu einzusetzen, klingt wenig wahrscheinlich. Viel mehr verdient die Annahme Glauben, daß das zweite obere irgend einmal beschädigte Mosaik in einer späteren Epoche restaurirt worden sei. In welcher Zeit dies geschehen sei, müssen wir späterhin sehen; vorläufig nur die Anmerkung, daß die Annahmen Carducci's, der das untere verdeckte Mosaik auf die Zeiten der Antonine, das obere in seiner Gesammtheit gegen das Ende des 5. oder Anfang des 6. Jahrhunderts setzt, gänzlich in der Luft schweben.

Die Anlage des ganzen Mosaiks, so weit wie dieselbe sich aus dem Plane Carducci's erkennen läßt, ist folgende. Ein Rechteck, dessen längere Seite fünf, dessen kürzere drei Theile hat, ist der Länge nach in drei gleiche Theile getheilt; zwei Linien durchschneiden es der Breite nach so, daß die dadurch entstehenden Rechtecke oben und unten doppelt so hoch sind als die drei Quadrate der Mittelreihe. Als gemeinsame, umschlingende und die einzelnen Quadrate und Rechtecke von einander trennende Kante ist ein seit den ältesten Zeiten bei Mosaiken übliches Geflechtsornament gewählt. Außerdem zieht sich um das ganze große Rechteck noch ein breiterer Streifen mit Arabesken; die Fortsetzung dieser auf den Langseiten nach oben, sowie das Erscheinen einer neuen noch breiteren Kante auf der linken Seite mit Vögeln und aus Gefäßen emporwachsenden Ranken deuten an, daß das bis jetzt aufgedeckte Mosaik einst einem größeren Ganzen angehörte.

Beginnen wir mit dem mittelsten Quadrat. Ein Kreis mit Wellenornament schließt zwei unter einander verschränkte Quadrate ein; in dem

dadurch gebildeten Achteck zeigt sich ein Pfau, von vorn gesehen, mit aufgespreiztem Schwanze, dessen Körper durch eine roh ausgeführte Restauration zum großen Theile verschwunden ist; kleine Arabesken und vier Vögel in den vier Ecken des ursprünglichen Quadrats (der der rechten oberen Ecke ist zerstört) vervollständigen dieses Feld. Auch das Quadrat links von dem mittleren ist mit einem Kreise verziert; zwei concentrische Kreise bilden eine breite Kante, die mit fast byzantinisch aussehendem Schlingwerke verziert ist. Das damit eingeschlossene Rund wird von einer von vorn dargestellten Figur eingenommen, die nackt, mit langem auf die Schulter herabfallendem Haar, von den Hüften ab in zwei Fischschwänze ausgeht; diese sind in die Höhe gerichtet und werden von beiden Händen symmetrisch gefaßt. Die Ornamente, mit welchen die Ecken des Quadrats ausgefüllt waren, wohl gleichfalls Vögel, sind zerstört. Noch weiter hat die Zerstörung in dem dritten, rechten Quadrat um sich gegriffen. Zwei concentrische Kreise umschließen die Kante, von einer Schlangenlinie und abwechselnd nach innen und nach außen gerichteten Blumen gebildet; dann folgt ein Streifen mit Darstellungen, von denen nur zwei einander gegenüberstehende, hoch aufgerichtete Vögel, zwei auf den Hinterfüßen stehende und mit einander tanzende Mäuse und einige Fische, darunter schlangenartige, sich erhalten haben. Die Verzierung der folgenden Kanten ist nicht zu erkennen. Bei diesem oberen Quadrat sind die oberen beiden Ecken mit Zickzacklinien ausgefüllt; die untere linke (die rechte ist zerstört, enthielt aber jedenfalls dasselbe Ornament) weist einen in die Ecke hineingepaßten Adler mit ausgebreiteten Flügeln, einen richtigen heraldischen Adler auf.

Von dem Rechteck über dem mittleren Quadrat ist nur der untere Theil erhalten; aus der Mitte eines Streifen Wassers, welches von Fischen und Polypen belebt, durch dunklere Schattirung angedeutet ist, erhebt sich auf viereckiger Basis eine mit zwei geschweiften Henkeln verzierte Vase; auf dem Ufer oberhalb stehen einige Vögel, zwei zu jeder Seite der Vase (der zweite links ist zerstört), über denen ein hirschähnliches Thier, nach links gewandt (Kopf zerstört) sichtbar wird; sein Gegenstück, jedenfalls ein gleiches Thier, ist nicht mehr vorhanden; von dem darüber befindlichen Mosaik ist nur die nach unten gerichtete Mündung einer Vase der Zerstörung entgangen. Etwas besser ist das untere Rechteck erhalten, wenn auch hier die Zerstörungen nicht fehlen. Dicht unter dem mittleren Quadrat sind zwei Pfauen angebracht, die im Profil einander zugewandt stehend an Blättern von Ranken, die aus einem kleinen in der Mitte angebrachtem Gefäße hervorwachsen, zu picken scheinen. Darüber liest man die Inschrift:

A.SOLINUS JOHIS URSELLIOS PAVONES FACERE FECIT

Unter den Pfauen folgt ein Streifen mit mannichfaltigem Gebüsch und darunter auf der rechten Seite (die linke ist beschädigt) auf dunklem Grunde abweichend von dem übrigen ein rechts hinauf gewandtes Thier; dieses Stück hat auf beiden Seiten eine eigene unabhängige Kante. Dieser Umstand, sowie daß für das darunter sichtbare Fragment, zwei Beine eines nach links gewandten Mannes mit einem Raben auf jeder Seite, nicht der nöthige Platz zur Vervollständigung bleibt, beweist deutlich, daß jenes Stück beliebig eingeschoben worden ist, als man verzweifelte, die zerstörte Figur wieder herstellen zu können. Unter dem Manne mit den Vögeln folgt ein Centaur, im Profil nach links, den Kopf nach rechts gewandt, mit langen auf die Schulter herabfallenden Haaren und Bart und einer Art Krone auf dem Haupte. Um den Leib trägt er einen Gurt; während er den rechten Arm eckig herunterhängen läßt, hält er in der ausgestreckten linken einen Bogen; ein Pfeil, der nicht weit davon rechts in der Luft sichtbar wird, zeigt, daß er soeben geschossen hat, und zwar nach zwei Hirschen, welche auf der rechten Seite stehend die einander zugewandten Köpfe zum Boden hinabbiegen, wie im Fressen begriffen. Darunter steht die Inschrift:

NŌ HOMO NŌ PECUS ET P P...... HUTERQ.

Weiter nach unten folgen zwei ganz verschiedene barbarisch ausgeführte Ornamente, auch diese auf Restauration und beliebige Zusammenflickung in späteren Zeiten hinweisend.

Am besten erhalten sind die zwei oberen Rechtecke. In dem linken, von dem ein Theil schon 1851 bekannt war, ist das obere Drittel mit einem Ornament ausgefüllt, welches aus größeren und kleineren auf einander gestellten Quadraten gebildet wird; von den größeren sind fünf mit einem Fisch, der von Sternen umgeben ist, eins mit einem Blumenkorb, und eins mit einem Vogel, der einen Fisch im Schnabel hält, verziert, während die kleineren nur Rosetten aufweisen. Rosetten enthalten auch die noch kleineren zur Ausfüllung zwischen je vier von den beiden größeren Gattungen angebrachten Quadrate. Auffällig ist die Ausschmückung der rechten unteren Ecke. Dort gewahrt man mitten in die Quadrate hineingelegt und schräg zur Ecke gestellt eine Figur mit menschlichem Oberleibe, mit Band in den Haaren, unten in einen geradlinigen Fischschwanz ausgehend; in den symmetrisch ausgestreckten Händen hält sie je einen Fisch, und links darüber liest man in einem größeren Quadrate die Inschrift:

Ē HŌ N̄ TOTUS MEDIUS SED PISCIS AB IMO

Die Quadrate der letzten Reihe sind nach unten nicht geschlossen, eine Erscheinung, die sich ähnlich auf dem Rechtecke der anderen Seite wiederholt. Der übrige Raum ist von einem Schiffe eingenommen, das mit dem Kiel

nach dem Mittelstück zugewandt nach links, d. h. nach unten, zu fahren scheint. Darin befinden sich rechts einige Frauen und dann eine Reihe von Männern, die theils Gesten der Bewunderung machen, theils die in doppelter Reihe über einander stehenden Ruder handhaben. Auf dem Hintertheil sitzt auf einer gekrümmten Stange ein Vogel, und daneben flattert an einer hohen dünnen Stange eine an 5 Punkten am Stabe befestigte Fahne, die in drei flatternde Spitzen ausgeht und mit einem Adler mit ausgebreiteten Flügeln verziert ist. Unter ihr hängt eine Art Schlauch. Zu bemerken ist noch, daß eine der Frauen einen runden Fächer, wie es scheint aus Federn gebildet, in der Hand hält. Ueber den Köpfen der sitzenden Figuren werden noch andere sichtbar, zunächst zwei einander zugewandte und den Gesten der ausgestreckten Hände nach im Gespräch begriffene, von denen die rechts sitzende an linker Seite mit Schwert bewaffnet ist, und zwischen denen ein viereckiges Stück gewürfelten Zeugs zum Vorschein kommt, dann weiter nach links eine nach vorn gewandte Figur, wie es scheint Zither spielend. Ueber diesen vier Gestalten erblickt man noch ein größeres, viereckiges Stück Zeug, auf dem Tauwerk angedeutet ist, und welches mit zwei einander gegenüberstehenden Löwen, die beide den Kopf nach vorn wenden, verziert ist. Offenbar sollte dies, wie auch das vorher erwähnte Stück, Segel bedeuten, und die höher stehenden Figuren sollen als in einem anderen Schiff befindlich gedacht werden; und richtig zeigen sich links auch drei gekrümmte Vordertheile, auf deren einem ein Vogel sitzt. Links von den Schiffen steht noch eine reich bekleidete Gestalt, die mit dem Körper in Profil nach rechts, mit dem Gesicht nach vorn gewandt, mit der rechten Hand auf die Schiffe hinzuweisen scheint. Ueber ihr, in der unteren linken Ecke des Rechtecks, liest man:

PARIS REX TROGE MENELAU PRIVAD ELENA P Q TROJA PERIT ... CIA LETA REDIT;

vor ihr steht ein Blumenkorb, und weiterhin, auf dem unter dem Schiffe angedeuteten festen Lande erblickt man fünf nach rechts laufende Vögel; über dem Kopfe der im hinteren Schiffe sitzenden Frau ist übrigens die Inschrift:

JOHiSDERNA

angebracht; die drei Buchstaben R N und A sogar in das Haar der Figur hinein fortgesetzt.

Dieselben Ornamente, große und kleine Quadrate mit Fischen, Vögeln und Blumenkörben, die wir in dem linken oberen Rechteck gefunden haben, zeigen sich auch im rechten; nur nehmen sie hier die obere rechte und untere linke Ecke ein, so daß zwischen ihnen ein sich in der Richtung der Diagonale von unten nach oben über das Feld hinziehender Figurenstreifen übrig bleibt.

In diesem fällt zunächst der Blick auf einen Eber, dem zur besseren Verdeutlichung ein

HAPER

beigeschrieben ist, auf dessen Rücken ein geflügelter Greif steht, mit dem Schnabel den Kopf des Thieres zerfleischend. Weiter unten erblickt man ein zweites vierfüßiges Thier, leider ohne Kopf, mit der Beischrift:

... ULCRA PUELLA ...... ULCET COR ..... UNICORNU.

Ob die Lücke, die man oberhalb des Kopfes sieht, groß genug ist, um die hier erwähnte pulcra puella aufzunehmen, wage ich nicht nach der Zeichnung allein zu unterscheiden; möglich wäre es auch, daß der Künstler an der guten Ausführung seiner ursprünglichen Absicht verzweifelnd oder durch irgend einen Umstand verhindert sich begnügte, mit jenen Worten das, was er gewollt, anzudeuten. Aus der rechten Ecke heraus erhebt sich noch ein Baum, auf dem sitzend ein Vogel den Begebenheiten zuschaut. Zu bemerken ist noch der für die Entstehung des Mosaiks wichtige Umstand, daß von dem oberen quadratischen Ornament aus ein Quadrat in den Figurenstreifen hineinragt, als ob man ursprünglich die Absicht gehabt habe, das ganze Feld auf diese Weise zu verzieren, oder als ob man, um die Figuren anzubringen, von den schon vorhandenen Quadraten nur so viele hinweggenommen habe, als unumgänglich nöthig war.

Von dem unteren Rechteck links ist nur ein Stück Ornament aufgedeckt, sich viermal schneidende Kreise, mit Vögeln und laufenden Thieren verziert; die zwei Kreisen gemeinschaftlichen Ausschnitte sind als Blätter behandelt, die je vier sich um gemeinsamen Mittelpunkt ordnen. Ein gleiches Ornament findet sich auch auf der rechten Seite, darüber aber noch in zwei concentrischen Kreisen, die die Inschrift:



enthalten, zwei einander zugekehrte Vögel mit Menschenkopf (dieser mit einer spitzen Mütze bedeckt); es sind die Lamien, Lamie, wie die auf beiden Seiten der Köpfe vertheilte Inschrift besagt. Daneben ist noch ein nach unten gerichteter Panther dargestellt, der einen Hasen zerfleischt.

Betrachten wir das Mosaik zunächst in seiner Gesammtanlage, so ist es augenscheinlich, daß darin ein einheitlicher Plan nicht zu finden ist. Abgesehen von der größeren Eintheilung in drei Quadrate und über und unter diesen in sechs Rechtecke von doppelter Höhe, auch diese dem Alterthum fremd, ist von Symmetrie, die sonst bei Einrichtung von Mosaiken eine Hauptrolle spielt, wenig oder nichts zu finden. Der Umstand freilich, daß die verschiedenen Darstellungen, um betrachtet zu werden, einen verschiedenen Standpunkt erfordern (das meiste von unten, die Schiffsdarstellung von rechts, und das Fragment der Vase im mittleren Rechteck der oberen Reihe von oben) bietet nichts Ungewöhnliches: existirt doch eine ganze Reihe von unzweifelhaft antiken Mosaiken, wo die Figuren in allen möglichen Richtungen auf den Boden niedergelegt sind, aber daß die Quadrate mit kleineren Darstellungen nicht geschlossen sind, daß links oben die untere Hälfte, rechts ein diagonal durchgehender Streifen für die Figuren bestimmt sind, und andere schon früher hervorgehobene Umstände zwingen uns, die verschiedenen Theile als in verschiedenen Zeiten entstanden anzusehen: Da nun die Quadrate mit Enten, Fischen und Fruchtkörben, soweit man nach der Zeichnung urtheilen kann, fast in gar nichts von anderen Decorationsmosaiken des späten Alterthums abweichen, während die anderen größeren figürlichen Darstellungen kein Analogon in antiken Mosaiken finden, wird es das wahrscheinlichste bleiben anzunehmen, daß der ungefähr im 5. Jahrh. (Ende des vierten oder Anfang des fünften) ganz mit jenem Ornamentmosaik bedeckte Fußboden, nachdem er durch irgend welche Ursachen Schaden erlitten hatte, bei der Restauration in späteren Zeiten mit jenen Figuren versehen worden ist. Andere einzelne Stücke, die herauszufinden nach dem Obengesagten nicht schwer fallen kann, mögen dann in späteren Zeiten, als die Kunst des Mosaiks ganz verloren gegangen war, anderen Stellen entnommen und in unseres eingesetzt sein.

Für die Bestimmung der Zeit haben wir verschiedene Hilfsmittel, einmal die Betrachtung des Stils, weiter die Erwägung des Dargestellten, die Vergleichung mit anderen Monumenten und vor allen Dingen die Inschriften. Sparen wir diese, wenn gleich wichtigeren, bis zuletzt auf. Die Zeichnung, wenn gleich originell, ist doch im höchsten Grade unbeholfen und scheint jeder antiken Tradition bar; um gar nicht davon zu reden wie sich der Künstler beholfen hat um drei hinter einander sichtbare Schiffe auszudrücken, so sind die Bewegungen der Personen, die im Nachen sitzen im höchsten Grade steif und ungelenk; ebenso sieht man, daß der Centaur dem Künstler viel Mühe

gekostet hat. Doch byzantinische Kunst, die mit altüberkommenen Formen wirthschaftet, trotz jenem oben angeführten Ornament, und wenngleich die Gruppe des Panthers, der den Hasen zerfleischt, lang gestreckte und breit gedrückte Figuren, einigermaßen daran erinnert, vermögen wir nicht darin zu erkennen, und so werden wir auf eine Zeit hingewiesen wo zwar fast jede Spur der aus dem Alterthum überkommenen Ueberlieferungen verschwunden war, wo aber doch der Byzantinismus noch nicht oder nicht mehr in jenen Gegenden die alleinige Herrschaft hatte. Die Betrachtung des Dargestellten weist gleichfalls auf eine bestimmte Zeit hin. Es wird nach der gegebenen Beschreibung keinem mehr einfallen unter den hier dargestellten Sachen, Meerwesen, Centauren, Lamien und der mythologischen Scene der Zurückführung der Helena symbolisch dargestellte Lehren des Christenthums zu vermuthen, wie es anfangs, als nur das Meerwesen mit der Inschrift Est homo non totus, medius sed piscis ab imo, bekannt war, von mehr als einem geschehen ist. Die Untersuchungen de Rossis im Bull. d'arch. crist. haben gezeigt, daß anfangs die Christen sich ruhig der heidnischen Darstellungen auf Sarkophagen und anderen Dingen weiter bedienten, und daß diese nur allmählich durch biblische Scenen verdrängt wurden; einzelnes, dem man symbolische Deutung unterlegen konnte, wie der Fisch (ἰχθύς, die Anfangsbuchstaben der Formel Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ), die Taube, das Symbol des Friedens, u. a. m. wurde dann freilich beibehalten, aber ähnliche Deutungen möchte man doch schwerlich der Zurückführung der Helena und der Scene mit den Centauren, den Lamien u. s. w. unterschieben. Offenbar müssen diese Bilder in einer Zeit entstanden sein, wo man wieder anfing, die alten Schriftsteller zu lesen und mit Mythologie sich zu beschäftigen. Wahrscheinlich würde auch aus der Gewandung, vorzüglich der links vom Schiffe stehenden Figur, möglich sein, Zeit und Volksstamm, von welchem das Mosaik ausgegangen ist, näher zu bestimmen, wenn hierin auf die Zeichnung völliger Verlaß wäre; aber wenigstens bleibt uns eines sicher, die Fahne des Schiffes. Zwar ist es ein Irrthum, wenn einzelne Forscher wie Bethmann im Bull. dell' Ist. 1852 S. 37 die Fahne als solche, d. h. ein Stück Zeug, was mit einer verticalen Seite an der Stange befestigt ist, den Griechen und Römern ganz absprechen und diesen letztern nur das vexillum, also ein Stück Zeug, das horizontal an einem Stabe befestigt ist und sammt diesem an Schnüren von der Spitze der Stange herabhängt, zuerkennen, da mehrfach, und gerade auf Mosaiken, sich Schiffe finden, deren Mastbäume mit einem nach Art einer Fahne befestigten und mit bestimmten Zeichen versehenen Stück Zeug verziert sind; aber eine solche, wie auf unseren Mosaik sich zeigt, eine an fünf Punkten am Fahnenstab befestigte und in drei Zipfel ausgehende, und noch dazu mit Adler geschmückte kommt doch nirgends vor.

Sie muß barbarisch sein, und scheint auf einen germanischen Volksstamm hinzuweisen, bei denen Fahne und Wappen frühzeitig im Gebrauch gewesen sind.

Dem Stil und dem dargestellten Gegenstand nach kann man zur Vergleichung mit dem Mosaik von Pesaro am besten ein von Ciampini (Vetera monimenta, in quibus praecipue musiva opera sacrarum profanarumque aedium, structura etc., illustrantur. Pars II. tab. 2) publicirtes Monument heranziehen, auf dem neben David, der den Goliath erschlägt (mit Umschrift, für Goliath „sum ferus et fortis cupiens dare vulnera mortis", für David „Sternitur elatus, stat mitis ad alta levatus") auch Theseus, der mit dem Minotaurus ringt, dargestellt ist.*) Auch darin stimmt dies mit dem unsrigen überein, daß die Darstellung in Beischriften, hier in leoninischen Versen, für Unkundige erläutert wird. Damit kommen wir auf die Inschriften von Pesaro.

Es zeigt sich beim ersten Anblick, daß diese doppelter Natur sind, die einen darauf berechnet, den Inhalt der dargestellten Scene zu erläutern, die andern auf Anfertigung und Ausbesserung des Mosaiks bezüglich. Von der ersten Klasse ist nur eine vollständig erhalten, die über dem Seewesen angebrachte: Est homo non totus medius sed piscis ab imo, offenbar ein Hexameter; was ist natürlicher als daß wir, an die aus Ciampini angeführten Beispiele uns erinnernd, auch in den anderen erklärenden Inschriften Verse zu finden suchen. Und in Wahrheit ist es auch nicht schwer, die Inschrift, welche bei den Schiffen steht, zu Versen zu ergänzen, sie ist nicht mit Rocchi (Carducci S. 37 Anm. 36) zu lesen: Paris rex Troj(a)e Menelau(m) privat (H)elena, p(ropter) q(uam) Troja perit (ipsa in Grae)cia(m) l(a)eta redit, sondern vielmehr:

Paris rex Troj(a)e Menelau(m) privat (h)elena
P(er) q(uam Troja perit, Grae)cia l(a)eta redit.

Die Fehler gegen die Metrik Pāris und Helēna dürfen dabei nicht stören. Auch die Worte des andern obern Rechtecks ergänzen sich leicht zu einem Verse (P)ulcra puella (venit et m)ulcet cor(nu) unicornu, sie streichelt das Horn des Einhorns; die Verlängerung des it in venit in der Verscäsur hat nichts auffallendes. Ein Vers muß auch das, was unter dem Cen-

---

*) Mit Umschrift „Theseus intravit monstrumque biforme necavit." Die Bildung des Minotaurus, der hier nach Art eines Centauren mit menschlichem Oberleib auf dem Rumpfe eines Stieres dargestellt ist, während ihn das Alterthum nur mit menschlichem Körper aber mit Stierkopf kennt, scheint eine Erfindung des Mittelalters zu sein, gemacht nachdem die Kenntniß von der früheren Darstellungsweise verloren gegangen war. Beispiele finden sich noch öfter.

tauren und den Hirschen steht, sein, darauf berechnet, die doppelte Natur des ersten anzuzeigen: ich schlage vor No(n) homo no(n) pecus, et p(ro) p(arte videtur) huterque; der räthselhafte Spruch, daß der Centaur weder Mensch noch Thier und doch das eine und das andere ist, paßt ganz zum ersten Est homo non totus u. s. w. Daß das *h* vor uterque zu diesem gehört, zeigt das *h*aper beim Eber. Wahrscheinlich waren auch den anderen Darstellungen einst Verse beigeschrieben, die nur durch die Ungunst der Zeit uns nicht erhalten sind.

Ist meine Lesung richtig, so haben wir im Pentameter sogar Spuren eines leoninischen Verses, und ich möchte sogar annehmen, daß im Hexameter nicht Helena sondern Helenae zu lesen ist, so daß auch das Ende Helenae sich auf Tròjae reimt und wir ein ganzes leoninisches Distichon haben. Damit wären wir der Zeitbestimmung schon wieder etwas näher gekommen, da leoninische Verse erst im elften und zwölften Jahrhundert allgemeiner geworden sind; tragen wir dem Umstand Rechnung, daß einzelne Verse dieser Gattung schon früher, im zehnten Jahrhundert, sich finden, und daß auf unserem Mosaik der Reim nicht durchgängig ist, so kommen wir auf das zehnte, vielleicht sogar auf das Ende des neunten Jahrhunderts, eine Zeit, die wegen der Wiederbelebung der classischen Studien durch Alcuin und seine Schule auch in anderer Hinsicht die richtige Epoche für das Mosaik von Pesaro mit seinen Darstellungen aus dem Alterthum zu sein scheint. Hoffentlich werden in Kürze die gediegenen Untersuchungen H. B. de Rossi's,*) dem ich die Hinweisung auf Alcuin verdanke, über leoninische Verse u. dergl. bestimmtere Schlüsse zu machen erlauben.

Auf eine gleiche Zeit scheinen auch die in den anderen Inschriften (D(om)na Marota uxor boni ominis Gaudenci fecit operare ista(s) tabulas; A. Solinus Joh(an)is Ursellios pavones facere fecit; Joh(an)is Derna. dies könnte wohl der Name des Künstlers sein) sich findenden Ausdrücke und Namen, vorzüglich die Domna Marota, der bonus omo, u. s. w., und die Abkürzungen (ē für est, hō für homo, n̄ für non, dna für domna) hinzuweisen, doch überlasse ich die Entscheidung darüber andern, die über die in Frage kommende Zeit ein besseres Urtheil haben als ich. Ebenso wenig wage ich auf die Fahne mit Adler und die damit zusammenhängenden Fragen sowie auf die Stellung unseres Mosaiks zu byzantinischer Kunst weiter einzugehen, zufrieden wenn meine Worte den einen oder andern dazu veranlassen, sich mit dem beschriebenen Mosaik näher und eingehender zu be-

*) Bei Herausgabe der in Spithöver's Verlag zu Rom erscheinenden christlichen Mosaike, eine nach allen Seiten hin gediegene Untersuchung, auf die wir schon jetzt hinzuweisen nicht unterlassen wollen.

schäftigen. Sehr interessant könnten unter Umständen auch die beiden Vögel mit Menschenköpfen, die Lamien, werden; wäre es doch möglich, daß derartige Spukgestalten allen Einflüssen des Christenthums zum Trotz sich in den Gemüthern des Volkes lebendig erhalten hätten.

Rom den 13. Febr. 1872. R. Engelmann.

Deutschlands besondere Mission in der Kirchenfrage.

Es ist nicht zu verkennen, daß die religiöse Frage dermalen bestimmt scheint, die große Kriegsfrage, die uns so mächtig bewegt hat, abzulösen und theils als eine innerstaatliche, theils aber auch in Verbindung mit auswärtiger Politik die meisten Völker Europas in der nächsten Zeit so oder anders zu beschäftigen. Zu gleicher Zeit wird der Wunsch nach einer rechtlichen Neugestaltung der Religionsverhältnisse in den verschiedensten Lauten laut. Von Italien an, welches mit dem Gewinn Roms die Garantie des Papstthums übernommen bis zu Rußland, wo die Protestanten der Ostseeprovinzen und die Katholiken Polens seufzen, von Spanien an, wo sich die Keime des Protestantismus regen, bis nach England, wo die Staatskirche wankt, ist Alles an kirchlichen Fragen interessirt, namentlich aber Frankreich und Deutschland beschäftigen sich damit in einer Weise, die gleich sehr von religiösen wie von politischen Erwägungen getragen ist. Hier in Frankreich und Deutschland ist der Streit über kirchliche Dinge durch die Lehre von der Infallibilität und durch den Untergang des weltlichen Papstthums wachgerufen worden und wenn es in Frankreich, dem Charakter des Volks entsprechend, mehr das letztere Ereigniß und das damit zusammenhängende Interesse internationaler Macht ist, was in den Vordergrund tritt, so wurde in Deutschland, welches wir nun doch einmal als Land der Wissenschaft und des Rechtsstaates κατ᾽ ἐξοχήν ansehen müssen, die Infallibilitätslehre mit den daran sich reihenden Uebergriffen geistlicher Gewalt auf weltliches Gebiet der Anstoß zu Erörterungen, die ganz besonders das Kirchenrecht und die innere Stellung des Staates zur Kirche zu ihrem Gegenstand haben.

Man hätte vielleicht glauben können, der Streit werde auf die einzelnen Staaten Deutschlands als ein localer beschränkt bleiben, weil die Reichsverfassung das kirchliche Gebiet, wohl in der Absicht weitgehende Untersuchungen auf dem schwierigen Boden des Staatskirchenrechts vorläufig von sich fern

zu halten, nicht in ihre Competenz gezogen hat. Dieser Glaube ist aber erschüttert, seit der Ultramontanismus im Reichstage Zugeständnisse verlangt hat, welche ihm eine überlegene Stellung im Reich hätten sichern sollen, und da er das Gewünschte nicht erreichte, sofort gegen die neue Ordnung des Vaterlandes und seine Regierung Front macht. Dadurch ist der Ultramontanismus eine Gefahr für das Reich geworden, welche vom leitenden Staatsmanne nun als solche durchschaut, auch ohne Umschweife mit ihrem richtigen Namen benannt und in der unzweideutigsten Weise gekennzeichnet wurde. Die Lage ist für den Ultramontanismus in diesem Fall eine wesentlich andere als zu den Zeiten des h. römischen Reichs. Der neue Bundesstaat ist stark gefügt und wird sich der clericalen Unterwühlung mit dem Eifer desjenigen erwehren, der ein mühsam errungenes Kleinod durch muthwilligen Angriff gefährdet sieht; er hat verwickelte staatliche Dinge zu einer so klaren und präcisen Lösung gebracht, daß es ihm nicht an Kraft und Lust fehlen wird, auf kirchlichem Gebiete dasselbe zu thun. Fährt also der Ultramontanismus auf dem begonnenen Wege der Feindseligkeit fort, so muß und wird das deutsche Reich die definitive gesetzliche Regelung der kirchlichen Verhältnisse unseres Vaterlands in einem Sinn in die Hand nehmen, welcher dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist, und der Kirche, was der Kirche ist, d. h. im Sinne einer Trennung von Kirche und Staat, welche fortwährende Grenzfehden und damit den immer wiederkehrenden Anlaß zur Aufhetzung gegen die Staatsmacht in gründlicher Weise abschneidet. Eine andere Lösung der Frage ist für das einige Deutschland kaum mehr denkbar. Sein paritätischer Charakter und der entwickelte bürgerliche Rechtssinn verbietet ihm, Theile der Staatsrechte an die Kirche zu überlassen, seine Einheit und Solidarität befiehlt ihm, auch zwischen den einzelnen Reichsstaaten keine wesentlichen Unterschiede des öffentlichen Rechts und nirgends einen Heerd der Unzufriedenheit zu dulden, seine ganze Geschichte und die Erinnerung an das unsägliche Elend, welches die Vermengung der Politik mit der Religion über Deutschland gebracht, verlangt eine gründliche Scheidung von Kirche und Staat, — Kirche und Reich. Mit diesen Forderungen des Staates und Reiches stimmt der Bildungsgrad des deutschen Volks überein. Männer wie Kant, Fichte, Schleiermacher und Hegel haben nicht umsonst gelebt. Tief in's Bewußtsein der Gebildeten ist der Gedanke gedrungen, daß die statutarische Form das Wesen der Religion nicht ausmacht, und demgemäß herrscht die Ueberzeugung, daß zwar die Religion ein Gut des Volks und eine Quelle auch bürgerlicher Tugend sein kann, daß es aber keineswegs nöthig oder auch nur richtig ist, einer oder mehreren ihrer Formen besondere Privilegien zukommen zu lassen, daß vielmehr das religiöse Gefühl, welches den Menschen vor frevelhafter Ueberhebung bewahrt und die Sittlichkeit, in deren Forderungen und Be-

thätigung Kant vielleicht allzu einseitig das Wesen der Religion gesetzt, das Einzige sei, was der Staat zu beschützen habe. Die verhältnißmäßige Ruhe der deutschen Zustände, welche so lange gedauert, und der conservative Charakter des deutschen Volks überhaupt hätten es wohl noch lange bei dem bisherigen Staatskirchenthum gelassen, aber nachdem für das neugegründete Einheitsmaß und für die Ruhe von Deutschlands Staaten aus den Bestrebungen des Ultramontanismus solche Gefahren erwachsen, wird dies dem einheitlichen Bewußtsein und der allgemeinen Bildung der Anlaß sein müssen, die Consequenzen der Staatsidee auch für die Religion und ihr Verhältniß zu Reich und Staaten in Anspruch zu nehmen.

Die Stellung Deutschlands zur kirchlichen Frage ist trotz des allgemeinen Interesses, welches die letztere dermalen erregt, eine ganz eigenthümliche und von der Stellung der anderen Großstaaten verschiedene. Die Linien, die von Triest nach Calais im Westen, von Triest nach Petersburg im Osten gezogen, in der Hauptsache die drei großen Völkerfamilien Romanen, Germanen und Slaven trennen, bilden — mit gewissen Einschränkungen natürlich — auch kirchlich-religiöse Scheidelinien. Zwar stehen sich Romanenthum und Germanenthum in der neuesten Zeit darin nahe, daß bei beiden der Staat als solcher den rein confessionellen Charakter abgestreift und die Gleichberechtigung der religiösen Bekenntnisse in den meisten Punkten ausgesprochen, andererseits aber eine vollständige Trennung von Kirche und Staat (Belgien und Holland abgerechnet) gleichwohl nicht vollzogen, sondern einen Compromiß zwischen diesen Organismen eingerichtet hat. Die Protestanten sind in Frankreich, ja in Spanien und Italien gleichberechtigt, die protestantischen Oberkirchenbehörden, Facultäten und Geistlichen beziehen in Frankreich Staatsbesoldungen und in England genießen die katholischen Bürger im Allgemeinen gleiche Freiheiten und Rechte wie die protestantischen. Aber doch weicht Deutschland von den meisten übrigen Staaten der Germanen und von allen romanischen Staaten darin ab, daß in seinem Gebiet die Parität zwischen Protestanten und Katholiken eine viel vollständigere, ja ängstliche und durch die genauesten Verfassungsbestimmungen garantirte ist, wie dies aus der confessionellen Mischung der Bevölkerung sich genügend erklärt. Frankreich kann sich in seiner gesetzgebenden Versammlung durch den Mund des Herrn Thiers heute noch Hort des Katholicismus und des Papstthums nennen, und dieser Herr kann mit Rührung von dem katholischen Glauben und der Mission Frankreichs zu Gunsten des weltlichen Papstthums sprechen, die höchsten Beamten der evangelischen Kirche waren in diesem Land wie weiland in Oestreich häufig Katholiken, im Senat des Kaiserreiches saßen Cardinäle und Erzbischöfe, aber keine Geistlichen der evangelischen Kirche, so gut wie in Großbritanniens Parlament nur anglikanische Bischöfe sitzen. Eine Reaction, wie

sie unter den Bourbonen eintrat, Gesetze, welche den Entweiher der Hostie mit der Strafe des Vatermörders bedrohten, waren eben nur in dem bei aller bürgerlichen Rechtsgleichheit doch katholischen Lande, nicht aber in Deutschland möglich. In der Verfassung unseres Nachbarvolkes stand lange die vielsagende und nicht blos statistische Notiz: der Katholicismus ist die Religion der Mehrheit des französischen Volks. Italien hat in seinem Garantiegesetz denn doch eine eigenthümliche Zugabe zu allen paritätischen Absichten, in England besteht die Staatskirche mit den ungeheuren Privilegien des Besitzes und des parlamentarischen Einflusses: nur in Deutschland, d. h. in den Staaten, die das jetzige Reich ausmachen, besteht die Parität ohne Makel und Schatten. Man wird also doch sagen können: Die romanischen Völker, so wie sie sind, sind zwar nicht im Princip, aber doch ausgesprochenermaßen und in der Praxis katholische Staaten, England ist das Land der Hochkirche, welche sich aber seit dem irischen Kirchengesetz mit Riesenschritten dem Untergange nähert, und Deutschland allein ist der wahrhaft paritätische Großstaat.

Auf der Grundlage einer streng durchgeführten Parität aber, welche auch jedes andere christliche und nichtchristliche Bekenntniß in sich schließt, kann am Ende allein die vollständige Lösung des Staats von der Kirche erfolgen, wie sie in Amerika zu Recht besteht und wie sie, wenn man einer weitverbreiteten Meinung folgen darf, auch dem Fürsten Bismarck wünschenswerth erscheinen soll. Es ist eigenthümlich, daß Frankreich in dieser Beziehung hinter Deutschland zurückbleibt. Frankreich, das Land der Revolutionen, welches den Cultus der Vernunft eingesetzt, steht der Trennung von Staat und Kirche ferner als Deutschland. Die gewaltige Centralisation des ersteren hat nicht blos die einzelnen Provinzen, sondern auch die Lebensgebiete des Staates und der Kirche eng aneinander gebunden und der französische Bischof ist, wenn er auch über die Berge schaut nach der h. Stadt, in den Augen des Gouvernements doch nur das geistliche Pendant des Präfecten, dessen Departement mit seinem Sprengel sich meistens deckt und der, wie er, vom Staatsoberhaupt ernannt wird und seine Besoldung aus derselben Kasse erhält. Der französischen Revolution, die stets einen centralistischen, ja man möchte sagen absolutistischen Zug hatte, fehlte es an der Rechtsvertiefung und Gründlichkeit der deutschen Reformen und Fortschritte allzusehr, als daß sie jedem Gebiet das Seine hätte zukommen lassen wollen. Zugleich aber hat die Sache noch einen anderen Grund und in dieser Beziehung zeigt sich ein Parallelismus zwischen Frankreich, der ersten romanischen Macht, und Rußland, dem ersten Slawenstaate, zwischen dem römisch-katholischen Interesse des einen und dem griechisch-orthodoxen des anderen.

Nicht der Umstand, daß die Mehrzahl der Staatsbürger in Frankreich römisch-katholisch, in Rußland griechisch-katholisch ist, entfernt diese beiden

Länder, Rußland freilich weit mehr als Frankreich, von dem Gedanken einer Trennung von Staat und Kirche, und erhält ihnen das streng confessionelle Colorit, sondern weit mehr sind es die Instincte und Erwägungen und theilweise die Leidenschaften der Politik. Frankreich will die Vormacht der romanischen Familie, Rußland geradezu das Panslavenreich sein. Das Romanenthum aber ist mit dem Katholicismus verwachsen oder, wo dieser Zusammenhang nicht mehr so innerlich fest ist wie in Italien, bietet die Absicht der gelegentlichen Wiederherstellung des Zusammenhangs, ja die Absicht der gelegentlichen Wiederherstellung des weltlichen Papstthums — und dies ist die Hauptsache — den Vorwand einer fortwährenden Einmischung in die Geschicke Italiens. Die katholisirende Richtung Frankreichs und die Scheu, den Staat als solchen seines religiösen Charakters zu entkleiden, ist identisch mit seiner italienischen Politik. Heute noch mehr als früher. Thiers hat dies in seinen Reden in der Nationalversammlung deutlich genug gezeigt, wenn er auch vorderhand noch dem Fuchs gleicht, dem die Trauben zu hoch hängen. Und nicht blos das hat er gezeigt, sondern die Zusammenstellung und Vergleichung der deutschen und italischen Einigung hat noch das Weitere verrathen, daß man unter demselben Zeichen, nämlich unter dem Banner des römischen und infallibeln Papstthums das verlorene prestige in Italien und Deutschland bei der nächsten Gelegenheit wieder herstellen möchte. Die Verehrer des weltlichen Papstthums in Italien und die Infallibilisten Deutschlands haben es an verrätherischen Echos zu den sentimentalen Ergüssen des französischen Staatsoberhauptes nicht fehlen lassen und besonders der deutschen Regierung gezeigt, wie ernstlich das Bedürfniß ist, hier aufzuräumen und durch Beseitigung des organischen Zusammenhangs zwischen Staat und Kirche den fortwährenden Anlaß zu ultramontanen Umtrieben wegzunehmen Bei Rußland ist es in religiöser Hinsicht ähnlich wie bei Frankreich. Sowohl der Westen, wo durch möglichste Unterdrückung des Katholicismus die polnische Sonderexistenz in ihren Wurzeln getödtet und durch möglichste Unterdrückung des Protestantismus die deutsche Sonderexistenz in den Ostseeprovinzen dem orthodoxen Koloß assimilirt werden soll, als noch vielmehr der Blick auf den lockenden Süden der Balkan-Halbinsel, wo fanatische Glaubensverwandte dem Befreier von der Wolga verlangende Arme entgegenstrecken und Slawenblut mit Hellenenblut vermischt der Aufrichtung des moskowitischen Doppelkreuzes auf der Sophienkirche entgegensieht, bestimmen Rußland zu einer griechisch-orthodoxen Politik. Daher jene Verfolgungen in Polen und den Ostseeländern, daher das Verbot, welches mit starken Strafen den Geistlichen bedroht, dessen Predigt einen Russen zum Abfall von der Staatskirche gebracht. Sprachzwang und Religionszwang fallen hier zusammen und die despotische Form des Staates braucht auch vor solchen

Mitteln weniger zurückzuschrecken und scheut nicht davor zurück. Die Aufnahme der Deputation der evangelischen Allianz, welche sich in Friedrichshafen am Bodensee dem Herrscher aller Reußen, der dort beim König von Württemberg zu Besuch war, mit ihren Bitten zu Gunsten der russischen Protestanten nahen wollte, beweist dies auf's Schlagendste und es ist nur als kindliche Demuth zu erklären, wenn ein Mitglied dieser Deputation in einem veröffentlichten Berichte sich günstig darüber ausspricht. Die gefundene Aufnahme ist in der That dadurch, daß der Czar es nicht für gut fand, die Deputation aus allen evangelischen Ländern zu empfangen, daß Gortschakoff die Vorlage der Bittschrift an den Kaiser wegen einer angeblich ungeeigneten Stelle über die griechische Kirche verweigerte und den Gekommenen einen leeren Kanzleitrost mitgab, einer Abweisung so ähnlich wie ein Ei dem anderen. Rußlands griechisch-orthodoxe Politik gebot also zu handeln und erlaubt viel eher den Moslemin in Indien gegenüber den Beschützer des Islam zu spielen, als den Europäern gegenüber Toleranz in Betreff der Protestanten und Katholiken zu zeigen. Rußland geht weiter als Frankreich, aber das äußere Machtinteresse bestimmt die Stellung beider zur Religion. Nur kann man dies bei dem unentwickelten russischen Staatswesen, das selbst mit kirchlich fanatischen Volksmassen zu rechnen hat, natürlicher finden als bei Frankreich, wo die kirchliche Haltung der Regierung zwar nicht dem politischen, aber dem religiösen Bewußtsein eines großen und maßgebenden Theils der Nation widerspricht und nur mit deren Leidenschaft für gloire im Einklang steht. Die russische Politik hat eine gewisse Aussicht auf Erfolg, das französische Gebahren, wonach man der Hort des Katholicismus und des Papstthums sein will, ist ein frivoles Spiel und eine schlechte Politik, weil sie aus den ungeheuren Schlägen der letzten Zeit nichts gelernt zu haben verräth und gegen den wahren Fortschritt kämpfen will, der in der Herstellung der deutschen und italischen Nationen ebenso gewiß als in der Religionsfreiheit und in der Trennung des Staates von der Kirche liegt.

Deutschland dagegen wird auf dem ihm zugewiesenen Wege der Trennung fortschreiten. Die bisher geübte Parität können wir eine büreaukratische nennen, da der Staat über die katholischen und die protestantischen Staatskirchen, welche er in Deutschland überall reichlich mit seinen Mitteln unterstützte, eine Aufsicht führte, welche sich namentlich beim Protestantismus (unter dem Vorwand des Summepiscopats) auch auf Glaubensfragen nicht selten erstreckte und nach der Natur der bisherigen Gesetzgebung erstrecken mußte. Das landesherrliche Placet, das in einer Reihe von Staaten bestand, trat nicht bloß dem Mißbrauch der Lehrfreiheit entgegen, sondern machte im Princip alle Verkündigungen der obersten Kirchenbehörde von dem Ermessen und der Genehmigung der Staatsgewalt abhängig und der Summ-

episcopat der Landesherren über die evangelische Kirche war nichts weniger als eine bloße Personalunion der fürstlichen und bischöflichen Gewalt, sondern eine Herrschaft des Staates über die Kirche. Die strengste Durchführung dieser Methode bemerken wir in der Gesetzgebung und den Planen Kaiser Josef's II. Im Allgemeinen aber ist die erste Zeit unseres Jahrhunderts, in welcher den Zöglingen der Aufklärungsperiode die Leitung der öffentlichen Dinge zufiel, wo der Staat in reactionärer Weise die Kirche als Polizeiinstitut benutzen wollte, noch in dieser Methode befangen gewesen, bis sich in Folge der energischen katholischen Gegenbestrebungen allmählich ein Zurückweichen des Staates von seiner Praxis bemerkbar machte. In aller Gedächtniß ist der Kampf, welchen die römische Kirche mit der preußischen Regierung in der letzten Zeit Friedrich Wilhelm's III. führte, der Streit um die gemischten Ehen, der so bedeutende Folgen wie die Gefangennehmung des Erzbischofs von Köln und ein gerichtliches aber unvollzogenes Absetzungsurtheil gegen den Erzbischof von Gnesen und Posen nach sich zog. Der preußische Staat wich unter Friedrich Wilhelm IV. zurück, gab die Bischöfe frei, ließ die katholische Kirche in ihrer eherechtlichen Praxis gewähren, hob sogar das Placet auf und unterwarf die Bekanntmachungen nur noch den gesetzlichen Beschränkungen, welchen überhaupt jede öffentliche Aeußerung unterliegt. Die Bischöfe waren ohnehin sowohl hinsichtlich ihrer Erwählung als ihrer Machtbefugniß für Anstellung und Erziehung der Geistlichen in Preußen so frei wie fast in keinem andern Lande und zu einer vollen Trennung von Kirche und Staat fehlt dort eben nur die obligatorische Civilehe, die vollständige Beseitigung des Religionsunterrichts aus den öffentlichen Schulen und ein allgemeines, die Trennung auch auf den Protestantismus ausdehnendes und die Selbständigkeit der Kirchen in Verfassung und Bekenntniß ein für allemal normirendes Gesetz. Aehnlich ist es in anderen deutschen Ländern des jetzigen Reiches gegangen. Die gescheiterten Concordate in Südwestdeutschland haben doch Staatskirchengesetze nach sich gezogen, welche namentlich in Württemberg der katholischen Kirche große und fast vollständige Freiheit gewähren, und es ist in der That so, daß die neuesten deutschen Kirchenconflicte, welche mit der Unfehlbarkeitslehre zusammenhängen, viel eher der Abhängigkeit zuzuschreiben sind, in welcher sich hinsichtlich mancher Punkte, z. B. des Eherechts, des Religionsunterrichts, Facultätswesens u. dgl. der Staat der Kirche gegenüber begeben hat, als dem umgekehrten Verhältnisse.

Diese neuesten Wirren und ganz besonders die Kämpfe der dreißiger Jahre in Preußen haben zur Genüge gezeigt, wie eben auf dem gemeinsamen Grenzgebiete des Eherechts, Unterrichts u. dgl. fortwährend Streitigkeiten entstehen müssen, bis einmal durch volle Scheidung radicale Hilfe geschaffen

und dem Staat maßlosen Ausschreitungen einer Religionsgesellschaft gegenüber freie Hand gegeben wird. Zeigte sich bisher der Staat streng und durchgreifend in seinen Weisungen, wie in den eherechtlichen Verfügungen an die Erzbischöfe von Köln und Gnesen, so lief er Gefahr, des Religionszwanges und des Mißbrauchs der physischen Gewalt gegen Diener der Kirche beschuldigt zu werden, zeigte er sich nachgiebig und lax, wie beim Regierungsantritt des kirchlich gesinnten Friedrich Wilhelm's IV., so setzte er die eigene Autorität auf's Spiel. Deshalb Scheidung und noch einmal Scheidung! Die Ehe des Staates mit der Kirche muß gelöst werden, nur ein wohlwollender Schutz für alle nicht staatsgefährlichen Religionsgenossenschaften und nur eine entschiedene Niederwerfung des kirchlichen Widerstandes gegen allgemeine Staatsverordnungen kann fortan bestehen. Flickwerk, ein paar neue Paragraphen, wie sie etwa zum Schutz der Altkatholiken innerhalb ihrer Kirchen oder zum Schutz der Führer der Altkatholiken in ihren Stellungen gemacht werden könnten, helfen da höchstens für den Augenblick, führen aber in der Folge neue Verwicklungen herbei.

Scheidung! das Wort ist bald gesprochen! mag der Jurist denken, der sich den verwickelten und häkligen Zusammenhang von Staat und Kirche, wie er dermalen fast überall in Deutschland — am wenigsten mehr in Baden — besteht, lebhaft vergegenwärtigt. Und der Finanzmann wird den Kopf schütteln, weil ihm die damit zusammenhängende Ausscheidung der kirchlichen Güter in manchen Ländern als Danaidenarbeit erscheinen könnte, nicht weniger der Staatsmann, wenn er der Schwierigkeit gedenkt, solche Gesetze zu schaffen, daß der Staat aller Einmischung in die kirchlichen Ernennungen und Ordnungen vollständig enthoben wäre und doch nicht einzelne Kirchen — wie die römische in Belgien — ihre Freiheit zu einer das ganze öffentliche Leben tyrannisirenden Macht mißbrauchen könnten. Aber die Scheidung ist nöthig und die deutsche Staatsklugheit wird allen Religionsgesellschaften gegenüber Mittel und Wege finden, die Schwierigkeiten, ohne die nichts Großes errungen wird, zu überwinden und das Stück weltlichen katholischen und protestantischen Papstthums, das noch in so vielen Ländern sitzt, vollends zu beseitigen. Vom deutschen Staat aber, nicht von jedem Kleinstaat besonders muß dies Werk ausgehen, weil nur die vereinigte Kraft und Intelligenz der Nation von kleinlichen Rücksichten und Aengstlichkeiten abstrahiren und das Große unverrückt verfolgen kann.

Wenn wir uns die allgemeinsten Hauptpunkte vergegenwärtigen, welche der deutsche Staat hierbei in's Auge zu fassen hätte, so sind es folgende:

1) Der Staat muß alle diejenigen Gebiete, auf welchen ihm bisher die Kirche amtlich assistirt hat, vollständig an sich ziehen, wie dies in manchen Ländern bereits geschehen ist. Dahin gehört namentlich Ehe, Schule und

Führung der Civilstandsregister. Es ist schon zu oft gesagt worden, als daß wir es hier wiederholen wollten, was sich für die vollständige Uebernahme dieser Arbeits- und Amtskreise an den Staat anführen ließe. Für uns genügt es, das doppelte festzuhalten, daß diese Uebernahme zur Durchführung der Scheidung nothwendig ist und daß der Staat eine ganz unzweifelhafte Pflicht hat, die Begründung des Familienstandes, auf welchem er selbst beruht, die Erziehung der Jugend, durch welche seine ganze Cultur bedingt ist, und die Statistik der Bevölkerungsverhältnisse, welche mit den Religionsgenossenschaften als solchen gar nichts zu schaffen hat, zu leiten, und wir beschränken uns darauf hinzudeuten, daß, während im ersten und dritten Punkt der Staat durch die obligatorische Civilehe und selbständige Führung der Register unbedingt eingreifen muß, hinsichtlich der Schule eine Duldung kirchlicher Schulen als bloßer Privatschulen nicht als bürgerlicher Gemeindeschulen unter Vorbehalt staatlicher Kenntnißnahme von der Erreichung des amtlich vorgeschriebenen Lehrziels (wie es in England ist) nicht bloß statthaft, sondern vielleicht empfehlenswerth wäre. 2) Das Summepiscopat der Landesherren über die evangelische Kirche, jede staatliche Ernennung von Geistlichen (etwa mit Ausnahme der Feld- und Gefängnißgeistlichen) hört auf, vom Staat ernannte Kirchenbehörden gibt es nicht mehr. 3) Das Eigenthum der Religionsgesellschaften muß von demjenigen des Staats, wo es nicht schon geschehen ist, gänzlich ausgeschieden und der obersten Verfügung der betreffenden Kirche mit dem Vorbehalte überlassen werden, daß jeder Gemeinde für den Fall ihres in Mehrheit beschlossenen Austritts das Anrecht auf den entsprechenden Theil des kirchlichen Gemeinvermögens verbleibt. 4) Die Ausbildung künftiger Geistlicher, die Feststellung der Erfordernisse zur Bekleidung eines geistlichen Amtes, die ganze innere Verfassung, Lehre und Organisation jeder Kirche wird durch diese selbst bestimmt mit Wahrung der in Punkt 5 namhaft gemachten allgemeinen Normen. 5) Der Staat bedarf sehr vorsorglicher principieller Bestimmungen über die Bedingungen, unter welchen er die Begründung neuer oder den Fortbestand alter Religionsgenossenschaften duldet. — Dies ist ohne Frage das Schwierigste und zwar wegen des Verhältnisses zu den schon bestehenden Kirchen. Hinsichtlich der neu zu gründenden Genossenschaften wird es unschwer sein, solche Verfassungen und öffentliche Glaubenssätze zu verhindern, welche der Staat von seinen Gesichtspunkten und Interessen aus nicht zulassen kann; eine schon bestehende Kirche aber, z. B. die römische, zur Anerkennung von Verfassungsnormen zu zwingen, welche den bisher überlieferten z. B. der katholischen Hierarchie widersprechen, oder zur Beseitigung der öffentlichen Verkündigung gewisser Glaubenssätze, die mit dem Staatswohl nicht vereinbar erscheinen, zu nöthigen — das wird sehr schwer sein. Es bliebe also nur übrig alther-

gebrachte Kirchenverfassungen mit gewissen Einschränkungen z. B. hinsichtlich der geistlichen Orden und überhaupt der religiösen Vereine innerhalb der Kirchen — anzuerkennen, alle einzelnen Kirchenmitglieder aber für Verbreitung einer staatlich verbotenen Lehre mit der vollen Strenge des Gesetzes verantwortlich zu machen. Die Beschränkung neuzugründender Religionsgenossenschaften aber dürfte wohl vor Allem diejenige sein, daß nur solche geduldet werden, welche die letzte Entscheidung über die Einrichtungen und Lehren von dem Willen der Mehrzahl ihrer volljährigen Mitglieder abhängig machen. 6) Die Cognition über die Verletzung der Staatsgesetze durch einzelne Mitglieder oder die Gesammtheit einer Religionsgesellschaft stände den Gerichten zu in der Weise, daß zwar ein Erkenntniß auf Auflösung einer ganzen Religionsgenossenschaft der Bestätigung der höchsten Reichsgewalt vorbehalten bliebe, dagegen die etwaige Bestrafung einzelner Gesellschaftsmitglieder rücksichtslos erfolgte.

Sollte einmal das Verhältniß von Staat und Kirche nach diesem allgemeinsten Grundrisse ausgebaut werden, so bliebe zwar Mitgliedern einer Kirche, welche die Dogmen und Constitutionen nicht mehr anerkennen, nur der Austritt, somit auch die Verzichtleistung auf etwaige kirchliche Aemter übrig, da der Staat sich nicht mehr in die inneren Angelegenheiten der Kirche mischt, so lange diese auf dem Boden ihrer vom Staat anerkannten Verfassung sich bewegt, aber es läge auch andererseits dem Staat ganz fern hier einzugreifen, weil ein Lehrer oder Diener der Kirche als solcher nicht Staatsdiener wäre. Gewisse kirchliche Parteien würden über einen solchen Radicalismus der Trennung schreien, andere würden die verborgene Macht des Ultramontanismus fürchten, aber wir glauben, das deutsche Rechtsbewußtsein, die Vaterlandsliebe und die Bildung, würden die Gefahren besiegen und die Zeit der langweiligen und verwickelten Conflicte würde aufhören.

A. Rümelin.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Stüve; Landschaftlich-confessionelles. A. d. Fürstenth. Osnabrück. — Wenn je das Wort „der Lebende hat Recht" gegolten, so gilt es heut zu Tage, wo die gegenwärtige Generation kaum noch der Männer gedenkt, die gestern an der Spitze des öffentlichen Lebens standen, es sei denn, daß sie dauernde Denkmale ihrer Thätigkeit den nachfolgenden Geschlechtern hinterließen. Der Mann, den Osnabrück neulich zur letzten Ruhestatt ge-

leitet, der Ministerialdirector und Bürgermeister a. D. Dr. Carl Johann Bertram Stüve hat wenig derartiges geleistet und doch nimmt Ihr Correspondent für denselben die Vergünstigung in Anspruch, ihn noch als Todten in das neue Reich einzuführen. Denn liegt auch die Zeit, da Stüve's Ruhm weit über die Grenzen seiner engern Heimat Osnabrück, ja Hannovers hinaus verkündet wurde, Jahrzehnte zurück und ist er auch seitdem so vollständig von dem Schauplatz politischer Thätigkeit abgetreten, daß die jüngere Generation beim Begegnen des unscheinbaren Greises kaum dessen einstige Bedeutung ahnte, geschweige denn sich derselben lebhaft erinnerte, so verdient doch das, was Stüve seinem Vaterland und seiner Vaterstadt gewesen, bleibend in die Annalen der Geschichte eingetragen zu werden. Denn ein Mann von seiner Characterfestigkeit, Energie und unerschütterlicher Rechtlichkeit wird auch in Deutschland selten gefunden und wenn Stüve nichts weiter gethan hätte, als durch zwölf lange Jahre die Fahne des mannhaften Widerstandes gegen den frevlen Staatsstreich eines Ernst August hochzuhalten, bis die von ihm vertretene Sache des Rechts triumphirte, so hätte er genug gethan, um auf den Namen eines Patrioten und Ehrenmannes Anspruch zu haben. Aber Stüve hat mehr geleistet. Die Befreiung des hannöver'schen Bauernstandes von drückenden Lasten ist sein Werk, das Staatsgrundgesetz, das er später so tapfer und unerschrocken vertheidigte, verdankt wesentlich seiner Initiative die Entstehung, die inneren Reformen, die Stüve während seines kurzen Ministeriums (1848 bis 1850) anbahnte, konnten auch von der nachfolgenden Reaction nicht gänzlich beseitigt werden und wenn trotz alledem die Mitwelt ihn so gut wie vergessen hatte, bis am 17. Februar die Kunde von seinem Abends zuvor erfolgten Tode die Erinnerung an die Bedeutung des Mannes wach rief, so erklärt sich das nur, aber auch hinlänglich aus dem Umstande, daß Stüve es nicht verstanden hatte, mit der Zeit fortzuschreiten; er blieb in particularistischen Vorurtheilen, die auch seine deutsche Politik beeinflußten, befangen und so kam es, daß je länger je mehr eine weite Kluft ihn von der Gegenwart trennte, bis er für diese so gut wie abgestorben und verschollen war. Durch eine vielleicht nicht ganz unberechtigte Ideenassociation wurden wir beim Anblick des greisen Mannes, der noch bis vor wenigen Wochen als Bürgervorsteher — dieses Mandat war das letzte, das ihm von früherer Amtsfülle geblieben — an den öffentlichen Sitzungen der städtischen Collegien Theil nahm, immer lebhaft an Ludwig Uhland erinnert, der unscheinbar und unansehnlich im Aeußern, wie Stüve, als Greis die Energie nicht mehr ahnen ließ, mit der auch er einst für das Verfassungsrecht seines Vaterlandes eingetreten war und gleichzeitig — freilich auf einem anderen Gebiet — ebenso wie Stüve den Fleiß und Forschungseifer eines echten deutschen Gelehrten entwickelt hatte. Aber weiter

darf man die Parallele nicht fortzuführen versuchen. Während Uhland durch den Gegenstand seiner Studien wie von selbst dahin geführt wurde, trotz aller particularistischen Anhänglichkeit an sein Schwabenland, das große einige Deutschland in sein Herz zu schließen und sich für dasselbe zu begeistern, war Stüve das Musterbild eines hannover'schen, richtiger niederdeutschen Particularisten vom alten Schlage, dessen politische Gesinnung aus der innigsten Liebe zur Vaterstadt und zu deren nächster provinzieller Umgegend erwachsen war und genährt wurde an gründlichen, mit Vorliebe gepflegten und bis zur Reproduction gediehenen localen und provinziellen Geschichtsstudien. Ueber den Kreis der engeren Heimat vermochte Stüve den Blick nicht hinausschweifen zu lassen, daher die particularistische Tendenz der deutschen Politik seines Ministeriums, daher das Grollen über das Ende aller Dinge, welches mit dem Jahr 1866 über sein Hannover hereinbrach und daher die scheinbare Theilnahmlosigkeit, mit der Stüve der weiteren Entwickelung der Dinge in Deutschland zuschaute. Aber wer ihn näher kannte, der wußte, daß gleichwohl ein warmes Herz für die deutsche Sache in seiner Brust schlug, wenngleich er sich nicht berufen fühlte, noch im Greisenalter activ für dieselbe einzutreten. Er beschränkte sich darauf, in stillem, liebethätigem Wirken das Wohl der engeren Kreise zu fördern, in denen er groß geworden und die ihm ans Herz gewachsen, während er außer denselben die politische Entwickelung ihren Lauf nehmen ließ, ohne denselben zu fördern, aber auch ohne ihn hemmen zu wollen. Und das ist es, wodurch der Exminister Stüve sich von einem anderen Sohne Osnabrücks, dem Exminister Windthorst unterscheidet, dem kein Mittel zu schlecht ist, um seinem Protest gegen die Einigung Deutschlands thatsächlichen Nachdruck zu geben. Der Geistliche, der an Stüve's Sarg ergreifende Worte zu seinem Gedächtniß sprach, verglich ihn einem Stern, wie solcher bald über dieser, bald über jener Stadt in der Person eines großen Mannes aufgeht und wie ein solcher schon einmal, im vorigen Jahrhundert, in Justus Möser über Osnabrück aufgegangen sei. Will man nur nach dem Glanz der geistigen Gaben und Fähigkeiten urtheilen, so verdient auch Windthorst, die „Perle" des Centrums, hierher gezählt zu werden. Aber wenn Justus Möser als Fixstern erster Größe am politischen Firmament leuchtet, erscheint Stüve neben ihm als ein zwar nicht minder glänzender Stern, aber wir möchten ihn den Wandelsternen vergleichen, die sich nur in den engern Bahnen ihres Systems bewegen, während Windthorst als internationaler Schweifstern auf ungemessenen Bahnen in das System unserer Staatsordnung einzubrechen droht — aber, wie noch alle Schweif- und Nebelsterne, die der Welt den Untergang drohten, vorüber ziehen wird, ohne eine andere bleibende Wirkung, als höchstens, daß er die Atmosphäre von schädlichen Miasmen reinigt, worauf dann

ein gutes „Weinjahr" zu folgen pflegt. Etwas von dieser reinigenden Wirkung haben wir ja von den Windthorst'schen Intriguen schon gespürt und das Jahr 1872 ist noch nicht zu Ende. — Inzwischen bereitet man in hiesigen ultramontanen Kreisen Zustimmungsadressen über Zustimmungsadressen an Windthorst vor, die natürlich in ähnlicher Weise, wenn auch mehr im Stillen, colportirt werden, wie vor wenigen Wochen die Petitionen gegen das Schulaufsichtsgesetz, dessen endliches Zustandekommen gleichwohl hier mit nicht geringerer Genugthuung begrüßt werden wird, als in andern Theilen der Monarchie, in denen weniger lebhaft gegen dasselbe agitirt worden. Die zahllosen Unterschriften, die gerade in hiesiger Gegend in letzterem Sinne zusammengebracht wurden, zeugen übrigens für die Rührigkeit, welche die Ultramontanen hier, in dem vorgeschobensten Posten gegen die partes infidelium der nordischen Missionen entwickeln. Von dem übermüthigen Ton, in welchem das diesjährige Fastenmandat des Bischofs von Osnabrück den Conflict zwischen Staat und Kirche als einen vom ersteren muthwillig heraufbeschworenen Krieg bespricht, werden Ihre Leser aus den Tagesblättern Notiz genommen haben. Neu dürfte dagegen die Notiz sein, daß hier allen Ernstes die Eventualität einer strafrechtlichen Verfolgung des Inhalts jenes Hirtenbriefes in Erwägung gezogen worden ist, und wenn dieselbe unterblieb, dürfte daraus weniger auf die Harmlosigkeit jenes Inhalts, als auf die Absicht des Staates zu schließen sein, so weit wie irgend möglich Milde walten zu lassen gegenüber den ultramontanen Extravaganzen, um den Conflict nicht zu verschärfen oder gar unheilbar zu machen: denn daraus müßte in unserer kaum pacificirten Provinz unberechenbarer Schade entstehen. Windthorst, der seiner Zeit der Eifrigste war, den confessionellen Zwiespalt zu schüren, würde freilich seine Freude daran haben, aber der „beste Bürger" den Osnabrück neulich in Stüve begraben, würde, so lange er lebte, dagegen protestirt haben, wenn man ihm hätte imputieren wollen, daß sein Particularismus sich soweit verirren könnte. Und was würde Justus Möser zu alledem sagen, dessen ehernes Standbild vom Piedestal auf dem Domhofe ernst in das Treiben der Gegenwart hineinschaut? Seinen „patriotischen Phantasien" sollte in der Gegenwart mehr Beachtung Theil zu werden, als in Wahrheit der Fall ist. Die Jetztwelt würde dann bald in ihm den großen Mann wiederfinden, den Deutschland Ende des vorigen Jahrhunderts in ihm verloren, und Mancher könnte noch von ihm lernen.

Vom preußischen Landtage. Aus Berlin. — Ueber das parlamentarische Hauptstück der vorvergangenen Woche, nämlich über die Verhandlungen betreffend die Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer und der untersten Stufe der Klassensteuer, zu berichten ist fürwahr eine ziemlich unerquickliche

Sache. Nicht weil der Gegenstand an sich nicht interessant wäre — das ist er in hohem Grade — sondern weil das Resultat viertägiger Debatten ein rein negatives war, und das bei einem Gesetzentwurf, der vielleicht so, wie er ist, nicht hätte vorgelegt werden sollen, der aber, einmal eingebracht, weder pure noch indirect durch unannehmbare Amendements hätte abgelehnt werden dürfen. Den Inhalt des Gesetzentwurfs habe ich schon in einem früheren Bericht kurz angegeben, und damals erwähnt, wie die bei der Einbringung desselben zu Tage getretene freudige Stimmung sich mit der Zeit mehr und mehr in's Gegentheil verkehrt habe. Im Plenum des Hauses hat nun zwar der Regierungsentwurf mehr Freunde gefunden, als nach dem Stimmverhältnisse in der vorberathenden Commission zu erwarten war; allein es fand sich doch immerhin keine Majorität für ihn, und das ist gerade bei diesem Gesetzentwurf aus verschiedenen Gründen — wie doch wohl noch manchem seiner Gegner nachträglich klar werden dürfte — sehr zu beklagen. Selbst auf der äußersten Linken wird es anerkannt, daß das Abgeordnetenhaus eines so loyalen und constitutionell correkten Finanzministers wie Camphausen seit langer Zeit sich nicht zu erfreuen hatte; derselbe hat sich zugleich bei verschiedenen Gelegenheiten so vorsichtig bewiesen, daß, wenn er sich entschließt auf Einnahmen zu verzichten, man getrost annehmen kann, es sei völlig ungefährlich, ihm darin zu folgen. Wenn nun ein solcher Finanzminister nach einem glücklichen Kriege, bei beispiellos günstiger Finanzlage, in engster Verbindung mit der wiederholt verlangten Aufhebung einer lästigen, den Verkehr hemmenden Verbrauchssteuer und als ersten Schritt zu noch weitern Steuerreformen den Erlaß einer Steuer vorschlägt, welche eine unverhältnißmäßig große Anzahl unbemittelter Staatsangehöriger traf, ohne eine auch nur annähernd entsprechende Einnahme zu liefern, aber nicht ohne den Steuerpflichtigen wie der Steuerverwaltung die allergrößten Plackereien zu verursachen: so kann man wohl sagen, es sei ein einzig dastehendes parlamentarisches Ereigniß, wenn ein solcher Gesetzentwurf die Majorität nicht erlangen kann. Jedenfalls sollte man meinen, daß die Ablehnung nur aus den allergewichtigsten Gründen zu rechtfertigen wäre. Und was waren das nun für Gründe, mit denen man sie motivirte? Zum Theil widersprachen sie sich selbst, wie z. B. wenn man anführte, den Erlaß der 15 Sgr. werde der Steuerzahler der untersten Stufe gar nicht einmal als Wohlthat empfinden, und dann aber doch vorschlug, ihn um ein Drittel dieser als Ganzes angeblich schon unmerkbaren Steuer zu erleichtern, und ihm dazu die ganze und sehr merkliche Plackerei allmonatlicher Entrichtung eines geringen Steuerbetrags zu lassen. Zum Theil waren sie handgreiflich unrichtig, wie wenn man vor Gefährdung des Staatsgefühls als unausbleiblicher Folge gänzlicher Steuerbefreiung warnte, während doch der Betrag an indirekten Steuern, den diese unterste Klasse entrichtet, ver-

hältnißmäßig weit höher ist, als in den obern Klassen. Andere waren als schnurgerade Logiker verstimmt darüber, daß der Regierungsentwurf aus praktischer Rücksicht auf die Schwierigkeiten, welche für die communalen Haushalte einzelner Städte entstehen können, die Schlachtsteuer als Communalsteuer facultativ beibehalten wollte, und daß der Minister des Innern — was vielleicht unnöthig war — auch den Vermittlungsvorschlag, diese Facultät nur auf eine gewisse Reihe von Jahren zu gewähren, unbedingt von der Hand wies. Andere hatten wieder die speciellen Zustände und Interessen ihrer Communalverwaltung, ihres Kreises im Auge und ließen diese bei einem allgemeinen, die staatliche Besteuerung betreffenden Gesetze maßgebend sein. Noch andere endlich wollten kein theilweises Vorgehen, sondern einen das Ganze des Steuerwesens umfassenden Reformplan: in der That eine vielversprechende Procedur bei der gegenwärtigen meist rein dem Zufall überlassenen Gestaltung der Majorität im Hause und bei der Erfahrung, die die Regierung bei einem verhältnißmäßig noch so einfachen Gesetzentwurf wie dieser zu machen Gelegenheit hatte. Zu allen diesen nach verschiedenen Seiten wirksamen Ablehnungsgründen kam dann auch noch, damit nichts fehle, die diesmal wirklich unkluge Aufrichtigkeit Laskers, welcher, die nothwendigen Consequenzen dieses ersten Schritts vorausnehmend, als unausbleibliches Endziel desselben eine allgemeine und zwar quotisirte Einkommensteuer hinstellte, und damit zwar die widerstrebenden Genossen auf der Linken nicht gewann (weil der Finanzminister diese Consequenz nicht gelten ließ), wohl aber die Conservativen abstieß, für welche die abstracte Möglichkeit, es könne in irgend einer Zukunft dies Gesetz zu einer Quotisirung der direkten Steuern führen, schon hinreichend war, um gegen dasselbe zu stimmen, d. h. es durch unannehmbare Amendements zu Falle zu bringen. Von einem principiellen, für das Allgemeine durchgreifenden Grunde gegen den Vorschlag der Regierung war aus der Debatte nichts zu hören. Auch das Gefühl, daß es einer aus einem durchaus plutokratischen Wahlsystem hervorgegangenen Volksvertretung am allerwenigsten anstehen möchte, Steuererleichterungen für die ärmsten Klassen, zumal in jetziger Zeit, zurückzuweisen, hatte weiter keinen Ausdruck gefunden, als den, daß die Commission die vorgeschlagene Erleichterung nicht geradezu abzulehnen wagte, sie dafür aber auf eine principlose Weise verzettelte. Dem Regierungsentwurf lag der richtige Gedanke zu Grunde — wenn schon er in den Motiven kaum angedeutet ist — daß ein gewisses Existenzminimum von der Besteuerung freizulassen sei; es war nur dies auszusetzen, daß er bei den nächstfolgenden Klassensteuerstufen das Existenzminimum nicht in derselben Weise freiließ. Daß dies aber bei dem nächsten Schritt in der Steuerreform nachgeholt werden sollte, konnte kaum zweifelhaft sein. Die Commission gab diesen richtigen Gedanken auf, und ließ in der ganzen,

drei Unterstufen enthaltenden niedrigsten Hauptstufe der Klassensteuer einen theilweisen Erlaß ($33^1/_3$ %) eintreten: die besser situirten Stufen würden dabei in einem relativ gleichen, aber in einem absolut höhern Maße erleichtert, was dem Princip der Freilassung des Existenzminimums widerspricht: dies hätte vielmehr bei den höhern Stufen Erleichterung in absolut gleichem, relativ aber geringerem Maße, als bei der untersten Stufe, verlangt.

Ueberhaupt aber konnte man bei dieser ganzen Steuerdebatte kaum umhin, auf den Gedanken zu kommen, wie richtig es sei, von einer Kunst der Besteuerung zu sprechen: insofern nämlich dieser Zweig staatlicher Thätigkeit es allerdings noch lange nicht zu der Klarheit und Exaktheit einer Wissenschaft gebracht hat. Es wurde dies recht deutlich, als z. B. ein Redner an dem Regierungsentwurf gerade das ganz exorbitant fand, daß gleichzeitig auf dem Gebiete der direkten und der indirekten Steuer eine Erleichterung proponirt werde: als ob es nicht auch auf dem letzteren Gebiet ein freizulassendes Existenzminimum gäbe, welches die Nichtbesteuerung der allerunentbehrlichsten Verbrauchsobjekte (Mehl, Fleisch, Salz) verlangt; als ob die Freilassung der untersten Stufe der Klassensteuer und die Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer etwas anderes wären, als Correlate. Indessen darf man sich über derlei Dinge nicht allzusehr wundern, wenn selbst ein in Finanzsachen so bewanderter Mann wie Richter unter großem Beifall des Hauses als Grundprincip aller Steuertheorie den Satz hinstellen konnte: die Steuerpflicht sei begründet durch die Leistungen, die Jeder vom Staat empfange, also unter dem Gesichtspunkt einer Gegenleistung aufzufassen. Nach dieser sog. relativen Steuertheorie würde die sonst schon lange als unhaltbar aufgegebene Anschauung, wonach der Staat eine gegenseitige Assecuranzgesellschaft zum Schutz vor dem Kriege Aller gegen Alle ist, auf dem Gebiete der Steuerpolitik ganz unbefangen wieder rehabilitirt werden. Von diesem hoffentlich doch bald überwundenen Standpunkt aus begreift sich dann freilich der zur Zeit bei den meisten Liberalen bestehende Widerwille gegen indirekte Steuern, und zwar nicht blos bei solchen Liberalen, die in Folge ihrer gegründeten Abneigung gegen einzelne indirekte Steuern (Mahl-, Schlacht- und Salzsteuer) das Kind mit dem Bade ausschütten. Gleichwohl sind wir überzeugt, und das halten wir auch für Camphausens Meinung nach einer Andeutung, die er in einer der ersten Reden, welche er als Minister hielt, fallen ließ — daß ohne höhere Anspannung derjenigen indirekten Steuern, die eine solche vertragen (dazu gehören aber die eben bezeichneten nicht, die vielmehr gänzlich aufzuheben sind) eine vernünftige Totalreform der direkten Steuern nicht möglich sein wird.

An dem Tage der Schlußabstimmung erhielten die unerfreulichen Steuerdebatten ein würdiges Nachspiel. Nach erfolgter Annahme des ganzen Ge-

jetzes in der ihm durch die Commission gegebenen Gestalt übergab der Minister Camphausen eine allerhöchste Ermächtigung zur Zurücknahme des Gesetzentwurfs. Darauf entspann sich eine mehr als einstündige Debatte darüber, ob eine solche Zurückziehung nicht vor der Schlußabstimmung hätte erfolgen müssen, ob auf dieselbe überhaupt Rücksicht genommen werden könne, ja ob das Verfahren der Regierung nicht die Würde des Hauses verletze. Ein Mitglied der Fortschrittspartei hätte diese harmlose Sache sogar, wär' es möglich gewesen, zu einer Verfassungsfrage ersten Ranges aufgebauscht.

Zum Glück blieb bei all diesen Vorgängen die Eintracht zwischen dem Staatsministerium und dem Hause bezüglich eines andern wichtigen Punkts ungetrübt, nämlich bezüglich der umfassenden Gehalts-Aufbesserungen für die Beamten. Zu der darauf bezüglichen Vorlage hatte die Budget-Commission nicht unerhebliche Zusätze und Erhöhungen beschlossen; die Regierung ließ ihren Widerspruch dagegen fallen, als die Commission ihrerseits bei der zweiten Lesung des umfangreichen Opus einige Abstriche, die sie (vielleicht ad hoc?) gemacht, wieder aufgab. So kam es glücklicher Weise zur en-bloc-Annahme des Elaborats, dessen Specialdiscussion endlose Debatten hervorgerufen, und die Zahl der schon eingegangenen Petitionen und Remonstrationen noch unabsehbar vermehrt hätte. Wer sich vergegenwärtigt, welch colossale Bedeutung das Beamtenthum im preußischen Staate noch immer hat, der wird die Wichtigkeit dieser Maßregel, deren längeres Hinausschieben zu den allergrößten Calamitäten unfehlbar geführt hätte, angemessen zu würdigen verstehen; sie wird in dem demnächst zur Berathung kommenden Pensionsgesetz ein erwünschtes Complement erhalten. Das wird man sich aber auch nicht verhehlen können, daß hier noch von einer andern Seite her nachgeholfen werden muß, wenn die Hilfe eine wahrhaft gründliche und zugleich nachhaltige werden soll: nämlich von der Seite der Neuorganisation.

In der letzten Zeit hat sich die Aussicht auf Annahme des Schulaufsichtsgesetzes im Herrenhause in erfreulicher Weise gebessert; es würde dazu freilich nur gehören, daß die Herren sich erinnerten und es mehr durchdächten, daß sie eben preußische Herren sind. Inzwischen ist eine besondere Commission im Abgeordnetenhause damit beschäftigt, den Schaden, den das Herrenhaus an dem Gesetze über den Eigenthumserwerb und an der Grundbuchordnung angerichtet, so weit dies unbedingt nöthig, zu repariren. Wenn dann die Kreisordnung aus dem Abgeordnetenhaus in's Herrenhaus kommt, wird letzteres sich sonder Zweifel revanchiren; es wird ein hübsches doppeltes Fangballspiel geben — und den Gesetzen, wenn sie überhaupt zu Stande kommen, wird man es leider ansehen, wie sie zu Stande gekommen sind.

Die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses in der letzten Woche, so wichtig sie ihrem Gehalt nach auch für das Land waren, boten doch wenig Interessantes dar. In der Schlußberathung des Staatshaushaltsetats schien es, als ob bei der Position von 2000 Thlr. „zur Vermehrung der Schulaufsichtskosten“ die Debatte über das wichtigste Gesetz dieser Session noch einmal aufleben solle; das Haus gestattete indessen nur einem Redner aus seiner Mitte das Wort: dem Führer der polnischen Fraction wurde vergönnt, seinem Herzen gegen die Kriegserklärung des Reichskanzlers Luft zu machen, was er denn auch in ganz würdiger und gemessener Weise that. Eine Macht- und zugleich Existenz-Frage mit all den grausamen Consequenzen, die in dieser

Verbindung enthalten sind, lag hier schon lange vor. So lange die Polen, von Frankreich unterstützt, oder doch sich unterstützt wähnend, romantisch-revolutionären Abenteuern nachgingen, konnte sich der Germanisirungsproceß fast unbemerkbar im Stillen vollziehen; unaufhaltsam zwar, aber gewissermaßen noch gemüthlich. In neuerer Zeit aber scheinen die polnischen Herren, durch Schaden klug geworden, sich bequemt zu haben, von den Deutschen zu lernen: sie fangen an, zu arbeiten und die materiellen Interessen zu pflegen. Indeß auch das würde dem Fasse den Boden noch nicht ausgeschlagen haben, wenn sie nicht gleichzeitig, mit dem ultramontanen Clerus — auch deutscher Junge — im Bunde, das Vorschreiten der deutschen Sprache nicht nur zu hemmen, sondern sogar zurückzudämmen versucht hätten, und zwar theilweise schon in kurzer Zeit mit Erfolg. Was alles aber hier mit der Sprachenfrage zusammenhängt — abgesehen davon, daß es eine nationale Ehrensache ist, innerhalb des eigenen Gebiets von der deutschen Zunge erobertes Terrain nicht wieder zu verlieren — das liegt ja auf platter Hand. Steht doch das Beispiel Süd-Tirols warnend vor uns, wo gleichfalls der Clerus, auch der der Geburt nach deutsche, wofern er nur ultramontan war, in gleichem herzlichem Widerwillen gegen das Deutschthum zur Verdrängung und Vertilgung desselben nach Kräften mitwirkte. Daß es soweit in Posen und Oberschlesien komme, befürchten wir deshalb nicht, weil der Reichskanzler nunmehr sein Augenmerk auf die Sache gerichtet hat; da ist denn nicht mehr zu besorgen, daß die Angelegenheit aus übelangebrachter Sentimentalität wieder verpfuscht oder sonst mit Halbheit angefaßt werde. Daß der Cultusminister auf Kantak's Rede antwortete — vielleicht geschah es aber blos, weil der Reichskanzler nicht anwesend war — könnte man allenfalls für überflüssig erachten: die Situation ist völlig klar, Neues kann nicht beigebracht, am allerwenigsten aber gehofft werden, daß irgend Jemand jetzt noch zum Aufgeben des eingenommenen Standpunkts durch Reden bewogen werden könne.

Im weiteren Verlauf der Schlußberathung hatte das Abgeordnetenhaus verschiedene Consequenzen aus eigenen Beschlüssen zu ziehen; es ist dies zum Theil, glaube ich, ungern geschehen. Durch Zurückziehung der Steuererleichterungs-Vorlage Seitens der Regierung blieben nach Deckung der vom Hause beschlossenen Mehrausgaben noch 500,000 Thaler verfügbar. Es handelte sich nun darum, was man damit anfangen sollte. So viel ist sicher: wäre die Regierung von Anfang an mit dem Project, die Einnahme-Ueberschüsse in der jetzt vorgeschlagenen und mit Ausnahme eines Punktes genehmigten Weise zu verzetteln, hervorgetreten, so würde sie von allen Seiten die schärfste Opposition erfahren haben. Jetzt aber lag die Sache so, daß zur Ueberlegung und Vorbereitung einer anderweitigen in einen größeren Zusammenhang hineinpassenden und dadurch politisch bedeutsamen Verwendung, wie es die Steuerbefreiung in Verbindung mit dem Anfang einer Steuerreform in eminentem Sinne war, die Zeit viel zu knapp war, und andererseits die Regierung vorschlug, mit dem Ueberschuß solche Ausgaben zu decken, zu deren Erhöhung sie durch das Abgeordnetenhaus im Weg von Resolutionen aufgefordert worden war. Es ist mit diesen Resolutionen eines gesetzgebenden Körpers ein eigen Ding; nach und nach scheint sich doch die Ueberzeugung Bahn zu brechen, daß im Interesse der Würde des Hauses und der größtmöglichen Unbefangenheit gegenüber den an dasselbe herantre-

tenden Aufgaben die strengste Enthaltsamkeit in Bezug auf diese Art von Willensäußerungen geboten ist. Auffällig war es übrigens doch, daß trotz einer vor nicht langer Zeit beschlossenen Resolution: es möge noch in dieser Session der Plan zur Erbauung eines landwirthschaftlichen Museums vorgelegt und die dazu nöthigen Mittel verlangt werden, diejenigen 100,000 Thaler, welche von der disponibeln halben Million hierzu unter Vorlegung eines allgemeinen Planes beansprucht wurden, nicht bewilligt, vielmehr zur Erfüllung des (neuen) Normalgehaltes an solchen höheren Lehranstalten angewiesen wurden, wo dieser durch die bisherigen Bewilligungen noch nicht erreicht wird. Ob Hr. v. Selchow ein solches Votum, sowie die von Jahr zu Jahr bei der Berathung seines Etats deutlicher zu Tage tretende Unzufriedenheit derjenigen Conservativen, welche — und das sind fast alle — — landwirthschaftliche Interessen haben und daher in der Lage sind, die Gemüthlichkeit schließlich aufhören lassen zu müssen, sich besonders zu Herzen nehmen werde, ist bei der ungemeinen Passivität dieses Ministers allerdings sehr zu bezweifeln.

Hätte es nicht an der Beschlußunfähigkeit des Hauses gegen Ende der Sitzung gelegen, so wäre auch noch das Civilpensionsgesetz in der vorigen Woche vollständig erledigt worden. Dasselbe ist im Wesentlichen dem für das Reich erlassenen Militärpensionsgesetz nachgebildet. Für Preußen ist als ein großer Fortschritt schon das zu begrüßen, daß wenigstens die Pensionsverhältnisse der Staatsdiener einmal gesetzlich und im Zusammenhang geregelt werden. Zu bedauern bleibt aber immerhin, daß es noch nicht gelingen will, den ganzen unbeschreiblichen Wust von überall zerstreuten, zum Theil nicht einmal publicirten Ordres, Erlassen, Instructionen und Reglements, die sich auf die Rechtsverhältnisse der verschiedenen Kategorien von Staatsdienern beziehen, endlich einmal ganz zu beseitigen, und dieselben in ihrem Zusammenhang einheitlich und erschöpfend zu regeln. Es ist in der That erstaunlich, mit wie wenig Gesetzen in dieser Beziehung in Preußen regiert wird. Fragen welche für einzelne Beamtenclassen von dem größten, auch pecuniären, Belang sind, wie z. B. ob das Vorrücken der Richter nach der Anciennität innerhalb der einzelnen Departements, oder durch die ganze Monarchie stattfinden solle, ob die Richter des Berliner Stadtgerichts unter sich, oder mit den Richtern ihres Departements rangiren, und wenn ersteres der Fall, ob nach dem Dienstalter als Richter oder als Rath des Stadtgerichts, und viele ähnliche Fragen werden einfach durch Randbemerkungen zu dem betreffenden Special-Etat entschieden. Das jetzige Pensionsgesetz begründet übrigens einen gegen den früheren wesentlich bessern Zustand. Es wird zwar kein höheres Pensionsmaximum gewährt, als bisher, nämlich $^3/_4$ des vollen Gehalts; auch wird dies Maximum nach wie vor erst mit dem fünfzigsten Dienstjahr erreicht. Dagegen beginnt die Pensionsberechtigung schon mit dem zehnten (bisher mit dem 15.) Dienstjahr, unter gewissen Voraussetzungen (Dienstunfähigkeit in Folge oder aus Veranlassung der Ausübung des Dienstes) sofort; es steigen ferner die Pensionsstufen jährlich (um $^1/_{80}$) statt wie früher alle fünf Jahre (um $^1/_{16}$). Sodann ist durch die Commission die Bestimmung in das Gesetz gebracht worden, daß nach dem vollendeten 60. Lebensjahr (sog. Normaljahr) der Beamte seine Pensionirung nachsuchen kann, ohne den Nachweis der Dienstunfähigkeit führen zu müssen.

Ursprünglich war von der Commission, die den Gesetzentwurf in Vorberathung hatte, beantragt, die Pension jährlich um $^1/_{60}$ — entsprechend der seiner Zeit nicht genehmigten Regierungsproposition beim Militärpensionsgesetz — steigen zu lassen; dieser Differenzpunkt, an welchem das Gesetz möglicher Weise hätte scheitern können, ist indessen noch im Schooße der Commission selbst beseitigt worden. Die wichtigste Abweichung der Commissionsbeschlüsse von der Regierungsvorlage betrifft die Behandlung der 1866 übernommenen Beamten. Die Commission will sie bezüglich des Gehaltes, den sie bei der Uebernahme schon hatten, auch fernerhin, sofern ihnen dies günstiger ist, nach den Grundsätzen ihres ehemaligen Pensionsgesetzes behandeln — ganz analog, wie die preußische Regierung es seiner Zeit bei der Uebernahme der Hohenzollern'schen Beamten für billig erachtete — während die Staatsregierung jetzt diesen Beamten vom Tage der Uebernahme an bezüglich ihres ganzen, früheren und nachher hinzugekommenen, Diensteinkommens die Pension nach den Grundsätzen des jetzigen Gesetzes berechnen will. Da dieser Punkt nach den eigenen Auslassungen der Staatsregierung wenigstens von keiner großen finanziellen Erheblichkeit ist, so wird ein dissentirendes Votum des Hauses das Zustandekommen des Gesetzes hoffentlich nicht gefährden.

Ueber Schließung oder Vertagung des Landtags scheint noch kein Entschluß gefaßt zu sein. Wenn die Regierung die Hoffnung hat — über das Vorhandensein des Wunsches kann kein Zweifel sein — die Kreisordnung bei dem Herrenhause in irgend einer der Majorität des Abgeordnetenhauses annehmbaren Gestalt durchzubringen, so ist eine Vertagung auf 30 Tage das Wahrscheinlichste, weil Einfachste und Sachgemäßeste. Vielleicht will die Regierung nach dem Schicksal, welches das Schulaufsichtsgesetz im Herrenhause haben wird, bemessen, in wie weit auch in andern Dingen auf Nachgiebigkeit der Herren gerechnet werden kann.

James Fisk jr., ein Muster unseres „Shoddythums“. Aus Newyork. — Am 6. Januar, am hellen Nachmittag wurde James Fisk jr. von einem Menschen, Namens Edward Stokes im Grand Central Hotel, einem unserer größten und belebtesten Hotels am Broadway, meuchlings erschossen. Diese Unthat rief eine unbeschreibliche Sensation hervor, nicht nur innerhalb der Grenzen unserer Riesenstadt, sondern weit durch die ganze Union hin, ja bis zu der stammverwandten britannischen Insel. Auch der deutsche Leser wird die Kunde davon erhalten und sich mit Recht gefragt haben, woher und warum diese unbeschreibliche Sensation? Nicht die scheußliche That an und für sich war es, welche an dem darauf folgenden Sonntage den Unterhaltungsstoff abgab, wo nur immer zwei Menschen in Berührung kamen, welche die Sonntagsblätter einzig als Sabbathlectüre verarbeiteten — o nein, um dergleichen „Kleinigkeiten“ wie der Verlust eines Menschenlebens kümmert man sich hier gar nicht mehr oder hält sie vielmehr für unerläßlich als Würze zu dem ungewürzten Frühstückssteak, es war die Stellung, welche der Gemordete in unserem amerikanischen Gemeinwesen einnahm, es war die Person des Thäters, die Ursache und Veranlassung zu der Mordthat, was dieser ein so ungeheures und anhaltendes Aufsehen verlieh.

James Fisk jr. war das verkörperte amerikanische Shoddy-, d. h. Par-

venüthum, der erste, kühnste und verwegenste Industrieritter der Welt. Die Mirès, Périers, Strousbergs sind Zwerge gegen das ruchlose Speculationsgenie, das Fisk besessen. Ich nenne das Speculationsgenie Fisk's ruchlos, nicht weil ich mit so vielen anderen jede Speculation für frevelhaft halte, sondern weil die fabelhafte Speculationsgier Fisk's unsere Justiz zur Ironie ihres Namens stempelte, unsere Gesetzgebungshalle zur Diebeshöhle machte und unsere sociale Moral offen in der frechsten Weise schändete. Dieser Mensch, von dessen Dasein eine Verbrecherhand unser Gemeinwesen befreite, war durch Diebstahl und Verbrechen ein unschätzbarer Millionär geworden und als solcher der Abgott des Shoddythums, der Heros des „freien Volkes", in dessen Munde er als „Jim" zur volksthümlichen Größe wurde. Von diesem Strahlenglanze umgeben, wurden all seine Sünden von unserer Gesellschaft als Tugend oder wenigstens als „entschuldbares" Sichhinwegsetzen über Moral, Recht und Anstand angesehen. Obschon verheirathet hielt er sich einen förmlichen „parc aux cerfs" wie Ludwig XIV., wo er sich die Opfer seiner Lust aufzog. Und ein großer Theil unserer täglichen, weit verbreiteten und viel gelesenen Blätter konnten nicht genug Rühmens von der Schönheit der Fisk'schen Hetären machen, nicht Worte genug finden, ihre Reize, ihre Eleganz, ihre Trachten, ihre Diamanten, ihre Wohnungen zu schildern. Und das „freie Volk" klaschte diesem Menschen Beifall, es reckte den Hals nach ihm aus, wenn er höchstselbst in glänzendem Viergespann seine Favoritinnen ausfuhr. Und die „hohe" Gesellschaft, d. h. bei uns natürlich nur die Geldaristokratie suchte eng an ihm vorbei zu treiben, einen bewundernden Blick auf die herrlichen Rappen, einen schmunzelnden auf den Rosselenker und einen neidischen auf die werthlosen Insassen werfend. Mütter lenkten die Aufmerksamkeit ihrer Töchter auf diese frech umherblickenden, in die Polster zurückgelehnten, mit Schmuck überdeckten Gestalten und stachelten schamlos die Begier nach gleichem Putz und Tand durch Hinweis auf solche Vorbilder auf!

Unser „Jim" war aber noch ein ganz anderer Kerl! Er war ein Held, wie kein zweiter, nur schade, daß er das Pulver nicht riechen konnte. Zum Helden hatte ihn unsere Nationalgarde geschlagen, dieses Possen- und Puppenspiel militärischer Nachäfferei. Denn das 9. Milizregiment hatte James Fisk jr. zu seinem Obristen gewählt, obschon er nicht ein einziges Marschreglement, nicht ein einziges militärisches Exercitium, ja nicht einmal reiten konnte. Doch das alles braucht man als Milizoberst nicht zu können; wohl aber muß man plenty of money haben und dies hatte ja „Jim", der nun fortan der „gallant Colonel" genannt wurde, weil er so tapfer — Damenherzen erobern konnte. Der Colonel wußte seinen militärischen Beruf zu schätzen. Er ließ sich eine von echtem Golde strotzende Uniform anfertigen, die den Metallglanz liebenden Sinn des Amerikaners zu wahren Verzückungen hinreißt. Seine Physiognomie wurde martialisch zugestutzt; sein nußbrauner Schnurrbart in Wachtmeisterspitzen ausgedehnt und sein schwerer wohlbeleibter Körper auf eins der stattlichsten und kostbarsten Schlachtenrosse geladen, die nur aufzutreiben waren. Sein Regiment staffirte er auf eigene Kosten glänzend aus — mit neuen, langen, grauen Schwalbenschwänzen und steckte seine Militärcapelle, die in der That etwas Tüchtiges leistete, in rothe Affenjacken! Amerikanischer Geschmack nach französischem Muster. Und nun

zog er auf Kriegseroberungen aus. Der Jahrestag der Schlacht bei Bunkers Hill aus der ersten Revolutionszeit lockte ihn nach Boston, um vor den New-Engländer Yankeepuritanern seinen ganzen militärischen Pomp zu entfalten und zum Entsetzen aller Pfaffen und Pietisten ritt der profane „Jim" unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches am heiligen Sabbath in die fromme Puritanerstadt Boston ein. Das war in der That ein Sieg, wie ihn Keiner vorher gewonnen. Die Pfaffen setzten Himmel und Hölle in Bewegung, um dieses profanste aller Weltkinder von der puritanisch-patriotischen Feier fern zu halten. Doch der „gallant Colonel" wußte, wie Herzen zu erobern. Er erklärte dem Gouverneur des Staates Massachusetts, er sei gekommen, um am Grabe der Väter zu beten; er wolle den Siegern seine kriegerische Ehrenbezeugung in einer Todtenfeier darbringen! Und „Jim" betete, und seine Bande accompagnirte den Choral und die Schönen schielten verstohlen während des Gebetes hervor unter ihren Taschentüchern nach dem „gallant Colonel", und am Abend war der Conversationsrefrain auch in der „guten" Damengesellschaft Bostons: after all, is n't he handsome?

Nun erst die Lorbeeren, die Fisk's militärische Gloire innerhalb unserer eigenen Wassergrenzen erfocht! Als am 12. Juli sein Regiment an seiner Wohnung vorbei zur Unterdrückung des Aufstandes marschirte, da litt es den „gallant Colonel" nicht mehr an seinem Schreibpulte und in Hemdsärmeln, mit dem blanken Degen in der Hand und einer feuerrothen Rose, die eine seiner Schönen eiligst an seine breite Brust befestigt, eilte er auf die Straße an die Spitze seiner Getreuen. Als aber die erste Salve krachte, hielt der „gallant Colonel" im Pulverdampf vielleicht die rothe Rose auf seiner Brust für Blut, denn er concentrirte sich schleunigst zu seiner Deckung durch Höfe und über Zäune möglichst weit vom Kampfplatz rückwärts, um in seiner Einsamkeit die Schrecknisse des Tages abzuwarten. „Jim" verwundet und abhanden gekommen! ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt; so hat er wenigstens ehrlich sein Wort gehalten! Man nahm ihm hernach nicht übel, daß er sich für bessere Zeiten aufgespart.

Es gab im letzten Jahre keine Parade, bei der nicht der „gallant Colonel" vorzugsweise oder ganz allein von den duftenden Taschentüchern und dem lieblichen Lächeln der Schönen aller Klassen begrüßt ward, und als bei dem feierlichen Empfang des „schmerzlich und bang ersehnten" russischen Gastes der Zug sich den Broadway aufwärts bewegte, da erntete die stramme Haltung, die goldbetreßte Uniform und das feurige Schlachtenroß unseres Helden mehr Aufmerksamkeit und Beifall als der Großfürst Alexis.

Auch die salzige Fluth war Zeuge der Triumphe „Jims". Hier, im Bereiche Neptuns erschien er in Admiralsuniform; denn er war Beherrscher einer ganzen kleinen Flotille und auf einem seiner Dampfer an einem unserer überheißen Sommersonntage die romantischen Ufer des Hudson hinaufzufahren unter den Klängen seiner allzeit musicirenden Regimentscapelle, das war eine Erquickung, die der Amerikaner vor „Jims" Zeiten nicht kannte. So wurde der Mann volksthümlich.

Seiner Neigung zur Musik und seiner Lust an Schauspiel aller Art verdankt das Grand Opera House, einer unserer prachtvollsten Musentempel, seine Entstehung. Natürlich machte er alsbald die Offenbach'schen Bacchanalien auf seiner Hofbühne heimisch und verschaffte ihnen damit das Bürgerrecht in

der Republik überhaupt. Er verschrieb sich seine Hoftruppen direkt aus Paris, mitunter geradezu Gesindel aus den Café's chantants, um so besser waren sie dann ihrer Aufgabe gewachsen. Der Amerikaner verstand ihre Sprache nicht, da nur französisch gespielt wurde, und was er sah, bewunderte er schon allein deshalb, weil es von Paris kam. Fisk führte in seinem Opernhause, das mit luxuriösem Comfort ausgestattet ist, dem Publikum geradezu seine Maitressen vor und die Cancanwirthschaft ward ein nothwendiges Requisit dessen, was man in England „high life", hier aber in seiner schäbigen Nachahmung Shoddythum zu nennen pflegt.

Wie hat nun aber unser Held all seine Herrlichkeit „gegründet"? James Fisk wurde in einem Puritanerstädtchen eines New-Englandstaates am 1. April 1834 geboren. Sein Vater war ein Landhausirer und auch der junge James widmete sich von frühester Jugend diesem wandelnden Handel, ohne irgend welche Schulbildung genossen zu haben. Seine Neigung zur Schaustellung und Abenteuern war ihm früh förderlich. Mit einem glänzenden Gespann, auffallendem Sattelzeug, mit natürlichem Witz und ländlicher Unverschämtheit prosperirte er so schnell, daß er bald einer der Hauptjobber im Staate Vermont wurde. Die Firma in Boston, bei der er seine Waareneinkäufe machte, fand an dem kecken Burschen so viel Gefallen, daß sie ihn in ihr Geschäft aufnahmen, erst als Verkäufer, dann als Compagnon. Durch einen Schmuggelhandel mit Baumwolle während der Rebellion erwarb er sich so viel Capital, daß er ein eigenes Geschäft eröffnete, das er jedoch schon nach vier Monaten wieder schloß. 1864 kam er nach Newyork und etablirte ein Maklergeschäft. Da brach 1867 ein erbitterter Kampf unter unseren Eisenbahnkönigen aus um den Besitz der Eriebahn, der wichtigsten Straße nach dem produktenreichen Westen. Die Hauptparteien in diesem Kampfe waren Drew und Vanderbilt. Letzterer suchte die Aktien der Eriebahn aufzukaufen, um so in den alleinigen Besitz ihrer Verwaltung zu kommen. Fisk trat nun als Retter für die Drewpartei auf, indem er ihr anrieth, im Geheimen 50,000 Aktien auf seinen Namen anzufertigen. Diese gefälschten Aktien wußte er den Agenten Vanderbilt's als echte in die Hände zu spielen. Der Entdeckung des Betruges folgte ein Verhaftsbefehl des Richters Barnard gegen Fisk. Dieser floh mit sieben Millionen, den Büchern und Papieren der Erieeisenbahngesellschaft nach New-Jersey. Dort stand er außerhalb der Gerichtsbarkeit des Staates Newyork und war somit sammt seinem Raube geborgen. Von Drew vorher zum Controlleur der Bahn ernannt, nahm er in Jersey City, woselbst sich das Depot und der Ausgangspunkt der Bahn befindet, von dieser als unumschränkter Gebieter Besitz und umgab sich mit einer starken Leibwache. Underdeß schickte er seinen späteren Partner Gould mit einer halben Million nach Albany und mit diesem Gelde wurde unsere Staatslegislatur bestochen, die Mehrausgabe der Drew'schen Aktien gesetzlich anzuerkennen. Triumphirend kehrte Fisk nach Newyork zurück, erbrach die Office der Eriegesellschaft und ließ die ihm noch fehlenden Bücher und Papiere der Compagnie nach seinem Büreau in der 8. Avenue schaffen. Um sich in seiner Verbrecherlaufbahn halten zu können, mußte er von der herrschenden politischen Macht geschützt sein. Fisk fand verwandte Verbrechercharaktere am Ruder. Der Tammany-Ring mit dem Räuberhauptmann William M. Tweed an der Spitze hatte sich soeben in der Herrschaft be-

festigt. Nächst der gesetzgebenden Gewalt wußte Fisk auch noch die richterliche zu seiner Creatur zu machen. George Barnard, Richter am höchsten Gerichtstribunal, verkaufte für ein gut Stück Geldes Ehre, Gewissen, Ueberzeugung. So gedeckt konnte Fisk seinen letzten Trumpf ausspielen. Denn noch war Vanderbilt zu fürchten, wenn es zu einer Direktorwahl kam, da dieser die meisten, wenn auch ziemlich werthlosen Erieaktien in seinem Besitze hatte. Das Manöver der Aktienfabrikation wurde nun im großartigsten Maßstabe wiederholt. Die Erieaktien waren auf 20 heruntergegangen und da sie selbst für diesen Spottpreis auf dem amerikanischen Markte keinen Abnehmer fanden, so wurde der englische damit überschüttet. Fisk verkaufte den Engländern seine Fabrikation als Makler, zeichnete aber die Aktien in den Transferirungsbüchern auf seinen Namen ein, bekam auf diese Weise die Majorität und wurde Direktor der Bahn, oder wie er nun genannt ward, — der Erieprinz. Die Engländer verlangten für ihr Geld die Aktien, wurden aber mit ihrer Klage vom Richter Barnard abgewiesen. Statt der jährlichen Wahl erlangte Fisk durch die Tweed'sche Legislatur, daß er durch Gesetz für fünf Jahre lang zum Direktor der Erieeisenbahn eingesetzt ward!

Noch ist die Veranlassung zu dem tragischen Ende Fisk's mit einigen Worten zu erwähnen. Sie entsprach der Art seines Lebens. Als Fisk noch Makler in Wallstr. war, lernte er — wo, kann man sich denken — Miß Josephine Helene Mansfield alias Mrs. Lawlor kennen. „Josie" — wie „Jim" in seinen Liebesbriefen, die, nebenbei gesagt, von orthographischen Schnitzern wimmeln, die Mansfield zärtlich nannte, theilte mit ihm Leid und Freude seines Emporkommens. Als „Erieprinz" kaufte er seiner Josie ein Palais in der 23. Straße und stattete es prinzlich aus. Dort wurden die vertrauten, luxuriösen Soupers eingenommen, bei denen die Herren Tweed, Sweeny, Barnard u. A. m. von der unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit der reizenden „modernen Helena" gefesselt wurden. Dort auch pflegte der Millionär und Oberst von seinen Geschäfts- und militärischen Strapazen auszuruhen. Allein eines schönen Abends fand er dort unvermuthet einen seiner Beamten, Edward S. Stokes, ebenfalls einen verheiratheten Mann. Der Militär griff nicht nach seinem Degen, er ließ den Nebenbuhler einfach verhaften. Josie hatte ein Duell erwartet, denn an Duelle um ihre Reize war sie von San Francisco und ihrer ersten Ehe her gewöhnt. Sie warf in ihrem Ingrimm die kleinen Habseligkeiten des unblutigen Obersten, Toilettegegenstände, Regenschirm, Gummischuhe, Nachtwäsche u. dgl. m. zum Fenster hinaus, bis Fisk dem gefangenen Stokes 30,000 Dollar Schmerzensgelder zahlte und ihm die Freiheit verschaffte. Stokes aber blieb der begünstigte Bewerber. Da Fisk weiteren Erpressungen des edlen Paares sich widersetzte, ward er auf der Treppe des Grand Central Hotel, wo er eben einen anderen ritterlichen Besuch machen wollte, von der Kugel des rachsüchtigen Stokes durchbohrt. Fisk starb wie er lebte. Aber, wie die Londoner Times vom 8. Januar treffend bemerkten, der Geist, dessen Incarnation er war, lebt ungeschwächt in den Ver. Staaten fort! Solche Wahrheit muß sich die amerikanische Gesellschaft vom Auslande sagen lassen und erröthet nicht einmal darüber!

J. S. E.

Ausgegeben: 8. März 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Befestigung großer Städte.

Betrachtungen über die Befestigung großer Städte. Ein Wort für die Stadtbefestigungen von Karl Adolf Hertzberg, Königl. preußischem Ingenieur-Hauptmann. (Gefallen vor Straßburg, 2. September 1870.)

Mit der Pietät, die wir den Manen des bei der Ausübung seines Berufs für das Vaterland gefallenen Helden schuldig sind, haben wir das geistreich geschriebene Buch des Hauptmanns Hertzberg in die Hand genommen und sind mit Aufmerksamkeit der Entwickelung der von ihm aufgestellten Grundsätze gefolgt. Wenn wir auch nicht in Allem und Jedem mit dem Verfasser übereinstimmen können, so müssen wir ihm doch Dank wissen, daß er die Frage über die Nothwendigkeit der Beibehaltung von großen Stadtbefestigungen mit ungemeiner Klarheit auseinandergesetzt und so scharf und überzeugend dargelegt hat, daß über die Sache selbst kein Zweifel aufkommen kann. Nur scheint es uns, daß er doch wohl etwas zu weit geht, daß seine Forderungen bezüglich der Landesvertheidigung zu allgemein gehalten sind, und eben weil der Verfasser sie nicht genügend präzisirt hat, leicht als zu übertrieben angesehen werden können. Wollte man aus den von Hertzberg aufgestellten Sätzen die äußersten Consequenzen ziehen, so könnte man zuletzt zu der Annahme gelangen, er wolle eben Alles decken. Eine prägnante Behandlung concreter Fälle, also eines oder des andern bestimmten Abschnitts wäre hier sehr am Ort gewesen, der Verfasser bewegt sich aber gar zu sehr im Allgemeinen und es gewinnt daher den Anschein, als ob er nicht nur alle vorhandenen Befestigungen beibehalten, sondern auch noch eine Reihe neuer dazu angelegt haben wolle.

Des Verfassers Erklärungen über die Rolle, welche die Festungen in der modernen Kriegführung spielen sollen, sind sonst richtig und zutreffend. Er sagt, die Festungen hätten eine Reihe verschiedenartiger Zwecke zu erfüllen, welche man in drei Hauptkategorien zusammenfassen könne. Es sollen die Festungen nämlich einmal dienen als Vorraths- und Depotplätze, dann als Sicherung gewisser Terrainpuncte (Städte, Defileen und Knotenpuncte des

Verkehrs) und endlich als Stütz- und Sammelpuncte für die ganze Armee oder Theile derselben. Wir sind mit dieser Eintheilung im Wesentlichen einverstanden; wir werden aber auf diese Puncte unten etwas näher eingehen, um zu zeigen, daß sie nicht unbedingt allgemeine Geltung haben.

Der Verfasser führt dann seine Gedanken über die Rolle, welche die Festungen in einem großen Kriege zu spielen haben, weiter aus. Er will große Festungen haben, mit großen Hilfsquellen, theils als Hauptdepots, theils als Waffenplätze, welche an den Durchschnittspuncten der Hauptverkehrsstraßen und an taktischen Hindernissen ersten Ranges (namentlich an Flüssen) in nicht zu großer Entfernung von einander gelegen, militärisch gesicherte Uebergänge über letztere darbieten. Dieselben sollen durch den sturmfreien Charakter ihrer Befestigung geeignet erscheinen, von einer mäßigen Truppenzahl mit Sicherheit gegen brüsque Angriffe starker feindlicher Kräfte behauptet zu werden und ihrer Lage nach oder durch kräftige detachirte Werke einem Bombardement möglichst entzogen sein. Diese großen Festungen sollen aber auch der Armee Gelegenheit geben, im Schutz der Werke oder in Anlehnung an dieselben und unter Ausbeutung der Hilfsquellen des Platzes directen feindlichen Angriffen nach Gutdünken auszuweichen oder in vortheilhafter Haltung zu begegnen, resp. durch Aufstellung mit versammelter Macht an einem Uebergang diesen direct, alle anderen aber indirect zu vertheidigen; zahlreiche bequeme Ausgänge aus dem corps de place und geschickt placirte detachirte Werke wären auch hierfür unerläßlich. Zur Ergänzung der Wirkung dieser Festungen, gewissermassen als Trabanten derselben, wären fernere kleinere Plätze nöthig, die wesentlich als Paßsperren und bequeme, gesicherte Uebergänge dienen sollten; dieselben müßten für letzteren Zweck passend eingerichtet und gleichzeitig fortificatorisch stark, namentlich reich an bombensicheren Räumen sein, weil sie häufig auf ihre eigene Widerstandskraft längere Zeit hindurch angewiesen bleiben müßten, und weil gerade gegen ihr beschränktes Inneres ein Bombardement besonders wirksam sein könne.

Diese beiden Classen von Plätzen müßten mit vorwiegender Beachtung der Bedürfnisse der Feldarmee und der strategischen Rücksichten, denen sich die specifisch fortificatorischen anzupassen haben, eingerichtet werden. Der Verfasser nennt sie das Gerippe der Landes-Vertheidigung, resp. die Basis für die Operationen der Armee. Dazu käme dann noch als dritte Classe eine Reihe von Plätzen verschiedener Art, die theils als Etappen an den Hauptcommunicationen, theils als Provinzialhauptstädte, Nebendepots u. dgl. einen gewissen secundären Werth haben, und welche gleichzeitig ihrer Lage nach häufig mehr feindliche Streifzüge und Nebenoperationen, als ernsthaft durchgeführte Angriffe zu erwarten haben.

Betrachten wir diese Sätze nun so in der Allgemeinheit wie der Verfasser sie hinstellt, so bliebe danach kaum irgend ein Punkt im ganzen Lande übrig, der nicht zu befestigen wäre. Namentlich Deutschland mit seiner Menge von großen Strömen müßte in einen ungeheuren Complex von befestigten Puncten verwandelt werden. Es hat nun aber namentlich der letzte große Krieg zur Genüge gezeigt, daß die Ueberfüllung eines Landes mit festen Plätzen diesem an und für sich durchaus keinen Schutz gewährt und daß Frankreich eigentlich nur von drei Festungen einen Nutzen gehabt hat, nämlich von Metz, Paris und Toul. Schon dieser praktische Fingerzeig müßte genügen, um alle Ueberschwänglichkeit beim Verlangen von fortifikatorischen Anlagen zu verbannen; leider hat der Verfasser es selbst nicht mehr erleben können, eine wie untergeordnete Rolle die Festungen, mit Ausnahme der genannten beiden großen Centralpunkte in dem jüngst beendigten Kriege gespielt haben.

Wir kommen nun auf die oben angeführte, vom Verfasser aufgestellte Eintheilung der Festungen in Depotplätze, in Schutzmittel für das Land — in verschiedenen Beziehungen — und endlich in Stütz- und Sammelpuncte für das Heer.

Der erste Punkt, die Nothwendigkeit gesicherter Depot- und Vorrathsplätze kann keinem Zweifel unterliegen. Es fragt sich nur, in welchem Umfange dieselben anzulegen sind. Darüber gibt der Verfasser keine nähere Erläuterung. Es scheint uns nun aber doch zuvörderst die Erwägung zulässig zu sein, daß man, statt Depots und Vorrathsplätze, zu denen man aus Rücksichten verschiedener Art gewisse Puncte bestimmt haben kann, zu befestigen, es vorziehen müsse, die Vorräthe in schon vorhandenen festen Plätzen unterzubringen. Wir wollen damit gewiß nicht der übermäßigen Centralisirung und Anhäufung der Vorräthe auf einem Punkt, wie sie sich in Frankreich so schädlich erwiesen hat, das Wort reden, sondern wollen dies cum grano salis verstanden wissen. Alles was zur einmaligen Ausrüstung der Armee behufs einer Mobilisirung gehört, mag an den Orten magazinirt werden, wo die Truppentheile mobilisirt werden sollen. In Friedenszeiten liegt es da ganz sicher und im Kriegsfall findet nach den gemachten Erfahrungen die Mobilisirung so schnell statt, daß die Truppen in der Regel überall vollkommen ausgerüstet sein werden, ehe der Feind die Grenze wird überschritten haben.

Was nun die Reservevorräthe betrifft, so ist es allerdings nothwendig sie an gesicherten Orten zu haben; weil aber die Auslieferung derselben immer nur successive zu erfolgen hat, so ist es hier angezeigt, sie auf einigen möglichst gesicherten, an den Hauptverkehrsstraßen gelegenen Centralpunkten zu vereinigen. Dabei liegt es dann aber zugleich auf der Hand,

daß es in hohem Grade wünschenswerth ist, daß diese Reservemagazine sich an den Orten befinden, die als Sammel- und Stützpuncte für die Truppen dienen sollen, denn diese sind es ja eben, welche jene Vorräthe nöthig haben. Wenn wir also am Eingange sagten, wir wären damit einverstanden, daß die Depot- und Vorrathsplätze eine Klasse von Festungen bildeten, so wollen wir uns doch dagegen verwahren, als sei nun unsere Ansicht, daß diese Plätze eigens zu diesem Behuf anzulegen seien, während wir vielmehr vermeinen, daß sie mit den zu anderen Zwecken schon vorhandenen Festungen sehr wohl zusammenfallen können.

Es bedarf also unserer Anschauung nach keiner selbständigen, durch fortifikatorische Anlagen gesicherten Magazine.

Die zweite Klasse von Festungen, die der Verfasser nennt, sind solche, die als Sicherung gewisser Terrainpunkte (Städte, Defileen und Knotenpunkte des Verkehrs) dienen sollen. Es gibt nun allerdings einige, in Deutschland freilich sehr wenige Puncte, wo die Sperrung eines Defilees durch eine Festungsanlage von strategischer Wichtigkeit sein kann. Belfort, wenn es Deutschland wäre erhalten worden, wäre ein solcher Ort gewesen. Ganz entschieden müssen wir aber dem Verfasser entgegentreten, wenn er meint, daß Städte um ihrer selbst willen befestigt werden müßten. Wir können dies unter keiner Bedingung zugeben, nicht einmal für Paris. Hätte Frankreich nach dem Fall von Paris noch ein schlagfertiges Heer gehabt, wäre zum Beispiel Bourbaki's thörichter Zug nicht versucht worden und hätte dieser General mit Chanzy vereint sich der rauhen Umarmung der Armee des Großherzogs und Prinz Friedrich Carl's zu entziehen verstanden, so war nach dem Fall der Hauptstadt das Ende des Krieges noch lange nicht da, und das Axiom, daß die Einnahme von Paris mit der Besiegung der Franzosen gleichbedeutend sei, würde sich dann als sehr fehlerhaft erwiesen haben.

Wir wollen zugeben, daß es noch während des letzten Krieges die allgemeine Ansicht war, daß die deutsche Heeresleitung nur sich in den Besitz der französischen Hauptstadt zu setzen brauche, um den Krieg mit einem Schlage zu enden, allein jetzt wird wohl Keiner mehr diese Anschauung vertreten wollen; es hat vielmehr der Riesenkampf zwischen Deutschen und Franzosen die alte Wahrheit aufs Neue bestätigt und bekräftigt, daß die Vernichtung der feindlichen Armee das Hauptziel einer correcten Heeresleitung sein müsse und alle anderen Objecte nur einen nebensächlichen Charakter haben.

Manchem scheint dies indessen noch nicht, nach all den reichen Erfahrungen des letzten Krieges, recht klar geworden zu sein. So sehen wir in einer vorm Jahr in Wien erschienenen Broschüre „Die Wehrkraft der Monarchie“ die Nothwendigkeit entwickelt, die östreichische Hauptstadt zu befestigen, und

meint der geehrte Herr Verfasser unter Anderem, daß die Florisdorfer Schanzen im Feldzuge 1866 einen Theil von Wien vor einem entsetzlichen Geschick bewahrt hätten. Der Herr Verfasser mag es sich gesagt sein lassen, daß die Preußen sich an jenen Schanzen nicht die Köpfe eingerannt haben würden, hätten nicht politische Gründe ihr weiteres Vorgehen gegen Wien gehemmt. Wo sie den Donauübergang zu bewerkstelligen gedachten, darüber gibt das Gefecht bei Preßburg einen nicht leicht zu verkennenden Fingerzeig. Daß die Preußen aber eben gegen Wien vorrückten, lag natürlich daran, weil hier sich die Streitkräfte der Oestreicher wiederum zu sammeln begannen. Hätte sich die gesammte östreichische Armee nach Olmütz gewendet und sich dort gehalten, so würde dieser Platz auch die preußische Arme an sich gezogen haben und wir hätten dann schon 1866 ein Vorspiel von Metz erlebt.

Hinsichtlich der Sicherung von Knotenpunkten des Verkehrs liegt die Sache nicht so einfach, denn eine solche Sicherung ist gewiß in hohem Grade wünschenswerth, wie denn auch andererseits das Vorhandensein fester Plätze an den Hauptverkehrsstraßen, falls diese vom Feinde sollten besetzt werden, ähnliche Schwierigkeiten und Verlegenheiten dem Feinde bereiten kann, wie dies mit Toul für die Preußen der Fall war.

Indessen wäre es doch gewiß bei den enorm entwickelten Verkehrsverhältnissen Deutschlands — die auch noch Jahr für Jahr in erhöhtem Maßstabe sich steigern werden — schwer zu sagen, welche Knotenpuncte des Verkehrs also gegen feindliche Angriffe sicherzustellen seien und welche nicht. Auch müßte es sich bei einer derartigen Sicherung um sehr bedeutende Festungsanlagen handeln, weil das Schicksal der kleinen französischen Plätze, die sammt und sonders in kurzer Zeit fielen, sobald sie einer ernstlichen Beschießung unterzogen wurden, von der Anlage nicht hinreichend vor einem Bombardement gesicherter Festungen abschrecken muß. Es wäre also jedenfalls, um nicht, wie dies des Verfassers Meinung zu sein scheint, ganz Deutschland mit einem großartigen Festungsnetz zu überziehen, eine sehr sorgfältige Auswahl derjenigen Punkte zu treffen, welche zu befestigen wären. Ein ganz wesentliches Erforderniß wäre, daß sie an den Hauptstraßen liegen, welche den Verkehr mit den Ländern vermitteln, mit welchen Deutschland überhaupt die Aussicht hat, in Krieg gerathen zu können. Denn eben auf diesen Hauptverkehrstraßen, den Heerwegen, wird der Feind oder werden wir vorzurücken suchen, und ebenso wie wir hier Stützpunkte nöthig haben, ist es nothwendig, oder doch wünschenswerth, daß dem Feinde bei seinem Vorrücken auf der directen Straße sich Hindernisse entgegenstellen, die er nicht leicht zu umgehen vermag.

Wir kommen also zu dem Schluß, daß es einige große Festungen

geben muß, die auf den Hauptverbindungswegen zwischen Deutschland und einigen Nachbarländern anzulegen sind.

Nun die vom Verfasser angeführte dritte Classe von Festungen, die Stütz- und Sammelpuncte für die Armee. Daß es solche geben müsse, darüber kann kein Zweifel obwalten. Eine geschlagene Armee muß einen Ort haben, wohin sie sich zurückziehen kann um sich wieder neu zu ordnen, wo sie Verstärkungen in sich aufnehmen und sich wieder vollständig ausrüsten kann. Da ist es denn aber doch ganz natürlich, daß diese Orte da liegen, wo die geschlagene Armee sie am leichtesten erreichen kann, also eben an den Hauptlinien des Verkehrs. Wir sehen also, daß dies zusammenfällt mit unserer oben aufgestellten Forderung der Sicherung der Hauptverkehrswege. Auch die Ansammlung von Truppen zu Offensivbewegungen wird sich dort am leichtesten und natürlichsten vornehmen lassen. Zu diesem letzteren Behuf wird es zweckmäßig erscheinen, einige feste Plätze möglichst nahe an der Grenze zu haben, während die Sammelpuncte für die geschlagenen Truppen am besten in der Mitte des Landes liegen. Kann man damit eine solche Lage der Festung vereinen, daß sie auch einen einigermaßen gesicherten Abzug der Besatzung gestattet, wenn sie selbst nicht länger haltbar ist — was sich freilich nur in seltenen Fällen — Sebastopol, Düppel — wird erreichen lassen, so würde ein solcher Platz allen Anforderungen genügen.

Nach unserer Darstellung reducirt sich also die Nothwendigkeit von Festungsanlagen in einem Lande darauf, daß an den Hauptverbindungswegen zwischen diesem Lande und denjenigen Nachbarländern, mit denen das Land in Krieg verwickelt werden könnte, einige große Festungen mit sehr bedeutenden Zwischenräumen hinter einander angelegt werden müssen, welche zugleich als Vorraths- und Depotplätze, als Sammelpuncte für die Truppen und als Stützpuncte bei den Operationen zu betrachten und danach einzurichten sind. Alle anderen, auf einen Landkrieg berechneten Festungsanlagen würden wir für überflüssig und darum für schädlich ansehen.

Wir sind mit dem Verfasser ganz und gar darüber einverstanden, daß zu Festungen vorzugsweise große Städte genommen werden müssen, schon wegen der Menge verschiedener Hilfsmittel, welche sie einer Armee darzubieten im Stande sind, namentlich aber, weil sie eben die Knotenpuncte des Verkehrs bilden. Ganz entschieden müssen wir wiederholt gegen die Annahme auftreten, als müßten solche Puncte um ihrer selbst willen, als müßten die großen Städte, um sie zu beschützen, befestigt werden. Daß große reiche Städte vorzugsweise den Feind anlocken werden, ist wohl wahr, allein eine vorübergehende Besetzung durch den Feind ist immer noch einer Belagerung weit vorzuziehen.

Die sehr zahlreichen geschichtlichen Belege, die der Verfasser zur Erhärtung der von ihm aufgestellten Grundsätze anführt, sind geschickt gewählt und tragen ungemein dazu bei die Darstellung um so anziehender zu machen. Nur möchten wir doch bemerken, daß unserer Anschauung nach durch diese Beispiele nicht immer das bewiesen werden kann, was der Verfasser dadurch beweisen will. Dies gilt namentlich von dem Nutzen, den die Festungen in früheren Kriegen gewährt haben. Daß dem so ist, dawider ist kein Zweifel zu erheben, aber es ist doch die Frage, ob die Festungen den Nutzen gewährt hätten, wenn nicht der Feind sich darauf eingelassen hätte, sich mit ihnen abzugeben. Durch die Darstellung des Verfassers gewinnt es leicht den Anschein, als hätten die kriegführenden Parteien gar nicht anders als mit dem hohen Respect vor festen Plätzen, der diesen bis in die neueste Zeit hinein geschenkt wurde, auftreteten können, als seien es die Festungen, ganz abgesehen von den in ihnen befindlichen Besatzungen, gewesen, welche überhaupt die Kriegführung und die von ihr einzuschlagenden Wege bestimmt hätten. Da wäre es denn doch nicht gerade schwer, manche Beispiele ausfindig zu machen, wo ein Feldherr sich zur Belagerung einer Festung hat verführen lassen und darüber den Hauptzweck des Feldzuges, die Vernichtung des Feldheeres verabsäumte. Wir wollen hier nur daran erinnern, wie Friedrich der Große sich im Jahre 1757 dazu verleiten ließ, Prag, wohin sich Prinz Karl von Lothringen mit den Trümmern seiner am 6. Mai geschlagenen Armee geflüchtet hatte, zu belagern, wodurch der Feldmarschall Daun die nöthige Zeit erhielt, eine neue Armee zu organisiren, während Friedrich sogleich nach der Schlacht bei Prag sich gegen Daun hätte wenden müssen, ehe dieser zu Kräften kommen konnte. Prag wäre dann nur zu beobachten gewesen. Der Verfasser freilich benutzt dies Beispiel um zu zeigen, daß die Festung Prag und der von ihr geleistete Widerstand es gewesen sei, die den Verlust der Schlacht bei Collin herbeigeführt hätten, während es doch der Fehler des großen Königs war, sich überall auf die Belagerung einzulassen. Dies hätte unserer Meinung nach von dem Verfasser hervorgehoben werden müssen, weil man sonst leicht zu dem Glauben kommt, er billige die von den Preußen begangenen Mißgriffe.

Solcher Beispiele, wo der Verfasser auf die von den kriegführenden Parteien begangenen Fehler keine Rücksicht nimmt, wenn ihr thatsächliches Verhalten nur für den Nutzen der Festungen spricht, könnten wir noch manche anführen. Wir wollen uns aber auf das beschränken, was der Verfasser von Sebastopol sagt. Wir können nicht mit ihm darüber einverstanden sein, was er über die ungeheure Wichtigkeit dieses Platzes für Rußland anführt. War Sebastopol wirklich von solcher Bedeutung, daß es „in seiner Existenz mit der traditionellen Politik Rußlands in Betreff Asiens aufs Innigste" zu-

sammenhing, so müßte der Fall der Festung doch gewiß dann dieser Politik den Todesstoß versetzt haben, es müßte mit ihrem Fall der russischen „Suprematie im Orient" ein Ende gemacht sein. Nun war aber, nachdem die Russen Sebastopol geräumt hatten, der Krieg noch lange nicht zu Ende, sondern wurde noch ein halbes Jahr mit derselben Lauigkeit weiter geführt, die das hauptsächlich Hervortretende bei der ganzen Krimexpedition ist — wenn wir sie des englisch-französischen Bombast's, mit dem man sie umgeben hat, entkleiden — und die nächste Ursache des gänzlichen Aufhörens des Krieges war die Erschöpfung der kriegführenden Parteien. Was Rußland betrifft, so hatte der Fall von Sebastopol an und für sich darauf gar keinen Einfluß. Jene Erschöpfung der beiderseitigen Kräfte aber hätte ebenso gut an einem anderen Orte, beispielsweise in den Donaufürstenthümern — ohne Oestreichs Dazwischentreten — stattfinden können.

Der Fall Sebastopols bewirkte aber auch keineswegs ein Sinken des russischen Ansehens im Orient, wie dieses denn überhaupt auch durch den Krimkrieg nicht im Mindesten beeinträchtigt wurde. Weit empfindlicher als bei Sebastopol hätten die Alliirten ihren Gegner sicher in Asien treffen können und eine nachhaltige Unterstützung der Tscherkessen würde den Russen ganz andere Verlegenheiten bereitet haben, als die Einnahme der Südseite von Sebastopol.

Wir finden also, wenn wir unsere Besprechung kurz resumiren, daß der Verfasser sowohl in seiner Entwickelung über den Werth und die Verwendung der Festungen, als auch in seinen geschichtlichen Belegen dafür, zu weit geht, wie denn auch die Forderungen, die er für die Beibehaltung und die Anlage von Festungen Behufs der Landesvertheidigung stellt, gar zu hoch gegriffen sind. Wir müssen dies um so mehr beklagen, als dadurch die großen Vorzüge, welche das geistreich geschriebene Buch sonst unläugbar besitzt, etwas in den Schatten gestellt werden, und die Gegner der in dem Werk vertretenen Grundsätze, namentlich die Gegner der Befestigung großer Städte nicht so kräftig aus dem Felde geschlagen werden, als dies bei der logischen Schärfe, die dem Verfasser zu Gebote steht, hätte geschehen müssen, wenn er nicht zuviel zu beweisen gesucht hätte. Glücklicherweise steht die Praxis unseres deutschen Generalstabes völlig der von uns theoretisch entwickelten Ansicht zur Seite, wie sich aus den für die Vertheidigung des Reichslandes getroffenen Maßregeln ergibt. Am Ausbau der beiden großen Plätze Metz und Straßburg wird mit Eifer gearbeitet, während auf die Erhaltung der zahlreichen unbedeutenden kleinen Festungen verdientermaßen verzichtet worden ist.

C. v. S.

Ein neues Leben Jesu.

Theodor Keim: Geschichte Jesu von Nazareth. 3 Bde. 1867—1872. Zürich. Orell, Füßli u. Co.

Es sind gerade hundert Jahre her, daß ein Züricher Theologe, J. J. Heß, angeregt durch den literarischen Enthusiasmus seiner Zeit und die zur schöneren Form sich verklärende Geschichtsschreibung, den ersten Versuch machte, ein Leben Jesu zu schreiben, das den Anforderungen der „historischen Kunst" entspreche. An die Stelle der mechanischen Evangelienharmonien setzte Heß, auf dem Evangelium Johannes fußend, seine „Geschichte der drei letzten Lebensjahre Jesu", der er denn 1781 auch noch Jesu Jugendgeschichte hinzufügte, worauf 1800 die ganze Arbeit unter dem Titel: „Thaten und Schicksale unseres Herrn" nochmals aufgelegt wurde, bis sie in letzter Auflage 1823 schlechtweg als Lebensgeschichte Jesu erschien. Dem ersten Versuch klebte noch „die Eierschale der Evangelienharmonie an, aus der das neue Wesen ausgebrochen", aber mit jeder neuen Auflage gestaltete sich reiner die historische Form und was ursprünglich bloß eine Paraphrase des Textes gewesen, wurde mehr und mehr in einen innern, psychologischen Zusammenhang gestellt, bis die reine historische Biographie sich herausgebildet hatte. Es war dieser Versuch eines Lebens Jesu eine Frucht der literarischen Bewegung in Deutschland. Die Theologen wollten hinter den ästhetischen Anforderungen der Zeit nicht zurückbleiben und namentlich mit Rücksicht auf die ästhetische Schönheit des Lebens Jesu hat Heß seinen Stoff behandelt. Nicht anders hat Herder seine beiden Schriften gemeint: „Vom Erlöser der Menschen nach den drei ersten Evangelien." 1796. „Vom Gottes Sohn, der Welt Heiland, nach Johannes Evangelium". 1797. Der Genius dieses an Divinationen so reichen Geistes erkennt sich aber daran, daß er wohl einsieht, was Spätere nicht sahen, daß man durch eine Vermengung des synoptischen und johanneischen Berichts nicht ein stereoskopisches Bild, sondern vielmehr verworrene Doppelbilder gewinnt. Daher seine Scheidung des synoptischen und johanneischen Materials, welche die Voraussetzung jeder wirklichen kritischen Arbeit bildet. Durchaus von demselben ästhetischen Standpunkt aus ist auch Hase's Leben Jesu geschrieben, das bis in die neueste Zeit immer wieder aufgelegt wurde, entschieden das geistvollste, feinste und durch Beiziehung ferner liegenden Materials reichste Werk, in dem diese Schule ihre schönste Blüthe getrieben hat.

Indessen aber war ein Mann dazwischen getreten, der nicht so wohl fragte, was ist schön, erbaulich, rührend, sondern was ist historisch beglaubigt,

was quellenmäßig bezeugt? Im Jahr 1835 erschien das Leben Jesu von Strauß, das mit dem romantischen Versuch, eine Geschichte Jesu zu schreiben, ehe man über die Quellen dieser Geschichte im Klaren sei, unbarmherzig in's Gericht ging. Die bald im Kleinen bald im Großen sich widersprechenden evangelischen Berichte wurden in einem unermüdlichen Zeugenverhör sich gegenübergestellt und da der Inquirent sich beschied, die Widersprüche zu konstatiren, lautete schließlich das Urtheil nicht viel anders als das des weisen Richters in Lessings Nathan; „der ächte Ring vermuthlich ging verloren". „Die Lichter schienen ausgelöscht" und es galt, „im Dunkeln weiter tastend, zunächst wieder einige Orientirungspunkte zu gewinnen", von denen aus dann vielleicht wenigstens die Umrisse der versunkenen Welt sich würden ausfindig machen lassen. Von da ab nahm die Forschung eine eifrige Wendung auf die Evangelienkritik. Baur's „Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien" faßten im Jahr 1847 eine Reihe vorangegangener Untersuchungen zusammen und arbeiteten in so fern einem neuen Versuch, das Leben Jesu zu schreiben, vor, indem der sekundäre Charakter des Johannes hier mit so unwiderleglichen Gründen dargethan ward, daß alle Spätern, so auch die abschließende Untersuchung des Holländers Scholten „het evangelie naar Johannes" die Auffassung Baur's im Wesentlichen nur näher begründen, nicht aber modificiren konnten.

War damit wieder ein fester Boden, der synoptische, als Operationsbasis gewonnen, so war bei der wesentlichen Uebereinstimmung der synoptischen Berichte der Versuch nunmehr gestattet, neuerdings eine Biographie Jesu zu wagen. Mochten die Franzosen, die Strauß und Baur nicht durchgemacht, die ältere ästhetische Darstellungsweise mit ihrem kritiklosen Ineinandermalen historischer und apokrypher Züge fortsetzen, für die deutsche Wissenschaft konnte es sich forthin nur darum handeln, wie Keim sich ausdrückt, sich mit Entschlossenheit und Abweisung alles Schillerns und Vermittelns auf die ältesten Quellen zu stellen, ihre Aussagen mit denen der Zeitgeschichte zu verknüpfen und so das Leben Jesu zu einem Bild von Fleisch und Blut zu gestalten. Zwar konnte zweifelhaft bleiben, ob das Material ausreiche, ein Werk zu schaffen, das den üblichen Namen „Geschichte des Lebens Jesu" überhaupt noch verdiene. Wie jede Biographie soll doch das Leben Jesu das Individuelle an der darzustellenden Persönlichkeit begreifen, sie soll nachweisen, wie diese Persönlichkeit sich unter den Eindrücken der Zeit entwickelte und wie sie ihrerseits auf die sie umgebenden Kreise zurückgewirkt habe. Diese Aufgabe war hier schwer, doch nicht unlösbar, da der zurückbleibende Rest unbestreitbar ächten Materials auch nach strengster Sichtung ausreichte, das Selbstbewußtsein Jesu und die dasselbe erfüllenden Vorstellungen zu zeichnen. Ist aber dieser Punkt wirklich klar, so ist das Wesentliche gegeben und wir

haben kaum zu bedauern, daß es im Uebrigen an Material fehlt, um dem Leben Jesu die Ausführlichkeit einer modernen Biographie zu leihen. Mit der konsequent durchgeführten Beschränkung seines Wissens auf die Synoptiker, und unter diesen Matthäus sowohl in Betreff der Form der einzelnen Worte als für die Folge der Ereignisse als maßgebend voranstellend, hat Keim sein Leben Jesu geschrieben, das mit der eben erschienenen zweiten Hälfte des dritten Bandes vollständig vorliegt. In der methodischen Begründung und soliden Fundamentirung der Ergebnisse, der Schärfe des Urtheils und der genauen Kenntniß alles Details der Zeitgeschichte in chronologischer und archäologischer Hinsicht, kann kein gleichzeitiger Theologe mit Keim sich messen. Dazu kommt aber bei Keim eine gewisse religiöse Congenialität, der es gegeben ist, die überlieferten Worte der Evangelien als Theile eines persönlichen Empfindens und privater Erfahrung in ihrem Zusammenhang zu sehen und vermittelst einer wunderbaren Gabe der Analyse an dem gegebenen Wort die Spuren vorangegangener Gemüthszustände und die Einwirkungen literarischer und zeitgeschichtlicher Verhältnisse nachzuweisen. „Die eigentliche Charakteristik Jesu, so sagt Schwarz mit Recht von diesem Werke, die Darstellung des innersten, treibenden, alles Andere beherrschenden Mittelpunkts seiner Persönlichkeit, ist eine tief eindringende und verglichen nicht allein mit Strauß und Renan, auch mit der Schleiermacher'schen Auffassung ein großer Fortschritt." Zumal das prachtvolle Bild der Zeitgeschichte, das als Hintergrund sich entrollt, die Art, wie Jesus mitten hineingestellt ist in die Fragen und Bewegungen seines Jahrhunderts, und doch auf eine Höhe, die über die Jahrhunderte wegschaut, geben uns das Gefühl, daß der Verfasser Geschichte schreibt und zwar Geschichte im großen Styl. Möge es Keim vergönnt sein, was er für Gelehrte in drei Bänden bewiesen, nun auch für Laien in kurzem Abriß zu geben, und so den Beweis zu liefern, daß die genauere Individualisirung des Jesubildes auch die Gläubigen nicht ärmer, sondern reicher gemacht hat.

A. Hausrath.

Das Reichs-Preßgesetz.

Während eine Reihe recht unerquicklicher Vorgänge auf dem Gebiet der Preßpolizei wieder einmal daran erinnerten, daß denn doch alle Blüthenträume deutscher Reichs- und Rechtsentwickelung nicht so schnell reifen wollen,

als Wunsch und Bedürfniß darnach streben gingen gut verbürgte Mittheilungen durch die deutschen Lande, der Entwurf eines neuen Reichspreßgesetzes sei ausgearbeitet, zwar noch nicht zur förmlichen Vorlage im Bundesrathe gelangt, aber doch bereits den verbündeten Regierungen vertraulich communicirt. Es konnte nicht fehlen, daß so verheißungsvolle Botschaft zumal in der preußischen Presse mit besonders zärtlichen Empfindungen begrüßt, hoch gesteigerte Erwartungen rege gemacht, für viele alte Beschwerden Abhülfe, für manche unklare Hoffnungen Erfüllung in sichere Aussicht genommen wurde. Wir möchten Niemandem die frohe Stimmung und den guten Glauben an die Zauberkraft der Reichsgesetzgebung zu Nichte machen. Aber warnen möchten wir vor einer allzu sanguinischen Auffassung gegenüber der im Werke befindlichen Reform. Nach Allem, was uns über den Inhalt des fraglichen Entwurfs zu Ohren gekommen, wird derselbe nur sehr bescheidenen Ansprüchen Genüge leisten können.

Wäre unser zeitunglesendes und zeitungschreibendes Publikum nicht etwas kurz von Gedächtniß geworden, so hätte schon die vor Jahr und Tag laut genug verkündete Autorschaft des Zukunfts-Preßgesetzes mißtrauisch machen sollen. Darnach hatte Graf Eulenburg ein Mitglied des Berliner Polizei-Präsidiums und vormals als öffentlicher Ankläger in Preßprozessen viel genannten Staatsanwalt mit dem Auftrage beehrt, sich der leidigen Reformarbeit zu unterziehen. Nun wäre es sicherlich unbillig, einem in seinem Fache vielleicht sehr tüchtigen und bewährten Polizeibeamten bloß um dieser Stellung Willen den gesetzgeberischen Beruf für irgend welche legislativen Aufgaben abzusprechen. Aber an der persönlichen, wie sachlichen Unbefangenheit des Berliner Polizei-Präsidiums der Presse gegenüber darf doch ernsthaft gezweifelt werden. Und solche Unparteilichkeit bleibt für die gesetzliche Auseinandersetzung zwischen den Forderungen der Staatsordnung und den Ansprüchen individueller Freiheit in Rede und Schrift immerhin einigermaßen wünschenswerth. Die Traditionen der Hinkeldey'schen Aera können wir füglich um des lieben Friedens willen hier bei Seite lassen. Hätte indessen das Berliner Polizei-Präsidium auch nach jenen schlimmen Tagen nicht fortgesetzt die unzweideutigsten Beweise einer ungewöhnlich befangenen und feindseligen Stimmung in Handhabung der Preßcontrolvorschriften zum Besten gegeben — vielleicht hätte es sich die ganze Gesetzgebungsarbeit sparen können. Die Berliner Presse und die Berliner Landtags-Abgeordneten fortschrittlicher Fraction würden mindestens geringeren Anlaß gehabt haben, den Schmerzensschrei nicht verklingen zu lassen, oder es hätte durch eine Novelle zum preußischen Preßgesetz in glatterer Weise ihnen geholfen werden können.

So hat es uns denn auch gar nicht überrascht, zu vernehmen, daß das vorliegende Elaborat eines Reichspreßgesetzes getreulich in den bequemen Ge-

leisen des preußischen Preßgesetzes vom 12. Mai 1851 den freiheitlichen Idealen entgegenwandelt. Ihm schmiegt es sich an in Anordnung des Stoffes, Geist und Gedanken der Ausführung. Die Cautionspflichtigkeit der politischen periodischen Presse wird allerdings dem Liberalismus zu Liebe selbstlos geopfert, und, was sich bezüglich der Preß-Gewerbe-Polizei mit der norddeutschen Gewerbe-Ordnung nicht mehr verträgt, mußte wohl bei Seite bleiben. Was sich im Uebrigen aber conserviren ließ in Ansehung der eigentlich polizeilichen Preßcontrolvorschriften, der Pflichtexemplare u. dgl., in Ansehung der verantwortlichen Personen, Verleger, Drucker, Redacteur, Verfasser, u. s. f., in Ansehung endlich der möglichen Confiscationen, vorläufigen Beschlagnahmen, des Verbots ausländischer Zeitschriften, soll thunlichst hinübergerettet sein in den neuen Entwurf. Wo bisher der preußische Minister des Innern mit bedenklichen Prärogativen auftrat, wird der Reichskanzler mit einigen entsprechenden Attributen versehen. Wo bisher zwischen gewissen, mehr vorsichtigen, als muthigen Redacteuren vielverfolgter Zeitungen und ihren Verfolgern nicht gerade sehr anständige Erörterungen über die Frage stattfanden, ob ein Redacteur den Inhalt der von ihm redigirten Zeitung zu kennen verpflichtet sei, wird durch eine kräftige Präsumtion zu Ungunsten des beliebten Ignoranz-Einwandes abgeholfen. Als Glanzseiten des Entwurfes berichtet uns schließlich unser Gewährsmann von erheblichen Verbesserungen des Beschlagnahmeverfahrens. Die Polizei will künftig das Kind im Muterleibe schonen, und wegen eines incriminirten Wortes in einem Zeitungsblatt nicht mehr sämmtliche Beiblätter der Gesellschaft halber mit einsperren. Auch soll der Grund der Beschlagnahme fortan dem wißbegierigen Vertreter der saisirten Druckschrift nicht mehr vorenthalten werden. Und für die Entschließungen der Staatsanwälte wie der Gerichte über Bestätigung der Beschlagnahme sollen die Fristen des preußischen Preßgesetzes in der That merklich verkürzt worden sein. Täuscht uns unsere Erinnerung nicht, so ist der Staatsanwalt auf 12 Stunden, die Rathskammer auf drei Tage Deliberationszeit reducirt. — Wohlwollender kann man wirklich vom polizeilichen Standpunkte nicht über die böse Presse denken.

Ob der vorliegende Entwurf nun Aussicht hat, der weiteren legislativen Behandlung zu Grunde gelegt zu werden, darüber mögen Eingeweihtere voraus urtheilen. Anscheinend hat selbst die preußische Regierung zu der Vorlage noch keine bestimmte Stellung genommen, will erst die Anschauungen der Bundesgenossen über die Frage sondiren. Leicht wird es nicht gerade gelingen, die hohen verbündeten Regierungen zu einer erträglichen Concordanz der Presse gegenüber zu vereinigen. Handelt es sich doch um eminent politische Interessen, und um recht mannigfaltige Schattirungen

liberaler oder conservativer Ansichten, die hier von deutschen Staatsmännern zum Austrage gebracht werden sollen. Zudem hat sich seit Aufhebung der Censur neben der deutschen Particular-Gesetzgebung in den verschiedenen Einzelstaaten eine so bunte Musterkarte besonderer Practiken der Presse gegenüber entwickelt, daß an mancher Stelle ein großer Entschluß erforderlich sein wird, die alten lieb gewordenen Gewohnheiten dem neuen Reichsgesetz zu accommodiren. Die Gerichtsverfassung, die Organisation der Staatsanwaltschaft, vor Allem ihr Verhältniß zu den discretionären Machtvollkommenheiten der Polizeibehörden, dies Alles trägt ein so verschiedenes Antlitz in Berlin, Leipzig, München, Darmstadt, Stuttgart oder Karlsruhe, und dies Alles soll vorweg unter den einheitlichen Hut eines speciellen Reichsstatuts gebracht werden! Wie viel hängt beispielsweise für die materielle Bedeutung preßgesetzlicher Bestimmungen davon ab, ob die gerichtliche Polizei der Staatsanwaltschaft untergeordnet ist, oder nicht, ob die Preßprocesse vor Geschwornengerichten, Schöffengerichten oder einer vorsorglich ausgewählten Preß-Deputation verhandelt werden! Der Entwurf muß selbstverständlich diese Fragen, als den künftigen Organisations- und Prozeßgesetzen des Reichs anheimfallend, unberührt lassen. Und doch hängt von der Art ihrer Lösung so ziemlich Alles ab.

Es ist überhaupt ein eigen Ding mit solch einem Preßgesetz. Was es bisher zu bedeuten hatte im Sinne conservativer Staatsmänner, wußte man wohl. Es sollte eine Art von Ersatz darbieten für die Aufhebung der Censur, und allerlei Schutzwehren aufrichten, damit die entfesselten Elemente der Preßfreiheit die Gesellschaft nicht umstürzten. Wie ein entlassener Sträfling, so meinte man, müsse die Presse unter strenge Polizeiaufsicht gestellt werden, und in dieser polizeilichen Controle lag der eigentliche Kern dessen, was man die gesetzliche „Ordnung" der Presse nannte. Das Mehr oder Weniger davon unterschied ein Preßgesetz von dem andern, gab ihm die mehr oder weniger liberale Farbe. Heute sind wir wohl meist in unserer politischen Einsicht zu der Erkenntniß durchgedrungen, daß das allein vernünftige Postulat lediglich in der Unterordnung der Presse unter das gemeine Recht des Landes gesucht werden kann. Anscheinend haben die Verhältnisse für die Erreichung solchen Zieles in Deutschland nie günstiger gelegen, als gerade jetzt. Der Segen einer starken und volksthümlichen Reichsgewalt entrückt dieselbe weit allen Versuchungen, in der freimüthigen öffentlichen Kritik ihrer Personen und Handlungen irgend eine Gefahr für Bestand und Ansehen ihres Regiments zu fürchten. Wenn die Dynastien der Einzelstaaten Grund haben, darin ängstlicher zu sein, so liegen diese partikularen Beängstigungen außerhalb des Reichsinteresses. In Preußen hat die Regierung seit 1866 trotz des Preßgesetzes die Presse im Ganzen an der freien Bewegung so wenig

genirt, daß man glauben könnte, sie lege nur noch geringes Gewicht auf ihre Repressionsbefugnisse. Die jüngsten Berliner Vorkommnisse, welche die Presse in Harnisch gebracht haben, sind eigentlich mehr komischer, als ernsthafter Natur, bekunden weniger bösen Willen, als grobe Ungeschicklichkeit der Regierungsorgane. Was sollen wir also mit einem neuen Specialgesetz für die Presse, wenn es sich nicht auf eine verbesserte Auflage der alten abgenutzten Reglements beschränkt?

In gewissen liberalen Kreisen läuft die Vorstellung von dem zukünftigen Reichs-Preßgesetz etwa darauf hinaus, daß man ihm eigentlich den Titel geben müßte: „Gesetz zur Beseitigung aller in Behandlung der Presse eingerissenen Mißbräuche." Das ist gewiß eine ganz löbliche Absicht und gar kein unverständiger Gedanke. Nur bleibt es unklar, wie man im Wege der Specialgesetzgebung derartige Radikalkur zu gedeihlichem Ende führen will. Wo liegt die Quelle der Mißbräuche, über die man klagt? Doch wohl in der anmaßlichen, alle Garantien des Reichsschutzes illusorisch machenden Souveränetät unserer Polizeibehörden einerseits, und in der jedem Parteiregiment gefügigen Organisation unserer Staatsanwaltschaft andererseits. Glaubt man jene Quelle des Unrechts und der Willkür durch irgend ein Preßgesetz in der Welt einfach zuschütten zu können? — Freilich, wenn es nach den Ideen einiger liberaler Reformer ginge, wäre das Kunststück leicht zu Stande gebracht. In Preußen hat man in schlimmen Tagen der Vergangenheit das an sich unverfängliche und aus der Natur öffentlichen Strafverfahrens sich von selbst ergebende Beschlagnahmerecht verdächtiger Preßerzeugnisse zu einem höchst schändlichen System von Willkürmaßregeln entwickelt, das sich die Verfasser des Preßgesetzes vom 12. Mai 1851 schwerlich haben träumen lassen. Zumal die periodische Presse war damit auf Tod und Leben dem politischen Fanatismus, der Laune, den thörichten Einfällen jedes Polizeichefs schutzlos preisgegeben, und die Staatsanwaltschaft mit ihr. Denn es ist ja zur Genüge bekannt, wie die letztere noch heute Kraft allgemeiner Ordonnanz ihres höchsten Vorgesetzten, des Justizministers, verpflichtet ist, jede vorläufige polizeiliche Beschlagnahme durch Uebernahme der weiteren strafgerichtlichen Verfolgung zu legalisiren. Nun wohl, so erklärten schon in der Landtagssession 1868/69 die Berliner Abgeordneten Duncker und Eberty und so wiederholen heute die gekränkten Berliner Zeitungen: das ganze vorläufige Beschlagnahmerecht muß aufgehoben werden! Das heißt in der That, sich die Sache bequem machen. Warum stellt man nicht lieber gleich als neues deutsches Grundrecht die Forderung auf, das gedruckte Wort ist unverletzbar und darf schlechterdings in keiner Art zum Gegenstande einer Verfolgung gemacht werden? Soll es fortan das hohe Privilegium der Druckerschwärze sein, der Beleidigung und Verleumdung, jeder Obscönität und Schamlosigkeit,

jeder öffentlichen Aufforderung zu den ruchlosesten Verbrechen den geweihten, sakrosankten Charakter der Unberührbarkeit zu verleihen, es weit herauszuheben aus dem gemeinen Bereich der vorläufigen Saisirungen, denen in unserem Strafverfahren tausenderlei Personen und Sachen, alle möglichen anderen Erzeugnisse der menschlichen Hand, als vermeintliche corpora delicti unterliegen? Nein! in dieser Façon wird der Teufel nicht durch Beelzebub ausgetrieben werden, daß man ein polizeiliches Willkürregiment durch eine gemüthliche Anarchie ersetzt. Man mag es versuchen, die vorläufigen Beschlagnahmen einzuschränken, zu Gunsten der Tagespresse auf weitere Garantien gegen den Mißbrauch zu sinnen. So, wie die öffentlichen Dinge aber in der Gegenwart liegen, ist die Befugniß der Criminalbehörden zur vorläufigen Beschlagnahme prima facie verdächtiger Gegenstände Gemeinen Rechtens, und die Presse schädigt ihre eigenen Interessen durch übertriebene Ansprüche auf Exemtionen, denen jeder Rechtsboden abgesprochen werden muß.

Woran die deutsche Presse leidet, das sind immer nur in geringem Maße die Preßgesetze, und wodurch ihr geholfen werden kann, wird nicht die „Preßgesetzgebung" sein. Woran wir Alle zu leiden haben und die Presse mit uns, das sind in erster Reihe die kleinen beschränkten Anschauungen und die verdorbenen abgenutzten Einrichtungen des alten absoluten Staates, der unter allem modernen Constitutionalismus unverdrossen sein Wesen forttreibt. Es ist ein Unterschied in der Methode und den Mitteln, kein Unterschied im Geist und in der bewußten Absicht zwischen der heutigen Preßpolizei und der Censur von ehedem. So lange es uns nicht gelungen ist, gründlich aufzuräumen mit den Landespolizeibehörden, ihrer überwuchernden Machtstellung, ihren aller rechtlichen Schranken entbehrenden Befugnissen, diese ganze landesherrliche Polizeigewalt aufzulösen in ihre Bestandtheile, davon der Gemeinde zu geben, was ihr von Rechts Wegen zukommt, der Justiz, was ihres Amtes ist, den regenerirten staatlichen Verwaltungsbehörden, was mit einer gesetzlichen Administration untrennbar zusammenhängt, so lange wird die Willkür immer offene Thüren finden. Früher wird es auch nicht gelingen, die deutsche Staatsanwaltschaft aus den Umschlingungen polizeilich-bureaukratischer Gliederung zu befreien, und aus der Unabhängigkeit, der Unparteilichkeit, der Gerechtigkeit aller Organe der Gerichtsverfassung Wahrheit zu machen. Die künftige Strafprozeß-Ordnung des Reiches wird für den Rechtsschutz der Presse mehr leisten, als alle der Presse speciell gewidmete Gesetzgebung. Wie die Dinge in der Gegenwart liegen, wird das Reichs-Preßgesetz den Makel eines verfrühten und verfehlten Daseins mit sich herumschleppen. Es wird den Eltern nicht viel Freude machen, und Anderen nicht viel nützen. Form und Bildung werden recht allgemeine und unbestimmte Umrisse an sich tragen, vieldeutig wird sein Gehalt, problematisch und wechsel-

voll seine Lebensführung in den verschiedenen Gauen des Vaterlandes sein. Es wird viel an ihm herumgedoctert und gequacksalbert werden, und bald wird eine Radikalkur von Neuem für unumgänglich erachtet werden. Dabei wird der Wechselbalg leicht die Aufmerksamkeit abziehen von dem mühevollen Tagewerk organischer Reformarbeit, und Uebelstände vergessen machen, die nicht weniger gefährlich sind, weil sie tiefer liegen. Deshalb würden wir es für kein Unglück ansehen, wenn der Entwurf des Reichs-Preßgesetzes noch eine Weile bliebe, was er ist. Besser, er kommt etwas später zur Welt, unter geordneteren Verhältnissen, gesunderer Lebensluft, lichterer Durchsichtigkeit der Umgebung, als jetzt, wo unser nationales Hauswesen noch so viel krausen Wirrwarr in seinen Räumen birgt. Am Ende ist die Geburtsschmerzen, die sich hier und da bereits fühlbar machen, das ganze Geschöpf nicht werth, das zu Tage gefördert werden soll.

Das deutsche Interesse an der Moskauer Industrieausstellung.

Ueber die großen internationalen Industrieausstellungen, die man in den fünfziger Jahren als schönste Signatur eines hochcultivirten Zeitalters mit Jubel begrüßte, hat sich in den Kreisen der Einsichtigen längst das Urtheil umgewandelt, und zwar trägt die Schuld daran die übermäßige Anwendung, d. h. zugleich die Abnutzung eines an sich bedeutenden Mittels zur Förderung des wetteifernden Gewerbfleißes der Völker. In Pausen von 20 bis 25 Jahren wiederholt könnten die Weltausstellungen wirklich ein lehrreiches Bild des industriellen Fortschrittes darbieten; hastig aneinander gedrängt — zu zweien in einem kurzen Jahrzehnt — sind sie zu großen Wettspielen der Reclame und zugleich, wie die Pariser von 1867, zu internationalen Vergnügungscongressen und finanziellen Spekulationen der Weltstädte herabgesunken. Aus diesem Gesichtspunkte können wir die für eine nahe Zukunft in Wien beabsichtigte Weltausstellung und die noch früher bevorstehende internationale polytechnische Ausstellung zu Moskau nicht gerade mit sanguinischen Hoffnungen begrüßen. Allein, da beide einmal beschlossene Sache sind, muß auch unsere vaterländische Industrie dazu Stellung nehmen und sich zuvörderst die Frage vorlegen, an welchem Platze für ihre speciellen practischen Interessen bessere Aussichten vorhanden sein dürften.

Die Wiener Ausstellung soll am 1. Mai 1873, die Moskauer schon in diesem Jahre am 30. Mai alten Stils (d. h. am 12. Juni) eröffnet

werden. Die Wiener ist ein breites staatliches Unternehmen, mit dem großen Hilfsapparat aller Mittel amtlicher Betheiligung in's Werk gesetzt, die Moskauer geht aus der Privatinitiative einer gelehrten Gesellschaft hervor, der „Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie in Moskau", die nur durch den Glanz der Namen großfürstlichen Protectorates und des Präsidiums von Ministern und Generälen einen gewissen officiösen Lustre erhält. Für die Wiener Ausstellung ist, ominös, ein Herr „Schreyer" durch eine großartig angelegte „Welt-Ausstellungs-Zeitung" schon im zweiten Jahrgange agitirend thätig; für die Moskauer werben erst seit ein paar Monaten einige wenige Bevollmächtigte im Auftrage des „Moskauer Central-Comités" durch Circulare, Einladungen und ähnliche Schriftstücke.

Von der Wiener Ausstellung hat auch unser Bundesrath officiell Notiz genommen. Eine „Reichs-Central-Commission" übernimmt die Oberleitung aller Angelegenheiten der Ausstellung und des unmittelbaren Verkehrs mit den Ausstellungsbehörden, entsendet auf Vorschlag des Reichskanzlers Commissare nach Wien und trägt die Hauptkosten, selbst für die Platzmiethe, während besondere Landes-Commissionen in den Einzelstaaten die Betheiligung der Aussteller ordnen; — für die Moskauer Ausstellung lastet alle Geschäftsthätigkeit zur Erweckung der Theilnahme, zur Regelung und Sicherung des Transports, zur Ausführung der Beschickung im weitesten Sinne nur auf vier Personen; in Berlin auf den Herrn Prof. Grothe und Ingenieur Scheer, in Leipzig auf den Herrn Prof. Leuckardt und Handelsherrn Adolph List. Zu dieser Gunst äußerer Verhältnisse kommen für Wien jedoch auch noch innere Momente des Vorzugs hinzu.

Es ist selbstverständlich, daß die Industriellen des deutschen Reichs mehr mit Oestreich als mit Rußland sympathisiren. Wien ist uns näher als Moskau, bequemer zugänglich, und zudem nationalverwandt. Die Ausstellung an der Donau wird mannigfacher, lehrreicher und der Wettstreit um den Ehrenpreis in Industrie und Gewerben ungleich verlockender und ehrenvoller sein. Auch politische Gründe ziehen nach Wien. Man will Oestreich gefällig und anerkennend entgegenkommen, man will mit ihm industriell fraternisiren.

Wie anders sind dagegen die Verhältnisse in Rußland. Hier waltet kein einziges von allen diesen und ähnlichen anziehenden Momenten. Im Gegentheil. Deutschland hat für Rußland mehr Ab- als Zuneigung trotz aller allerhöchster Toaste bei militärischen und diplomatischen Festmahlen. Nach Chinesenart sperrt Rußland noch heute hermetisch seine Grenzen dem Handelsverkehr, und wo es ihn gestattet, wird er nur in beschwerlichster Weise mit großem Aufwand von Kosten und Steuern ermöglicht. Was

kann aus Rußland Gutes kommen? — was kann unser Handel von ihm gewinnen, was unsere Industrie von ihm lernen?

Schilderte doch der Specialcorrespondent des „Golos" den Gesammteindruck der letzten nationalrussischen Industrie-Ausstellung in Petersburg im Jahre 1870 mit folgenden Worten: „Wenn man die Ausstellung von Weitem ansieht, so gewährt sie einen überaus prächtigen Anblick. Vergleicht man die diesjährige Ausstellung mit der vor fünf Jahren veranstalteten, so ist ein Fortschritt unserer Industrie allerdings unverkennbar; hält man aber unsere Fabrikate gegen ausländische, so sieht man auf den ersten Blick, daß Alles, was wir bisher auf industriellem Gebiet geleistet haben, nur eine stümperhafte Nachahmung westeuropäischer Vorbilder ist. Aus dieser allgemeinen Vorbemerkung müssen wir die für uns sehr niederschmetternde Folgerung ziehen, daß wir bis jetzt durchaus unfähig sind, in irgend einem Zweige der Industrie und der Gewerbthätigkeit auch nur die geringste Konkurrenz zu machen. Dies ist wenigstens das Urtheil aller Sachverständigen. Wer ist der Hauptexponent", heißt es dann weiter, „auf unserer nationalen Industrieausstellung? Wer die Ausstellung nicht selbst gesehen, wird es um Alles in der Welt nicht errathen. Der Hauptexponent ist leider die Regierung. Dies ist eine niederschlagende Thatsache; denn stets und überall, wo der Staat die Fabrikthätigkeit in Händen hat, sucht man sich durch ein Monopol gegen die Concurrenz zu schützen. Mit Ausnahme der unter ausländischem Einfluß stehenden Hauptstädte Petersburg und Moskau fehlt es unseren Provinzen an Geschmack. Sieht man die Sachen von Weitem an, so erscheinen sie schön, tritt man aber näher, so ist es wahres Chinesenthum und unsere Handwerker aus den Provinzen haben bei der Auswahl der Farbe ihre Vorbilder aus der bunten Basiliuskirche in Moskau entlehnt, die Perspective bei den Chinesen erlernt, und was ihre technischen Leistungen betrifft, so halten sie noch immer den alten Schlendrian fest. Dürfen wir ihnen das zum Vorwurf machen, da selbst unsere Academie kaum einen besseren Begriff von der Kunst hat?" — Ein Petersburger Witzblatt rief beim Anblick der eben erwähnten Ausstellung aus: „Dank dir, heiliger Müller Müllerowitsch, Dank auch dir, heiliger Schulze Schulzowitsch, daß wir so Schönes, so Großes geleistet haben!" — und bezeichnete damit ziemlich drastisch die auf der Ausstellung unverkennbaren Fortschritte nicht als solche der russischen Industrie, sondern als Fortschritte fremder Industrie in Rußland.

Aber gerade diese Verhältnisse sind es (ganz abgesehen davon, daß Rußland dennoch einzelne indigene Industrien, wie die Tulaer Metall- und die Petersburger Malachitarbeiten, und einzelne beachtenswerthe Arbeitsweisen hat), welche deutsche Industrielle anziehen sollten, die Moskauer Ausstellung möglichst reich zu beschicken. Allerdings werden sie dort weniger lern- und

nachahmenswerthes finden, als auf den Ausstellungen von Paris oder London, aber sie werden hier für den Absatz ihrer Fabrikate einen größeren und gewinnreicheren Markt erhalten, als irgend anderswo. Die russische Industrie ist noch immer darauf angewiesen für den inländischen Consum zu arbeiten. Die Verhältnisse des Landes, die Handelspolitik der Regierung zwingen sie dazu. Die große Masse des russischen Volkes hat verhältnißmäßig wenig Bedürfnisse, und in vielen Gegenden verspinnen und verweben die Bauern die Wolle selbst, aus welcher sie ihre Kleider verfertigen. Die heimische Industrie muß daher dauerhafte und billige Waare zu liefern im Stande sein, und zwar in großen Massen für 50—60 Millionen Menschen. Hierdurch wird der russischen Großindustrie ihr Charakter aufgeprägt, der ihr von mancher Seite mit Unrecht zum Vorwurf gemacht wird. Man hat auf der Pariser Weltausstellung die russische Abtheilung belächelt, weil man dort so viele grobe Tuche, rohe Webstoffe, dicke Stiefel und ordinäre Schafpelze ausgestellt fand, hat aber dabei nicht beachtet, daß es in Rußland 60 Millionen Menschen gibt, die sich ausschließlich dieser groben, billigen, haltbaren Waaren bedienen. Die besser Situirten, die höheren Stände, namentlich der höhere Adel zeigen noch keine besondere Neigung sich der russischen Fabrikate zu bedienen, insbesondere der Tuche, Woll- und Seidenstoffe, selbst vorzüglicher Qualitäten.

Aehnlich verhält es sich auch mit der Metallindustrie. Bei allem Reichthum an Naturprodukten ist doch ein wesentlicher Mangel an Verarbeitung derselben. Am meisten zeigt sich dies in der Eisenindustrie, im Maschinenbau, obwohl mehrere Fabriken namhaft gemacht werden könnten, die sich den besten im westlichen Europa an die Seite stellen ließen. Der empfindliche Mangel an Arbeitskräften, an intelligenten Ingenieuren, an hinreichenden Verkehrsstraßen, das sind die Grundübel, welche die russische Industrie in ihrer Entwicklung hemmen. Das Bedürfniß ist größer als die Production und wird es noch lange bleiben. Rußland ist daher für Westeuropa und zunächst für Deutschland der natürliche Marktplatz eines gewinnreichen Verkehrs.

In richtiger Erwägung dieser Sachlage hat sich auch in der neuen deutschen Kaiserstadt aus den hervorragendsten Industriellen ein Comité für die Beschickung der Ausstellung in Moskau gebildet. Und wenn sich anfangs einige Stimmen dagegen erhoben hatten, weil man einwandte, die Ausstellung sei nur zu dem Zwecke von den Russen veranstaltet, damit das russische Volk die ausländischen Arbeiten genau kennen und nachahmen lerne, so hat die rege Betheiligung Seitens der deutschen Industriellen diese Furcht schon praktisch widerlegt. Die zahlreiche Theilnahme an der Ausstellung bekundet, daß die deutsche Industrie die Bedeutung dieser Ausstellung so auffaßt, daß

dadurch Ausfuhr und Handel nach Rußland möglichst vergrößert werde. Deutschland importirt jetzt für fast 137 Millionen Waaren nach Rußland, während England die Ziffer 38 Millionen noch nicht erreicht.

Mögen so zu den kriegerischen Erwerbungen Deutschlands im Westen friedliche deutscher Industrie im Osten sich gesellen und der civilisatorische Ruhm unserer alten Hansa mit ihren Comptoiren und Niederlassungen zu Nowgorod, Kiow, Moskau in modernem Sinne erneut werden!

J. Löwenberg.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Gute Aussichten im Reichsland. Aus Deutschlothringen. — Das Reichsland organisirt und constituirt sich mit der Ruhe des Erfolgs. Die Sicherheit, mit welcher die deutsche Regierung auftritt, verfehlt nicht, den immer noch spukenden Glauben an einen baldigen Umschwung stark zu erschüttern. Die große Kenntniß des menschlichen und des Volkscharakters, welcher der Reichskanzler wesentlich seine Erfolge verdankt, zeigt sich hierselbst bei den kleinsten Verwaltungsmaßregeln; oft genug hört der deutsche Beamte die Verwunderung der Einwohner, daß und mit welchem Erfolge er die Persönlichkeiten und Verhältnisse seines Bezirkes studirt und zu behandeln weiß. So trat die Regierung in keiner Weise der Nationalsubscription entgegen, welche vor 8—14 Tagen in den Reichslanden stattfand. Begünstigt durch das herrlichste Wetter liefen die jungen Damen mit den Listen von Haus zu Haus, freilich nicht mehr alle in schwarzem Anzuge, denn um zu gefallen — und welche Dame möchte das nicht selbst dem Feind gegenüber — ist ein Wechsel oft sehr angebracht. Die Beamten ließen sie ruhig gewähren, obwohl einsichtige Bürger ein Einschreiten wünschten, namentlich weil durch Drohungen der Entziehung der Kundschaft, vielleicht auch nur durch das liebenswürdige, aber inständige Bitten der Damen in manchem Orte selbst der kleinste und ärmste Mann zu Gaben von einem und zwei Franken veranlaßt ward, oder auch weil sie in dem Gebahren der Geber eine Aufforderung der hiesigen Einwohner an Frankreich zu einem Revanchekrieg sahen und sie zur Zeit einen solchen keineswegs wünschen. Denn Frankreich, denken sie, möge vorläufig selber seine Wirren lösen, es ist besser den unbetheiligten Beobachter zu spielen, namentlich wenn dort die Lasten steigen, hier geringer werden.

Die Beiträge sind sehr verschieden ausgefallen, meistens in kleinen Städten reichlicher als an den Sitzen der einer freieren Beurtheilung fähigen

großen Kaufleute und Industriellen und eines selbständigeren Handwerkerstandes. Am reichlichsten sind die Beiträge in Lothringen ausgefallen. Die Verbindungen, namentlich der Familien mit Frankreich sind dort sehr zahlreich, eine große Anzahl von Pensionären des Staates lebt daselbst, die Einwohnerschaft hat von den Schrecken des Krieges am stärksten gelitten und ist durch die gewährten Entschädigungen im Besitz großer Summen; vor Allem zeichneten diejenigen stark, welche binnen Kurzem noch nach Frankreich auszuwandern gedenken oder deren Angehörige im dortigen Staatsdienst stehen. Trotz größeren Reichthums hat Elsaß weniger gezeichnet. Daß die großen Industriellen Mühlhausens sich endlich zur Zeichnung einer Million entschlossen, ja eine zweite Million in Aussicht gestellt haben, kann nicht wundern bei dem Reichthum der Stadt, namentlich aber bei der günstigen Entwicklung der Fabrikation seit 5—6 Monaten. Noch nie ist eine so große Anzahl von Arbeitern eingestellt gewesen wie in dieser Zeit, aber auch nie ist mit so großem Gewinn gearbeitet, als jetzt, wo zwei reiche Zollgebiete den Millionären von Mühlhausen offen stehen. Zu vergessen ist nicht, daß die größeren Zeichnungen meist bedingte sind, d. h. fällig, wenn die Summe von 500 Millionen erreicht werde, und wie ja aller Orten bei derartiger Gelegenheit zu bemerken ist, vielfach auf Reclame berechnet sind. Der einzige Staub, den die Sammlungen aufwirbelten, war die Discussion über die aller Orten hervortretende Weigerung angesehener Bürger sich an denselben zu betheiligen oder über die Geringfügigkeit ihrer Gabe. Bei der von Frankreich importirten Gewohnheit, der öffentlichen Meinung ohne Murren nachzugeben, ein großer Fortschritt zur Selbständigkeit.

Ebensowenig hat der Kampf gegen Rom, der in Berlin so hohe Wellen schlug, hier besonders nachgewirkt. Die Regierung hat die Kündigung des Concordats ruhig angenommen und wird bald selbständig die Stellung des Staates zur Kirche gesetzlich feststellen. Der katholische Clerus ist allerdings der Hauptvertreter des Gedankens an einen baldigen Triumph Frankreichs. Wenn aber bei dem Einflusse, den er besitzt, und bei der günstigen Lage, seiner Opposition gegen die Regierung einen nationalen Charakter zu verleihen, derselbe nur in geringem Maße gegen die bestehende Gewalt agitirt, so ist dies wohl in mehrfacher Hinsicht ein gutes Zeichen. Es beweist dies wohl nicht nur, daß er an der Möglichkeit zweifelt, die ihm sonst so gefügige große Masse zur Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen zu bekehren, sondern auch, daß er die ihm jetzt bewilligte Freiheit des Gewährenlassens zu schätzen weiß, so daß ihm vielleicht auch der nationale Zug in der hiesigen Entwicklung nicht unklar geblieben ist. Jedenfalls kann die verhältnißmäßige Stille der französischen Agitationen, die fast überall in dem katholischen Pfarrhause ihren wahren Sitz haben, nicht allein durch das Abwarten

besserer Gelegenheit erklärt werden. Denn Abwarten ist — das beweisen zahlreiche Berichte — identisch mit dem Verzicht dem sich vollziehenden Wechsel der Stimmung zu Gunsten des deutschen Reiches noch entgegenzutreten. Nach der ersten Aushebung, die nur früher schon als vor dem 1. October 1871 stattfinden sollte, wird auch die Auswanderung junger Burschen, zu deren Förderung die Geistlichkeit mit den meist jüdischen Agenten der Remplacements-Bureau's gemeinschaftlich arbeitet, aufhören.

Die Festungsbauten in Straßburg werden bald in umfassendstem Maße beginnen, die in Metz — bei denen es sich bekanntlich um Vollendung der von den Franzosen im Jahre 1866 und 1867 begonnenen aber nicht beendeten Bauten handelte — sind seit Jahresfrist stark gefördert. In welchem Umfange die ersteren beabsichtigt sind, ergibt sich u. A. daraus, daß durch die Unternehmer aus eigens angelegten Sandsteinbrüchen täglich 100 Wagen mit Steinen per Eisenbahn nach den Baustellen aus den Vogesen geschafft werden sollen. Gleichzeitig wird der Neubau der zerstörten Häuser, von denen in Straßburg noch viele im Schutt liegen, und vielleicht auch die Stadterweiterung in Angriff genommen werden. Aber auch anderwärts, z. B. in Mühlhausen, ist eine rege Bauthätigkeit für dieses Jahr gesichert, so daß die Arbeitslöhne rasch gestiegen sind und immer noch steigen. Ueber die Anlage von Festungswerken als Gegengewicht gegen Belfort scheint noch Nichts entschieden, dagegen verlautet, daß das Material nicht nur von Pfalzburg, sondern auch von Schlettstadt in Straßburg Verwendung finden soll.

Von unserer Hochschule; die anticlericale Wuth. Aus Wien. — In welchem Geiste die junge deutsch-östreichische Intelligenz geleitet und unterrichtet wird, kann für die Deutschen im Reiche nicht gleichgültig sein; deshalb werden einige Bemerkungen über die Wandlungen an der Wiener Universität auf theilnehmende Leser rechnen dürfen. Kein Zweifel: das sehr tüchtige deutsche Bewußtsein und die nicht minder tüchtigen Studien der reiferen Männer Deutschöstreichs sind auf die Anregungen deutschgesinnter Professoren und auf die durch diese erzielte Beschäftigung mit der deutschen Wissenschaft zurückzuführen. Nicht als ob von den Kanzeln unserer Hochschule patriotische Worte zündend in die Herzen der Hörer gedrungen wären; man befließ sich im Gegentheile — namentlich in dem Decennium von 1857—1867 — einer strengen Objectivität, aber die gute Schule und die Hinweisung auf die Musterleistungen der deutschen Gelehrsamkeit führten bald zu erfreulichem nationalen Bewußtsein und thatkräftigem Stolz auf das eigene Volksthum. Das Verdienst der Männer „aus dem Reiche" die als Pioniere des Geistes zu uns kamen und bald vorzügliche Collegen an ihren früheren Schülern gewannen, das Verdienst der Arndts, Phillips, Stein,

Jhering, Bonitz, Hahn, Pfeiffer, Vahlen, Aschbach, Sickel, ist unbestreitbar. Aber auch Oestreicher wuchsen neben ihnen herauf, deren Namen vom besten Klange sind: unter den Juristen die jetzigen Minister Unger und Glaser, der gediegene Rechtshistoriker Heinrich Brunner, unter den Philologen Wilhelm Scherer, die Zierde der philosophischen Facultät, und W. Hartel, der rühmlichst bekannte Historiker Ottokar Lorenz und A. Rösler, der Aesthetiker Robert Zimmermann, der Slavist Miklosich, der Romanist Mussafia u. A. m. Kurz, wenn man die glänzende medicinische Facultät in die Betrachtung einzieht, hat Wien alle Ursache, auf die letzten drei Decennien seiner Universität stolz zu sein. Aber freilich in den jüngsten Tagen sind viele Aenderungen nothwendig geworden, der geniale Jhering verläßt uns leider, Schäffle's, des großdeutschen Demokraten sind wir endlich losgeworden, die zwei verdienstvollen Historiker Aschbach und Jäger wurden pensionirt. Um jene juridischen Lehrkanzeln ist uns nicht bange, unser Landsmann Adolph Exner in Zürich und ein Schüler Roscher's für den Lehrstuhl der Volkswirthschaft werden sich wohl gewinnen lassen — wichtiger aber ist die Neubesetzung der Stellen für Geschichte. Man muß es den beiden abtretenden Männern nachrühmen, daß sie es — abgesehen von ihren großen Verdiensten als Lehrer — verstanden, sich von jedweder tendenziösen oder propagandischen Behandlung der Geschichte fernzuhalten. Dem katholischen Priester Albert Jäger, dem tirolischen Abgeordneten der äußersten Rechten, darf das Zeugniß nicht vorenthalten werden, daß er in seinen Vorträgen jede Tendenzhascherei vermied und stets in würdiger Weise sein Lehramt verwaltete. Dem Gelehrten J. Aschbach aber danken Hunderte von öſtreichischen Historikern gute Methode und objective ruhige Auffassung des geschichtlichen Stoffes. Aschbach wie Jäger waren keineswegs Männer des Fortschritts, aber in ihren Vorlesungen mieden sie es, irgendwie Tagesfragen zu berühren oder das Urtheil ihrer Hörer gefangen zu nehmen. Es wäre sehr ungerecht, über ihren Abgang zu jubeln, denn trotz ihrer politisch-religiösen Anschauung haben sie niemals schädlichen, sondern nur nützlichen Einfluß auf die Heranbildung der Lehramtscandidaten genommen. Trotzdem wäre aber sehr zu wünschen, daß ihre Nachfolger nicht bloß gelehrte, sondern auch nationalgesinnte Männer wären, denn von keiner Lehrkanzel wirkt man mächtiger auf die politische Entwickelung der jungen Generation, als von der historischen. Man könnte einen Augenblick ängstlich werden, wenn man sich gegenwärtig hält, wie erst kürzlich zum Professor der Geschichte an der Kriegsschule ein Mann ernannt ward, der die „Preußenhetze" Jahre lang als Specialität betrieb. Für einen Staat, der in treuer Freundschaft mit dem Reiche bleiben will, ist es doch gewiß nicht gleichgültig, wenn seine Officiere in preußenfeindlicher Gesinnung erzogen werden. Doch sagt man, habe Herr

H. M. Richter, der gewandte Mitarbeiter der „Neuen freien Presse" hauptsächlich darum jene Stelle bekommen, weil er nicht bloß den Hohenzollern H. v. Treitschke u. A. so tapfer den Krieg mache, sondern weil er auch sogar in den Geschichtsstunden für unreife Handelsjungen die Geistlichen schonungslos und unerschrocken bekämpfe. Das gilt bei uns jetzt allerdings für ein so ungemeines Verdienst, daß man dafür Alles in den Kauf nimmt.

Gewiß, es war auch bei uns Zeit, den Ultramontanen und Jesuiten einen Riegel vorzuschieben, ihrer Präponderanz ein Ende zu machen, aber wenn irgendwo geht man hier zu weit. — Aus berechtigter Abwehr wird ungerechter Haß gegen alle Priester, nicht bloß gegen eine hochmüthige Hierarchie, sondern gegen die Religion. Jeder grüne Junge, der sein maiden-speech stottert, wählt als bestes Thema — die Pfaffen; der jämmerlichste Spießbürger, der unter Bach wöchentlich beichten ging und zu den Rosenkranzandachten der Jesuiten kroch, dünkt sich groß, wenn er am Biertische gegen die Klöster wettert. Bis in's Volk, ja in die Jugend ist die größte Verachtung gegen den geistlichen Stand gedrungen, in einer belebten Gasse Wiens verfolgten kürzlich die Schuljungen einen alten Franziskaner mit Hohngelächter — nur weil es ein Priester war und die Erwachsenen lachten herzlich dazu. Ist es bei solchen Vorgängen ein Wunder, wenn ein begabter Schriftsteller aus dem Piaristenorden, der Gymnasialprofessor Karl Landsteiner*) neulich seine Biographie unter dem Titel: „Das Leben eines Paria" herausgab. Wohl mag sich der Priester, der in Wien zu leben hat, oft dem Paria vergleichen, denn er ist bürgerlich todt, man wählt ihn ungern zum Lehrer, verkehrt nur innerhalb der vier Wände mit ihm, in Volksversammlungen wird ihm das Wort entzogen oder er dem Gelächter preisgegeben, seine Predigten werden unwahr in den Zeitungen veröffentlicht und verhöhnt, sein Stand in den Witzblättern und auf den Volksbühnen lächerlich gemacht. — Begreiflich wohl, daß es so gekommen. Als Parias werden sie nun behandelt, die einst die Brahmanen waren und es immer sein möchten. Das Peinliche, ja geradezu Unhaltbare ihrer gegenwärtigen Situation mag sie von diesem Wahne heilen — verachtet werden sie sein, ja gehaßt, so lange sie die Prätension der Beherrschung erheben, so lange sie eine privilegirte Kaste sein wollen. Werden sie echte Bürger ihres Staates, treue Söhne ihres Volkes, blicken sie nur auf dieses und nicht stets auf Rom, lehren sie die Nächstenliebe und nicht den Streit, so können sie sicher sein, daß ihnen bald wieder Achtung und Liebe zu Theil werden. Aber auch das große Publicum möge sich erinnern, welch' großer Theil kerniger Volkskraft sich in der öſtreichischen Geistlichkeit latent befindet, welche Wohlthaten die Wissenschaft und die socialen Verhältnisse den Priestern Oestreichs schuldet. Man werfe eben nicht Alle in einen Topf und mache einen Unterschied zwischen ehrlichen, gutmeinenden und fleißigen Leuten und deren Gegentheil.

Geht es bei uns in solcher Uebertriebenheit fort, kommen die katho-

*) Verfasser von „Oestreichs letzter Rettungsanker", vgl. „Im neuen Reich" 1871 I., 304. „Das Leben eines Paria" ist eine lesenswerthe Schrift des jugendlichen Verfassers, der sich durch die größten Seelenkämpfe zu freierer Auffassung emporgerungen und hoffentlich noch Schönes leisten mag.

lischen Priester nicht zur Einsicht, daß der moderne Staat ihr bester Bundesgenosse ist, horcht die Menge andererseits auch fernerhin allen noch so bornirten Lügen und Denunciationen über die Geistlichkeit mit schnellgläubigem Sinne wie bisher, so sind wir wohl die Herrschaft der Brahmanen los, doch nur um eine andere uns aufzulasten, die der — Semiten. Und das wäre das ärgste! —

Vom preußischen Landtag. Aus Berlin. — Wenn das Herrenhaus von seinen Mitgliedern und von dem sich für Politik interessirenden Publikum zahlreich besucht wird, so ist das von jeher ein Zeichen gewesen, daß eine Haupt-Staatsaktion da zum Austrage kommt. So zahlreich wie in der vorigen Woche waren denn auch Bänke und Gallerien, seit das Herrenhaus existirt, wohl kaum jemals besetzt. Was aber den für die Mitglieder bestimmten Raum betrifft, so war ein Blick in denselben nicht blos wegen der Anzahl der Versammelten interessant, sondern mehr noch wegen der politischen Vergangenheit einzelner Neuberufener; man kann es wohl begreifen, daß bei solchem Anblick den altangesessenen, eines Anhauchs von Liberalismus niemals verdächtig gewesenen Stamm des Hauses ein halb wehmüthiges, halb bitteres Gefühl überkommt. Es hat aber dieses vermehrte und verbesserte Herrenhaus unter der — mehr als kräftigen — Leitung des Reichskanzlers in der That sich ganz herrlich gehalten; die Majorität für das Schulaufsichtsgesetz war eine auch den größten Sanguiniker überraschende, im Verhältniß zu der Zahl der überhaupt Abstimmenden beinahe doppelt so groß wie bei der Schlußabstimmung im Abgeordnetenhause. Für die Regierung ist diese große Majorität eine gar nicht gering anzuschlagende Zugabe zu der Hauptsache, daß das Gesetz überhaupt zu Stande gekommen ist. So manche Gemüther — altmodische möchte ich sagen, wenn ich nicht vor allem Festen und Tüchtigen zu viel Hochachtung hätte — die im Herzensgrunde gut und ehrlich preußisch und deutsch sind, sehen nun einmal im preußischen Herrenhaus das über allen Zweifel erhabene Bollwerk des preußischen Königthums sowohl als des evangelischen Glaubens; für diese ist eine so bedeutende Majorität, zumal wenn Männer wie Moltke, Roon und ähnliche strenggläubige und hochconservative Namen sich darunter befinden, immerhin eine gewisse Beruhigung. In einem etwas anderen Sinne ist übrigens auf allen Seiten eine ruhigere Stimmung eingetreten; wenn auch vielleicht bald wieder neues Gewölk sich zusammenballt: zunächst macht sich ein Gefühl der Erleichterung, wie nach einem luftreinigenden Gewitter, wohlthätig geltend. An Donner und Blitz hat es aber freilich im letzten Stadium nicht gefehlt. Das Hauptinteresse der Herrenhausdebatten concentrirte sich auf die Verhandlungen des ersten Tages, und zwar, wie von Anfang an in dieser ganzen Angelegenheit, auf das, was der Reichskanzler sprach. Seine Rede, eine Staatsrede allerersten Ranges, ließ Alles, was sonst noch gesprochen wurde, weit hinter und unter sich zurück, und erhob sich selbst nicht unbedeutend über das, was er selbst bisher in dieser Frage im Abgeordnetenhause gesprochen. Mit seinen alten conservativen Freunden, namentlich den Urhebern des Commissionsberichtes (formell war Kleist-Retzow Referent) ging er unbarmherzig ins Gericht, und schonte im Vorbeigehen („ich herrsche nicht in den innern Angelegenheiten") selbst seines Collegen Eulenburg nicht; mit einer Schärfe und

Klarheit wie noch nie stellte er die politisch-nationale Bedeutung der Frage heraus, und gab seinen Ausführungen durch die Enthüllungen über die polnisch-clericale Petitionen-Correspondenz und durch Verlesen des gesandtschaftlichen Berichts an den König eine gewisse greifbare Leibhaftigkeit. Wie weit das nun in der Sache selbst liegen, wie weit der Klimax in dem Auftreten des Reichskanzlers dazu beigetragen haben mag, wage ich nicht zu entscheiden; sicher ist, daß, von dem ersten Einbringen dieses Gesetzes an bis zur Schlußabstimmung im Herrenhaus, gerade diese politisch-nationale Bedeutung desselben ich möchte sagen mit jedem Tage mehr hervorgetreten und auch gewürdigt worden ist; sicher ist auch anzunehmen, daß der weitblickende Reichskanzler sich von Anfang an gesagt hat, daß er nur unter diesem nationalen Zeichen siegen werde. — Mag man auch noch so sehr an den Gedanken sich gewöhnt haben, daß im gewöhnlichen Lauf des parlamentarischen Lebens die Abstimmungen durch Reden nicht beeinflußt werden, sondern schon vorher feststehen, diesmal ist doch kaum zu bezweifeln, daß nicht Wenige der Gegner durch Bismarck's Rede auf die Seite der anfänglich weit geringer — noch lange nicht auf die Hälfte der wirklich erreichten — angeschlagenen Majorität gezogen worden sind. Selbst manche Mitglieder der Centrumsfraction machen gar kein Hehl daraus, daß die Lage ihnen nachgerade sehr unbehaglich zu werden anfängt. Die Wirkung der Bismarck'schen Rede reicht aber über die Grenzen des Reichs, innerhalb deren sie in tausend und tausend Exemplaren verbreitet werden sollte, weit hinaus — und ist auch darauf berechnet. Die Herren im Vatican und die von ihnen dirigirten wissen nun, daß ihnen scharf auf die Finger gesehen wird, und die italienischen Staatsmänner werden hoffentlich eine an solcher Stelle, bei so bedeutsamem Anlaß, mit so schlagenden Belegen an sie gerichtete Warnung, wenn sie irgend noch Kopf und Herz auf dem rechten Flecke haben, nicht in den Wind schlagen.

Nächst der Rede Bismarck's ragte an Bedeutung zumeist die des Cultusministers hervor. Ich kann mich irren, aber je öfter ich Falk als Minister habe sprechen hören, desto mehr hat sich mir der Gedanke aufgedrängt, daß eine so sehr große Gewandtheit und Volubilität der Rede, wie Falk sie besitzt, für einen Minister eine Gabe von zweifelhaftem Werthe ist, wenn ihr nicht eine ganz eminente und allzeit gegenwärtige Macht des Geistes und Willens zur Seite steht. Es fiel mir das besonders ein, als Falk, um sich gegen den Einwurf zu vertheidigen, daß man dies Gesetz auf diejenigen Provinzen hätte beschränken können, in denen es Noth thue, den Ausdruck sich entschlüpfen ließ, man könne doch nicht in einzelnen Provinzen den Schulbelagerungszustand verkünden. Das hierin liegende, durchaus nicht beabsichtigte Zugeständniß wurde von einem der Gegner benützt, aber äußerst schwach; hätte Falk einen Debatter wie die Reichensperger, Windthorst und Mallinkrodt es sind, im Herrenhause sich gegenüber gehabt, so würde ihm diese Unvorsichtigkeit äußerst übel bekommen sein. In den übrigen Reden für das Gesetz war zwar viel Gutes, aber wenig Neues enthalten, wie dies ja nicht wohl anders möglich ist. Unter den Rednern gegen that sich Senfft-Pilsach durch seinen unverwüstlichen barocken Junker-Humor hervor; man sagt, es sei zum letzten Male gewesen, und er sei über die ihm und seinen Freunden widerfahrene Behandlung so erbost, daß er entschlossen sei, die Räume des Herrenhauses, die so manches geflügelte Wort von ihm

gehört, nicht wieder zu betreten. Möge es — wenn auch Kladderadatsch darüber trauern wird — wahr sein und möge der edle Ritter noch viele Nachahmer finden!

Die Anwesenheit so vieler „Herren" neuen Stils machte es möglich, das Gesetz über die Oberrechnungskammer zwar nicht in der von dem Abgeordnetenhause beschlossenen Fassung durchzubringen, aber doch von den von der Herrenhaus-Commission vorgenommenen Aenderungen diejenigen zu beseitigen, welche das Gesetz für die liberale Majorität des Abgeordnetenhauses unannehmbar gemacht hätten. Wenn diese neuberufenen Herren, wie sie sich verabredet haben, zum Aerger und Schrecken der Herrenhaus-Stammgäste wieder erscheinen werden, sobald die Kreisordnung in dem Plenum des Hauses zur Berathung kommt, so wird es auch umsonst gewesen sein, daß es gelungen ist, die Commission zur Vorberathung derselben möglichst feudal zusammenzusetzen. Aber das Uebel ist freilich nicht zu vermeiden, daß auf diese Weise eine Unmasse Zeit und Arbeitskraft blos darum zum Opfer gebracht werden muß, weil die Herren alten Stils sich durchaus in das neue Leben nicht finden können und nicht finden wollen. Wir sind zwar Gottlob ein arbeitsames Volk und haben in dieser Beziehung vielleicht etwas Ueberschuß abzugeben: aber Zeit ist schon so viel vergeudet, und was zu thun ist, ist so vieles und so dringend, daß hier jeder Verlust ganz erheblich und unwiderbringlich ist.

Das unbedeutende Mancherlei, womit sich das Abgeordnetenhaus in der letzten Woche beschäftigen mußte, worunter namentlich Petitionen, darf ich wohl übergehen. In Beziehung auf die Behandlung der Petitionen ist die jetzige Geschäftsordnung einer Besserung entschieden fähig und bedürftig. Es müßte die Bestimmung, daß über jede, auch noch so unbedeutende oder geradezu unsinnige Petition ein Beschluß — wenigstens Seitens einer Commission — gefaßt werden muß, wenn nicht der Schluß der Session erlösend dazwischen tritt, abgeschafft und irgend ein Modus gefunden werden, der, ohne das Petitionsrecht zu schmälern, gleich von Anfang an die Spreu vom Weizen sondert. Andererseits wäre es dringend zu wünschen, daß bei Petitionen, bei welchen an einem Specialfalle wichtige Principien zur Entscheidung kommen, größere Garantieen gegen nicht genügend überlegte Beschlüsse geschaffen würden. Es ist nun einmal menschlich, daß man die Wichtigkeit eines Princips, wenn es in einem Specialfall zur Entscheidung kommt, häufig nicht an sich, sondern nach der Erheblichkeit des concreten Falles beurtheilt; auch kommen bei dergleichen concreten Fällen gemüthliche Regungen gar zu leicht mit ins Spiel. Es müßte daher in solchen Fällen die Wichtigkeit der Sache auch durch äußere Mittel dem Einzelnen nahe gebracht werden, z. B. durch nochmalige Abstimmung nach Ablauf einer gewissen Zeit, falls die Regierung oder eine bestimmte Anzahl von Abgeordneten dies verlangte. Die hierzu erforderliche Zeit würde durch angemessenere Behandlung der unwichtigen Petitionen reichlich wieder eingebracht. Vielleicht bietet die Schluß-Berathung über die Einführung der Geschäftsordnung des Reichstags in das Abgeordnetenhaus, welche bisher stets im Schooße der Geschäftsordnungs-Commission begraben wurde, Gelegenheit, diese üble Partie anders zu regeln. Soll freilich das parlamentarische Leben in den preußischen Landtag ein wirkungsreicheres und dadurch erfreulicheres, weniger abstumpfendes und

ermüdendes werden, so muß noch gar Vieles außer der Geschäftsordnung anders werden; ich hoffe aber nicht zu sehr Optimist zu sein, wenn ich glaube, daß wir im Beginne einer solchen Bewegung — an der selbstverständlich das Reich das größte Verdienst und den bedeutungsvollsten Antheil hat — bereits begriffen sind.

Die problematische Situation in Frankreich. Aus Paris. — Aus der Sackgasse, in der sich die französischen Parteien verfahren haben, scheint kein Ausweg möglich. Die alte Eigenschaft der Franzosen, den Patriotismus der Parteigängerei aufzuopfern, hat sich vielleicht nie so stark gezeigt als jetzt. Legitimisten, Bonapartisten, Republikaner, Orleanisten, Socialisten, — Niemand will nachgeben, zu einem Compromiß die Hand bieten und das Provisorium des Herrn Thiers behauptet sich daher als ebenso unbeliebte, wie unvermeidliche Nothwendigkeit. Die Nationalversammlung will weder von Auflösung noch von partiellen Neuwahlen hören und thut damit ihr Bestes, einem Staatsstreich den Weg zu bahnen. Die Bonapartistische Propaganda wird mit unermüdlichem Eifer betrieben und hat unzweifelhaft die beste Aussicht auf Erfolg. Der verdummte Bauernstand und der falsch urtheilende Mittelstand in den großen Städten begegnen sich in einem so stark ausgeprägten Egoismus, daß alle anderen Rücksichten und Ueberlegungen vor ihm verschwinden. Man glaubt Shakespeare's Antonius reden zu hören, wenn sie klagen: „Unter dem Kaiserreich verdienten wir viel Geld, hatten wir Sicherheit, amusirten wir uns u. s. w.; warum sollten wir's nicht wieder so haben?" Die anderen Parteien haben in der That der französischen Geistesrichtung im Allgemeinen nur wenig zu bieten. Die Republikaner zerfallen in gemäßigte, rothe und communistische. Die Legende von der ersten Republik ist ziemlich abgenutzt und die Erfahrungen mit der zweiten und jetzigen dritten sind nicht geeignet, den Glauben, daß durch diese Staatsform Ruhe und Macht Frankreichs wiederhergestellt werden können, zu stärken. Der Orleanismus ist todt. Persönliche Anhänger haben die Prinzen wohl, aber keine Partei im Volk. Das System der modernen constitutionellen Monarchie ist den Franzosen zu complicirt. Es bleibt ihnen daher nur die Wahl zwischen dem ältesten Sohne der Kirche bonapartistischer oder dem bourbonischer Abstammung. Gehörte der Letztere in seinen Ideen und Ueberzeugungen der Gegenwart und nicht dem Mittelalter an, so könnte seine Concurrenz dem „Philosophen von Chislehurst", wie Napoleon jetzt von seinen Getreuen genannt wird, gefährlich werden. Mit dankenswerther Ehrlichkeit hat er jedoch seine Hoffnungen und Absichten unumwunden ausgesprochen, besonders den Pilgern, welche die legitimistische Wallfahrt nach Antwerpen unternahmen. Mich hatten zur Zeit journalistische Berufsgeschäfte nach Antwerpen geführt, und ich konnte daher diese Gesellschaft nahe betrachten. Die Leute erinnerten Alle an den Ritter von der traurigen Gestalt mit seinem achtbaren aber verkehrten Raisonnement; unglücklicherweise schien kein Sancho Panza unter ihnen zu sein, um den gemeinen Menschenverstand zu repräsentiren. Da wurde conspirirt, weniger noch gegen die bestehende französische Regierung, als gegen das 19. Jahrhundert mit seinen Errungenschaften, und Comödie gespielt, „dem Könige" eine reichgestickte Fahne überreicht und zugweise vor ihm vorbeidefilirt und verneigt, als ob er in der

Thronhalle seiner Hauptstadt und nicht im gemietheten Zimmer im Hotel St. Antoine in Antwerpen säße. Der Aufstand der Antwerpener Liberalen machte der Vorstellung auf belgischem Boden ein Ende, und sie wird nun in reducirter Form in Breda fortgesetzt. Während dessen quält der alte Thiers sich am Steuerruder des lecken Staatsschiffes ab und verbraucht Minister mit fast spanischer Prodigalität. Es ist ein harter Schlag für ihn, seinen besten Mann, den Herrn Pouyer-Quertier verloren zu haben. Es war aber auch unsinnig, gerade den Ex-Präfecten Janvier de la Motte zum Sündenbock auszusuchen, als ob nicht alle Minister und Präfecten des Kaiserreichs ebenso schuldig wären wie er. Das schöne System der Virements, den gesetzgebenden Körper und die Generalräthe Gelder für einen Zweck bewilligen zu lassen, um sie zu einem anderen zu verwenden, ward allgemein befolgt und auch gar kein Geheimniß daraus gemacht. Aus der Debatte, die sich in der Nationalversammlung, betreffs der Entlassung des Herrn Pouyer-Quertier entspann, ist hauptsächlich hervorzuheben, daß die Rechte ihrem Redner, dem Herrn Guiraud, großen Beifall zollte, als er die Regierung anklagte, ohne Majorität und gegen die Majorität zu regieren; ihre Schwachheit durch die Vorlage drakontischer Unterdrückungsgesetze zu verrathen und weder eine Republik, noch eine Monarchie gründen zu können. Die Regierung ließ diese Anklagen unbeantwortet. Aus Allem geht nur hervor, daß das Ansehen der Regierung und der Nationalversammlung von Tag zu Tag geringer werden. Zu dem Verjüngungsprozeß, dessen Frankreich bedarf, wird, da Niemand die natürlichen Mittel gebrauchen will, wohl doch die Hexe mit dem bekannten Präparat aus der bonapartistischen Zauberküche, dem Plebiscit, heran müssen. Die Bonapartisten wenigstens halten dies für gewiß. — Unter den hiesigen Kunstliebhabern ist großes Wehklagen, daß die besten der Pariser Privat-Sammlungen von Gemältden durch Verkauf aufgelöst und durch ausländische Ankäufe für Frankreich verloren gehen. Es werden sehr hohe Preise erzielt, ein Trost mehr für die Verkäufer, als für das Publikum, das daran gewöhnt war, diese Sammlungen beinahe als öffentliches Eigenthum zu betrachten. x.

Literatur.

Die Lehre vom Logos in der griechischen Philosophie. Von Dr. Max Heinze. Oldenburg. 1872. — Die gegenwärtige philosophische Productivität Deutschlands hält bekanntlich mit derjenigen, welche seit Kant's epochemachenden Auftreten über fünfzig Jahre lang anhielt, keinen Vergleich aus, wenn auch in den letzten Jahren wieder Anzeichen eines sich vorbereitenden Umschwungs hervorgetreten sind. Um so größer ist der Fleiß und der Erfolg, mit welchem die Geschichte der Philosophie in den letzten Jahrzehenden von zahlreichen Händen angebaut wurde; und den bekannten umfassenden Werken geht jedes Jahr eine erhebliche Anzahl von größeren oder kleineren Monographien zur Seite, von denen die stärkere Hälfte der alten Philosophie gewidmet zu sein pflegt. Wenn wir unter denselben die Schrift von Heinze hier berühren, so wird sich dies dadurch rechtfertigen, daß dieselbe durch ihren Gegenstand wie durch seine Behandlung das allgemeine Interesse,

auch über den engeren Kreis der Fachgelehrten hinaus, in Anspruch zu nehmen geeignet ist. Durch ihren Gegenstand: denn es handelt sich hier um eine Lehre, in welcher die philosophische Weltanschauung der Hellenen während einer langen und für die Folgezeit höchst wichtigen Periode einen klassischen Ausdruck gefunden hat, eine Lehre, die aus der griechischen Philosophie in die christliche Theologie überging und seit den ersten Jahrzehenden des zweiten Jahrhunderts, wie schon der Eingang unseres vierten Evangeliums zeigt, in ihren beherrschenden Mittelpunkt trat. Durch seine Behandlung: denn es ist dem Verfasser gelungen, mit der gelehrten Gründlichkeit eines sorgfältigen, auch die neueren Hilfsmittel fleißig benützenden Quellenstudiums und mit der Genauigkeit philologischer Texteserklärung und Kritik eine so gefällige und durchsichtige Darstellung zu verbinden, daß auch solche, die der griechischen Philosophie nur in dem allgemeinen culturgeschichtlichen Interesse ihre Aufmerksamkeit zuwenden, ihn gerne auf seinem Wege von Heraklit zu den Stoikern und von diesen zu Philo und den Neuplatonikern begleiten werden. Besonders eingehend hat der Verfasser, wie billig, die Stoiker (deren Bedeutung neuerdings überhaupt wieder richtiger gewürdigt zu werden anfängt) und Philo behandelt. Auf seine einzelnen Ergebnisse näher einzutreten, ist hier nicht der Ort; Referent wird es um so eher unterlassen dürfen, je vollständiger er mit denselben fast ohne Ausnahme einverstanden ist. Er will daher zum Schlusse nur noch die Worte anführen, in denen der Verfasser selbst auf die Bedeutung seines Themas für unsere Zeit hinweist. „Die neuere Philosophie, sagt er S. 332, kann von dem Logos (der Vernunft) in der Welt nicht lassen. Hegel hat auf den sich bewegenden Logos seine ganze Philosophie gegründet. Der Philosoph, welcher aus dem blinden Willen alles hervorgehen läßt, muß doch in seiner Spekulation vielfach die Zweckmäßigkeit der Natur anerkennen, und ohne Vernunft ist diese nicht denkbar. Auch das neueste philosophische System läuft bei der Erklärung der Welt darauf hinaus, die Logik mit dem Unbewußten zu verbinden. So lange man die Welt als etwas objectiv erkennbares ansieht, und nicht glaubt nur Formen des menschlichen Geistes auf die Erscheinungen zu übertragen, wird auch der Logos in dem Makrokosmos als etwas der Vernunft in dem Mikrokosmos entsprechendes sein Recht behalten." E. Z.

Chr. H. Weiße's System der Aesthetik, nach dem Collegienhefte der letzten Hand herausgegeben von R. Seydel. Leipzig. J. G. Findel. 1872. — Das Hauptinteresse dieses kurzen Grundrisses liegt in seiner Vergleichung mit der Aesthetik, welche Weiße bereits 1830 herausgegeben. Die Vorzüge dieser größeren Arbeit sind bekannt und die Anerkennung ihrer Bedeutung ist um so gesicherter geworden, seit Lotze in seiner „Geschichte der Aesthetik in Deutschland" in mehrfach wiederkehrender Betonung die Anschauungen derselben als die reife Frucht der deutschen ästhetischen Wissenschaft bezeichnet hat. Daß nun diese Frucht an dem stolzen Baume der idealistischen Philosophie gezeitigt worden ist, mußte ihr in den Augen der jetzigen Kritik nicht eben zur Empfehlung gereichen: aber das gerade hat Lotze nachgewiesen, daß die Resultate der Aesthetik auch unabhängig von der dialectischen Methode, in der sie der Verfasser damals entwickelte, ihren Werth behalten. Freilich gab es Punkte, auf denen diese Methode so genau mit den Resultaten

verknüpft war, daß sie davon nicht getrennt werden konnten: aber so wenig Lotze zweifeln durfte, an solchen Stellen das kritische Messer anzulegen, so konnte er doch dabei um so zarter verfahren, als er wußte, daß Weiße selbst in seiner späteren Entwickelung von der dialectischen Methode sich mehr und mehr abgewandt und, indem er dabei seinen ästhetischen Grundanschauungen treu blieb, die Begründung desselben auf anderen Wegen gesucht hatte. Dieser Zartheit der Lotze'schen Kritik eine literarische Basis zu verleihen, ist das Hauptmotiv bei der vorliegenden verdienstlichen Ausgabe, und wir erkennen gern an, daß diese Absicht erreicht ist.

Der Standpunkt Weiße's ist der eines immanenten Theismus, welcher mit der tieferen Entfaltung seines Inhalts die dialectische Form abgestreift hat. Auch der Sitz des Schönen wird daher lediglich im Geiste und zwar im absoluten Geiste gesucht, in welchem neben der absoluten Vernunft (Idee des Wahren) und dem absoluten Willen (Idee des Guten) eine dritte, dem Gefühl des endlichen Geistes entsprechende Thätigkeit der productiven Phantasie (Idee des Schönen) angenommen werden muß. Hatte Kant der Aesthetik die subjective Richtung gegeben, wonach die Natur nur insofern schön ist, als sie vom Geiste betrachtet wird, so ist für den Idealismus und mit ihm für Weiße die Natur nur dadurch schön, daß sie aus dem Geiste producirt ist (vergl. §. 83 ff.). Die Natur ist der Styl Gottes und nur als solcher schön. Man kann sich kaum verbergen, daß durch diese Lehre der Begriff des Schönen mit dem des Kunstschönen identificirt und der des Naturschönen nur auf dem theistischen Umwege aus jenem abgeleitet ist. Ob nun wirklich das ästhetische Geschmacksurtheil sich immer lediglich darauf bezieht, daß in den „ungeistigen Dingen" die Productivität des Geistes sich darstelle, oder ob vielmehr das Kunstschöne doch eben nur eine Art des Schönen ist, dessen specifisches Moment in jener Productivität des Geistes bestehe, — das ist eine Cardinalfrage, die an dieser Stelle nicht discutirt werden kann.

Indem wir uns mit dieser Andeutung begnügen, möchten wir noch Eins hinzufügen. Keine Methode hat die Identität ihres Inhalts und ihrer Form mehr betonen wollen, als die dialectische. Hier nun haben wir einen concreten Fall, der uns klar genug beweist, daß die vermittelst dieser Methode entwickelten Grundanschauungen mindestens ebenso werthvoll bleiben, wenn sie auf andere methodische Principien gegründet werden, und die allgemein verbreitete Ansicht, daß es der halb unbewußte, halb auch wohlbewußte Kunstgriff der Dialectik gewesen sei, die auf anderen Wegen gefundenen Resultate dem dialectischen Prozeß als seine Erzeugnisse unterzuschieben, findet in dieser Geschichte der Weiße'schen Aesthetik eine neue Bestätigung. —d.

Notabene.

Herrn Dr. E. Steffenhagen, Cust. d. Univ.-Bibl. u. Docent in Königsberg wird hierdurch auf sein Ansuchen gern bezeugt, daß unsere gediegenen Correspondenzen „aus der Provinz Preußen", gezeichnet S—n., nicht von ihm herrühren.

Die Redaction.

Ausgegeben: 15. März 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Nothwendigkeit eines deutschen Civilgesetzbuches.*)

Seit wenigen Jahren erst sind wir aus dem Bereiche machtloser Wünsche auf das Gebiet des practischen Wollens gelangt, sind an Stelle der Fragen die Reformen getreten. So gut wir jetzt wissen, was das deutsche Vaterland ist, weil wir ein deutsches Reich haben, so klar beginnt auch aus dem Gewirr widerstreitender Schulmeinungen und Interessen die practisch erreichbare und angemessene Rechts- und Staatsordnung in's Leben zu treten.

Mögen die Staatsgelehrten streiten, ob das in schweren inneren und äußeren Kämpfen gegründete Reich ein Bundesstaat oder ein Staatenbund sei, ob es, wie die Einen anstreben, dem Einheitsstaat zueile, oder, wie die Anderen wünschen, das selbständige Leben der in seinen weiten Grenzen zahlreich bestehenden Einzelstaaten kräftige. Mögen die Ideologen — und jede Partei hat ihr eigenes Ideal — beklagen, wie wenig die Wirklichkeit den Gebilden ihrer Doctrin entspricht! Wer sich nüchternen geschichtlichen Sinn und freudige Theilnahme an den Geschicken seines Volkes bewahrt hat, wird in der gegenwärtigen Verfassung des deutschen Reiches den wesentlich entsprechenden Ausdruck der thatsächlichen Machtverhältnisse, eine in der Hauptsache zutreffende Abgrenzung der centralen und der particulären Berechtigungen finden. Er wird anerkennen, daß die Rechtssphäre des Reiches nicht weiter gezogen ist, als das unerläßliche Bedürfniß erforderte; er wird zugeben müssen, daß den Einzelstaaten nicht allein ihre zum Theil ernstlich bedrohte Existenz sicherer als jemals zuvor garantirt, sondern auch ein weites Gebiet selbständigen Wirkens belassen, ja daß den mittleren und kleineren Staaten ein die thatsächlichen Machtverhältnisse weit übersteigender rechtlicher Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung des Reiches eingeräumt worden ist, und daß sie gegen diesen unzweifelhaften Gewinn die dem Ganzen gebrachten Opfer an wirklichen oder scheinbaren Souveränetätsrechten leicht verschmerzen dürfen.

Es genügt daran zu erinnern, daß in dem die 25 Einzelstaaten in Gesetzgebung und Verwaltung des Reiches vertretenden Bundesrath von 58 Stimmen das Königreich Preußen in seinem gegenwärtigen Bestande mit 25 Millionen Einwohnern nur 17 Stimmen, Baiern hingegen mit etwa

*) Vortrag, gehalten in der Gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig 11. März 1872.

5 Millionen Einwohnern 6 Stimmen, Sachsen und Württemberg mit nur $2\frac{1}{2}$ und kaum 2 Mill. Einwohnern ein jedes 4 Stimmen führt, und daß dem Bundespräsidium nur in gewissen Angelegenheiten ein verfassungsmäßiges Veto gegen Mehrheitsbeschlüsse des Bundesrathes zusteht. Es kann somit in der Regel gegen den Willen des preußischen Staates ein Mehrheitsbeschluß im Bundesrath gefaßt, und es kann andererseits von Preußen ohne den Hinzutritt von mindestens 12 Stimmen ein Beschluß des Bundesrathes nicht erzielt werden. Beantragte Verfassungsänderungen endlich gelten, auch wenn der Reichstag sie einstimmig beschlösse, nach Art. 78 der gegenwärtigen Reichsverfassung schon dann als abgelehnt, falls nur 14 Stimmen des Bundesrathes, somit weniger als ein Viertel der Gesammtzahl, sich dagegen erklären. Jede Verfassungsänderung kann somit durch den Widerspruch nicht nur der 17 preußischen Stimmen, sondern auch durch die vereinigten Stimmen von Baiern, Sachsen und Württemberg, ja durch eine beliebige Coalition mittlerer und kleinerer Staaten, endlich durch den Widerspruch auch nur der verbundenen kleinsten Staaten hintertrieben werden.

Damit ist der Fortbildung des deutschen Reichsrechts eine äußerst bedenkliche Schranke gezogen. Denn das deutsche Reich hat verfassungsmäßig keine unbeschränkte, sondern durch den Art. 4 der Verfassung enge begrenzte Gesetzgebungsgewalt, und jede Erweiterung derselben ist nur im Wege der Verfassungsänderung zu bewirken. Ja man hat sogar behauptet, daß zur Ausdehnung der Gesetzgebungsgewalt der Weg der Verfassungsänderung nicht ausreiche, und daß es für diesen Zweck einer neuen Vereinbarung sämmtlicher Regierungen und sämmtlicher Kammern der Einzelstaaten bedürfe, daß sonach jede Erweiterung der Gesetzgebungsgewalt an dem Widerspruch der Lippe'schen Stände oder der Reußischen Regierung oder des Senats von Bremen scheitern müsse. Diese Behauptung ist freilich völlig grundlos; sie stützt sich auf eine schablonenhafte Doctrin vom Bundesstaat und auf die gelegentlichen, völlig unbeweisenden Aeußerungen einzelner Mitglieder des ersten Reichstages des norddeutschen Bundes, welche dieser Doctrin huldigten. Sie ist völlig unvereinbar mit dem Wortlaut und dem Zusammenhange der Reichsverfassung, mit der Entstehungsgeschichte des Art. 78, zumal in seiner gegenwärtigen Fassung, mit der bisherigen übereinstimmenden Praxis von Bundesrath und Reichstag, welche in zahlreichen Fällen und nach wiederholter Erörterung der Principienfrage diese Beschränkung verworfen haben. Es ist endlich unrichtig, daß das deutsche Reich eine vertragsmäßig zwischen den Einzelstaaten begründete Gemeinschaft sei, deren Grenzen über die vereinbarten Bestimmungen nicht hinausgingen. Der Gründung des norddeutschen Bundes wie des deutschen Reiches sind freilich Verträge unter den Einzelstaaten vorangegangen, welche die Grundlagen des zu errichtenden, wie

später des zu erweiternden Bundes vertragsmäßig feststellten, und die von den verbündeten Regierungen mit dem Reichstage des norddeutschen Bundes, später des deutschen Bundes vereinbarte Verfassung wurde von den einzelnen Landesvertretungen genehmigt. Mit dieser Genehmigung aber, und der Publikation der Reichsverfassung in den Einzelstaaten hörte jede Einwirkung der Landesvertretungen und ebenso der einzelnen Regierungen, soweit solche nicht zur verfassungsmäßigen Betheiligung an den Reichsangelegenheiten im Bundesrath berufen sind, auch in gemeinsamen Angelegenheiten vollkommen auf. Mit diesem Augenblick war ein durchaus selbständiges Staatswesen errichtet, welches zwar eine Verfassung hat, aber nicht lediglich innerhalb der Grenzen dieser Verfassung besteht. Es versteht sich von selber, und es ist zum Ueberfluß in der Verfassungsurkunde noch ausdrücklich festgestellt, daß diese Verfassung keine unabänderliche ist; ihre Abänderlichkeit in den durch Art. 78 festgestellten Formen bildet somit eine Vorschrift der Verfassung selber und es ist eitel Sophisma, daß gewisse Theile der Verfassung, insbesondere die verfassungsmäßige Gesetzgebungsgewalt des Reiches, von dieser Abänderlichkeit ausgenommen seien. Die einzige Ausnahme bilden nach ausdrücklicher Vorschrift des Art. 78 die sogenannten Reservatrechte der süddeutschen Staaten, und naturgemäß diejenigen Verfassungsbestimmungen, welche die Existenz der Einzelstaaten überhaupt und innerhalb des Reiches, somit das Maaß ihrer Betheiligung an Reichstag und Bundesrath normiren.

Wie weit im Uebrigen der einmal bestehende Bundesstaat seine Grenzen ziehen wolle, darüber hat nur er in seinen verfassungsmäßigen Organen zu entscheiden; gegen Mißbrauch der Bundesgewalt gewährt der Art. 78 der Verfassung auch rechtlich ausreichenden Schutz. Soweit ein wahres Bedürfniß gemeinsamer Institutionen besteht, ist hiernach die Möglichkeit seiner Befriedigung innerhalb der Grenzen des Art. 4 der Reichsverfassung schlechthin, über diese Grenzen hinaus im Wege der Verfassungsänderung gegeben. —

Soll nun dieser Weg beschritten werden, um zu einer gemeinsamen Gesetzgebung des bürgerlichen Rechtes zu gelangen? Denn Art. 4 der Reichsverfassung unterstellt nicht das gesammte bürgerliche Recht, sondern, außer gewissen besonders aufgezählten Gegenständen, nur das Obligationen-, Handels- und Wechselrecht der Gesetzgebung des Reiches. Zu drei wiederholten Malen und mit immer wachsenden Mehrheiten hat der deutsche Reichstag sich für die Bejahung dieser Frage ausgesprochen. Wie im ersten Reichstag die namhaftesten Juristen unserer engeren Heimat, die hochangesehenen Lehrer der hiesigen Hochschule, v. Wächter und v. Gerber, die Ausdehnung der Reichscompetenz auf das gesammte bürgerliche Recht warm befürworteten, so hat in der letzten Reichstagssitzung auch ein hervorragender Gegner dieser Ausdehnung, der Generalstaatsanwalt Schwarze sich zu der gleichen Ueber-

zeugung bekehrt. In ihrer Sitzung vom 23. Februar dieses Jahres endlich hat die zweite Kammer des sächsischen Landtags mit der großen Mehrheit von 42 gegen 23 Stimmen „die Erwartung ausgesprochen, daß die Staatsregierung durch die sächsischen Bundescommissare zu der Ausdehnung der Reichscompetenz auf die Erlassung eines allgemeinen Gesetzbuchs über das Privatrecht im Bundesrathe sich zustimmend erkläre". Die Vertreter der königl. Staatsregierung verhielten sich diesem Antrage gegenüber im Wesentlichen ablehnend, doch erkannte der Staatsminister Abeken an — und hierin ist ihm beizupflichten — daß die Bedenken gegen eine Ausdehnung der Reichscompetenz weniger den Erlaß eines allgemeinen Gesetzbuchs, als den regellosen Erlaß von Specialgesetzen auf dem ganzen Gebiete des Privatrechts beträfen, und erklärte, daß die Staatsregierung sich gegen letztere aussprechen müsse, über die Frage eines allgemeinen deutschen Gesetzbuches aber sich zur Zeit noch nicht entschieden habe.

Auch der Bundesrath des deutschen Reiches hat, soviel bekannt, die Entscheidung noch hinausgeschoben, und es verlautet nur, daß im Justizausschusse des Bundesrathes die Vertreter Baierns, Sachsens und Württembergs, somit jene 14 Stimmen, ohne deren Zustimmung ein entsprechender Bundesrathsbeschluß nicht gefaßt werden kann, sich gegen die Ausdehnung ausgesprochen hätten. —

Es gibt nun allerdings einen dreifachen Weg, die Reichscompetenz auf das gesammte Privatrecht auszudehnen. Entweder man ermächtigt die Reichsgewalten: zum Erlaß sowohl eines umfassenden Gesetzbuches, wie von Einzelgesetzen im Bedürfnißfalle; oder zum Erlaß nur des ersteren; oder nur der letzteren. Von diesen drei Wegen erachte ich allein den ersten für statthaft. Der Erlaß bloßer Einzelgesetze ist an sich äußerst bedenklich, und reicht nicht aus, das Gemeinschaftsbedürfniß der Nation zu befriedigen; der Erlaß nur eines umfassenden Gesetzbuches ist schon darum unmöglich, weil demselben mancherlei vorbereitende Gesetze vorausgehen und ergänzende Gesetze nachfolgen müssen, ohnehin aber jedes Eingreifen der Reichsgesetzgebung dadurch auf eine sehr entfernte Zeit verschoben würde. Die Ausdehnung der Competenz muß vielmehr die Befugniß sowohl zum Erlaß eines Gesetzbuchs wie von Einzelgesetzen umfassen, aber es ist wünschenswerth, daß von der ersteren alsbaldiger und von der letzteren äußerst sparsamer Gebrauch gemacht werde. Mit anderen Worten: die Reichsgewalt soll sobald als möglich die Abfassung eines gemeinsamen Gesetzbuches des bürgerlichen Rechtes in Angriff nehmen, und bis zu dessen Vollendung sich auf den Erlaß der unumgänglich nothwendigen Einzelgesetze beschränken. Und selbstverständlich dürfen bis zur Vollendung des gemeinsamen Gesetzbuchs der Gesetzgebungsgewalt der Einzelstaaten nur diejenigen Gebiete des bürgerlichen Rechts entzogen werden, welche die Reichsgewalten durch Specialgesetze wirklich regeln, nicht auch diejenigen, welche sie zu regeln nur befugt sind. —

Zur Begründung dieser Ansicht gestatte ich mir zunächst von Art. 4 der gegenwärtigen Reichsverfassung auszugehen. Es werden darin unter 16 Nummern die der Reichsgesetzgebung unterliegenden Angelegenheiten aufgeführt — eine wunderliche Musterkarte, welche sich nur verstehen läßt, wenn man im Auge hat, daß die Gründer der Verfassung gewillt und durch die Umstände veranlaßt waren, über das unumgänglich nothwendige Maß der Rechtseinheit nicht hinauszugehen. Sie durften erwarten, daß das wachsende Einigungsbedürfniß sich auch ohne Verfassungsparagraphen von selber Bahn brechen werde. Hierin haben sie sich nicht getäuscht. Jede Session des deutschen Reichstages ist ein Markstein auf dem Wege der Rechtseinigung. Die in Art. 4 der Verfassung als gemeinsam bezeichneten Angelegenheiten mehr gemischter Natur sind schon jetzt in erheblicher Zahl durch Reichsgesetze geregelt worden. So ganz oder theilweise das Maß- und Gewichtswesen, das Münzwesen, die Ausgabe der Geldpapiere, der Schutz des geistigen Eigenthums, das Post-, Eisenbahn- und Telegraphenwesen. Die neue Redaction der Reichsverfassung hat auch das Preß- und Vereinswesen unter die gemeinsamen Angelegenheiten aufgenommen. Endlich die vornämlich wichtige Nr. 13 des Art. 4 führte im ursprünglichen Entwurf nur die Civilproceßordnung, das Concursverfahren, das Wechsel- und Handelsrecht auf. Allein bereits die Verfassung des norddeutschen Bundes hat das Strafrecht, das Obligationenrecht und das gesammte gerichtliche Verfahren, somit auch das Strafproceßrecht hinzugefügt. Seitdem ist ein gemeinsames Strafgesetzbuch mit wichtigen Ergänzungsgesetzen erlassen, sind das deutsche Handelsgesetzbuch und die Wechselordnung zu Reichsgesetzen erklärt und haben umfassende Zusätze erfahren, wie das Genossenschaftsgesetz und das Gesetz über Actien- und Commanditactiengesellschaften. Eine gemeinsame Civil- und Strafproceßordnung sind vorbereitet. Nur das Obligationenrecht ist noch nicht in Angriff genommen, wenngleich einzelne Reichsgesetze auch aus diesem Gebiet erlassen sind: so das Gesetz über die Zinsen, über die Aufhebung der Schuldhaft, über die Beschlagnahme des Arbeits- und Dienstlohnes, über die Schadensersatzpflicht für die bei dem Betriebe von Eisenbahnen, Bergwerken und Fabriken herbeigeführten Tödtungen und Körperverletzungen.

Mit der bevorstehenden Vollendung der Civilproceß- und Strafproceßordnung tritt die Frage einer gemeinsamen Regelung auch der Gerichtsverfassung in den Vordergrund, und wie lebhaft auch dagegen angekämpft werden mag, so unterliegt es doch kaum einem Zweifel, daß das zur Zeit bestehende Reichsoberhandelsgericht, dessen Competenz schon gegenwärtig das ihm ursprünglich zugewiesene Gebiet des Handels- und Wechselrechts weit überschreitet, zum höchsten allgemeinen Gerichtshofe des deutschen Reiches umgestaltet werden wird.

Mit diesem Augenblicke aber wird die Frage, ob wir ein gemeinsames bürgerliches Recht in Deutschland haben, eine brennende. Gegenwärtig erkennt das Reichsoberhandelsgericht nach Reichsrecht, also vornehmlich nach dem gemeinsamen Handelsgesetzbuch, der Wechselordnung und den ergänzenden Reichsgesetzen; soweit aber dieses nicht ausreicht, hat es das Landrecht, sowohl Proceßrecht wie bürgerliches Recht der einzelnen Staaten anzuwenden. Wird das Proceßrecht gemeinsam, so bleibt noch die Verschiedenheit des bürgerlichen Rechts. Wird nun trotzdem ein allgemeiner höchster Gerichtshof errichtet, so muß entweder dessen Cognition auf die Anwendung des Reichsrechts beschränkt werden oder sie muß, wie gegenwärtig die Cognition des Reichsoberhandelsgerichts, sich über die Gesammtheit der in jedem Proceß auftauchenden Rechtsfragen erstrecken, ohne Unterschied, ob dafür eine gemeinsame Norm in ganz Deutschland besteht oder nicht. Jeder dieser Wege bietet seine eigenthümlichen Schwierigkeiten. Soll, wie es den Anschein hat, der erste Weg eingeschlagen werden, so bleibt nicht allein die Competenz des höchsten Reichsgerichtshofes eine überaus enge, sondern derselbe wird meist auch verhindert sein, alle in dem gleichen Proceß auftauchenden Fragen zu entscheiden, und wird einzelne, häufig die Mehrzahl dem höchsten Landesgerichtshof zur Entscheidung zuweisen, der Art, daß in einem und demselben Proceß verschiedene höchste Gerichtshöfe über verschiedene Fragen urtheilten. Ein solcher Zustand aber ist praktisch völlig unerträglich und würde, neben unverhältnißmäßigem Mühe-, Zeit- und Kosten-Aufwand, zur ungesundesten Begriffsspalterei führen. So würde z. B. das höchste Reichsgericht darüber entscheiden, ob der Käufer eines kranken Pferdes dem Verkäufer die Krankheit rechtzeitig angezeigt und ob derselbe rechtzeitig geklagt hat — denn diese Frage entschiede sich nach Reichsrecht; dagegen hätte das Obertribunal zu Berlin, oder das Oberappellationsgericht zu Dresden oder das Oberhofgericht zu Mannheim in demselben Processe darüber zu entscheiden, ob der Käufer das Pferd zurückgeben oder nur Herabsetzung des Preises fordern dürfe, ob er Ersatz der Fütterungs- und Kurkosten begehren dürfe, ob dem Kauf eine auflösende oder eine aufschiebende Bedingung beigefügt war, ob der als Rechtsnachfolger des Käufers auftretende Kläger Erbrecht oder wirksame Cession für sich habe — denn über alle diese Punkte gäbe es kein Reichsrecht, ja zum Theil nicht einmal gleiches Recht.

Die Rechtsprechung des höchsten Reichsgerichts würde so praktisch zu einer wahren Plage.

Will man aber den zweiten Weg einschlagen, d. h. dem höchsten Reichsgericht die oberste Cognition im gesammten Rechtsgebiet auch über das Gebiet des Reichsrechts hinaus einräumen, so müßte man zugleich den zur Zeit mindestens kaum denkbaren und an sich höchst bedenklichen Schritt thun,

die sämmtlichen höchsten Landesgerichtshöfe zu beseitigen. Denn bei irgend concurrirender Jurisdiction würden die unerquicklichsten und störendsten Collisionen zwischen der Rechtsprechung des Reichsgerichts und der obersten Landesgerichte eintreten — schon gegenwärtig sind solche Collisionen bei der Rechtsprechung des Reichsoberhandelsgerichts, trotz dessen beschränkter Competenz, nicht selten. Zugleich aber würde das Reichsgericht mit einer Menge von Fragen behelligt, zu deren Entscheidung die Landesgerichtshöfe weit geeigneter sind, und für welche diese eine gleiche, wenn nicht höhere Autorität als das Reichsgericht beanspruchen dürfen. Auch kann der Zweck bei Einsetzung eines obersten Reichsgerichts schwerlich dahin gehen, daß dasselbe das Labyrinth althessischer Verordnungen entwirre, oder feststelle, ob und welche Statuten und Observanzen des ehemaligen Fürstenthums Ellwangen noch in Kraft bestehen. Das hieße kostbare Zeit und Kraft auf kleinste Zwecke verwenden und die Erfahrungen des Reichsoberhandelsgerichts sprechen entschieden dagegen.

So unzweifelhaft es daher zur Erhaltung und Fortbildung der Rechtseinheit eines obersten Gerichts bedarf, so sicher bedarf der höchste Gerichtshof eines in der Hauptsache gemeinsamen Rechts.

Die Reichsverfassung spricht, neben Handels- und Wechselrecht, nur von Gemeinsamkeit des Obligationenrechts. Man nahm an, daß diese gleichsam zur unmittelbaren Ergänzung des Handels- und Wechselrechts diene und erforderlich sei, um die dafür gewonnene Einheit zu erhalten; daß die Codification hier verhältnißmäßig leichter als auf anderen Rechtsgebieten gelingen werde, weil die neueren Gesetzgebungen sich hier am wenigsten von der gemeinsamen Grundlage des römischen Rechts entfernt haben. Auch waren für das Obligationenrecht wie für das Civilprozeßrecht bereits von der Bundesversammlung zu Frankfurt, populären Wünschen nachgebend, Commissionen ernannt worden, welche — freilich ohne Mitwirkung der preußischen Regierung — in mehrjährigen Berathungen Entwürfe ausgearbeitet haben. Vor dem Jahre 1866 hatten diese beschränkten Bestrebungen ihren guten Grund; mehr ließ sich nicht erreichen, und zugleich war vorauszusehen, daß eine Codification nur des Obligationenrechts dergestalt den Gesammtbestand des Privatrechts der einzelnen Staaten in Unordnung bringen werde, daß das gemeinsame Gesetzbuch für das gesammte Privatrecht daraus mit zwingender Nothwendigkeit hervorgehen mußte. Der erste Reichstag aber sah ein, daß dem Widerstreben der Einzelstaaten gegenüber es nicht möglich sein werde, die Codification des gesammten bürgerlichen Rechts durchzusetzen, und da man doch hinter dem Bundestage nicht zurückbleiben wollte, so entschloß man sich, wenigstens das Obligationenrecht unter die der Reichsgesetzgebung unterstehenden gemeinsamen Angelegenheiten aufzunehmen. So gewann man doch eine

Handhabe für die Einzelgesetzgebung und konnte zu geeigneter Zeit an die Erweiterung der Competenz denken. Politisch mag der Beschluß nicht unrichtig gewesen sein, aber er ist völlig undurchführbar. Ist es nicht eine Absurdität, daß derselbe Gesetzgeber das Recht der Bürgschaft regeln darf, aber sich jeder Bestimmung über Pfandrecht enthalten muß? daß er festsetzen darf, in welchem Augenblicke den Käufer die Gefahr der gekauften Sache trifft, nicht aber wann deren Eigenthum auf denselben übergeht? daß er bestimmen darf, welche Wirkung die Anerkennung bestehender Verbindlichkeiten, nicht aber, welche Wirkung die Anerkennung von Eigenthum oder Servitut hat? Versucht man gar ein ganzes Obligationenrecht zu entwerfen, so muß man entweder die wichtigsten Fragen unbeantwortet lassen, oder man muß zahlreiche Fragen entscheiden, welche für das Obligationenrecht keine anderen sind, als für das gesammte Privatrecht. In dem einen Falle schafft man ein höchst lückenhaftes Werk, im anderen Falle greift man dergestalt in die übrigen Rechtstheile ein, daß entweder die bunteste Principlosigkeit Platz greift, oder zwischen dem gemeinsamen Obligationenrecht und den für die übrigen Rechtstheile in Kraft verbleibenden Landesrechten unlösbare Widersprüche entstehen.

Was ist endlich Obligationenrecht? Die Juristen sagen: das Recht der Forderungen, der Schulden, der Verbindlichkeiten. Von diesem Obligationenrecht scheidet man das Sachenrecht, das Familienrecht, das Erbrecht, wohl auch das Personenrecht und die allgemeinen Lehren. So braucht es die Jurisprudenz für die Systematik im Unterricht, in den Compendien, allenfalls auch in den Gesetzbüchern. Aber wie flüssig und wie unbestimmt sind diese Grenzen! Gehört das Pfandrecht in das Obligationenrecht oder in das Sachenrecht? Darüber wird gestritten. Die Vormundschaft, die Schenkung, die Reallasten haben eine überwiegend, wenn nicht ausschließlich obligatorische Seite. Die Lehre von den Vermächtnissen gehört dem Erbrecht an und doch kann sie großentheils in das Obligationenrecht gestellt werden. Es gibt kein Rechtsverhältniß, welches nicht Obligationen hervorriefe: die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, zwischen Ehegatten, das Eigenthum, der Besitz, der Nießbrauch. Der größte deutsche Philosoph hat die Ehe für eine einzige Obligation erklärt. Jedes streitige, ja jedes zu Unrecht bestehende Verhältniß, z. B. der unstatthafte Besitz fremder Sachen, erzeugt Verbindlichkeiten. Wo soll hier die Grenze gezogen werden? Unser Rechtsleben so wenig als unsere Gesetzgebung darf sich in die Schnürstiefel theoretischer Systematik spannen lassen.

Endlich ist es gar nicht möglich, einen wichtigen Theil des Privatrechts ohne Hinblick auf das Ganze richtig zu gestalten. Die einzelnen Theile des Privatrechts sind Glieder eines einheitlichen Organismus. So gehören z. B.

die Rechtsbeziehungen zwischen Käufer und Verkäufer dem Obligationenrecht an, aber sie müssen sich sehr verschieden gestalten, je nachdem Eigenthum durch bloßen Vertrag übergeht, wie nach französischem Recht, oder nur durch Uebergabe der Sache, wie nach gemeinem Recht und den meisten Gesetzgebungen; je nachdem die Rechtsverfolgung des Eigenthums in dritter Hand unbeschränkt statthaft ist, wie nach gemeinem Recht, oder nur beschränkt, wie nach den neuern Gesetzgebungen. Schon die principielle Loslösung des Handels- und Wechselrechts von dem übrigen Privatrecht ohne dessen gleichzeitige Regelung war ein höchst bedenkliches und in manchen Beziehungen nicht gelungenes Unternehmen — jede weitere Theilung führt zur völligen Verwirrung.

Sonach kann praktisch die Alternative nicht dahin gestellt werden: Sollen wir uns mit einem gemeinsamen Obligationenrecht begnügen oder ein das gesammte Privatrecht regelndes Gesetzbuch verlangen? — sondern nur dahin: sollen wir das letztere erstreben oder uns mit vereinzelten, dem Obligationenrecht angehörigen Gesetzen begnügen?

Wohin die Wünsche der Nation gehen, kann nicht zweifelhaft sein, aber auch die Wissenschaft hat allen Grund, der populären Meinung ihre volle Zustimmung zu geben.

Wie steht es denn bei uns in Deutschland?

Wir haben ein zwar in den Grundzügen übereinstimmendes, aber in zahlreichen wichtigsten Einzelbestimmungen wesentlich verschiedenes bürgerliches Recht, und auch die Uebereinstimmung ist eine zufällige, da jeder deutsche Einzelstaat sich sein besonderes Recht, ja sein besonderes umfassendes Gesetzbuch begründen kann und von diesem Recht nur zu reichlicher Gebrauch gemacht ist. Aehnlich hat es sich leider jederzeit in Deutschland verhalten, aber doch kaum so schlimm, wie seit einigen Menschenaltern. Denn bei aller weitgreifenden Verschiedenheit der ursprünglichen Stammes- und Volksrechte galt doch im Mittelalter ein in den wichtigsten Beziehungen übereinstimmendes gemeines Gewohnheitsrecht, und als dessen Bestand, bei der Ohnmacht der Reichsgesetzgebung wie der Reichsgerichte, der überwuchernden Fülle partikulärer Land- und Stadt- und Dorfrechte, der bunten Mannigfaltigkeit der Standesrechte zu erliegen drohte, da wurde durch die allmähliche Aufnahme des römischen Rechts die Gemeinsamkeit des Privatrechts gerettet, und zugleich ein einheitliches, reich ausgebildetes, den Bedürfnissen des wachsenden Verkehrs entsprechendes bürgerliches Recht erlangt. Freilich um hohen Preis. Denn bei aller innerer Vortrefflichkeit stand das römische Recht doch den deutschen Rechtsanschauungen fremd, vielfach feindlich gegenüber; mittelst des antiken Rechts mußte das mittelalterliche überwunden werden, aber es gab gewaltige Erschütterungen. Noch jetzt ist dieser schwierige Prozeß nicht ganz durchgeführt, da wir theilweise noch im Mittelalter stecken, theilweise

noch im antiken Recht, welches wir weder völlig zu assimiliren noch umzugestalten vermocht haben. Auch ist das unter dem Namen des Corpus juris civilis bekannte Justinianeische Gesetzbuch, aus welchem wir das römische Recht schöpfen, schon durch die lateinische Sprache, noch mehr aber durch seine eigenthümliche Form völlig ungeeignet, als Quelle praktischer Rechtsanwendung zu dienen. Frühzeitig daher versuchten die einzelnen Territorien und Städte sich auf dem Wege der Sondergesetzgebung wiederum eigenes Recht zu schaffen, theils zum Schutze einheimischer Gewohnheit gegen das fremde Recht, theils um das römische Recht selber in einer sicherern Gestalt dem anwendenden Richter zugänglich zu machen. Dazu kam dann die Bildung größerer, von dem Reiche sich immer mehr loslösender Territorien, für welche die Rechtsgleichheit innerhalb des Landgebietes ein politisches Bedürfniß wurde. Immerhin aber blieb die subsidiäre Geltung des gemeinen Rechts außer Frage. Erst in dem allgemeinen Landrecht für die preußischen Staaten, das nach langjährigen Vorarbeiten im Jahre 1794 in Kraft trat, kam der Gedanke einer das bisherige gemeine Recht völlig ersetzenden, selbständigen Codification des gesammten bürgerlichen Rechts zum Ausdruck. Mit diesem in vielen Beziehungen hervorragenden Werke, welches den ersten Versuch machte, einheimisches und römisches Recht zu einem einheitlichen, dem modernen Bewußtsein entsprechenden Ganzen zu verschmelzen, war auch äußerlich die deutsche Rechtsgemeinschaft gelöst. Daran schlossen sich die französischen Gesetzbücher, welche auch in Deutschland Geltung erlangten, das österreichische Gesetzbuch von 1811, zuletzt das sächsische von 1863. Baiern und das Großherzogthum Hessen sind über bloße Entwürfe nicht hinausgekommen. So gilt zur Zeit, außer zahllosen Provinzial- und Stadtrechten, im Gebiet des deutschen Reichs ein vierfaches gemeines Recht. In dem größten Theile der preußischen Monarchie, insbesondere in den meisten aber nicht in allen älteren Landestheilen, außerdem in einigen nichtpreußischen Ländern gilt das preußische Recht auf Grundlage des allgemeinen Landrechts. Es beherrscht etwa 14 Millionen Deutsche. In allen deutschen Ländern des linken Rheinufers, außerdem im Großherzogthum Baden gilt das französische Recht. Es beherrscht, mit Einschluß der Reichslande Elsaß und Lothringen, nahezu 7 Millionen. In Sachsen das sächsische Gesetzbuch für $2\frac{1}{2}$ Millionen. In dem übrigen Deutschland das ehemalige gemeine Recht, d. h. das Corpus juris civilis, sammt einigen Bestimmungen des canonischen Rechts, den alten Reichsgesetzen und manchen Grundsätzen des deutschen Gewohnheitsrechts — es beherrscht noch mehr als 16 Millionen Deutsche. In Procenten ausgedrückt: das sog. gemeine Recht gilt für etwa 40, preußisches für etwa 35, französisches für etwa 17, sächsisches Recht für etwa 8 Procent der Gesammtbevölkerung des deutschen Reiches. Daneben besteht in einem großen Theile Baierns noch das

einem Gesetzbuch ähnliche baierische Landrecht, in gewissen Bezirken das österreichische Gesetzbuch. Schlechthin gemeines Recht bilden nur die gegenwärtigen Reichsgesetze.

Ich denke nun, wie mit der wachsenden Auflösung des deutschen Reichs die Rechtsgemeinschaft gelockert und endlich gelöst wurde, so muß sie mit Wiederaufrichtung des Reiches auch wieder erstehen. Es handelt sich hier nicht um eine starre Nivellirung, um eine absolute Gleichmacherei, wie sie den romanischen Völkern eigen ist, und wie sie, zwar zum Vortheil der Rechtseinheit, aber zum großen Schaden althergebrachter und berechtigter Lebensgewöhnungen, das französische und österreichische Gesetzbuch durchgeführt haben. Wo in kleineren und kleinsten Kreisen sich für eheliche Güterverhältnisse, für bäuerliche Besitzverhältnisse und dergleichen eigenthümliche Normen, insbesondere des Familien- und Erbrechts, in Gesetz oder Uebung ausgebildet haben, da mögen solche bestehen bleiben; reicht doch ein Theil derselben weit hinauf in die Urzeit und beruht nicht selten auf der ursprünglichen Stammesverschiedenheit der Einwohner. Aber vieles davon ist schon jetzt der neueren Landesgesetzgebung erlegen, Anderes von selber in verdiente Vergessenheit gerathen. Der in unserer Nation so mächtige Individualisirungstrieb reicht doch nicht aus, um den Fortbestand verschiedener Grundsätze über die Erbfolge in den Grundstücken eines und desselben kleinen Dorfes oder in den Straßen einer und derselben Stadt zu wahren. Auch ist ein Theil dieser „berechtigten Eigenthümlichkeiten" bei näherer Untersuchung auf nichts weniger als innere Ursachen zurückzuführen. Nicht selten hat man das Recht eines gewissen Bezirkes, einer Stadt, eines Dorfes anderswo adoptirt und dasselbe hat an dem Tochterort sich durch die Macht der Trägheit erhalten, nachdem es an dem Mutterort längst beseitigt worden ist. Gewisse Distrikte Baierns und des Großherzogthums Hessen zeigen in dieser Beziehung höchst wunderbare Erscheinungen — sehr interessant für den Historiker und Alterthumsforscher, aber wenig erfreulich für die Rechtspflege in einer Zeit, da die ehemalige Abgeschlossenheit der Stände und Ortschaften sich nicht mehr aufrecht erhalten läßt und die gleichmäßig gebildeten und ihren Amtsbezirk häufig wechselnden Richter von den alten Lokalgewohnheiten und Statuten nur noch unsichere Kenntniß besitzen. Immerhin aber darf man diese kleineren Bezirks- und Ortsrechte in der Hauptsache sich selber überlassen; so weit ihnen die Berechtigung fehlt, fallen sie auch ohne Einschreiten der Gesetzgebung dem berechtigten Ausgleichungstriebe zum Opfer. Diese Erfahrungen hat man vornehmlich in Preußen gemacht, dessen Gesetzbuch das ganze Provinzial- und Lokalrecht völlig unangetastet ließ — und doch besteht heute, 80 Jahre nach der Einführung des allgemeinen Landrechts, nur noch ein winzig kleiner Theil davon in lebendiger Geltung.

Nicht um diese Schnitzel der Rechtsbildung handelt es sich, sondern um die großen Gesetzgebungen und Rechtssysteme. Deren Verschiedenheiten beruhen nur zum allergeringsten Theile auf eigenthümlich lokalen oder provinziellen Verhältnissen. Dazu ist das Gebiet dieser Gesetzgebungen zu groß, ist das ursprüngliche Recht der unter ihnen vereinigten Bezirke zu verschieden. Vielmehr hat der preußische, der französische, der österreichische, der sächsische Gesetzgeber die Rechtsinstitute wesentlich nach seinem freien Ermessen geregelt, indem er sich bald dem unstreitigen gemeinen Recht anschloß, bald unter mehreren Auffassungen die eine vorzog — meist diejenige, welche in der Gerichtspraxis seines Landes schon früher die herrschende war — bald endlich eine für zweckmäßig erachtete Umformung vornahm. In einer mehr als zwanzigjährigen juristischen Laufbahn habe ich in den Ländern des preußischen und französischen Rechts gelebt, vorwiegend gemeines Recht gelehrt und mich mit Vorliebe der Vergleichung der verschiedenen Rechtssysteme und Gesetzgebungen zugewendet, ich habe endlich als Mitglied des Reichsgerichts zu dieser Vergleichung erwünschteste Veranlassung. Aber ich darf wohl versichern, daß nur selten die bestehenden Verschiedenheiten mir innerlich begründet erschienen sind, daß vielmehr in der Regel legislativ die eine der mehreren Auffassungen als allgemein zutreffend erschien.

Die Aufgabe der gemeinsamen Deutschen Gesetzgebung soll nun sein, die richtigste Lösung zu finden. Unser Recht wird weder beliebig gemacht, noch entwickelt es sich ohne alles menschliches Zuthun. Es ist die angemessene Ordnung der Lebensverhältnisse der menschlichen Gemeinschaften. Entwickelt sich das Recht ohne äußere Hemmnisse, aber auch unter gehöriger Aufsicht der Staatsorgane, so wird es sich insoweit gleich gestalten, als die Lebensverhältnisse gleich sind. In Deutschland ist die einheitliche Rechtsentwickelung weniger durch die Verschiedenheit der Lebensverhältnisse, vielmehr vorwiegend durch die Schwäche der Centralgewalten und die allmähliche Auflösung des Reiches verhindert worden. Inzwischen aber haben sich auf der Basis einheitlicher Nationalität die Lebensverhältnisse immer gleichmäßiger gestaltet: mit der Beseitigung der bäuerlichen Hörigkeit und Unterthänigkeit, der bäuerlichen Gutslasten, der Zunftschranken, welche Stadt und Land und die einzelnen Einwohnerklassen trennten; mit Beseitigung der Zollschranken, welche die einzelnen Staaten trennten, mit dem durch die Eisenbahnen unendlich gesteigerten Verkehr; endlich seit wenigen Jahren mit der gleichen Gewerbefreiheit, der allgemeinen Freizügigkeit, der Gleichberechtigung aller Reichsangehörigen durch ganz Deutschland. Stadt und Land, Gebirgsgegend und Seestrand begründen freilich noch immer Verschiedenheit der Lebensverhältnisse — aber die Grenzen des einzelnen Staates sind hierfür jetzt innerhalb des deutschen Reichs von geringfügiger, täglich schwindender Bedeutung.

Ich will nicht den so häufig den Einzelstaaten gemachten Vorwurf wiederholen, daß sie durch eigne Gesetzbücher die nationale Rechtsgemeinschaft gelöst haben. Es suchte eben bis vor Kurzem Jeder so gut wie möglich für sich allein zu sorgen. Ich will auch nicht untersuchen, wie weit die einzelnen Gesetzbücher den hohen Anforderungen entsprechen, welche an Form und Inhalt gestellt werden müssen. Denn auch angenommen, daß diese Gesetzbücher in jeder Beziehung vollkommen wären, sollte nicht durch die vereinte Kraft der ganzen deutschen Nation ein mindestens gleich tüchtiges gemeinsames Gesetzbuch geschaffen werden können? Und sollten dadurch sogar berechtigte Eigenthümlichkeiten verschwinden, wäre denn selbst dieses Opfer für die zu erlangende Rechtsgemeinschaft vom Niemen bis zu den Vogesen, von der See bis zu den Alpen so gar empfindlich? In ganz Deutschland findet jetzt ein großer Ausgleichungsproceß statt — jeder bringt einen Theil seiner Individualität dar, um dafür ein großes Vaterland einzutauschen, und in der Gemeinschaft sich zu einem neuen Wesen umzugestalten. Für die eitle und impotente Selbstbespiegelung, welche sich allein im Besitz alles Guten dünkt, ja selbst für das gemüthliche Anklammern an alte Gewöhnung geht der Luftzug der Zeit zu scharf.

Und darf denn in der That der preußische Rheinländer oder der Sachse oder der Badenser sagen: Wir sind vollkommen zufrieden, was kümmert uns die Misère Baiern's oder Thüringens oder Altpreußens! Laßt uns unser gutes Recht und seht zu, wie Ihr im eigenen Hause fertig werdet! So verstehe ich wenigstens die Aufgabe der Gegenwart nicht.

Nur noch an Eines, und nicht das Geringste, will ich erinnern. Es ist keineswegs gleichgiltig, ob, wie gegenwärtig häufig, unschätzbare Kraft sich im kleinsten Kreise verbraucht, oder ob die besten Kräfte einer ganzen Nation sich in Lehre und Praxis dem gemeinschaftlichen Recht zuwenden. So ist das Recht Roms und in neuerer Zeit das Recht Frankreichs zu hoher Blüthe gelangt. In Deutschland aber haben sich die hervorragendsten Köpfe der wissenschaftlichen Ergründung des gemeinen Rechts zugewendet, ungeachtet dessen praktische Anwendbarkeit immer mehr schwand, und die wissenschaftliche Literatur der neuen großen Gesetzbücher ist nach Gehalt und Form dagegen sehr untergeordnet. Für den kleinen Bezirk des Oberappellationsgerichts zu Lübeck arbeiten seit zwei Menschenaltern ausgezeichnete Richter; was sie entscheiden, konnte ohne größeren Kraftaufwand für ganz Deutschland gelöst sein, während es gegenwärtig für wenige Hunderttausende gilt.

Freilich hat man einen Verfall der Rechtswissenschaft unter der Herrschaft eines bürgerlichen Gesetzbuchs befürchtet; sie werde, meint man, sich auf eine bloße Kasuistik beschränken, von der tieferen geschichtlichen und dogmatischen Erforschung, durch welche sie sich gegenwärtig auszeichnet, abgehen.

Ich denke, dafür kann man die Wissenschaft sorgen lassen. Die seit einigen Jahrzehnten auf dem Gebiet der einheitlichen deutschen Gesetzgebung gemachten Erfahrungen bestätigen übrigens diese Befürchtungen nicht, und es ist wohl kein Nachtheil, wenn die Wissenschaft, der Tiefe ihrer Forschung unbeschadet, sich mit größerer Energie den schwierigen Problemen des modernen Rechtslebens zuwendet.

Vor nahezu 60 Jahren hat Savigny unserer Zeit den Beruf zur Gesetzgebung abgesprochen, und gegen die Gefahren einer schon damals angeregten gemeinsamen Civilgesetzgebung eindringlich gewarnt. Allein man mißbraucht die Worte des großen Rechtslehrers, falls man sie auf die gegenwärtigen Zustände anwendet, am meisten, falls man gegen das gemeinsame deutsche Gesetzbuch die Gesetzbücher der einzelnen Staaten vertheidigt. Mit Feuerworten pflegte mein verstorbener Freund Vangerow in Heidelberg gegen diesen Mißbrauch zu eifern. Vor 60 Jahren glaubte man, daß ein gemeinsames Gesetzbuch alle Schäden des deutschen Rechtszustandes heilen könne. Dem gegenüber betonte Savigny mit gutem Grund, wenn auch zu einseitig, die geschichtliche Natur des Rechts, das sich nicht so beliebig durch einen weisen Gesetzgeber schaffen lasse; er verlangte, daß einer durchgreifenden Reform die genaue Erkenntniß des geltenden Rechts voranzugehen habe, und daß die Wissenschaft sich regeneriren müsse, bevor die Gesetzgebung in Angriff genommen werden dürfe. Dies ist geschehen. Unter dem thatkräftigen Vorgang Savigny's, Eichhorns und ihrer zahlreichen hochbegabten Schüler hat seither die Erkenntniß des geltenden Rechts, des römischen wie des deutschen, des kirchlichen und des modernen unermeßliche Fortschritte gemacht, hat die deutsche Wissenschaft auch auf dem Rechtsgebiete einen höchsten Rang erreicht. War vor 60 Jahren die deutsche Wissenschaft vielleicht nicht im Stande, ein tüchtiges Gesetzbuch zu schaffen noch das geschaffene zu erhalten, so dürfen wir gegenwärtig ohne alle Ueberhebung das Gegentheil annehmen. Gerade auf dem Boden der Rechtswissenschaft, welche mit unermüdlichem Fleiße die geschichtlichen Grundlagen unseres Rechts erforscht, wie dessen einzelne Institute analysirt hat und zur bewußten Fortbildung desselben vorschreitet, ist die Grundlage der neuen deutschen Rechtsgemeinschaft gewonnen worden. — Als Savigny jenen Ausspruch that, um 1815, krankte noch ein großer Theil Deutschlands an dem ganzen Jammer der vergangenen Jahrhunderte, den man wohl in kläglichen Restaurationsversuchen wieder aufzufrischen sich bemühte. Ein anderer Theil hatte sich in trotziger Selbständigkeit seine eigenen Wege gebahnt; ein dritter sich die wirklichen oder vermeinten Wohlthaten der französischen Revolutionszeit und deren nivellirende Gesetzgebung angeeignet. Die in vieljährigen Kämpfen erschöpften Länder bedurften der Ruhe und der Erholung. Für die idealen, aber unklaren Bestrebungen der Jugend und für die großen, aber

weit auseinandergehenden Entwürfe einzelner genialer Staatsmänner fehlte in dem Kern des Volkes das lebendige Verständniß, noch mehr der thatkräftige Rückhalt. Die einzelnen Staaten, namentlich die Rheinbundstaaten von Napoleons Gnaden, waren weniger bedacht, das Gemeinsame zu pflegen, als in den zusammengewürfelten Ländermassen die fürstliche Sonder-Souveränetät durch Gesetzgebung und Verwaltung sicher zu stellen. Es gab keine legislative Gewalt über den Einzelstaaten; nur kraft freier Uebereinkunft der Bundesglieder konnte gemeinsames Recht entstehen. Im Laufe von 50 Jahren hat der deutsche Bund, außer Carlsbader Beschlüssen, es nur zu einer dürftigen Nachdrucksgesetzgebung, einem Gesetz gegen den Handel mit Negersclaven, zuletzt noch zu einem gemeinsamen Handelsrecht gebracht. Was so und darüber hinaus in freier Uebereinkunft in Zoll-, Münz-, Postwesen, in Wechsel- und Handelsrecht mit unsäglicher Mühe zu Stande gebracht wurde, das konnte jeden Augenblick an der souveränen Willkür eines Duodezstaates scheitern. Hat doch Schaumburg-Lippe es gewagt, das deutsche Handelsgesetzbuch volle 8 Jahre hindurch zu ignoriren — bis der norddeutsche Bund es ihm aufzwang! —

So wird schwerlich Jemand glauben, daß das große Werk der deutschen Gesetzgebung vor 60 Jahren selbst der allseitigsten patriotischen Empfehlung gelungen wäre. Für die Wissenschaft freilich gibt es niemals eine Reife, und die Gesetzgebung, wo sie an sich nöthig und möglich erscheint, verschieben, bis die Wissenschaft über alle wichtigen Fragen zur sicheren Lösung gelangt ist, hieße diese Aufgabe für immer vertagen. Allerdings ist die gesetzliche Fixirung unrichtiger oder halbwahrer Ansichten ein Uebelstand — aber doch nur ein solcher, der von der Unvollkommenheit jedes Menschenwerkes untrennbar ist und durch Vorsicht des Gesetzgebers erheblich eingeschränkt werden kann. Im Uebrigen aber ist seit jener Zeit Alles anders geworden. Es hat sich jene wesentliche Ausgleichung der Lebensverhältnisse vollzogen, welche die erste Voraussetzung eines gemeinsamen bürgerlichen Gesetzbuches ist. Es ist die spröde Abgeschlossenheit und die thörichte Selbstüberhebung der einzelnen Stämme und Staaten in der wachsenden Ueberzeugung erstorben, daß die großen weltgeschichtlichen Aufgaben der deutschen Nation nur in einträchtigem staatlichen Zusammenwirken gelöst werden können, und daß dazu die Kraft auch des mächtigsten Einzelstaates für sich nicht ausreiche; daß jede Landschaft der andern zu geben und von dieser zu empfangen habe. Heute gerade ist's ein Jahr, daß der große Krieg beendigt worden ist, in welchem zum erstenmal seit altersgrauen Zeiten sämmtliche deutsche Stämme gegen den alten Feind zusammengestanden haben, jeder die Tüchtigkeit des anderen erprobt hat, und mit vereinter Kraft jene Erfolge ohne Gleichen errungen sind, welche auch die kühnste Phantasie nicht zu träumen gewagt hatte. Und

wiederum stehen die deutschen Staaten Schulter an Schulter gegen die noch gefährlicheren inneren Feinde des neuen Reiches und der geistigen Freiheit. Heute besitzen wir ein deutsches Parlament und eine Gesammtvertretung der deutschen Regierungen, von denen vereint unbedingt maßgebende Reichs-Gesetze, ein wahrhaft gemeines Recht, ausgehen. Schon besteht der Anfang eines Reichsgerichts, gegen welches keine Exemtionen, keine privilegia de non appellando und de non evocando gelten und dessen Existenz nicht von dem Eingange der „Kammerzieler" abhängt. Altes Reichsland ist zurückgewonnen, welches nach mehrhundertjähriger Trennung dem Ganzen wieder eingefügt werden muß.

Da dürfte es wohl an der Zeit sein, die Probe zu machen, ob dem gegenwärtigen Reich die Kräfte fehlen, ein Gesetzbuch auch des bürgerlichen Rechts zu schaffen, welches das Ueberkommene, soweit es sich bewährt hat, wahrend, das Veraltete ausstoßend, das Unsichere und Unentwickelte dem Bedürfniß der Gegenwart gemäß um- und fortbildend, ein neues Band um die alten und neuen Glieder des Reiches schlinge. Nur einem deutschen Gesetzbuch wird der Widerstand des französischen Rechts in Elsaß-Lothringen wie in dem preußischen und baierischen Rheinlande weichen. Ich sagte einmal vor Jahren: Man könne darüber streiten, ob nicht ein Volk auch ohne Rechtsgleichheit eine große politische Macht bilden könne — wir in Deutschland aber bedürften jedes Bindemittels, um die zerstreuten Glieder zu einigen. Das ist heute freilich anders. Das deutsche Reich ist Gottlob eine Weltmacht geworden und bleibt es auch ohne die Gemeinsamkeit des bürgerlichen Rechts. Gleichwohl ist die politische Bedeutung solcher Gemeinschaft auch gegenwärtig nicht zu unterschätzen, und es ist nicht zufällig, daß unter den Gegnern der deutschen Gesetzgebung sich auch die unversöhnlichen Feinde des deutschen Reichs befinden. Mich wenigstens hat die Erfahrung gelehrt, daß unsere Feinde sehr wohl wissen, was ihren Interessen frommt und den unsrigen zuwiderläuft.

Die Erschütterungen endlich, welche für die bestehenden Rechtszustände befürchtet werden, sind zwar nicht völlig vermeidlich, werden aber bei weiser Beschränkung der Gesetzgebung, namentlich in dem Gebiete des Familien- und Erbrechts, wesentlich vermindert werden. Nicht zuträglich erachte ich den neuerdings von einem hervorragenden Juristen empfohlenen Weg, statt mit der Gesammtcodification, mit planmäßiger Regelung einzelner Rechtstheile allmählich vorzugehen. Die Erschütterung würde dadurch quantitativ geringer, aber zeitlich nachhaltiger; es würde wichtige Kraft unnütz vergeudet, und der Rechtszustand jedes einzelnen Staates alsbald dermaßen in Verwirrung gerathen, daß, was jetzt als freie That erstrebt wird, das ganze Gesetzbuch, als unumgängliches Heilmittel zur Durchführung kommen müßte. —

Freilich der Weg ist lang. Es wird vieljähriger Arbeiten zahlreicher tüchtigster Kräfte bedürfen, des Sammelns und Vergleichens, der Auswahl und der Umbildung, der umsichtigsten Formulirung, um das große Werk zu schaffen. Vielfach werden nur Compromisse zum Ziele führen. Aber Ausdauer und zähe Nachhaltigkeit sind ja von jeher Tugenden des deutschen Volkes gewesen, und ich vertraue dem Genius unserer Nation, daß auch die rechten Männer sich finden werden, um ein Werk zu Stande zu bringen, welches nach Form und Inhalt den Bedürfnissen des Volkes, den Anforderungen der Wissenschaft und den Zwecken der Rechtspflege entspricht. Hat der deutsche Schulmeister auf den Schlachtfeldern Frankreichs gesiegt, so wird es auch der deutschen Rechtsschule gelingen, in schönerem friedlichen Wettkampfe dem Volke den Rang abzulaufen, welches nicht am wenigsten durch seine vielbewunderten Gesetzbücher die eigene Staatseinheit befestigt und sich entscheidenden Einfluß auf die Denkweise und die staatlichen Einrichtungen der Nationen, weit über die Grenzen Europas hinaus, zu sichern verstanden hat. —

L. Goldschmidt.

Eine Forderung für unsere Kriegsmarine.

Als in einer ungünstigen Zeit preußischer Machtstellung das Terrain zu dem Wilhelmshafen erworben wurde, da begrüßten die Deutschgesinnten den Entschluß Preußens, einen Kriegshafen für die Nordsee anzulegen, mit hoher Freude, denn man fand mit Recht in der Erwerbung einen Beweis, daß Preußen seiner großen Aufgabe wieder eingedenk sei. Als im Jahre 1866 Kiel in den sicheren Besitz Preußens kam, da rühmte man gern, daß fortan auch ein tiefer und geräumiger Kriegshafen für die Ostsee gewonnen sei und daß durch den Nordostcanal eine — wenigstens theilweis — gesicherte Verbindung mit dem Kriegshafen der Nordsee hergestellt werden könne. Mit bestem Willen genehmigten bis zum Jahre 1866 die preußischen Kammern, von da die Vertreter des norddeutschen Bundes und der Reichstag die Millionen zum Ausbau und zur Befestigung der beiden Häfen, wie zur Herstellung von Marine-Etablissements. Auch das Marine-Ministerium fügte sich patriotisch dem Gedanken, daß der Schwerpunkt unserer Macht zur See westlich von den preußischen Küsten liegen müsse; es begann große Panzerschiffe für die Schlacht zu bestellen, deren Tiefgang in Wahrheit für das atlantische Meer, nicht ganz für den Meeresgrund der Nordseeküste, und gar nicht für die Ostsee geeignet war. In den letzten Jahren steigerten sich Eifer und

Anforderungen. Der Ausbau des Kieler Hafens wird mit einem vorausbewilligten Kostenaufwand von 12 Millionen betrieben, vier neue große Panzerschiffe wurden auf unsern Werften, zwei andere von der Schwere des „König Wilhelm" auf einer englischen Privatwerft in Bau gestellt, sämmtlich — etwa die „Hansa" ausgenommen — Fahrzeuge von beträchtlichem Tiefgange. Bei unbefangener Würdigung dieser Anstrengungen darf man sich doch der Erkenntniß nicht verschließen, daß Deutschland noch lange einen genügenden Schutz seines gesammten Küstengebietes entbehren wird und zwar deshalb, weil ein großer Theil der bewilligten Millionen einseitig, ein Theil zu reichlich verwendet wird.

Preußen hat bis zum Jahre 1866 ganz allein die Kosten der Marine getragen, von 1866 bis 1871 Vierfünftheile derselben, der größte Theil aller Bewilligungen ist seit etwa 10 Jahren in guter Meinung auf die Befestigung und Seekraft der Nordsee verwandt worden. Für diese linke Flanke unserer Stellung gegen das Meer dürfte nach 3—4 Jahren das Nöthigste geschehen sein. Ihr käme zu Hilfe, daß Kiel nach Bau des projectirten Canals weit eher dem Schutz der Nordsee, als dem der Ostsee zu dienen vermag.

Dagegen wird bei gegenwärtiger Methode unsere Seekraft zu mehren, die langgestreckte deutsche Küste der Ostsee fast ganz schutzlos gelassen, ihr fehlt der geeignete Kriegshafen und ihr fehlen die Schiffe. Allerdings, die feindliche Landung eines größeren Truppenkörpers würde schon jetzt durch Landbefestigungen, ein Torpedo-System und den Ausbau der Küsteneisenbahnen sehr erschwert sein. Dafür ist bereits Manches geschehen. Aber eine Blokade in der Ostsee zu verhindern und eine feindliche Flotte in der Nähe unserer Ostseehäfen mit Erfolg anzugreifen sind wir gänzlich außer Stande und wenn nicht Abhilfe geschafft wird, in einer langen Reihe von Jahren ebensowenig als jetzt.

Zunächst ist die geographische Lage des Kieler Hafens dem Schutz der Ostsee durchaus nicht günstig. Eingebuchtet auf der äußersten Westseite liegt er in gerader Luftlinie von Memel fast hundert geographische Meilen entfernt; und durch eine See getrennt, welche dem Schiffer die Fahrt wahrhaftig nicht leicht macht. Von solcher Entfernung aus, in dem schwierigsten Fahrwasser die See von Pommern und Preußen zu beherrschen, den Feind zu überraschen, mit Uebermacht grade im günstigen Augenblick die Blokadegeschwader einzelner Häfen anzugreifen, das ist ohne eine enorme Ueberlegenheit an Schiffen und Seestärke ganz unmöglich. Schon durch ihre Annäherung treibt eine von Kiel auslaufende Flotte die vor den Osthäfen vertheilten Schiffe des Feindes zusammen, statt ihre Verbindung zu unterbrechen. Wie will unsere Flotte von Kiel aus rechtzeitig auf der Höhe von Danzig oder Königsberg ein-

treffen, um einen feindlichen Angriff auf die Küste, oder eine Landung zu hindern? Selbst ihre Aussicht den Feind in Sicht zu bekommen mindert sich mit der Weite der Fahrt, die sie absuchend zurücklegen muß. Wenn irgendwo die Beschaffenheit der Küste auffordert, die Hauptstelle für Vertheidigung in die Mitte der Uferlinie zu legen, so ist dies der Fall bei der flachen Bogencurve, in welcher das Küstenprofil der Ostsee läuft. Von einem Hafen, der unweit der Odermündung, vielleicht zwischen Oder und Weichsel liegt, wird die Verbindung nach dem Mittelpunkt unserer Macht am völligsten und die Beherrschung des gesammten Seeterrains am leichtesten sein. Wie bekannt ist, hat das preußische Ministerium lange an diesem Gedanken festgehalten, der Jasmunder Bodden in Rügen sollte mit einem Kostenaufwand von 13 Millionen zu solchem Bau verwendet werden, damals erschien die Last dem Abgeordnetenhause zu groß und eine Anlage in der Nähe von Danzig nützlicher. Aus aller Differenz der Ansichten hob im Jahr 1864 der voraussichtliche Erwerb von Kiel. Auch die Marineleitung erachtete die größten Schwierigkeiten durch die Tiefe und Geräumigkeit des neuen Hafens als überwunden. Zuletzt hat sich ergeben, daß man doch ungefähr dieselbe Summe auf Kiel verwendet, durch welche eine wohlgelegene Anlage in der Mitte geschaffen wäre. Selbstverständlich ist Kiel als Kriegshafen nicht aufzugeben. Aber Kiel kann auch nach Ausbau des Kanals nur ein Verbindungsposten zwischen Wilhelmshafen und einem unvermeidlichen Kriegshafen inmitten der Ostseeküste sein, also eine Anlage, welche außer den Bildungsanstalten der Marine noch eine kleinere Werft erhalten mag. Sein großartiger Ausbau ist gegenwärtig eine Luxusausgabe, zu welcher wir noch lange nicht berechtigt sein werden.

Aber man hat ja nicht leichthin auf die Anlage eines centralen Ostseehafens verzichtet, die fast unüberwindliche Schwierigkeit anderswo die nöthige Fadentiefe für Einfahrt und Bassin zu gewinnen und dauernd zu erhalten, hat dazu gezwungen! Wohl, gegen die Thatsache, daß unsere Ostseeküste schweren Kriegsschiffen keine Anfahrt gestattet, vermag Baggern und Ausschachten nichts großes auszurichten. Aber was nutzt wiederum die schöne Tiefe des Kieler Hafens, wenn die Schiffe, welche dort unter so günstigen Verhältnissen ankern, zum Schutz der Ostsee unbrauchbar sind? Nur an der Ostküste von Holstein und Schleswig besitzen wir Häfen, in denen unsere Panzerschiffe mit einem Tiefgang von 24—26 Fuß und mehr, ein- und auslaufen können. Diese schweren Seeriesen sind völlig außer Stande längs der Küste von Wismar bis Memel zu manövriren, unsere Landbatterien zu unterstützen, eine Einfahrt zu passiren und die eigenen Schäden auszubessern. Sie entbehren fast alle Vortheile, welche die Nähe der Heimathküste dem Vertheidiger gewähren soll, ja diese Küste ist ihnen gerade so sehr der ge-

fährlichste Gegner wie der feindlichen Flotte. Selbst wenn unsere Schiffe auf der Höhe von Stettin, Danzig, Königsberg den Feind schlagen, sie sind bei jedem Wetter, bei jedem Schaden, der ihnen zugefügt wird, der Gnade von Wind und Wellen hilfloser überlassen, als selbst die Feinde, welche in den Häfen von Dänemark, Schweden, der russischen Ostsee Zuflucht finden.

Es wäre Unrecht, wollte man sich dieser unerfreulichen Wahrheit länger verschließen. Aus dieser Erfahrung d. J. 1870 aber folgt, daß man für den Kriegshafen wie für die Kriegsschiffe der Ostsee ein anderes Prinzip finden und annehmen muß, welches die Kosten beträchtlich vermindert und bessere Hilfe schafft. Das Maßgebende müssen unter allen Umständen die Tiefenverhältnisse der See sein. Diesem Zwang der Natur hat man die menschliche Erfindung anzupassen. Bei der Hafenanlage wird man durch energische Arbeit vieles bessern können, man wird sich vielleicht auch hier bescheiden müssen und zunächst mit einer Tiefe vorlieb nehmen, welche für leichte Kriegsschiffe genügt. Für den Schiffsbau aber müssen die Küstenverhältnisse der Ostsee unbedingt die Maße zur Hand geben, die Aufgabe ist hier durch die Natur recht genau vorgeschrieben. Wir haben bis jetzt — abgesehen von unseren Holzcorvetten — nur Modelle des Auslandes benutzt, wie sie der Zufall entgegenbrachte oder gerade ein Beamter der Admiralität wählte. Wagen wir doch endlich Schiffe zu bauen, wie sie unseren eigenthümlichen Verhältnissen am besten dienen: Fahrzeuge mit geringem Tiefgang, überlegener Schnelligkeit und wenigen aber sehr schweren Geschützen, allerdings nicht Küstenfahrzeuge, sondern brauchbar für hohe See und weite Fahrten. Ob diese Osterslupen ohne oder mit Panzer und Ramme zu construiren sind, darüber möge sorgfältige Erwägung der Fachmänner entscheiden. Jedenfalls liegt in dem System der Panzercolosse, d. h. in dem übermäßigen Verstärken der Defensivkraft eine durchaus unseemännische Vorsicht, dies System ist die charakteristische Erfindung eines Mannes, der viel hinterhaltige Bedachtsamkeit besaß, aber kein Krieger war. Es ist wohl möglich, daß den Panzern eine weitere Ausbildung des unterseeischen Angriffs durch Torpedogeschütze in kurzem ein schnelles Ende bereitet. Wie man sich aber auch wegen des Panzers entscheiden möge, in jedem Fall werden wir bei Annahme eines zweckmäßigen Systems für Ostseeschiffe sehr leicht mehr leisten als jetzt, wo wir gar nichts zu leisten vermögen, und wir werden mit weit geringeren Kosten bauen.

Die Vorschläge dieser Zeilen sind also: Ausbau eines Ostseehafens in centraler Lage und Construction von kleineren schnellen Schiffen, welche uns sowohl für das Binnenmeer als für weite Fahrten dienen. Diese Wünsche ließen sich in Theorie und Praxis mit dem, was bis jetzt für unsere Marine geleistet ist, recht gut vereinen. Die deutsche Nordsee ist immerhin eine Bucht des großen Meeres, und eine Anzahl größerer Panzerschiffe wird dort ein

wenn auch beschränktes Gebiet kriegerischer Verwendung finden. Wenn also unsere Geldmittel sehr groß wären, könnte man sich auch das neuerdings im Bau Begonnene recht wohl gefallen lassen. Aber die seither eingeschlagene Richtung wird aus einem zwingenden Grunde so gefährlich, daß in nächster Zeit etwas Entscheidendes dagegen geschehen muß. Durch den großartigen Ausbau des Kieler Hafens und durch die Bestellung von fünf Panzerriesen sind die der Marine reichlich bewilligten Geldmittel so vollständig in Anspruch genommen, daß in den nächsten 3—4 Jahren für Schutz der Ostsee durch Steigerung der offensiven Kraft geradezu nichts geschehen kann. Die Marine hat jetzt in Herrn v. Stosch einen Chef erhalten, dessen militärisches Urtheil und sehr energische Willenskraft das beste hoffen ließen. Aber wir fürchten, auch ihm ist jede Möglichkeit genommen, etwas Tüchtiges für die Steigerung unserer Wehrkraft zu leisten, nicht weil die Mittel an sich fehlen, sondern weil über sie auf Jahre im Voraus verfügt ist. Wurden doch noch in den letzten Wochen vor Errichtung der neuen Admiralität die zwei großen Panzerschiffe in England bestellt. — Dem Chef der Admiralität, wie dem nächsten Reichstage wird die Aufgabe zufallen, die Grundzüge des Flottengründungsplans noch einmal zu erwägen; möge alsdann die Auffassung, welcher diese Zeilen zu dienen suchen, geneigte Beachtung finden. ♀

Die römische Disputation und die Petrussage.

Seitdem Rom die Hauptstadt des Königreichs Italien geworden ist, bemüht sich die evangelische Propaganda nach Kräften, sich diese Veränderung zu Nutzen zu machen. Mit besonderem Eifer, ja mit einer gewissen Ostentation, hat sie sich auf die Stadt der Päpste geworfen. Ist ihr auch unter dem Volk der Quiriten sicher so wenig ein durchgreifender Erfolg zu versprechen, als im übrigen Volk Italiens, dem der Katholicismus viel tiefer in den Gliedern sitzt, als oberflächliche Freigeisterei Wort haben will, so mag es doch für protestantische Eiferer einen eigenen Reiz haben, im Mittelpunkt der katholischen Welt, ja unter den Augen des Papstes, ungestört ihre Wirksamkeit entfalten zu können. Unzweifelhaft ergeben sich daraus ganz anziehende oder doch charakteristische Contraste. Eine Menge von Römern und Römerinnen vor einem strengen Methodistenprediger, ein Meeting zur Verbreitung der Bibel, das sind Dinge, die schlecht zu der bisherigen Physiognomie der ewigen Stadt passen wollen, und die in ihrer Weise auch ein

Symptom sind, welchen Veränderungen überhaupt die Physiognomie der Stadt entgegengeht. Am meisten Aufsehen hat indessen, wie billig, die Disputation gemacht, die an den Abenden des 9. und 10. Februar d. J. im Saal der tiberinischen Academie zwischen drei Evangelischen und drei Römischen über die Streitfrage gehalten wurde, ob der Apostel Petrus in Rom gewesen sei oder nicht. Das war begreiflicherweise ein Gegenstand, der keinen Römer gleichgültig ließ. Handelte es sich doch hier um den legitimen Anspruch der Stadt auf den großen Heiligen, dem sie ihre zweite Weltherrschaft verdankt, und dessen Gedächtniß nach so vielen Jahrhunderten noch durch zahlreiche heilige Orte und Reliquien aller Art lebendig erhalten wird.

Der Wortlaut der damals im Sabinerpalast gehaltenen Reden ist inzwischen im Druck erschienen, (Resoconto autentico della disputa fra sacerdoti cattolici e ministri evangelici intorno alla venuta di S. Pietro in Roma. Roma 1872) und bereits ist auch eine deutsche Uebersetzung dieser Schrift angekündigt. Wie man nun auch über die Disputation selbst denken mag, von der sich die Protestanten ersichtlich große Dinge versprachen, so ist es doch auf alle Fälle von Interesse, das wissenschaftliche Rüstzeug kennen zu lernen, mit dem die römischen Gelehrten beider Confessionen sich in öffentlicher Versammlung an eine Controverse wagten, deren Entscheidung die verwickeltsten kritischen und geschichtlichen Studien voraussetzt. In dieser Beziehung war es gut, wenn man von vornherein die Erwartung nicht allzuhoch spannte. Die sechs Disputanten haben nicht blos in sehr würdiger Weise, mit einer fast unerwarteten Collegialität, sondern auch mit Geschick und Scharfsinn sich ihrer Aufgabe entledigt, auch durchaus nicht ohne Gelehrsamkeit; nur waren die wissenschaftlichen Waffen, deren sie sich bedienten, nicht gerade vom neuesten Datum. Der modernste Name deutscher Wissenschaft, der gelegentlich angeführt wurde, war der des berühmten Reichstagsabgeordneten für die Stadt Hannover, und es waren die Römischen, welche sich auf diesen decano di tutti gli interpreti della germania, auf diesen nome riputatissimo fra gli scrittori del protestantesimo beriefen.

Ohne Frage haben die Streiter des Sabinerpalastes das Zeugniß verdient, daß die Einen sich als gute Protestanten, die Anderen sich als gute Katholiken bewährt haben. Nur kam über diesen Bekenntnißeifer der historisch-kritische Beweis zu kurz, der doch die Hauptsache war. Die Einen beriefen sich ebenso hartnäckig auf die h. Schrift, wie die Anderen auf die Tradition; jedes Heerlager hatte folglich seine eigene Beweiskette, in die es sich nicht darein reden ließ, und es war unschwer vorauszusehen, nicht blos, daß es zu keiner Verständigung kommen, sondern auch daß zuletzt kein Theil zur Capitulation sich gezwungen sehen würde. Uebrigens geriethen, wie uns dünkt, die Evangelischen dadurch einigermaßen in Nachtheil, daß auch die Rö-

mischen die h. Schrift unbedingt in ihrem ganzen Wortlaut anerkannten und nur den Beweis, den die Protestanten aus ihr führten, nicht erbracht finden konnten. Sciarelli und seine Mitstreiter bewiesen zwar sonnenklar, daß die Schrift nichts von der Reise des Petrus nach Rom weiß, und sie machten es auch überaus wahrscheinlich, daß die Schrift nirgends einen Raum für diese Reise übrig läßt, und daß dieselbe nothwendig hätte erwähnt werden müssen, wenn sie geschichtlich wäre. Allein mit gutem Grunde konnten sich die Römischen hinter die augenfällige Thatsache verschanzen, daß die Schrift keineswegs eine lückenlose und vollständige Geschichte des urchristlichen Zeitalters gibt, so daß dieses gar nicht im Zusammenhang verstanden werden könne, wenn man nicht andere Quellen herbeiziehe. Und hier schmuggelten sie dann den ganzen Inhalt der Tradition ein, auf deren imponirenden Zusammenhang und großartige geschichtliche Wirkungen sich berufend, die bis heute allen Anfechtungen Trotz geboten haben. Dabei kamen sie aber doch wenigstens mit dem fünfundzwanzigjährigen Episcopat des Petrus, wie überhaupt mit allem chronologischen Detail ernstlich in's Gedränge, und es ist nicht zu verwundern, daß sie keine Lust hegten, die Herausforderung zu weiteren Disputationen anzunehmen, wenngleich auch die Protestanten mit Unrecht sich der Hoffnung hingaben, daß es ihrer Beweisführung gelingen werde, „den Coloß der römischen Kirche über den Haufen zu werfen."

Wer mit den neueren Untersuchungen über die erste Zeit des Christenthums einigermaßen bekannt ist, der erkennt leicht, daß es ein fruchtloses Beginnen war, mit den Mitteln, über welche die Disputanten der Siebenhügelstadt verfügten, jene Streitfrage entscheiden zu wollen. Es handelt sich hier nämlich nicht um ein vereinzeltes Ereigniß, dessen geschichtlicher oder ungeschichtlicher Charakter so leicht aus gleichzeitigen Quellen zu constatiren wäre, auch nicht, wie Herr Sciarelli meinte, um ein Ammenmärchen, das entstanden ist — man weiß nicht wie, und das nun gedankenlos von Geschlecht zu Geschlecht weiter geglaubt wird. Es handelt sich hier vielmehr um ein weitverzweigtes tendentiöses Sagengewebe, das aber auf's engste verstrickt ist in die geschichtliche Entwicklung der Kirche selbst, und das nur entwirrt werden kann mittelst einer kritischen Durchforschung der altchristlichen Literatur, in welche auch die Bücher des neuen Testaments erst einzureihen sind, bevor sie sich mit Nutzen als geschichtliche Quellen brauchen lassen. Die Anfänge der Petrussage führen, so wissen wir jetzt, in jenen Streit zwischen dem petrinischen und dem paulinischen Evangelium zurück, der schon bei Lebzeiten des Apostels Paulus entbrannt, nach seinem Tode noch heftiger sich entzündete, um erst nach Verlauf eines vollen Jahrhunderts durch gegenseitige Annäherung der Parteien und ihre schließliche Verschmelzung beendigt zu werden. Die Reise des Petrus nach Rom ist nämlich in der ältesten Sage an

die Reise des Magiers Simon geknüpft, und dieser Magier Simon ist gar nichts anderes als ein sagenhaftes Zerrbild des Apostels Paulus, das der Parteihaß seiner Gegner erschuf. Abgesehen von legendarischen Zuthaten trägt der Magier ganz dieselben Züge, mit welchen die judenchristliche Partei bekanntermaßen den Paulus gezeichnet und entstellt hat: er ist ein Irrlehrer, der das Gesetz umwirft, ein falscher Apostel, der sich den apostolischen Beruf nur angemaßt hat, der nicht den Herrn gekannt hat, noch von ihm selbst berufen worden ist, und der durch seine Künste die Gemeinden der legitimen Autorität der älteren Apostel zu entziehen sucht. Dieser Irrlehrer nun zieht in Kleinasien von Ort zu Ort, reist dann nach Westen, zuletzt nach Rom, und ihm auf dem Fuße folgt überall Petrus, der wahre Apostel, um den Magier zu widerlegen, zu verfolgen und die Gemeinden zum rechten Glauben zurückzubringen. Denselben Weg, den der geschichtliche Paulus gemacht hat, läßt die Sage seinen unermüdlichen Verfolger machen, und weil Paulus in Rom sein Ende gefunden hat, (ohne Zweifel in der neronischen Christenverfolgung) muß ihm Petrus auch nach Rom folgen, um hier den entscheidenden Triumph über ihn zu feiern. So ist denn die Sage nichts anderes als ein sinnvolles Abbild der damaligen Parteikämpfe; sie ist in judenchristlichen Kreisen entstanden, und sie stellt die siegreiche Reaction dieser Partei gegen den Paulinismus dar.

Wie tief aber ihre Motive mit der geschichtlichen Entwicklung der Kirche selbst verflochten sind, zeigt sich zumal an ihrer späteren Ausbildung, die genau dem Gange folgt, welchen während des zweiten Jahrhunderts jener Parteikampf nimmt. Denn als später die Parteien sich einander nähern, sich die Hände reichen und die immer stärker sich behauptende Einheitstendenz ihren Abschluß zuletzt in der hierarchischen Verfassung der Kirche findet, modificirt sich die Sage durchaus nach denselben Ideen: der Streit der Apostel wird jetzt verwischt, aus dem Magier Simon werden alle auf Paulus deutenden Züge entfernt, Petrus und Paulus werden brüderlich zusammengestellt, in der Lehre, im Leben und im Tode einander möglichst nahe gerückt, sie beide zusammen werden das Symbol der werdenden katholischen Kirche. Jedoch so, daß die ursprüngliche Tendenz der Sage auch jetzt noch nachwirkt und Petrus doch immer wieder einen Vorrang vor Paulus erhält, bis er, um zugleich den starken Zug nach Einheit zu vollenden, zuletzt das alleinige Haupt der römischen Kirche wird. Das ist der geschichtliche Sinn der Sage, die ebendeshalb erst mit dem Abschluß der kirchlichen Verfassung ihrerseits die letzte Gestalt erhält, in welcher sie in die Tradition übergegangen ist; freilich nicht ohne vielfache Widersprüche und chronologische Unmöglichkeiten, welche eben die Wandlungen ihrer Geschichte bezeugen und sie als einen Niederschlag aus älteren und jüngeren Formationen erkennen lassen.

Diesen Bemerkungen, die sich an die römische Disputation knüpfen, sei noch ein Wort hinzugefügt über die neueste Schrift deutscher Wissenschaft, welche diesen Gegenstand behandelt, und die freilich völlig anderen Charakters ist. Sie gilt ausschließlich der Quellenkritik, die im Sabinerpalast nicht einmal gestreift wurde. Wir meinen „die Quellen der römischen Petrussage, kritisch untersucht von R. A. Lipsius. Kiel 1872." Eine werthvolle, höchst scharfsinnige Untersuchung, welche die bisherigen Ergebnisse der historischen Kritik über die Petrussage von einer neuen Seite her bekräftigt. Lipsius unternimmt es nämlich, die verschiedenen Abwandlungen der Sage nachzuweisen aus den Trümmern der pseudonymen und apokryphischen Literatur des zweiten Jahrhunderts, die zu diesem Zweck einer genauen literarhistorischen Sichtung unterworfen werden. Es gelingt dem Verfasser, der seinen Ausgangspunkt von den Schriften des Pseudo-Clemens nimmt, die einzelnen Haupt- und Nebenverzweigungen der Petrussage auszumitteln und so von ihr gleichsam einen Stammbaum aufzustellen, der von ihren Anfängen bis zu den letzten Ausläufern reicht. Auch auf diesem Wege bestätigt es sich, daß der einzige Kern der Petrussage die Simonsage, und der Kern der letzteren wieder das Zerrbild des Heidenapostels ist. Die älteren Bildungen gehören noch ganz dem Kreise der judenchristlichen Partei an, die jüngeren führen uns in die werdende katholische Kirche herab, und der ganze Verlauf der Sage spiegelt den Entwicklungsgang wieder, den das Christenthum vom Auftreten des Paulus an bis zur Bildung der katholischen Kirche genommen hat.

W. L.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vom preußischen Landtag. Aus Berlin. — Das Gesetz über den Eigenthumserwerb und die dingliche Belastung der Grundstücke, sowie die Grundbuchordnung sind von dem Abgeordnetenhause, entgegen den Beschlüssen des Herrenhauses, insoweit wieder der ursprünglichen Regierungsvorlage gemäß umgestaltet worden, als es die Staatsregierung selbst für wünschenswerth erklärte. Es galt namentlich, die den principiellen Gedanken des ersteren Gesetzes wieder aufhebenden Aenderungen zu beseitigen; dagegen ist die vom Herrenhaus in das Gesetz hineingebrachte Doppelgestaltung der Hypothek, als eines accessorischen dinglichen Rechts nach der bisherigen Bedeutung, und als einer selbständigen, von dem persönlichen Forderungsrecht losgelösten Grundschuld von dem Abgeordnetenhaus wie von der Staatsregierung acceptirt

worden. Erstere soll wie bisher dem Bedürfniß sicherer und auf lange Dauer und Stabilität berechneter Capitalanlage genügen, letztere dem Verlangen namentlich des größeren Grundbesitzes nach Mobilisirung des Bodencredits gerecht werden. Hoffentlich kommen nun diese wichtigen, viel hin- und hergeschobenen Gesetzentwürfe durch en-bloc-Annahme Seitens des Herrenhauses endlich zur Ruhe; der Antrag des Grafen zur Lippe, die vom Abgeordnetenhause zurückgekommenen Gesetze wieder der Commission zu überweisen, ist glücklicherweise abgelehnt worden. Daß des grausamen Spiels nunmehr genug sei, merkte man der Müdigkeit des Hauses wie des Regierungscommissars deutlich genug an. Die Debatte wurde, im Uebrigen rasch und geschäftsmäßig voranschreitend, nur an einem Punkte interessant. Ein schon im Herrenhause erfolglos gebliebener Versuch, die Provinz Westphalen von dem Geltungsbereich dieser Gesetze auszuschließen, wurde von dem dem Centrum angehörenden Abgeordneten Frhrn. v. Schorlemer-Alst — dieser sehr gewandte und wohlunterrichtete Mann ist nebenbei westphälischer Bauernapostel und als solcher für das Centrum von großem Werth — auf's Neue gewagt. Auch hier hatte man die Petitionsmaschine mit Erfolg in Bewegung gesetzt, und den guten westphälischen Bauern allerlei Gespenster vorgemalt, um auch in dieser Beziehung sich als deren Retter geriren zu können. Die Argumente des gedachten Herrn, so wie die in den Petitionen angeführten, fast durchweg auf Mißverständniß oder Unkenntniß der dermaligen Vorlage beruhenden Bedenken wurden aber von dem gleichfalls der Provinz Westphalen angehörigen national-liberalen Abgeordneten Brüning einer so vernichtenden Kritik unterzogen, daß nach einer äußerst schwachen Replik des Antragstellers das ganze Haus, mit Ausnahme des Centrums, mit Seelenruhe den Antrag verwarf. Bemerkenswerth ist nun aber, wie die clericale Kölnische Volkszeitung über den Vorfall berichtet — die in Westphalen erscheinenden clericalen Blätter werden es natürlich erst recht ebenso machen —: danach hat der Mann des Centrums den National-Liberalen total in die Pfanne gehauen; wie trotzdem das Haus dazu kam, so wie geschehen zu stimmen, bleibt dabei freilich unerklärt. Wenn man sieht, wie die clericalen Blätter in religiös ganz indifferenten Angelegenheiten die Dinge, lediglich in majorem gloriam der Centrumsfraction, auf den Kopf stellen, so mag man daraus abnehmen, wie sie erst in kirchlichen und Schul-Fragen das gläubige katholische Volk, dem ja die Lectüre der „schlechten" Blätter als sündhaft verboten wird, über den wirklichen Sachverhalt aufklären werden.

Am Sonnabend der vorigen Woche begann die Berathung über die Kreisordnung, für welche Seitens der Commission, der die Vorberathung überwiesen war, nicht weniger als vier Referenten bestellt sind: zwei der tüchtigsten jüngeren Kräfte von den Conservativen, die Landräthe v. Rauch-

haupt und v. Brauchitsch, der freiconservative frühere Landrath Dr. Friedenthal und Lasker. Der diesmalige Regierungsentwurf weicht von dem des Jahres 1869 in zwei wesentlichen Punkten ab. Der eine betrifft die Organisation der ländlichen Polizeiverwaltung. Diese soll, unter Aufhebung der gutsherrlichen Polizeigewalt, einem Amtsvorsteher als obrigkeitliches, unter Aufsicht der Staatsgewalt auszuübendes Amt innerhalb des Amtsbezirks, welcher gegen den früheren Bezirk des Amtshauptmanns wesentlich kleiner ist, ausgeübt werden. Es soll durch den geringeren Umfang des Bezirks den Amtsvorstehern die Möglichkeit einer überall örtlich und persönlich eingreifenden Thätigkeit ohne Vernachlässigung ihrer eigenen Angelegenheiten gewährt, und dadurch die Bereitwilligkeit der Befähigten zur Uebernahme des Amtes gesichert werden. Festgehalten ist dabei die von der liberalen Seite schon bei dem früheren Amtshauptmann bekämpfte Ausschließung communaler Wirksamkeit, folgeweise die Ernennung des Amtsvorstandes (jetzt durch den Oberpräsidenten) statt der Wahl und das Fehlen einer Amtsvertretung. Weitaus wichtiger noch ist die zweite Abweichung. Es sind in den neuen Entwurf Bestimmungen aufgenommen, welche das Verfahren in Verwaltungs-Streitsachen vor dem Kreisausschuß regeln, und es sind die zur Ausführung des Bundesgesetzes über den Unterstützungswohnsitz geschaffenen Deputationen für das Heimatwesen unter dem Titel „Deputationen für Verwaltungsstreitigkeiten" als Recursinstanz für die Entscheidungen der Kreisausschüsse bestellt. Beide Collegien erhalten dadurch den Charakter von Verwaltungsgerichtshöfen; es muß die Benutzung der gedachten Deputationen zu diesem Zweck als ein sehr glücklicher Gedanke bezeichnet werden.

Die Abänderungen, welche die Commission an diesem insoweit entschieden verbesserten Entwurfe der Regierung vorgenommen hat, sind etwas zahlreicher; selbstverständlich hebe ich auch hier nur die Hauptpunkte hervor. Der Amtsbezirk, dessen Bildung und Größe etwas genauer als in der Regierungsvorlage bestimmt ist, hat in Uebereinstimmung mit den früheren Beschlüssen des Abgeordnetenhauses neben seiner Bedeutung als staatlicher Verwaltungsbezirk eine zugleich communale Wirksamkeit zugewiesen erhalten. In Consequenz dieses Beschlusses ist dem Amtsvorstand der Amtsausschuß als Mitorgan der communalen Amtsverwaltung zur Seite gestellt; derselbe wird aus Vertretern sämmtlicher zu dem Amtsbezirke gehörigen Gemeinden und selbständigen Gutsbezirke gebildet, wie? soll definitiv durch die Landgemeindeordnung bestimmt werden, wird aber bis zum Erlaß einer solchen provisorisch geregelt. Die andere Consequenz der veränderten Bedeutung des Amtsbezirkes und des Amtsvorstandes, nämlich die Berufung des letzteren durch Wahl, ist von der Commission nicht gezogen, vermuthlich —

ein gedruckter Commissionsbericht liegt nicht vor — in Folge einer jener parlamentarischen Zufälligkeiten, wie zeitweilige Abwesenheit irgend eines Commissionsmitgliedes, welche bei einem Hause, das so wie das jetzige zusammengesetzt ist, so oft eine entscheidende Rolle spielen. Ohne Zweifel wird die Linke bei der Plenarberathung versuchen, dies nachzuholen. — Sodann ist in dem zweiten Titel ein ganz neuer (sechster) Abschnitt eingeschaltet, welcher „von dem Zwangsverfahren der Polizeibehörden des Kreises“ handelt, und der bisher ganz discretionären Gewalt der Polizeibehörden in der Anordnung und Ausführung polizeilicher Maßregeln einen legalen Boden, eine genauer bestimmte Verfahrungsart und eine Controle durch Instanzen, die nicht selbst wieder polizeilicher Natur sind, gibt. Letzteres durch die Bestimmung, daß in Bezug auf polizeiliche Verfügungen der Gemeinde- und Amtsvorsteher der Kreisausschuß mit Berufung an das Verwaltungsgericht, in Bezug auf die Verfügungen der Landräthe sofort das Verwaltungsgericht auf Anrufen des Betheiligten darüber entscheidet, ob eine solche Verfügung als gesetzwidrig oder unzulässig aufzuheben sei. — Weitere Abänderungen beziehen sich auf die Bestimmungen über die Wahl der Kreistags-Abgeordneten. Zu diesem Zwecke werden drei Wahlverbände: aus den größeren ländlichen Grundbesitzern, aus den Landgemeinden und aus den Städten des Kreises gebildet. Der Regierungsentwurf will nun in den Kreisen, wo solche Grundbesitzer sich finden, einen vierten Wahlverband aus den meistbegüterten Grundbesitzern bilden, d. h. aus denjenigen, deren Grundeigenthum auf dem platten Lande innerhalb des Kreises mit einem Grundsteuerreinertrag, beziehungsweise Gebäude-Nutzungswerth von zusammen mindestens 6000 Thlr. veranlagt ist. Dieser Wahlverband ist von der Commission ganz gestrichen. Ferner hat sie Gewerbtreibende und Bergwerksbesitzer, wenn deren gewerbliche Unternehmungen auf dem platten Lande innerhalb des Kreises liegen und dort zu einem gewissen Satz der Gewerbesteuer veranlagt sind, dem Wahlverband der größeren Grundbesitzer und beziehungsweise den Landgemeinden neu hinzugefügt, um das Element des Grundbesitzes nicht allzu mächtig werden zu lassen. Endlich sollen innerhalb des Wahlverbandes den Landgemeinden diese letzteren durch gewählte Wahlmänner vertreten werden, während die Regierungsvorlage dieselben durch den Gemeindevorsteher und einen oder zwei Schöffen bei der Wahl vertreten sein lassen wollte. — Dem Kreisausschusse, welcher aus dem Landrathe und sechs von der Kreisversammlung aus der Zahl der Kreisangehörigen gewählten Mitgliedern besteht, weist schon der Regierungsentwurf eine so bedeutende Zahl von Geschäften der Kreis- und allgemeinen Landesverwaltung zu, daß nach dem Inslebentreten dieser Bestimmungen die Auflösung der Regierungs-Collegien nur noch eine Frage der Zeit sein wird. Die wichtigsten Fragen der Armen-,

Wege-, Bau-, Feld-, Gewerbe- und Feuer-Polizei, in Vorfluths-, Entwässerungs- und Bewässerungs-Sachen, in Ansiedlungs- und Dismembrations-Angelegenheiten, in Communal- und Justizverwaltungssachen (Geschwornenlisten) stehen unter seiner Cognition und Entscheidung. Die Commission hat dem noch die Entscheidung über Beschwerden gegen Zwangsverfügungen polizeilicher Behörden und die Cognition in Schulsachen der Landgemeinden und selbständigen Gutsbezirke, welch letzteren der Regierungs-Entwurf dem zukünftigen Unterrichts-Gesetze vorbehalten wollte, hinzugefügt; ich meine, sie hat daran wohlgethan. Dadurch ist natürlich auch die Competenz des Verwaltungsgerichts (der Deputation für Verwaltungsstreitigkeiten hat die Commission diesen Namen beigelegt) entsprechend erweitert. Endlich hat die Commission die Bestimmungen über das Verfahren vor dem Kreisausschuß und dem Verwaltungsgericht wesentlich vervollständigt und — die Provinz Posen vorläufig mit der Maßgabe ausgeschlossen, daß diese Kreisordnung ganz oder in einzelnen Theilen für die ganze Provinz oder einzelne Kreise derselben durch königliche Verordnung in Kraft gesetzt werden kann. Stände es diesmal mit den Majoritäten so übel, wie vor zwei Jahren, so hätten die Polen die Entscheidung in der Hand; zum Glück wird dies in den Hauptfragen nicht der Fall sein, sonst wäre es um das Gesetz und sein Zustandekommen übel bestellt.

Aus der Generaldebatte war überall der ernstliche Wunsch und Wille herauszuhören, daß diesmal die Kreisordnung Gesetz werden möge und müsse. Nur zwei Redner von der äußersten Rechten, wie sie selbst bekannten Vertreter der Minorität unter den Conservativen, erklärten den bestehenden Zustand vorziehen und das neue Gesetz ablehnen zu wollen; der eine, Herr v. Meyer (Arnswalde) nicht ohne einen gewissen naiven Galgenhumor. Der Minister des Innern nahm einen schwankenden Standpunkt ein, der einigermaßen befremdete. Nach seinem Verhalten in der Commission, deren Sitzungen er sehr fleißig beiwohnte, konnte man zu der Annahme hinneigen, er werde sämmtliche Beschlüsse derselben acceptiren; im Hause erklärte er, daß er den Versuch machen wolle, in einzelnen Punkten die Regierungsvorlage wiederherzustellen, motivirte dies aber ausdrücklich mit der Rücksicht, die auf das Herrenhaus zu nehmen für die Staatsregierung geboten sei. Vermuthlich wird diese Rücksicht auf das Abgeordnetenhaus so lange, als die Staatsregierung nicht irgend welche Bestimmungen des Commissionsentwurfs an sich für unannehmbar erklärt, wenig bestimmenden Einfluß üben, denn man hat bei dem Schulaufsichtsgesetz gesehen, was die Staatsregierung bei dem Herrenhause auszurichten vermag, wenn sie das ganze Gewicht ihrer Stellung in die Wagschale legt. Und diese Kreisordnung ist fürwahr wichtig genug, um die Staatsregierung hierzu zu veranlassen. Von welch colossaler, socialer und nationaler Bedeutung dieselbe sei, wurde von dem Referenten Dr. Friedenthal zur Einleitung in die Generaldiscussion in zweistündiger Rede, höchst inhalt- und gedankenreich, aber etwas an den Ton einer academischen Antrittsrede streifend, entwickelt. Er hob insbesondere hervor, wie das einträchtige, lebendige und durch die eigenen Interessen getragene Zusammenwirken der verschiedenen in den Kreisen zur Zeit mehr abgeschlossen sich gegenüberstehenden socialen Stände zu öffentlichen Zwecken der sicherste Damm gegen die Gefahr sei, daß die destruktive socialistische Agitation

von den Städten aus auch das Land überfluthe, und betonte, daß, wie die allgemeine Wehrpflicht die Kraft der Nation nach Außen entfalte, so die Ausführung der in der Kreisordnung niedergelegten in weiteren organischen Gesetzen demnächst noch mehr zu entfaltenden Principien dieselbe Volkskraft im Innern auf dem Gebiete der Cultur und der friedlichen Staatszwecke, zu lebendiger und segensvoller Thätigkeit entfesseln werde. Ich meinerseits möchte, wenn diese Principien zur Durchführung kommen, noch eine Umwandlung in der Gestaltung des Rechtsstudiums als nebensächliche, aber immerhin zu begrüßende Folge prophezeien. Das Privatrecht wird seine übermäßig dominirende Stellung aufgeben, oder sie doch mit dem Staats- und Verwaltungsrecht theilen müssen; die größere Nachfrage nach juristischer Bildung wird es ferner mit sich bringen, daß juristisches Wissen in einer größeren Kreisen zugänglichen Form überliefert werden muß, was keineswegs durch Verflachung, sondern im Gegentheile durch Vertiefung, welche Einfachheit und Zusammenhang in die Principien bringt und inneres Verständniß erleichtert, anzustreben und zu erreichen wäre. Bestätigt sich diese Erwartung, so wird es kein Schade sein, wenn das mit Recht geforderte allgemeine deutsche bürgerliche Gesetzbuch noch etwas auf sich warten läßt.

Eines hätte meines Erachtens in der Generaldebatte mehr hervorgehoben werden sollen: daß mit dieser Kreisordnung an alle Schichten der Bevölkerung ernste Pflichten herantreten, und an die höheren die schwersten; daß, wenn diesen Pflichten nicht genügt wird, durch die Kreisordnung ein Zustand der inneren Verwaltung herbeigeführt werden würde, der viel schlimmer wäre, als der bisherige. Thut der Amtsvorstand, der Amtsausschuß, der Kreisausschuß seine Schuldigkeit nicht, so tritt an die Stelle des Amtsvorstandes der naturgemäß der Büreaukratie angehörende und zu besoldende commissarische Vorstand, der Landrath muß, der Geschäftslast unterliegend, sich desgleichen nach bureaukratischer Arbeitshilfe umsehen, die Kosten wachsen enorm, statt collegialischer Behandlung tritt die bureaukratische ein, während die frühere collegialische Verwaltungsbehörde, die Regierung, nicht mehr da ist. Von unserem arbeitsamen, nüchternen, Recht und Gesetz achtenden Volk ist indeß zu erwarten, daß es auch diese Aufgaben mit derselben Hingebung für das Gemeinwohl, mit derselben lebendigen Erfassung des Gedankens der Staatspflicht, welche es in dem Institut der allgemeinen Wehrpflicht so glänzend bewährt hat, lösen werde, sobald ihm nur das Verständniß derselben nahegebracht und die schlimmen Folgen ungenügender Erfüllung klar gemacht werden; für eine solche Aufklärung ist, neben der Presse, die hierin ihre Schuldigkeit thun möge, eben die Tribüne des Abgeordnetenhauses der rechte Ort.

Die deutsche Heeressprache. Aus Baden. — Die Weserzeitung brachte jüngster Tage die Nachricht, daß Baiern bei Uebernahme der preußischen Heeres-Eintheilung und -Ausrüstung, darauf angetragen habe, deutsche Bezeichnungen in die Heeressprache einzuführen; in Berlin sei jedoch dieser Antrag abgelehnt worden. Etwas auszusetzen an einem Heere, dessen Ruhm die Welt erfüllt, dessen Heldenleistungen wir die neue Größe des Vaterlandes verdanken, möchte in der That fast den Anschein von Verwegenheit haben. Müßte nicht das Bewußtsein von der ausgezeichneten, volksthümlichen und

volksgemäßen Beschaffenheit des Ganzen jeden Zweifel darüber, ob Einzelnheiten nicht anders sein oder doch werden sollten, alsbald verstummen machen? Indeß die harte, entsagende Weise, die als Erbtheil preußischen Wesens auf das neue deutsche Heer übergegangen, der Arbeits- und Bildungseifer, welcher den Heereskörper beseelt, das fast leidenschaftliche Verlangen nach Vervollkommnung der Heereseinrichtungen lassen die Scheu vor jeglicher Kritik überwinden, sie lassen die Aeußerung berechtigter Bedenken sogar als ein Gebot der Pflicht erscheinen. Und so mag es ausgesprochen werden, daß die von Preußen überkommene Heeressprache bedauerlich verwälscht, daß, wenn auch manches Zeichen der Besserung wahrzunehmen, der Entschluß zu durchgreifender Besserung zu vermissen, während er fast allerwärts, selbst auf dem so heikeln Rechtsgebiet, offenkundig entgegentritt!

Aus unseren Worten wird man heraushören, daß nicht blinder Reinigungseifer, halbirre Deutschsucht im Spiel. Es spricht auch keine Ungeduld aus uns. Wir wissen, wie nicht in einem Jahr, vielleicht nicht in zehn Jahren das Ziel zu erreichen. Der Weg zum Ziel soll aber klar und bestimmt eingeschlagen, jeder Vortheil, darauf vorwärts zu kommen, benutzt werden. Wie, wenn so viele Gelegenheiten nur dazu dienen, um immer wieder neue wälsche Wörter in die Heeressprache einzuführen? Wären es noch gute Fremdausdrücke! Man nehme aber ein Wort wie „Sanitätszug"! Als ob an den Sanitätsräthen im Frieden nicht genug, dürfen wir im Krieg keine Kranken- oder Verwundeten-, wir müssen Sanitätszüge haben! Die tapferen Offiziere, welche die Mühen des Krieges gesund überstanden, sie empfingen „Retablissementsgelder"! Brauchen wir von den oft so verhängnißvolle Bedeutung habenden „Etappen" zu sprechen? Und denken wir an die berühmten Belagerungen, die der Feldzug in so reicher bewundernswerther Zahl brachte, wie sollte nicht der Kopf wirbeln von der Unzahl unverständlicher, unverstandener Wörter? Sollte man nicht glauben, daß der selige Vauban, wenn er heute wiederkäme, in der deutschen Befestigungslehre sich wie zu Hause finden müßte, so fremd ihm die deutschen Befestigungen auch wohl erscheinen würden? Es kann nicht alles allen verständlich sein; daß aber etwas so gut wie allen nicht verständlich, das ist mehr als ein einfacher Fehler, das ist ein Mißstand. Eine kleine selbsterlebte Geschichte mag eine Probe liefern. Daß mit den Lünetten 51 und 52 von Straßburg das Elsaß wiedererrungen, wird unsere Schuljugend Jahr für Jahr hören und lernen. Wir standen bald nach der Einnahme von Straßburg auf dem Wall der Citadelle beim Pulvermagazin und blickten mit getheilter Empfindung auf das Bild völligster Verwüstung, als wir neben uns einen gutgekleideten Herrn seinen Führer, einen Landwehrmann, fragen hörten: „Ach sagen Sie mal, das da oben sind wohl Lünetten?" Der Herr war vermuthlich nicht bei den bekanntlich in entgegengesetzter Richtung liegenden Lünetten gewesen: das, wonach er frug, waren die natürlich ganz durchlöcherten und zerschossenen — Oberlichter (!) der nächsten Caserne. Die Geschichte spricht für sich. Nichtverständniß ist bei Fachausdrücken von selbst gegeben: ein derartiges Mißverständniß scheint in der eigenen Sprache unmöglich. Verallgemeinerung der allgemeinen Bildung ist eine der vornehmsten Aufgaben der Zeit, sie wird um so besser durchgeführt, je besser die Sprache ihren Wortbedarf aus sich selbst bestreitet. Vollständig vermag sie das niemals: wir werden wahrschein-

lich immer telegraphiren, photographiren, vielleicht auch diniren und wohl jedenfalls — pokuliren.

Eine besondere Rücksicht drängt zu nochmaliger ernster Erwägung der Frage über Entwälschung, Verdeutschung der Heeressprache, es ist die Rücksicht auf Elsaß-Lothringen. Wir haben die Lande wieder an uns genommen, weil sie deutsch waren, ja trotz aller Verwälschungsbestrebungen noch deutsch sind. Was wir den wiedergewonnenen Landsleuten bringen und erweisen, das bringen und erweisen wir ihnen um Deutschlands willen. Wie müßten wir ihnen nicht auch in der äußeren Form möglichst viel deutsches zu bieten suchen? Müßte es nicht ihren Spott herausfordern, ja mehr als das, ihre innerste Abneigung erregen, wenn wir von ihnen deutsche Gesinnung verlangten und ihnen doch zeigten, wie wenig deutsch wir selbst sind? Wenn wie die Thore bald auch die Außenwerke von Metz umgetauft werden, warum nicht gleich statt Fort St. Quentin „Kaiserveste", „Wilhelmsburg", oder andere Werke „Moltkewerk", „Roonwerk" nennen? Es will uns vorkommen, als ob Fort Moltke, Fort Roon nicht weniger eigenthümlich klänge, als das schlimmste Patois. Die Einwirkung, welche wir von der Drillung der jungen Wehrpflichtigen auf den Geist der Bevölkerung Elsaß-Lothringens erwarten, wird auf keinen Fall ausbleiben; sie wird aber um so stärker, um so gewisser erscheinen, je voller, je unmittelbarer der deutsche Wehrgeist selbst im einzelnen Worte sich offenbart. Die Heeressprache mag für ein vielsprachiges Land, wie Oesterreich von gesteigerter staatlicher Bedeutung sein, jedenfalls ist sie für ein Land wie Elsaß-Lothringen von großer staatlicher Bedeutung.

Nicht blinder Reinigungseifer, nicht halbirre Deutschsucht, wiederholen wir, leitet uns bei diesen Worten: allein der Zustand unserer Heeressprache schreit zum Himmel. Sollte nicht der Kaiser, der das deutsche Heer wiedererschaffen, diesem Heere auch eine echt vaterländische Sprache wiederschaffen können und wollen, gleichwie unter seiner Herrschaft zuerst wieder der mächtige Schall deutscher Worte in Verkündigungen und Botschaften nach auswärts an's Ohr der fremden Völker schlägt?

Bemerkung der Redaction. Wir fügen den vorstehenden vaterländischen Worten wenige Bemerkungen zu fernerer Erwägung an. Niemand könnte lebhafter wünschen, als wir, daß unsere Heeressprache deutscher sei; daß sie deutscher werde, diese Hoffnung können wir nur sehr theilweis und sehr allmählich erfüllt zu sehen erwarten. Der Entschluß, uns im diplomatischen Verkehr mit fremden Völkern der heimischen Rede zu bedienen, konnte augenblicklich gefaßt und in's Werk gesetzt werden; selbst dem halblateinischen Gekaudere unserer hergebrachten Gerichtssprache ließ sich verhältnißmäßig rasch und erfolgreich zu Leibe gehen. Die neueren Gesetzbücher und der gute Wille der Richter und Anwälte haben dafür in aller Stille viel gethan. Anders steht es mit der Heeressprache, weil in ihr nicht die verständigende Erörterung, sondern der momentan eindringliche Befehl zu herrschen hat. Der Gebrauch des Commandowortes muß einmal — bei Gebietenden wie Gehorchenden — zu geradehin mechanischer Schnellfertigkeit gebracht werden, es sind gleichsam Griffe des Mundes und Ohres, die ebenso rasch und sicher auszuführen sind, wie die ihnen folgenden Handgriffe. Was da eine plötzliche, von obenher angeordnete umfangreiche Reform der technischen Bezeich-

nungen für Schwierigkeiten schaffen müßte, liegt auf der Hand. Schon in dem leicht und behaglich flüssigen Geschäftsverkehre des Privatlebens bewirken die Wort-, nicht bloß die Begriffsveränderungen neuer Maaß- und Gewichtsordnungen bedenkliche Stockungen, das starre, in festen Schlägen arbeitende Hammerwerk des militärischen Mechanismus dürfte in Gefahr gerathen, durch eine plötzliche Umwandlung seiner taktregelnden Sprache eine Zeitlang in Stillstand versetzt zu werden. Handelte es sich um Schöpfung eines nicht vorhandenen Heeres, wie leicht wäre die Einführung einer durchweg deutschen Rede, aber mitten in den Generationswechsel unserer sowieso schwer lernenden, durch das Organ der Unterofficiere sich selbst unterrichtenden Mannschaften hinein würde eine Neuerung nur Verwirrung und Lähmung bringen.

Dies zur Beurtheilung der Möglichkeit einer Germanisirung der soldatischen Ausdrucksweise, soweit sie irgend mit dem Commando im engeren oder weiteren Sinne in Beziehung steht. An sich aber bliebe überdies noch fraglich, ob nicht hier in mancher Hinsicht das Fremdwort vor dem heimischen den Vorzug verdiene. An den deutschen Ausdruck schießen, sobald er als solcher vom Redenden oder Hörenden empfunden wird — und nur dann lohnt sich's doch ihn zu gebrauchen — eine Menge von Nebenvorstellungen gesellig an; ein großes Stück Begriffs-, ja Culturgeschichte klingt, gleichsam in Obertönen, mit, sobald eine einzige Taste der lebendigen Muttersprache angeschlagen wird. Das technische Fremdwort hat, als bloße Vocabel gelernt, keine zusammengesetzte Klangfarbe, es sagt, was es unter allen Umständen sagen soll, kurz und knapp und immer in gleicher Weise. Unmittelbare Brauchbarkeit ist aber bei allem militärischen Material und somit auch bei dem der Heeressprache das vornehmste Erforderniß.

Anders steht es mit demjenigen Wortschatze der Heeressprache, der nicht irgendwie Gegenstand eines einzelnen Commandos werden kann, beispielsweise mit den Bezeichnungen der Rangverhältnisse. Hier ist bereits allmählich manches reformirt worden; wie unsere Kapitäne in Hauptleute und Rittmeister verwandelt worden sind, unsere Corporale in freilich noch zwitternamige Unterofficiere, so dürften noch manche Aenderungen thunlich und nützlich sein. Im ganzen hilft sich hier wie überall der deutsche Mund durch anähnelnde Zulautung des Fremden; man kann sagen, daß Leutnant, wie wir das Wort sprechen und zum Theil auch schon schreiben, ein fast deutsches Aussehen erhalten hat. Nicht anders haben es einst die Romanen mit den germanischen Heereswörten gemacht, mit denen unsere Vorfahren von den Tagen der Völkerwanderung bis in die Lanzknechtszeit alle Lande überschwemmt haben. Es ist nur allzu bekannt, daß viele scheinbar romanische Kriegsausdrücke nur umgeprägte Worte deutschen Ursprungs sind. Um von Bivouak nicht zu reden, das man gewöhnlich als Beispiel anführt, wer würde auf den ersten Blick in der geradezu spanisch klingenden Infanterie die alten germanischen „Fante" aus der Wanderzeit (antfanthai burgundisch) wiedererkennen? Wäre nun viel gewonnen, wenn man scheinbar heimische Wörter wiederherzustellen unternähme, die uns in ihrer Urgestalt heut kaum minder fremd in's Ohr fallen würden, als in ihrer wirklich fremden Verzerrung?

Der welsche Charakter der heutigen Heeressprache ist ein Erbtheil der geistigen Weltherrschaft Frankreichs im Zeitalter Ludwig's XIV., die sich einst besonders in kriegerischem Andrange über Deutschland ausgebreitet hat.

Wenn diese geistige Uebermacht endlich nach zwei Jahrhunderten zerstört ist, so wird der Rückschlag auf keinem Gebiete ausbleiben; daß er aber nur allmählich erfolgen kann, geht aus dem Gesetze historischer Gegenwirkungen überhaupt hervor, wonach die Rückkehr in die Gleichgewichtslage ebensoviel Kraft- oder Zeitaufwand erfordert, als zu ihrer Störung nöthig war. Wo überdies die Fremden einmal schöpferisch aufgetreten sind, wie die Franzosen im Befestigungswesen, da haben sie gewissermaßen ein Recht auf dauernde Namengebung erworben; der Vater wählt mit Fug den Vornamen seines Kindes; daß der Adoptivvater umtaufen lassen müsse, leuchtet uns nicht ein.

Scandalprocesse, der Danksagungstag, Enttäuschungen, Armee-Reform. Aus London. — Während Deutschland den großen Proceß gegen die infallibilistischen Dunkelmänner verfolgt, scheint in den Nachbarländern eine Aera der Scandalprocesse eingetreten zu sein, und sonderbar genug sind diese charakteristisch für die in den verschiedenen Ländern vorherrschenden Tendenzen. In Frankreich wurde der galante, mit dem Gelde der Nation sehr freigebige Modell-Präfect des Kaiserreichs, der Hr. Janvier de la Motte, ein wirklich repräsentativer Mann des modernen Frankreichs, wo Einnistung in den Ministerien und Präfecturen als das bequemste und schnellste Mittel zur persönlichen Bereicherung und zum Lebensgenuß angesehen wird, freigesprochen. In Belgien ist „mein theurer Sohn Langrand-Dumonceau", wie der Papst seinen berüchtigten Protégé, den er seiner Verdienste um die katholischen finanziellen Interessen halber zum Grafen erhob, nannte, wegen betrügerischen Bankrotts zu 10 Jahren Gefängniß verurtheilt worden. Dieses scheinende Licht der alleinseligmachenden Kirche macht sich jedoch sehr wenig aus diesem Mißbrauch der weltlichen Gerechtigkeit. Er führt hier in London ein sehr erbauliches und der vielen mitgebrachten, entwendeten Millionen wegen ganz comfortables Leben, klagt über den Undank der Mitwelt, ist sehr genau in der Beobachtung seiner ceremoniellen Pflichten eines frommen Katholiken und macht den Brüsseler Assisen, die ihn verurtheilt haben, die Geberde, die durch Anlehnung der Spitze des Daumens an die der Nase und möglichste Ausdehnung der Hand in horizontaler Richtung hervorgebracht wird. Hier hatten wir, außer der gewöhnlichsten Diät, mit der uns der Scheide-Gerichtshof versorgt, die außergewöhnlichen Tichborne- und Twiß-Fälle. Warum der erstere über hundert Tage gedauert hat, läßt sich kaum erkennen; es wäre denn, daß der Attorney-General hätte zeigen wollen, daß er die längste Rede halten könne, die je gehört worden ist. Es bedurfte kaum einer solchen Anstrengung, um am Ende nachzuweisen, daß der wirkliche Tichborne mit unverlöschlichen Zeichen am Arm tättowirt war, von denen der Prätendent auch keine Spur vorzeigen konnte. Sei es Bornirtheit, sei es die für Engländer unwiderstehliche Wettlust, welche so viele respectable Leute in einem rohen, einige vierzig Jahre alten Manne, der nur seine Muttersprache und die sehr unrichtig spricht, einen Menschen erkennen ließ, der bis zum Alter von fünfundzwanzig ein fein erzogener englischer Gentleman war, französisch so geläufig wie ein Franzose sprach, Latein, Musik u. s. w. verstand; — für den einfachen deutschen Verstand ist es rein unbegreiflich. Der Twiß-Fall seinerseits wirft ein grelles Licht auf die gesellschaftlichen Verhältnisse in den höheren Klassen in England. Hier ist ein

Mann, der als Queen's advocate und durch andere Stellungen in den kirchlichen Gerichtshöfen einen der ersten Plätze unter den englischen Juristen einnimmt. Er heirathet eine Ausländerin, die, in den höchsten Kreisen der Londoner Gesellschaft aufgenommen und durch Vorstellung bei Hofe, den Stempel ausgezeichneter Respectabilität erhält. Ein Schurke von der Art von Attorney, die wir Winkeladvocaten zu nennen pflegen, macht, was englisches Gesetz zuläßt, vor einem Polizeirichter eine sogenannte statutarische Erklärung, daß die Lady Twiß vor ihrer Heirath sich schlecht aufgeführt, unter anderen auch ihm ihre Gunst bezeugt habe, und vor ihrer Heirath mit Sir Travers Twiß dessen Maitresse war. Die Frage, die sich zuerst aufdrängt, ist, warum es überhaupt erlaubt ist, dergleichen statutarische Erklärungen ohne den besonderen Zweck eine gesetzliche strafbare Uebertretung zur Kenntniß des Polizeirichters zu bringen, oder in anderen Worten eine Denunciation zu machen, abzugeben, „unserer Vorfahren Weisheitsprinzip" allein kann es erklären. Sir Travers Twiß strengte gegen den Attorney einen Injurien-Prozeß an. Im Laufe der preliminären Verhandlungen vor dem Polizeigericht kam es heraus, daß dieser durch Drohungen von Enthüllungen von Sir Travers Twiß Geld erpressen wollte. Der Attorney widerholte alle seine Anschuldigungen gegen Beide. Lady Twiß leugnete Alles. Ganz England, das den Verhandlungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgte, glaubte, daß der schurkische Attorney der gerechten Strafe nicht entgehen könne, und plötzlich erklärt der Advocat der Gatten Twiß eines Morgens, daß dieselben die Anklage zurückzögen. Der Attorney mußte freigelassen werden, und wird sich, seinem Verfahren nach zu urtheilen, des Polizeirichters Bemerkung, daß er den Gerichtshof beladen mit der Verachtung all seiner Mitbürger verlasse, wohl nicht besonders zu Herzen nehmen. Die englische Respectabilität ist wieder einmal in ihren Grundfesten erschüttert worden und die häßliche Frage, ob das stattlich aussehende Gebäude derselben nicht bloß durch seine Tünche täusche und unter dieser gründlich vermodert sei, drängt sich wieder einmal in den Vordergrund. Eine auf's Aeußerste getriebene Anhänglichkeit an das Formelle in religiöser wie in gesellschaftlicher Beziehung scheint es nicht besonders geschützt zu haben. Ein Factor, der an der moralischen Erschlaffung, von der Fälle wie der Twiß'sche Symptome sind, seinen Theil hat, mag wohl in den socialen Folgen der zwanzigjährigen Allianz mit dem französischen Kaiserreich und den daraus entsprungenen intimen gesellschaftlichen Beziehungen zwischen den zwei Nationen, der Nachäffung des Pariser Lebens mit obligater Einbürgerung des dortigen Hetärenwesens und dem verdorbenen Geschmack, der Aspasien interessanter findet, als die rechtschaffene Frau, zuzuschreiben sein. Es ist halt die alte Geschichte, daß wer Pech anrührt, nicht wohl vermeiden kann, sich zu besudeln.

Eine erfreulichere Erscheinung war die große, öffentliche Theilnahme, die der Königin und der königlichen Familie am Tage der Danksagung für des Prinzen von Wales Genesung, bezeugt wurde. Die Königin verdient sie jedenfalls. Dem von ihr und ihrem verstorbenen Gemahl gegebenen Beispiel wird es ganz besonders zugeschrieben, daß englische Respectabilität und Sittenreinheit in den höheren Klassen, trotz der besprochenen häßlichen Symptome, doch nicht der Vergangenheit angehören. Diese Theilnahme hat auch wieder einmal gezeigt, wie schwach die Partei der theoretischen Republikaner,

die mit beinahe französischem Leichtsinn sich in das mißverstandene Wort Republik verliebt haben, ist. Obgleich Sir Charles Dilke nächstens im Parlament alle mögliche Auskunft über die Kosten des königl. Hofes verlangen wird, so scheinen doch seine Aussichten auf den Präsidentenstuhl in der englischen Republik sehr zweifelhaft. Im Grunde genommen, ist die englische Nation vielleicht die monarchischeste in Europa, auch sind Sir Charles Dilke und seine demonstrirenden Parteigenossen, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, nicht gerade von derselben Natur wie die Männer des Langen Parlaments.

Frankreichs Kündigung des Handelsvertrages mit England hat hier nicht überrascht. Man war darauf gefaßt. Für den englischen Handel wird davon wenig, für den französischen dagegen durch die Rückkehr zum Schutzzollsystem viel Vortheil erwartet. Das Resultat der Allianz mit Frankreich, welches sich als Vereinzelung herausstellt, und die Kündigung des Handelsvertrags sind aber doch bittere Enttäuschungen, nachdem sie in so vielen tönenden Phrasen als Sicherung des Weltfriedens gefeiert worden. Ob der Ausgang der Alabama-Angelegenheit eine ebenso große Enttäuschung sein wird, bleibt trotz der eingetroffenen amerikanischen Antwort noch abzuwarten. Dieselbe ist freundschaftlich im Ton, aber bitter im Gehalt. Die Amerikaner wollen von dem Anspruch auf Ersatz indirecten Schadens nicht abgehen, erklären sich jedoch bereit, den Betrag desselben auf ein Maximum zu normiren. Die englische Regierung will nichts von indirectem Schaden wissen, und der diplomatische Federkrieg wird daher fortgesetzt.

Die von der Regierung vorgeschlagenen Maßregeln zur Reform der englischen Armee werden allgemein günstig beurtheilt. Der Hauptzug darin ist, daß die Regimenter mit Ausnahme der Garde und Jäger-Bataillone, in den Bezirken verbleiben, wo sie recrutirt werden, um ihnen ein locales Interesse zu geben, und daß die Reserven — Militär und Volontär-Regimenter — in diesen Bezirken, deren es 66 geben wird, in engere Verbindung mit der Linie gebracht werden. Linie sowohl wie Reserven jedes Bezirkes werden unter dem Commando eines Oberst-Lieutenants stehen und mehrere dieser Bezirke eine Division unter einem General bilden. Die Nachahmung der deutschen Organisation ist augenscheinlich genug.

Nationale Ebbe. Aus St. Petersburg. — Die Langeweile dieses Winters ist trostlos. Seit dem Decemberbesuch der deutschen Prinzen und Heerführer haben wir keine „Sensation" mehr gehabt, wenn nicht etwa der Mjäßnikow-Fälschungsprozeß so heißen darf. Und der ist auch beendigt — noch dazu mit Freisprechung der Angeklagten. Darüber murren unsere Zeitungen, denn die Mjäßnikows sind reiche Leute, die vielleicht nicht immer ganz saubere Wäsche tragen, ebensowenig aber auch den schmutzigen Schafpelz, den man anhaben muß, wenn man dem Wohlwollen unserer Nationalen empfohlen sein will. Ist denn sonst nichts vorgefallen? Ja — vierzehn Tage lang haben wir uns über den Voranschlag für 1872 freuen dürfen, am meisten der Kaiser, der dem Finanzminister 100,000 Rubel von dem erwarteten Ueberschuß geschenkt hat. Mehr gibt es nicht zu berichten — am wenigsten etwas Erfreuliches.

Das ist kein Zufall. Vor zehn Jahren, als die Bäume bei uns Miene machten in den Himmel zu wachsen, hat sich Niemand über Langeweile beklagt. Jeder Tag brachte etwas. Meistens war es Unsinn, aber gleichviel — der Unsinn war neu und lebendig und jeden Abend legte man sich mit der stillen Hoffnung ins Bett, daß dieses Neue auch eines Morgens vernünftig ausfallen werde. Alles das ist nun gründlich vorüber mit der gehobenen Stimmung, welcher es seine Entstehung verdankte. Der Rückschlag gegen das erregte Treiben der letzten Jahre macht sich allenthalben bemerkbar — am entschiedensten auf dem Gebiet der politischen Presse. Die literarische Neigung der Russen beginnt sich wieder auf das Feld zu werfen, auf welchem sie ohne Frage am meisten geleistet hat — das der Selbstironisirung. So muß der giftige Hohn bezeichnet werden, mit welchem Michael Katkow von der vorgeschrittenen nationalen Presse überschüttet wird, denn Katkow ist der Vater der Ideen, welche seine Verächter von heute gestern noch blindlings getheilt haben. Dieser feige Versuch, den eigenen Einfluß zu retten, indem man rücksichtslos über Bord wirft, was man Jahre lang heilig gehalten, kann nur den Charakter unserer Presse compromittiren ohne seinen Zweck zu erreichen. Denn die unwiderstehlich um sich greifende Entnüchterung trifft ja der Natur der Sache nach nicht eine einzelne Richtung sondern die ganze geistige Strömung, deren nothwendiges Gegenstück sie eben bildet. Daß dem so sei, zeigt sich unwiderleglich an den verzweifelten Versuchen der Blätter aller Farben, bald durch abenteuerliche Erfindungen, bald durch grobe Cynismen auf die Gemüther des Publikums zu wirken. In dieses Capitel gehört es, wenn der Ruskimir (die russische Welt) neulich mit ganz ernsthafter Miene versicherte, man sei in dem Besitz eines preußischen Planes zur Eroberung von ganz Rußland binnen achtzehn Monaten gelangt, oder wenn ein ultranationales Blatt versichert, die einzige ehrliche Genossenschaft in ganz Rußland sei die der Pferdediebe u. s. w.

Nach außen macht sich diese ernüchterte Stimmung in den verschiedensten Formen bemerkbar. Herr von Wurstemberger hat Recht, wenn er in seinem Reisebericht über die Ostseeprovinzen in der „A. A. Z." bemerkt, daß die noch vor anderthalb Jahren unleugbar vorhandene Erbitterung gegen alles Deutsche heute nicht mehr in demonstrativer Weise an die Oberfläche trete. Die Packträger in Wirballen prunken zwar immer noch in russischer Nationaltracht und noch immer harrt daselbst eine Sammelbüchse der Beiträge „für Ausbreitung der Rechtgläubigkeit". Aber kein russisches Auge ruht mehr schmunzelnd auf den breiten Sammethosen der Packträger und keine russische Hand thut sich auf, einen Kopeken in die verstäubte Büchse zu legen. Noch bezeichnender sind die unzweifelhaft vorhandenen Anzeichen von russisch-polnischen Aussöhnungsversuchen, die heute von unserer Presse mit Genugthuung verzeichnet werden dürfen, während man sie noch vor einem Jahre niedergebrüllt hätte. Hierher gehört auch die besonders achtungsvolle und zuvorkommende Aufnahme, welche die Vertreter der baltischen Stände, der Ritterschaften wie der Stände hier neuerdings gefunden haben, nicht allein beim Kaiser, wo sich das aus bekannten Gründen anderer Art erklären würde, sondern auch beim Thronfolger und seiner Umgebung, deren Deutschfeindlichkeit sich vor kurzer Zeit noch in zwangslosester Weise Luft machen durfte.

Bei alledem muß man sich hüten, dieser Beruhigung der Gemüther eine

zu große Tragweite beizumessen. Wir haben es keineswegs mit bewußter Sinnesänderung und Umkehr zu thun, sondern lediglich mit Ermüdung und Blasirtheit. Selbst die leichtfertig sanguinische Sinnesart der Russen hat den fortgesetzt niederschlagenden Erfahrungen auf die Dauer nicht Stand halten können, welche die letzten Jahre auf dem Gebiet der inneren Reformen reinster nationaler Assimilationspolitik gebracht haben. Rußland ist während dieser Zeit um und um gekehrt, in alle erdenklichen Formen gegossen, mit allen möglichen Röcken bekleidet worden: es hat alles über sich ergehen lassen, widerstandslos wie ein lockerer Sandhaufen, aber auch ebenso unfruchtbar und leblos.

Und was hat man in den „Grenzmarken" erreicht? In den Ostseeprovinzen trotz aller Schwierigkeiten, welche das erwachte Nationalgefühl der Ehsten und Letten bietet, unverkennbaren Fortschritt der deutschen Gesittung, in Litthauen Armuth, Verödung und Haß, in Polen Entfremdung der zahlreichen Classen, welche vor 1863 bereit waren, mit Rußland ein aufrichtiges Bündniß einzugehen und eine Todfeindschaft der am Aufstand betheiligten Elemente, welche in eine grausenerregende Zukunft blicken läßt.

Und dieses glänzende Ergebniß ist mit einer Vergeudung von Kraft bezahlt worden, deren Folge in anderen neuerworbenen Gebieten, z. B. in Centralasien auf das empfindlichste hervorzutreten beginnen. Dort steht alles auf viel schwächeren Füßen, als man insgemein glaubt, nur weil es im buchstäblichsten Sinne des Wortes an Menschen fehlt, die man hinschicken könnte — von wirklich tüchtigen Kräften gar nicht zu reden.

Wird man das fruchtlose Jagen nach unerreichbaren Hirngespinnsten deshalb aufgeben? Bei Leibe nicht. Dazu müßte man aufrichtig in sich gegangen sein und davon ist man, wie wir gesehen haben, sehr weit entfernt. Was man früher aus voller Ueberzeugung, aus grimmigem Fanatismus that, das thut man jetzt aus nergelnder Bosheit, oder weil die Eitelkeit verbietet, den Rückzug anzutreten. Allerdings ist das Tempo langsamer geworden. In den Ostseeprovinzen hat das deutschfresserische Beamtenthum, welches gegenwärtig als der eigentliche Träger der nationalen Propaganda angesehen werden muß, da es von persönlichen Beweggründen geleitet wird, die vom Wechsel der Zeitströmungen viel unabhängiger sind, als die Gesinnung des großen Publikums, dem ausgesprochenen Willen des Kaisers gegenüber neuerdings keine positiven Erfolge mehr aufzuweisen. Aber es ist noch immer mächtig genug, um die begonnenen Reformbewegungen in sehr wesentlichen Theilen lahm zu legen. So harren die Justizreform und Städteordnung vergebens der kaiserlichen Bestätigung, obgleich man baltischerseits mit Zugeständnissen bis an die Grenze des Möglichen gegangen ist, nur um einer nachgerade unerträglich gewordenen Lage ein Ende zu machen. Während man auf der einen Seite mit der polnischen Auswanderung Unterhandlungen anknüpft, macht man auf der andern das Russische zur Lehrsprache in sämmtlichen polnischen Schulen und trägt sich mit dem Plan, die polnischen Priesterseminare nach Petersburg und Moskau zu verlegen. Mit Finnland hat man gar erst ganz neuerdings angebunden. Das Russische soll demnächst an den dortigen Schulen obligatorischer Lehrgegenstand werden. Mit Sprach-Ukasen sind die nationalen Feldzüge überall eröffnet worden.

Natürlich läßt sich diesem aus eigensinniger Verbissenheit fortgesetzten

Kampf für eine Sache, an die man selbst nicht mehr glaubt, kein besseres Schicksal prophezeihen, als den früheren Anstrengungen, die wenigstens das Verdienst der bona fides in Anspruch nehmen durften. Der Natur der Sache nach wird man immer mehr dazu gelangen, sich lediglich der negativen Waffen des Störens, Hemmens, Vernichtens zu bedienen, und daß es auf diesem Gebiet leicht ist, ohne sonderliche Anstrengung Hervorragendes zu leisten, beweisen z. B. das völlig brach gelegte Schulwesen Litthauens, die zu Grunde gerichteten Straßen und Einsturz drohenden katholischen Gotteshäuser Polens, an die keine bessernde Hand angelegt werden darf u. s. w.

Aber so trostlos die Zukunft der Gebiete sich darstellt, deren ganze Aufgabe darin beschlossen zu sein scheint, ihre Kräfte in end- und aussichtslosem Kampf gegen die Gewaltmittel der organisirten Barbarei zu verbrauchen — noch verderblicher muß die Rückwirkung dieses Kampses auf die herrschende Nation selber sein. Schon heute wird über den hohlen Nihilismus einer Jugend geklagt, die doch unter den Eindrücken einer das Positive wenigstens anstrebenden Reformperiode aufgewachsen ist. Was wird man in zehn Jahren sagen, wenn die Knaben Jünglinge geworden sein werden, die Katkow verhöhnen hören, weil er die Russificirung Polens angerathen und gleichwohl diese Russificirung mit Mitteln fortsetzen sehen, die den Traditionen der Goldnen Horde entlehnt zu sein scheinen?

Literatur.

Die päpstliche Sängerschule in Rom, genannt die Sixtinische Capelle. Von Eduard Schelle. Wien bei J. P. Gotthard 1872. — Das Buch, das uns unter dem vorstehenden Titel vorliegt, läßt sich von zweierlei Gesichtspunkten aus beurtheilen. In erster Linie bietet es musikhistorisches Interesse. Der als Musikreferent der „Presse" seit Jahren thätige und berühmte Verfasser hat es als der Erste versucht, in eingehender und ungemein lehrreicher Darstellung uns mit der Geschichte der Sixtinischen Capelle bekannt zu machen, — ein Institut, das in seinen Kunstanfängen an die antike Musik anknüpfend allmählig einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreichte, daß es als die alleinige Basis angesehen werden kann, auf der die mittelalterliche Kunst der Musik sich entwickelte. Aber trotzdem sich die Geschichte der Sixtina wie ein rother Faden durch die Phasen der Musikgeschichte hindurchzieht hat ihr die Forschung die gebührende Aufmerksamkeit nicht geschenkt, daher auch der Verfasser nur durch mehrjährigen Aufenthalt in Rom die Schwierigkeiten zu überwinden vermochte, die ihm bei dem „abschreckenden" Mangel an Material für seine Arbeit entgegenstanden. Bekanntlich besteht das Gebot der Veröffentlichung von Acten über die Sixtina noch heutigen Tages, wie sich denn dieselbe von jeher als eine für sich bestehende Welt der Kunst hermetisch abschloß. Doch scheint der Verfasser, wenn er auch hierüber diskret spricht, seinen römischen Aufenthalt wohl benutzt und Manches ans Licht gezogen zu haben, was bisher verborgen lag. Seine Arbeit verdient im gegenwärtigen Augenblicke eine doppelte Anerkennung, da die Tage der Sixtina bei der gegenwärtigen politischen Lage des Papstthums wohl gezählt sein mögen.

Wie gefeit gegen die verhängnißvollen Stürme, die vom sechsten bis sechzehnten, hauptsächlich aber im zehnten Jahrhunderte über Rom hereinbrachen, hat sich der römische Kirchengesang die längste Zeit hindurch in voller Reinheit erhalten als beinahe ausschließlich bestimmender Faktor der Entwicklung der Musik, bis er endlich in Palestrina seine reiffste, aber auch letzte Frucht zeitigte. Papst Gregor der Große ist es hauptsächlich, der als verständiger Beschützer dieser Kunst in jenen Jahren dasteht, während welcher vor den Thoren der Stadt die Longobarden das Land verwüsteten. Sein ganzes Leben hindurch widmete er dem Institute seine besondere Sorgfalt; ja er selbst ertheilte den Knaben nicht ohne Handhabung der Ruthe den Unterricht im Gesange, der sich nach ihm der Gregorianische Gesang benennt. Mehrere von den Päpsten selbst waren aus der Sixtina hervorgegangen und wie sich die Fremden aus allen Weltgegenden in Rom einfanden, ihre Kunst zu bewundern, so gingen andererseits von ihr die Emissäre aus, die in Frankreich, England und Deutschland Pflanzschulen errichteten. Insbesondere ließ Karl der Große es sich sehr angelegen sein, die damals einzige Quelle der musikalischen Kunst in seine Länder herüberzuleiten. Für alle Kirchen und Höfe blieb die Sangweise der päpstlichen Schule mustergültig. Selbst die Fluthen intellectueller und sittlicher Verwilderung, die über Rom hereinbrachen, vermochten die Kraft der Schule nicht zu schädigen und gewissenhaft übermachte jede Generation derselben der nächstfolgenden die Geheimlehre ihrer Kunst, die sich unentstellt durch Jahrhunderte erhielt. Später, als die in fremden Ländern gelegte Saat aufgegangen war, bot die Sixtina Alles auf, um die berühmtesten Sänger fremder Höfe für sich zu gewinnen und diese selbst waren immer erst dann als Künstler ersten Ranges anerkannt, wenn sie vor dem Tribunale in Rom sich bewährt hatten. In Palestrina findet die durch die päpstliche Capelle repräsentirte Entwicklung der Musik ihren Abschluß. Zwar gehörte ihr derselbe nur kurze Zeit hindurch an — er wurde aus ihr verstoßen, weil er gegen die Satzungen verheirathet war —; aber für ihn speciell wurde durch Sixtus V. das Amt eines Componisten der Schule gegründet.

Die fachwissenschaftliche Darstellung des gelehrten Verfassers ist sehr populär gehalten und werden ihr die Freunde der Musikhistorie mit um so größerem Interesse folgen, als die Sixtina als die eigentliche Begründerin der musikalischen Kunst unserer Zeit sich erweist.

In paralleler Darstellung mit der Fortbildung der päbstlichen Sängerschule bis zu ihrem Höhepunkte zeichnet uns der Verfasser — und dies gewährt einen zweiten Gesichtspunkt der Beurtheilung — die Entwicklung der päpstliche Idee. Es ist eine Reihenfolge farbenreicher Bilder von hohem culturhistorischen Interesse, an welchen uns der Verfasser vorüberführt. Mit dem Machtzuwachs des Papstthums hält auch die Sixtina gleichen Schritt und alle Phasen seines geschichtlichen Ganges spiegeln sich in ihren Institutionen wieder. Aber ihre musikalische Schöpferkraft wird auch durch die stürmischen Perioden des Papstthums nicht geschädigt und wie losgelöst von dem oft schwankenden Boden, auf dem sie stand, erscheint durch die Jahrhunderte hindurch die Sixtina wie die von unsichtbaren Genien beschützte Bewahrerin des heiligen Feuers der Musik. du Prel.

Ausgegeben: 22. März 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Niebuhr über Cornelius.

Die ernste Theilnahme, welche Niebuhr in Rom den dort versammelten deutschen Künstlern und ihren Bestrebungen widmete, spricht sich schon in den Auszügen aus seiner Privatcorrespondenz, welche gedruckt vorliegen, so lebhaft und so unmittelbar aus, wie Alles, was ihm wahrhaft am Herzen lag. Der Mann, der die Kunst nach seinen eigenen Worten nur mit vielen anderen Dingen und nach vielen anderen Dingen liebte, hatte doch bald erkannt, welche Summe von Geist und Genie, auch welche sittliche Bedeutung in den Männern lag, die trotz der scheinbaren Ungunst des Zeitalters voll reiner Begeisterung zu gestalten strebten, was sie innerlich erfüllte, und die deutsche Kunst zur Wahrhaftigkeit und zur Treue gegen die Natur zurückführten. Es ist für Niebuhr's ganze Denkart bezeichnend, daß er neben der freudigen Würdigung des Gewinnes, der in einer solchen Erscheinung für die Mitwelt lag, sogleich mit ganzer Wärme auch die Verpflichtung empfand und aussprach, die sie denen auflegte, welche die Möglichkeit hatten, sie zu fördern. In diese Gesinnung gewähren einen sehr werthvollen Einblick einige Schriftstücke, die er von Rom aus an den Minister v. Altenstein und das Departement des Cultus und öffentlichen Unterrichtes richtete. Sr. Excellenz dem Hrn. Minister v. Mühler verdanke ich die Möglichkeit und die Erlaubniß ihrer Veröffentlichung.

Die Schreiben erklären sich großen Theils selbst. Als Niebuhr im Herbst 1816 nach Rom kam, fand er eine Arbeit im Gange, welche in der Geschichte unserer Malerei eine Art von Wendepunkt bezeichnet: es waren die Fresken aus der Geschichte Joseph's, welche der preußische Generalconsul Bartholdy in einem Zimmer seiner Wohnung im Palazzo Zuccari von Cornelius, Overbeck, Wilhelm Schadow und Philipp Veit ausführen ließ. Das Werk kam durch gemeinsame Opfer des Bestellers wie der Künstler zu Stande und machte die Fürsorge des Staates für ihre Bestrebungen nur noch wünschenswerther. Niebuhr half aus eigenen Mitteln, soviel er vermochte, und suchte die Theilnahme des Ministeriums den Künstlern zu gewinnen. Als dann seit 1817 Schritte zur Neubegründung der Düsseldorfer Kunstacademie gethan wurden und die dortige Regierung Cornelius für die Leitung der Anstalt in Vorschlag brachte, that er, was in seinen Kräften stand, für die

Verwirklichung dieses Planes. Von einem nach Düsseldorf gerichteten Schreiben findet sich in den dortigen Acten, wie Hr. Archivrath Harleß zu ermitteln die Güte gehabt hat, nur eine Erwähnung, nicht das Original. Dagegen liegt das Gutachten, welches er an den Minister selbst abgab, glücklicher Weise im Wortlaut vor.

I.

Rom den 30. November 1816.

Ein hohes Königl. Departement des Cultus und öffentlichen Unterrichts verzeihe, daß ich mir die Freiheit nehme mich mit einer Vorstellung an dasselbe zu wenden: und daß ich derselben diese äußere Form*) gebe. Jenes würde ich mir auf keinen Fall länger haben versagen können, wenn auch nicht die durch Hrn. Staatsrath Uhden an mich gerichtete Nachfrage über Hrn. Titel**) mich vermuthen ließe, daß auch unaufgeforderte Berichte über unsere hiesigen Künstler von Hochdemselben nicht ungern aufgenommen werden würden: dieses erklären die ungeheuren Portosätze; und ich schäme mich nicht in dieser Hinsicht für den Staat geizig zu sein.

Wir haben hier allerdings keine preußische Akademie: ich kann aber mit Wahrheit und Stolz sagen, daß unsere preußischen Künstler, mit einigen anderen Deutschen, sich vor allen übrigen höchst rühmlich auszeichnen. Unter unseren Preußen nenne ich vorzüglich Cornelius aus Düsseldorf, die Brüder Schadow und Moseler aus Coblenz. Herr General Consul Bartholdy hat die äußerst verdienstliche Liberalität ausgeübt von Cornelius, Wilhelm Schadow und Overbeck aus Lübeck ein Zimmer auf Kalk ausmalen zu lassen, welches für alle drei der erste Versuch in dieser äußerst schwierigen und verlassenen Kunst (kleine Verzierungen können hier nicht gelten) gewesen, und ihnen über alle Erwartungen gelungen ist; wie sehr auch diese liebenswürdigen und bescheidenen Männer entfernt sind, sich selbst genügt zu haben, und Ansprüche auf ein gewaltiges Lob zu machen. Was sie leisten können, liegt am Tage, und man mag sich wohl von Herzen freuen, eine so wahre, frische, gedankenvolle Kunst zu sehen. Hr. Bartholdy sagt mir, daß er kleine in Oel gearbeitete Skizzen von den bis jetzt fertigen Gemälden nach Berlin senden wolle. Mein Anliegen ist, das Departement, dem die Pflege der Künste anbefohlen ist, woran so viele Mühe und große Summen vergebens verwandt worden, so lange den Künstlern der rechte Sinn fehlte und der Geist der Kunst schwach war, aufmerksam zu machen und dringend

*) Die Eingabe ist auf Briefpapier von kleinem Format geschrieben.

**) Siehe über ihn das zweite Schreiben.

aufzufordern, seine hohe und mächtige Vermittelung anzuwenden, damit dem, was sich ganz unbegünstigt entwickelt hat, die Hand geboten werde. Es ist das innige Verlangen der drei Freunde zu Berlin eine Gelegenheit zu großen Arbeiten derselben Art zu erlangen. Ich bin berechtigt zu sagen, daß auch Rauch ihr Werk ungemein hochachtet und unsere Königsstadt mit anderen derselben Gattung, und nothwendig vollkommeneren geschmückt zu sehen wünscht. Möchten sie dazu berufen werden! Sei es nun, daß des Königs Majestät geneigt sei, die Mauern des neuen Domgebäudes zu verherrlichen, oder einige Zimmer im Schloß zu schmücken: oder daß man dem großen Saal des Universitätsgebäudes diesen Glanz gewähren wolle; die Wünsche meiner Freunde sind äußerst bescheiden, so wie ihre Bedürfnisse gering sind. Wird für diese gesorgt, und ihre Reise bezahlt — sie sehnen sich alle, wie jeder Deutsche thun muß, von hier weg nach dem Vaterlande, — so werden sie sich glücklich schätzen: denn sie setzen ihr wahres Glück darin ein solches Werk ausführen zu können. — Vorläufig aber muß ich mir erlauben als Bittsteller für Cornelius, ohne daß er Kenntniß davon hätte, aufzutreten. Dieser ist ein ungemein geistreicher Mensch und Künstler: er verdirbt sich nicht um für den Geschmack der hierher kommenden Fremden zu arbeiten, darüber aber lebt er auch äußerst dürftig. Meine Mittel erlauben mir nicht für ihn zu thun, was ich sehr angelegentlich thun zu können wünschte. Würdiger könnte Niemand einer Unterstützung des Staates sein, und angemessen wäre es wohl einer der neu erworbenen Provinzen zu zeigen, daß wenn sie das Glück gehabt, einen seltenen Geist unter sich geboren zu sehen, dieser von der neuen Regierung ausgezeichnet und gehegt wird. Ich bitte nicht um eine Pension für ihn; wohl aber darum, daß ihm eine der Liberalität unseres Staates angemessene Summe angewiesen, und ihm aufgetragen werde, dagegen ein Werk, nach seiner eigenen Wahl, zu arbeiten und zu senden — bis es möglich wird, was ich, wie gesagt am allermeisten wünschte, die drei Freunde zu einer großen Arbeit zu rufen. Ich wiederhole, daß ich Cornelius nichts von diesem Schritt zu seinem besonderen Vortheil sage: daß Unterstützungen des entschiedenen Talents auf diese Weise gewährt, weit nützlicher sind als Reisegelder für so viele, die immer mittelmäßige bleiben, ja als akademische Pension, davon bin ich fest überzeugt.

Goethe hat eine sehr hohe Meinung und wahren Respect für Cornelius Geist und Kunst.

Rudolph Schadow arbeitet in seiner Kunst mit treuem Eifer und glücklichem Fortgang. Er hat eine sehr schöne Statue vollendet, eine Spinnerin, sehr graziös und von den Kennern in jeder Hinsicht gepriesen. Ich bemerke nur, daß er sie für den Preis von 320 Zechinen, mindestens, überlassen kann: und weiß wohl, daß der Wunsch unsere Hauptstadt mit den Kunst-

werken ihrer Söhne geziert zu sehen allerdings durch viele Umstände in der Ausführung beschränkt sein kann. Wilhelm Schadow hat den Carton zu einem Oelgemälde angelegt, welches sehr große Erwartungen erregt.

Wenn ich nun die ächte aufblühende Kunst mit Liebe und Wärme der Gunst und dem Schutz der erleuchteten höchsten Behörde empfehle, so darf ich auch nicht dem Unglück einer verwelkten Reputation mein Vorwort entsagen, und ich wage es bei einem hohen Departement als Fürsprecher für den unglücklichen Rehberg*) aufzutreten, für den der Befehl nach unserem Staate zu kommen die Vollendung seines traurigen Schicksals ist. Sein Leben kann auf keinen Fall lange dauern.

Möchte ich so glücklich sein, daß ein hohes Departement meinen Vorstellungen seine gnädige Aufmerksamkeit schenkte: ich wage zu hoffen, daß mir die hiesige Geschäftsführung desselben Beifall und gnädiges Wohlwollen sichert gez: Niebuhr.

II.

Hoch und Wohlgeborener Freiherr
Hochgebietender Herr Staatsminister

Euer Excellenz habe ich den Empfang der mir übermachten Rimessen cf 219 „31" und cf 435 „50" für die Herren Titel und Cornelius, sowie der beiden dieselben begleitenden verehrten Schreiben schuldigst anzuzeigen. Die Rücksicht, welche Ew. Excellenz auf meine Vorschläge und Empfehlungen nehmen zu wollen geruht haben, erkenne ich mit dem lebhaftesten Dank; wie ich auch durch das Vertrauen, welches Ew. Excellenz mir dadurch erweisen, [mich], äußerst geehrt finde.

Von der Zweckmäßigkeit dieser Art der Unterstützung für den Künstler hoher Art wie Cornelius, oder einer minderen, wie Titel, giebt eben dieser Fall den Beweis selbst.

Titel ist gegenwärtig mit einer Copie der Madonna von Foligno und der Assumption für einen Engländer beschäftigt, so daß er die ihm aufgetragene Arbeit noch in mehreren Monaten nicht anfangen kann: wie er denn auch in diesem Augenblick eben aus dieser Ursache keiner Unterstützung bedarf. Er nimmt den ihm ertheilten [Auftrag] mit Dankbarkeit an, und wird ihn zuverlässig mit Fleiß und Treue ausführen. Ich hoffe auch mit Glück; dar-

*) Friedrich Rehberg, als Künstler unbedeutend, einigermaßen bekannt durch sein Buch über Raphael. Er ging 1819 nach Deutschland um einen Auftrag des Kaisers von Oestreich auszuführen und starb 1845 in München. Seine Beziehungen zu Berlin sind schon aus Carstens Lebensgeschichte bekannt.

über aber kann ich noch immer nicht mit Gewißheit urtheilen, da die ihm aufgetragenen großen Copien unvollendet sind. Er erkennt es übrigens ganz als seinen Beruf an sich mit Copien zu beschäftigen, und hat den Gedanken an eigene Arbeiten ganz aufgegeben.

Ich behalte die ihm bestimmte Summe in meiner Verwahrung, so daß ihm die erste Hälfte erst dann ausgezahlt wird, wenn die Arbeit, welche ihn jetzt beschäftigt, vollendet sein wird.

Herr Cornelius hat, seit meinem Bericht, den Ew. Excellenz so gütig haben aufnehmen wollen, einen Auftrag erhalten, der für ihn und unsere deutsche Kunst sehr ehrend ist. Es hat nämlich der Marchese Massimi ihn und seinen Kunstgefährten Overbeck bewogen, die Ausmalung zweier Zimmer in einer Villa des Marchese zu übernehmen. Cornelius wird einen Cyclus aus Dante,*) Overbeck aus Tasso ausführen. Sie haben sich verpflichtet, diese Arbeit zu beginnen, sobald die Gemälde für Herrn Hofrath Bartholdy vollendet sein werden.

Aber auch von diesen ist für jeden noch ein großes übrig: und Cornelius hat für das seinige selbst den Carton noch nicht vollendet — welcher ein großes Meisterstück verspricht, und das erste weit zu übertreffen. Unter diesen Umständen ist die Zeit weit entfernt, wo er die Verfertigung eines Oelgemäldes übernehmen könnte. Allerdings hat er ein solches so gut wie vollendet in seiner Werkstätte;**) aber es genügt ihm selber nicht, wie es denn schon vor mehreren Jahren gearbeitet ist, seit welcher Zeit er durch Studium der großen Meister und eigene Arbeiten außerordentliche Fortschritte gemacht hat. Er würde also der Gnade Ew. Excellenz schlecht zu entsprechen glauben, wenn er dieses sendete und nicht das Höchste leistete was seine weiter entwickelte und rastlos sich entwickelnde Kunst zu leisten vermag.

Ich habe unter diesen Umständen, nach reifer Erwägung, gewagt vom Buchstaben der Vorschrift Ew. Excellenz abzuweichen mit der Hoffnung Ihren Beifall dennoch nicht zu verfehlen.

Herr Hofrath Bartholdy hat sich durch die sehr kostbare Unternehmung der Ausmalung jenes Saals ein bleibendes Verdienst erworben: ohne diese Veranlassung hätten unsere vortrefflichen Künstler sich nicht zur Ausführung großer Werke vorbereiten können, welche ich zuversichtlich von ihnen verspreche. So betrachten sie es selbst, und schätzen sich glücklich die Gelegenheit gefunden zu haben: wiewohl sie bei der Arbeit Noth leiden, indem Herr

*) Für Cornelius traten später Philipp Veit und Koch ein.

**) Jedenfalls ist die Darstellung der klugen und thörichten Jungfrauen gemeint, jetzt in der städtischen Sammlung zu Düsseldorf.

Bartholdy sie nicht so bezahlen kann, daß sie dabei auskommen könnten: und für die noch übrigen Stücke hat derselbe sich genöthigt gesehen, die Bezahlung noch weiter herabzusetzen. Cornelius befindet sich daher in sehr bedrängten Umständen, und es werden noch wenigstens vier Monate vergehen, ehe er die Arbeit für den Marchese Massimi anfangen, und etwas Geld dafür erhalten kann.

Sein erster Carton (die sämmtlichen Gemälde in Herrn Bartholdys Zimmer sind nach seiner Wahl aus der jüdischen Geschichte: Josephs Trübsale und Herrlichkeit), die Traumdeutung vor Pharao darstellend, ist von Herrn Wenner für 150 Thlr. gekauft worden; und würde wahrscheinlich jetzt an einem Engländer, wenn er nicht veräußert wäre, einen Käufer zu 80 Zecchinen (250 Thlr.) gefunden haben. Der zweite, an dem er jetzt arbeitet, Josephs Versöhnung mit den Brüdern, wird weit reicher und unbeschreiblich schön. Da nun mein inniger Wunsch ist, daß die Idee, welche Ew. Excellenz äußern, unsern frischen jungen Meistern die Ausmalung der Garnisonkirche zu übertragen zur Ausführung kommen möge, und das Urtheil über ihre Fähigkeit dazu weit mehr durch die Ansicht eines so trefflich ausgeführten Cartons für ein Frescogemälde entschieden werden kann, als durch ein Oelbild; — da sonst anderthalb Jahre vergehen würden, ehe man zu Berlin einen eigenen Begriff von Cornelius Talent und Kunst erhielte — und da ich (warum sollte ich Ew. Excellenz dieses nicht unverholen sagen?) seine Verlegenheiten mit Wehmuth sehe — so habe ich nicht angestanden, diesen Carton anstatt des Oelgemäldes anzunehmen: aber so, daß ich ihm dafür nicht die ganze Summe der 300 Thlr. zugesagt, sondern die Bestimmung des Preises Ew. Excellenz vorbehalten habe. Dies konnte ich mit der größten Ruhe für das Interesse eines Mannes thun, an dem ich den höchsten Antheil nehme: daher ich auch hierüber nichts weiter hinzufüge. Die Aussicht auf eine große Arbeit in einer deutschen Kirche erfreut Cornelius so unbeschreiblich, daß die Vollendung dieser Probearbeit zuverlässig dadurch noch weit mehr gewinnen wird.

Er wird selbst Ew. Excellenz seinen ehrerbietigen Dank schriftlich sagen.

Möchte die Gunst, welche Ew. Excellenz, wie des Königs Majestät, der Kunst schenken, durch die öffentliche Prosperität, und durch eine gerechte finanzielle Würdigung der Ansprüche der Kunst und Wissenschaft alle nöthige Mittel erlangen, sich belebend zu äußern! Talent und Eifer, mit vortrefflichem Sinn in jeder Rücksicht zeigen sich auf die erfreulichste Art: und wenn ich mir nicht helfen kann für den Verfall unserer Literatur und Gelehrsamkeit Besorgnisse zu empfinden, so bin ich dagegen fest überzeugt, daß nur Beschäftigung und große Arbeiten dazu gehören um uns ein glänzendes Zeitalter der Kunst zu verschaffen. Wie glücklich, wenn man sich der Zeiten er-

innert, wo die kostspieligsten Anstalten der Regierungen dem Mangel an Talent und Sinn nicht abhelfen konnten.

Ich habe die Ehre mich verehrungsvoll zu unterzeichnen

Ew. Excellenz

gehorsamer Diener

Rom den 22. Februar 1817. gez: Niebuhr.

III.*)

Die Aufforderung, womit Ew. Excellenz mich beehrt haben, auf den Grund meiner genauen Bekanntschaft mit dem Maler Herrn Cornelius eine Erklärung über seine in Vorschlag gebrachte Berufung als Director der Kunstakademie zu Düsseldorf abzugeben, hat mich sehr erfreut und zu lebhaftem Dank verpflichtet. Die lange Zeit, welche ohne Entscheidung vergangen ist, seitdem diese Berufung von der Königl. Regierung zu Düsseldorf eingeleitet worden, hat unvermeidlich Besorgnisse erregt, daß ein Vorhaben, worüber ich mich in jeder Hinsicht innig gefreut hatte, aufgegeben oder vereitelt sei. Hierüber beruhigt, erkenne ich zugleich das ehrende Vertrauen auf unbefangenes Zeugniß, welches in einer Anfrage liegt, die einen Mann betrifft, von dem es Ew. Excellenz wohl bekannt sein wird, daß ich seinen Geist, seine Kunst und sein Herz ausgezeichnet liebe und verehre.

Die Kunstakademieen, wie sie allgemein eingerichtet sind, scheinen den Zweck zu haben, die Kunst abgesehen von der Erscheinung großer, für sie geborenen Genien und von dem geistigen Einfluß der Zeit und des allgemeinen und einzelnen Seelenlebens zu erhalten. Die schönen Jahrhunderte der Kunst im Alterthum wie in den beiden Ländern, in denen allein sie in der neueren Zeit geblüht hat, wußten nichts von solchen Lehranstalten, so weit man auch damals von der gefährlichen Meinung entfernt war, daß es anderen als ganz seltenen Menschen gelingen könne, sich selbst Lehrer zu sein. Die großen Künstler waren Meister, umgeben von Jüngern und Schülern, denen sie ihre äußerst zahlreichen Regeln und Lehren mittheilten, deren Auge und Hand sie leiteten, und für deren Geist ein Licht für den ihrigen [an dem ihrigen?] aufging.

Wenn die Kunstakademieen so wie sie sind, nichts Gutes leisten, wenn man dieß hier zu Rom vielleicht noch lebendiger als irgendwo einzusehn veranlaßt wird, so sind sie nun in den Händen der Regierungen, wenn diese

*) Die erste, kleinere Hälfte dieser Denkschrift ist in Ernst Förster's Geschichte der deutschen Kunst und dann mehrfach wieder gedruckt, u. A., mit einem kleinen Zusatz, bei L. Bund Die Semisäcularfeier der K. Kunstacademie zu Düsseldorf S. 20—25. 31.

ihre Grundfehler einsehen, ein Mittel, das untergegangene echte Verhältniß der Meisterschaft wieder herstellen zu helfen. Wie in tausend anderen Dingen der Verlust der freien eigenen Leitung von den Individuen verschuldet worden und diese sich freiwillig unter eine Vormundschaft der Unmündigkeit begeben haben, aus der nichts frisches mehr werden kann, und die Regierungen, welche es redlich meinen, die Heilung darin erkennen, daß sie den Geist eigener Thätigkeit innerhalb der bestehenden Formen aufrufen und nicht diese Formen zerschlagen; so gilt dies auch von den Kunstakademieen.

In einer Zeit, wo das bewundernde Hinaufsehen zu einem echten Meister und ein festes Anschließen an ihn in jeder Art der Kunst, von der politischen bis zur bildenden ganz selten geworden ist, weil Liebe und Demuth fast verschwunden sind, würde auch für die bildende Kunst aus einer Abschaffung der Kunstschulen eine geistige Anarchie und Verwilderung entstehen, an der, so weit sie sich auf diesem Felde wohl zeigen mag, der Widerstreit gegen die jetzige Unzweckmäßigkeit der Kunstakademieen unläugbar einen großen Antheil hat.

Wählt aber der Staat einen großen Künstler, der berufen ist, eine wahre Schule zu gründen, sichert er diesem ein heiteres Leben und ein Auskommen, wobei er einen großen Theil seiner Zeit auf die Leitung tüchtiger Schüler verwenden kann, noch mehr aber sie an seinen, dann leicht einer sehr großen Erweiterung fähigen Arbeiten Theil nehmen läßt, und eine gesetzliche Autorität über diese Schüler, deren die früheren guten Zeiten entbehren konnten, die unsrige aber nicht, so kann und wird eine solche Kunstschule wenig kostbar für den Staat, sobald man viel belästigendes Fachwerk wegwirft, und mit der Unterstützung der Eleven behutsam ist, um nicht anstatt des wahren Berufs der kraftlosen Neigung auf die Bahn zu helfen, von dem allerglänzendsten Vortheil für die Kunst sein und dem Staat zur herrlichen Ehre gereichen.

In diesem Sinn bin ich überzeugt, daß Herr Cornelius, ohne irgend eine Ausnahme oder Vergleichung, der berufenste unter unseren Zeitgenossen ist, um eine Kunstschule, unter welchem Namen sie genannt werden mag, zu schaffen und zu leiten.

Sein Genie, mit dem umfassendsten Talent und der tiefsten Einsicht in alle Zweige seiner Kunst verbunden, ist in Deutschland, wie hoch man es auch würdigen mag, nur sehr unvollkommen bekannt, und kann dort noch nicht vollkommen bekannt sein. Was nach ihm gestochen worden, ist theils im Stich gar nicht glücklich dargestellt, theils ist es aus früherer Zeit, und wir sehen ihn, der sich seinen Weg völlig selbst bahnen mußte, in jeder neuen Arbeit sich übertreffen und vervollkommnen: theils erregt es wegen der den Gegenständen angeeigneten Darstellungsart, zufälligerweise eine ganz irrige

Vorstellung von Einseitigkeit und freiwilliger Beschränkung auf einen gewissen Styl. Das cyclische Blatt der Nibelungen übertrifft ohne Vergleich die früher gearbeiteten einzelnen, und ich scheue mich nicht, zu sagen, daß auch nicht eine ähnliche Darstellung des Alterthums oder der neueren Zeit über die des Hunnenkönigs unter dem vertilgten Heldengeschlecht gestellt werden kann. Der Carton der Wiedererkennung Josephs und seiner Brüder gibt doch keinen Begriff von der meisterhaften Behandlung des Gemäldes und wenn wir uns sehnen, daß er einst den unvergleichlichen Cyklus der drei Gedichte des Dante, wie er ihn gedacht und seinen Freunden angegeben hatte, möge ausführen können, wenn ich unserem Land das Glück wünsche, irgendwo dies Werk von ihm zu besitzen, und unserer Regierung die Ehre es zu bewirken, so ist doch die Arbeit, welcher jene für jetzt gewichen, die sehr glückliche Veranlassung geworden, seine ganz freie Vielseitigkeit nicht allein den Zweiflern zu bewähren, sondern vielleicht glücklicher, als wenn er erst in späteren Jahren diese Gegenstände darzustellen angefangen hätte, zu entwickeln. Man sieht und bewundert in dem Carton für den Saal, der ihm zu München für Seine Königliche Hoheit den Kronprinzen von Baiern zu malen aufgetragen worden, eine ebenso tiefe, liebende und echte, innige Auffassung der griechischen Poesie als in seinen früheren Werken der heiligen Geschichte und der vaterländischen alten Zeit, und unerschöpflichen Reichthum der Erfindung vereint mit dem einfachsten Tiefsinn.

Einen Ausspruch von dem man wie von seinem Dasein gewiß sein kann, daß wenigstens das nächste Geschlecht ihn allgemein bekennen wird, darf man getrost äußern, ehe er noch die allgemeine Stimme sein kann. Cornelius ist unter unsern Malern, was Göthe unter unsern Dichtern ist. Sein Verstand ist ebenso vorzüglich, wie sein Genie und Talent: er zeichnet sich aus durch die seltenste Richtigkeit der Beurtheilung über alles, was ihm so vor den Geist tritt, daß es möglich ist, ohne Gelehrsamkeit es zu durchschauen: und ich glaube, daß sein Urtheil nie falsch sein wird, wenn eine ihm auch ganz fremde Sache klar dargestellt ihm vorliegt, er ist in keinen Vorurtheilen befangen und durch und durch von lebendiger Wahrheitsliebe beseelt.

Mit diesen Eigenschaften verbindet er die, welche zum Erfolg des Wirkens von Mensch auf Mensch die wichtigsten sind. Daß er frei vom leisesten Neid ist, folgt bei einer schönen Seele unmittelbar aus dem stillen Bewußtsein, welches er von dem was er ist, haben muß. Er ist aber nicht nur dies, sondern voll Liebe und voll Eifers, den jüngeren Künstlern mit Rath und That zu helfen, er zieht sie gern an sich; ich habe gesehen, wie er sich freute, als einem es gelang, eine übertragene Theilarbeit sehr brav auszuführen, und ich weiß von denen, die sich mit aufrichtigem Wunsch um Be-

lehrung an ihn gewandt haben, wie eindringend und klar, wie schonend und aufmunternd er ihnen die Schwäche ihrer Werke zeigt, und ihnen hilft, sich von angenommenen Grundfehlern frei zu machen. Solche, die redlich Belehrung suchen, sind freilich bei der herrschenden Sinnesart unserer Zeit, und hier, wo die meisten so hinkommen, daß sie sich schon etwas zu sein glauben, nicht zahlreich. Wird Cornelius auf die Stelle gesetzt, wo er, mit der Muße freier Bewegung die dem großen Künstler nothwendig gelassen werden muß, der Meister einer ächten Kunstschule sein kann, so wird er mit verdoppelter Lebenskraft schaffen und wirken, weil er sich dann ganz glücklich fühlen wird.

Ich setze also voraus, was vielleicht allein bei unserer Regierung in Sachen der Wissenschaft und Kunst kein täuschendes Vertrauen ist, daß nicht die Nichtkünstler dem großen Künstler und Meister buchstäblich vorschreiben und einrichten werden, wie der Schüler zum Maler gebildet werden soll, sondern daß man sich darauf verlassen wird, daß der glücklich Gefundene ein heilig gewissenhafter Mann, voll Liebe für die Sache und unbesorgt, ob ihn ein Schüler übertreffen könne, dieß wissen und nach Wissen und Gewissen es bewürken werde: und ich verbürge meine Ehre und Wort, daß der Erfolg die Versicherung rechtfertigen wird, daß Niemand mehr als er, und keiner von dem ich weiß, wie er, zum Director einer Kunstschule geeignet ist.

Ew. Excellenz erwähnen die beabsichtigte Verbindung der Kunstakademie mit einer polytechnischen Schule, ohne etwas darüber zu äußern, inwiefern es im Antrag ist die Direction beider zu vereinigen. Der Name einer polytechnischen Schule kann sehr verschiedenartigen Instituten angepaßt werden: zunächst erinnert man sich dabei desjenigen, welches mit ausgezeichnetem Ruhm zu Paris existirt: in diesem Fall aber könnte es die Absicht nicht sein, eine Schule der Kunst mit einer Lehranstalt der höheren Mathematik und ihrer Anwendungen, anders als etwa in Hinsicht der Fonds und des Locale zu vereinigen. Es würde sich weder ein Künstler noch ein Mathematiker finden, der beiden wahrhaft leitend vorstehn könnte, da wir Leonardo nun einmal nicht von den Todten auferwecken können. Selbst einige Begriffe von dem fremdartigen Theile eines solchen Ganzen würden nichts nützen, vielmehr schaden: und es läßt sich nicht denken, daß die Lehrer dieser, ihrem Vorgesetzten höchstens dürftig bekannten Gegenstände sich wirklich unter seine Leitung bequemen sollten. Eine allgemeine Unmöglichkeit kann und wird nicht gegen einen einzelnen angewandt werden. Nur das muß ich allerdings anführen, daß es zweckmäßig sein wird, zu veranstalten, daß Herr Cornelius nicht mit dem finanziellen und ökonomischen Theile der Kunstanstalt und mit der diesen betreffenden Correspondenz belästigt werde. Dieser Sache ist so leicht abzuhelfen und der schöne Wunsch der Düsseldorfer Regierung, einen Mann, der

der Stolz seiner Vaterstadt ist, ihr wieder zu geben, so erklärt, daß sich von Seiten der Letzten gewiß ein Entgegenkommen für jede nöthige Aushülfe erwarten läßt. Es läßt sich auch diese etwanige Schwierigkeit unstreitig leicht heben, und wenn man manche Directoren möchte anführen können, die als Geschäftsmänner musterhaft und für die Kunst elend gewesen sind; so wird auch hier in Ew. Excellenz Beurtheilung der Zweck der Sache entscheiden. Uebrigens ist diese Trennung auch zu München als nothwendig und zweckmäßig gleich anfangs angeordnet.

Ich fürchte nichts weniger, als dem Manne, den ich so sehr hochachte, bei Ew. Excellenz durch das Geständniß zu schaden, daß es nothwendig sei, ihn von diesen Geschäften zu befreien, da Sie sehr wohl wissen, daß die allergrößten Künstler der besten Zeit, mit ganz seltenen Ausnahmen, dafür auch nicht getaugt haben würden. Cornelius hat keine literarische Erziehung gehabt, was davon abhängt, fehlt ihm also: was die Natur geben muß, besitzt er: denn er schreibt mit äußerlicher Incorrectheit so vortrefflich, daß es klar ist, welchen Rang er in der Litteratur eingenommen hätte, wenn er nicht bildender Künstler geworden wäre; aber er ist vom Schreiben sehr entwöhnt, und würde sich am wenigsten zu dem in den kleinen Geschäften einer Anstalt nothwendigen gewöhnen.

Die Direction einer solchen Kunstschule einem anderen zu übertragen, und ihn nur als Lehrer dabei anzustellen, wäre sicher unzulässig, denn der Vorsteher, wer er auch wäre, würde als Künstler weit unter ihm stehn, und dann ist es unmöglich, daß ein solcher nicht mit Neid gegen ihn erfüllt sein sollte. Hierüber läßt die Erfahrung keinen Zweifel. So sehr ich nun auch, von allem andern abgesehen, für die Ehre des Staates und für seinen guten Namen bei den Bergischen und in ganz Deutschland wünsche, daß der ausgezeichnetste Mann, den Preußen in seinen neuen Provinzen erworben, dem Vaterlande erhalten werde; so würde ich selbst Herrn Cornelius nicht rathen dürfen, in dieß Verhältniß einzutreten, wenn auch er darüber zweifelhaft sein könnte. Daran ist aber auch gar nicht zu denken, weil er den kleinlichen, neidischen, hämischen Geist, der in den gewöhnlichen Kunstakademieen herrscht, ehemals in Düsseldorf nur zu sehr empfunden hat, ja noch lange nachher von ihm verfolgt worden ist.

Ich kann mit positiver Kenntniß der Umstände versichern, daß manche Jünglinge nur seine schon so lange gehoffte Anstellung erwarten, um zu ihm nach Düsseldorf zu ziehen.

Die einzige Schwierigkeit von der ich schon vor dem Jahr die Regierung zu Düsseldorf in Kenntniß setzte, ließe sich in der von ihm übernommenen Verpflichtung finden, einen Saal für den Kronprinzen von Baiern

Königl. Hoheit auszumahlen. Darf ich mich über diesen Gegenstand ganz freimüthig erklären?

Herr Cornelius hatte den schweren Druck der Zeitläufte hier zu Rom in vollstem Maaße erfahren. Er hatte sich verschulden müssen um ganz dürftig zu leben. Arbeiten, wenn sie sich fanden, wurden so kümmerlich honorirt, daß der Künstler mit Weib und Kindern kaum trockenes Kummerbrod hatte. Die Freskogemälde, welche um so längere Zeit wegnahmen, da er sich die in der That ganz aus der Praxis gekommene Kunst wieder erfinden mußte und ihn daher — denn Tag für Tag ohne Rast kann der Künstler doch nicht wie der Handwerker arbeiten — fünf Vierteljahre beschäftigten, sind ihm mit etwa drittehalbhundert Scudi bezahlt worden und er war dadurch in die äußerste Noth gerathen, als das damalige Königl. Departement des Cultus und öffentlichen Unterrichts ihm einen der Cartons auf meinen Antrag für andere 200 Scudi abkaufte.

Nicht als ob die Dankbarkeit womit ich diese liberale Handlung aufnahm, mit der Zeit erloschen wäre; — aber wie sehr wünschte ich daß die dringenden Empfehlungen zu einer bleibenden Unterstützung, welche die Anerkennung des Staates bewährt hätte, nicht ohne Erfolg geblieben wären.

Nachdem jene mit großer Liebe unternommene und in Kummer geendigte Arbeit vollendet war, trug ihm der Marquis Massimi auf, einen Cyklus aus Dante zu malen; die Bedingungen waren schon günstiger als die für jene Gemälde, aber die Zahlungen weit aufgeschoben und immer noch unzureichend. Ward ihm aber möglich gemacht, den Antrag dennoch anzunehmen, so ward ein unsterbliches Werk ausgeführt, und der so beschäftigte und nach seinen frugalen Neigungen versorgte Künstler für Preußen erhalten, bis die Regierung ihm Brod und Beruf im Vaterlande antragen würde.

Ein Freund, der Cornelius wie das Vaterland liebt, theilte mit ihm was er entbehren und sich versagen konnte, und dadurch ließen sich jene Zwecke erreichen, wenn jener Freund bis zur Vollendung des Werkes in Rom blieb, oder hoffen durfte daß der Staat wenn er Italien verlassen mußte, seine Beisteuer übernahm. — Aber jenes hing nicht von ihm allein ab: er konnte genöthigt werden zurückzugehen und seinen Freund in der dringendsten Verlegenheit zu lassen, und alle seine Bestrebungen blieben fruchtlos, Cornelius Schicksal und sein Verhältniß zu Preußen zu versichern.

Diesem war es von seiner Seite schmerzlich seinen Freund zu Beschränkungen zu veranlassen, und die Ungewißheit der Fortdauer jener Unterstützung konnte er sich auch nicht verhehlen, deren einzige Bedingung war, daß er sich für Preußen erhalten solle.

... Unter diesen Umständen geschah der Antrag des Kronprinzen von Baiern an Cornelius. Es bedarf keiner Entschuldigung daß er ihn nach langem

Kampf mit dem Bewußtsein wie schmerzlich es seinem Freunde sei, wenn er dadurch Preußen entrissen würde, annahm.

Bald darauf erfolgte die Anfrage der Düsseldorfer Regierung und ich bemerkte, daß jetzt Cornelius nur unter der Bedingung in unsere Dienste treten könne, wenn ihm alljährlich ein Urlaub von einigen Monaten gewährt würde um das große Werk zu München auszuführen. Es werde allerdings für ihn mit großer Beschwerde verbunden sein; aber dieser werde er sich unterziehn, um zugleich sein Wort zu halten und das sehnlich verlangte Glück zu genießen, in sein Vaterland zurückzukehren. Er werde den größten Theil des Jahres mit der Arbeit der Cartons beschäftigt sein, die er ebenso wohl zu Düsseldorf als zu München verfertigen könne; auch an diesen könnten Jünger Theil nehmen, noch mehr am Gemälde selbst, wenn sie ihn, auf ihre oder seine Kosten begleiteten.

Hätte der Staat ihn nicht so lange vernachlässiget, so hätte man ihn ganz: ein Entschluß, den er in dieser Gelegenheit nehmen mußte, darf ihm nicht nachtheilig werden, wenn er auch während der ersten Jahre uns nicht ausschließend angehört. Später wird er es, und dieß, oder ob wir ihn ganz verlieren sollen, ist jetzt zu entscheiden.

Diese Entscheidung, welche ich so warm wünsche, ist nur von einer liberalen Regierung denkbar: unter dem Ministerium Ew. Excellenz steht ihr also nichts entgegen.

Es wäre aber auch möglich, Cornelius noch jetzt ganz zu gewinnen und ich erlaube mir Ew. Excellenz zu diesem Ende einen bestimmten Vortrag zu thun. Seine Verpflichtung gegen den Kronprinzen von Baiern Kgl. Hoheit kann ohne Klage und Vorwurf gelöst werden, wenn er die monatliche Pension, die ihm seit Anfang Mai voriges Jahres ausgezahlt worden, zurückerstatten kann. Denn das ihm bestimmte Local ist noch lange nicht zum Malen ausgetrocknet und da in unserem nördlichen Clima nur im Sommer auf Kalk gemalt werden kann; so muß der Anfang der Arbeiten von selbst bis zum kommenden Frühling auf jeden Fall ausgesetzt bleiben. Eine vollkommen gültige Rechtfertigung hat er aber, theils wenn er einer Anstellung fürs Leben im Vaterlande den Vorzug vor einem in seiner Dauer beschränkten Verhältnisse giebt, theils weil diese Arbeit, weil ein so reich erfinderischer Geist sich mit ihr durchdrungen hat, einen weit größeren Reichthum erhält, und also auch weit mehr Zeit erfordert als beide, der Prinz und Cornelius erwartet hatten.

Diese Zurückzahlung wird alsdann möglich, wenn Ew. Excellenz möglich machen könnten, wozu Ihr Edelmuth sehr geneigt sein wird, daß das ihm bestimmte Gehalt ebenfalls vom Mai voriges Jahres seinen Anfang nehme [und] damit vielleicht noch eine andere Unterstützung verbinden könnten. Für

die abgebrochene Arbeit für den Marquis Massimi sind zwei vortreffliche Cartons verfertigt. Könnten diese nicht für einen der Liberalität der Regierung angemessenen Preis erstanden werden? Ihr Besitz würde wohl den Wunsch veranlassen, das Werk im Gemälde ausgeführt zu besitzen, und diesem würde nichts im Wege stehn, wenn der Künstler von andern Verpflichtungen frei wäre.

Ich denke mir wie schön es sein und allgemein anerkannt werden würde, wenn die Regierung Städte am Niederrhein durch die Kunstwerke eines einheimischen Rheinländers und seiner Schule zierte und ihnen den Verlust ihrer alten Schätze nach Möglichkeit so ersetzte. Ohne allen Zweifel würden auch Corporationen und Privatpersonen ihn zu solchen Werken veranlassen: die Fruchtbarkeit seiner Gedanken und Erfindungen ist unerschöpflich und er bedarf nur einer Schule, damit diese Keime aufgehn und ihre Blüthe tragen. Ich weiß wie lebhaft man am Rhein es wünscht Cornelius zu besitzen: und wenn ich dieser Gegend näher wäre, so würde es wohl durch die Zusteuer von Privatpersonen möglich zu machen sein, ihn aus seinen Münchner Verhältnissen zu lösen ohne der Regierung eine Ausgabe anzusinnen.

Was für einen Mann der einzig ist, geschehen mag, kann übrigens keine Exemplification befürchten lassen.

Herr Cornelius kann Rom im Herbst verlassen, sobald es gefordert wird: ist es mir erlaubt, die ihm so wichtige Entscheidung sobald möglich zu erbitten? Es bedarf keiner Erläuterung, daß er mit seiner Familie im Winter nicht reisen kann. Seine Frau ist eine Römerin, seine Kinder sind hier geboren: es ist schon übel genug, daß sie in den Norden zum Winter eintreten.

Wenn Ew. Excellenz die Sprache einer sehr warmen Freundschaft in diesem Bericht wahrnehmen, so bitte ich Sie nur nicht zu bezweifeln, daß es eine nicht verblendete ist.

Mit dem Vertrauen, daß Ew. Excellenz meine Bitten und Anträge beherzigen werden und dem sehnlichen Wunsch, daß Sie auf dieselben eingehen können, habe ich die Ehre in Ehrerbietung zu sein

Ew. Excellenz

Rom den 5. Junius 1819. unterthäniger

Niebuhr.

An des Königl. wirklichen Geheimen
Staatsministers, Ministers des Cultus
und öffentlichen Unterrichts
Herrn Freiherrn von Altenstein
Excellenz.

Auf diese Denkschrift antwortete Altenstein unter dem 16. September 1819 mit der Nachricht, daß Cornelius' Anstellung unter sehr liberalen Bedingungen genehmigt sei und daß ihm der Auftrag zugedacht werde, einen Saal des Berliner Schauspielhauses mit Frescogemälden zu schmücken.

Inzwischen war Cornelius von Rom bereits abgereist um nach München zu gehen. Am 31. August 1819 hatte Niebuhr seinen Paß ausgefertigt und ihn ziehen sehen müssen, ehe der Bescheid von Berlin eintraf. Als er ihn empfing, machte er alle möglichen Anstrengungen, um ihn dem Reisenden noch unterwegs zukommen zu lassen, aber vergeblich: Cornelius war früher als sich erwarten ließ, in München eingetroffen und hatte bereits von Neuem sich zu der Arbeit für die Glyptothek verpflichtet, als die Berliner Anträge in seine Hände kamen. Die Leitung der Düsseldorfer Akademie blieb ihm gesichert; aber es ist deutlich, daß diese eigenthümliche Verkettung von Umständen Cornelius' spätere völlige Uebersiedelung nach München vorbereitete und sein Geschick für einen großen Theil seines Lebens bestimmte.

Das Letzte, was Niebuhr in dieser Angelegenheit schrieb, war die folgende Antwort auf den Bescheid des Ministers.

IV.

Ew. Excellenz eile ich für die mir bekannt gemachte Anstellung des vortrefflichen Herrn Cornelius und die für den Staat so rühmlichen, eine volle Anerkennung seines einzigen Werthes beurkundenden damit verbundenen Bedingungen meinen ehrerbietigsten Dank zu sagen und die Freude auszudrücken, welche ich darüber, als eifersüchtig auf die Ehre des Vaterlandes, selbst dann empfinden würde, wenn ich Hr. Cornelius persönlich weniger kennte und liebte. Denn wie schmerzlich ist nicht auch bei dem Gedanken an die, welche wir nie kannten und welche in der Welt ausgelitten haben, die Empfindung, daß die wahrhaften Lichter der Zeit bald aus Blindheit bald aus Widerwillen anstatt genährt, ausgelöscht werden!

Ich kann es nicht genug bedauern, daß diese so erfreuliche Nachricht nicht einen Monat früher hat eintreffen können, da Hr. Cornelius zwar seine Reise nach München nicht ganz direct ausführt, und daselbst erst im Anfange des nächsten Monats eintreffen wird, aber leider niemandem eine Addresse nach Venedig und anderen Orten wo er zu verweilen gedenkt, zurückgelassen hat. Möchte es jetzt nur nicht den eifrigen Bestrebungen derer, die ihn für Bayern zu gewinnen und festzuhalten angelegentlich wünschen, gelingen, ihn von einem Entschlusse abzulenken, der nach meiner Ueberzeugung für sein Glück ohne Vergleich vortheilhafter sein würde! Ich selbst schreibe ihm und werde alles anwenden, um ihn nach meinen Wünschen zu bestimmen.

Der Carton, welchen er vollendet hat, ist ein Theil eines Ganzen, welches in jedem den Künsten gewidmeten Gebäude, ja auch in einem Schloß höchst zweckmäßig ausgeführt werden würde. Seine Absicht war, in drei Sälen des Statuen-Museums zu München, in dem einen die olympischen Götter, in dem zweiten die Titanen, in dem dritten die Heroen zu malen. Der vollendete Carton ist eines von vier Stücken, die in den Saal der olympischen Götter gehören, ein Viertel der Decke eines Kreuzgewölbes. Die Grundidee, die in den Theilen dieses Gewölbes dargestellt werden sollte, waren die vier Tageszeiten: hier ist es die Nacht. Von dem sphärischen Dreieck das diese Eintheilung des Gewölbes bildet, denke man sich den oberen Theil abgeschnitten, und den unteren übrigen in ein Hauptbild und zwei Nebenstücke eingetheilt. In dem Hauptbilde erscheint die Nacht auf einem von Drachen gezogenen Wagen, Schlaf und Tod auf ihren Knieen, vor dem Drachen her die Träume fliegend. Eins der Nebenbilder stellt die Parzen dar, das andere Nemesis, Hekate und Harpokrates. Unten läuft ein breiter Leisten: unter dem Hauptbilde arabeskenartig ein Kampf mit Centauren und ähnlichen Phantasiethieren der griechischen Romantik: unter den Nebenbildern rechts Jupiter und Alkmene, links Psyche, die Amor beleuchtet. Soweit bezieht sich alles auf den mythologischen und dichterischen Begriff der Nacht. Das vorher bezeichnete obere Dreieck hat der dichterische Künstler benutzen wollen, um die Analogie der Tageszeiten mit den Zeiten des Jahres und den Elementen auszudrücken. Die Jahreszeit sollte in jedem Gemälde durch emblematische Andeutung eines antiken Festes, welches in diese Jahreszeit fiel, angedeutet werden. Hier werden die Bacchanalien durch eine ruhende Bacchantin bezeichnet. Oben im Kranze des Gemäldes ist Cerberus von einem Amor geführt, als Bezeichnung der Erde. Das Ganze wird durch Frucht- und Blumenkränze wie in der Farnesina begränzt und eingetheilt. Bei diesem großen Reichthum ist ein so weises Maaß der Verhältnisse, daß nichts sich drängt und überfüllt, und so herrscht in dem Ganzen eine Ruhe, und jeder Theil tritt so unmittelbar vor den Sinn des Beschauers, und seine Verbindung mit den übrigen Theilen ist doch so unmittelbar einleuchtend, daß man sich dabei ganz anders fühlt als in der berühmten farnesischen Gallerie des Caracci. Nun bedarf es zwar der Bemerkung nicht, daß ein für ein bestimmtes Lokal entworfener Carton sich nicht unverändert für ein anderes anwenden läßt: das aber kann dem Erfinder nicht schwer werden.

Darf ich Ew. Excellenz eine Bemerkung vortragen? Keine Art der Gebäude ist der Zerstörung so ausgesetzt, wie ein Schauspielhaus: und ohne an unsere eigene traurige Erfahrung zu denken, so haben London, Paris und Neapel in den letzten dreißig Jahren ihre schönsten Schauspielhäuser in den Flammen aufgehen gesehen. Nach allen Probabilitäten möchte man sagen,

hundert Jahre seien das Maximum, welches sich für die Dauer eines Theaters, in dem wirklich und häufig gespielt wird, annehmen lasse, und drei von den berühmten Theatern, die in den letzten Jahren abgebrannt sind, haben nicht zwanzig Jahre gestanden. Ist es nun nicht sehr ängstlich, wenn Kunstwerke, die unsterblich zu sein verdienen, der Gefahr eines so frühen Unterganges ausgesetzt werden, und wäre es nicht vielmehr zu wünschen, daß ein Ort mit ihnen veredelt würde, der gegen solche Gefahren ohne Vergleich besser gesichert ist, etwa ein Saal des Königlichen Schlosses oder einer des neuen Museums?

Tivoli, den 8. October 1819. Niebuhr.

An S. Excellenz den Königl. wirklichen Geheimen Staatsminister, Chef des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts Hrn. Freiherrn von Altenstein.

Nachschrift. Da die Auflösung der Verhältnisse des Hrn. Cornelius zu des Kronprinzen von Bayern Königl. Hoheit allerdings sehr delikat und der Kronprinz ein sehr leidenschaftlicher Herr ist; so kann es nicht anders sein, als daß dieser Gegenstand mich in Verhältniß des Antheils den ich an der Sache nehme, fortwährend sehr lebhaft beschäftigt hat. Verzeihen also Ew. Excellenz daß ich Ihnen ehrerbietigst wie unmaßgeblich anheimstelle, ob es nicht den Rücksichten auf welche der Prinz Anspruch machen kann, am angemessensten sein sollte, wenn Hochdieselben die Gewogenheit haben wollten unmittelbar an S. Königl. Hoheit zu schreiben, und seine Gesinnungen für die Kunst und die Künstler, seine persönliche Achtung für Hrn. Cornelius unmittelbar in Anspruch zu nehmen, damit er Rechten entsage, deren positives Dasein sich allerdings nicht leugnen läßt. Es müßte aber ungesäumt geschehen. Auf diese Weise würde alles schön und friedlich ausgeglichen werden können. Daß wir uns Glück zu wünschen haben werden, wenn Hr. Cornelius uns erhalten bleibt, wird, sobald er das Glück haben wird Ihnen persönlich bekannt zu sein, keiner lebhafter als Ew. Excellenz empfinden.

Niebuhr.

Man kann nicht ohne ein Gefühl von Verehrung diese Correspondenz Niebuhr's verfolgen. Nicht Alles, was er vorauszusehen glaubte, hat sich erfüllt: so richtig er einen Geist wie Cornelius erkannte und ohne Verblendung würdigte, so entzogen sich doch seiner Berechnung die in der Folgezeit liegenden Factoren, welche die reine und vollkommene Verwirklichung dessen, was die römischen Anfänge versprachen, verhindert haben. Eben darum aber ist sein Urtheil so weit wie möglich entfernt von der unverständigen Ueber-

schwänglichkeit des Lobes, von der Cornelius schon im Leben zu leiden gehabt hat und die dem aufrichtigsten Bewunderer seiner Kunst und seines Geistes am widerwärtigsten sein muß. Dieß Urtheil Niebuhr's bleibt vielmehr ebenso wie das, was er über die Thätigkeit des Staates für die Kunst und den Kunstunterricht sagt, ein wunderbares Zeugniß von seiner Einsicht in ein ihm scheinbar fernes und fremdes Gebiet und von der Sicherheit seines Blickes für wahre geistige Größe.

Die Zartheit, mit der Niebuhr seiner eigenen Aufopferung für Cornelius andeutend gedenkt, trägt man billig Bedenken durch weitläufige Nachweise zu zerstören. Niemand wird den Sachverhalt und die Gesinnung verkennen, Niemand auch unbewegt bleiben von der Unbedingtheit, mit der er, ohne Clausel und Vorbehalt, für den Freund und die eigene Meinung eintritt. Ein Mann, der die Gegenwart zu beurtheilen berufen ist, wie kein zweiter, hat ihr vorgeworfen, daß eine krankhafte Scheu um sich greife, große Verantwortlichkeiten zu übernehmen. Daß Niebuhr von dieser Schwäche frei war, wie Wenige, hat er wie in dieser so in anderen, schwereren Fragen bewährt; hoffentlich ist die Zeit nicht fern, wo die Veröffentlichung einer mit Einsicht getroffenen Auswahl aus seinen an den König gerichteten Depeschen ins Werk gesetzt und damit ein Einblick in den Kern seiner römischen Thätigkeit eröffnet wird.

Halle a. S. Richard Schöne.

Ein Brief von Cornelius an Reimer.

Als eine willkommene Illustration zu den Aussprüchen Niebuhr's bieten wir dem Leser den ersten Abdruck eines von Cornelius selbst an Reimer gerichteten Briefes dar, der aus der Claußischen Autographensammlung in Dr. S. Hirzel's Besitz übergegangen ist. Gänzlich undatirt darf derselbe doch sicher in's Jahr 1812 gesetzt werden, wahrscheinlich in den Sommer, ungefähr ein Jahr nach Cornelius' Ankunft in Rom. Denn die „Blätter, mit deren Stich es vorwärts geht", sind die Zeichnungen zu Kupferstichen im „Taschenbuch der Sagen und Legenden herausgegeben von A. v. Helwig" u. a., dessen erster Jahrgang im Herbst 1812 im Reimer'schen Verlage erschien. Gerade dieser Jahrgang enthält das einzige von Fr. Bolt gestochene Blatt, die heilige Elisabeth, während H. Lips von den 8 Blättern des ersten Jahrgangs 5, von den fünfen des zweiten (1817) eins gestochen hat. Es ergiebt sich daher für die eingangs erwähnte Umrißzeichnung zum Titelblatte der Nibelungen eine verhältnißmäßig frühe Entstehungszeit, dasselbe scheint sogar vor anderen Blättern des Cyclus entworfen worden zu sein. Im

Stiche, der nicht von Ruscheweyh, dem Stecher der Federzeichnungen zu Faust, sondern von Amsler und Barth gefertigt ist, trägt gerade dies Titelblatt erst die Jahreszahl 1817; es ist Niebuhr, der 1816 in Rom eintraf; gewidmet „als ein geringes Zeichen unbegrenzter Verehrung, Liebe und Dankbarkeit". Riegel's Darstellung, dessen „Cornelius" wir obige Angaben entnehmen, gewinnt durch unseren Brief einige chronologische Striche, um der geistigen und sittlichen Züge zu geschweigen, welche dieser so rein und frisch offenbart. Fromme Ergebung und ungebeugter Muth, Bescheidenheit im Urtheil über das Vollbrachte und getroste Aussicht in die Zukunft des eigenen Genius verbinden sich darin zu großartiger Wirkung. a/D.

Wenn ich Ihnen erst jezt auf Ihr leztes Schreiben andworte, Ihnen den Empfang zweyer Wechsel (jeder von 25 louisd'or) anzeige und Ihnen für diese gütige Bereitwilligkeit den herzlichsten Dank abstatte. So schreiben Sie diese Zögerung nicht der sonst den Malern so eigene Tintenscheu, sondern leider einem heftigen Wechselfieber zu woran ich über 2 Monath krank lag. Gleich darauf, als ich mich besser und edwas erhohlt fühlte hielt mich eine Arbeit mit einer ungewöhnlich Lust und Eifer gefesselt, die vielleicht dadurch entstand daß ich so lange nicht gearbeitet Oder wolte Gott der mich mit leiden Heimgesucht hatte nun trösten und wieder aufrichten: genug diese Beschäftigung nahm mich so ganz in anspruch daß ich würklich zu nichts außer ihr zu gebrauchen war, und jedes kind einen bessern Brief würde geschrieben haben als ich. Es wird ihnen befremden wen ich ihnen sage daß diese Arbeit in dem Titelbladt zu meinen Zeichnungen zum Niebelungen Lied bestanden und daß dieselbe am reichhaltigsten von allen bis dahin verfertigten Blätter ist, es ist bis jetzt nur der Umriß gemacht, aber alle meine hiesige Freunde und Kunstgenossen, haben einstimmig erklärt daß dieses das beste von allen meinen bisherigen Versuchen in der Kunst sey. Darfs ich also dieses Bladt wenn es fertig seyn wird Ruschwey zum stechen geben?

Es war mir sehr lieb zu hören, daß es mit dem Stich der übrigen Blätter vorwärts geht. Nur kann ich ihnen meine Furcht für Bolds Art zu arbeiten nicht verschweigen; nicht als wolle ich dieses Mannes Verdienst streitig machen, sondern er hatt für alles was er macht eine sich immer gleiche Art und Weise angenommen und alles bezieht und bearbeitet er nach dieser Manier, da ich aber in meiner Kunst einem solchen Beginnen gradezu endgegen zu arbeiten mich aufs eifrigste bestrebe, und demgemäß diese Bestrebungen in meiner Arbeit einigermaßen sichtbar seyn wird, so möchte es hier ein wunderliches Zusammentreffen geben, Bold wird sich auf einmahl in diese ihm so endferne Kunstansicht eben so wenig versetzen können und wollen als diese kindisch gearbeitete Blätter sich zu Bolds meisterhaften Grabstichel

eignen. Übrigens habe ich durch einen Freund in Zürch, HE. Vogel erfahren daß Herr Lips die übernommene Blätter ganz vorzüglich arbeite, da mir das Urtheil des erwähnten Freundes sehr schezbar ist, so war mir dieses eine höchst erfreuliche Nachricht. Nun wünschte ich nichts weiter als daß Herr Lips sowohl als auch die übrigen Herren mir gelegendlich Abdrücke zukommen ließen, dieses dürfte doch nicht so schwer fallen weil alle Straßen mit Pilger aller Art bedekt sind welche nach Rom wahlfahrten.

In Ihrem lezten Schreiben äußerten sie den Wunsch zu erfahren ob mann hier Wechsel auf Wiener Häußer nicht ohne bedeutenden Verlust absetzen könnte. Darauf kann ich ihnen nur das andworten, daß mir ein hiesiger Banquier wiederrathen, solche aus Deutschland kommen zu laßen hingegen die auf Augsburg und Frankfurt als die besten anprieß in der That hatte ich bei letzterer Zahlung fast keinen Verlust.

Wenn Ihnen einige Äußerungen meines lezten Briefes beunruhigten, mir aber diese Unruhe und die Ard wie sie mir selbe mittheilten, und mir dabey schönes und tröstliches sagten, als erfreuliches Zeichen Ihrer freundschaftlichen Theilnahme wahrhaft erquikte. So möchte ich doch nicht daß Sie von der andern Seyte, meine Liebe für den einmahl erwählten Theil, meinen Eifer und unbeweglichen Willen, in zweyfel zögen! Mögten Sie mir glauben daß mir meine Armuth keine drükende Last ist, sondern daß ich immer als ein einfacher Mann schlecht und recht nie anders zu leben verlange. Es sind andre Dinge die meine Menschliche Schwäche in Anspruch nehmen, dazu gehört vorzüglich, ein schwerer Gram über die beschrenktheit meiner lage, aber nur darum weil sie meiner Würksamkeit im höheren Sinne ein so unübersteigbares Hinderniß ist; doch ich weis recht wohl daß dieser mein kummer, aus Mangel an Glauben endspringt den so bald ich fähig und würdig wäre einen höheren Grad in meiner Kunst auszufüllen, so würde derselbe mir werden, meine Zeit ist noch nicht gekommen.

Solten Sie den älteren Winterfeld sehen so bitte ich, ihn von mir zu grüßen und ihn zu sagen daß mich sein Schreiben als ein beweis seiner fortwärenden freundschaftlichen Gesinnung gegen mich, die gröste Freude gewährte; und daß ich gelegendlich an ihn selber schreiben würde.

Schließlich bitte ich mir ferner Ihre Theilnahme und Wohlwollen zu bewahren wie ich mich aufs eifrigste bestreben werde solche immer mehr zu verdienen, der ich mit ausgezeichneter Hochachtung und Dankbarkeit verharre

Ihr treu ergebener

P. Cornelius.

Die Aufschrift des Briefes lautet: An Herrn Herrn Reimer in der realschul-Buchhandlung in Berlin (Germania).

Thiers' Kriegsorakel in kritischer Beleuchtung.

Unter den Umständen, welchen Thiers seine gegenwärtige Stellung an der Spitze des französischen Staatswesens verdankt, steht in erster Linie sein ablehnendes Verhalten gegenüber der napoleonischen Kriegserklärung. Schon nach den ersten Niederlagen wandten sich die Augen der Franzosen voll Verwunderung und Vertrauen nach dem weisen Manne, der als moderne Pythia alles Unheil vorausgesagt hatte.

In Deutschland gab es sogar eine ganz kurze Spanne Zeit, — jene Tage, als man den schrecklichen Gedanken des großen Krieges mit dem mächtigen Nachbarstaate nur widerstrebend denken lernte, — in welcher man in dem kriegabwehrenden Thiers einen Verbündeten gegen Napoleons Politik zu erblicken sich verleiten ließ. Wir erinnern an die lobenden Stimmen, mit denen seine Opposition gegen den Krieg in deutschen Journalen aufgenommen ward; dieser unter dem Drucke der gewaltigen Ereignisse entschuldbare Wahn konnte jedoch nicht von langer Dauer sein. Man brauchte sich nur die Antecedentien des Mannes in's Gedächtniß zurückzurufen, um sich vollständig klar zu werden, daß es demjenigen nicht Ernst sein konnte mit einer aufrichtigen und prinzipiellen Opposition gegen den französisch-deutschen Krieg, der als Schriftsteller durch seine Werke mehr als ein Anderer beigetragen hatte zur Hypertrophie der französischen Kriegsruhmsucht, der als Minister die Eroberung des linken Rheinufers zwischen die Zeilen seines Programms geschrieben, der als Deputirter dem Kaiserreiche keinen größeren und öfter wiederholten Vorwurf zu machen wußte, als daß es die Erstarkung der Nachbarvölker geduldet und stellenweise gefördert habe. Wohl aber blieb in Deutschland der Glaube an den klugen Mann bestehen, der allein unter Allen die Inopportunität der Kriegserklärung, die mangelhafte Vorbereitung auf Seite der Franzosen, vielleicht auch die Ueberlegenheit der deutschen Heeresorganisation erkannt haben sollte.

Daß in neuester Zeit ein französischer Schriftsteller*) es unternimmt, bei seinen Landsleuten den Glauben an die bei jener Opposition bezeigte Klugheit des Herrn Thiers einer kritischen Untersuchung zu unterstellen, und hierbei zu einem für den Präsidenten der Republik nichts weniger als schmeichelhaften Resultate gelangt, ist eine Erscheinung, welche an und für

*) Im Dezemberhefte des „Spectateur militaire“ 1871 ist ein bemerkenswerther Artikel „Les responsables de la guerre de 1870“ enthalten, welcher Herrn Thiers als einen der meist Verantwortlichen nennt. Diesem Artikel ist ein Theil des hier verwertheten Materials entnommen.

sich beweist, daß der rasch emporgestiegene Stern des Gesellschaftsretters im jähen Niedergange begriffen ist. Der materielle Inhalt dieser Untersuchung bietet jedoch Veranlassung, auch den bei uns noch vielfach existirenden Glauben an jene Klugheit einer näheren Prüfung zu unterziehen. Vollständige Klarheit über diesen Punkt wird dazu beitragen, auf die gegenwärtige und die künftige Politik des Präsidenten manches Schlaglicht zu werfen.

Zu diesem Behufe stellen wir zunächst die Aeußerungen des Herrn Thiers in den drei Sitzungen des gesetzgebenden Körpers am 30. Juni, 15. Juli und 11. August 1870 zusammen.

Am 30. Juni 1870 stand auf der Tagesordnung der französischen Volksvertretung die allgemeine Debatte über den von der kaiserlichen Regierung eingebrachten Gesetzentwurf, betreffend die Aushebung von 90,000 Mann aus der Altersclasse 1870. Die gewöhnliche Zahl der jährlichen Aushebung betrug 100,000 Mann. Der Entwurf enthielt also eine Abminderung des Contingents um 10,000 Mann. Graf de La Tour erhob sich gegen diese Schwächung der militärischen Kräfte Frankreichs, verglich dieselben mit der preußischen Heeresmacht und beschwor die Kammer mit größter Sorgfalt die Ziffern zu prüfen, die er vorführte. Er schloß mit den Worten: „Aus diesen unwiderlegbaren Zahlen ergibt sich, daß die preußische Armee nach zwölf Jahren einen Bestand von 1,608,000 Mann haben wird. Um z. B. vom Jahre 1870 ab zu rechnen, so werden die Deutschen im Jahre 1882 798,000 Mann felddiensttaugliche Truppen mehr zur Verfügung haben als wir."

Garnier-Pagès führte im geraden Gegensatze zu dem Vorredner sein bekanntes Volkswehrsystem aus und empfahl die Abschaffung des stehenden Heeres und die Einführung der schweizerischen Miliz.

Nachdem der Marschall Le Boeuf die Vorlage und das französische Heeressystem vertheidigt, Picard dieselbe lebhaft angegriffen und Benoiton die Herabsetzung des Contingents bedauert hatte, ergriff Thiers das Wort. Auch er unterstützte die Aufrechthaltung eines Contingents von 100,000 Mann in längerer Rede, aus der wir folgende Stellen wörtlich wiedergeben:

„Wissen Sie, meine Herren, welchem Umstande Sie den Frieden verdanken? Ich will es Ihnen sagen. Die Sache ist klar wie das Licht — ja klar für alle, welche die europäischen Verhältnisse zu beurtheilen vermögen. Wissen Sie, warum der Friede erhalten ward? Nur weil Sie stark sind! (C'est par ce que vous êtes forts!) Vor dem Luxemburger Zwischenfalle befand sich Frankreich nicht mehr in dem Zustande, in welchem es sich befinden muß, um geachtet zu sein. Aber die Rüstungen, die wir dem Marschall Niel verdanken, haben es wieder hergestellt. Ich bin für den Frieden, aber damit

wir ihn erhalten, zu diesem Zwecke müssen wir eine Achtung gebietende Stellung einnehmen."

Thiers deducirt also, daß die Rüstungen des Marschall Niel Frankreich auf einen Achtung gebietenden Kriegsfuß gestellt haben und daß Frankreich sehr stark sei.

Derselbe fährt fort:

„Man führt uns Ziffern von 1,200,000, 1,300,000 und 1,500,000 Mann vor, welche andere Mächte unter Waffen haben sollen. Nun wohl, diese Ziffern sind nur Chimäre. Nach den Worten des Herrn Staatsministers könnte uns Preußen 1,300,000 Mann entgegenstellen. Ich frage Sie, wo hat ein Mensch diese gewaltigen Massen je gesehen? Meine Herren, diese Zahlen sind Fantasiegebilde, denen man nicht glauben darf; es sind Fabeln, die mit der Wirklichkeit nichts zu thun haben."

Im weiteren Verlaufe seiner Rede stellt Thiers die Behauptung auf, daß Frankreich auf einem Friedensstande von 400,000 Mann stehe „und zwar auf einem Friedenstande, der es möglich mache, daß die französische Armee im Fluge (rapidement) vom Friedens- auf den Kriegsfuß übergehen könne." General Le Boeuf rief damals zustimmend: „Ganz richtig!"

Fortfahrend setzte Thiers auseinander, man habe doch immer zwei bis drei Monate Zeit zur Vorbereitung, bevor man einen Feldzug eröffne!

Die Scene wechselt. Wir wohnen der Sitzung vom 15. Juli 1870 bei, in welcher die kaiserliche Regierung den Abbruch der Verhandlungen über den hohenzollerischen Zwischenfall bekannt gab.

Herr Thiers, welcher 14 Tage vorher verkündet hatte, daß Frankreich so stark sei, daß es sich vor keinem Kriege zu fürchten brauche, dieser nämliche Herr Thiers wechselt die Sprache, verlangt Zeit zur Ueberlegung und bezeichnet den Krieg als eine Unklugheit.

Lassen wir ihm das Wort:

„Wenn der Krieg erklärt sein wird, so wird sich Niemand mehr beeilen als ich, der Regierung alle Mittel zu gewähren, um den Krieg zum Siege zu führen. Handelt es sich aber in diesem Augenblicke darum, der Regierung die Mittel zum Kriege zu gewähren oder zu verweigern? Nein! es handelt sich vor der Hand um eine Kriegserklärung, welche der Herr Minister von dieser Tribüne aus abzugeben im Begriffe steht. Kann der Minister für sich allein eine solche Erklärung abgeben? Sollen wir nicht auch ein Wort mitzureden haben? Um aber mitzureden, dazu bedarf es der Ueberlegung. Ich betrachte diesen Krieg als sehr unklug ..... Ich bin sicher überzeugt, es wird ein Tag kommen, an dem Sie diese Ueberstürzung bereuen!"

In der nämlichen Sitzung ergriff Thiers nochmals das Wort, um die

staatsrechtliche Frage der Berechtigung zur Kriegserklärung und das Vorgehen der Regierung zu erörtern und beziehungsweise zu kritisiren. Aber er gab keinen einzigen präcisen Grund an, aus welchem er den Krieg zu vermeiden wünschte.

Auch seine Collegen von der Linken konnten seinen Argumenten nicht zustimmen und einer von ihnen rief: „Zeit zur Ueberlegung nehmen, wie Sie wünschen, Herr Thiers, das hieße den Preußen Zeit geben, ihre Kanonen zu laden."

Die Worte Thiers wurden bekanntlich von der Kammer mit Widerwillen und Murren angehört, und die Militärgesetze mit Enthusiasmus angenommen.

Ein drittes Bild! Die Niederlage der französischen Heere beim ersten Anpralle war eine vollendete Thatsache. In der Sitzung vom 11. August 1870 bestieg Herr Thiers die Tribüne und ließ sich vernehmen, wie folgt:

„Ein Schrei der Verwunderung geht durch die Welt, der für uns niederschlagend und doch trostreich ist. Man ist überrascht über unsere Niederlagen. Wir haben es nur mit einer einzigen Macht zu thun und die Welt ist erstaunt über unsere Mißerfolge! Wie heißt die Lösung dieses Räthsels? Frankreich war nicht vorbereitet! Vor vierzehn Tagen habe ich nicht Alles gesagt. Ich konnte nicht Alles sagen. Ich hatte den förmlichen Beweis in der Hand, daß Frankreich nicht vorbereitet war. Niemals in meinem Leben habe ich eine mehr patriotische That vollbracht als damals! .... Nein, Frankreich war nicht vorbereitet. Das ist die einzige Erklärung unseres Unglücks, und das war das Hauptmotiv meiner Opposition."

Da man sich längst abgewöhnt hat, das, was ein französischer Politiker sagt, schon um deßwillen, weil er es sagt, als richtig anzunehmen, so wird es nöthig sein, dieser Behauptung des Herrn Thiers ein wenig auf den Grund zu schauen. Wir betrachten zunächst nur die beiden letzten Erklärungen, die von Thiers selbst in Zusammenhang gebracht werden. Schon hierbei ergeben sich einige gewichtige Zweifel darüber, ob Thiers die Wahrheit sagte, wenn er behauptete, die Mängel der französischen Vorbereitung gekannt zu haben.

Der Glaube an diese Vorbereitung war nicht nur in Frankreich ganz allgemein, sondern hatte auch in gut unterrichteten Kreisen Deutschlands Eingang gefunden. Man kann sogar der Ueberzeugung sein, daß in der That von der französischen Regierung Alles geschehen war, um den relativ höchsten Grad von Kriegsbereitschaft herzustellen, der nach dem einmal gegebenen System und Truppenmaterial möglich war. Woher sollte Thiers seine Ueberzeugung vom Gegentheile geschöpft haben? Er stand der kaiserlichen Regie-

rung nicht nahe genug, um sich einen besseren Einblick in die Fehler der Verwaltung zu verschaffen als die leitenden Persönlichkeiten der Regierung. Daß er den Abstand zwischen der französischen und deutschen Heeresorganisation und das Uebergewicht der letzteren begriffen und richtig gewürdigt hätte, läßt sich umsoweniger annehmen, als man aus den neuen Reorganisationsplänen, die er als Präsident entwickelte, weiß, daß er heute noch dem französischen Systeme den Vorrang einräumt. Woher also sollte Thiers gewußt haben, daß Frankreich nicht kriegsbereit war?

In der Erklärung vom 15. Juli findet sich, auch wenn man sie noch so genau darauf untersucht, nicht die leiseste Andeutung eines Bedenkens gegen die Kriegsbereitschaft. Die Opposition ist gar nicht gegen die Kriegserklärung als solche, sondern gegen das eigenmächtige Vorgehen der Regierung gerichtet gewesen. Es fragt sich daher, ob Thiers einen genügenden Grund gehabt hätte, mit den Beweisen der mangelhaften Kriegsbereitschaft, wenn er solche in der Hand gehabt, so vollständig hinter dem Berge zu halten. Rücksichten gegen die kaiserliche Regierung können es nicht gewesen sein, die ihm Schweigen auferlegten, denn Thiers befand sich in viel zu lebhafter Opposition gegen diese Regierung, als daß er für derartige Rücksichten zugänglich gewesen wäre. Eher ließe sich als Grund hören, daß Thiers dem Feinde die Schwäche Frankreichs aus Patriotismus nicht bloßlegen wollte. Allein auch dieser Grund reicht nicht aus. Denn es wäre offenbar die schwerste Sünde gegen den Patriotismus gewesen, wenn Thiers wissentlich sein Vaterland sich in einen Krieg stürzen ließ, während er wußte, daß die Bereitschaft mangelte. Zudem wäre auch gar nicht nöthig gewesen, die Mängel in öffentlicher Sitzung hervorzuheben. Thiers hatte Mittel und Wege genug, um entweder durch Privatmittheilungen oder durch Erklärungen in den Commissionen sein Gewissen zu entlasten, ohne daß er dadurch dem Auslande gegenüber Frankreich compromittiren mußte. Es läßt sich sonach kein genügender Grund für absolutes Verschweigen der Kenntniß von der mangelhaften Vorbereitung finden.

Zu den angeregten Bedenken kommt aber als wichtigstes Beweismaterial gegen Thiers seine Rede vom 30. Juni. Es besteht ein unlösbarer Widerspruch zwischen der Thatsache, daß Thiers in der Sitzung vom 30. Juni die französische Militärmacht als groß und achtunggebietend bezeichnet und den Friedensstand als einen solchen anführt, von welchem im Fluge zum Kriegszustand übergegangen werden könne, und der Annahme, daß derselbe Mann fünfzehn Tage später die Ueberzeugung von mangelhafter Kriegsbereitschaft desselben Heeres haben konnte.

So halten wir uns zu dem Schlusse berechtigt, daß Herr Thiers am 15. Juli so wenig als andere Leute in die französische Kriegsbereitschaft einen

Zweifel setzte und daß er später seiner damaligen Opposition ein Motiv unterschob, von dem er selbst früher keine Ahnung hatte. Er schob dieses Motiv unter, weil am 10. August ganz Frankreich von dem Rufe der mangelhaften Vorbereitung widerhallte, und es dem Staatsmann für seine persönlichen Zwecke dienlich schien, sich zum Interpreten dieses allgemeinen Rufes zu machen. Eignete er sich doch hiermit diejenige Erklärung der Niederlage an, welche dem französischen Nationalstolze damals die einzig mögliche schien und heute noch die allgemeinste ist. Das wahre Motiv der Opposition gegen die Kriegserklärung ist aber nicht schwer zu finden, wenn man die beiden Reden vom 15. Juli und 30. Juni in Zusammenhang bringt. Thiers setzte nach der früheren Rede in die französische Kriegsbereitschaft keinen Zweifel. Als Staatsmann sah er ein, daß ein erfolgreicher Krieg dem ihm verhaßten Kaiserreiche eine neue Stütze bieten werde. Er glaubte an den Erfolg, und es verdroß ihn, daß dieser Erfolg seinem Feinde zu Gute kommen solle. Deswegen widersetzte er sich der Kriegserklärung. Daneben mögen noch einige theoretische Bedenken des parlamentarischen Ministers gegen die Eigenmächtigkeit im Spiele gewesen sein, mit der die kaiserlichen Staatsmänner, ohne der Kammer Zeit zur Ueberlegung zu lassen, und selbst ohne den Rath des Herrn Thiers zu erholen, die Kriegserklärung in die Welt schleuderten. Es war ein kluges Experiment, jene orakelhafte Warnung nachträglich so auszubeuten, wie es Thiers gethan hat; aber das Experiment beruhte auf einer Unwahrheit, und Sache der Zeitgeschichte ist es, derartige Unwahrheiten bloszustellen, bevor dieselben im Laufe der Jahre durch den Mangel der Widerlegung den Schein der Wahrheit gewinnen.

L. S.

Aus der Werkstatt Otto Ludwig's.

(Otto Ludwig's Shakespearestudien. Herausgegeben von Moritz Heydrich. Leipzig. Knobloch. 1872.)

Soviel auch über Otto Ludwig's „Shakespearestudien" schon geschrieben, ihre wesentliche Bedeutung ist als eine subjective nirgend hinlänglich gewürdigt worden. Die Theile seines literarischen Nachlasses, die unter jenem nur theilweis zutreffenden Namen von pietätvoller Hand veröffentlicht wurden, bestehen aus tagebuchartigen, den Studienheften des Dichters entnommenen Aufzeichnungen, aphoristischen Notizen und Aufsätzen in bald mehr, bald we-

niger ausgeführter Form, die Ludwig zunächst nur für sich selbst, ohne den Gedanken an eine Veröffentlichung niederschrieb. Ihr vorzügliches Interesse ist eben deshalb persönlicher Art. Vieles in diesen Studien hat auf das Hauptthema Shakespeare keinen unmittelbaren Bezug, Selbstbekenntnisse, gleichsam aufgezeichnete Selbstgespräche des Dichters treten an verschiedenen Stellen zwischen die dramaturgischen Erörterungen und wechseln mit Bemerkungen über allgemeine Fragen der Kunst und kritischen Aeußerungen über einzelne Dichter und Dichterwerke. Vielfach kehrt die Betrachtung zu demselben Gegenstande zurück, ein Gedanke, der dem Meditirenden besonders werthvoll war, wird zu wiederholten Malen aufgenommen und in mannigfaltigen Variationen durchgeführt oder unter neue Gesichtspunkte gestellt, wobei Widersprüche im Einzelnen nicht ausbleiben konnten. Oftmals bewegt sich die Reflexion stockend und mit Anstrengung in labyrinthischen Gängen, dann wieder trifft ein kühnes geistreiches Wort blitzartig den Kern eines Problems und mancher anerkannte künstlerische Glaubenssatz erscheint in überraschendem Licht und erhält den Reiz der Neuheit durch die charakteristische Kraft und scharfe Ursprünglichkeit des Ausdrucks. Aus Allem aber spricht der Ernst und der leidenschaftliche Drang eines nach der Tiefe forschenden Geistes.

Nach dem Erscheinen der letzten dichterischen Arbeiten Ludwig's, seiner Erzählungen, nahmen diese Studien, die er schon frühzeitig begann, immer mehr an Ausdehnung zu, als Documente seiner künstlerischen Selbsterziehung sind sie in dieser Beziehung von besonderer Bedeutung. Die Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" war fast einstimmig für das Meisterwerk des Dichters erklärt worden, er selbst aber fing jetzt in der Stille an, die Art seines Schaffens und die Richtung, die es zuletzt genommen, mit kritischem Auge zu prüfen. Die Gefahren einer zu leidenschaftlichen Vertiefung in das Einzelne, die dem Empfinden deutscher Künstler oft um so näher liegen, je kräftiger und bedeutender ihre natürliche Anlage ist, traten ihm lebhaft ins Bewußtsein, er sagte sich, daß er im Drange der Scharfsichtigkeit seiner Einbildungskraft genug zu thun, einen Grad sinnlicher Deutlichkeit in der Schilderung erstrebt habe, der die poetische Wirkung beinträchtigen müsse, das Fieber der dichterischen Empfindung, das seine Darstellung oft convulsivisch durchzittert, sucht er zu bändigen und der beängstigenden Gewalt seiner Phantasie gegenüber die Freiheit zu gewinnen, die allein den vollen künstlerischen Ausdruck des Affects, die Beredtsamkeit der Leidenschaft möglich macht. „Ich glaube", schreibt er, „es war Kleist's Fehler, wie es meiner ist, daß wir ein zu kräftiges Gefühls- und Begehrungsvermögen zu wenig zu discipliniren wußten. Der Lakonismus seiner und meiner Gestalten im Affecte läßt einen Nichtkenner der Seele schließen, wir seien zu

kalt gewesen, während wir zu heiß waren. Wir reißen an solchen Stellen nicht so hin, wie man wünschen kann, weil wir den mittleren Grad des Affects, der die Phantasie erregt und sie beredt macht, überschritten, den der Dichter nie überschreiten darf, wenn er auch seine Personen ihn überschreiten läßt."

Das Ziel, das Ludwig in den „Makkabäern" verfolgte, wurde jetzt das ausschließliche Augenmerk seines Strebens, sein ganzes Denken richtete sich auf das Drama des hohen Stils, für welches ihm Shakespeare als absolutes Gesetz und Muster galt, neben ihm kannte er keine anderen Götter. Eine Macht der Empfindung bekundet sich in dieser völlig bedingungslosen Hingebung an den Genius des britischen Dichters, die wir nach ihrer ganzen Bedeutung würdigen können, auch wenn wir dem modernen Urtheil vollkommen beistimmen, welches an Shakespeares Werken die geschichtliche Bedingtheit hervorhebt, das, wodurch sie als die Producte einer Zeit erscheinen, die in manchem Sinne uns fremdartig ist. Das Endliche am Erhabenen zu erkennen ist ja aber vielen bloß deshalb so leicht, weil sie nicht fähig waren, die volle Gewalt seiner Größe zu empfinden. Ludwig's Erörterungen über den Shakespeareschen Stil enthalten nichts eigentlich Neues, sie erweitern die Erkenntniß des Dichters zwar nicht, aber sie vertiefen sie und zeigen in der Analyse der Eigenschaften, auf denen vor Allem die unvergängliche Wirkungskraft seiner Kunst beruht, die Energie des dichterischen Kennerblicks. Zuweilen haben die Auslegungen wohl auch etwas Gesuchtes, nach der Weise Gervinus'scher Interpretationen. Für andersartige Erscheinungen im Gebiet der dramatischen Kunst machte die unausgesetzte Beschäftigung mit Shakespeare das Auge des Forschenden geradezu unempfindlich. Sie bewirkte, wie das unverwandte Blicken in scharfes Licht, eine Ueberreizung seines Sinnes, deren Folgen sich besonders in der herben Kritik Schiller's deutlich genug zu erkennen geben. Vieles, was an Schiller die Bewunderung selbst als die Fehler seiner Tugenden bezeichnet, trifft diese Kritik mit schneidender Schärfe, aber sie übersieht in merkwürdiger Verblendung, was den dichterischen Lebensnerv seiner Dramen ausmacht. Gerade das an ihnen, was der Individualität Ludwig's zu erreichen am schwersten ward, ist darin am wenigsten beachtet, die Einheit des künstlerischen Organismus, der große dramatische Zug in der Anlage des Ganzen, die hinreißende Gewalt in der Fortbewegung der Handlung, Eigenschaften, durch welche Schiller's Dramen classische Geltung behalten.

In der Zeit, wo der größere Theil dieser Studien geschrieben wurde, ruhte Ludwig's productiver Drang zwar nicht, unaufhörlich beschäftigten ihn dramatische Pläne, aber es sollte ihm nicht mehr gelingen, ein Werk zu vollenden. Die Krankheit nicht blos, die ihn in den letzten Jahren immer

härter bedrückte, ohne Zweifel auch das Uebermaß der Reflexion, zu dem er in diesen Studien sich anspannte, hemmte sein Schaffen. Oft empfand er selbst mit unheimlicher Klarheit, wie diese theoretischen Anstrengungen an seinem schöpferischen Vermögen zehrten, aber er vermochte nicht, sie aufzugeben, seine ebenso leidenschaftliche als gewissenhafte Natur hielt ihn fest auf dem einmal betretenen Wege, und erst von der vollendeten künstlerischen Erkenntniß hoffte er Befreiung und Wiederherstellung seiner dichterischen Kraft. Nicht ohne die tiefste Theilnahme verfolgen wir dieses innere Ringen des Dichters, der auf den Beifall des Tages verzichtend einzig danach trachtete, den höchsten Forderungen der Kunst genug zu thun. Ihm, dem Ernsten und Strengen hätten wir wohl einen Hauch jenes leichten Sinnes gewünscht, der so manches untergeordnete Talent zu befriedigenden Leistungen befähigt; wäre er minder streng gegen sich selbst gewesen, die bedürftige Welt hätte jetzt nicht zu beklagen, daß ihr von dem Reichthum seiner Natur so viel vorenthalten blieb. — H. Lücke.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Noch keine einheitliche Reichsbriefmarke. Aus Stuttgart. — In unserer Kammer hat kürzlich ein Abgeordneter sich die Anfrage an die Regierung erlaubt, ob sie nicht gesonnen sei, die Verwaltung des Postwesens an das Reich abzutreten und so dem jetzigen eines großen Reiches wenig würdigen Zustand ein Ende zu machen, daß verschiedene Systeme von Briefmarken existiren, deren jedes nur in einem bestimmten Gebiete Geltung hat. Natürlich leidet unter dieser Trennung stets das kleinere Gebiet mehr als das größere. Dort ist nach allen vier Weltgegenden rasch die Grenze erreicht, jenseits deren das angestammte Werthzeichen seinen Werth verliert, und bei den vielfältigen Beziehungen, welche gleichwohl erfreulicher Weise zwischen unserem und dem deutschen Reich bestehen und täglich sich mehren, wird jener Zustand nahezu wie eine unleidliche Chicane empfunden. Um nur an Eines zu erinnern, so ist die beliebte Ausgleichung kleiner Zahlungsbeträge mittelst jener Werthzeichen für den Verkehr nach den anderen Reichslanden ausgeschlossen. Es ist eine Kleinigkeit, aber man ärgert sich doch jedesmal auf's neue. Die norddeutschen Brüder endlich, so wird erzählt, sind nicht selten solcher Unvollkommenheit der postalischen Einrichtungen im Reich gänzlich uneingedenk und pflegen zu dem angegebenen Zweck Briefen nach den Ländern des Guldenfußes arglos Reichsmarken beizuschließen, also daß mit der Zeit

diesseits des Mains sich eine ganze Anzahl solcher ungebrauchter und leider auch unbrauchbarer Reichszeichen ansammeln würde, wenn man nicht dem Vernehmen nach auf die glückliche Auskunft gerathen wäre, sie den demnächst nach Berlin reisenden Reichstagsmitgliedern mitzugeben, welche durch dieses sinnige Mittel zugleich einen verstärkten Antrieb erhalten, die Lieben in der Heimath fleißig mit Briefen zu bedenken.

Es ist übrigens noch ein anderer Grund vorhanden, der es erklärlich machen würde, wenn unsere Staatsmänner sich mit dem Gedanken an den Verzicht auf jeges Reservatrecht vertraut machen wollten. Thatsache ist es nämlich, daß unter unseren jüngeren Postbeamten eine kleine Auswanderung nach den Reichslanden begonnen hat, wo ihnen, wie es scheint, günstigere Bedingungen winken, als auf der heimischen Scholle, und die vaterländische Presse hat nicht ermangelt, darüber zu jammern, daß gerade die Talentvolleren unter der postbeflissenen Jugend von diesem Drang in die Ferne heimgesucht werden. Eine Erscheinung, die übrigens nicht einmal vereinzelt ist, da, wenn wir derselben Presse Glauben schenken wollen, auch das Beispiel derjenigen Schullehrer, welche von besseren Aussichten gelockt nach Elsaß und Lothringen sich haben verleiten lassen, ermunternd auf ihre jüngeren und, wie diesem Berufe eigenthümlich zu sein pflegt, mißvergnügten Standesgenossen zurückwirkt. Wer hätte noch vor wenigen Jahren Solches für denkbar gehalten, als Moritz Mohl seine Schrift über das württembergische Eldorado schrieb, dessen unübertreffliche Vorzüge durch den Vergleich mit den primitiven Zuständen unserer norddeutschen Brüder in das hellste Licht gerückt wurden!

Gleichwohl wurde jener Interpellant durch den Director der kgl. württembergischen Postverwaltung abschlägig beschieden. Nicht nur verneinte dieser die Bedürfnißfrage, sondern er wußte auch zu zeigen, daß der württembergische Staat seinen Bürgern erheblichen Schaden zufügen würde, wenn auf die selbständige Postverwaltung verzichtet werden sollte. Dabei konnte er sich allerdings auf verschiedene Erleichterungen und Bequemlichkeiten im Verkehrswesen berufen, die unser Land vor dem Reich voraus hat, und überhaupt auf das väterliche Regime, das für die Bedürfnisse auch des letzten Dorfes ein allezeit waches Auge habe. Diese Verdienste sind gar nicht zu läugnen, und sie würden noch lautere Anerkennung verdienen, wenn nicht ein gnadenspendendes väterliches Regime so häufig — ich will nicht sagen mit Erscheinungen politischer Corruption verbunden wäre, aber doch in jedem Falle nicht selten in Versuchungen führte, denen auch in Schwaben weder Städte noch Dörfer so leicht widerstehen. Es wäre sicher unbillig, wollte man eben hierin ein Motiv für den Entschluß der Regierung erblicken, an ihrem Reservatrecht festzuhalten. Aber um so mehr bleibt es zu bedauern, daß sie den Versuch verschmäht, durch Unterhandlungen über die Vereinigung des Postwesens auch

das übrige Deutschland der Vorzüge theilhaftig zu machen, welche jetzt ausschließlich der Bevölkerung Württembergs zu Gute kommen. Allein der Vertreter der Regierung war wie gesagt unerbittlich. Sein Bescheid ging kurz dahin: die württembergische Regierung steht in dieser Frage noch ganz auf dem Standpunkt, den sie beim Abschluß des Vertrags von Versailles eingenommen. Und so muß denn die einheitliche Briefmarke im deutschen Reich auch fürder ein frommer Wunsch bleiben.

Jener Satz aber: die württembergische Regierung steht noch ganz auf dem Standpunkte des Versailler Vertrages ließe sich überhaupt als die Summe der Weisheit bezeichnen, mit welcher Württemberg derzeit regiert wird. Aengstlich wird an den Schranken festgehalten, die in der Verfassung den Reichsorganen gezogen sind. Man verwirft die Ausdehnung der Competenz auf das gesammte bürgerliche Recht, man läßt wohl aus Ersparnißgründen den einen und den andern Gesandtschaftsposten eingehen, aber behält andere bei, die nicht minder überflüssig sind, man denkt nicht daran, das auswärtige Ministerium aufzuheben. Eine Rechtfertigung steht allerdings der Regierung zur Seite: Niemand drängt sie, weder die Kammer, noch die öffentliche Meinung des Landes. Noch nie hat die Kammer einen Beschluß gefaßt, der über die von der Regierung bezeichnete Linie hinausgegangen wäre, und der Urheber jener Interpellation hütete sich wohl, einen Antrag zu stellen, der von der Kammer sicher verworfen worden wäre. Allein ebenso gewiß ist, daß diese nicht daran denken würde, ihre Genehmigung zu versagen, sobald die Regierung zu einer weiteren Ausbildung der Reichsinstitutionen die Hand bieten wollte, sei es im Verkehrswesen, sei es in der bürgerlichen Gesetzgebung. Die Regierung besitzt in diesen Dingen thatsächlich die entscheidende Macht über die Vertretung des Landes, und das ist es, was ihr eine erhöhte Verantwortlichkeit auferlegt. Es kann deshalb nicht klug erscheinen, wenn sie neuerdings mehr und mehr die Elemente des Stillstandes stärken zu müssen glaubt, womit sie doch thatsächlich nur den Gegnern einer gesunden Entwicklung des Reichs in die Hände arbeitet. Wir zweifeln nicht an der Aufrichtigkeit der Minister, wenn sie sich ihrer Loyalität gegen das Reich zu rühmen pflegen, und ganz berechtigt scheint es zu sein, wenn man vorgibt, in einem Lande, in welchem der Einheitsgedanke mit solcher Mühe Wurzel gefaßt hat, müsse man nun vor allem auf die ruhige Eingewöhnung und Einlebung in die neuen Verhältnisse bedacht sein. Allein dieses Ziel würde vielleicht noch besser erreicht, wenn man weniger ängstlich auf die unveränderte Erhaltung eines Zustandes Nachdruck legte, den doch Niemand auf die Dauer haltbar finden kann. Wer dem Reiche wohl will, muß ihm auch den Raum verstatten zu leben und zu gedeihen. Und unvermeidlich kommt früher oder später die Zeit, wo die Reichstreue sich auf eine andere

Weise zu bewähren hat, als durch die Berufung auf den Buchstaben von Versailles.

Die Verfassungsfrage; unsere Orthodoxen. Aus Mecklenburg-Schwerin. — In unserer Verfassungs-Angelegenheit hat sich während der letzten drei Monate nichts Neues ereignet. Die auf dem Landtage erwählten Deputirten, mit welchen die Regierung über eine Vorlage, betreffend „Modificationen" der bestehenden Landesverfassung, in Verhandlung treten wollte, sind noch nicht einberufen. Der Großherzog reist seit Neujahr im Orient. Das ministerielle Blatt vertreibt unterdessen der harrenden Bevölkerung die Zeit mit allerlei Warnungen und Ausfällen gegen die constitutionelle Staatsform, dann und wann auch mit endlosen, aus dem Zusammenhange gerissenen Citaten aus Gneist, v. Treitschke u. A., durch welche die liberale Partei überzeugt werden soll, daß es viel dringlicher sei, die Verwaltungseinrichtungen zu ändern, als die Verfassung, und daß wir es zu einer gesunden Reform der letzteren nicht eher werden bringen können, als bis wir in einem neuen Verwaltungsorganismus die richtige Grundlage dafür gewonnen haben. Die Organe der Verwaltung sollen dann von Amtswegen zugleich als Factoren der Gesetzgebung und Steuerbewilligung fungiren und die Bevölkerung mit der Wahl von Vertretern überhaupt nicht belästigt werden. Der weitschichtig angelegte Plan würde zu seiner Ausführung wohl kaum weniger als 25 Jahre bedürfen, so daß Mecklenburg im Ganzen etwa 50 Jahre gebrauchen würde, um sich davon definitiv zu überzeugen, daß die von dem Großherzoge am 23. März 1848 abgegebene feierliche Erklärung: „es liegt die Nothwendigkeit vor, daß Mecklenburg in die Reihe der constitutionellen Staaten eintrete, und weil ich diese Nothwendigkeit erkenne, so ist es mein ernster Vorsatz, daß der Schritt unverzüglich geschehe" — eine unerfüllte Verheißung bleiben solle. Von den Verhandlungen mit den ständischen Deputirten über die Verfassungsreform etwas zu erwarten, hat man nicht die geringste Ursache. In der Deputation bilden die strengsten Anhänger der bestehenden Verfassung die Mehrzahl, welche selbst für unerhebliche Aenderungen schwer zu gewinnen sein wird. Das Haupthinderniß einer gedeihlichen Umgestaltung unserer staatlichen Einrichtungen aber sind nicht die Stände, sondern es ist der antiliberale und anticonstitutionelle Geist der Regierung. Läge die Leitung unserer öffentlichen Angelegenheiten in den Händen von Männern, welche den Willen hätten, durch eine gründliche Verfassungsreform dem dringenden Bedürfnisse des Landes entgegenzukommen, statt das Alte, unter Beibehaltung des feudalen Kerns, nur mit neuen kleinen Zierrathen herauszuputzen, so bedürfte es nur einer offenen Erklärung dieses Willens und der Landtag würde sofort die Unhaltbarkeit seiner Position erkennen und dieselbe,

wie in den Jahren 1848 und 1866, unweigerlich aufgeben. Denn der Feudalismus schöpft in unserem Lande nur noch daraus seine Stärke, daß die Regierung selbst sich zu ihm bekennt. Entzieht die Regierung ihm ihre Stütze, so wird er, wie im Jahre 1848, wo er der Einführung des Constitutionalismus zustimmte, und in den Jahren 1866 und 1867, wo er den Reichstag und das allgemeine gleiche Wahlrecht sich gefallen ließ, im Bewußtsein seiner Altersschwäche wiederum die Waffen strecken.

Nicht anders steht es mit der orthodox-lutherischen Partei, welche dem feudalen Particularismus eng verbündet ist. Auch sie hat keine Wurzel in der Bevölkerung und ihre Lebenskraft ruhet lediglich auf der äußerlichen Stütze, welche sie an den Männern der gegenwärtigen Regierung und des vom Großherzoge eingesetzten Oberkirchenraths hat. So lange jene Stütze vorhält, kann sie freilich manche üble Einwirkung üben. Ein naturgetreues Bild ihrer Machinationen auf dem politischen Gebiet hat kürzlich der Professor Baumgarten zu Rostock in einem offenen Sendschreiben an den Reichstagsabgeordneten v. Treitschke gegeben und diesem für die von ihm verheißene Fortführung des Kampfes zu Gunsten Mecklenburgs auf dem Reichstage zur Berücksichtigung empfohlen. Als Typus der in einem Theile unserer kirchlich-orthodoxen Partei lebenden politischen Gedanken wird eine bis dahin noch nicht hinlänglich beachtete, unter dem Titel „wider den Professor Scheele" (in Breslau) schon im Jahre 1870 erschienene Schrift hervorgezogen, in welcher ein „mecklenburgischer Geistlicher" (als solchen bezeichnet sich der Verfasser auf dem Titel) seinem glühenden Hasse gegen das neue Deutschland Luft macht. Nach den von Baumgarten mitgetheilten Auszügen lehrt dieser Geistliche, daß der alte Bundestag ein „Gottes- und Segensbau" war, daß derselbe das Recht als Panier hochgehalten, Jedermann, auch den Kleinsten, beim Recht geschützt," ferner, „daß Oesterreich darum an Siegen und Ehren reich sei, weil an seinem Erbe kein Unrecht hafte," daß dagegen Preußen mit schweren Sünden beladen sei. Das Streben des Volkes nach Einheit nennt er sündlich, da „das wahre Leben der Nation nur in den Stämmen sei." Dann wird über die Ereignisse seit 1866 Gericht gehalten. Vier Jahre lang, wie er sagt, hat er seine Klagen „nur in der Stille vor Freunden ausgeschüttet, diese Lüge habe ihn aber gedrückt und darum mußte er seine Noth jetzt ausschreien und ehrlich sagen, wie es Tausenden und aber Tausenden um's Herz ist." Preußen habe das Maß seiner Sünden voll gemacht. Es hat „Bruderblut in Strömen vergossen, brüderliche Throne gestürzt, brüderliche Völker zertreten, ja die deutschen Stämme gemordet in ihren Dynastien, denn deutsch existiren die Völker gar nicht ohne die Fürstenhäuser," und mit diesen „Verbrechen an Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt" hat Preußen auf sich geladen „die Schuld, die zum

Himmel schreiet und das lebendige, heilige Gottes-Gericht herniederruft." Graf Bismarck habe erklärt, zur Noth alliire er sich mit dem Teufel. Nach unseres Geistlichen Urtheil ist dieses Bündniß wirklich zu Stande gekommen: „Preußen hat, um seinen brudermörderischen Zweck zu erreichen, sich mit der Revolution verbündet. Nun ist die Revolution gewiß vom Teufel, so ist die Allianz auch wirklich geschlossen und das Kind dieser Allianz, was wir heute haben." Zu dem so entstandenen Reich kann natürlich nichts Gutes gedeihen. Lasker und Bennigsen sind die bösen Dämonen, die hier walten. Die „Lasker'sche Gesetzgebung zieht Alles in eine sociale Auflösung hinein, verwandelt wohlhabende Länder in Stätten der Armuth, zerbricht alle theuren Eigenthümlichkeiten, löst alle Bande, vermengt alle Stände zu einem ekelhaften Brei." Der Reichstag ist „eine Maschine, die alles factische Recht der Einzelstaaten zermalmt." Der neue deutsche Staat „verfährt mit unseren Recruten despotischer als der alte Napoleon mit den deutschen Contingenten." Es ist aber noch nicht die Hoffnung auf eine Aenderung aufzugeben. „Der norddeutsche Bund besteht durch Gottes Zulassung, auf wie lange, wissen wir nicht." Lange kann es aber nach des Verfassers Rechnung nicht mehr dauern. „Abels Blut schreit zum Himmel und so auch das deutsche Bruderblut", und „verflucht ist, wer seines Nächsten Grenzen engert." Das bevorstehende Gericht muß durch Gebet beschleunigt werden und wird dies auch schon. „Das jetzige Reichsregiment hat hervorgerufen nicht eine Verstimmung, sondern einen Zorn, einen Haß in den Unterdrückten, der alle Tage vor dem Herrn sein Zeugniß ablegt." Die Einheit von 1866 gehört zu den Uebeln, über welchen wir beten: erlöse uns von dem Uebel. Es ist aber nicht genug mit dem Gebet. Es sollen die Gleichgesinnten, nach dem Beispiel des Verfassers, ihre „Noth ausschreien" und dadurch Bundesgenossen werben. Preußen wird, bei Strafe des Zornes Gottes, aufgefordert, „wiederzugeben, was es genommen, loszulassen, was es gebunden." Dieses Urtheil über die Ereignisse seit 1866 soll von der Kanzel verkündigt werden. Wenn dies geschieht, dann ist das neue Teufelsreich verloren. Denn „die Kirche allein, das muß so laut wie möglich gesagt werden, gibt endgültige politische Urtheile ab, die Kirche schützt Land und Leute, erhält Throne und Völker oder stürzt sie, so sie nicht hören wollen." Aber auch damit noch nicht genug. Es soll auch noch außerdem gemeinschaftlich „gewirkt" werden, im Bunde mit allen unzufriedenen Parteien, auch mit reichsfeindlichen „Liberalen und Demokraten." Denn „nur eine Coalition alles dessen, was noch lebendig ist, kann uns erretten; nur in dem einmüthigen Zusammenwirken alles Lebendigen, welchen Namen es auch habe, ist die Errettung möglich."

Der Mann, welcher so schreibt, ist ein in seiner Partei innerhalb und außerhalb Mecklenburgs durch seine theologische Gelehrsamkeit und kirchliche

Rechtgläubigkeit hochangesehener Pastor. Auch die von Luthardt in Leipzig herausgegebene, für das mecklenburgische Kirchenthum sich einer mehr als halbofficiellen Geltung erfreuende lutherische Kirchenzeitung sagt über die Schrift, „sie lasse leicht eine der bekanntesten und bedeutendsten Federn der mecklenburgischen Geistlichkeit erkennen." Die kirchliche Partei, zu deren Verkämpfern der Verfasser gehört, wurzelt zwar in der Bevölkerung nicht tief, und ein durch das Land gehender freier politischer Hauch, welcher das Recht der Wahl der Landesvertreter zur Anerkennung und Geltung brächte, würde dies sofort an das Licht stellen. Aber so lange die Regierung es noch für ihre Pflicht hält, die landesherrlichen Verheißungen der Jahre 1848 und 1850 und die berechtigten Forderungen der Bevölkerung unbeachtet zu lassen, kann freilich das Treiben der feudalen Particularisten und ihrer kirchlichen Bundesgenossen noch manchen Schaden anrichten, unter welchem die geistige wie die materielle Entwickelung unseres Landes schwer zu leiden hat.

Als Herr v. Treitschke in der Reichstagssitzung am 2. Nov. v. J. für den Antrag der Mecklenburgischen Abgeordneten sein beredtes Wort erhob, äußerte er über die Mecklenburgische Verfassungsfrage: „wir werden immer und immer wieder von Neuem kommen mit diesem Antrage; dies ist eine Frage, welche aufgeworfen nicht wieder verstummt, als bis sie die rechte Antwort gefunden." Wir sind seitdem in der Ueberzeugung nur noch bestärkt worden, daß nur das Reich uns helfen könne, und wir hoffen, daß das Wort des Abgeordneten sich erfüllen werde.

Die Civilliste; die Alabamafrage; ländlicher Strike. Aus London. — „Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt," soll Lord Byron einmal ausgesprochen haben. Aehnlich erging es kürzlich Sir Charles Dilke, mit dem Unterschiede jedoch, daß seine Berühmtheit ebenso schnell wieder ein Ende nahm. Nach der bekannten Dienstags-Debatte wird wohl der junge, republikanische Baronet auf einige Zeit nach Jericho gehen, um sich den Bart und womöglich die Weisheitszähne wachsen zu lassen, ehe er wieder an's Licht der Oeffentlichkeit tritt. Diese Debatte steht in der modernen parlamentarischen Geschichte Englands einzig da. Die Engländer, die so stolz darauf waren, daß in ihren Debatten immer der gentlemanly Ton vorherrschte, die gewohnt waren, eine tobende französische National-Versammlung mit Verachtung und sogar ein deutsches Parlament mit obligatem Bebel-Skandal mit dem Gefühl der Ueberlegenheit zu betrachten, haben endlich die Erfahrung gemacht, daß man auch im Westminster-Palace toben und daß sich sogar unter der gesellschaftlich so fein gebildeten englischen Aristokratie ein Bebel oder Liebknecht vorfinden könne. Es ist Brauch in England, daß bei der Thronbesteigung eines Monarchen die Civil-Liste vom Parlamente festgestellt wird. Die Civil-Liste ist überhaupt nur eine Entschädigung für die der Nation von der Krone überlassenen Krongüter, von denen das jährliche Einkommen sich jetzt auf weit mehr beläuft, als der Jahres-Betrag der Civil-Liste. Beim nächsten Regierungs-Antritt stünde es gesetzlich dem neuen Monarchen ganz und gar frei, die Civil-Liste zu verweigern und den Genuß der Krongüter zurückzuverlangen. Würde eine derartige inquisitorische Untersuchung über die Art und Weise der Verausgabung der Civil-Liste, wie sie Sir Charles Dilke verlangte, zugelassen, so wäre wahrlich der Monarch von England schlimmer

daran, als der geringste seiner Unterthanen, der doch mit dem Seinigen thun kann, was ihm beliebt. Es wurde auch in Sir Charles Dilke's Rede nicht die Frage aufgeworfen, ob die Pflichten, die dem Monarchen moralisch und gesellschaftlich obliegen, erfüllt würden, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil jeder Anhaltspunkt für eine solche Beschuldigung fehlt. Die Antwort Gladstone's, obgleich zu heftig im Ton, machte allen Insinuationen Dilke's vollständig den Garaus, und als sich dennoch ein anderer von den gelb behandschuhten, Tausende von ererbten Pfunden Sterling jährlich verzehrenden aristokratischen Republikanern, Herr Auburn Herbert, sonderbarerweise ein jüngerer Bruder des conservativen Staatsmannes Earl of Carnarvon, erhob, um den Dilke'schen Antrag zu unterstützen, verlor unglücklicher Weise das Haus alle Geduld. Es wurde geschrieen, geheult, gekräht; die Journalisten und Besucher mußten auf den Antrag eines Mitgliedes sich zurückziehen, und es dauerte eine Stunde, ehe sie wieder zugelassen wurden. Das Resultat der Abstimmung — 278 Verwerfungen, 4 Bejahungen und 11 Enthaltungen — zeigte die Stärke der republikanischen Partei. Da die letzte Reform-Bill für die Wahlen zum Hause der Gemeinen beinahe allgemeines Stimmrecht eingeführt hat, so ist das Ergebniß bezeichnend genug. Es wird allgemein bedauert, daß das Haus die Debatte nicht hat ruhig verlaufen lassen, da ja doch das unreife, einseitige Gerede der zwei jungen Männer, denen es augenscheinlich nur um Aufsehen zu thun ist, keinen besonderen Schaden anrichten konnte. Ein fröhlich schallendes Gelächter, wie es Bebel in Berlin zu begrüßen pflegt, wäre vielleicht besser am Platze gewesen, als Zorn. Doch darf nicht vergessen werden, daß die Reizung durch eine geringfügige, Lärm und Aufregung suchende Minorität, deren Haupt-Manöver darin besteht, daß sie sich, wie die bekannten drei Schneider von Tooley-street in ihrer Proclamation, das Volk von England nennt, endlich jedermann ungeduldig machen mußte. Ob die Bürger Dilke und Herbert sich jetzt so lächerlich machen werden, sich ihren Gesinnungsgenossen als Märtyrer vorzustellen, bleibt abzuwarten.

Die Alabamafrage rückt nicht vom Fleck. Die englische Regierung hat, wie nicht anders zu erwarten war, die amerikanischen Ansprüche auf Ersatz für indirecten Schaden wieder zurückgewiesen. Ein neues Argument für die Unhaltbarkeit derselben, das hier viel Eindruck gemacht hat, wurde von dem bekannten belgischen Publicisten Laveleye in der Indépendance belge erörtert. „Wie wäre es," fragt dieser, „wenn die Kreuzer anstatt aus den Häfen eines großen reichen Landes, wie England, aus denen eines kleinen Landes, wie Belgien oder Dänemark entwischt wären?" Solch ein Ländchen müßte dann, um indirecten Schaden zu bezahlen, entweder annectirt oder versteigert werden. Da die neue amerikanische Antwort nicht vor einem Monat hier eintreffen kann, so wird der auf den 1. Mai bestimmte Zusammentritt des Schiedsgerichts in Genf vielleicht hinausgeschoben werden müssen.

Eine Bewegung, die nicht geringes Bedenken erregt, hat sich jetzt unter der ackerbauenden Arbeiterklasse in England gezeigt. Es ist das erstemal, daß diese einen Strike versucht. Er fing in Warwickshire an und gewinnt an Ausdehnung. Die Lage der ackerbauenden Klassen, besonders im Süden von England, läßt seit langer Zeit viel zu wünschen übrig. Ein kräftiger Knecht erhielt bis jetzt 12 Schillinge wöchentlichen Lohn, was wahrlich nicht

genug ist, um nur Leib und Seele zusammenzuhalten. Das erste Verlangen der Arbeiteinstellenden war eine Erhöhung des Wochenlohns auf 18 Schillinge. Die Forderung ist jetzt auf 16 Schillinge ermäßigt worden. Einige Arbeitsgeber handeln mit übergroßer Strenge, indem sie den Arbeitern die ihnen vermietheten Wohnungen kündigen; Andere erklären sich bereit, den Wochenlohn auf 15 Schillinge zu erhöhen. Eine Verständigung wird nicht ausbleiben, aber, was den Vorgang so bedenklich macht, ist, daß die Arbeiterklasse auf dem Lande angefangen hat, dem Beispiele der städtischen zu folgen. Der erste Schritt mag zu weiteren führen.

Eine deutsche Hochschule in Bromberg. Aus Schlesien. — Die Säcularfeier der Wiedervereinigung Westpreußens mit Ostpreußen steht bevor und es ist eine Commission für ihre Ausführung ernannt. Dieselbe wird vielleicht die weitere Wiederherstellung der Marienburg und Errichtung eines Standbildes Friedrich's d. Gr. vorschlagen. Wichtiger als dies und anderes, ja der würdigste Act der Säcularfeier wäre die Errichtung einer Hochschule für Westpreußen und den Netzedistrict und zwar in Bromberg.

Unsere östlichen Provinzen, Schlesien, Posen und Preußen haben zusammen eine Einwohnerzahl, die der von Baiern, Würtemberg, Baden und Südhessen gleich kommt; letztere haben 6 Universitäten, erstere 2, Königsberg und Breslau. In Deutschland kommt durchschnittlich auf 1,800,000 Einwohner eine Hochschule, in den östlichen Provinzen auf 4,300,000 Einwohner eine solche. Die östlichen Provinzen haben so gut wie das übrige Deutschland das Bedürfniß nach höherer Bildung; wenigstens ist nicht nachgewiesen, daß die deutsche Bevölkerung dieser Provinzen, die über 6 Millionen zählt, nicht gleiche Berücksichtigung verdiene wie die übrigen deutschen Stämme. Das Bedürfniß ist da, doch wäre es auch bisher nur latent und ungeweckt, so müßte es aus politischem Interesse geweckt und gestärkt werden.

Noch immer schwebt an unserer Ostgrenze der Kampf des Germanenthums mit dem Slaventhum um die Herrschaft; er wird in neuerer Zeit Seitens unserer Gegner heftiger geführt als je. Da ist es die Pflicht des deutschen Reichs, die Mächte ins Vordertreffen zu führen, die uns allein den Sieg auf würdige, humane Weise bringen, nämlich deutsche Wissenschaft, deutsche Bildung, die Producte deutschen Fleißes, deutscher Ausdauer und Gewissenhaftigkeit. Was Straßburg am oberen Rhein den Welschen gegenüber, das muß Bromberg an der unteren Weichsel den Slaven gegenüber werden, die Hochwarte deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft. Und wenn wir für Bromberg dieselben Summen aufwenden, die für Straßburg bestimmt sind, so wird dies Geld zu gleichem Nutzen für Deutschland aufgewandt werden. Man glaube doch ja nicht, daß die Ostgrenze eine solche Stärkung weniger bedürfe als die Westgrenze.

Zu lange ist unsere Ostgrenze vernachlässigt, doch mag die Richtung unserer Politik seit 1864 dafür als Entschuldigung gelten. Daß es jedoch nun anders werden müsse, begreifen heut Viele, die früher keine Ahnung von den deutschfeindlichen Wühlereien der Schwarzen in den Ostmarken hatten. Man bilde sich nicht ein, daß es mit dem Schulaufsichtsgesetz allein gethan sei. Noch immer bleibt das Dreieck zwischen Berlin, Königsberg und Breslau eine wissenschaftliche Wüste, räumlich so groß wie der dritte Theil

Deutschlands, so groß, daß auf demselben Raum im übrigen Deutschland 8 Universitäten zu finden sind.

Königsberg liegt zu weit östlich, um recht zu wirken, Breslau nicht östlich genug; das geographische Centrum jenes wüsten Dreiecks ist Bromberg. Die aufblühende Hauptstadt des Netzedistricts von 30,000 Einwohnern ist von Berlin 44 Meilen, von Breslau 40 Meilen und von Königsberg 38 Meilen entfernt und liegt gerade da, wo das Deutschthum den Polen gegenüber die größte Verbreitung gegen Osten gewonnen hat, umgeben von polnischen und halbpolnischen Landschaften, in denen das Polenthum keinen rechten Boden mehr hat und zu weichen beginnt. Bromberg, selbst schon ganz deutsch, ist dabei der wichtigste Eisenbahnknotenpunkt im Weichsellande; nach allen Weltgegenden laufen von dort Schienen. Auch hat es, was bei der Wahl einer Universitätsstadt immerhin mit in Anrechnung zu bringen ist, nächst Danzig in seiner Nähe die schönsten Punkte des Durchbruchthals der unteren Weichsel, z. B. Ostrowetzko und Schwetz und das geologisch höchst interessante Steinsalzlager bei Inowraclaw.

Der einzige Einwand gegen unseren Vorschlag, der weitere Besprechung verdient, ist der, daß Königsberg durch Einrichtung einer Universität in Bromberg zu sehr leiden würde. Ich glaube aber, daß dies nicht der Fall sein wird. Die Gymnasien Ostpreußens würden nach wie vor ihre Zöglinge vorzugsweise nach Königsberg schicken. Für Bromberg dagegen nehmen wir die Gymnasien von Westpreußen, dem Netzedistrict und die östlichsten Theile von Hinterpommern in Anspruch, Landschaften mit zusammen 2,400,000 Einwohnern. Darnach werden folgende lateinische Schulen die Studenten für Bromberg liefern: Danzig, Elbing, Neustadt, Marienburg, Marienwerder, Culm, Thorn, Konitz, Deutschkrone, Graudenz, zusammen 10 in Westpreußen; Bromberg, Inowraclaw, Gnesen, Schneidemühl, Rogasen, Filehne (Pädagogium Ostrowo) zusammen 6 im Departement Bromberg; Neustettin, Stolp, Dramburg, in Summa 19 Gymnasien. Ich rechne, daß nach Errichtung der Universität noch 2 dazu kommen, etwa eins in Danzig und eins in Nakel, und nehme mit Sicherheit an, daß 21 Gymnasien die Universitätsstadt umgeben werden, das sind mehr als die meisten mittleren Universitäten aufweisen können. Ich will hierbei gern zugeben, daß Elbing und Marienburg nach wie vor ihre Abiturienten nach Königsberg senden werden, und das ist wünschenswerth; ich behaupte aber, daß dieser Abgang reichlich durch die Gymnasien Landsberg a. W. und Friedeberg und aus Posen und russisch Polen ersetzt wird.

Ostpreußen hat nur 12 Gymnasien. Das ist zu wenig für eine Bevölkerung von 1,800,000 Ew. und wenn wir auch die Masuren und Litthauer nicht rechnen, so müßte Ostpreußen doch immer so viel haben, wie Pommern mit 1,450,000 Ew., nämlich 15. Ich würde es deßhalb für eine Pflicht der Staatsregierung halten, dafür zu sorgen, daß in Ostpreußen wenigstens noch 3 Gymnasien und zwar in Heilsberg oder Bartenstein, in Neidenburg und in Mohrungen oder sonst wo errichtet werden. Dann ist die Universität von Königsberg von 17 Gymnasien umgeben, eine hinreichende Zahl, um die jetzige Frequenz zu erhalten. Ich glaube, alle übrigen Provinzen würden gern der östlichen Mark diese Zuwendung können.

Ein zweiter Einwand wäre der, daß wir genug Universitäten, ja zu viel

in Deutschland haben und schon jetzt mehrere nur kümmerlich vegetiren. Dieser Einwand trifft nicht die Sache. Es ist richtig, in Westdeutschland haben wir zu viel, in Ostdeutschland zu wenig. Das Zuviel ist eine Frucht des Particularismus und immerhin noch die beste. Jetzt drücken Gießen und Marburg in Hessen, Kiel, Rostock und Greifswald in den westlichen Ostseeländern auf einander. Dort könnten recht gut und mit Nutzen Gießen und Rostock aufgehoben und dadurch Marburg, Kiel und Greifswald gestärkt werden.

Man sage ferner nicht, daß die Studirenden aus den östlichen Landschaften in Mittel- und Westdeutschland ihre wissenschaftliche Bildung erhalten könnten; denn es ist nicht gut, daß die jungen Männer aus den deutsch-slavischen Mischlanden das ganze Triennium außerhalb des Stammlandes zubringen müssen. Das schwächt die Heimathsliebe und den Stammespatriotismus, die gerade dem Grenzer am nöthigsten sind.

Das deutsche Reich hat die Pflicht, nicht bloß die Deutschen der Ostgrenze in jeder Hinsicht und mit allen erlaubten Mitteln gegen den Slavismus zu stärken, sondern auch ihnen die Heimath lieb und werth zu machen, und dazu dient in erster Linie eine Hochschule, auf die sie stolz sein und durch die sie mit anderen Stammesländern rivalisiren können. Man höre nur auf, Westpreußen, Pommerellen und den Netzedistrict als Hinterlande des Geistes zu behandeln und es wird dort bald wissenschaftliches Leben und Streben erblühen. So mancher befähigte aber arme Knabe wird studiren, der jetzt gar nicht daran denken kann. Das ist für jene Mischländer ein gar nicht zu ersetzender Verlust. Mögen immerhin die wohlhabenden Studirenden obengenannter Gymnasien zum Theil ein oder zwei Semester in Mittel- und Westdeutschland zubringen, die längere Zeit werden auch sie der Landesuniversität widmen. Auch wird jener Abgang gewiß durch Studirende aus Mitteldeutschland ersetzt werden, zumal wenn reichliche Stipendien die Aermeren zum Besuch der neuen Universität veranlassen. Zur Gründung dieser Stipendien wird die Säcularfeier die beste Gelegenheit bieten.

W. Riemann.

Literatur.

Kirche und Staat. I. Die Revolution von oben in der römisch-katholischen Kirche. II. Beiträge zur Politik und Staatsphilosophie. Eine Sammlung zerstreuter Aufsätze, Recensionen und Anzeigen. Von Dr. Franz Hoffmann, Professor in Würzburg. Gütersloh bei C. Bertelsmann 1872. — Der Schwerpunkt der vorliegenden Veröffentlichung liegt in der Einleitung und dem I. Theil, während der II. Band als eine Zugabe erscheint, welche geeignet ist, des Verfassers auch sonst bekannte deutschnationale Gesinnung in der Besprechung mehrerer auf die äußeren und inneren Resultate des letzten Krieges bezüglichen Schriften auf's Neue zu documentiren. In seinem Haupttheil aber stellt sich das Büchlein als ein literarischer Wegweiser durch die zu einer fast unübersehbaren Masse angeschwollenen Schriften zum Concil und dessen neuem Dogma dar, und entrollt so zugleich ein zusammenhängendes Bild der geistigen Kämpfe gegen die jüngsten

Anmaßungen des Papstthums, — Kämpfe, in welchen der Verfasser die Wurzeln einer hoffnungsvollen Entwicklung erblicken zu dürfen glaubt. Ob wirklich schon der Anfang einer solchen zum Ziele einer unabhängigen deutschen Nationalkirche führenden Entwicklung gegeben ist, oder ob die Altkatholikenbewegung noch resultatloser im Sande verlaufen wird als früher die der freien Gemeinden, das wird wesentlich davon abhängen, erstens ob die Männer vorhanden sind, welche sich an die Spitze einer solchen reformatorischen Bewegung zu stellen befähigt sind, und zweitens ob das Volk nicht zu tief in stumpfen religiös-indifferenten Autoritätsglauben versunken ist, um zu folgen, wenn die rechte Stimme erschallt. Daß Döllinger nichts von dem Beruf eines Reformators erkennen läßt, sieht auch Hoffmann ein (S. XI), und wir müssen die Befürchtung hinzufügen, daß das lange Bündniß von Staat und Kirche behufs Aufrechterhaltung blinder Unmündigkeit des gemeinen Volkes jetzt seine traurigen Früchte zeigen wird. Interessant ist es, zu sehen, wie aufrichtige und treue Katholiken durch die Macht der Verhältnisse weiter und weiter getrieben werden. So erkennt Hoffmann jetzt schon die große Wahrheit an, die ihm vor 1½ Jahren schwerlich eingeleuchtet haben würde: „Ein Gewächse wie das Papstthum kann sich nicht mehr freiwillig auflösen, es kann nur noch gebrochen werden" (S. LXV); zu der Vorbereitung dieses Bruches haben aber in der That die Jesuiten mit der Installirung des Unfehlbarkeitsdogmas den wichtigsten Dienst geleistet. Ferner sieht er sich zur Bestreitung der Unfehlbarkeit der Concilien gezwungen, da jede göttliche Offenbarung nothgedrungen etwas von der Unvollkommenheit der menschlichen Medien annimmt, durch welche sie sich mittheilt (S. VIII). Ebenso müßte er aber auch, wenn er sich das Recht zuschreibt, die Oecumenicität des letzten Concils zu prüfen und zu verneinen (S. XXI), in derselben Weise die Oecumenicität aller früheren Concilien prüfen und würde nach seinen Kriterien wohl ziemlich alle verneinen müssen, also auch die Resultate aller in Frage stellen müssen. So weit wagt er sich aber nicht: wenngleich er mit seinem Meister Franz von Baader die Papalkirche verwirft, so will er doch Katholik sein und bleiben, und leidet deshalb an derselben Zweischneidigkeit des Princips wie die übrigen Führer der altkatholischen Bewegung. Denn die Grundsätze, daß nur der durch Kritik von den Schlacken der Mittheilungsweise gereinigte Offenbarungsinhalt unfehlbar sei, und daß die Divergenz der verschiedenen hierbei möglichen Auffassungen selbst eine göttlich gewollte Erscheinung sei, welche zum Heile führen werde (S. VIII.), ist durchaus protestantisch; das protestantische Princip ist hiermit erschöpft und alle hinzukommenden positiven Bestimmungen zu demselben gehören schon verschiedenen Standpunkten und Auffassungen innerhalb des Protestantismus an, der seine Consequenzen und möglichen Gestaltungsformen noch lange nicht erschöpft hat. Ehe die antipäpstliche Bewegung nicht die Fahne der durchgreifendsten protestantischen Reform entfaltet, wird sie ein schwächliches Gewächs bleiben, das auf die Dauer zur dürftigen Mumie verkümmern muß. Solch' energisches Vorgehen scheitert aber, wenn nicht an den eigenen Vorurtheilen, so doch an der berechtigten Furcht, die lange genährten Vorurtheile des Volks vor den Kopf zu stoßen und im Volke jeden Boden zu verlieren.

Ausgegeben: 28. März 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Hohenzollern unter preußischer Verwaltung.

Zwanzig Jahre preußischer Verwaltung in den ehemaligen hohenzollernschen Fürstenthümern einem größeren Leserkreise vorzuführen, dürfte, auch wenn es noch so skizzenhaft geschieht, dennoch seine Bedenken haben, wenn diese Landestheile nicht trotz ihrer Kleinheit schon dadurch einiges Interesse erwecken müßten, daß sie die Wiege des erlauchten Geschlechtes sind, welches dem deutschen Volk endlich wieder einen Kaiser gegeben hat. Auch auf den Karten nehmen sie sich, als ein nach dem Süden vorgeschobener preußischer Posten, bemerkenswerth genug aus — wofern der Maßstab der Karte groß genug ist, um das Ländchen als ein besonderes überhaupt zur Erscheinung zu bringen. Dazu kommt noch, daß alle starken und schwachen Seiten der preußischen Verwaltung sich hier, wie in einem verkleinerten Abbild, wiederfinden und leichter übersehen lassen. So dürfen wir hoffen, daß doch mancher Leser dieser Zeitschrift die Zeit, die er auf die Lectüre der folgenden Zeilen verwendet, nicht für verloren halten werde.

Bei dem ersten Anfang, nämlich bei der Einverleibung der hohenzollernschen Lande in die preußische Monarchie, ging es keineswegs ganz correct her. Beide Fürstenthümer hatten constitutionelle Verfassungen und Landstände. Die Zustimmung der letztern war verfassungsmäßig*) sowohl für die Abtretung des Landes erforderlich, als für gewisse vermögensrechtliche Bestimmungen des Abtretungsantrags. Letzteres war wenigstens bezüglich Sigmaringens der Fall, weil hier die Landstände auf einen Theil der Domänen und Forsten im Namen des Landes Anspruch erhoben hatten, der Vertrag aber (Art. VIII.) solche insgesammt, so wie der Fürst sie besaß,

*) Sigmaringer Verf.-Urk. vom 11. Juli 1833 in § 3. Sämmtliche Theile des Fürstenthums mit allen Zugehörungen bilden ein untheilbares unveräußerliches Ganzes. § 52. der Landesherr vertritt den Staat in allen seinen Verhältnissen gegen auswärtige Staaten. Es kann jedoch durch Verträge mit Auswärtigen kein Theil der Staatsgebiets und des Staatseigenthums veräußert .... werden, ohne daß die Zustimmung der Landstände vor dem Abschlusse eingeholt und gegeben worden ist. Die hechingische Verf. Urk. vom 16. Mai 1848 ist in dieser Beziehung, wie in anderen, lückenhaft; es läßt sich das schon aus dem Datum derselben erklären.

als fürstlich-hohenzollernsches Stamm- und Fideicommißvermögen anerkannte. Die Zustimmung der Landstände wurde aber, bevor der Abtretungsvertrag den preußischen Kammern zur Genehmigung vorgelegt wurde, nicht für nöthig erachtet, und die preußischen Kammern hielten es, obgleich diesbezügliche Bedenken wenigstens in der Commission der damaligen zweiten Kammer zum Ausdruck kamen, für unverfänglich, einem solchen schon formell mangelhaften Vertrage ihre Zustimmung zu ertheilen. Auch in finanzieller Beziehung war es in der That ein starkes Stück, von den preußischen Kammern die Genehmigung des Vertrages zu verlangen. Derselbe setzte den preußischen Staat in den Besitz von etwas über 20 Quadratmeilen, ohne daß auch nur ein Morgen an Domänen oder Forsten ihm zugefallen wäre, und ohne daß er dafür mit einer hervorragenden Steuerfähigkeit des Ländchens sich hätte getröften können. Andererseits erhielten die bis dahin souveränen Fürsten, die sich nunmehr ganz der Verwaltung der ihnen garantirten Domänen und dem Genuß der daraus fließenden Einkünfte widmen konnten, für sich und ihre successionsfähige Descendenz aus der preußischen Staatskasse eine jährliche Rente von 25,000 und bezüglich 10,000 Thlr. Die Sache gewinnt ein um so auffälligeres Ansehen, als einerseits nicht wahrscheinlich ist, daß der preußischen Regierung die thatsächliche Lage ganz unbekannnt gewesen, und andererseits nicht im Geringsten bezweifelt werden kann, daß der Fürst von Sigmaringen zu jedem billigen Abkommen sich hätte bereit finden lassen. So viel ist gewiß: zu der Zeit, als schon das geflügelte Wort von dem „heidenmäßig vielen Gelde" bekannt war, ließ man sich unter solchen Bedingungen auf's Einverleiben längst nicht mehr ein; andernfalls würde unzweifelhaft z. B. der Fürst von Waldeck die vollständige Abtretung seines Ländchens jenem merkwürdigen Accessionsvertrag vorgezogen, und wahrscheinlich noch diesen und jenen kleineren Regenten durch sein Beispiel zur Nachfolge bewogen haben. Die Bevölkerung Hohenzollerns hat diesen Vertrag, soweit er die Vereinigung mit der preußischen Monarchie zum Gegenstand hat, längst ratificirt, und dies namentlich bei Gelegenheit der württembergischen Occupation im Sommer 1866 an den Tag gelegt. Ob das auch der Fall ist bezüglich der Domänenfrage, möchte ich sehr bezweifeln, und als interessante Aufgabe für einen staatsrechtlich durchgebildeten Juristen erachten, die Frage zu untersuchen, ob in dieser Richtung eine Revision jenes Vertrags beansprucht und wie sie durchgesetzt werden könne. Auf diesem Wege ließe sich vielleicht für das Ländchen noch ein kleiner Provinzialfonds retten.

Als die preußische Verwaltung sich nun — eines schönen Morgens möchte ich sagen, um das Gefühl der Ueberraschung des größten Theils der Bevölkerung zu bezeichnen — in Hohenzollern einzurichten begann, fand sie in den beiden Fürstenthümern Zustände von großer Verschiedenheit vor, zum

guten Theil bedingt durch die grundverschiedene Persönlichkeit der beiden Fürsten, die unmittelbar vor 1848 in Sigmaringen und in Hechingen die Regierung führten. Fürst Karl, der Vater des jetzigen alleinigen Repräsentanten des fürstlichen Hauses Hohenzollern, war ein Muster von Ordnungssinn und Sparsamkeit (welch letztere jedoch Freigebigkeit in größtem Stil zu gemeinnützigen Zwecken nicht ausschloß), und hatte die gesammte innere Verwaltung seines Landes auf das Beste geordnet. Der Chef der älteren, hechingischen Linie dagegen, Staatsgeschäften und ernster Arbeit trotz reicher Begabung wenig zugethan, hatte die Angelegenheiten seines Fürstenthums, wie seine eigenen, aus überkommener Verwahrlosung nicht nur nicht herauszureißen vermocht, sondern diesen Zustand eher noch sich verschlimmern lassen. Es ist daher begreiflich, daß die Bevölkerung des Fürstenthums Hechingen die eintretende Veränderung, welche für sie eben der Beginn der Ordnung war, von Anfang an mit weniger Unbehagen annahm und sich schneller mit ihr vollkommen befreundete, als der sigmaringische Theil. Wie ging nun die preußische Verwaltung zu Werk?

Sehen wir zuerst, wie sie sich bei der Auswahl der Personen verhielt. Es scheint eine Eigenthümlichkeit der preußischen Verwaltung zu sein, hierin gerade da, wo die Personenfrage die wichtigste ist, nämlich bei dem ersten Uebergang, sich keines besonderen Glückes zu erfreuen; das hat man ja auch wieder bei den Erwerbungen von 1866 verschiedentlich gesehen. Was zwar den ersten preußischen Regierungspräsidenten, Frhr. v. Spiegel, betrifft, so läßt sich nichts einwenden, auch stand er nur kurze Zeit an der Spitze der Verwaltung. Weniger geeignet waren manche andere der zu moralischen Eroberungen nach Schwaben gesandten Persönlichkeiten des höheren und niederen Beamtenstandes, da dieselben, mit den localen Verhältnissen begreiflicherweise nicht hinlänglich bekannt, vielfach von einer Suffisance erfüllt waren, welche sie hinderte, sich damit bekannt machen zu wollen. Das führte im Anfang zu mancherlei scherzhaften Mißverständnissen, aber leider mitunter auch zu sehr ernsthaften Kränkungen und vorübergehenden Rechtsverletzungen. Mit der Zeit ist das freilich denn viel besser geworden, und die hohenzollern'schen Lande haben vielfältig Gelegenheit gehabt, sich von der Gediegenheit, Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit, die dem altpreußischen Beamtenstande eigen ist, zu überzeugen.

Was nun aber die Maßregeln betrifft, so war die Aufgabe naturgemäß eine verschiedene bezüglich derjenigen Punkte, die in einem jeden Staatswesen einheitlich geordnet sein müssen, und bezüglich solcher Verhältnisse, die unter dem Gesichtspunkt berechtigter Eigenthümlichkeiten Schonung verlangen, oder wenigstens es vertragen, daß sie einstweilen in ihrem Stande belassen, und nur allmählig einer sachgemäßen Entwickelung entgegengeführt werden.

Unter all den Verhältnissen nun, bei welchen der Grundsatz gilt: in necessariis unitas, steht in Preußen die allgemeine Wehrpflicht oben an. Es war daher nothwendig und richtig, dieselbe sofort einzuführen, wenn dies auch immerhin da, wo neben wichtigen Exemtionen von der Dienstpflicht das Stellvertretungssystem bestand, eine tief einschneidende, vielfach hart empfundene Maßregel war. In Hohenzollern fiel sie um so schwerer, als es nothwendig war, die recrutirten Mannschaften in entfernte Bezirke zu schicken, wo sie neben der Angewöhnung an die Strenge militärischer Disciplin sich noch in die Verschiedenheit der Sprache, der Sitten und der Lebensweise zu finden hatten. Trotz dieser erschwerenden Umstände zeigte sich doch bald, daß einer Institution, die auf einer so richtigen und tiefen Anschauung von dem Wesen des Staates beruht, trotz aller Härten eine überzeugende und einigende Kraft innewohnt. Zieht man die in den hohenzollern'schen Landen hierin gemachten Erfahrungen für die Regelung dieser Angelegenheiten in dem neuen Reichslande zu Rathe, was man in gewissem Grade allerdings darf, so wird man es entschieden für richtig halten müssen, daß man dort mit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nicht aus übelberathener Schonung allzulange wartet. Uebrigens darf hier noch hervorgehoben werden, daß die hohenzollern'schen Lande in der Reihe der preußischen Provinzen, was den Bildungszustand der zum Dienst eingezogenen Mannschaften betrifft, die erste Stelle einnehmen: seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ist aus den hohenzollern'schen Landen noch kein einziger Recrut eingestellt worden, der nicht hätte lesen und schreiben können.

Ebenso war es ein richtiger und nothwendiger Schritt, daß man, zu der Organisation der Behörden sich wendend, die bisherige Trennung der beiden Fürstenthümer aufhob, und Verwaltung und Justiz trennte. Es wurde aus ganz Hohenzollern ein Regierungsbezirk mit dem Sitz der Regierung zu Sigmaringen, und ein Kreisgerichtsbezirk mit dem Sitz des Collegialgerichts in Hechingen gebildet. Die beiden Gerichte zweiter Instanz in Sigmaringen und Hechingen fielen weg; an die Stelle des vertragsmäßig als oberste Instanz fungirenden Obertribunals zu Stuttgart trat naturgemäß das Obertribunal in Berlin, an Stelle der beiden Appellationsgerichte aber merkwürdiger Weise das dem Rechtsgebiete des allgemeinen Landrechtes angehörige Arnsberg — während Ehrenbreitenstein näher, demselben gemeinen Recht wie Hohenzollern unterstehend, und einer Erweiterung seines kleinen Sprengels noch mehr als Arnsberg bedürftig gewesen wäre. Was die Organisation der untern Verwaltungsstellen anlangt, so war zufolge einer Verordnung vom 7. Januar 1852 die ursprüngliche Absicht die, unter der Regierung nur zwei Oberämter zu Sigmaringen und Hechingen bestehen zu lassen, welche der Größe nach etwa zwei kleineren

landräthlichen Kreisen entsprochen haben würden. Man muß aber doch ziemlich bald gefunden haben, daß, ohne Aenderung der inneren Verwaltung selbst, hiermit den Beamten sowohl, als den Bewohnern des schmalen langgestreckten Ländchens zu viel zugemuthet würde; ein allerhöchster Erlaß vom 18. Jan. 1854 verfügte daher unter möglichster Anlehnung an das Bestehende — nur die drei kleinsten Amtsbezirke wurden aufgehoben und den andern zugetheilt — daß ganz Hohenzollern in administrativer Beziehung in sieben Oberamtsbezirke eingetheilt werde. Diese sind allmählig auf vier reducirt worden, was den gegenwärtigen Verhältnissen und Bedürfnissen entspricht. Eine weitere Verminderung der Oberämter auf die ursprünglich beabsichtigte Zahl wird nur dann ausführbar sein und zu erheblichen Ersparnissen führen, wenn zuvor Organe der Selbstverwaltung geschaffen werden, welchen ein Theil der jetzt den Oberämtern obliegenden Functionen zugewiesen werden kann. Dem Kreisgerichte in Hechingen wurden an mehreren Orten mit Einzelrichtern besetzte Commissionen beigegeben, letztere später noch etwas vermehrt, und sodann noch eine collegialische Deputation in Sigmaringen errichtet. So wurde der geographisch ungünstigen Gestaltung der Landesgrenzen und dem bei der ungemeinen Lebendigkeit des Immobiliarverkehrs und dem gleichzeitigen Fehlen von Notaren doppelt empfindlich hervortretenden Bedürfniß der Bevölkerung Rechnung getragen. In das Detail näher einzugehen verbietet hier wie im Folgenden der Charakter und der begrenzte Umfang unserer Aufgabe, wie sie durch den Zweck dieser Zeitschrift gegeben sind; genug, man sieht, wie die preußische Staatsregierung in all diesen Dingen, wo nöthig entschieden, im Uebrigen aber schonend und durchaus wohlwollend und sachgemäß vorging. Dasselbe läßt sich auch im Großen und Ganzen bezüglich der Behandlung der übernommenen Beamten sagen; wenn hier über einzelne Punkte Differenzen zum Vorschein kamen, so darf man füglich die Hauptschuld den abgegangenen beiden Regierungen zur Last legen, welche durch specielle und klare Vertragsbestimmungen nach dieser Seite ebenso gut, wie für die Vermögensrechte der fürstlichen Häuser, hätten vorsorgen können und sollen.

Wenden wir uns nunmehr zu den einzelnen Zweigen der Verwaltung. In demjenigen Theile derselben, in welchem Preußen seit mehr als einem Jahrhundert unerreichtes Muster ist, im Rechnungs- und Kassenwesen, wurde natürlich sobald als nur möglich die preußische Art eingeführt und nur die Ressortverhältnisse etwas anders geordnet. Es war diese Maßregel um so dringender geboten, als in dieser Beziehung in den Fürstenthum Hechingen theilweise mehr als bloß patriarchalische Zustände vorgefunden wurden. Auch das Etatswesen erhielt, wenn schon die hohenzollern'schen Lande einen besonderen Etat behielten, preußischen Zuschnitt; war doch auch das Steuerbe-

willigungsrecht der Landstände mit der Einverleibung in die preußische Monarchie und dadurch von selbst gegebenen Einführung der preußischen Verfassung hinfällig geworden. Dafür wurde aber dem Ländchen sein Steuerwesen, bis auf einige Aenderungen in den indirecten Steuern, gelassen. Zunächst war das freilich nur für das ehemalige Fürstenthum Sigmaringen ein Vortheil; hier war das System der directen Steuern (eine in die Form einer Capitalsteuer gebrachte Einkommensteuer von dem Einkommen aus Grundstücken, Gebäuden, Gefällen, Gewerbe, Capitalien und Besoldungen) einheitlich, übersichtlich, consequent und möglichst gerecht, während im Hechingen'schen neben einer Copie des sigmaringischen Capitalsteuergesetzes ein Conglomerat von Abgaben, zum Theil noch aus sehr alter Zeit, ohne Princip und ohne inneren Zusammenhang, mit höchst ungerechter Ueberbürdung des Grundbesitzes neben mangelhafter, der Steuerfreiheit nahekommender Heranziehung viel lucrativerer Erwerbszweige sich vorfand. Dieser Zustand in Hechingen dauerte nun bis zum Jahre 1867, also volle 17 Jahre! Allerdings mußte in diesem Theile Hohenzollerns erst eine Landesvermessung vorangehen, welche durch ein Gesetz von 1859 angebahnt wurde. Man wird aber nicht umhin können, das Tempo, in welchem man an die Beseitigung so schreiender Uebelstände ging, ein sehr langsames zu nennen, zumal wenn man erwägt, daß hier von der Regierung zu Sigmaringen durchaus nichts Neues zu erfinden war: sowohl bei der Landesvermessung als bei der Steuerreform handelte es sich lediglich um die Uebertragung der im Fürstenthum Sigmaringen geltenden Bestimmungen auf die ganz ähnlich liegenden hechingen'schen Verhältnisse. Als man aber endlich dazu kam, die directen Steuern Sigmaringen's in's Hechingen'sche einzuführen, schien man ganz übersehen zu haben, daß es neben den Staatssteuern auch Communalsteuern gibt; man vergaß den Gemeinden die Ermächtigung zu ertheilen, für die Bedürfnisse ihres communalen Haushalts in derselben Weise, wie dies durch die sigmaringische Gemeindeordnung vorgesehen wird, durch Zuschläge zu den directen Staatssteuern (mit Ausnahme der Capital- und Besoldungssteuer) zu sorgen. Dieselben sind daher im Bedürfnißfalle, wenn sie nicht auf die alten unbilligen Steuern zurückgreifen wollen — was kaum angeht, da der Staat sie nicht mehr erhebt — auf autonomische Bestimmungen im Gemeindehaushalt, vorbehaltlich der Genehmigung der Regierung, angewiesen; natürlich wäre ihnen, namentlich der der Communalbesteuerung nicht besonders geneigten fürstlichen Hofkammer gegenüber, gesetzliche Ermächtigung viel lieber, weil sicherer.

In der Justizgesetzgebung galt es zunächst, die dem öffentlichen Recht angehörigen und darum in jedem Staat in höherem Maße eine gleichförmige Behandlung erheischenden Institutionen mit dem in der übrigen Monarchie bestehenden Zustand in Einklang zu bringen: das preußische Strafgesetzbuch,

die beiden Novellen vom 3. Januar 1849 und 3. Mai 1852, welche das öffentliche und mündliche Verfahren in Strafsachen regeln — schwurgerichtliches Verfahren bestand übrigens schon vor der Einverleibung — endlich die das Verfahren in Civilsachen betreffende, für die gemeinrechtlichen Bezirke des Ostrheins und Neuvorpommern erlassene Verordnung vom 21. Juli 1849 wurden ohne Verzug in Hohenzollern eingeführt. Der nächste wichtige Schritt, vielleicht der dankenswertheste von allen, jedenfalls derjenige, den die Bevölkerung am besten verstand und anerkannte, war die Reform des Hypothekenwesens. Ganz besonders ist anzuerkennen, daß man, als hier doch nun einmal zu ändern war, gleichwohl der Versuchung widerstand, die altländische Hypothekengesetzgebung, soweit dies überhaupt möglich gewesen wäre, herüberzunehmen, vielmehr an die bestehenden Verhältnisse sich anbequemend eine Reform einführte, welche einerseits die erforderliche Sicherheit für den Realcredit in practisch völlig ausreichendem Maße darbot — was zum Theil schon dadurch erreicht wurde, daß die Führung der Pfandbücher von den Gemeinden auf die Gerichte übertragen wurde —, andererseits aber durch Beibehaltung leichterer Formen für gewisse Anträge und Geschäfte und billiger Kostenansätze für dieselben der großen (vielleicht zu großen!) Lebhaftigkeit des Immobiliarverkehrs und den dadurch bedingten Gewohnheiten der Bevölkerung in allem wünschenswerthen Maße entgegenkam. Später folgte, diese reformirende Richtung der Gesetzgebung fortsetzend, die Einführung kürzerer Verjährungsfristen für die Klagen aus den Rechtsverhältnissen des täglichen Verkehrs, und die der preußischen Concursordnung von 1855. Eine Schonung berechtigter Eigenthümlichkeiten aber zeigte sich in der Aufrechthaltung der bestehenden Vormundschafts-Ordnungen und der sog. Waisengerichte. Es sind dies in der Regel aus dem Ortsvorstand und zwei Gemeinderäthen bestehende Behörden, welchen die ersten Schritte zur Einleitung einer Vormundschaft, der Vorschlag des Vormunds, die nächste Beaufsichtigung desselben, die Prüfung des Inventars und der Rechnungen obliegen; zugleich vermitteln sie den Verkehr der Vormünder mit dem Obervormundschafts-Gericht, und dienen bei wichtigen Beschlüssen den letzteren als ein auf Grund genauer Kenntniß der speciellen Verhältnisse begutachtendes Collegium. Bei dieser Schonung hätte man nun freilich nicht so weit zu gehen brauchen, daß man in den beiden Fürstenthümern einen verschiedenen Großjährigkeits-Termin (Sigmaringen 24, Hechingen 25 Jahre) bis zum Jahre 1870, in welchem das diese Materie allgemein regelnde Gesetz in Kraft trat, bestehen ließ. Auch sonst läßt sich sagen, daß in mancher Beziehung nicht nur ohne Schaden, sondern mit entschiedenem Nutzen hätte aufgeräumt und wenigstens für Hohenzollern einheitliches Recht geschaffen werden können. Daß, ohne irgendwie ersichtliches Bedürfniß, verschiedenes eheliches Güterecht besteht, da-

gegen wollen wir nicht das Mindeste sagen; auf diesem Gebiete hat nun einmal der germanische Individualisirungstrieb überall in Deutschland schrankenlos gewaltet. Daß aber im ehemaligen Fürstenthum Hechingen noch heute in Bezug auf den Erwerb von Grundeigenthum und dinglichen Rechten ein von dem gemeinen in Sigmaringen geltenden abweichendes Recht besteht, ist um so schwerer zu begreifen, als das betreffende Hechinger Gesetz seinem Zweck nach lediglich fiskalisch und vermöge seiner fehlerhaften Fassung die Rechtssicherheit gefährdend ist — allerdings hat eine feste Gerichtspraxis den letzteren Uebelstand allmählig verringert. Dasselbe ist zu sagen über das Executions- und Subhastationswesen. Auch hier sind die hechingenschen Gesetze höchst dürftig und mangelhaft. Gegenüber dem Bedürfniß nach Einführung eines einheitlichen, klaren und umfassenden Gesetzes über diese Materien kann man die Einführung der Concursordnung füglich für einen Luxus ansehen, und doch ist schon letztere für nöthig erachtet worden. Dem dringenderen Bedürfniß wurde aber deshalb nicht abgeholfen, weil das Arnsberger Appellationsgericht, welches in den fünfziger Jahren mit der Frage befaßt war, dasselbe nicht anzuerkennen vermochte; ein fertig ausgearbeiteter Entwurf, die gründliche Arbeit eines Mitgliedes des Kreisgerichts zu Hechingen, blieb daher als schätzbares Material in den Akten. Es zeigte sich eben auch hier einer der Mängel der gegenwärtigen, den Schwerpunkt der Verwaltung zu sehr in die Provinzialbehörden legenden Organisation: daß häufig genug über Angelegenheiten, welche nur auf Grund unmittelbarster Erfahrung zu beurtheilen und zu entscheiden sind, diejenige Behörde das letzte und maßgebende Wort spricht, welcher diese Erfahrung abgeht. — Eine weitere üble Partie auf diesem Gebiet ist endlich der unglaubliche Wust von Polizeiverordnungen, welche aus der Zeit vor der Einverleibung, also für Sigmaringen und Hechingen verschieden, fortbestehen, und deren Geltung gegenüber den nachmals für beide Fürstenthümer gleichmäßig erlassenen Verordnungen und Gesetzen vielfach zweifelhaft geworden ist — zweifelhaft oft genug selbst für den Richter, wie sehr vollends für das Publikum! Das dringende Bedürfniß, hier zu sichten, Einheit und Klarheit herzustellen, ist zwar von der Regierung in Sigmaringen lange anerkannt; sie scheint aber, vermuthlich wegen allzu großer Ueberbürdung mit anderweitigen Geschäften, noch nicht in der Lage gewesen zu sein, sich dieser äußerst dankenswerthen Arbeit zu unterziehen, welche, vorbehaltlich etwaiger gesetzlicher Aufhebung der aus der fürstlichen Zeit stammenden Verordnungen (die etwa höhere Bedeutung als die bloßer polizeilicher Verordnungen haben könnten), Kraft des in Hohenzollern eingeführten Gesetzes vom 11. März 1850 über die Polizeiverwaltung ganz eigentlich in den Kreis der ihr zustehenden Befugnisse und Obliegenheiten gehört. — Ueber die Rechtspflege brauche ich nichts zu

sagen: Jedermann ist damit zufrieden, wenn sie auch mitunter theurer geworden ist.

Auch der Pflege der materiellen Interessen hat sich die preußische Regierung, wie man bei einigermaßen billiger Beurtheilung lobend anerkennen muß, warm angenommen. Dem Aufblühen einer in größerem Maßstab betriebenen Industrie standen und stehen noch, außer dem Umstand, daß der weitaus überwiegende Theil der Bevölkerung bei durchschnittlich sehr starker Bodenparzellirung in landwirthschaftlicher Thätigkeit eine ihm zusagende und auskömmliche Beschäftigung findet, hauptsächlich im Wege der Mangel an größeren Capitalien und das Fehlen von die Concurrenz ermöglichenden Transportmitteln. Gegen den ersten Mangel kann natürlich keine Regierung direkt etwas ausrichten; gegen den letzteren, da von Wasserstraßen in Hohenzollern keine Rede sein kann, nur, soweit Eisenbahnen in Frage kommen. Die traurige politische Gestaltung Deutschlands machte es bis 1865 der preußischen Regierung gänzlich unmöglich, in dieser Beziehung für Hohenzollern irgend etwas zu thun. Seither ist das besser geworden; es ist zunächst Hechingen in den Eisenbahnverkehr einbezogen worden, demnächst wird dies auch mit Sigmaringen der Fall sein und in weiterer Folge wird auch zwischen diesen beiden Hauptpunkten Hohenzollerns eine Eisenbahnverbindung — gemäß vertragsmäßigen Uebereinkommens mit der württembergischen Regierung — hergestellt werden. Für Erleichterung des inneren Verkehrs hat die Regierung durch Anlegung einiger neuer, noch mehr durch Correction vorhandener Straßen stetig und thatkräftig gesorgt; noch einige Jahre, und das Straßennetz wird wenig oder nichts zu wünschen übrig lassen. Allerdings war gerade in dieser Beziehung die frühere sigmaringische Verwaltung musterhaft gewesen; in dem Finanzgesetz für 1843—46 z. B. ist für Wegebau eine nahezu ebenso große Summe (20,000 fl. jährlich) wie für das Militär (21,000 fl. jährlich) ausgeworfen. Die natürlichen Hilfsmittel des Ländchens zu entwickeln, ließ sich die Regierung gleichfalls angelegen sein. Dasselbe war bisher mit seinem Salzbedarf auf das benachbarte Württemberg angewiesen; durch Erbohrung eines Steinsalzlagers und Gründung eines Salzwerkes wurde nicht nur der Bedarf für Hohenzollern gedeckt, sondern noch den württembergischen Salinen nicht unerhebliche Concurrenz gemacht. Die Bohrversuche auf Steinkohle, in nicht großer Entfernung von der Saline mit Ausdauer und beträchtlichen Kosten betrieben, mußten leider wegen allzu großer Mächtigkeit der über dem vermutheten Kohlenlager liegenden Schicht des bunten Sandsteins wieder aufgegeben werden; es leuchtet ein, von welch weittragender Bedeutung das Unternehmen, wenn mit Erfolg gekrönt, für Hohenzollern und für die ganze südwestdeutsche Ecke hätte sein müssen. — Was endlich denjenigen Erwerbszweig betrifft, welcher für Hohenzollern der

wichtigste ist und es, wie die Verhältnisse liegen, wohl auch immer bleiben wird, die Landwirthschaft: so war es von selbst gegeben, daß die Regierung hierauf ein Hauptaugenmerk richtete. In Bezug auf die fundamentalsten Hindernisse einer gedeihlichen Entwicklung derselben, die Gebundenheit und unwirthschaftliche Belastung des Bodens, hatte die Gesetzgebung in Hohenzollern theils vor, theils im Anschluß an die Bewegung von 1848 schon tüchtig aufgeräumt. Der preußischen Regierung blieb aber immer das Verdienst, die im Jahr 1848 an einem klugen Manöver von geistlicher Seite gescheiterte Ablösung des Zehnten durchzuführen. Auch Feldwegsregulirungen und in Verbindung damit Zusammenlegungen wurden Seitens der Regierung nach Kräften befördert; diesen Bestrebungen indessen waren die mehr auf Gewohnheit als auf Gründen beruhenden Neigungen der Bevölkerung nicht günstig. Desgleichen ist in Meliorationen einzelner Districte Löbliches zu Stande gebracht worden. Im Uebrigen aber sind auf diesem Gebiet die Leistungen hinter dem, was nach dem vorhandenen guten Willen und den aufgewendeten Mitteln sich hätte erwarten lassen, denn doch etwas zurückgeblieben. Und zwar zeigt sich hier im Kleinen derselbe Mangel, der wiederholt bei den Berathungen des Etats des landwirthschaftlichen Ministeriums im Abgeordnetenhaus im Großen gerügt worden ist: auch in Hohenzollern stellen sich die persönlichen Ausgaben dieses Ressorts (manche stehen unter sachlichen Rubriken, tragen aber nichts desto weniger persönlichen Charakter) im Verhältniß zu den sachlichen viel zu hoch. Wir müssen uns indeß mit Rücksicht auf den uns zu Gebot stehenden Raum versagen, in dieser Richtung Details anzuführen. Ein Beispiel nur: ein Rath der Regierung zu Sigmaringen, der jeweilige Decernent für diese Angelegenheiten, reist alljährlich zu den Sitzungen des Landesöconomiecollegiums nach Berlin; ob die Kosten hierfür zu dem für die Landwirthschaft in Hohenzollern erwachsenden Nutzen irgend im Verhältniß stehen, dürfte doch sehr problematisch sein.

Das Gemeindewesen in Hohenzollern beruht noch heute auf dem Princip der geschlossenen Bürgergemeinde mit größtmöglicher Selbständigkeit in der Verwaltung der eigenen Angelegenheiten. Da die meisten Gemeinden außer ihrem Grundbesitz an Acker, Weide und Wald auch Schul- und Armenfonds zu verwalten oder mitzuverwalten haben, und da ihnen schon von früher her auch staatliche Functionen übertragen waren (Einzug von Steuern, Waisengerichte, Unterpfandswesen), so läßt sich nicht bestreiten, daß hier vortreffliches Material vorlag, um Organe der Selbstverwaltung auch für größere Bezirke und einen weiteren Kreis von Angelegenheiten herauszubilden. Dies war die eine der auf diesem Gebiete zu lösenden Aufgaben. Die andere war die einer Umformung der Bürgergemeinden in Einwohnergemeinden, wie sie in der übrigen Monarchie die Regel bilden. Denn man mußte sich von

vornherein sagen, daß alle Gesetze über innere Organisationen, welche auf der Voraussetzung der Einwohnergemeinde beruhen, in Hohenzollern entweder gar nicht eingeführt werden können oder dort zu allerlei Unzuträglichkeiten führen müssen. In beiden Richtungen ist so gut wie nichts geschehen; denn das Institut der Amtsversammlungen — Zusammenkünfte der Ortsvorsteher unter dem Vorsitze des Oberamtmanns — ist weder von der preußischen Regierung neu geschaffen, noch ist es für die gedachten beiden Aufgaben von irgend welcher Bedeutung. Einige Anläufe wurden, wenn ich recht berichtet bin, allerdings gemacht, blieben aber, vermuthlich verdientermaßen, in den Acten begraben. So lange nun freilich die die innere Organisation betreffende Gesetzgebung in der ganzen Monarchie im Stocken blieb, machten sich die aus dieser Unterlassung entstehenden Uebelstände wenig fühlbar: es blieb aber Alles beim Alten. Als aber diese Dinge durch die Gesetzgebung des norddeutschen Bundes über die Aufhebung der polizeilichen Beschränkungen der Eheschließung, über die Freizügigkeit, über den Unterstützungswohnsitz in Fluß kamen, wurde die Sache anders. Schon als das preußische Ausführungsgesetz zu dem letztgenannten Bundesgesetz auch für Hohenzollern praktikabel gemacht werden sollte, mußte man bei dem gänzlichen Fehlen jeglicher über den Gemeindeverband hinausgehender communaler Organe an deren Stelle allerhand Nothbehelfe eintreten lassen. Dieser Uebelstand ist indessen, obwohl er zunächst fühlbar wurde, doch von untergeordneter Bedeutung gegenüber dem principiellen Widerspruch, welcher darin liegt, daß das Princip des Unterstützungswohnsitzes, erwachsen auf dem Boden der Einwohnergemeinde, übertragen werden mußte auf die Bürgergemeinde, während das der letzteren entsprechende Princip des Armenwesens das des sog. Heimatsrechts ist. Dieser Widerstreit der Principien wird sich mit der Zeit ganz sicher fühlbar machen, und es würde dies wohl schon früher geschehen sein, wenn Hohenzollern nicht in der günstigen Lage wäre, zwar wenig reiche (d. h. nach norddeutschen Begriffen: wohlhabende), aber auch wenig ganz arme Bewohner zu haben. Nichts aber nöthigt bislang zu der Annahme, daß die Regierung zu Sigmaringen etwas Anderes in dieser Beziehung zu thun gedenke, als die Dinge gehen zu lassen, wie sie eben können.

Es ist nun freilich nicht zu bestreiten, daß die Lösung dieser Aufgaben schwierig ist, die Reform der Gemeindeverfassung zumal wegen der Regulirung der vermögensrechtlichen Fragen, die hier in Betracht kommen. Daß sie der Regierung, sei es nun die Staatsregierung oder das Regierungscollegium zu Sigmaringen, nicht gelingen will, ist zwar zu bedauern, aber nicht zu verwundern. Man müßte die Sache in Hohenzollern in einer etwas originalen Weise anfassen, und originale Productivität ist seit langer Zeit im preußischen Ministerium des Innern eben nicht in Ueberfluß vorhanden. Wer

soll aber die Sache machen, wenn nicht die Regierung? Daß die hohenzollern'schen Landtagsabgeordneten einen dahin abzielenden Gesetzentwurf fix und fertig beim Landtag einbringen sollten, wäre denn doch etwas zu viel verlangt. Stünde ihnen auch alles erforderliche amtliche Material und die zu einer solchen Arbeit nöthige Zeit zu Gebote, was kaum jemals der Fall sein wird, so wäre immer noch die Verantwortlichkeit für dieselben eine unerträglich große. Denn daß der preußische Landtag in die Einzelheiten dieser Verhältnisse eintreten würde, wäre weder zu erwarten, noch auch zu verlangen; es würde also wenigstens im Landtag die ganze Verantwortlichkeit für eine so tief einschneidende Umgestaltung einzig und allein auf den beiden Abgeordneten ruhen. Der gewiesene Weg dürfte also wohl der sein, daß man zu der Berathung dieses eben so wichtigen als dringenden Werkes eine dem Ländchen angehörige, mit dessen Eigenthümlichkeiten genau bekannte, von dem Vertrauen der Bevölkerung getragene Versammlung zuzieht. Dies würde, von allem Andern abgesehen, auch den Vortheil haben, daß die bei einer so weitgreifenden Veränderung unvermeidlich mit unterlaufenden Härten von den Betroffenen leichter ertragen, die mit der Durchführung des Princips der Selbstverwaltung unzertrennlich verbundenen Opfer williger gebracht würden. Diese Angelegenheiten müßten also unseres Erachtens das erste und wichtigste Traktandum für den, schon seit den fünfziger Jahren von dem Abgeordnetenhaus auf Antrag der von Hohenzollern gewählten Mitglieder wiederholt geforderten, Communallandtag sein, der ja zunächst blos ad hoc berufen und zusammengesetzt, demnächst, wenn nöthig, im Anschluß an die von ihm gutgeheißene Organisation der Gemeinden und Kreise entsprechend umgewandelt werden könnte. Der Umstand, daß ein solcher Communallandtag für Hohenzollern bis heute nicht geschaffen worden ist, ist so recht bezeichnend für die Stagnation, in welcher die Fragen der inneren Organisation in Preußen sich bis vor Kurzem befanden. Wenn irgend wo, so war eine solche Einrichtung für Hohenzollern, und zwar sofort nach der Einverleibung angezeigt; die abgeschlossene und entfernte Lage, die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse, die Unmöglichkeit sowohl für die Centralbehörden als für die Landesvertretung, sich mit den letzteren genau bekannt zu machen, forderten sie gebieterisch. Auch die Anlehnung an bereits Bestehendes, wenn man deren bedurfte, war gegeben: man konnte sie füglich bis auf Weiteres in den bisherigen landständischen Vertretungen finden. Dies schien aber wohl Anfangs der fünfziger Jahre nicht conservativ genug, und da man mit dem besten Willen Provinzialstände aus den Reihen der großen Grundbesitzer — Hohenzollern hat an solchen außer dem eigenen Fürstenhause nur noch die Standesherren Fürstenberg und Taxis — nach altländischem Muster nicht bilden konnte, so that man eben nichts, und verurtheilte sich zu trauriger Unfruchtbarkeit.

Uebrigens glaube man nicht, daß nach Berathung der gedachten Organisationsgesetze ein hohenzollern'scher Communallandtag nichts mehr zu thun hätte. Schon jetzt verlangt die Ausführung des Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz einen solchen; das künftige Unterrichtsgesetz wird seine Thätigkeit sonder Zweifel, besonders zu endgiltiger Entscheidung zwischen den Anforderungen der Lehrer und den finanziellen Interessen der Gemeinden, in Anspruch nehmen. Ein Landesspital, eine Spar- und Leihkasse — beides Schöpfungen des Fürsten Karl von Sigmaringen — ein Irrenhaus, eine Correctionsanstalt, eine Feuersocietät, das sind lauter schon jetzt vorhandene geeignete Objecte für Beaufsichtigung und Mitverwaltung Seitens des Communallandtags. Und wie Vieles ließe sich demselben — freilich mit den erforderlichen Mitteln — noch fernerhin übertragen! Wer Hohenzollern von früher her kennt, wird wenigstens so viel zugeben, daß fast überall, auf der gesunden Grundlage eines entwickelten Gemeindelebens ruhend, in der Bevölkerung ein empfänglicher Sinn für öffentliche Angelegenheiten vorhanden ist; ohne diesen hätten auch im Jahre 1848 die Wellen nicht so hoch in den beiden Fürstenthümern gehen können, als dies der Fall war. Daß die Theilnahme am öffentlichen Leben, über den Kreis der Gemeinde hinaus auf die bloße Vornahme von Wahlen für die großen parlamentarischen Körper beschränkt, allmälig sich abstumpft, ist kein Wunder. Es ist hohe Zeit, sie wieder zu beleben, wenn man später mit der Selbstverwaltung Ernst machen will; und es muß als ein unglücklicher Gedanke bezeichnet werden, daß die Staatsregierung warten will, bis die alten Provinzen eine neue Provinzialordnung haben werden: denn daß diese für Hohenzollern gar nicht oder nur unter den allergrößten Modificationen passen wird, kann man von vornherein wissen.

Auch auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts lassen die Leistungen der preußischen Verwaltung in Hohenzollern Manches zu wünschen übrig. Das Volksschulwesen stand zur Zeit der Einverleibung in ganz Hohenzollern in schönster Blüthe; im Fürstenthum Hechingen, wo sonst so Vieles verwahrlost wurde, hatte man in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme gemacht, wie denn die eine oben erwähnte erfreuliche Folge dieses Zustandes der Schulen für beide Fürstenthümer ganz gleichmäßig zutrifft. Wenn man die Bände der sigmaringischen Gesetzsammlung durchblättert, so ist es eine herzerfreuende Wahrnehmung, aus den auf- und zum Theil aus einander folgenden Gesetzen und Verordnungen bezüglich dieses Gegenstandes zu sehen, wie von der ersten, im Anfange dieses Jahrhunderts (1809) erlassenen Schulordnung an, die Regierung in unermüdlicher Sorgfalt sich um die äußere und innere Hebung des Volksschulwesens bemüht hat. Die Gerechtigkeit verlangt es, zu constatiren, daß an dem Verdienst der Regierungen

die ältere Geistlichkeit einen wesentlichen Theil beanspruchen darf, welche allerdings auf dem Standpunkte stand, die Betheiligung an der Bildung und Erziehung der Jugend nicht als eigenes, im Gegensatze zum Staate zu behauptendes Recht, sondern als eine ihrer schönsten und willkommensten Pflichten anzusehen. Hoffen wir, daß es eine Uebertreibung sei, wenn einzelne Stimmen aus dem früher sigmaringischen Lehrerstand darüber klagen, es sei unter der preußischen Verwaltung allmälig ein Rückgang im Volksschulwesen eingetreten. Darüber aber kann kein Zweifel sein, daß seit der Einverleibung auf diesem Gebiet wesentliche Fortschritte nicht gemacht worden sind, und das ist bei einem Zeitraum von zwanzig Jahren ein wenig erfreuliches Resultat. Und wenn wir soeben aus Gerechtigkeitsgefühl einem jetzt schon in der Minorität befindlichen älteren Theil der Geistlichkeit einen wesentlichen Antheil au dem blühenden Zustand des Volksschulwesens zuerkennen mußten, so ist es vielleicht nicht unbillig, wenn wir die Vermuthung aussprechen, daß auch von der Schuld an dem geringeren Erfolg der letzten Zeit die jüngere Generation der Geistlichen nicht ganz frei zu sprechen sein dürfte, welche in folgerichtigem Zusammenhang mit ihrer sonstigen allgemeinen und theologischen, von der ihrer älteren Amtsbrüder so sehr verschiedenen Richtung auch zu der Frage der Jugendbildung und zu den Lehrern allmälig eine erheblich veränderte Stellung eingenommen hat.

Wer es unternimmt, die Leistungen verschiedener Verwaltungen auf dem Gebiete des Volksschulwesens mit einander zu vergleichen, dem steht ein zwar äußerlicher, aber nichts desto weniger ziemlich richtiger und genauer Gradmesser zu Gebote: es ist dies die Fürsorge für die materielle Lage der Lehrer. Da ergibt denn eine Vergleichung zwischen der Thätigkeit der sigmaringischen und der preußischen Regierung Folgendes. Am 4. December 1835 wurden durch eine landesfürstliche Verordnung die Normalgehälter der Lehrer nach drei Kategorieen: Stadtschulen, größere und kleinere Landschulen, den letzteren gleichstehend die selbständigen Provisorate, neu normirt. Ein Gesetz vom 29. Juli 1837 verfügte wegen Theilnahme der Landeskasse an den Kosten des Volksunterrichts (welche wie in Preußen zunächst von den Gemeinden aufzubringen sind): bestimmte Staatszuschüsse für jede einzelne Stelle, zunächst zur Erfüllung des Minimalgehalts; 50 fl. Beitrag für jeden in den Ruhestand getretenen Lehrer; Zuschüsse zu Alterszulagen sowie zu sächlichen Ausgaben; endlich die Bewilligung eines Dotationscapitals von 5000 fl. für die Schullehrer-Wittwen- und Waisenkasse. Auf's Neue wurde das Minimalgehalt durch Verordnung vom 18. Februar 1843, und sodann wiederum durch Regierungsbeschluß vom 20. Mai 1846 erhöht. Das Jahr 1848 brachte den Lehrern eine weitere, zunächst nur auf einer außerordentlichen Ausgabeposition des Etats beruhende Zulage, welche auch im Jahre 1849

auf Grund einer gleichen Bewilligung weiter gezahlt wurde. Nun folgte im Jahre 1850 die Einverleibung. Was geschah? Die Zahlung der 1848 und 1849 bewilligten Zulage wurde sistirt, und somit der Status von 1846 wieder hergestellt. Bei diesem verblieb es bis zum Jahre 1858. In diesem Jahre ließ sich die Regierung endlich bereit finden, das Gehaltsminimum beinahe auf den Satz zu bringen, welchen dasselbe im Jahre 1848 nach den damaligen, später zurückgezogenen, Bewilligungen hatte. Es wurde aber auch diese Maßregel theilweise wieder dadurch verkümmert, daß man hierbei Grundstücksnutzungen und Naturalbezüge höher als bisher taxirte und nach dieser höheren Taxe auf das Minimum anrechnete. In einem mir mitgetheilten Falle — es ist dies aber wohl nur ein vereinzelter — erhielt der Lehrer eine nominelle Aufbesserung von 149 fl.; hiervon wurden aber nicht weniger als 130 fl. durch bloße Höhertaxation der angegebenen Art gedeckt. Ein weiterer Versuch der Regierung zu Sigmaringen zu abermaliger Erhöhung des Minimalgehalts vom Jahre 1867 scheiterte vielfach an dem Widerstande der Gemeinden. Der in dem Etat von 1872 für das Schulwesen ausgeworfene Mehrbetrag von 2500 fl. ist höchst wahrscheinlich nicht zu einer durchgreifenden Erhöhung der Minimalgehälter, wofür er zu geringfügig wäre, sondern wohl nur dazu bestimmt, die Lücken des Werkes von 1867 auszufüllen. Ich glaube, diesen verständlich redenden Thatsachen eine Erläuterung und Kritik nicht beifügen zu sollen. Hoffentlich werden die hohenzollern'schen Schullehrer schon im nächsten Jahre es praktisch gewahr werden, daß wir in Preußen einen neuen Cultusminister haben; hoffentlich werden dann auch alle Gemeinden nach Kräften ihre Schuldigkeit thun.

Was das höhere Unterrichtswesen anlangt, so fand die preußische Regierung in dem in unmittelbarer Nähe von Sigmaringen gelegenen früheren Franziskanerkloster Hedingen ein vollständiges, siebenklassiges Gymnasium vor. Dasselbe konnte sich neben preußischen Gymnasien im Ganzen immerhin sehen lassen; nur waren, vermuthlich unter Einwirkung des württembergischen Beispiels, die Realien etwas stiefmütterlich behandelt. In dieser Beziehung wie rücksichtlich der Zahl und Verbindung der Klassen wurde das Gymnasium den preußischen gleichgestellt. Heute hat dasselbe neun Jahreskurse in den üblichen sechs Klassen; die Zahl der Schüler ist in zwanzig Jahren um mehr als das Doppelte gestiegen. Das sind in der That sehr anerkennenswerthe Leistungen. Leider hat die Sache aber auch eine Kehrseite, wenigstens für uns. Anfangs der fünfziger Jahre etablirte sich unter dem Schutz der preußischen Gesetze in einem gleichfalls in der Nähe von Sigmaringen gelegenen, bis 1848 als Kaserne benutzten Kloster ein Jesuitencollegium. Schon um 1854 war an dem Gymnasium die Bildung einer marianischen Congregation im Gange; noch ehe das Jahr 1860 kam, war dieselbe

vollständig ausgebildet, und hat in all diesen Jahren gewiß 90 Prozent der sämmtlichen Schüler umfaßt. Das heißt aber nichts anderes, als: die Leitung der religiösen Erziehung an dem Gymnasium ist in den Händen der Jesuiten. Ich bin nun weit entfernt von der Illusion derer, die das Heil des Zeitalters in einer allgemeinen Jesuitenhetze erblicken — so weit entfernt wie von der entgegengesetzten Illusion, die in den Jesuiten die Retter der Gesellschaft verehrt —, muß aber ein solches Verhältniß für einen sehr ernsten und gefährlichen Uebelstand halten. Ich will absehen von den gewichtigen pädagogischen Bedenken, die sich von verschiedenen Seiten gegen ein solches Doppelregiment erheben lassen; ich will auch die Frage, ob denn der Eintritt der Schüler in die Congregation auch immer ein völlig freiwilliger sei, unerörtert lassen, obwohl sich hier nahe liegende und durch Beispiele zu belegende Zweifel ergeben. Aber man nehme nur einmal eines der gerade für solche Congregationen bestimmten Erbauungsbücher in die Hand (z. B. den „Monat Mariä"), und man wird staunen über die wundersüchtige und süßlich-narkotische Frömmigkeit, welche hier vorausgesetzt und genährt wird; kaum der Koran dürfte überbieten, was in ersterer Beziehung hier geleistet wird. Noch vor fünfundzwanzig, zwanzig Jahren würde selbst der frömmste katholische Geistliche in Süddeutschland eine solche geistliche Kost für völlig ungenießbar, ja für verderblich erachtet haben; jetzt ist dergleichen die wahre Blüthe und das untrüglichste Merkzeichen vollkommener „Kirchlichkeit." Und man glaube ja nicht, daß das nicht schließlich auf den Unterricht zurückwirke! Wem unaufhörlich und ganz unnöthiger Weise das Opfer seines Verstandes zugemuthet wird, der findet es schließlich in der Ordnung, denselben überhaupt möglichst wenig zu gebrauchen. Ohnehin ist Brechen jeder Eigenart und jeder auf unabhängigem Gebrauch der Denkkraft beruhenden Selbständigkeit, verbunden mit demnächst erfolgender geschickter und energischer Dressur, von jeher das Hauptgeheimniß der Erziehungs- und Unterrichtskunst der Jesuiten gewesen.

Daß die Regierung in Sigmaringen und das Provinzialschulcollegium in Koblenz von diesen Dingen keine Kenntniß gehabt haben, ist, wenigstens was die erstgenannte Behörde anlangt, ganz unmöglich. Ob sie direkt etwas dagegen thun konnte, vermag ich im Augenblick nicht zu übersehen. Was sie aber hätte thun können ist dies: sie konnte eine andere wenigstens im Keim vorhandene höhere Bildungsanstalt einigermaßen entwickeln und fördern, damit diejenigen Eltern, welchen die am Gymnasium herrschende Richtung nicht zusagt, wenigstens bis zu einem gewissen Alter ihrer Söhne einen Ersatz hätten finden können. Es ist dies die höhere Bürgerschule zu Hechingen, welche unter der Ungunst der Verhältnisse seit etwa einem Vierteljahrhundert kümmerlich aber zäh sich behauptet hat. Wenn diese Anstalt in jüngster

Zeit einen erheblichen Aufschwung genommen hat, so gebührt das Verdienst verschiedenen zusammenwirkenden Faktoren; die Regierung in Sigmaringen gehört nicht zu denselben. Wir möchten die Anstalt auch aus dem soeben angedeuteten Gesichtspunkt dem Wohlwollen des Herrn Cultusministers auf's Wärmste empfohlen haben.

Zum Schlusse möchte es nicht unzeitgemäß sein, wenn wir auch in Beziehung auf das Verhältniß zwischen Staat und Kirche die beiden Regime vergleichen. In Hohenzollern war dasselbe bis zur Einverleibung so ziemlich dem System Joseph's II. entsprechend, wie denn das josephinische Ehepatent von 1783 in Hohenzollern-Sigmaringen noch heute geltendes Recht ist. Wie sehr die Geistlichen, die stets mit der Schulaufsicht befaßt waren, als im Auftrag des Staates handelnd angesehen wurden, ergibt sich z. B. daraus, daß die Schulordnung für Sigmaringen von 1809 vorschreibt, daß und was der Ortsgeistliche beim Beginn eines jeden Schuljahres zu predigen habe. Für den Clerus, wie er bis etwa 1840 herangebildet wurde, war dies System keine Beschwerniß; er gehörte jener milden, dem Zelotismus abgeneigten, gegenüber den Anforderungen des praktischen Lebens nachgiebigen Richtung an, welche im ersten Viertel dieses Jahrhunderts auf verschiedenen deutschen Bischofssitzen, in Südwestdeutschland durch den volksthümlichen Namen v. Wessenberg vertreten war. Auf zahlreiche Mitglieder dieses Clerus konnte man die schönen Worte Ranke's über Clemens XIV. (die römischen Päpste Bd. III, S. 104) mit Recht anwenden: ihre Religion war nicht Eifer, Verfolgung, Herrschsucht, Polemik, sondern Friede, Demuth und inneres Verständniß. Eifersüchtige Wächter der Kirche waren diese Priester nicht; aber sie hielten Frieden mit dem Staat und ihren Gemeinden, und ihre vom streng kanonistischen Standpunkt aus anfechtbare Nachgiebigkeit war für das religiöse und sittliche Leben des Volkes ohne Nachtheil. Um die vierziger Jahre trat, im Zusammenhang mit den weitgehenden Nachwirkungen des Kölner Streites, eine Richtung in den Vordergrund, welche der früheren gegenüber als eine streng kirchliche bezeichnet werden kann; sie war aber immer noch eine wissenschaftliche (Möhler, Döllinger, Hefele waren ihre Hauptvertreter), und der Clerus durchlief immer noch denselben Bildungsgang mit den anderen liberalen Berufen. Mit der Einverleibung Hohenzollerns nun trat dort auch der vielberufene Artikel 15 der preußischen Verfassung in Kraft. Die katholische Kirche — eine andere gab es dazumal noch nicht in Hohenzollern — wurde in die ausschließliche und alleinige Verwaltung ihres Vermögens und aller ihrer sonstigen Angelegenheiten gesetzt; die bisher bestandenen Aufsichts- und Schutzmaßregeln aber fielen einfach weg. Die geistlichen Herren mögen im Anfang über den ganz unerwarteten Umschwung selbst erstaunt gewesen sein; sie fanden sich aber bald genug darein, als ob es gar nicht anders sein

könnte. Auch möchte ich vermuthen, daß bei der Specialausführung des Art. 15 die Regierung zu Sigmaringen in manchen Punkten die Nachgiebigkeit etwas weiter getrieben habe, als unbedingt nothwendig war; ich schließe dies blos daraus, daß eine so anspruchsvolle und streitfertige Kurie wie die Freiburger stets sich so überaus zufrieden zeigte. Seitdem aber hat sich die Stellung und Anschauung des Clerus consequent nach der römischen Richtung weiter entwickelt. Die noch lebenden Vertreter der älteren Richtung ziehen sich zurück, trauern und schweigen; wer von den Jüngeren einer mehr wissenschaftlichen und staatsfreundlichen Richtung etwa noch huldigt, muß sie vorsichtig verbergen, wenn er weiter kommen will. Auch der Bildungsgang der Geistlichen ist ein anderer geworden. Zu einem Knabenseminar fehlt blos der Name und die Zwangspflicht zum Eintritt; an die Stelle des freien Universitätslebens ist das Seminar (Mainz) oder Convikt (Freiburg) getreten. Die Zöglinge werden da vor mancher Rohheit bewahrt, aber sie bleiben dem Leben, in dem sie nachher wirken sollen, entfremdet; und wie es in einigen Jahrzehnten mit der theologischen und allgemeinen Ausbildung der Cleriker aussehen wird, läßt sich ungefähr vermuthen. Heute zehren die Ultramontanen unter dem deutschen Clerus noch an den Errungenschaften der von ihnen verpönten deutschen Wissenschaft; die nächsten Generationen der theologischen Lehrer werden gründlich von derselben befreit sein, wenn in der neuesten Richtung weiter fortgegangen wird. Eines freilich haben die so geschulten Cleriker vor den andern voraus: sie sind die besten Soldaten der ecclesia militans bei Zwistigkeiten mit dem Staat. — Ich kann nicht annehmen, daß es in der Macht der preußischen Regierung gelegen hätte, gerade in Hohenzollern allein einen solchen Umschwung zu verhindern, denn sie hatte sich die Hände ja schon vor der Einverleibung vollständig gebunden. Ein unangenehmer Zufall ist es aber doch, daß in Hohenzollern der Sitz der königl. preußischen Regierung zugleich der Hauptsitz der clericalen Agitation ist; von dort aus wurden die Adressen zu Gunsten der weltlichen Macht des Papstes, für den Reichstag bestimmt, im Ländchen zur Unterschrift verbreitet, und die erste Erklärung zu Gunsten der Jesuiten in Hohenzollern kam eben daher. Es wird sich bei den nächsten Wahlen zeigen, wie weit die Propaganda für das Centrum schon auf dem Lande hat Wurzel fassen können.

Ich schließe. Das Deficit in der preußischen Verwaltung, welches in Bezug auf Hohenzollern zu registriren war, findet sich auf denselben Gebieten wie in der ganzen Monarchie: in der Verwaltung des Innern und der des Unterrichts. Es ist das ein schlechter Trost; ein besserer ist der, daß für die gesammte Monarchie in beiden Richtungen nunmehr der Anfang einer bessern Zeit eingetreten zu sein scheint.

Wahrheit und Irrthum in Döllinger's Unionsideen.

Die in den letzten Wochen zu München vor einem gemischten Publikum gehaltenen Vorträge Döllinger's „über die Wiedervereinigungsversuche zwischen den christlichen Kirchen und die Aussichten einer künftigen Union" haben sicherlich vielen Hunderten den Führer der katholischen Opposition persönlich nahe gebracht, viel mehr noch als dies sein charaktervolles Handeln und sein wissenschaftlicher Name seither vermocht hatte. Ueber die Bedeutung seiner Person und den Werth seines Auftretens waren die Meinungen nicht gleich. Man konnte u. A. wohl auch den spottenden Vergleich hören, Döllinger habe Geschichte studirt, Luther aber Geschichte gemacht. Dem gegenüber sei doch daran erinnert, daß in dieser Zeit des höchsten nationalen Aufschwungs der katholische Clerus — der gelehrte wie der bloß dressirte — in seiner schmachvollen Haltlosigkeit sich als das unwürdigste Element in unserer Nation erwiesen, daß die Geistlichkeit aller anderen Länder sich des Muthes und der Bildung gleich baar gezeigt, daß Döllinger dem deutschen Namen die Ehre gerettet hat, zum zweiten Mal der römischen Tyrannei den Gehorsam gekündigt zu haben. Zu der ihm gebührenden Hochachtung und Dankbarkeit aber wird er sich die Liebe Vieler gewonnen haben durch jene Vorträge, die in sein inneres Leben einen trefflichen Einblick gewähren, aus denen — wenn schon nicht die gewaltige Stimme des Reformators — doch die edelste Persönlichkeit spricht, mild, unparteiisch, und doch entschieden und auch zu kräftigem Zorne fähig. Diese Entschiedenheit aber erwächst ihm aus der Klarheit und Sicherheit des historischen Wissens. Welch ein vielseitiges Wissen, und wie hat hier das Wissen die Persönlichkeit gebildet! Jedermann weiß, daß Döllinger seiner Zeit ein Vorkämpfer des strengen Katholicismus war.

Was wir nun hier sagen wollen, soll nicht angesehen werden als die Erwiderung eines Solchen, der sich ihm gewachsen dünke. Wir möchten, indem wir ihn zu würdigen suchen, doch zugleich schlicht aussprechen, wie — nicht wir, sondern ohne Zweifel viele gebildete Protestanten bei seinen Vorträgen empfinden; und auf die drei letzten Reden, die von den Beziehungen zwischen unseren beiden Confessionen handeln, beschränken wir unsere Besprechung.

Zunächst ist wohl das Verderben in der Kirche Roms noch nicht überzeugter ausgesprochen, die Schuld der Päpste noch nicht bestimmter hervorgezogen, die Verdammung der Jesuiten noch nicht energischer begründet worden. Auf den besten Studien beruht, was über Entstehung der Reformation

und andere Erscheinungen außerhalb der eigenen Kirche gesagt wird, und Würdigung wie Verurtheilung geschehen so klar, gerecht und rückhaltlos, daß es eine Lust ist, das Alles zu lesen. Und am Schlusse dieser historischen Betrachtungen öffnet sich ihm der trübe Horizont der kirchlichen Gegenwart, und freundliche Hoffnung bricht hindurch auf eine Wiedervereinigung der getrennten christlichen Kirchen. Ein Zurückgehen auf Lehre und Formen der drei ersten Jahrhunderte, so scheint ihm, müßte wohl im Stande sein, die Geschiedenen zu verbinden. Welch ein Zugeständniß aus katholischem Munde! Daß es das Unfehlbarkeitsdogma allein nicht sei, warum es diesen Männern gelte, war freilich längst klar. Dieses Dogma sollte dem kirchlichen System die Krone aufsetzen, aber — es machte auch das Maaß voll. Wie dem spielenden Kinde mit dem letzten Blatt, das es zum Kartenhaus fügen will, oft das ganze künstliche Gebäude zusammenbricht, so — nein, das Gleichniß paßt wohl nicht, das Gebäude der Hierarchie ist ja nicht zusammengestürzt? Für Döllinger wenigstens ist es das, und für eine Anzahl der besten Männer unseres Volkes. Wir gebrauchen diesen Ausdruck um so lieber, weil zugleich der edelste deutsche Patriotismus aus diesen Vorträgen des Führers redet.

Wie steht es denn wohl mit den Versöhnungswünschen innerhalb unsres Volkes, bei dem Döllinger anklopft und anfragt? Als gleich nach dem Kriege der Kampf gegen die „Nacht am Rhein" entbrannte, da hatte man ein getheiltes Gefühl der Befriedigung, daß die schwarze Partei aus ihren lichtscheuenden Wühlregionen so an den Tag gezogen, daß so unverzüglich ein weiterer Gegner vorgenommen wurde, nachdem der eine eben zu Boden geschlagen war, und andererseits doch ein Gefühl des Mißmuths, daß man sich nun des großen Sieges nicht mehr voll freuen konnte, weil ein schlimmerer Feind, ein unheimlicher, in allen Künsten der Intrigue geschulter, über gewaltige Mittel gebietender Gegner mitten unter uns sich zeigte, — daß nach der herrlich erschienenen Einigkeit von 1870 ein tiefer, tiefer Riß durch unser Volk gehen sollte. Ja, dieser Riß ist wohl nicht zu überbrücken, nicht heilbar durch Versöhnung. Was hofft denn aber Döllinger? Er steht auf dem großen Standpunkt, an die sichere Vernichtung alles jesuitischen Wesens durch seine eigene Verderbniß mit unerschütterlicher Festigkeit zu glauben. Er weist in einer mächtigen Folge von Beispielen nach, wie ihre Werke stets dem ihnen anhaftenden Fluche erlegen sind. Es soll diese Partei, die das Tageslicht nicht einlassen will, in Finsterniß und Luftmangel ersticken. Nun, sicher kann es nicht schaden, wenn zugleich kräftige Streiche gegen das Ungeheuer geführt werden. Gegen diese Partei ist nur Kampf die Losung, Vernichtung das Ziel. Mit ihr rechnen wir nicht. Dafür haben die Ereignisse dieser Zeit doch zwischen dem gebildeten — d. h.

auch charaktervollen — Theile der Katholiken und den Protestanten eine willkommene Annäherung schon gebracht: und so hat Döllinger, dieser Mann, der im Greisenalter die Entwicklungsfortschritte eines Jünglings zu machen scheint, schon die Frage erhoben, ob nicht mehr als bloßer Friede, ob nicht ein Bündniß geschlossen, eine Einigung gesucht werden müsse. Man kann hier nun lächeln über idealistische Träume, man kann ganz gleichgültig sein gegen diese Bedürfnisse unseres Volkes. Uns dünkt, das Ziel ins Auge zu fassen, ist zeitgemäß, den Weg dazu zu erforschen, nothwendig: von selbst, ohne Erkennen und ohne Wollen, im Schlafe zu hohem Ziele zu kommen, haben wir keine Aussicht.

Unsere Generation hat den Schmerz um die religiöse Zerspaltenheit unseres Volks, der in der Reformationszeit die besten Geister erfüllte, erst recht wieder fühlen gelernt: wir sollten bereit sein zur Heilung Opfer zu bringen, auch Opfer an liebgewordenen Eigenthümlichkeiten. Wir müssen fähig sein zur Versöhnung, denn wir haben zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem unterscheiden gelernt. Döllinger hat ganz Recht, unter diesem Gesichtspunkt eine sehr gewöhnliche Erscheinung, die der gemischten Ehen, willkommen zu heißen, und so diesen sonst nur perhorrescirten oder allenfalls zugelassenen Verbindungen einmal eine andere Seite abzugewinnen. Und wir halten es für unmöglich, daß seine Schlußmahnungen keinen Widerhall in den Herzen seiner Zuhörer sollten gefunden haben. Was er fordert, daß sie seine Hoffnung in ihr Leben aufnehmen, in ihr Verhältniß zu Andersgläubigen übertragen und da, wo es gelte Zeugniß abzulegen, nicht kalt und stumm bleiben möchten — das kann er von jedem Guten verlangen. Wer nicht dafür arbeiten will oder kann, möge wenigstens das Ziel als solches anerkennen, und wenn eines Tages zur Theilnahme gerufen wird, sich nicht versagen.

Es sucht nun Döllinger zunächst nach positiven Anzeichen, die ihm von protestantischer Seite her Gutes zu bedeuten scheinen. Und er gewahrt solche besonders in einigen Schriften jener Richtung unserer Kirche, die im Kampfe gegen den Liberalismus dazu gekommen ist, sich nicht mehr allzuweit von der katholischen Kirche entfernt zu fühlen, die es empfindet, daß der Positivismus vom modernen Zweifelgeiste tiefer geschieden ist als von einer anderen positivistischen Religion, die für den zu führenden Kampf Verbündete sucht. Es ist der Puseyismus, und Pusey selbst ist einer der so bewillkommten Schriftsteller. Wie sonderbar: Pusey, der Protestant, spricht es aus, daß die ganze Lehrbestimmung des tridentinischen Concils im Grunde annehmbar sei, wenn nur Einiges gemäßigt erklärt und einige praktische Ausartungen weggeräumt würden. Und Döllinger selbst urtheilt über dieses Concil, daß es geschlossen worden sei, ohne auch nur den bescheidensten Ansprüchen einer durchgreifen-

den Kirchenverbesserung genügt zu haben! Und Döllinger selbst schlägt eine Rückkehr zur Lehre der drei ersten Jahrhunderte vor: wie weit ist doch die tridentinische darüber hinausgegangen! Döllinger repräsentirt die geistige Gesundheit im heutigen Katholicismus, Pusey aber, die Hengstenbergische Kirchenzeitung u. s. w. werden von der Majorität der urtheilenden evangelischen Christen als eine krankhafte Ausartung an ihrer Gemeinschaft angesehn. Daß Döllinger also auf diese Elemente Werth legt, das „Ansehn" hervorhebt, in welchem z. B. die Evangelische Kirchenzeitung stehe (sie hat freilich Viele im Schlepptau, aber desto mehr Gegner), ist zu bedauern. Mit diesen Geistern würde ein Döllinger in Wahrheit sich nicht innerlich einigen können, mag er's auch selbst jetzt meinen. Sie verstehen nicht Toleranz zu üben, und auf diese baut doch Döllinger seine herzerhebenden Hoffnungen. Ihnen ist der Geist freier Forschung fremd, und durch diese doch hat Döllinger sich auf seine Höhe emporgearbeitet.

Nein, eine werthvolle Unterstützung kann den Unionswünschen nur von einer Seite kommen, auf welcher Döllinger freilich, wie wir nicht ohne Verwunderung und Schmerz sehen, vorläufig nur Feinde sieht. Er nennt als zweite Classe seiner Gegner „diejenigen Theologen, denen auch schon die allen christlichen Kirchen gemeinsamen Lehren ein Aergerniß und eine Last seien, deren sie sich entledigen möchten." Und doch stellen offenbar die Männer, die er hier in so abweisenden und nur negirenden Ausdrücken bezeichnet, innerhalb der protestantischen Theologie dasselbe Element dar wie Döllinger in der katholischen. Identisch sind sie darum natürlich durchaus nicht, so wenig als eben die Grundprincipien beider Kirchen identisch genannt werden können. Aber wenn Döllinger durch die Energie wissenschaftlicher, streng historischer Forschung, nur die Wahrheit suchend und der Wahrheit sich beugend, dahin gelangt ist die Entwicklung von 15 Jahrhunderten für nichtig zu erklären, so suchen jene liberalen evangelischen Theologen durch alles historisch Gewordene und menschlich Gemachte hindurch das Nothwendige und absolut Wahre zu erkennen, und was dabei geirrt wird, ist in Ehren geirrt. Wenn aber Döllinger doch nicht läßt von dem Grundgedanken einer christlich-katholischen Kirche als göttlicher Heilsanstalt, gegründet auf die Autorität heiliger, gotterleuchteter Menschen, mit einem Schatze übernatürlicher Glaubenswahrheiten begabt und nach göttlicher Anordnung organisirt, so bleibt er dem Princip seiner Kirche treu; und wenn jene Protestanten den Sieg der wissenschaftlich erkannten Wahrheit über jede andere Autorität, wenn sie das Ende der Zweiheit von gebotenen Dogmen und ewiger Wahrheit, und in praktischer Beziehung ein freies Gemeindeleben verlangen, so halten sie das Banner der Reformation hoch, wenn auch die Reformatoren selbst keineswegs zu so klarer Erkenntniß ihrer eigenen Principien

gekommen sind. Denn es ist knabenhaft zu sagen: wenn Luther, wenn Calvin heute lebten, welchen Abfall würden sie gewahren von ihren Lehren! Man kann mit mehr Recht behaupten: wenn sie heute lebten, sie würden das thun, was die oppositionelle Richtung unserer Theologie thut. Eine Persönlichkeit aber ist mit ihrem Sein, Denken und Handeln nur vorzustellen in der Zeit, der sie angehört.

Wie nun eine Kirche noch nicht begründet wird durch eine bestimmte Summe dogmatischer Lehren, auch eine Glaubenslehre nicht durch Addition und Subtraction modificirt werden kann, eine Reform an Haupt und Gliedern nichtig bleibt ohne Gesundung des Herzens: so wird man sich auch nimmermehr darauf hin einigen, daß man beiderseits einige Dogmen fahren läßt und einige andre annimmt und ebenso in der Verfassung zu vermitteln sucht. Oder vielmehr: wir halten für sehr möglich daß sich in der Zukunft die conservativen Elemente der verschiedenen Confessionen verbünden — aber verbünden gegen Wissenschaft, reine Religion und ungekünstelte Sittlichkeit. An diesem Bunde aber werden Döllingers Jünger sich nicht betheiligen, sonst hätte des Meisters Geist sie verlassen! Arbeiten sie fort wie er's gethan, und wenn sie auch in 50 Jahren nur so weit vordringen als er in wenigen, wenn die liberalen protestantischen Theologen andererseits ihrer Arbeit Ziel nicht die Auflösung, sondern den Aufbau einer echten Kirche sein lassen: dann werden die beiden, die jetzt sich neben einander mühen, sich finden, sich über trennende Zäune hinüber die Hände reichen, die Einen von den Anderen empfangen und eine Gemeinschaft begründen, dem Vaterland zunächst und dann der Welt zum Segen. Besäßen wir jetzt eine Union im Sinne der Döllinger'schen Hoffnung, gegründet auf Annahme der Entwicklung der drei ersten Jahrhunderte, es wäre eine herrliche Sache damit, die Christenheit würde zufrieden dabei sein und geistiges Leben könnte sich um so mehr darin regen, als Glaubenstheorie wie Organisation in jener Periode noch keineswegs der Mannichfaltigkeit entbehrten. Nun wir sie aber nicht haben, auch nicht heute oder morgen in's Leben rufen können, wird diese Form der Union auch in der Zukunft nicht kommen. Auf jenem andern Wege aber erwarten wir sie — und sind wir denn nicht doch eines Sinnes mit Döllinger, der ja auch einmal sagt, daß eine nicht allzu ferne Zukunft eine Kirche bringen müsse, „in welcher Freiheit und Ordnung, Zucht und Sitte und Glaubensreinheit mit Wissenschaft und ungehemmter Forschung sich werde vertragen können"? Döllinger zieht nur nicht alle Consequenzen; er ist als edler Katholik der demüthigen Unterordnung unter die Hoheit verehrter Menschen gewohnt — wer wollte das schmähen! Er würde erschrecken, wollte man ihn selbst mit einem der alten Kirchenväter vergleichen: und doch wäre das nur objectiv.

Indeß beschränkt sich sein Verdienst nicht auf die Wiederanregung der Idee und die Erweckung des Interesses, der Hoffnung und — hoffentlich des guten Willens: er bespricht sofort eine Anzahl der Differenzpunkte, in denen er eine Einigung für besonders möglich oder wünschenswerth hält. Und mit großem Interesse folgen wir ihm dabei.

Daß er nun z. B. die Volkssprache dem Gottesdienste vindicirt statt der lateinischen Kirchensprache, ist ja bei einem denkenden Manne selbstverständlich. Daß der Gebrauch einer unverstandenen Kirchensprache die Religion in der Gemeinde sofort zu einem erbärmlichen Aber- und Zauberglauben umwandeln müsse, hätte er noch stärker hervorheben und die ungeheure Verschuldung seiner Kirche in dieser Hinsicht constatiren können. — Die Differenz in der Austheilung des Abendmahles hat zur Bedeutung eines schroffen Gegensatzes nur kommen können durch den Hochmuth, den Eigensinn, das Unfehlbarkeitsstreben Roms — wie durch dieselben Eigenschaften Rom einzig und allein die große religiöse Spaltung Deutschlands verschuldet hat. — Dem reformatorischen Hauptsatze von der Rechtfertigung durch den Glauben allein streitet Döllinger die hohe principielle Bedeutung, die ihm stets beigelegt wird, geradezu ab. Wir waren längst seiner Ansicht. Dieser Artikel hat seine ungemeine Wichtigkeit für die reformatorischen Zeiten erlangt durch die Verkommenheit der katholischen Moral in lauter Aeußerlichkeiten, und er bedeutet die Rückverlegung der Religion in die Innerlichkeit des Gemüths. Kein gebildeter Katholik sucht sie heute in etwas Anderem. Aber andererseits geschieht das ewige Eifern unserer Prediger gegen den Werth der „guten Werke" nur, weil es so hergebracht ist, es ist psychologisch verfehlt, werthlos, ja gefährlich. Der biblische Begriff der πιστις ist ohnehin schon von den ältesten Zeiten an meist falsch verstanden worden. — Das Leben nach dem Tode betreffend, verlangt Döllinger Anerkennung der Idee eines Läuterungszustandes, eines purgatorischen Uebergangs: und die Idee als solche verdient keineswegs den Abscheu oder gar Spott unserer Theologen, der nur Folge der starren Abgrenzung der Bibelautorität ist, eine Abgrenzung, die doch nur eine vorübergehende, pädagogische Bedeutung für die Gemeinde gehabt hat. Will man über das Leben nach dem Tode Lehren aufstellen, worin man am besten möglichst zurückhaltend ist, so denke man auch daran, wie treffliche Theologen der Annahme einer allmählichen Läuterung, Fortentwicklung und endlichen Erhebung aller Seelen, auch der bösen, sehr geneigt waren.

Was Döllinger auf dem Gebiet des praktischen Lebens hofft, eine größere Anerkennung der monastischen Institute (barmherzige Schwestern u. s. w.) auch auf protestantischer Seite, aber andererseits eine ausschließliche Bestimmung aller dieser Institute für Pflege des körperlichen und geistigen Wohles der Nebenmenschen (also Verurtheilung der Andachtsübung als eines Lebens-

berufs), darin stimmt ihm jeder Urtheilsfähige freudig bei. — Vom Cölibat der Geistlichen hat er eine idealistische Anschauung; und wenn ein 70jähriger Greis auf ein fehllos rein bewahrtes Leben, eine ungebrochene Treue gegen das schwerste aller Gelübde zurückblicken kann, soll er nicht die Idee einer solchen, im Volke für unmöglich erachteten Enthaltung zum Zweck des lebendigen Vorbildes und der ungetheilten Hingabe an den Beruf — soll er diese Idee nicht schön finden? Aber abgesehen davon, daß auch ein vorbildliches Familienleben sehr wünschenswerth oder noch wünschenswerther ist, wer in die Praxis blickt, welche Mißstände, welche unseligen Folgen aus dem gelobten Cölibat! Nur in idealen Naturen kann es ein Segen sein, bei Zahllosen wird's dafür zum Fluch, zum Fluch ihnen und Anderen. — Und so wenig der Cölibatszwang je durchdringen kann, ebensowenig der Zwang einer persönlichen Beichte; beides ist für den Wollenden ja nicht ausgeschlossen.

Am schlimmsten erscheint Döllingern die Kluft der Confessionen im Punkt der apostolischen Succession, also der bischöflichen Ordination, womit die Consecration des h. Abendmahls, die Absolution u. A. zusammenhangen. Ihn tröstet dabei jedoch die Erscheinung der englischen Kirche. — Was unseren Gemeinden am schwierigsten erscheinen würde, wäre die verlangte Anerkennung des eucharistischen Opfers als Mittelpunktes des Gottesdienstes. Indeß steht dies in zu directem Zusammenhang mit der Glaubenslehre und wird mit deren Fortentwicklung unter andere Gesichtspunkte zu stehen kommen. Der Priesterbegriff (an dem so vieles Andere hangt) ist's freilich, der die innerlichste Differenz der beiden Confessionen stets gebildet hat, durch dessen Aufhebung wir Protestanten uns bewußt sind, unsere Existenz als einer neuen Religionsgemeinschaft nach allen anderen gerechtfertigt zu haben. Nach Döllinger ist ein Gebrechen unserer Kirche der Mangel an Autorität, die der Geistliche genieße, der nur als einzelne Person, nicht als der Mund einer 1800jährigen Ueberlieferung spreche. Und er hat die Klagen unserer Theologen selbst darüber vernommen. Freilich empfinden diese so: aber ihre Autorität kann nur restituirt werden, wenn sie aufhören im Gegensatz gegen die Culturstufe der Gebildeten zu stehen, wenn sie nicht durch Schelten und drohendes, hochmüthiges Einherfahren, sondern nur durch die Reinheit ihrer Personen und den unanfechtbaren Gehalt ihrer Verkündigung gewinnen wollen.

Ueber die bleibende Meinungsverschiedenheit hinweg aber rufen wir dem edlen Manne Döllinger unsern herzlichen Dank zu für die treffliche Besprechung einer zeitgemäßen und herzerhebenden Idee. Daß es des deutschen Volkes Mission sei, hier voranzugehen, lassen wir uns von ihm, wie von unserem Gewissen gesagt sein. Daß wir Trägheit, Hochmuth, Eigen-

sinn und bequeme Vorurtheile zu überwinden haben, um solchen Sieg zu gewinnen, diese Wahrheit hat Döllinger hoffentlich nicht umsonst ausgesprochen. W. Münch.

Karoline Bauer.

Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen von Karoline Bauer, herausgegeben von Arnold Wallner. Berlin. 1871. R. v. Decker.

Die heitere Anmuth dieser Memoiren wird ihnen, seit sie im Buche zusammengefügt sind, noch größeren Beifall werben, als sie schon bei ihrem ersten Erscheinen in den Spalten der Zeitschrift „Ueber Land und Meer" fanden. Fast immer haben die Aufzeichnungen gebildeter dramatischer Künstler den Vorzug, daß die Verfasser freudig und lebhaft über eine Kunst plaudern, welche täglich vielen Tausenden ideale Stimmungen in ihr Tagesleben leitet. Dies Werk aber steht hoch über dem mittlern Durchschnittsmaß solcher Bühnenerinnerungen durch feines und treffendes Urtheil und ungemeines Geschick kleine Geschichten gut zu erzählen, nicht am wenigsten deshalb, weil das Talent der Verfasserin eine ungewöhnliche Theilnahme für sich in Anspruch nehmen durfte. Allen, die ihrer Kunst glückliche Stunden und eine Förderung des eigenen Strebens verdanken, wird dies Buch wie ein fröhlicher Gruß aus der Jugendzeit sein, zugleich eine wohlthuende Versicherung, daß Jemand, der uns lieb geworden und der lange unserem Verkehr entzogen war, sich durch schicksalsvolle Jahre die Frische und Gesundheit der Seele bewahrt hat. Gern übersieht man ein klein wenig Theaterschminke und eine gewisse diplomatische Reichlichkeit in Lobsprüchen, denn in der Hauptsache sind die Schilderungen doch sehr wahr und mit großer innerer Freiheit niedergeschrieben. Die Frau, welche jetzt durch ihre Feder für sich zu gewinnen weiß, hat durch 22 Jahre auf großen deutschen Bühnen die warme Neigung des Publikums an sich gefesselt wie wenige; flaumbärtige Jünglinge verehrten in ihr ein Ideal edler Weiblichkeit, alte Theaterbesucher wurden durch die unübertreffliche Grazie ihres Wesens bezaubert, auch der Kritiker fühlte sich erfreut durch die gehaltene und maßvolle Sicherheit, mit welcher sie innerhalb ihrer Grenzen schuf und durch die merkwürdige, ja einzige Verbindung schöner Natur mit künstlerischem Bedacht. Sie war dazu geboren, ein Liebling zu werden und sie hat Freude und Glück ihres Berufes in vollem Maaße verbreitet und genossen. Früh entwickelt betrat sie, 1822,

noch nicht 14 Jahr alt, nach kurzer Vorbereitung zu Carlsruhe die Bühne. Zwei Jahre darauf wurde sie Günstling der Berliner, zuerst an dem neueröffneten Königstädtischen Theater, wenige Monate nachher neben dem Ehepaar Wolf, Ludwig Devrient, Auguste Stich an der königlichen Bühne.

Im J. 1828 verließ sie das Theater und kehrte 1831 dahin zurück, in gereifter Schönheit und Kraft, sie begann die zweite Periode ihrer Kunst auf dem deutschen Theater von St. Petersburg, derselben Stadt wohin sie schon im Jahre 1828 hatte gehen sollen. Von dort kam sie über Wien nach Dresden, wo sie durch zehn Jahre blieb.

Ihr Repertoir hatte in dieser Zeit einen großen Umfang, es reichte von der Julia Shakespeare's bis zu den naiven Bauermädchen und den damals beliebten Hosenrollen des Lustspiels. Für diese letzteren hatte die Künstlerin eine gewisse Vorliebe, die manchen ihrer Verehrer befremdete, weil sie nicht recht zu ihrer decenten und fein gehaltenen Spielweise paßte. Sie war als Kind bis in ihr siebentes Jahr in Knabentracht gegangen und hatte darin ihre ersten kindlichen Triumphe gefeiert. Die volle Schönheit ihrer Kunst aber entfaltete sich in den Rollen, welche die innern Conflicte, Stimmungen und Leidenschaften einer gebildeten, fein organisirten deutschen Frau enthalten. Für diesen großen Kreis von Characteren des Schauspiels und Lustspiels standen ihr alle Töne herzgewinnender Zärtlichkeit wie der schalkhaftesten Laune zu Gebote; das Aufwachen leidenschaftlicher Empfindung, die kräftige Bändigung des Gefühls, die feinen Züge, durch welche eine innere Bewegung in den Formen guter Sitte sichtbar wird und daneben wieder der sorglose, glückselige Uebermuth der Jugend, die treuherzige Unbefangenheit der Unschuld, übermüthiger Scherz und drollige Laune, für dies Alles war sie unerschöpflich in characterisirenden Nüancen, immer neu und immer anmuthig. Alles erschien bei ihr verschönt durch eine gute Natur und durch angeborne Grazie. Was sie überhaupt schaffen konnte, machte sie gewissenhaft. Ueberall aber war sie eine deutsche Frau, auch in der Rolle der Julia temperirte sich ihr die heiße Leidenschaft zu einer germanischen Milde. Und sie kannte genau die Grenzen ihrer Begabung. Für tragische Charaktere fehlte ihr fortreißende Energie im Ausdruck düstrer Leidenschaft. Auch ihr Aeußeres störte, sie war zwar groß, als Frau von vollen Formen, die Stimme wohlklingend, aber nicht stark, zumal nicht in den tieferen Lagen, und das rundliche Gesicht sah so gesund und gescheut in das Leben hinein, daß man ihm furchtbares Leiden und Unglück nicht recht glauben wollte. Auf der Bühne wie im Leben war sie eine vornehme Künstlerin, für die Collegen ein guter, treuer, hilfreicher Kamerad. Früher zu Berlin war sie neben Henriette Sonntag heraufgekommen, jetzt stand sie neben der Schröder-Devrient, beide als Meisterinnen ihrer Kunst. Und es traf sich einmal, daß Henriette Sonntag

als Gräfin Rossi bei Hofe zu Gast war und eine Aufführung der Hugenotten wünschte. Caroline Bauer trat nach dem ersten Act auf der Bühne zu Frau Schröder, fand diese aber in zornigem Muth. „Ich bin außer mir", rief die Schröder, „auf den Wunsch der Sonntag muß ich die Valentine singen! Achten Sie nur darauf wie die Gräfin mich huldvoll lorgnettiren wird, und so vornehm thun, als hätte sie nie zu uns Theatervolk gehört!" Fräulein Bauer erwiderte: „die Gräfin wird Ihre Leistung bewundern müssen, und sie wird brennende Sehnsucht empfinden an Ihrer Stelle zu sein." „Sie haben Recht! rief die Schröder freundlichst. Wer weiß ob sie uns nicht beneidet, frei, unabhängig der göttlichen Kunst leben zu können!" Und die Trösterin umarmend flüsterte sie ganz fröhlich: „Aber singen, singen will ich — wie noch nie!" Sie hielt Wort und übertraf sich selbst. Die Sonntag hörte aufmerksam zu, wurde immer blässer, trocknete im vierten Act oft ihre Thränen und applaudirte hingerissen. Um die Stellung der drei Frauen und den plötzlichen Wechsel in der Stimmung von Frau Schröder ganz zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die Mahnung der Bauer deßhalb so starken Eindruck machte, weil sie selbst beim Theater dafür galt, die Gemahlin eines Fürsten gewesen zu sein und ihren Rechten entsagt zu haben, als dem Gemahl die neue Königswürde eine ebenbürtige Vermählung nothwendig machte. Daß sie einen Mann und eine Stellung aufgegeben hatte, die mehr irdische Bedeutung beanspruchen durften, als die sieben Perrücken des unglücklichen Grafen Rossi, das gab auch dem Künstlerherzen der Schröder den wünschenswerthen Stolz zurück.

Als Caroline Bauer 1844 auf der Höhe Ihrer Kunst zum zweitenmal plötzlich die Bühne verließ, da ging durch die ganze norddeutsche Theaterwelt ein trauriges Gesumm und Kopfschütteln; weil sie „einer theuren Hand in ein zurückgezogenes Stillleben folgte", grollten ihr viele Tausende, die ihr jahrelang so treu Beifall geklatscht hatten. Wenige Jahre darauf versandte Schreiber d. Z. „die Valentine" an die Bühnen, darin einen Frauencharakter, der — nach Zeitgeschmack — ein wenig wagelustig und ein wenig drapirt war, aber doch im Grunde eine warmherzige liebe Seele aus dem Kreise höhrer Weiblichkeit. Damals empfand es auch der Verfasser als einen Verlust, daß seiner Arbeit grade die Darstellerin fehlen mußte, welche völliger als andere, das Wesen und Gemüth einer modernen deutschen Frau aus jener Zeit, die uns jetzt die Periode von 1815—1848 heißt, darzustellen vermochte. Freilich, ob die Künstlerin selbst ein Recht gehabt hatte, der Kunst zu entsagen, darauf konnte nur ihr eigenes späteres Leben Antwort geben. Und es wird Vielen eine Freude sein, daß nach 27 Jahren dies Buch diese Frage zu Gunsten der Dame beantwortet. Denn wer jetzt noch so fröhlich in die Vergangenheit schauen und so humoristisch schildern kann: die Berliner, Petersburger,

Wiener, Dresdner, die Collegen, und würdige Herren wie Tiedge und Tieck mit ihrer Umgebung, der dauert sicher nicht in Unfriede mit sich und der Welt, und wir meinen, er muß auch für seine Umgebung wohlthuend gelebt haben. G. F.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Eine Waidmannsklage. Aus Lothringen. — Es ist eine traurige Erscheinung, daß ein paar urdeutsche Stämme der alten Heimath so gründlich entfremdet worden sind, daß sie, von bitterem Haß dagegen erfüllt, sich mit dem Gedanken der Wiedervereinigung durchaus nicht befreunden wollen. Unsere Particularisten können sich daraus die Lehre schöpfen, daß in machtlosen, vereinzelten Ländern nur ein seichter strohrenommistischer Patriotismus sich entwickeln kann. Zu einem Widerstande, wie er uns im letzten Kriege, freilich oft in grasser und unvernünftiger Weise, entgegen getreten ist, befähigt nur das Bewußtsein: einem mächtigen Staate anzugehören! An und für sich ist es nur löblich, wenn ein Land den Herrn nicht leichtherzig wechselt, wie eine Mütze, und der neue hat jedenfalls die Aussicht auf gleich zähe Anhänglichkeit, wenn er den alten einmal ausgestochen hat.

Dieß ist freilich die Aufgabe, nicht überleicht, aber doch nicht unlösbar und jedenfalls aller Mühe werth, da es bei den unvermeidlichen Kämpfen, die wir um die Erhaltung unserer Eroberung zu bestehen haben werden, von großem Belange ist, ob die Bevölkerung für oder wider uns ist.

Die Umstände sind uns nicht ungünstig. Der widernatürliche Haß gegen ein blutsverwandtes Volk kann nicht dauern. Der gerechte Widerwille gegen unsere Kleinstaaterei ist gegenstandslos geworden, und als ein sehr günstiger Umstand ist zu erachten, daß die neuen Unterthanen bezüglich der empfindlichen Seite des Geldbeutels nicht verwöhnt sind. Bietet auch das liebe deutsche Reich nicht die allerbilligste Unterkunft, so ist sie doch keinesfalls kostspieliger als zur Zeit in Frankreich, dessen nächste Zukunft überhaupt wenig Verlockendes hat. Die Industrie wird bei nur einigermaßen vernünftiger Beachtung bald wieder ihre Wege finden und so bliebe nur übrig, daß das neue Regiment den Umständen billige Rechnung trägt, vergiebt und vergißt, schonend gegen eingelebte Gewohnheiten und Gesetze sich zeigt und vor Allem — den Zopf zu Hause läßt! Das Volk fügt sich schließlich auch dem unbequemsten Zwang, wenn es ihn mit einigen plausiblen Gründen und dem

öffentlichen Wohl in Verbindung zu bringen vermag; empört wird es aber durch zwecklose Vielregiererei und Polizeicapricen, die ohngefähr so viel Sinn haben, wie der Geßlerische Hut!

Löbliche Beweise politischen Tactes finden wir vielfach bei unseren Feinden. Das leuchtendste Beispiel dafür bietet die Bretagne. An diesem kleinen Lande sind die Stürme der großen Revolution spurlos vorbei geraſt, und die Verhältnisse zwischen Edelmann und Bauer datiren noch aus den Zeiten der Kreuzzüge. Und in diesem neuerungssüchtigen, heißblütigen Frankreich, welches in der Gleichmacherei und der forcirten Völkerbeglückung so Erkleckliches geleistet hat, ist es noch keiner Regierung eingefallen, diesem kleinen trotzköpfigen Völklein Gesetze aufzudringen, die es ganz einfach nicht mag. Die Leute erfüllen — wohl gerade deßhalb, weil man sie ungeschoren läßt — ihre patriotischen Pflichten als gute Franzosen, und damit Hollah! Und hier handelt es sich doch um wichtige staatliche Grundsätze, ja um den eigentlichen Kern der Revolution! Daß unsere Principreiter aller Farben die Hände über den Kopf zusammenschlagen ob solch' sündhafter Inconsequenz, kann ich ihnen durchaus nicht übel nehmen.

Es ist nun der Zweck dieser Zeilen, die Reichsregierung vor Maßregeln zu warnen, die im Reichslande nur als unnütze und verhaßte Neuerungen empfunden werden können. So soll das bisherige vernünftige Armengesetz, womit beide Theile ganz zufrieden waren, mit dem unserigen vertauscht werden, dessen Vorzüge Niemandem einleuchten. Der unglückseligste Gedanke aber, den der Himmel weiß! welch' gottverlassenes Schreibstubengenie ausgeheckt haben mag, ist die Einführung unserer Jagdgesetze und das Verbot der Laufhunde.

Das französische Jagdgesetz ist keine legislatorische Perle, aber doch immerhin besser, als unser karrikirter Abklatsch davon. „Das Jahr hat seine heiligende Kraft“ daran bewährt und man ist dabei zufrieden!

Die Leidenschaft der Jagd ist in Frankreich allgemein verbreitet und gerne betheiligt sich jeder daran, der dazu die nöthige Zeit und vierundzwanzig Franken übrig hat. Die Beute ist dem echten Jäger nicht die Hauptsache, die Jagd ist ihm ein fröhlicher, mannhafter Zeitvertreib, eine gesellige Unterhaltung, eine angenehme Aufregung und eine potenzirte Freude an Gottes freier Natur und der würzigen Waldluft! Darum ist auch das Hetzen mit Bracken ein durch die Tradition glorificirter Sport, der seine Geschichte und Literatur hat. Die verschiedenen Provinzen rühmen sich gegenseitig ihrer edlen Hunderaçen, deren Stammbäume bis in die Zeiten der Kreuzzüge zurückgeführt werden. Ludwig der Heilige soll den Stammvater aller französischen Meuten mit aus Palästina gebracht haben. So ist die Brackenjagd eine nationale Angelegenheit geworden. Auch die äußeren Beamten sind zu-

meist flotte Jäger, da sie von dem chronischen Leiden des Geschäftsdranges, das unter den unserigen jahraus und ein grassirt, wenig geplagt sind.

Alles dies gilt aber nicht nur vom alten Frankreich, sondern im vollsten Maße auch von Elsaß und Lothringen. Dieselbe Leidenschaft, dieselbe Auffassung, dieselben Traditionen! Auch hier ist die Jagd mit Laufhunden von jeher die beliebteste, Land und Leuten anpassend und lange vor der französischen Herrschaft eingebürgert.

Zudem läßt sich die Brackenjagd auch bei mäßigem Wildstande ausüben und führt keinen Conflict mit der Landwirthschaft herbei. Im Gegentheile sieht der Bauer darin einen Schutz gegen Wölfe, gegen welche das Ausrottungsdecret des großen Kaisers vom Jahre 1806 noch immer nicht vollzogen ist, sowie gegen Wildsauen, welche, von den Ardennen aus, ihre Razzias an der Mosel und Saar ausführen. Bei den großen zusammenhängenden, fast undurchdringlichen Niederwalddichtungen sind aber schwache Hunde völlig unbrauchbar.

Kurz! das Verbot der Laufhunde würde bei Alt und Jung, bei Hoch und Nieder, am meisten aber gerade bei dem achtbarsten und einflußreichsten Theile der Bevölkerung, heillose Erbitterung hervorrufen, vielleicht viele angesehene, wohlhabende Familien geradezu aus dem Lande treiben.

Wäre wohl in ganz Großbritannien ein Mensch aufzutreiben, der sich seiner unversehrten Geisteskräfte erfreute und die Abschaffung der Fuchsjagd für möglich hielte? Der Fall ist aber ganz derselbe, nur daß man es hier mit einer nicht nur der Aristokratie, sondern aller Welt zugänglichen Liebhaberei zu thun hat!

Kein vernünftiger Mensch wird behaupten, daß im neuen Reichslande mit der Zeit nicht Veränderungen und Verbesserungen räthlich und nothwendig werden könnten. Verständiger Weise muß man aber unbedingt mit allen unnützen, aufreizenden und demüthigenden Plackereien daheim bleiben. Sollte es wohl nichts Klügeres zu thun geben, als dem Elsaß die lustigen Jagden des Bitscherlandes zu verkümmern? Und hätte das deutsche Reich keine würdigere Sorge, als ob die Lothringer Hasen künftig mit langbeinigen oder kurzbeinigen Hunden gejagt werden sollen?

Adolf von Zerzog.

Unsere Schwurgerichte; ländlich-sittlich. Vom Oberelsaß. — Unlängst haben die ersten deutschen Assisen in Straßburg sowie in Colmar ihren Abschluß gefunden. Eine bedeutende Anzahl von Fällen mußte unter Ausschluß der Oeffentlichkeit verhandelt werden; doch fehlte es auch an solchen nicht, welche, da sie Fragen von psychologischer Wichtigkeit zum Austrag brachten, allgemeineres Interesse in Anspruch nahmen. Einzelne Fälle da-

tirten noch aus der dem deutsch-französischen Kriege unmittelbar vorhergehenden Zeit, doch da — ich glaube ausnahmslos — das Strafmaß mit Anrechnung der bereits verbüßten Untersuchungshaft festgesetzt ward, und besonders da das neue deutsche Strafgesetzbuch ein ungleich milderer Richter als der „Code pénal" ist, so hatten die Verurtheilten keine Ursache der neuen Gerichtsära zu zürnen. Beispielsweise wurde ein junger Mann — Graveur zu Mülhausen — der seine Frau aus gerechtfertigter Eifersucht erstochen hatte, unter Annahme mildernder Umstände, nur zu 5 Jahren Zuchthaus verurtheilt, während französische Richter nicht umhin gekonnt hätten, diesen Verbrecher zu lebenslänglicher Haft zu bringen. Ein für den Delinquenten höchst angenehmer Unterschied, der auch in dem besonderen Fall, von dem ich spreche, mit einer Art von behaglichem Lächeln von Seiten des Verurtheilten constatirt ward.

Erwähnenswerth dürfte sein, daß mehrere Elsässer Advocaten, trotz ihrer anfänglichen Angeneigtheit, sich doch zum Plaidiren entschlossen haben; und zwar unbedingt nicht zum Nachtheil ihrer Clienten. Sie besitzen sammt und sonders eine Art von Rhetorik, welche ganz dazu angethan ist, die hiesigen deutschen Rechtsanwälte und ihre Wirksamkeit in Schatten zu stellen. Ich würde es Jedem verdenken, der in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt wird sich vertheidigen oder vertreten zu lassen, wenn er seine Zuflucht nicht zu einem der französisch plaidirenden Herren nähme. Die Geschworenen sind ja auch Menschen und hier noch dazu „Compatriotes", als solche also naturgemäß noch geneigter der warmen, hinreißend beredten Vertheidigung eines Angeklagten williges Ohr zu leihen.

Große Anerkennung findet die außerordentlich ruhige, klare und sachliche Leitung der Schwurgerichtsverhandlungen durch die ihnen präsidirenden Räthe des Colmarer Appellhofes und das nicht nur im Lager der Deutschen. Die Herren haben ihre in mehr als einer Hinsicht schwierige Aufgabe glänzend gelöst.

Der Leser wird den Kopf schütteln, wenn wir ihn aus dem Assisensaal plötzlich in ein Elsässer Trauerhaus führen, dessen eigenthümliche Gebräuche wohl einer Mittheilung werth sind. Allein, da die raschgeschäftige Tagespresse uns Berichterstattern für eine Wochenschrift den politischen Stoff fast immer vorwegnimmt, so sind wir von selbst auf Genrebilder gewiesen, die, wenn sie in treuer Zeichnung an sich merkwürdige Seiten des hiesigen Culturlebens zur Anschauung bringen, in aller Bescheidenheit ihr Plätzchen neben der „großen Historie" werden einnehmen dürfen. Gerade das Begängnißwesen nun erscheint dem hierher versetzten Norddeutschen eigenthümlich genug.

Ist ein Mitglied der Familie So und So mit Tode abgegangen, so erfolgt nicht nur gleich darauf eine den genaueren Bekannten schuldige An-

zeige des Trauerfalles, sondern Tags darauf geht noch ein besonders dazu Berufener bei der Verwandt- und Bekanntschaft umher, ja in der ganzen Nachbarschaft, Haus bei Haus, Wohnung bei Wohnung, notificirt das beklagenswerthe Ereigniß und bittet in wohlgesetzten Worten, dem Verblichenen zu Ehren der dann und dann stattfindenden Begräbnißfeierlichkeit beiwohnen zu wollen, gleichviel ob man den Verstorbenen kannte, ob man zu den Hinterbliebenen in irgend welcher auch noch so entfernter Beziehung steht, oder nicht. Zum Zeichen, daß man von dieser nachbarlichen Aufmerksamkeit Act genommen, beeilt sich nun ein Jeder die Erwiderung derselben in Scene zu setzen. Womöglich in eigner Person, oder doch durch einen würdigen Stellvertreter, sendet man eine Visitenkarte in oder vielmehr vor das Trauerhaus, auf welcher, je nach dem Grade des zu äußernden Beileids, einige theilnehmende Worte geschrieben sind oder die eine Alles sagende breite schwarze Umränderung aufzuweisen hat. Vor dem Trauerhause ist nämlich inzwischen eine Art von kleinem Altar errichtet worden, auf dem ein flaches Körbchen oder eine Schale steht, deren Bestimmung es ist die obenerwähnten Zeichen wahrer oder erheuchelter Theilnahme aufzunehmen. Auch Blumen und Kränze zur Ausschmückung des Todtengemaches werden auf diesen Hausaltar niedergelegt, der hin und wieder durch seine allzu improvisirte Errichtung eher erheiternd, als ernst stimmend wirkt. Zuweilen ist dieser „Opferaltar" nämlich nur ein Stuhl mit einer weißen Bedeckung! Welches echte „Berliner Kind" — und es gibt ihrer gar viele hier im Elsaß — vermöchte an einem solchen Symbol vorüberzugehen, ohne an die heimatliche Schlächterschürze zu denken, die ihm schon aus der Ferne entgegenblinkt und stumm, aber eindringlich zu flüstern scheint: „Hier gibt es frische Wurst."

Wenn der verstorbene der katholischen Kirche angehörte, und bemittelt genug war, um seinen Leidtragenden besondere Ausgaben zu gestatten, so wird auch wohl die Hausthür von einer schwarzen Draperie umgeben, in deren oberer Mitte ein Schild mit einem riesigen weißen Buchstaben befestigt ist. Als ich das erste Mal eine derartige Trauerausschmückung erblickte, prangte auf dem Schilde ein „D". Ich zerbrach mir den Kopf, was dieser Buchstabe bedeuten könne, blieb aber endlich — obgleich widerstrebend — bei der Auffassung stehen, daß jenes D nichts anders sein könne, als eine Hinweisung auf Gott (Deus oder Dieu). Auf eine spätere Frage erhielt ich indeß die Antwort, es sei das der Anfangsbuchstabe von dem Familiennamen des Verstorbenen. Später bei der Beerdigung, verfährt man nicht mit derselben nur andeutenden Discretion. Dann wird nämlich dem Sarge voraus ein Kreuz getragen, auf dem sämmtliche Namen des zur letzten Ruhestätte zu Geleitenden zu lesen sind. Oft sogar sein Alter und ob er „verheirathet" oder „ledig" war. Ist dann dem Todten die letzte Ehre erwiesen, so erinnern sich die Leidtragenden abermals der Pflichten gegen ihre lebenden Mitmenschen. Sie fühlen sich gedrungen den Theilnehmenden Dank zu sagen, und es geschieht das, indem nun sie Karten umhersenden, auf welchen, vom breitem Trauerrande eingefaßt beispielsweise zu lesen steht: la famille de feu Madame X, née N. N. — die Namen groß gedruckt, so daß man im ersten Augenblick nicht anders glaubt als „feu Madame" selbst mache noch einmal ihre Aufwartung.

Ich weiß nicht, ob ich schon erwähnt habe, daß wir hier in Colmar

nur einen Friedhof für beide Confessionen haben? Jedenfalls ist dies Factum ein Beweis von Duldsamkeit, wie sie unter den Lebenden nicht immer gleich angenehm auffällt. —

Da am Ende doch „der Lebende Recht hat" und zwar auch das Recht auf ehrenvolle Erwähnung seiner Hauptlebensquellen, so sei hier bemerkt, daß was man bis vor Kurzem von dem Erfrieren der Reben sprach, sich glücklicher Weise nicht bestätigt hat. Jene Befürchtung hat nur das Böse für uns Consumenten gehabt, daß die Weinpreise fast um das Doppelte stiegen und schwerlich sobald wieder fallen werden. Es zeigt sich jetzt, daß die Weingärten resp. Berge gar wenig gelitten haben, denn selbst wenn hier und da sich schwarze Augen zeigen, so hat das dem eigentlichen Tragehölze durchaus nichts geschadet. Man hat interessante Proben mit derartigen Reben gemacht und gefunden, daß sie durch Ofenwärme getrieben, kräftige Schößlinge zu Wege brachten. Gehen wir also auch in dieser Beziehung getrost den kommenden Tagen entgegen! Cl. J.

Der amerikanische Waffenschacher während des Krieges. Aus New-York. — Vielleicht die leidenschaftlichste Senatsdebatte seit denen, die dem Ausbruche der Rebellion vorhergingen, hat die Union von Mitte Februar bis zum Ende des Monats abspielen sehen, und noch jetzt hallt die Presse des Landes von dem Lärm wieder. Der Gegenstand, der officielle Waffenschacher Amerikas während des deutsch-französischen Krieges, hat auch sein internationales Interesse und deshalb werden auch die europäischen Leser dieser Wochenschrift eine gedrängte Darstellung der Sache mit Theilnahme lesen.

Daß die Vereinigten Staaten den improvisirten Armeen Gambetta's Waffen lieferten, war ein offenes Geheimniß diesseits wie jenseits des Oceans. Die Deutschen der Union schrieben geharnischte Proteste nach Washington; dort aber läugnete man ab, was alle Welt wußte. Nach Schluß des Krieges ging durch die deutsch-amerikanische Presse die versteckte Aufforderung an den deutschen Reichskanzler, er möge die Ver. Staatenregierung wegen ihres Neutralitätsbruches um Erklärung ersuchen, und als Antwort colportirte dieselbe Presse: Fürst Bismarck wolle, um den Deutschen der Union keine Verlegenheiten zu bereiten, lieber ein Auge zudrücken. Außerdem ging eine andere Version um, wonach unsere Regierung dem deutschen Gesandten in Washington die für Frankreich bestimmten Waffen zum Kauf angeboten, Fürst Bismarck aber habe erwidern lassen, man werde sich diese Waffen an der Loire ohne Kaufschilling holen. Dieser cynische Bescheid klingt unwahrscheinlich, daß jedoch das Waffenangebot der deutschen Regierung gemacht worden, ist durch eine officielle Erklärung im Bundessenate bestätigt. Die ganze Sache war fast eingeschlafen, als der Senator Charles Sumner von Massachusetts am 12. Februar den Antrag auf Niedersetzung einer Commission von 7 stellte, zum Zwecke: „alle von der Ver. Staatenregierung während des deutsch-französischen Krieges gemachten Waffenverkäufe zu untersuchen, die Personen ausfindig zu machen, an die solche Verkäufe gemacht, die Umstände unter denen sie gemacht worden." Der Resolution ging eine lange Motivirung vorher, in der die gravirenden Thatsachen aus Dokumenten aufgezählt wurden, unter denen besonders Depeschen und Briefe der Herren Remington

und Sons und ihrer Agenten sowie eine Erklärung unseres Kriegssecretärs vom 19. Januar d. J. hervorstechen. Daraus nun ergeben sich ganz klar folgende Punkte: 1. Daß die Ver. Staatenregierung für 14 Millionen Waffen geliefert, 2. daß sie nur 10 Mill. dafür empfangen und 4 Mill. „irgendwo" bei den Beamten „kleben" geblieben sind; 3. daß bei der Ueberführung der 10 Mill. vom Kriegsdepartement nach dem Schatzamt 1,700,000 wieder „irgendwo kleben" geblieben sind; 4. daß die Ver. Staatenregierung bis Mitte October 1870 an die Firma Remington und Sons in Newyork, die officiellen Agenten der französischen Regierung, Waffen verkauft; 5. daß nachher die Waffenverkäufe an Thomas Richardson, Rechtsconsulenten der Firma Remington & S., Afteragenten der französischen Regierung fortgesetzt worden; 6. daß die Ver. Staaten-Regierung in den Regierungswerkstätten bis zur „größten Leistungsfähigkeit" Patronen für die französischen Armeen anfertigen ließ; daß somit 7. die Ver. Staaten-Regierung sich eines Neutralitätsbruches schuldig gemacht und die nationale Ehre des amerikanischen Volkes compromittirt hat.

Wie eine Petroleumbombe fiel der Sumner'sche Antrag in's Strohlager der Grant'schen Administration. Es war die Person des Antragstellers, die ihn so gefährlich machte. Wäre ein Deutsch-Amerikaner mit der gleichen Forderung aufgetreten, so hätten ihn die feilen Anhänger der Regierung als nationalbefangen darzustellen und zurückzudrängen gewußt; eben deshalb hat wohl Schurz darauf verzichtet, den Antrag zu stellen. Sumner aber, das älteste und fähigste Mitglied des Senats, ist nichts weniger als ein Dutchman, er ist Yankee durch und durch, hat während des Krieges durch Vorlesungen über die „deutschen Barbaren" 10,000 Doll. verdient und steht weit über jedem Verdachte des Mangels an Patriotismus. War er es doch, der so lange catonisch jeden Ausgleich mit England in der Alabamafrage mit den Worten zurückwies, „England müsse für seinen Neutralitätsbruch mit blutiger Geißel gezüchtigt werden." Wenn derselbe Mann heut das eigene Land des Neutralitätsbruchs anklagt, so kann ihn dabei nur der höhere Patriotismus leiten, dem es vornehmlich um die wahre Ehre seines Staates zu thun ist. Aber auf die Loyalität der Regierung nach außen hin ist die Anklage nicht allein gerichtet, man sieht, daß auch die Integrität der inneren Verwaltung dadurch bedenklich angefochten wird. Dieser Umstand vornehmlich regte die Grant'sche Partei auf, deren Bestreben darauf gerichtet ist, alles niederzuschlagen, was ihrem Helden die abermalige Nomination bei der für den Herbst bevorstehenden Präsidentenwahl vereiteln könnte. Hieraus entsprang der Ernst und die Leidenschaftlichkeit der Debatte.

Als Kämpen traten zunächst drei wohlbekannte Häupter der Administrationsclique hervor: Senator Morton, „der indianische Strohkopf", der einst in offenem Senat die Verdummung des Volkes für die beste Parteipolitik erklärte, Carpenter, aus den Hinterwäldern Wiskonsin's, der ebenso ungescheut den Nepotismus als ein Bedürfniß der Parteiregierung bezeichnet hat, endlich Roscoe Conkling, den schon sein Beiname „Dintenfisch" — wegen der übelriechenden Schimpfreden, die er wider seine Gegner „ausspritzt" — hinlänglich charakterisirt. Den Thatbestand des Waffenschachers zu leugnen, darauf verzichteten die Herren von vornherein; sie suchten aber einmal die schlimme finanzielle Differenz zwischen den Berichten des Kriegsdepartements und des

Schatzamtes, dann das Vorhandensein eines Neutralitätsbruches aus der Welt zu reden. Das erstere machten sie sich leicht durch die einfache Behauptung, die Differenz sei „ausgeglichen"; wie, ließen sie weislich ununtersucht. Den Neutralitätsbruch suchten sie durch Recurs auf ein Congreßstatut vom Juli 1868 zu widerlegen. Wir führen dies Statut wörtlich an, um dem Leser die ganze Keckheit amerikanischer Parteisophistik dadurch klar zu legen; es lautete: „Es sei vom Senat und dem Repräsentantenhause der Ver. Staaten, im Congreß versammelt, beschlossen: daß der Kriegsminister hiermit autorisirt und angewiesen sei, den Verkauf alter Kanonen, Waffen und anderer Geschütz- und Munitionsvorräthe (ordnance stores) gegenwärtig im Besitz des Kriegsdepartements, welche beschädigt oder anderweitig unbrauchbar sind für den Militärdienst der Ver. Staaten oder für die Miliz in den Ver. Staaten, in öffentlicher Auction nach dreißigtägiger Bekanntmachung zu veranlassen und die Nettoeinnahme solcher Verkäufe nach Bezahlung der Verkaufs- und Transportationskosten im Schatzamt der Ver. Staaten zu deponiren."

Daß nun die an Frankreich gelieferten Waffen weder alt noch unbrauchbar waren, noch zu den im Juli 1868 vorhandenen überflüssigen Beständen gehörten, vergessen Grant's Vertheidiger zu erwähnen. Es sind diese Waffen Springfield-Musketen gewesen, die nach jenem Datum in Hinterlader nach dem Allenschen System umgearbeitet wurden, eine Waffe, die das Zündnadelgewehr übertroffen haben soll. Ganz abgesehen von der Neutralitätsverletzung liegt hier eine Gesetzesverletzung vor, welche die eigenen Gesetzgeber ableugnen. Daß dann gar noch im Herbst 1870 3 Millionen Patronen in den Regierungswerkstätten fabricirt wurden, um den „Verkauf perfekt zu machen", ist vollends eine nebensächliche Kleinigkeit! Die Clique vertheidigte den Kriegsminister mit der Ausrede, er habe ja den Waffenverkauf an die Remingtons Mitte October 1870 suspendirt; daß Herr Richardson, an den die Fortsetzung des Verkaufs geschah, der ausgesprochene Agent der Remingtons war, und somit Afteragent der französischen Regierung, brauchte die amerikanische Regierung nicht zu wissen; sie brauchte nicht zu wissen, was ein „kleiner Land-Advocat" aus einem Neste im Staate New-York mit 10,000 Gewehren anfange. Und dieselbe Regierung hatte am 22. August 1870 die strengsten Neutralitätsgesetze proclamirt! Nach dieser elenden Vertheidigung gings im Verein mit Fanfarentiraden zur Attaque. Wollt Ihr, so rief das Kleeblatt unisono aus, bismärckischer als Bismarck sein? Die deutsche Regierung hat an unserem Verhalten nicht den geringsten Anstoß genommen! Dann kam das Zähneklappern der bedrohten Interessen: Wie wird unsere Sache in Genf stehen, wenn wir derselben Sünde gegen Deutschland überführt werden, deren wir England gegen uns angeklagt haben? Habt Ihr denn gar kein staatsmännisches Gewissen, gar kein nationales Gefühl? Ihr wollt nur unsere Regierung vernichten, General Grant niederwerfen. Ihr wollt unsere Partei auflösen, die so Großes und Glänzendes geleistet. Löst sich aber unsere Partei auf, dann werden die Neger wieder zu Sclaven, der Süden secedirt; die Staatsschulden werden nie abgezahlt, Freihandel wird eingeführt werden, die europäische Industrie wird uns brodlos machen, wir sind ruinirt, ruinirt, ruinirt! So war der eigentliche Gegenstand der Sumner'schen Resolution fast aus der Debatte verschwunden; sie ward zu einer reinen politischen Discussion über die Wiederwahl Grants. Wohin die

vier Millionen gekommen sind, darüber schweigt die Geschichte ganz. Und doch ist durch die Nachforschung nach diesem Deficit von Seiten der französischen Regierung der ganze Scandal aufgedeckt worden.

Senator Sumner vertheidigte seinen Antrag kalt; augenscheinlich fehlte ihm die Wärme für die von ihm angeregte Sache. Er begnügte sich mit der Aufzählung von Thatsachen. Da Logik ohne rhetorische Schnörkel nichts für ein amerikanisches Publikum ist, so wäre Sumner leicht von der geschwätzigen Administrationsclique über den Haufen gerannt worden, wäre ihm nicht Carl Schurz von Missouri zu Hülfe gekommen. Der deutsche Senator hielt am 20. Februar eine meisterhafte Rede. Schurz wird eine große Rede halten! hieß es und schon am frühen Morgen waren die Gallerien, die Senatshalle und das Senats-Garderobenzimmer bis zum Ersticken gefüllt mit allerlei politischen, socialen und „schönen" Größen, die Washington aufzuweißen hat.

Gleich der allgemeine Satz, mit dem Schurz seine zweistündige Rede*) begann, war von schlagender Wirkung: „Herr Präsident! Die Schwäche einer Sache verräth sich durch die Natur der Argumente, die zu ihrer Unterstützung angeführt werden. Wenn diese Argumente in großer Ausdehnung aus persönlichen Angriffen und Verdächtigungen der Motive jener, welche eine entgegengesetzte Ansicht haben, oder in allgemeinen Phrasen über andere Gegenstände bestehen, so liegt der Verdacht nahe, daß etwas faul in der Sache sei: Wenn diese allgemeine Regel zugestanden werden muß, so wird Niemand, der die Reden des Senators von Indiana (Morton) und des Senators von New-York (Conkling) gehört hat, läugnen, daß dieselbe hier ihre Anwendung findet." Den ganzen Gegenstand der Verhandlung löste der Redner sodann in die drei einfachen Fragen auf:

1. Geschah etwas in Verbindung mit dem Waffenverkaufe, der während des deutsch-französischen Krieges stattfand, das unverträglich war mit der Regel, welche diese Regierung für ihre eigenen Handlungen aufgestellt hatte — der Regel, daß keine Waffen an einen bekannten Agenten einer kriegführenden Macht verkauft werden sollten?

2. War das, was geschehen ist, in Uebereinstimmung mit den Gesetzen des Landes?

3. Ist in den Thatsachen, die vor uns liegen, ein Grund zum Verdachte corrupter Praktiken in Verbindung mit diesem Handel?"

Das Verfahren des Kriegsministers stellte darauf Schurz mit so erbarmungslos ätzender Schärfe dar, daß seine Entlassung und Anklage wegen Gesetzesverletzung unfehlbar erfolgen müßte, hätten wir eine constitutionelle Regierung. Der Senator von Newyork hat tags zuvor gesagt, die Regierung brauche sich um den Namen des Käufers nicht zu scheeren, die Waffen seien für „cash" (Baargeld) verkauft worden, Cash sei somit der Name des Käufers. „Sehr wohl, Sir", entgegnete Schurz, „in Zeiten von Krieg im Auslande,

*) Wir kommen auf einige Theile dieser merkwürdigen Rede in der nächsten Nr. d. Bl. zurück, wo wir einer deutsch-amerikanischen Erklärung zur Vertheidigung des Hrn. Schurz gegen die in Nr. 4 (1872) unserer Wochenschrift von Seiten eines Correspondenten in Milwaukee erfolgten Angriffe Statt geben. Wir räumen gleich hier ohne Anstand ein, daß auf unserem fernen Standpunkte Irrthümer über die mannichfache Vertheilung von Recht und Unrecht in den leidenschaftlich bewegten Parteikämpfen Amerikas unvermeidlich sind. D. Red.

wenn das Haupt des Landes eine feierliche Neutralitäts-Proklamation erlassen hat, wenn Sorge getragen werden soll, daß unsere Neutralitätspflichten beobachtet werden und wenn Treu und Glaube des Landes auf dem Spiele stehen — was dann? Alles Einerlei! „Cash" ist der Mann, der kauft, nur muß der Name dieses „Cash" nicht so grob heraus aufgeschrieben werden, als Handlanger eines Mannes, der als Agent einer der kriegführenden Parteien bekannt ist. Aber hier kommt ein Mann, der augenscheinlich blos vorgeschoben ist für solchen Agenten, wie Richardson es für Remington war — Alles Einerlei: „Cash" ist der Mann, der kauft, und wir haben nach weiter gar nichts zu sehen, als nach „Cash". Aber, Sir, zieht man die Nebenumstände in Betracht, wo ist dann unser guter Glaube, wo sind unsere Neutralitätspflichten, wo ist jene „angemessene Umsicht", die angewandt werden soll, damit keine Waffen der Regierung direkt in die Hände einer der kriegführenden Mächte gelangen? Alles Einerlei! Diese unsere große amerikanische Republik versteht und interpretirt Treu und Glauben und ihre Neutralitätspflichten strict nach einem Cash-Prinzip! O, wie stolz wurde das Banner unserer Nationalmoral und Nationalehre gestern vom Senator von Newyork getragen, mit einem Dollar in Cash als das Wappen dieser großen Republik! Wie stolz und erhaben! — Im Ernste gesprochen: Sind wir verständige, sind wir ehrliche Leute? Ist dies eine Regierung, die einen Charakter für guten Glauben und Ehre zu bewahren hat? Ist diese Regel von Neutralitätspflicht, wie sie der Senator von Indiana und der Senator von Newyork interpretirt haben — ist das die Regel neutraler Pflichten, die sie begründet zu sehen wünschen, um nicht von uns, sondern auch gegen uns beobachtet zu werden?"

In der ernstesten Weise rügt dann Schurz die „erschreckende Insinuation" der Gegner, nachtheilige Entdeckungen bei der Untersuchung könnten einen Einfluß auf die Entscheidung der deutschen Regierung in der San-Juanfrage ausüben. „Wußten der Senator von Indiana und der Senator von Newyork wirklich, was sie sagten? Wußten sie, daß sie eine höchst niedrige und beleidigende Insinuation einer großen Regierung ins Gesicht schleuderten, zu der wir in freundschaftlichen Beziehungen stehen? Daß sie jene fremde Regierung, welche die hohe Stellung eines Schiedsrichters in einer wichtigen internationalen Streitfrage einnehmen soll, gemeiner, elender, persönlicher Motive anklagten? Mein Herr, wenn eine Beleidigung gegen die deutsche Regierung vorgekommen ist, so geschah dies bei weitem mehr durch diese Insinuation, als durch alle Waffen, welche wir verkauft haben." Lächerlich sei ferner die Annahme, daß, bei der Notorietät der Thatsachen, eine nähere Untersuchung die amerikanische Sache vor dem Genfer Schiedsgerichte noch in ungünstigeres Licht setzen könnte. „Zeigen wir", ruft Schurz aus, „durch eine aufrichtige, gründliche Untersuchung, daß die Regierung der Ver. Staaten nichts gethan hat, was Tadel verdient, oder wenn die Untersuchung ergibt, daß Pflichten und Gesetze verletzt worden sind, dann zeigen wir, daß der gesetzgebende Zweig der Regierung das Unrecht, welches die Executivbeamten verübt, entschieden verdammt. Es gibt keinen anderen Ausweg: dies ist die einzige Art, in der, wie die Sachen jetzt stehen, unsere Stellung beschützt werden kann. Es ist dies ein offener, männlicher und ehrlicher Weg, der einzige, der dieser großen Republik würdig ist. — Ich erinnere mich sehr

wohl, daß Cobden und Bright, als sie im englischen Parlamente das Verfahren, welches die Regierung eingeleitet, denuncirten und die Folgen schilderten, welche eine Verletzung der Neutralitätspflichten mit sich bringen mußte, bessere Patrioten waren als jene, welche die Alabama entwischen ließen. Auch sie wurden wegen der kühnen Worte, die sie gesprochen, angefeindet, aber — würde England nicht die gefährlichen Schwierigkeiten, welche so viel Sorge bereiteten, vermieden haben, würde es heute nicht in einer vortheilhafteren Stellung vor der Welt sich befinden, wenn ihre weisen und patriotischen Rathschläge beachtet worden wären? Lasset uns aus ihrem großen Beispiele lernen, daß furchtlose Ehrlichkeit die beste Politik ist." —

Schurz's Rede hinterließ einen mächtigen Eindruck. Ein vierter Parteigänger der Regierung, Senator Ney von Nevada, eine Art amerikanischen Wamrup's, der nach Schurz sprach, war diesmal ganz von seinem possenhaften Witze verlassen, es gelang ihm nur die zahlreich herbeigeströmte Zuhörerschaft durch Langeweile zu enttäuschen. Nach ihm fielen die drei erstgenannten Parteiredner über Schurz her, Carpenter ging so weit, diesem seine deutsche Geburt vorzuwerfen, er fühle sich im Herzen noch als Unterthan Kaiser Wilhelm's; Schurz blieb die Antwort nicht schuldig. Von Bedeutung war zuletzt noch das zweite Auftreten des Antragstellers Sumner, diesmal mit mehr Energie und Wärme als zuvor. „Es scheint," sagte er, „aus den bewiesenen Thatsachen hervorzugehen, daß unsere Neutralitätspflicht lediglich den Händen geldgieriger Menschen oder amtlicher Schacherer anvertraut gewesen ist. Es scheint, als habe man lieber dem Rathe Jago's: „thu Geld in deinen Beutel", als den Regeln des Völkerrechts folgen wollen. Es war Zeit etwas zu thun, um den auf unseren Beamten lastenden Verdacht zu entfernen." Noch einmal trennte er an dem vorliegenden Falle die internationale und die innerstaatliche Seite. In ersterer Hinsicht unterschied er scharf zwischen dem, was dem einzelnen Staatsbürger im Verhältniß zu fremden Kriegführenden auf eigene Gefahr erlaubt sei, und der Pflicht des neutralen Staates selbst, der ohne Bruch des guten Glaubens weder direct noch indirect einem der kriegenden Theile Vorschub leisten dürfe. Das Verfahren der Gegner, seinen Antrag zum Parteimanöver herabzudrücken, wies er kurz und kräftig ab.

Mit 52 gegen 5 Stimmen ward nach 17tägiger Debatte die Untersuchung beschlossen, die Motivirung des Antrags jedoch niedergestimmt. Ganz abweichend von dem hiesigen Usus wurden am 5. März in die Commission nicht die Hauptvertreter des Antrages gewählt — neben Sumner, von dem man wußte, daß er ablehnen werde, nicht Schurz und Trumbull, der diesen muthig unterstützt hatte — sondern theils Gegner des Antrags, darunter Carpenter selbst, theils Gleichgültige. Man sieht, daß die Partei, was sie nicht brechen konnte, zu biegen versuchen wird. Die faule Wirthschaft der Grant'schen Regierung darf ja nicht ernstlich aufgedeckt werden, damit die Wiederwahl des Präsidenten nicht gefährdet werde.

Was die Stimmung der Presse, der ersten Macht hierzulande, angeht, so haben sich — von der deutsch-amerikanischen abgesehen, die sich wie ein Mann für die Sache der Gerechtigkeit und Ehrlichkeit erhob — auch die democratischen und die unabhängigen Blätter ganz zu Gunsten des Antrags ausgesprochen; die Organe der Administration selber wollen natürlich nichts

davon wissen, daß die Nationalehre auf dem Spiele stehe; sie betrachten Sumner's Resolution als einer der gewöhnlichen Tricks gegen Grant und trösten sich mit dem Gedanken: „It will soon blow over!" J. S. E.

Literatur.

Atlanten. — Die beiden großen Unternehmungen des J. Perthes'schen Verlages schreiten rüstig fort. Von der neuen durch Th. Menke besorgten Auflage des Spruner'schen Handatlas liegen 4 Lieferungen vor, die unter anderen die historische Entwicklung der Staaten der Pyrenäenhalbinsel und des osteuropäischen Flachlandes, seit der Völkerwanderung in fast vollständiger Folge vor Augen führen. Das Vordringen der christlichen Waffen gegen die Mauren Iberiens, die allmähliche Vereinigung der kleinen Königreiche, die wie Quecksilber auf einer Tafel zu immer größeren Complexen zusammenrinnen, bis — nicht ohne Mühe — das einheitliche Spanien aus ihnen gebildet wird, das mächtige Anwachsen Rußlands und das Schwinden Polens, alles tritt in diesen Karten so klar in die Anschauung, daß man auf's neue von der Unentbehrlichkeit graphischer Darstellung der historischen Verhältnisse für die sonst haltlos schwankende Phantasie überzeugt wird. Aeußerlich hat gegen die frühere Auflage am meisten Rußland gewonnen: intensiv sind alle Blätter ungemein bereichert worden, wie der Kundige z. B. an der vorzüglichen Darstellung Syriens in der Zeit der Kreuzzüge wahrnehmen wird. Was wir für die Schilderung der modernen Territorialentwickelung Deutschlands und insbesondere Preußen's zu erwarten haben, lehrt das Blatt Nr. 28. das die italienische Einheitsbewegung in vielen Kärtchen bis 1870 herabführt. Nur das Aufgehen Lucca's in Toskana ist dabei übergangen, aber dies und andere kleine Versehen, wie daß man auf Nr. 72 vergessen die Alandsinseln durch Färbung an Finnland anzuschließen, können der Fülle der in diese Karten versenkten Arbeit gegenüber nicht ins Gewicht fallen. — In der neuen Auflage des Stieler'schen Handatlas, die bereits bis zur 5. Lieferung gediehen ist, ragen besonders die Petermann'schen Karten von Australien und den Nachbarinseln, sowie die spanischen Blätter von C. Vogel durch Reichhaltigkeit hervor; daß dieser Atlas an übersichtlicher Klarheit und ansprechender Eleganz des Vortrags auch da, wo er minder mit Stoff beladen ist, seinesgleichen suche, ist weltbekannt; die Karten von Ungarn, Dänemark und die deutschen Uebersichtskarten belegen es auf's neue. — Als ein wahrhaft volksthümliches Unternehmen muß Kiepert's „kleiner Schulatlas" (Berlin D. Reimer 1871) bezeichnet werden, der für den unglaublichen Preis von nur einer Mark auf 20 Quartblättern alles für Volks- und Bürgerschulen Wissenswerthe bringt. Mit Ausnahme der Terrainzeichnung, die nun einmal Kiepert's Sache nicht ist, ist die Ausführung der kleinen Blätter, die man früher mit einem halben Thaler statt wie jetzt mit einem halben Groschen bezahlt haben würde, durchweg lobenswerth. a/D.

Ausgegeben: 5. April 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Nicolaus von der Flüe.

Bruder Klaus, der Einsiedler aus Unterwalden, hat im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts einen Ruf gewonnen, welcher weit über die Länder deutscher Zunge hinausging, er hat in gefahrvoller Zeit segensreichen Einfluß auf die Geschicke der Schweiz ausgeübt, er ist lange nach seinem Tode von den Reformatoren als Gewährsmann für ihre Angriffe gegen das Papstthum aufgeführt und er ist dennoch vom Papst unter die Heiligen zweiten Grades promovirt worden. Er wurde endlich Ausgangspunkt einer bändereichen theologischen, historischen, ja sogar mystischen Literatur, deren Bächlein durch vier Jahrhunderte bis zur Gegenwart fortrieselt und noch jetzt in polemischen Wirbeln aufwallt.

Die Bewunderung seiner Zeitgenossen war zuverlässig in Vielem wohlverdient, er war nach dem Urtheil unverdächtiger Beobachter ein sehr frommer und sehr einsichtiger Mann. Aber gerade die Eigenschaft, welche ihn seiner Zeit vor anderen werth machte, wirft in unseren Augen einen Schatten auf sein Bild; denn er verdankt seinen Ruf einer ungewöhnlichen und ganz einzigen Heiligkeit dem bedenklichen Umstand, daß er durch 20 Jahre, von 1467—1487, keinerlei irdische Speise noch Trank zu sich nahm. Es steht zu besorgen, daß unsere Leser dieser Angewöhnung ihren Beifall gänzlich versagen werden, aus denselben Gründen, aus denen sie leugnen, daß ein Ofen vermöge heiliger Einwirkung Wärme ausstrahlen könne, ohne vorher durch irgend einen Verbrennungsproceß geheizt zu sein, oder daß ein Frommer durch des Himmels Gnade mit der Kunst begabt werden könne, lichtlose Finsterniß einzufangen, zu verdichten und als schwarze Tusche zu gebrauchen. Da die Bedeutung, welche Bruder Klaus für seine Zeit erhielt, im letzten Grunde auf einer durch 20 Jahr fortgesetzten Lüge und Täuschung zu beruhen scheint, so wird ihm allerdings die Berechtigung vermindert hier besprochen zu werden.

Dennoch ist vielleicht gerade aus der besonderen Mischung von Unwahrheit und Ehrlichkeit in seinem Wesen mancher lehrreiche Schluß zu ziehen, der das letzte Jahrhundert vor der Reformation unserem Verständniß näher rückt. Ja es mag gelingen an ihm, als einem Beispiel zu zeigen, wie weit unser Urtheil über den einzelnen Mann aus einer vergangenen Bildungszeit

bestimmt werden darf durch die Rücksicht auf solche sittliche Schwächen und Verbildungen, welche in seiner Zeit die herrschenden waren. Zu diesem Zweck wird der selige Bekenner der alten Kirche sich gefallen lassen, hier als Angeklagter vor der Jury unserer Leser zu erscheinen, vor einer Jury, welche in der glücklichen Lage ist, mit größerer Unparteilichkeit und Redlichkeit das Verdict abzugeben, als jene römischen Congregationen des 17. Jahrhunderts, welche ihn selig sprachen.

Zu diesem Rechtsverfahren sollen einige Zeugen geladen werden, die aus eigener Beobachtung von dem heiligen Mann berichten. Auch ihre Persönlichkeit wird helfen, characteristische Besonderheiten jener Jahre anschaulich zu machen. Man möge ihnen darum verzeihen, wenn sie in ihrer behaglichen Breite zugleich über ihr eigenes Wesen unterhaltende Auskunft geben. Diese Zeugen über Bruder Klaus werden zunächst nach den Jahren aufgeführt, aus denen ihre Mittheilungen enthalten sind.

1474. Damals lebte zu Halle a/S. Hans von Waldheim aus fränkischem rittermäßigem Geschlecht. Schon seine Vorfahren waren in Halle Pfänner gewesen. Er selbst hatte die lateinische Schule besucht, war als Knabe auch einmal während des Conciliums nach Basel gereist, vielleicht im Gefolge des Erzbischofs von Magdeburg; im Jahre 1450 diente er seiner Stadt als Kämmerer, später als Oberbornmeister und Rathsmeister. Seinen menschenfreundlichen Sinn erwies er durch eine Stiftung von 200 rh. Goldgulden mit 8 Gulden (ca. 25 Thaler) Jahresrente, welche zur Kost für arme Pilger und zur Beschaffung warmer Bäder und wohlschmeckender Bissen, gebratener Hühner, Rosinen, Mandeln, Feigen und Kuchen für genesende Hospitaliten verwendet werden sollte. Er war mit Familien des Landadels in Thüringen und Sachsen verschwägert, wußte sich auch unter Fremden gut zu behaupten und war im Jahre 1474 wohlhabender Hausbesitzer, ein bedächtiger und höflicher Mann von 50 Jahren, dessen Unternehmungslust und Wißbegierde durch eine große Sorge für das eigene Wohl temperirt wurde. Im ersten Frühjahr beschloß er eine Betfahrt in die Fremde. Es scheint, daß städtische Händel ihn um seine Zukunft besorgt machten. Denn die Pfänner, das patricische Element der Stadt, waren mit den Innungen und dem Rath zerfallen und es gab viel Aerger und Zank um Besetzung der Rathstellen und um die aristokratischen Privilegien der Pfännerschaft vom Thale. Seine Reise hat er nach der Rückkehr selbst beschrieben. Die Handschrift derselben wird zu Wolfenbüttel aufbewahrt (17, 2. 4°.), ihr Abdruck in der Sammlung des Stuttgarter literarischen Vereins würde lohnen.

Es war kein Zufall, daß Junker Hans seine Wallfahrt nach dem unteren Lauf der Rhone richtete; dort lagen die großen Heiligthümer vornehmer Damen des Himmels, welche damals modisch waren. Denn auch die

Verehrung der Heiligen und ihrer Stätten wurde durch den Zeitgeschmack gerichtet, sie hing ab nicht nur von der Industrie einzelner geistlicher Orden und Capitel, noch mehr von den wechselnden gemüthlichen Bedürfnissen der Zeit. Alte Fürbitter verloren an Vertrauen und neue erhielten plötzlichen Zulauf. Im frühen Mittelalter war Christus als der siegreiche Held und der große Wirth der Gläubigen verehrt worden, seit durch die Kreuzzüge die Frömmigkeit der kleinen Leute in der Kirche Bedeutung gewann und die Bettlerorden heraufkamen, wurde Christus zum duldenden Kreuzträger und zum Helfer der sündigen Armuth. Der Frauendienst des Ritterthums hob neben ihm die reine Magd Maria zur weiblichen Gebieterin der Christenheit. Aber auch sie blieb nicht lange im Alleinbesitz ihrer Herrschaft. Seit im 14. Jahrhundert die stillen Gemeinden der Mystiker mit sehnsüchtiger Inbrunst den Seelenbräutigam Christus suchten, wurde Maria Magdalena das heilige Ideal der Frommen. Als in der Mitte des 15. Jahrhunderts den alten Familien ihre Ahnen, Wappenschilde und ihr Familienzusammenhang übermäßige Wichtigkeit erhielten, kam Frau Anna, die Mutter der Jungfrau, fast plötzlich zu großem Ansehen. Seit vollends das Concilium von Basel für die unbefleckte Empfängniß Mariä eingetreten war, galt S. Anna für die hohe Ahnfrau des heiligen Geschlechts, welche nach Meinung der begehrlichen Vornehmen besonders thätig war, ihren Verehrern zeitliche Güter und Ehren zu werben. Und ihrem Ansehn that es keinen Abbruch, daß damals den Päpsten das Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Gottesmutter ganz widerwärtig war. — Selbst solche Heilige, welche seit uralter Zeit ihre Fürbitte einzelnen Thätigkeiten und Leiden der Menschheit gegönnt hatten, waren der Gefahr nicht enthoben, ihre Einkünfte mit jüngeren Rivalen zu theilen. St. Lorenz z. B. hatte sich nach der Ansicht vieler Jahrhunderte redlich bemüht die Häuser der Frommen vor Feuersgefahr zu bewahren. Freilich war ihm das nicht immer geglückt, denn noch war Holz und Stroh das gewöhnlichste Baumaterial, und die Bosheit der Mordbrenner blieb groß. Da hatte das Vertrauen zu seiner heiligen Assecuranz abgenommen und neben ihm kam plötzlich ein anderer Geselle als Feuerbändiger auf, St. Florian, dessen Namen und Leben — wie später Luther klagte — Niemandem bekannt war. Bei solchem Wechsel der heiligen Fürbitter war natürlich, daß auch der Ruhm der Wallfahrtsstätten stieg und abnahm. Lange war dem östlichen Deutschland Aachen das große Ziel der Pilgerfahrten gewesen; bei Mordsühnen wurde die Reise dahin dem Schuldigen in der Regel durch Schiedsspruch aufgelegt. Daneben behauptete sich bis über das 15. Jahrh. das Ansehen der heiligen drei Könige von Köln, aber der ungenähte Rock von Trier erhielt den größeren Zulauf. Noch war das gelobte Land das allerwirksamste Gebiet für andächtige Reisen in die Fremde, doch die Betfahrten

nach dem frivolen und verderbten Rom hatten abgenommen; für den Bürger der Hansestädte und den Bauer des Binnenlandes behielt „der schwarze Stern von Compostella" seine Zugkraft, aber die Fahrten der Vornehmen gingen jetzt sehr gern nach den französischen Thälern des Jura und der Rhone, wo sich die Familie Lazarus und fast die ganze weibliche Freundschaft der Jungfrau Maria niedergelassen hatte, um die kräftigsten Wunder zu wirken.

Wer damals auf einer Wallfahrt um die Gunst großer Heiliger warb, der fuhr ohne Rüstung und Waffen, er trug Pilgerstab und Tasche und einen aufgekrämpten Hut mit dem Zeichen des Heiligen, welches verschieden war, für den Waller zum „kleinen" Jacob von Compostella die Seemuschel, sonst meist metallene Bilder der Heiligen; der Pilger unternahm die Reise zur Sühne einer schweren That, oder weil er sie in der Angst gelobt hatte oder weil er für ein wichtiges Werk Förderung durch den Himmel ersehnte. Doch bedachte er dabei nicht allein seine Rechnung mit dem Jenseits, auch die Neugierde trieb und die alte deutsche Wanderlust. Vollends für den Begüterten war die Betfahrt zugleich eine Vergnügungsreise, er machte sie womöglich in Gesellschaft und sorgte nach andächtigem Tagewerk auch um gute Mahlzeit und lustigen Verkehr.

Wohl am leichtesten gelang solche Fahrt dem rittermäßigen Stadtbürger. Er ritt von seinem Knecht begleitet, fand in der Ferne oft Bekannte und gastliche Aufnahme, erhielt in der Herberge am Wirthstisch den Ehrenplatz und wurde doch nicht durch großes Gefolge und theure Rechnungen belästigt. Er reiste zu Pferde so schnell als damals möglich war, den Tag fünf, sechs Meilen, im Nothfall mehr, kam deshalb auf großen Straßen selten in die Lage an unheimlichen Orten zu übernachten, fand in den Städten fast überall nach Zeitgeschmack leidliche Gasthöfe und trat mit den Wirthen bei längerem Aufenthalt in ein gewisses Familienverhältniß. Freilich waren die Landstraßen Deutschlands auch für ihn unsicher. Außer den kleinen Schnapphähnen blieben die ritterlichen Fehder eine unablässige Sorge. Diese hatten in den Städten ihre Kundschafter, welche um die Herbergen lauerten, und sie kümmerten sich vor einem reichen Fange ungern darum, ob der Fremde ihr erklärter Feind war oder nicht. Im Nothfalle verkauften sie den Gefangenen an einen ihrer Speergesellen, der ihn ohne eigene Gefahr zu schatzen vermochte. Der Reisende warb deshalb um den Schutz angesehener Männer aus der Landschaft und blieb tagelang in der Herberge liegen, bis er solche Gelegenheit fand, oder er miethete von den Territorialherrn ihre Geleite. Denn die großen Feudalherren hatten auf den Straßen ihre Reisigen stationirt und beförderten ähnlich wie später die Post. Das Geleitgeld war ihnen eine werthe Einnahme.

Für Frauen war eine längere Reise weit schwieriger. Ehrbare Frauen

reisten schon damals in verdeckten Wagen, auch Hans von Waldheim besaß unter seinem Fuhrwerk einen rothen Frauenwagen. Als der Junker seine Töchter von Nordheim nach Halle befördern wollte, berieth er darüber heimlich mit dem Bürgermeister von Nordheim. Der Rath miethete Fuhrleute unter dem Vorwand, daß sie Stadtbier fortschaffen sollten, und erst als die Stadtthore am Abend geschlossen waren und die Späher der Wegelagerer nicht mehr auslaufen konnten, wurden die Pferde aufgeboten, an die Wagen des Junkers geschirrt, und von allen Stadtreisigen und den Männern der Familie geleitet. So zog man langsam von Stadt zu Stadt, immer neues Geleit erkaufend.

Einige Wochen vor Ostern ritt Hans von Waldheim mit seinem Knechte Kunz von Bingenheim aus Halle nach Erfurt zu Verwandten, von da in Gesellschaft befreundeter Edelleute nach Coburg. Dort schlug ihm der Pfleger des Herzogs, Ritter Heinrich von Brandenstein, der auf der Coburg saß, vor, einige Tage zu warten, und mit ihm über Nürnberg nach St. Wolfgang zu pilgern. Von Nürnberg — Herberge zum blauen Adler bei den Predigern, die Wirthin war eine Wittwe und es war eine gute Herberge — machten die Reisenden den Ausflug nach St. Wolfgang. Als sie nach Landshut kamen — Herberge beim Spannagel — sandte der reiche Herzog Ludwig von Baiern in das Wirthshaus, ließ nach damaligem Brauch freundlich fragen, wer die Herren und Pilger wären, und lud darauf zum Essen ein. Solche Förderung ward dem Reisenden auch an andern Orten, kam keine Einladung, so schickten ansehnliche Herren und Städte zuweilen das gewöhnliche Gastgeschenk, Stübchen guten Weins und Fische, in die Herberge. Zu Burghausen bewunderte Junker Hans das Schloß Herzog Ludwigs mit dreiundzwanzig Thürmen, „es ist so lang wie die Stadt Leipzig, 70 Seen und Teiche gehören dazu, dort bewahrt der reiche Herzog seinen Schatz, darunter 12 goldene Apostel von Mannesgröße.“ Für die landschaftliche Schönheit des Salzkammergutes hat der Sohn des 15. Jahrh. noch keine Worte, den Schafberg zu besteigen wäre Jedermann als ein ganz unsinniges Wagniß erschienen. Am Ursee (Irrsee) vorüber ritten die Pilger nach Mondsee, dort setzten sie sich zu Schiff, mietheten am Landungsplatz „böse arme Pferde, Märtyrer“ genannt, die den Reisenden schon damals bereit standen, und trabten am Krötensee hin bis zum Wolfgangsee, dort wieder zu Schiff bei einem abenteuerlichen Loch vorüber, wo vor Zeiten die bösen Geister den Leuten viel Schaden thaten, bis an der Stelle ein Meßgewand und ein geweihter Kelch versenkt wurden, welche den Schlund der Wassergeister wirksam stopften. Im Kloster von St. Wolfgang hörte der Waller vier Lesemessen und eine Singmesse, speiste zu Mittag und freute sich, daß der liebe Herr St. Wolfgang ein so großer getreuer Nothhelfer war, der freilich seine eigene

entschiedene Weise hatte, denn wer ihm etwas gelobte, mußte das Gelübde in Jahresfrist erfüllen, sonst fiel ihm vom lebenden Leibe Hand oder Fuß ab.

Nachdem Hans unter baierischem Geleit glücklich nach Nürnberg zurückgekehrt war, lag er dort fast eine Woche, um auf Gesellschaft nach Genf zu warten; es glückte ihm, drei ansehnliche Kaufleute zu finden, mit denen er aus einem Geleit in das andere über Ulm (H. zur Glocke) nach Kostnitz ritt (H. zum Hechte, die Wirthin war eine geborene Sonnichinger, von Adel, ihr Bruder hatte viel vor dem Kaiser im Turnier gestochen und wurde Hansens guter Freund). Von Kostnitz besuchte der Junker zu Schiff das Kloster Reichenau, dort betrachtete er staunend die zahlreichen Reliquien, aber nicht weniger sorgfältig den großen Smaragd, wahrscheinlich ein Stück Glas, welcher — wie die Mönche behaupteten — einst Karl dem Großen von dem heidnischen Sultan geschenkt und 300,000 Gulden werth war, Kaiser Sigismund sollte vergeblich 100,000 geboten haben. Junker Hans trug in das Kloster einen Arkus (Bogen) Papier und nahm damit das Maß des Steines, um dies nach Hause zu bringen. — In Kostnitz besichtigte er außer den Heiligthümern auch die Erinnerungen an das große Concil, welches Päpste abgesetzt und erhoben hatte, er betrachtete neugierig die Stätte, wo Huß und Hieronymus verbrannt waren, die er „römische Ketzer" nennt. Aber interessanter waren dem ehrlichen Deutschen zwei kleine Ereignisse aus jener Zeit. Zuerst daß sich während der Papstwahl auf dem Dach des Kaufhauses, das zum Conclave eingerichtet war, unzählige kleine Singvögel, Stieglitze, Finken, Zeisige, Meisen, Hänflinge, niedergelassen und sehr schön gesungen hatten. Und dann, als er bei dem Stadtschreiber ein Buch über das Concilium mit reichem Bilderschmuck und den Wappen aller Fürsten und Herren sah, da freute er sich ausnehmend über die Verordnung, durch welche der Rath die Miethverhältnisse geregelt hatte, denn wer ein Haus vermiethete, mußte alles Bettgewand und Tischzeug mit Schüsseln und Küchengeräth liefern, alle acht Tage weiße Tischtücher und Handtwelen, alle vier Wochen frische weiße Bettwäsche.

Als er von Kostnitz die Schweiz betrat, wunderte er sich sehr, daß man fortan kein Geleit bedurfte und daß Jedermann auf der Straße für Leib und Gut Sicherheit fand. Ueber Aarau und Burgdorf, wo einst ein großer Drache gewohnt hatte, besuchte er das Karthäuserkloster auf dem Thorberg, „das lustigste Kloster", das er je gesehen, von da über Bern (H. zur Glocke, der Wirth Jocuf Limbach war ein sehr reicher Mann, er hatte zwei Schlösser) nach Freiburg, der festesten Stadt, die auf Erden ist, dort hielt er die Ostern (H. zum blauen Thurm). Ueber Lausanne (H. weiße Lilie) nach Genf (H. goldenes Kreuz, der Wirth von Schwabach, die Frau von Nürnberg), dort erhielt er durch den Bischof, der aus dem Hause Savoyen war, schriftliches Geleit und Empfehlung an alle Amtleute in ganz Sa-

voyen. Er beschaute sorgfältig die Reliquien des Klosters St. Johannes, hörte die Geschichte, wie einmal ein Bischof die unzähligen Aale und Schlangen des Sees so gebannt hatte, daß sie alle hinausfuhren und die Mühlen der Rhone vier Tage und Nächte wegen dem Gewimmel der Abziehenden nicht mahlen konnten, aber er rühmte auch die gute Mühlenordnung, nach welcher alles eingelieferte Getreide und wieder das Mehl daraus den Kunden zugewogen wurde.

Da Genf Ausgangspunkt für seine Wallfahrt in die Fremde werden sollte, so miethete er zu der Reise in das welsche Land einen Dolmetsch um vier rheinische Gulden und freie Kost für Mann und Pferd. Dieser Fourier war der geschworene reitende Bote des Herzogs von Savoyen, er führte als Amtszeichen eine silberne Briefbüchse. Mit ihm und dem Knecht ritt der Pilger über Rymoli (Rumilly) nach Bandex (Aix am Lac du Bourget) in das warme Bad. Der Wirth zum weißen Krug hatte für den Herzog von Savoyen ein besonderes Badegewölbe gemauert, worein das heiße Wasser aus dem Berge lief. Dort gefiel es dem Junker sehr, gern hätte er einige Wochen gebadet, aber der Dolmetsch wollte nicht so lange weilen. Es ging also weiter über Kamerach (Chambery), Schalas (les Echelles) den allerärgsten Bergpfad zwischen Savoyen und dem Delphinat nach St. Antonius, wo er in dem Münster seine Andacht verrichtete und die Reliquien, die schönen Klostergebäude und großen Hospitäler bewunderte, er erkundigte sich aber auch kritisch bei einem Ordensherrn, wie denn der heilige Antonius aus der Wüste Egyptens nach Frankreich gekommen sei, und erhielt Bescheid in geläufigem Latein, daß ein französischer Ritter für große Dienste dies Gebein vom griechischen Kaiser erhalten habe. Von da eilte er nach Avignon (H. Lilie und weißes Pferd), dort sah er die drei Wunder der Welt: die große Brücke über die Rhone, die feste Stadtmauer, deren Zinnen auf große vorspringende Kragsteine gemauert waren, damit man von oben das Untergraben der Mauern wehren könne; endlich den päpstlichen Palast mit riesigen Mauern und drei Thürmen. Er kam gerade zurecht, als der päpstliche Legat, damals ein Herzog von Bourbon, die Gräfinnen und Edelfrauen der Umgegend zum Maifest eingeladen hatte. Er beobachtete den Legaten, wie er mit den schönen Frauen und Jungfrauen spazieren ging und wie er die Frauen nach dem Palast nahm, wo die Gesellschaft gar fröhlich bis um Mitternacht tanzte. Als aber Junker Hans am nächsten Morgen neugierig die Räume des Palastes durchschritt und sogar in die Kemenate des Legaten geführt wurde, fand er diesen noch schlafend in seinem Bett, obgleich der Seiger gerade die neunte Stunde schlug. Aus der düstern, umschanzten Stadt des Papstes fuhr er in das fröhliche Land des guten Königs René. In Ekys (Aix), der lustigen Hauptstadt des Königs von Jerusalem und Sicilien, sah der Pilger überall fürst-

lichen Schmuck. Ein Beamter führte ihn freundlich durch den Palast, schloß ihm alle Räume auf und wies ihm zuletzt auch die Gärten des Königs. Hans war hingerissen von ihrer Pracht, dies war ihm wohl der behaglichste Anblick auf der ganzen Reise. Es waren drei Gärten, in einem ein wunderschöner Laubgang von Reben. Ein Weg von fünfzehn Ellen Weite war auf beiden Seiten durch doppelte, drei Ellen hohe Mauern eingefaßt, in den Zwischenraum der Doppelmauern war Erde geschüttet und darein Reben gepflanzt, welche durch große Bögen über dem Gange zusammengezogen waren, so daß sie ein hohes gewölbtes Dach bildeten, in den Zwischenräumen der Rebstöcke standen fremdartige wohlriechende Sträucher und Blumen; unten die kühle Mauer, oben die dichte Wölbung des Weinlaubes, an den Seiten der freie Luftzug über den blühenden Gewächsen! Durch den Garten floß ein frischer Bach, an dem König René Paläste und Sommerhäuser gebaut hatte, darunter eins für sich und eins für die Königin, alles im Innern fürstlich und kostbar eingerichtet. Auch standen in dem Garten viele Obstbäume mit schönem Obst. Daneben lag der Vogelgarten, dieser 50 Schritt lang, 20 breit, oben in einer Höhe von 18 Ellen und an allen vier Seiten mit einem Netzwerk aus Messingdraht umzogen, so daß er durchsichtig war. Darinnen niedrige Bäume. Der Garten war mit den seltensten Vögeln gefüllt, die der König nur auftreiben konnte.

Von Aix ritt der Pilger an die Pforte des berühmten Predigerklosters zu St. Maximin. Dort lag leibhaftig die hochwürdigste Fürstin und Frau St. Maria Magdalena, die große „Liebhaberin Gottes, große Büßerin und große getreue Nothhelferin"*). Mit herzlicher Andacht hörte Hans viele Messen, betete und spendete, und ward gewürdigt in bevorzugter Aufstellung mit einem Schauer des Entzückens das conservirte Haupt der Heiligen ganz nahe vor sich zu sehen. In St. Maximin betrat er die glückselige Gegend, welche durch fromme Sage und freche Pfaffenlüge mit einem so großen und dicken Filz von Wundersagen belegt war, daß weder Jerusalem noch Rom so viele sichtbare Erinnerungen an das Geschlecht Christi aufzuweisen hätten. Junker Hans vernahm staunend, daß die ganze Familie der Jungfrau Maria: ihre Mutter Anna, ihre drei Schwestern (les trois Maries), ihr Dienstmädchen Sara und dazu die ganze Familie Lazarus, der Bruder und die beiden Schwestern, sich alldort in der Umgegend niedergelassen hatten. Hans that sogleich seine deutsche Frage, aber wie sind sie denn hierher gekommen? Da

*) Die Gestalt der Maria Magdalena in der katholischen Kirche ist, wie bekannt, aus sehr verschiedenen Frauen der Evangelien zusammengesetzt. Mit Maria von Bethanien, im Ev. Joh., Schwester des Lazarus und der Martha, wurde die Maria von Magdala, aus welcher 7 Dämonen fuhren und die am Grabe des Herrn war, ferner die namenlose Büßerin beim Gastmahl des Simon aus dem Lucasev. zu einer Person verschmolzen.



berichtete man also, die ganze Verwandtschaft Jesu war nach der Auferstehung den Juden verhaßt, sie wurde sämmtlich in einem Schiff ohne Mastbaum, Segel, Ruder und ohne Speise und Trank ausgesetzt, aber sie kam zu Marseille glücklich an's Land und vertheilte sich das Christenthum lehrend. Zumal Maria Magdalena hatte die Einwohner dort bekehrt, darauf zweiunddreißig Jahr in einer Höhle bei St. Maximin ohne jede Speise und Trank und zuletzt ohne alle Kleider gelebt, aber ihre blonden Haare waren ihr so lang und dicht gewachsen, daß sie auf der Erde um sie standen und sie wie ein Mantel umhüllten.

Da zog es ihn fort nach dem nahen Berg „Allebanwina", wo die heilige Höhle lag. Nach drei Meilen Weges kam er in einen Wald von uralten Eibenstämmen und bestieg den hohen Felsen, von welchem Maria Magdalena 32 Jahr lang täglich sieben Mal durch Engel hoch in die Luft gehoben worden war. Von der Höhe des Berges sah er auf das mittelländische Meer, das wie er meint „außer Maßen grausam anzusehen war, nichts als Wasser und Wolken." Er trat in die Höhle und der Prior des kleinen Klosters, das am Fuß des Felsens liegt, schlug dem Deutschen eine „Flaumfeder, d. h. ein Stück Fels vom Lager der Heiligen" ab. Wenn man den Stein in Wasser legte und das Wasser Frauen zu trinken gab, die in Kindesnöthen waren, so that's wunderbare Wirkung. Denn der Maria Magdalena waren in der alten Kirche allmählich die Verpflichtungen der römischen Juno und der germanischen Frija zugetheilt worden, in dem naiven Bedürfniß einer solchen Nothhelferin kümmerte man sich wenig darum, daß dergleichen Beistand gerade für diese Heilige, mochte man sie nun als Liebende des Herrn oder als große Reuige auffassen, recht unschicklich war. Darum kaufte der Junker auch in Maximin vierundvierzig Gürtel und ließ sie an die Reliquien der Heiligen halten, um den Frauen in Halle die Entbindung leicht zu machen; und er kaufte von einem Goldschmied daselbst verschiedene Bilder des Berges und der Spelunka in Wachs „abgekundschaftet", in Kohle geschnitten und abgemalt.

Von da ging es nach Marseille; Junker Hans sah den Hafen, die Schiffe, die Thürme und Schlösser zum Schutz, betete an den Reliquien des heiligen Lazarus und an der Haut des Drachen, den der heilige Victor erschlagen, aber er beschaute auch mit technischem Interesse, als Theilhaber eines Salzwerkes, die Bereitung des Salzes aus Verdunstung des Meerwassers; von da ritt er nach Arles und zu den drei Marien, nach Tarascon wo S. Martha einen Drachen gebändigt hatte, und wo er auch die Gemahlin König René's am Fenster sah, endlich nach St. Asadt (Apt), wo er der heiligen Anna aufwartete. Auch hier frug er, wie die hohe Frau wohl in dies Land gekommen sei, und erfuhr, daß jene heiligen Frauen der Familie ihre Gebeine im Sarge mitgebracht.

Und jetzt wandte er sich befriedigt zur Heimkehr. Als er über Genf nach Solothurn kam, fand er, daß gerade ein wichtiger Fund die Gemüther bewegte. Beim Ausbessern eines Weges hatten die Arbeiter 37 Gerippe gefunden, deren Schädel an sehr ungehöriger Stelle lagen. Nachforschungen ergaben, daß vor Zeiten die Königinnen Bertha und St. Adelheid an derselben Stelle den heiligen Ursus und andere aus der Gesellschaft des heiligen Moritz ausgegraben hatten. Gelehrte Männer unserer Zeit würden behend in solchem Fund dolichocephale oder brachycephale Urbewohner erkennen, mit derselben Entschlossenheit betrachtete man damals die Gebeine als Reliquien von Märtyrern der thebäischen Legion und erhob sie mit großer Feierlichkeit.

Hier faßte Junker Hans den Entschluß, seiner Reise ein ungehofftes Resultat zuzufügen. Er wagte den Rath von Solothurn durch Gönner, die er sich schnell erworben, um einige Reliquien aus diesem großen Schatze anzugehen. Die Solothurner, welche bis in die Neuzeit den Ruf bewahrt haben, fremden Gästen hilfreich zu sein, erfüllten auch wirklich seinen Wunsch. Er wurde nach deutscher Weise vor Allem zu einem Gastmahl mit Rath und hoher Geistlichkeit geladen. Nachdem er sich dabei bewährt hatte und die Herzen fröhlich geöffnet waren, constituirten sich die Solothurner in einem Nebenzimmer als Rath, vor welchem er feierlich seine Bitte vortrug. Ihm wurde zur Stelle guter Bescheid, die Gebeine waren bereits sauber verpackt mitgebracht, er empfing sie mit geziemender Ehrfurcht, dazu eine schriftliche Bestätigung ihrer Echtheit, woran ihm viel gelegen war.

Von da reiste er über Luzern nach Unterwalden. Diese Fahrt soll er selbst erzählen. Sein Bericht davon ist bis auf wenige Sätze nach: F. A. Ebert, Ueberlieferungen I. öfter gedruckt, er wird hier nach der Handschrift selbst mit Umstellung der ersten Sätze und unwesentlichen Abkürzungen in unsere Sprechweise übertragen. Hans von Waldheim schreibt:

„Ich wußte von Bruder Klausen nichts, ich hatte auch von ihm in unseren Landen nie nichts hören sagen, und ich bekam zuerst so von ihm Kunde. Heinrich von Waldheim, mein Sohn, bat mich im Jahr 1473 an Marien Geburt während des Jahrmarkts zu Halle in Sachsen, ich möchte ihm gute Saiten auf seine Laute kaufen. Also ging ich mit ihm auf den Jahrmarkt und kam zu einem Kaufmann, der hatte gar mancherlei feil, auch viel Edelgestein. Dem kaufte ich die Saiten ab, dabei kamen wir so viel auf die Edelsteine zu sprechen, daß er mir von dem allergrößten Smaragd sagte, der auf dem Erdreich ist: der wäre im Kloster in der Reichenau bei Kostnitz. Und er sagte mir auch, ob ich einmal etwas gehört hätte von einem lebenden Heiligen, Bruder Klaus genannt, der hätte eine Klause zu Unterwalden in der Schweiz. Da ging ich heim und schrieb das in mein Memorial in

Meinung und Verhoffen, wenn ich jemals in die Lande käme, daß ich darnach fragen könnte. — Die andere Kundschaft zu Bruder Klaus ist also an mich gelangt. Ich kam an Himmelfahrt 1474 zu Bern in die Herberge zu der Glocke, da fand ich den Prior aus der Karthause zu Eisenach. Der war bei Bruder Klausen gewesen und sagte mir gar viel von ihm. —

Zu Luzern ließ ich meine Pferde stehen, dang ein Schiff und fuhr am Mittwoch nach Urban den Luzerner See hinauf zu Bruder Klaus dem lebenden Heiligen, und wir fuhren hart bei dem Pilatusberg nur Klafter breit vorüber. Dort liegt Pilatus auf dem Berge in einem tiefen See, der nicht abfließt. In demselben See schwimmt Pilatus alle Jahre am guten Freitag (Charfreitag) Vormittags unter dem Amte empor auf den See, daß man ihn offenbarlich sieht, und nach dem Amte fällt und sinkt er wieder zu Grunde. Und ich würde wohl erlangt haben, daß ich auf den Berg und zu dem See gegangen wäre, aber mir graute so sehr, daß ich dahin nicht mochte. Und da wir den Luzerner See etwa zwei große Meilen hinaufgefahren waren, kamen wir an ein grausam hohes Gebirge, so daß wir den Wahn hatten, dort wären kein Leute und kein Land. Das Gebirg mußten wir ansteigen, es war böse und abenteuerlich. Da war kein Steg und kein Weg, und die Waldbäche liefen uns grausamlich entgegen. Und da wir auf das hohe Gebirge kamen, da fanden wir oben gar ein lustiges Land mit Dörfern, mit gutem Acker, mit Wiesen, mit Wäldern, mit guter Weide, auch mit guter Viehzucht von Kühen, Ochsen und Pferden, denn da fallen gar weidliche Hengste. Es giebt auch dort den allerbesten Flug von Habichten, den man in der Welt findet. Und der Herzog von Meiland läßt alle Jahre die Habichte dort holen. Das Land da auf dem Gebirge heißt zu Unterwalden, dort sind auch gute deutsche Leute.

Darnach kommen wir in ein Dorf, Kerns genannt. Die Herberge zu Kerns ist beim Ammann unter der Flüe. Als ich in der Herberge in des Wirthes Stüblein saß, setzte sich der Wirth zu mir und sprach: „Guter Junker, warum seid ihr hierher in dies Land gekommen, seid ihr um Bruder Klausen willen hergekommen den zu sehen?" Da sprach ich: „Ja". Und der Wirth antwortete mir: „Es ist nicht gut zu ihm zu kommen, denn er läßt nicht gern einen Jedermann zu sich. Doch wollt ihr gerne zu Bruder Klausen, so will ich euch meinen Rath und Gutdünken sagen, anders könnt ihr nicht zu ihm kommen. Wir haben in diesem Dorfe einen Leutpriester, das ist bei uns ein Pfarrer. Der ist Bruder Klausen Beichtvater. Wenn ihr den könntet vermögen, daß er mit euch zu Bruder Klausen gehen wollte, der könnte euch zu ihm bringen. Also bat ich den Wirth zur Stunde, daß er nach dem Leutpriester sende und ihn bitten lasse, ob er auf das Abendessen wollte mein Gast sein. Das geschah. Als wir nun über der Mahlzeit

saßen, berichtete ich dem Leutpriester, ich wäre von fernen Landen gar viele lange Wege geritten. Ich hätte in unsern Landen von einem lebenden Heiligen gehört, der hieße Bruder Klaus und hätte in sechs Jahren nicht gegessen noch getrunken und ich wäre darum da, daß ich ihn gern sehen wollte. Und ich bat ihn, daß er um Gotteswillen sich's nicht wolle verdrießen noch lästig sein lassen und auf morgen Donnerstag mit mir zu Bruder Clausen reisen. Da antwortete er mir, er wollte es gern thun. Also hob der Wirth an und sprach: „Guter Junker ihr sollt nicht gehen, ich will euch einen grauen Hengst*) zum reiten leihen, denn ich habe drei gar säuberliche Hengste in meinem Stalle stehen, von denen sollt ihr einem nehmen, welchen ihr wollt. Am Donnerstag nach Urban war der Leutpriester mit mir, meinen Knecht und meinen Schiffsleuten früh bereit und wir ritten eine halbe Meile — in unserem Lande wäre es eine gute Meile. — Und auf dem halben Wege sprach der Leutpriester zu mir, ob ich nicht auch Bruder Klausen Frau und seinen jüngsten Sohn gern sehen wollte. Ich sprach: „Ja". Also wies er mir über einem tiefen Thal an einem lustigen Berg eine Behausung und sprach: „Da hat Bruder Klaus gewohnt und da wohnt noch seine Frau mit seinem jüngsten Sohn, und seine anderen großen Söhne, die beweibt sind, die wohnen auch nicht fern von da." Und er sprach zu dem Schiffsjungen: „Lauf hin zur Frau von Bruder Klaus und sage ihr, ich will Messe halten; will sie Messe hören, soll sie kommen und ihren jüngsten Sohn mit sich bringen." Und wir gingen fürder und kamen zu Bruder Klausen Klause. Daran haben ihm die Schweizer eine Kapelle gebaut, die hat 3 Altäre. Und als wir so in der Kapelle standen, fragte mich der Leutpriester, wovon ich gern Messe gehalten haben wollte. Da sprach ich von S. Maria Magdalena. Also trat der Leutpriester über den Altar und suchte das Officium. Und als er das in dem Meßbuch gefunden hatte, da sah er sich um und ward Bruder Klausen Frau gewahr mit ihrem Sohne. Und er ging zu mir und führte mich zu ihr. Also gab ich ihr die Hand und auch dem Sohne und bot ihr einen guten Morgen. Seine Frau ist noch eine säuberliche junge Frau unter 40 Jahren und hat ein säuberlich Angesicht und ein glatt Fell. Also hob ich an und sprach: „Liebe Frau, wie lange ist Bruder Klaus von euch getrennt?" Sprach sie: „dieser gegenwärtige Knabe mein Sohn, der wird jetzt zum Tage St. Johannes des Täufers 7 Jahr alt und als der Knabe 13 Wochen alt war, das ist am St. Gallustage, da schied Bruder Klaus von mir und ist seit der Zeit noch nie mehr zu mir gekommen." So hatte ich viele Rede mit der Frau und mit ihrem Sohne,

*) Die graue Farbe bei Pferden galt den Germanen — nicht den Römern — als Anzeichen der Tüchtigkeit. Grauer Hengst bedeutet hier einen guten Hengst.



und der Junge ist gerade gestaltet wie Bruder Klaus, gleich als wenn er ihm aus seinen Augen geschnitten wäre. Da gab ich dem Jungen etwas zum vertrinken.

Nach unseres Herrn Geburt 1467 am St. Gallustag schied sich Bruder Klaus von seiner Frau, in ganzer Meinung sich zuvor in die Fremde zu begeben und als ein Wallbruder von einer heiligen Stätte zur andern zu wandern. Nun ist geschehen, als er so nach Basel kam, da kam ihm von Gott ein solch Gesicht und Offenbarung und Vermannung an, daß er wieder gen Unterwalden nach seiner Behausung umkehrte. Und sprach weder seiner Hausfrau, noch den Kindern, noch Jemand zu, sondern blieb die Nacht in einem Kuhstall an seiner Behausung. Und am Morgen stand er früh auf und ging ganz nahe ein Viertel Wegs in den Wald, trug Stämme und Holz zusammen und deckte Holz und Laub darüber und machte sich so ein Klauselein. Als nun die Schweizer vernahmen, daß Bruder Klaus dort sein Wesen zu führen erwählt hatte, da hieben sie in dem Walde gar große Bäume nieder und bauten dahin eine Capelle mit drei Altären und machten ihm eine Klause daran. Darin wohnt er jetzt und führt ein heilig Leben.

Bruder Klaus hat noch nie nichts gegessen noch getrunken seit der Zeit und von dem Tage, da er sich von seiner Frau schied. Er ist ein feiner Mann in meinem Alter, in seinen besten Tagen, bei 50 Jahr; er hat braunes Haar und hat noch kein graues Haar, er hat auch ein wohlgestaltetes, wohlgefärbtes dürres Angesicht und ist ein gerader dürrer Mann mit einer lieblichen, guten deutschen Sprache. Er war ein gewaltiger Ammann in dem Lande, ist auch in vielen Hauptstreiten gewesen. Die Schweizer haben ihn im Anfange, als sie sich verwunderten, daß er nicht aß noch trank, bei Tag und Nacht bewachen, behüten und bewahren lassen, um zu sehen, ob ihm Jemand bei Tage oder bei Nacht Essen oder Trinken zutrüge. Man hat es aber noch nie erfahren oder befunden, daß er ißt oder trinkt, sondern er lebt der Gnade des allmächtigen Gottes. Er hat seine Klause an einem wilden Ende unter den Alpen, wo die Gemsen und die Steinböcke wohnen und laufen, die ein gar köstlich und edel Wildpret sind. Er hat auch die Gewohnheit, daß er oft einen Tag oder zwei, wenn er seine Beschaulichkeit haben will, in den wilden Wald geht und darin allein ist. Man sagt auch in dem Lande, daß er oft und viel zu unserer lieben Frauen von Einsiedeln gesehen wird, und kein Mensch bemerkt ihn auf dem Wege hin und zurück, dem er begegnete. Wie er nun aber und durch welche Wege er dahin kommt, ist Gott dem Allmächtigen wohl bewußt.

Ehe ich zu Bruder Klaus kam, wurde mir gesagt, er hätte keine natürliche Wärme in sich, sondern er hätte Hände, die wären ihm so kalt wie Eis, so wäre auch sein Angesicht gelber und bleicher als bei einem Toten, den

man in ein Grab legen will, er wäre auch stetiglich trauriges Muthes und nimmer fröhlich. Ich sage aber, daß ich von dem Angeführten nichts an ihm erfand. Denn er war zum ersten natürlich warm, die Hände waren ihm auch natürlich warm, wie einem andern Menschen. Denn wir Beide, Kunz mein Knecht und ich, haben ihn wohl vier oder fünf Mal angegriffen. Auch sein Angesicht war nicht gelb noch bleich, sondern von richtiger Fleischfarbe, wie bei einem andern lebenden, natürlichen, wohlmögenden, gesunden Menschen. Er war auch nicht trauriges Muthes, sondern in all seinem Wesen, Handeln und Wandeln befanden wir ihn leutselig, umgänglich, behäglich, fröhlich und zu allen Dingen freundlich.

Als die Messe aus war, ging der Leutpriester den Weg zu Bruder Klaus und führte uns in seine Klause an der Kapelle. Und als wir zu ihm in seine Klause kamen, da empfing uns Bruder Klaus mit fröhlichem und lachendem Angesicht und gab jedem von uns seine Hand, die da nicht kalt, sondern natürlich warm war. Und da das geschah, bat er uns, daß wir ein wenig verziehen sollten, er wollte dem Volke, das die Messe gehört hatte, zusprechen. So ging er vor und nach der Kapelle zu und that gegen diese ein Glasfenster auf und sprach: „Gott gebe euch einen guten seligen Morgen, ihr lieben Freunde und ihr liebes Volk.“ Darauf dankten sie ihm. Also that er das Glasfenster wieder zu und setzte sich bei uns nieder. Da erzählte ich ihm, wie ich aus fernen fremden Landen zu St. Maria Magdalena und zu St. Anna auch zu St. Antonius und zu anderen lieben Heiligen geritten wäre und auch zu ihm. Als er das hörte, sprach er zu mir: „Ich habe meine Kapelle zu St. Marien Magdalenen Ehre weihen lassen.“ Darauf erzählte ich ihm alle die Geschichten von Maria Magdalena, wie sie wäre zu Marseille über Meer an's Land gekommen, wie lange sie in der Spelunke zu Allebanwina gelegen hätte und wie die heiligen Engel sie zu sieben Malen in die Luft hinaufgeführt, auch wie sie gestorben wäre und zu St. Maximin läge und von allem ihrem Heiligthum. Und ich erzählte ihm so viel, daß ihm seine Augen vom Weinen übergingen. Darnach sagte er uns viele liebliche, göttliche Lehre. Endlich hob ich an und sprach: „Lieber Bruder Klaus, ich habe in unsern Landen und auch hier gehört, ihr sollet nicht essen noch trinken und sollet in fast vielen Jahren nicht gegessen noch getrunken haben, wie ist es darum?“ Er antwortete mir und sprach: „Gott weiß“. Und hob darnach an und sagte: „Es waren etliche Leute, die sprachen, das Leben, das ich führe, möchte nicht von Gott sein, sondern von dem bösen Geiste. Darum so hatte mein Herr von Kostnitz, der Bischof, drei Bissen Brod und auch St. Johannis Segen gesegnet und geweiht, in Meinung, wenn ich die drei gesegneten Bissen Brod und den heiligen Trunk St. Johannis tränke, so wäre es recht um mich bestellt. Würde ich aber



das Brod nicht essen und den Trunk nicht trinken, so wäre es ein wahrhaftig Zeichen, daß mein Ding und Leben mit dem bösen Geist zuginge. Und unter vielen anderen Reden hub mein Herr, der Bischof, an und fragte mich: was in der heiligen Christenheit das Allerbeste und das Allerverdienstlichste wäre? Antwortete ich ihm: das wäre der heilige Gehorsam. Da sprach mein Herr der Bischof: „Ist der Gehorsam das Beste und Allerverdienstlichste, so gebiete ich euch in Kraft des heiligen Gehorsams, daß ihr diese drei Bissen Brod esset und diesen Trunk, des Johannis Segen, trinket. So bat ich meinen Herrn, den Bischof, er wolle mir das erlassen und ersparen, da es mir gar schwer und bitter peinlich zu thun wäre. Das bat ich ihn mehr als einmal. Er wollte mir es aber nicht erlassen und ersparen. Und ich mußte das aus Gehorsam thun. Da sprach ich zu Bruder Klaus: „Habt ihr auch seit der Zeit nicht gegessen und getrunken?" Doch konnte ich ihm nichts anderes abfragen, als daß er sprach: „Gott weiß." Und nach vielen anderen Reden nahm ich einen gütlichen Urlaub von ihm und ich befahl mich in sein inniges Gebet. Er gab uns seine Hand und wir schieden so von ihm.

Es ist ferner geschehen, als wir von ihm kamen, hatte ich noch was vergessen, das ich mit ihm reden wollte, und ich bat den Leutpriester, er wolle mir erwerben und verschaffen, daß ich noch einmal zu ihm kommen könnte. Das geschah denn und wir Drei gingen wieder zu ihm. Da empfing er uns mit Gebung seiner Hand, ich redete mit ihm, soviel mir Noth war und nahm Urlaub von ihm mit seiner Handgebung. Als wir von ihm kamen und auf dem Kirchhof der Kapelle standen, kam Bruder Klaus aus seiner Klause auf uns zu und rief den Leutpriester zu sich und redete heimlich mit ihm, was ihm Noth war.

Der Leutpriester führte uns vorwärts durch ein tiefes Thal über einen Steg, der ging über eine Schlucht und einen Waldbach und führte uns einen großen Berg hinan, da war kein Weg und es ward uns über die Maßen sauer den hohen Berg hinanzusteigen, der war höher als ein Armbrustschuß, und brachte uns zu einem Einsiedler, der hieß Bruder Ulrich, der hat eine Klause, aber er hat keine Kapelle, nur eine kleine Vorklause hat er, da drinnen stehen etliche Märtyrer und Heilige unseres Herrn und bei der Klause fließt ein Born aus dem Gebirge. Der genannte Bruder Ulrich ist ein kleines Männlein und ißt des Tages nicht mehr als 3 Bissen Brotes in Wasser geweicht. Er lebt auch in großer Mäßigkeit und trinkt nicht. Der genannte Bruder Ulrich führte uns in seine Klause und wies uns sein Wesen und seine Bücher, worinnen er liest, denn er ist gelehrt, aber Bruder Klaus ist ein purer Laie, der kann nicht lesen. Und unter vielen anderen Worten fragte mich Bruder Ulrich, aus welchem Lande ich wäre. Antwortete

ich ihm, ich wäre von Halle in Sachsen aus dem Bisthum Magdeburg. Da hub er an und fragte nach Gericke vom Keller zu Magdeburg und nach anderen mehr von unseren Landsleuten. So fragte ich ihn, wovon er in unseren Landen bekannt wäre, ob er ein Handwerksmann gewesen wäre. Er antwortete mir: „Ich bin iwe (ibi, dort) gewesen. Etwas anderes konnte ich ihm nicht abfragen. So nahmen wir Urlaub von ihm und kamen wieder zu dem Dorf, wo ich den Hengst stehen ließ, ich saß auf und ritt nach Kerns in meine Herberge. Dort hatte ich uns die Mahlzeit bestellt. Und da wir in die Herberge kamen, fragte mich der Ammann, mein Wirth, ob ich nun bei Bruder Klaus gewesen wäre und wie mir sein Wesen gefiele. So berichtete ich ihm alle Dinge, wie mir's vorgekommen war und wie ich Bruder Klaus für gar einen frommen Mann hielte und einen lebenden Heiligen. Ich meine auch von ihm, wenn er versterben wird, daß er dann nach seinem Tode gar große Zeichen thun wird. Mein Wirth fragte mich auch um Bruder Ulrich. Davon that ich ihm denn auch Bericht, daß er in unseren Landen die Leute wohl kennte und hätte mir einen Jeglichen bei Namen genannt und daß ich ihm nichts anderes hätte abfragen können, als daß er spräche, er wäre „iwe" gewesen. Da antwortete der Wirth und sprach: „Er ist in seinen Tagen ein großer Räuber gewesen."

Als wir nun gegessen hatten, berechnete und bezahlte ich in der Herberge und gab dem Leutpriester Botiven d. i. Geschenke, und gab ihm mein Almosen und dankte ihm für seine Förderung, Mühe und Arbeit, gütliche Anweisung und Anbringung bei Bruder Klaus; und dankte dem Wirth und der Wirthin für gute Herberge. Und wir stiegen wieder das Hochgebirge hinab und saßen in unser Schiff und fuhren auf dem See wieder gen Luzern, wo meine Pferde standen."

So weit Hans von Waldheim. Mit seinem Besuch bei Bruder Klaus war der geistliche Theil der Reise beendet, froh seiner Erfolge überließ er sich jetzt den Freuden der Welt. Aus dem rothen Ochsen von Luzern ritt er in das Kindlein in Zürich. Dort gefiel ihm Alles: sein Wirth, der schöne Gesang im Dom, so distincte und pausatim und verständlich, wie nirgend sonst, auch das Standbild Kaiser Karl des Großen im Dom, welcher dasaß, das Schwert auf dem Schoße halb aus der Scheide gezogen. Und Diethelm Storm, der Domherr, erzählte ihm, daß ein Bösewicht, der des Kaisers Feind gewesen, nach dem Tode des Kaisers vor sein Holzbild getreten war und gerufen hatte: „Wie nun, Kaiser Karl, da du lebtest, wolltest du mich nirgend leiden, ich meine, jetzt will ich wohl vor dir bestehen." Da zuckte das Bild sein Schwert und der Bösewicht entwich. Auch vor den Thoren der Stadt war es anmuthig: die Sommerhäuser der Bürger, der geebnete Gipfel des Burgbergs mit grünem Rasen und 52 großen Linden, darunter Tische mit

Schach und Brettspielen, eine Kegelbahn und Armbruststände, dort spazierten die Bürger und das edle Volk, schmausten und tranken. Hans fand viele gute Gesellen, und leicht ließ er sich bestimmen, in dem berühmten Oberbaden zu weilen, damals dem vornehmsten Bad der Deutschen. Auch hier behagte es ihm sehr, es war viel Adel da aus der Schweiz, dem Breisgau und Schwaben, und Hans von Ems, sein guter Freund, gab ihm artig seine Frau zu einer Maienbuhle. In Basel, dessen Lustigkeit er höchlich rühmt, machte er die Bekanntschaft eines reichen Hausbesitzers, der seinen Namen führte, und der ihn als Vetter ehrte. Zu Breisach aber zog ihn gegen Abend in der Herberge sein treuer Kunz ängstlich bei Seite und erzählte: „als er die Pferde zur Tränke nach dem Rhein ritt, sei er sechs Toten begegnet, die auf einem Karren nach dem Kirchhofe geschafft wurden. Der Junker nahm den Wirth ins Verhör, und dieser gestand, es sterbe zu „Brisig" an der Pestilenz, die Wirthin, seine Frau, sei vor drei Wochen daran gestorben, es sterbe auch zu Straßburg unmäßig sehr. Da durchwachte Hans eine Angstnacht, stand früh auf, rechnete und bezahlte den Wirth, und als der Wirth das Pferd holte, billigten die Hausmädchen, zwei saubere Dirnen, den eiligen Aufbruch und erklärten, sie würden auch nach ihrer Heimat ziehen, sobald die Reisenden fort wären. Schnell trabten die Reiter aus der Stadt, und beschleunigten fortan die Heimkehr, da auch andere Orte an ihrer Straße wegen des Sterbens verdächtig wurden. So kehrte Hans von seiner Sommerreise im Herbst nach Thüringen zurück, erst im Frühjahr 1475 nach Halle, weil er vorsichtig das Aufhören eines „großen Sterbens" in seiner Vaterstadt abgewartet hatte. — Leider war diese Betfahrt die letzte fröhliche Zeit seines Lebens. Alle Gebete des Bruder Klaus, die Gunst heiliger Frauen, auch die eingepackten Knöchlein von Solothurn vermochten die späteren Lebensjahre des Heimgekehrten nicht vor schwerem Mißgeschick zu bewahren. Wir lesen, daß im Jahre 1475 ein Waldheim von seinen eigenen Mitbürgern 3 Tage und Nächte in Arrest gesetzt wurde, daß Junker Hans einmal als Sprecher seiner Partei beim Erzbischof von Magdeburg geringe Gnade fand, daß er sich auch später von seiner Stadt entfernt hielt, daß er die Fürsprache großer Herren suchen mußte, um sich bei seinem ungnädigen Landesherrn Heimkehr und Sühne auszuwirken, und daß zuletzt der gesammten Pfännerschaft durch den Erzbischof der vierte Theil ihrer Salzgüter genommen wurde.*)

Junker Hans ist gutes Muster eines Gläubigen seiner Zeit. Er ist

*) Vergl. v. Dreyhaupt, Saalkreis — v. Hagen, Die Stadt Halle. — Hans Waldheim wird auch in dem von Opel 1872 beschriebenen handschriftlichen Tagebuch seines Leidensgefährten Marcus Spickendorf erwähnt.

emſig bemüht, die herkömmlichen Heilmittel der Kirche für ſich zu gewinnen, er iſt ſtark in guten Werken und erwartet Alles von der Gunſt der Heiligen, aber er ſieht ohne große Ehrfurcht auf den Papſt und die Würdenträger der Kirche. Daneben iſt er auch Sohn eines derb verſtändigen, practiſchen Geſchlechts, welchem das Urtheil über irdiſche Verhältniſſe durch die lateiniſche Schule und durch harte politiſche Kämpfe gefeſtigt war. Er weiß ſehr wohl, daß in der Kirche Betrug und Gaunerei der Pfaffen übel wirthſchaften. Wer in Halle mochte damals über das heilige Blut von Wilsnak nicht geſpottet haben! Dort, im Sprengel des Biſchofs von Halberſtadt, war 1383 in einer Fehde die Kirche verbrannt worden, der Ortspriefter erklärte, daß drei Hoſtien im Brand unverſehrt geblieben wären und Blut ausgeſchwitzt hätten. Der Ruf des Wunders veranlaßte großen Zulauf Bedrängter. Unter dieſen war auch ein wohlhabender Bürger von Prag, welcher an einer Hand gelähmt war, und deshalb eine ſilberne Hand opferte, um ſich den Himmel geneigt zu machen. Aber die eigene Hand wurde darum nicht beſſer, und als der Pfaffe von Wilsnak, der ihn abgereiſt glaubte, vor dem Volk dieſe Heilung als neues Wunder verkündete und zum Zeichen die ſilberne Hand vorwies, da hob der Böhme dagegen ſeine kranke Hand in die Höhe und rief laut: „Du lügſt, Pfaffe, da iſt meine Hand, ſo lahm, wie ſie je geweſen iſt.“ Er fuhr nach Böhmen zurück und klagte über Betrug. Der Erzbiſchof von Prag und Huß nahmen ſich ſeiner an, der Scandal wurde groß, durch ein ganzes Jahrhundert währte der Zank darüber, Concilium und Päpſte vermittelten und verleugneten das berüchtigte Wunder, der Erzbiſchof von Magdeburg, dem der Zulauf und die Opfer in einem Nachbarſprengel unbequem wurden, verbot die Wallfahrten nach Wilsnack und gerieth wenige Jahre vor 1474 deshalb mit dem Biſchof von Halberſtadt in einen ſo heftigen Streit, daß kaum eine blutige Fehde vermieden wurde, und die Bürger von Halle hatten jedes Jahr ihre Noth mit den Haufen des wallenden Geſindels, das unter Fahne und Kreuz ihr Weichbild beläſtigte.

Waldheim iſt deshalb auch vor fremden Mirakeln gar nicht ohne kritiſche Bedenken. Daher immer wieder die Fragen nach dem hiſtoriſchen Zuſammenhang. Sein Bedürfniß nach Wahrheit äußert ſich freilich noch ſehr beſcheiden und wird leicht durch Autorität geſtillt. Aber es iſt doch vorhanden. Daß Bruder Klaus ihm auf ſeine dringende Frage wegen der leiblichen Nahrung immer nur antwortet „Gott weiß“, das befremdet ihn, und nur die Würde des Bruders und die indirecte Beſtätigung des Wunders durch jene Geſchichte von den drei Biſſen helfen ihm über den Zweifel hinweg.

Für die Sache des Bruders Klaus iſt dies Wahrheitsbedürfniß eines

gläubigen Zeugen ein ungünstiger Umstand. Wenn die Leute damals unablässig erwogen: speist er nicht, so ist er heilig, speist er, so ist er ein Betrüger; dann mußte Nicolaus selbst sich doch im Grund seines Herzens für ein Stück Betrüger halten. Und wir empfinden einige Neigung, ihn zu verurtheilen und unter die Todten zu werfen.

Doch es stehen noch andere Zeugen bereit, welche demnächst Gehör erbitten. G. F.

Die Judengasse zu Frankfurt a. M.

Das Unglück vom 1. März 1872, wo der Einsturz zweier Häuser in der Judengasse zwölf Menschen unter den Trümmern begrub, hat nicht nur die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf jene oft beschriebene Localität hingerichtet, sondern auch den Anstoß gegeben, daß die Behörden energischer als vorher die Beseitigung der ganzen Judengasse in Angriff nahmen. Es mag daher an der Zeit sein, ein Bild zu entwerfen von der Vergangenheit einer Stätte, welcher an culturhistorischer Wichtigkeit nicht viel andere an die Seite zu stellen sind, denn die zu Familiennamen gewordenen Sinnbilder der abgebrochenen Häuser leben fort als Namen „erster" Bankhäuser und ausgezeichneter Gelehrter und Schriftsteller.

Ehe wir zur Geschichte und Schilderung der Judengasse übergehen, theilen wir kürzlich das Wichtigste mit über die Schicksale der Juden in Frankfurt und schicken, im engsten Anschluß an unser Thema, den wichtigen Satz voraus: daß die öffentliche Meinung des früheren Mittelalters von einer Bedrückung und Einschränkung der Juden nichts wußte. Alles was bis dahin Ungerechtes und Gewaltsames geschah, war das Werk einzelner Persönlichkeiten oder momentaner Aufwallung; die principielle Absonderung und Rechtsbeschränkung der Juden begann erst im 15. Jahrhundert, besonders dessen zweiter Hälfte; Beispiele dafür finden sich im Nachstehenden.

Juden, und zwar gleich eine Judengemeinde, werden zuerst in der Mitte des zwölften Jahrhunderts in Frankfurt erwähnt; urkundlich kommt die Universitas Judaeorum 1288 zuerst vor. Man muß daher annehmen, daß in Frankfurt schon weit früher einzelne Juden sich niedergelassen haben, denn die nahe gelegene Gegend um die Römerstädte Mainz, Worms und Speier gehörte zu den ältesten Wohnsitzen der Juden in Deutschland und aus ihnen siedelten gewiß schon früher Juden nach dem wichtigen Handels-

centrum Frankfurt über. Erst hundert Jahre später wird der Geschicke der Frankfurter Judenschaft zum zweiten Male gedacht. Damals fand nämlich die erste und einzige Judenverfolgung durch Frankfurter Bürger im Mittelalter statt. Nähere Einzelheiten über diese „erste Judenschlacht" sind uns nicht bekannt, da wir nur eine einzige gleichzeitige und officielle, zugleich aber ganz allgemein gehaltene Nachricht über dieselbe besitzen in dem Schreiben des Königs Conrad IV. vom Jahre 1246, durch welches den dabei betheiligten Frankfurter Bürgern Verzeihung dafür gewährt wird. Sehr freundlich gesinnt war den Juden Ludwig der Baier. In 1331 traf er mit ihnen, „seinen lieben Kammerknechten", eine Uebereinkunft in Betreff dessen, was sie während der nächsten zehn Jahre ihm oder seinem etwaigen Nachfolger als Steuer zu entrichten hätten, und ertheilte die auch diesen bindende Zusage, daß sie mit jeder weiteren Forderung verschont bleiben sollten. Zugleich befahl er dem Frankfurter Rath, den Juden ihre Rechte zu verbriefen und sich ihrer gegen Jedermann, sogar gegen den Kaiser selbst anzunehmen. 1337, als die „Judenschläger" in den Rheingegenden herumzogen, forderte Ludwig die benachbarten Fürsten zum Schutz der Juden gegen diese Rotten auf, und in demselben Jahre schärfte er dem Rathe ein, nicht zuzugeben, daß die Juden vor ein geistliches Gericht geladen würden. Mit Ludwigs Tode war es auch mit der guten Zeit für die Frankfurter Juden vorüber. Karl IV. verpfändete durch eine am 25. Juni 1349 ausgestellte Urkunde dieselben dem Rathe und den Bürgern von Frankfurt um 15,200 Pfund Heller, nach heutigem Geldwerth nahe an 1 Million fl. Dadurch wurden die dortigen Juden auf so lange Eigenthum der Stadt Frankfurt, bis die Pfandsumme zurückbezahlt war. Dies geschah aber nie und 1685 verzichtete Kaiser Leopold I. auf das Recht des Rückkaufs und die Stadt war seitdem völlige Eigenthümerin ihrer Juden. Schon nach vier Wochen (am 24. Juli 1349) aber fand in Frankfurt die sogenannte zweite Judenschlacht statt, d. h. die Juden erlitten daselbst zum zweitenmale eine blutige Verfolgung, welche aber diesmal nicht von den Bürgern, sondern von Fremden, den Geißlern ausging. Die Judengasse verbrannte, viele Juden kamen im Kampfe oder in den Flammen um, der Rest zog weg, und so finden wir ein Menschenalter hindurch nur eine sehr geringe Zahl von Juden (1357—79 durchschnittlich nur 14 als steuerzahlend). Deßhalb scheint hier der richtige Ruhepunkt, um einen Rückblick auf die socialen und financiellen Verhältnisse der Frankfurter Juden in dem vorhergehenden Zeitraum zu werfen.

Vor Allem: die Frankfurter Juden besaßen das Bürgerrecht, während sie in neuerer Zeit bekanntlich bloß Hintersassen, Schutzangehörige, Schutzverwandte, Stättigkeitsverwandte oder Schutzjuden hießen, und ihnen in der Stättigkeit von 1480 geradezu verboten wurde, sich Frankfurter

Bürger zu nennen. In dem amtlichen „Bürgerbuch" von 1328 findet man mitten zwischen den Namen christlicher Bürger 15 Juden genannt, ohne daß diese auf irgend eine Weise als solche bezeichnet und von jenen unterschieden wären. Zuletzt kommt die Bezeichnung „Bürger" bei einem Juden 1391 vor. Die schon 1267 von der Wiener Kirchenversammlung gefaßten Beschlüsse, wozu auch das Verbot an die Christen gehörte, sich von den Juden ärztlich behandeln zu lassen, wurden so wenig befolgt, daß 1388, 1394 und 1398 Judenärzte als besoldete Stadtärzte angestellt wurden. Ja, in dem amtlichen Ausgabenverzeichniß von 1397 wird ein Wagen berechnet, in welchem mehrere Juden mit Rathsgliedern von Mainz zurückfuhren. 1312 besaßen Juden Häuser und Weingärten, während vom 16. bis zum 18. Jahrhundert den Juden der Besitz von Grundeigenthum geradezu verboten war, und endlich wohnte Johann von Holzhausen, welcher dreimal (1364, 69 und 75) älterer Bürgermeister war, während dieser Zeit, sowie überhaupt wenigstens 30 Jahre lang in der Judengasse.

Von den Frankfurter Juden des 14. Jahrhunderts war die Mehrzahl offenbar sehr reich. Unter den 16 Familien-Vätern und Müttern, welche nach einer Durchschnittsberechnung damals in Frankfurt ansässig waren, zahlten nicht weniger als vierzehn 30 und mehr fl. directe Steuern (60, 56, 50, 45, 40 ꝛc.), und wenn man dabei in Anschlag bringt, daß das Geld damals einen mindestens zehnfach höheren Werth hatte als jetzt, so kann man auf den Ertrag ihrer Geldgeschäfte schließen.

Erwägt man diese Stellung der Juden zur christlichen Bevölkerung, so ergibt sich, daß unter dem 1270 zuerst urkundlich vorkommenden Namen Judengasse und Judenquartier (vicus Judaeorum, Strata Jud.) nichts anderes zu verstehen ist, als unter der Metzger-, Fischer-, Schmiede-, Bendergasse ꝛc. Es war natürlich, daß die Juden ebenso, wie die Mitglieder einer Zunft, gern bei einander wohnten, und bei jenen bildete die Besonderheit ihrer Sitten und ihrer Religion sogar einen Grund mehr dafür, aber von einem Zwang war keine Rede; Juden wohnten außerhalb des Judenquartiers, Christen innerhalb desselben. Dasselbe nahm die Strecke zwischen der Brücke und dem Markte ein, lag also im Mittelpunkte der Geschäfte.

Es ist oben erwähnt worden, daß 1391 zum letzten Male ein Jude als Bürger bezeichnet wird. Schon 1372 zum ersten Male, dann 1375 und 1379 kommt im Rechenbuch bei der Judensteuer die Anmerkung vor, daß ein Jude nur auf eine bestimmte Zeit aufgenommen worden.

Dies war der Anfang der Reaction, welche, freilich sehr allmählich, gegen die gleichberechtigte bürgerliche Stellung der Juden im Mittelalter eintrat. Zwar wurde die erste Stättigkeit von 1404 und auch die zweite von 1407 noch auf dem Wege des Vertrages zu Stande gebracht, und als 1410 die

Kurfürsten zur Wahl eines neuen Königs zwieträchtig nach Frankfurt zogen und der Rath die Aufbesserung der Festungswerke für nöthig hielt, wandte er sich bittend an die Juden um eine Beisteuer, aber schon 1433 wurde den Juden verboten, zu einer anderen Zeit als zwischen dem 28. October und 25. November Rindfleisch zu kaufen; die andere Zeit sollen sie sich mit Kälbern, Hämmeln und Lämmern behelfen. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts (1460, 65, 69) klagten sie bereits, daß sie auf den Straßen durch Schmähworte, Würfe und Schläge mishandelt würden, und zwar nicht bloß von Seiten der Jugend sondern auch durch ältere Leute. 1460 zwang man sie, ihre zeitherigen Wohnungen zu räumen, und sich in eine enge finstere Gasse einsperren zu lassen, welche am äußersten Ende der Stadt lag, und von ihnen Neu-Aegypten genannt wurde. In der Bittschrift*) gegen diese Versetzung nennen sie sich bereits „arme elende Hintersassen."

Die Versetzung, gegen welche die obige Bittschrift, wenn gleich vergebens, Einwendungen erhob, war das Resultat eines Zusammenwirkens von Papst und Kaiser, welchem der Rath lange widerstanden hatte. „Die Ungläubigen sollten vom Heiligthum (aus der Nähe der Domkirche) weggeschafft werden, damit nicht der Gottesdienst bei gemeldeter Kirche mannigfaltiglich betrübet und geschmähet werde." Endlich sollten die Bestimmungen so vieler Kirchenversammlungen, insbesondere die auf der Provincialsynode von Mainz 1452 eingeschärfte Bestimmung, daß die Juden durch eine ausgezeichnete Kleidung sich von den Christen unterscheiden sollten, durchgeführt werden; der Cardinal Nicolaus von Brixen forderte bei Strafe des Bannes den Rath auf, durch Geldstrafen zum Besten der Kirche bei seinen Juden die Durchführung dieses Gebotes zu erzwingen. Erst unter Karl VI. wurden durch kaiserlichen Befehl die Juden von diesem lästigen Brauch befreit. Papst Pius II. (1458—64), welcher als Aeneas Sylvius durch öftere Anwesenheit in Frankfurt die Verhältnisse kennen gelernt hatte, erzwang die Versetzung, obgleich die Juden alle vernünftigerweise zu verlangenden Zugeständnisse anboten. In einer finstern, nur 16 Fuß breiten, von hohen Häusern eingefaßten, in wüster Gegend zwischen den Stadtmauern gelegenen, an beiden Enden mit Thoren verschlossenen Straße nahmen sie zu Johannis 1462 ihre Wohnung. Erst 1580 wurde ihnen eine dritte, seitliche Ausfahrt am sogenannten Juden-Brückchen gestattet, weil sie in der Gasse selbst keinen Wagen wenden konnten. Anfangs wurde auf Kosten der Stadt gebaut, als aber die Ausgaben auf 6289 Goldgulden angewachsen waren, bedachte man sich anders (1465). Die Juden,

*) Abgedruckt in A. v. Lersner's Chronika von Frankfurt II. 1734. S. 809 bis 812. Im Uebrigen zu vergleichen: L. Kriegk, Frankfurter Bürgerzwiste. Frankfurt, Sauerländer 1862. S. 405—457.

die von nun an die Baukosten trugen, zahlten zuerst einen Hauszins, der allmählich in Grundzins überging. Es wurde ernstlich verboten (1465, 69), den neuen Ansiedlern nachzuschimpfen oder sie gar mit Schlägen zu mißhandeln. Trotz dieses Verbots hielten es die Juden für sicherer, sich durch Geldabgaben zu sichern. Aus diesen Zeiten schreibt sich der Brauch, daß die Juden, wenn ein Brunnen gereinigt wurde, einen halben Gulden bezahlten zu Semmeln für die Gassenjungen des Reviers, damit sie nicht den Brunnenkoth den vorübergehenden Juden auf die Kleider warfen, und das sogenannte „Juden-Neujahr", ein Kronthaler, welcher bis in unser Jahrhundert hinein an die Quartier-Schullehrer gezahlt wurde, damit sie ihren Zöglingen das Beschimpfen der Juden verwehrten, kam bis 1847 durch Vermittelung des Recheneiamtes der Witwen- und Waisenkasse der protestantischen Volksschullehrer zu.

Aber dieselbe Obrigkeit, welche die Juden zu schützen suchte, ließ um die gleiche Zeit unter dem Thorgewölbe des Frankfurter Brückenthurms, an einem Orte des stärksten Verkehrs, ein Schandgemälde für 6 Goldgülden malen, welches noch 1709 auf städtische Kosten erneuert wurde*), obgleich schon 1679 die Juden für dessen Beseitigung ein ansehnliches Stück Geld geboten hatten. 1498 wurde die Judengemeinde in Frankfurt durch die aus Nürnberg vertriebenen Juden vermehrt; 1536 waren 58, 1611 aber 456 Familien zur Stättigkeit eingeschrieben. Die Judenstättigkeit, welche zuerst 1613 und 1614 unbefugter Weise aus den einzelnen Verordnungen zusammengesetzt und von Johannes Sauer gedruckt wurde, enthielt zu Ende des 16. Jahrhunderts im Wesentlichen folgende Bestimmungen: „Will ein Jude die Stättigkeit aufgeben, so muß er der Bürgermeister Erlaubniß haben, der Rath aber kann ihm aufsagen nach Gutdünken. Die Juden sollen sämmtlich ihr Zeichen, den runden gelben Ring, unverdeckt auf ihren Kleidern tragen; mit den Kappen sollen sie verschont bleiben gegen 250 fl., die sie jährlich auf die Rechenei, und gegen 40 Thlr., die sie messentlich an die Bürgermeister entrichten. Doch sollen sie außer der Gasse nur graue oder schwarze Hüte und keine Barette tragen. Zur Nachtzeit, wie an Sonn- und Festtagen sollen sie in der Gasse bleiben. Wenn der Rath versammelt ist, sollen sie den Römer meiden, sie hätten denn eigene Sachen vorzutragen. Auf öffentlichen Plätzen sollen sie weder bei Tag noch bei Nacht umhergehen. Müssen sie sich ihrer Nahrung wegen in der Stadt blicken lassen, so dürfen ihrer nicht mehr als

*) Auch Goethe erwähnt dasselbe. (Werke, sechsbändige Ausgabe von 1860, IV. 47. Aus meinem Leben. IV. Buch.) Schudt (Jüdische Merkwürdigkeiten II. 256) hat eine Abbildung davon; man vergl. auch Bösigk über Judenspottbilder in der Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. 1856. S. 463a. 703.



zwei beisammen sein, und jeder soll sich fördern, den Christen wieder aus dem Weg zu kommen, bei Strafe eines halben Guldens für jede Uebertretung. Welche aber kein Gewerb auf den Straßen haben — als Lehrer und Schüler — die sollen sich ganz einhalten, bei Strafe. In ihren Häusern soll Stille herrschen, kein Geschrei sollen sie aufkommen lassen und mit den Ihrigen zur rechten Zeit schlafen gehen. Wer von ihnen an Sonn- und Festtagen ausgehen muß, soll bei den Bürgermeistern um Erlaubniß bitten. An solchen Tagen sollen sie nicht handeln und leihen; doch auch ihrerseits nicht am Sabbath von Anderen um Schuld angesprochen oder eingezogen werden. Es wird ihnen bei zehn Gulden Strafe verboten, Ammen oder anderes Gesind christlichen Glaubens zu halten; wer den Frevel anbringt, empfängt 2 Gulden von der Buße, das Gesind wird zur Strafe in den Thurm gelegt. Auch welcher Jude sich in oder außerhalb der Stadt einen „Frankfurter Bürger" zu nennen wagt, soll 3 fl. Strafe bezahlen. Die Baumeister (jüdische Gemeindeovorsteher) sollen fleißig die Gasse reinigen lassen, oder für jede Versäumniß einen Gulden aus ihrem Seckel bezahlen; ihre Häuser sollen sie im Bau erhalten oder aus ihnen vertrieben werden. Keinen Bau, groß oder klein, dürfen sie aufrichten, ohne der Rechenmeister Bewilligung. Der Feuersgefahr wegen sollen sie nicht höher als drei Stockwerke bauen. Gehen ihre Fenster in die Gärten der Bürger, so dürfen sie den Bürgern mit Einlugen nicht beschwerlich fallen. In ihrer Schule müssen 250 Feuereimer bereit sein. Gehen sie zum Gottesdienst, so müssen sie zuvor ihre Häuser verschließen. Auf dem Markt sollen sich die Juden bescheiden halten, keinen Christen in den Kauf fallen, nichts mit den Händen betasten. Welcher Jude sich verheirathet, soll eine Messingröhre zu den Brunnen oder (seit 1593) 4 fl. auf den Stadtbau geben. Händelsüchtige sollen als Abzeichen die Kappen tragen, von welchen die übrigen (s. oben) gegen Geldzahlung befreit sind. Endlich sollen diese Artikel jährlich einmal gegen die Gebühr in der Schule verlesen und eingeschärft werden. Wer ohne erhebliche Ursache von dieser Feierlichkeit wegbleibt, soll 20 fl. zur Strafe geben und die Stättigkeit einbüßen. — 1739 wurden diese Bestimmungen verschärft, wer an Sonn- oder Feiertagen auf die Post, zum Arzt &c. &c. zu gehen hatte, mußte von der Judengasse aus, einen bestimmten Weg einschlagen; das Verbot, die öffentlichen Spaziergänge vor der Stadt zu betreten, kam noch 1769 hinzu. Mit Ausnahme der allgemeinen polizeilichen Vorschriften und der speciellen Vorkehrungen gegen Uebervortheilung, Betrug im Pfandgeschäft haben wir in Obigem die eigentlich charakteristischen Vorschriften der umfangreichen Judenstättigkeit von 1613 mitgetheilt. Die officielle Ausgabe, welche 1616 von der kaiserlichen Commission bestätigt erschien und 1617 vom Kaiser Matthias, auch von den späteren Kaisern 1705, 1713 ff. genehmigt

wurde, weicht nur wenig in der Fassung ab, enthält aber weitere Beschränkungen, wie die, daß jede jüdische Familie nur zwei Dienstboten, einen männlichen und einen weiblichen, halten, und daß von den eingeborenen Juden nur 12 Paare heirathen, die jährlich zur Stättigkeit aufgenommenen 6 Fremden aber sich nur mit Einheimischen vermählen durften (§. 109). — Der Judenstättigkeit ist eine Abbildung der Kappe und des Ringes beigefügt und ein Verzeichniß der Häuser der Gasse angehängt, welches von Interesse ist hinsichtlich der daraus entstandenen, mitunter weit berühmten Familien-Namen; die Abgabe „Judenbrunnenrohr" hat Veranlassung gegeben zu einer Statistik der Judenfamilien, woraus hervorgeht, daß erst im 18. Jahrhundert die Zahl der Heirathen nach der Norm von §. 109 eingehalten wurde, im 17. Jahrhundert aber weit größer war, z. B. 1625: 28 Ehen, 1679: 23, 1600, 1611, 1621: 21 rc. rc.*).

Die wesentliche Verschlimmerung der Stellung der Juden in dieser Zeit hängt aufs engste mit der judenfeindlichen Tendenz der bürgerlichen Unruhen der Jahre 1612—1616 zusammen, welche mit dem Namen des Fettmilch'schen Aufruhrs bezeichnet werden. Am 22. August 1614 gegen Abend stürmte und plünderte der Pöbel die Judengasse. Da ihre Bewohner sich wehrten, gab es Todte und Verwundete von beiden Seiten. Erst am andern Morgen wurden Rath und Bürger des Gesindels Meister; die Thore der Judengasse wurden besetzt und viel des geraubten wieder an Handen gebracht. Die Juden, gegen 1400, waren auf ihren Kirchhof geflüchtet; da man sie auf die Dauer nicht schützen konnte, wurden sie auf Schiffen Main aufwärts und Main abwärts nach andern Städten geführt.

In Gottfried's Chronik**), jenem Buche, aus dem auch der Knabe Goethe seine ersten Geschichtskenntnisse schöpfte, hat Matthäus Merian auf einem lebendigen Bild uns die Judengasse jener Zeit vorgeführt mit ihren hohen Holzhäusern, an denen die gemalten Symbole auf Schildern herausgehängt sind; sie ist erfüllt von Streitenden, Plündernden, Hülfrufenden, aus den Fenstern wird Hab und Gut herausgeworfen; die Juden sind durch die gelben Ringe auf der Kleidung kenntlich.

Nach Fettmilch's und seiner Mitschuldigen Hinrichtung zogen die vertriebenen unter den Klängen der Melodie der „Schlacht von Pavia," welcher ein anderer Text untergelegt ist***), wieder in die Stadt ein, und noch jetzt

---

*) Senator Dr. v. Oven, Beitrag zur Statistik und Familiengeschichte der Frankfurter Judengemeinde 1593—1717, in Mittheilungen des Frankf. Ver. f. Gesch. III., 426.

**) Joh. Ludovici Gottfridi historische Chronica. Frankf. a. M. 1657. fol. S. 1142.

***) Der Text des „Vintz-Hanß-Liedes" hebräisch und deutsch bei Schudt, jüdische Merkwürdigkeiten III. 9. Vintz-Hanß ist verdorben aus Fettmilch's Vornamen Vincenz.

wird unter dem Namen des Frankfurter Purim in der Synagoge zur Erinnerung an die Fettmilch'schen Unruhen eine Festfeier begangen, wobei dieselbe Melodie gespielt wird.

Daß auch im achtzehnten Jahrhunderte die Volksstimmung gegen die Juden sich nicht besserte, zeigte 1711 der „große Judenbrand" (im Gegensatz zum „großen Christenbrand" von 1719 so genannt). Als am 14. Januar 1711 Abends Feuer in der Gasse ausbrach, welches bis auf wenige am Ostende stehende Häuser die ganze Judengasse sammt der Synagoge im Verlauf von 24 Stunden verzehrte, wurden aufreizende Nachrichten gegen die Juden verbreitet. Insbesondere soll von einzelnen christlichen Einwohnern geäußert worden sein, daß man, wenn in den Häusern, wo die Juden bis zum Aufbau ihrer Gasse unter den Christen untergebracht waren, Feuer ausbrechen sollte, alle Juden todtschlagen und ins Feuer werfen wolle. Davon benachrichtigt, erließ der Kaiser Joseph I. am 14. Februar 1711 ein Rescript an den Rath, worin er denselben aufforderte, alles vorzukehren, daß solche Drohungen sich nicht verwirklichen könnten. Vielmehr solle man den Juden beim Aufbau ihrer Gasse anhanden gehen, damit sie der Bürgerschaft, welche sie aus Gutthat aufgenommen, nicht allzulang beschwerlich fallen müßten. Am 18. März wurde dies Rescript mit Trommelschlag in der Stadt bekannt gemacht. Durch diesen Brand trat eine Verbesserung der Gasse insofern ein, als dieselbe durchgängig um 4 Fuß, also auf 20 Fuß Breite, erweitert wurde; die Synagoge wurde auf der alten Stelle 1712 wieder erbaut.

Vom Feuer verschont blieb ein unterirdischer Bau, welcher aus dem Jahre 1462 stammt und erst 1854 beim Neubau der Synagoge zerstört wurde, es war dieß das Frauenbad, bestimmt zur Erfüllung einer alten, auf ein mildes Klima berechneten diätetischen Vorschrift, deren Zweck es allerdings nicht entsprechen konnte, daß die Frauen, nachdem sie sich in dem oberen Theil des Badehauses entkleidet hatten, in ein großes wollenes Tuch gehüllt die dunkle Treppe hinabstiegen bis zur Quelle und sich rasch in dieselbe eintauchten, nachdem die begleitende Magd zuvor einen Zuber heißes Wasser hinein geschüttet, um die Kälte der Quelle auf einen Augenblick aufzuheben. Ein Bericht des Bauamtes von 1771*) nennt das Bad ein schreckliches Loch und eine Mördergrube. Nach diesem Bericht war es damals nicht mehr für Frauen im Gebrauch, sondern diente nur zum Neujahrsbad besonders frommer Männer, um ihre Sünden darin abzuwaschen. — Wir brauchen Goethe's Schilderung der Judengasse**) hier nicht zu citiren;

*) Abgedruckt im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Neue Folge. 1860. I, 294.

**) Aus meinem Leben. Viertes Buch, Werke IV, 47. (Sechsbändige Ausgabe von 1860.)

Johannes (von) Müller*) schreibt 1780: „In Frankfurt müssen die Juden in unbegreiflich großer Anzahl in den hohen Häusern einer unglaublich stinkenden Gasse zusammengedrängt wohnen, Männer von 600,000 fl. und mehr. Die schönsten, ja wohlgezogenen Mädchen dürfen nicht auf den breiten Steinen an den Häusern, sondern müssen in der Karrenstraße gehen."

Welcher Ton selbst in amtlichen Schriftstücken des 18. Jahrhunderts gegen die Juden angeschlagen wurde geht aus dem Bericht des Bauamtes von 1769 (Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte 1859. S. 564) und aus dem Physikatsgutachten pcto. Impotentiae aus dem Jahre 1786 (s. meine Beiträge zur ärztlichen Culturgeschichte, Frankfurt, Auffahrt 1865) genügend hervor. Noch in seinem Besitzergreifungs-Patent vom 10. October 1806 hielt der Fürst-Primas den § 6 für nöthig: „Die Mitglieder der jüdischen Nation werden gegen Beleidigung und beschimpfende Mißhandlung in Schutz genommen."

Die Zeit nahte, wo zuerst factisch, dann rechtlich wie mit vielem anderen Alten, es auch mit den räumlichen und gesetzlichen Beschränkungen der Juden zu Ende ging. Das Bombardement, welches Kleber in der Nacht vom 12./13. Juli 1796 gegen die Stadt eröffnete, richtete verschiedene Brände an. Die eine Feuersbrunst legte das ehemalige Besitzthum von Goethe's Großvater Textor in Asche**), die andere verzehrte den ganzen westlichen Theil der Judengasse, 140 Häuser und Hinterhäuser; mit großer Anstrengung gelang es an der Synagoge, deren Giebel bereits in Brand gerathen war, dem Feuer Einhalt zu thun. Die Straße wurde an dieser Stelle auf mehr als das Doppelte erweitert, mit steineren Häusern besetzt, und führte seitdem den Namen der „Bornheimer Straße." Bevor sie aber aufgebaut war, mußten die Bewohner der abgebrannten Häuser anderwärts Wohnung nehmen, und so wurde factisch der Bann aufgehoben, bis der Fürst-Primas, Karl von Dalberg, am 22. October 1808 die Thore der Judengasse niederlegen ließ, und durch Edict vom 30. November 1809 das Judenquartier am Compostell und Dominicanerkloster erweiterte. Von dieser Zeit an verbreiteten sie sich in der Stadt. — Seltsame Zustände waren bei der gewachsenen Bevölkerungszahl durch die Beschränkung auf die Straße hervorgerufen werden. Noch nicht lange ist die Generation ausgestorben, welche ihre Hochzeit aufschieben mußte, bis eine Wohnung in der Gasse frei war, oder bis ein zur Trauung vorgemerkter Bräutigam sich bereit erklärte, seine bessere Nummer für Geld abzutreten, weil ja nur 12 im Jahr in den Hafen der Ehe einlaufen durften. Nur ein Haus neben dem Bornheimer

*) Werke XV, 256.

**) Vergl. Goethe's Brief an Schiller vom 17. August 1797.

Thurm hatte freie Aussicht auf die Fahrgasse; es war an Sonntagen viel besucht, um das Treiben der Christen sich anzusehen. Am 28. December 1811 endlich wurden die Juden zu Bürgern erklärt und damit fielen alle Beschränkungen der Vorzeit.

Vor zwanzig Jahren war die Judengasse, obgleich seit 1796 um die Hälfte verkürzt insofern im alten Zustand, als die schwach gekrümmte, ununterbrochene Häuserreihe in der Mitte, wo kein Licht von den Enden her einfallen konnte, einen eigenthümlich düstern Charakter zeigte. Schon längst ist diese Dunkelheit dadurch beseitigt worden, daß manche baufällige Häuser abgebrochen sind und dem Licht in breiten Streifen Eingang gewährt; seit dem Eingangs dieses erwähnten Häusereinsturz vom 1. März aber ist fast die ganze westliche Seite abgebrochen und auch die östliche zeigt schon einzelne Lücken. Schon nach der Zählung von 1864 war die größere Hälfte der Bevölkerung der Judengasse christlich, und seitdem ist in dieser Richtung ein weiterer Schritt geschehen, indem der Magistrat eine Anzahl von der Stadt zum Abbruch angekaufter Häuser der obdachlosen (christlichen) Bevölkerung zur einstweiligen Wohnung angewiesen hat. Die große Mehrzahl der Häuser ist außerordentlich schmal, 2—3 Fenster breit, wo sie breiter erscheinen, sind meistens mehrere, innerlich getrennte unter einem Dache vereinigt. Eine Ausnahme macht das sogenannte „steinerne Haus" (Nr. 109) welches nach 1711 außerordentlich fest aus rothem Bruchstein erbaut und mit eisernen Läden verwahrt wurde, während die übrigen ganz in früherer Weise aus Fachwerk wieder aufgeführt wurden. Die Häuser haben zwei Thüren; während die eine den Eingang in's Haus bietet, diente die andere, früher häufiger als jetzt, zum Aushang der Waaren geringster Art. In Folge der geringen Breite der Häuser ist nur ein Vorder- oder Hinterzimmer auf jedem Stockwerk, die Treppe also ganz dunkel, die Küche unter der Treppe angebracht. War die Enge der Häuser nicht zu beseitigen, so suchte man sie wenigstens auszuzieren. Holzgetäfel, Schnitzwerk und künstliche Eisengitter zeugen auch in ihrer jetzigen Verwahrlosung von besseren Zeiten, auch mag früher, ehe die Fenster über den Thüren zerbrochen und durch Bretter ersetzt waren, die Finsterniß minder gewesen sein.*)

Die Häuserreihe, welche nach dem Viehhofe hinausgeht, die östliche war wegen der besseren Luft gesucht; der Viehhof heißt heute noch „zur goldenen Luft", ein Ausdruck, der höchstens relativ gelten kann. Auf der Mauer, welche hier die Grenze bildet, wurden Lusthäuser erbaut, welche beim Fest als Lauberhütten dienten und innen mit Gemälden geschmückt waren, deren

*) Prof. Moritz Oppenheim's Bilder aus dem altjüdischen Familienleben (Frankfurt, bei H. Keller) geben Ansichten des Inneren solcher Häuser.



Reste noch heute verblichen aus dem Trödel hervorleuchten, welcher diese Gemächer jetzt erfüllt. Die berühmtesten Häuser sind das Rothschild'sche Stammhaus (Nr. 148) und Börne's Geburtshaus; das letztere ist mit einer Gedenktafel geschmückt, welche übrigens den Geburtstag Börne's falsch angibt; es ist der 6., nicht der 22. Mai 1786.

Am südöstlichen Ende der Judengasse liegt der alte israelitische Begräbnißplatz; er zieht sich in einem länglichen Viereck hinter der jüdischen Realschule und dem Gebäude der israelitischen Krankenkassen hin und hat seinen Eingang von dem Hofe des israelitischen Hospitals. Seine ältesten Grabsteine reichen in's 13. Jahrhundert zurück; geschlossen wurde er 1828 bei Eröffnung des neuen, vor der Stadt angelegten Friedhofs. Die Oberfläche des Begräbnißplatzes ist durchaus uneben, was den malerischen Charakter der in den mannigfaltigsten Stellungen umgesunkenen, unregelmäßig zusammengruppirten, von dichten Fliederbüschen beschatteten Grabsteine noch vermehrt. Die Stellung dieser Grabsteine ist so unregelmäßig, weil man gewöhnlich die Insassen eines Hauses, oder, was häufig gleichbedeutend war, die Angehörigen dieser Familie — denn die Hausnamen wurden zu Familiennamen — an dieselbe Stelle begrub, und auch verheirathete Frauen ihrer ursprünglichen Familie zutheilte, ohne Rücksicht auf Reihen und Zwischenräume bei Setzung der Grabsteine zu nehmen. Nach 50 Jahren durfte ein Grabstein dicht neben seinen Vorgänger gesetzt werden. Die Sandsteinplatten, ursprünglich aufrecht aufgestellte, dann aber in Folge des Einsinkens der Gräber oft halb oder ganz liegende Grabsteine, deren kräftiges Roth sich gut von dem Grün des Bodens abhebt, bilden, in den mannigfaltigsten Größenhältnissen ein längliches Viereck und enthalten, über der durchweg hebräischen Inschrift, in Relief das Familien- oder Hauswappen. Da sieht man die Häuser oder Familien zur Kanne (Kann), zur Flasche (Flesch), zum Schloß, zum Bär, zum Ochs, zum Löwen, zum Drachen, zum Paradies (Adam und Eva), zum Spiegel, zur Reuße (Reiß), zum Apfel, zum Stern, zum rothen und schwarzen Schild (Rothschild und Schwarzschild), zum Hut, zur Sichel, zum Stiefel (Stiebel) 2c. 2c., deren nicht wenige ausgestorben oder ausgewandert, während andere in der Finanzwelt oder den Wissenschaften weltberühmte Namen erworben haben. W. Stricker.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Das Jubiläum der freien Niederlande. Aus Holland. — Andere laß Krieg führen, du, glückliches Niederland, feiere Feste! so mußte man in

jüngster Zeit gar oft denken, wenn Niederland immer und immer wieder den Beruf zu nationalen Festen in sich fühlte. Da gab es vor 3 Jahren die Enthüllung des Denkmals der „nederlandschen Maagd" im Haag, vor 2 Jahren die Feier des 295 jährigen Bestehens der ältesten Universität Hollands, Leidens, nun gar die Feier der niederländischen Freiheit selbst, die das sonst so ruhige Niederland und sein Volk über die Maßen erregte. Aber jene Feste zogen nur zu einem lokalen Mittelpuncte hin, wer Lust, Geld und Zeit hatte, dieses wurde mit Ausnahme einer Anzahl Orte in Limburg und Nordbrabant, den katholischen Provinzen Hollands, allenthalben, ja auch in vlämisch Belgien, vor Allem in Antwerpen gefeiert. Nur das vornehmste Centrum unter 6—8 gleichen bildete diesmal die Festung Brielle in der Maasmündung, wo es durch die Gegenwart des Königs verherrlicht wurde, Brielle, das 1572 von den Wassergeusen, deren Lage je länger je schwieriger geworden war, ohne Blutvergießen eingenommen und so zur ersten Operationsbasis aller der Unternehmungen ward, die mit der Losreißung Niederlands von Spaniens Oberhoheit nach den ruhmvollsten Thaten endete. In vielen kleineren Orten bestand die Feier nur darin, daß den Kindern „Krentenbrod" (Korinthenbrod) oder eine auf das Fest bezügliche Lithographie gegeben wurde, in den größern Städten bildeten Aufzüge, Paraden, Illuminationen, Festvorstellungen ꝛc. den Haupttheil der Feier und große Summen sind auf dem bekränzten Altar des Vaterlandes geopfert, zu seiner Ehre und zur eignen großen Lustbarkeit des Volkes. In Brielle legte der König den Grundstein zu einem Asyl für alte und invalide Seeleute, außerdem soll dort ein Denkmal der niederländischen Freiheit, wie sie eben dem Meere entstiegen ist, errichtet werden, eine schaumgeborene Aphrodite, aber wenn nach niederländischem klassischen Geschmack — man sehe nur die Ideale der niederländischen Maler oder die rothwangigen Nachkommen der Urbilder derselben an, die, das beweisen eben die Werke jener, sich wohl kaum im Laufe der Zeiten verändert haben — jedenfalls eine von der robusten, derben Gattung. Nun, ohne Zweifel auch von der kerngesunden, denn sie hat sich mannichfachen und heftig wehenden Stürmen zum Trotze unversehrt gehalten und hat, wenn auch das enge Bündniß mit dem Reichthum diesen und jenen ihrer Anbeter mehr und mehr entnervte, doch, wie es scheint, noch Aussicht auf längeres, ja langes Leben.

Ihr Fest hat denn auch freudigen Widerhall in anderen Ländern gefunden; die Kölnische Zeitung und Daily News widmeten ihm Leitartikel zu mehrerem Behagen der Feiernden. Und in der That, es ist eine erhebende Erinnerung, ein Volk, das tapfer und zäh um die Freiheit gerungen und wer die Feier vielleicht auch anfangs widerstrebend miterlebte, fühlte sich doch bald willig in ihren Kreis festgebannt. Aber wenn die Kölnische Zeitung hervorhebt, daß die Niederländer im Grunde immer zum deutschen Reiche, aus dessen Verband sie mit der Losreißung von Spanien endgültig traten, gehalten hätten, daß ihre jetzige Abneigung gegen Deutschland auch wohl nur in dem vorübergehenden Unbehagen über die mögliche Gefahr durch den über Nacht mächtig gewordenen Nachbar wurzelt, so scheint diese Ansicht einigermaßen optimistisch, denn warum die mit wenigen Ausnahmen so lieblose, ja feindselige Haltung? Warum diese für den Deutschen so widrige, immer und immer wiederholte Betonung der gewiß noch zahlreich vorhandenen

deutschen Schwächen, die man in Deutschland so wenig entfernt ist zu verbergen, daß sie die Holländer eben nur aus deutschen Zeitungen kennen? Nationalhaß liegt wohl nicht zu Grunde, aber oft genug bis zur Verblendung gehende nationale Selbstsucht und Selbstüberschätzung, die sich so gern gerade in der Verachtung Deutschlands äußert. Sich in dem Sinne auszusprechen wurde denn auch bei diesem Fest die vielleicht einzige Gelegenheit nicht versäumt, der Umstand nämlich, daß die Musik des 65. preußischen Infanterieregimentes engagirt war, das Fest in Arnhem mit zu verherrlichen. Es sei gut, las man, daß die Fremden dies mit ansähen, so sähen sie doch, welchen Preis man in Niederland auf seine Freiheit stelle. Ob man sich anderen Nationalitäten gegenüber nicht wenigstens freundlicher geäußert hätte?

Das Fest selbst ging, reichliche Regenschauer abgerechnet, die der Beleuchtung mit Talglampen und den nicht für Strapazen berechneten Costümen der in den Aufzügen Mitwirkenden nicht gerade vortheilhaft war, in den bei weitem meisten Orten ganz ohne Störung vorüber. Die Ultramontanen hätten gern die nationale Bedeutung des Festes, die mit richtigem Takte hervorgekehrt war, abgeschwächt und gaben sich alle Mühe die Feier lediglich auf Gründung und Dotirung des Seemannsasyls einzuschränken. Aber wie sie im deutschen Reichstage die Taktik, ihre Bestrebungen hinter scheinbare Beförderung des Nationalwohls zu verstecken, den ihnen in's Gesicht geschleuderten Enthüllungen gegenüber ändern mußten, so thaten sie es hier freiwillig, als einmal Gelegenheit war, sich ohne Rückhalt als nationalgesinnt zu erweisen. So hat es denn außer in den oben erwähnten Provinzen und in Nymwegen keinen besonderen Effect gemacht, daß die Ultramontanen erklärten, nur bei der erwähnten Einschränkung der Feier seien sie im Stande mitzufeiern. Noch lächerlicher erschien die Darlegung des Veteranen der orthodox-protestantischen Partei, Groens an Prinsterer, der behauptete mit den Katholiken gar nicht feiern zu können, mit dem niederländischen Volke aber nur dann, wenn die nationale Seite des Festes fallen gelassen und nur die christliche betont würde. Man bemerkte nicht, daß diese Herren fern blieben; auch von dem Auswege, den die Katholiken hier wohl sonst erwählen, um beim Aushängen von Fahnen sich aus einem bösen Dilemma zu ziehen, daß sie nämlich die niederländischen Farben mit schwefelgelbem — päpstlichem — Wimpel statt des sonst orangefarbigen zu Tage bringen, wurde, wenn überhaupt, doch nur sehr wenig Gebrauch gemacht.

Sein Orange geht zuletzt doch dem Niederländer über alles. Diese warme, liebende, dankbare Verehrung, mit dem er an dem Gründer seiner Freiheit hängt, hat etwas Großartiges, über die Maßen Rührendes. So begann denn überall das Fest mit dem Tragen von Orangeschleifen und Shäwlchen. Der Aermste, und der erst recht, legt es mit einer gewissen Ostentation an, wenn es auch nur ein schmutziger Lumpen über andern ist. Dann natürlich erscheint reicher Flaggenschmuck. Im Haag begann die Feier damit, daß das Andenken Wilhelms des Schweigers an den beiden ihm dort errichteten Standbildern gefeiert ward; dem Haupte seiner dem königlichen Schlosse gegenüber vor dem des Prinzen von Oranien aufgestellten Reiterstatue fehlte, wie der freilich mit größerer Gefahr zu ersteigenden Statue des alten Fritzen beim Berliner Siegesfeste, nicht der Kranz. In Delft brachte man seinen Manen an seinem Grabe eine Ovation und das aus den Zeiten

der Befreiung stammende, so warm empfundene Lied: Wilhelmus van Nassouwe ben ick van duytschen bloet (Blut) mit seiner rührend kräftigen Melodie, mag dieselbe auch aus Frankreich entlehnt sein, zeigte sich auch heut, wie es damals war, als das eigentliche holländische Nationallied. Das im Ausland bekanntere, mit seiner gespreizteren, opernhafteren Melodie steht mehr auf Stufe der Nationalhymnen nach dem Geschmack des Particularismus in Deutschland. Diese Lieder verdrängt auf dem Gipfel der Freude jene trotzige Parole: 't is oranje, 't blyvt oranje en orange boven (oben). Daneben singt hier das Volk vor Allem jetzt die Wacht am Rhein in Uebersetzung, in der indessen der „deutsche Rhein" stehen geblieben ist, dann auch freilich die abscheulichsten Gassenhauer mit widerlich unanständigen Texten. Nun ist ja Anstand nicht das, was man bei einem holländischen Volksfeste suchen muß. Sie sind nicht viel anders, als sie die niederländischen Gemälde mit vor nichts zurückschreckender Naivetät darstellen. Die Gebildeteren suchen soviel wie möglich zu veredeln, namentlich die wüsten Kirmessen, aber: immer auf die bevormundende Art, worüber ich Ihnen früher bereits klagte, und die, wenn sie Erfolg hat, die geistige Selbständigkeit unterdrückt.

Oder ist eine Reformation dieser Feste nur mit Einschränkung der Selbständigkeit möglich? Man sollte es fast denken, wenn man sieht, wie jeder für sich und voll genießt, unbekümmert um die Andern. Da singt, brüllt, grölt jeder sein Lied vor sich, lacht, schwätzt, es ist ein unglaubliches Chaos. Darin aber kommen sie überein, daß alle, Männlein und Weiblein, angetrunken oder gar betrunken sind, oder läßt sie die Freude nur so scheinen? Hier begegnen sich einige Trupps, bleiben vor einander stehen und, ich will einmal euphemistisch sagen, fingen sich an, den Text mit Gesten begleitend und nach dem Rythmus springend; dabei kein Unterschied von Alter und Geschlecht. Sie werden vertrieben von einer langen Reihe Paaren, die einherstürmt jauchzend und johlend, wobei das Frauenzimmer den Ton angibt, nun schließt sich das Ganze zusammen und der Knäuel beginnt zu „hossen", der Hintermann faßt den Vordermann um die Taille und nach dem Takte hüpfen sie so; wer bei engerer Passage zwischen eine solche Schaar geräth, die man am liebsten für verrückt hielte, muß mitmachen, oder es gibt Verdruß. Namentlich aber bei Stockungen des Verkehrs lieben die Weiber zu „hossen", sehr zweckmäßig, denn die nun durch Rythmus und Anfassen beweglich verbundene Masse schiebt sich gleichmäßig fort und überwindet jeden Widerstand. Nun treffen neue Schaaren hinzu: Aus einer Seitenstraße dringt in geschlossenen Gliedern ein Haufe Soldaten vor; man hörte lange ihren Gesang, aber wer beachtete das, er trifft mit einem schwächern Haufen Bürger oder Bauern zusammen. Furchtbar ist der Anprall, denn beide Massen haften fest aneinander. Nun gibt's Händel von der ersten Sorte, denkt der Fremde, da zieht die stärkere Masse schon ruhig ihren Weg weiter, die schwächere ebenso hinterher oder wird von jenen aufgenommen. Selten endigt ein solches Fest, wie in Deutschland leider so oft, und wenn es auch Friedensfest ist, mit einer ausgezeichneten Prügelei. Wer genug hat, zieht sich zurück, da bevölkern sich denn in abgewandter Bewegung die Seitengassen mit Abziehenden, singend und immer singend, aber die Eintönigkeit dieses sich in sich verkriechenden Liedes erinnert an die jenes Liedes vom Tanz der himmelhohen Sphären in Goethe's „Ilmenau", die Inbrunst kommt überein, der Gegenstand schwerlich.

So dauert der Jubel, wie früh er auch begann, bis spät in die Nacht,

um andern Tages zwischen der treu wieder begonnenen Arbeit immer und immer wieder durchzuklingen. Ich vergesse nie, wie den Tag nach dem Feste drei Arbeiter in ihrer Werktracht, mehlbestäubt der eine, Männer näher dem Greise, das unter den Menschen, was die Percherons unter den Pferden, vorbeizogen und sich im Ballettanzen übten, allerdings nur gewisse unter den Jüngerinnen dieser Kunst beliebte feststehende Manieren bei gänzlich mangelndem Geschick andeutungsweise und doch unverkennbar nachahmten. Dann bildet sich gleich ein Publikum, Kinder, versteht sich, hauptsächlich, die Umwohnenden treten unter die Thüre, aber Niemand, auch kein mürrischer Schutzmann, denkt an Störung, alles lacht und freut sich mit. Oder wie ein Schiff anlangte, mit Orange überladen, der Mann am Steuer, die Frau singend und springend Kleider reinigend, zwei Kinder in zum Theil noch orangefarbigem Anzug hin- und wiederlaufend und alles jubilirend, daß das Ufer vom Zuruf widerhallte. Hoch soll er leben! nämlich der um seiner Vorfahren willen, namentlich bei dieser conservativen Menschenklasse so beliebte König, in seiner glauria — man kann einem Schiffer keine schulgerechte Aussprache des Lateins zumuthen. Daneben sprechen denn freilich auch die vier, Eltern und Kinder, in Gemeinschaft wacker der Jeneverflasche zu, omdat (weil) het zoo lecker is, wie sie dem Zuschauer zur Erklärung zuschreien.

Man sieht und erlebt viel Rohheiten bei einem solchen Feste, aber wie gesagt, keine Störung. Es ist durchbrechende, ungebändigte, physische Kraft, aber es hat etwas Harmonisches, es paßt und gehört zusammen, Niemand gibt sich anders als er ist, und Niemand will den Andern anders als er ist; und wie die Freiheit, die sie feierten, wohl allein diese, wenn auch übersprudelnde Fröhlichkeit ermöglichte, so prägt sie dem rohen Stoff doch jene naivkindliche, unbewußt-humoristische Art auf, welche die niederländischen Maler nur abzubilden brauchten, um ihre Kunst an Originalität der italienischen an die Seite zu stellen.

Aus der Provinz Preußen. Dr. Kosch und die Juden. — Ein Bericht aus der Provinz Preußen darf diesmal nicht beginnen ohne einen Hinweis auf den Mann, dessen jüngst erfolgtes Abscheiden in weitesten Kreisen Theilnahme geweckt hat. Dr. Raphael Kosch ist zwar nicht von Geburt der Provinz angehörig hat aber seine ganze Erziehung und Ausbildung in Königsberg erhalten, die dortige Universität besucht, seine ärztliche Thätigkeit dieser Stadt gewidmet und dieselbe auch als Abgeordneter vertreten. Sie darf ihn deshalb den ihrigen nennen. Seine Leiche ist denn auch von Berlin, wo er starb, nach Königsberg gebracht und dort nach einer würdigen Todtenfeier in der Synagoge und unter großer Betheiligung der Bewohnerschaft aller Confessionen auf dem Begräbnißplatz der Juden beerdigt. Kosch war ein „angenommenes" Kind und der ganze Stolz seiner alten Adoptivmutter, die er zärtlich liebte und noch in späteren Jahren täglich besuchte, so daß sie ihn gern ihren „dankbaren Sohn" nannte. Dieselbe Milde der Gesinnung, wie in diesem Verhältniß, zeigte sich auch in seinen Beziehungen zu den Vielen, die ihm freundschaftlich nahe standen, namentlich auch zu seinen Patienten. Er war seiner Zeit ein wegen seiner medicinischen Kenntnisse sehr geachteter und viel beschäftigter Arzt, mit Aufopferung thätig in seinem Beruf und immer bereit Leidenden Beistand zu leisten, auch wenn

keine Entschädigung zu erwarten stand. Daß er unverheirathet blieb und für seine Person sehr geringe Bedürfnisse hatte, unterstützte seine Neigung, sich den öffentlichen Interessen ganz hinzugeben und machte seine Freundschaften um so wärmer und selbstloser. Sein Name ist enge verbunden mit den bekannten politischen Bestrebungen, durch welche Königsberg in den Vierziger Jahren vorleuchtete und die für die Betheiligten nicht ungefährlich waren. Er hatte bereits eine gute Schule durchgemacht, als das Jahr 1848 zu allgemeiner Betheiligung bei politischen Arbeiten drängte, und jenen theoretischen und praktischen Vorstudien verdankte er nicht zum Wenigsten die Ruhe und Gemessenheit der Haltung, die ihn dann auch in den aufgeregtesten Zeiten nicht verließ und ihn in besonderem Grade befähigte, großen Versammlungen zu präsidiren. Ein treuer Anhänger der Fortschrittspartei ließ er sich doch nie zu excentrischen Bestrebungen fortreißen, benutzte er nie die Macht der Rede, um die Menge augenblicklich zu Beschlüssen zu treiben, denen die Nachhaltigkeit der Unterstützung fehlen mußte. Er war darin eine vornehme Natur, daß er immer nur überzeugen wollte. Mit klarem Verstande faßte er stets nur das Erreichbare in's Auge, hielt daran aber mit aller Zähigkeit fest, bis es durchgesetzt war. Er war allemal für den Aufbau von unten auf, nicht für den Aufputz, schlicht in seinem ganzen Wesen, milde in seinen Mitteln, sicher in seinen Zielen. Was ihn aber ganz besonders charakterisirt, ist die Fähigkeit der Selbstbeschränkung auf ein enges Feld der politischen Thätigkeit. dem gerade er vermöge seiner geistigen Veranlagung und seiner Stellung in der Gesellschaft gute Früchte abzugewinnen hoffen dürfte. Es ist schon anderweitig darauf hingewiesen, daß er als Abgeordneter in öffentlichen Sitzungen eigentlich nur zur Geschäftsordnung oder in den Fällen sprach, in denen es sich um eine Vertretung der staatsbürgerlichen Rechte seiner mosaischen Glaubensgenossen handelte. Gerade diese Beschränkung gab dann seinen Worten besonderes Gewicht. Wie gute Dienste er dem Abgeordnetenhause durch die Ueberlegung der formalen Behandlung politischer Fragen geleistet hat, ist bereitwillig von seinen Collegen der verschiedensten Parteien anerkannt worden; es wäre aber auch ein Unrecht, aus dem Umstande, daß er eine unmittelbare Einwirkung auf die materielle Rechtsordnung nur in jenen besonderen Fällen versuchte, wo es für die Gleichstellung der mosaischen Staatsbürger mit den christlichen einzutreten galt, schließen zu wollen, daß er ein enragirter Jude war, oder daß er nur seinen Glaubensgenossen damit einen Nutzen schaffte. Seine Religion war ihm sicher nicht gleichgültig, aber die Humanität ging ihm weit darüber; er hatte in dieser Hinsicht etwas von dem weisen Nathan, und seine Verehrung für Lessing war gewiß größer und inniger, als die für irgend einen berühmten Talmudisten. Sein ganzes Streben ging ja auch dahin, nicht den Juden Sonderrechte zu verschaffen und sie in ihrem eigenartigen nationalen und confessionellen Leben zu stützen, sondern im Gegentheil die letzten Schranken fortzuräumen, die sie hinderten vollberechtigte preußische und deutsche Staatsbürger zu sein. Dieser Punkt ist gar nicht scharf genug zu betonen. Das ganze Mittelalter hatte die Juden als heimathberechtigt in Jerusalem angesehen; sie waren ihm eine versprengte Nation, aber doch eine Nation, die in sich einen festen Zusammenhalt ohne jede Rücksicht auf die politischen Grenzen hatte, nach eigenem Gesetz und Herkommen lebte und auch durch

den längsten Aufenthalt ihrer Mitglieder in einem christlichen Lande nur Schutzverwandtschaft erlangen konnte. Diese Anschauung blieb herrschend bis in die neuere Zeit hinein und wurde in Preußen erst zu Anfang dieses Jahrhunderts durchbrochen, indem die Juden durch Edict vom 11. März 1812 unter der Bedingung der Annahme fester Familiennamen das Staatsbürgerrecht erhielten. Es fehlte aber viel, daß damit auch schon ihre staatsbürgerliche Gleichberechtigung ausgesprochen wäre; nur die gewerblichen Beschränkungen hörten damit auf und die Gemeinde- und Staatsangehörigkeit wurde ihnen gesichert, aber ihr religiöser Verband blieb in mancher Hinsicht noch von gesondert politischer Bedeutung, die auf die Juden bezüglichen Ausnahmebestimmungen des Landrechts bestanden nach wie vor, und sie waren von allen Staatsämtern und von den Lehrstühlen der Universitäten ausgeschlossen. Erst im Jahr 1847 erschien das Gesetz über die Verhältnisse der Juden, das sie von dem politisch-reliösen Gemeindezwang in sofern emancipirte, als der Staat die bürgerliche Beglaubigung ihrer Ehen, Geburts- und Sterbefälle obligatorisch dem Richter übertrug. Seitdem haben die „preußischen Staatsbürger mosaischer Confession" unablässig dahin gestrebt, ihre ursprünglich nationale Sondersteuung in Vergessenheit zu bringen und, wie sie gern alle Verpflichtungen christlicher Staatsbürger, namentlich auch die Wehrpflicht, übernommen, auch deren volle Rechte zu erreichen, und hier ist Dr. Raphael Kosch ihr stets gerüsteter Vorkämpfer gewesen — nicht allein im Interesse der Juden, sondern ganz wesentlich auch aus der Erkenntniß heraus, daß dem Staate selbst und allen seinen Angehörigen die Vorenthaltung gleichen Rechtes gegenüber einem gewissenhaft mitthätigen Gliede der bürgerlichen Gesellschaft aus religiösen Vorurtheilen nicht nützlich sein könne, daß aber im Gegentheil die Gesammtheit gewinnen müsse, wenn jedes Glied sich dem Organismus innig verwachsen und davon untrennlich fühlen lernte. Es ist auf diesem Wege und zu diesem Ziele bereits viel erreicht. Die Frage, welcher Confession der Candidat angehöre, steht wenigstens nicht mehr maßgebend im Vordergrunde; wir haben mosaische Lehrer an den Gymnasien, mosaische Richter, ja sogar mosaische ordentliche Universitätsprofessoren. Was aber weitaus das Wichtigste und vornehmlich Kosch's unablässigen Bemühungen zu danken ist: der Judeneid hat aufgehört eine Beleidigung jedes gewissenhaften Menschen zu sein; der Jude schwört wie der Christ, vor dem Richter und mit einem einfachen: „so wahr mir Gott helfe!"

Man wolle sich nur vergegenwärtigen, was der Judeneid in der Synagoge oder mindestens vor dem Rabbiner und zwei jüdischen Zeugen nach einer langen im Gesetz vorgeschriebenen Vermahnung zu bedeuten hatte. Es gab eine Zeit, wo kein Jude gegen einen Christen Zeugniß ablegen konnte, weil man annahm, der Jude betrachte den Eid nicht als ein durch die Religion geheiligtes Bestärkungsmittel der Wahrheit und den Meineid als keine Sünde. Als das preußische Landrecht zusammengestellt wurde, ergingen allen Ernstes Aufforderungen an geachtete Rabbiner großer jüdischer Gemeinden und Wissenschaftsmänner mosaischer Confession, namentlich auch an den berühmten Moses Mendelsohn in Berlin, Gutachten darüber abzugeben, ob der Eid nach ihren Religionsbegriffen und Lehrsätzen für bindend betrachtet werde. Diese Gutachten fielen allerdings zustimmend aus, aber der Gesetzgeber hielt es nun doch für nöthig, jedem Schwörenden durch den

Rabbiner selbst vor glaubensverwandten Zeugen eine Vorhaltung machen zu lassen, welche die Begründung jener Gutachten in sich faßte und das tiefe Mißtrauen bestätigte, das damals noch selbst in den aufgeklärtesten Köpfen gegen die Gewissenhaftigkeit der mosaischen Unterthanen maßgebend war. Der schwörende Jude mußte sich nach Landrecht zur Eidesleistung durch Abwaschung der Hände und durch Anlegung des Gebetmantels und der Gebetschnur vorbereiten und es hat in einem Falle durch Gutachten von jüdischen und christlichen Gelehrten sogar erst festgestellt werden müssen, daß ein nicht fehlerfreier Gebetmantel der Gültigkeit und Kräftigkeit des Eides nicht Eintrag thue. Dann kam die Warnung: „Ein jeder gläubiger Israelit ist schuldig, der Obrigkeit, sie sei jüdisch oder christlich, bei Rechtsstreitigkeiten die Wahrheit zu gestehen und solche auf ihr Begehren mit einem Eide zu bekräftigen. Ein von der christlichen Obrigkeit geforderter Eid ist also, nach der Lehre der Rabbiner, für keinen unrechtmäßiger Weise erzwungenen Eid zu erachten" u. s. w., es folgen nun Aussprüche der Rabbiner und Bibelverse zur Bestätigung, daß der Meineid ein unsühnliches Verbrechen sei, das Gott nicht nur an dem Meineidigen selbst sofort, sondern auch an dessen Familie und dem ganzen Lande strafe. Läuft dann der Sühneversuch fruchtlos ab, so sollen die anwesenden Juden außer dem Rabbiner und den Zeugen einander zurufen: „Weichet von dem Aufenthalte dieser frevelhaften Leute," (was zum Glück nicht erzwingbar war) worauf dann nach einer nochmaligen Verwarnung und nachdem dem Schwörenden die bekleidete Thora in den Arm gegeben worden, der Eid abgeleistet werden konnte. — Diese Procedur ist noch vor Jahr und Tag bei allen preußischen Gerichtshöfen executirt und man kann leicht denken, welchen Eindruck sie auf alle Anwesenden machte. Betrachtete der gebildete Jude sie auch nur als eine Ceremonie, die nun einmal vorgeschrieben war und möglichst eilig und unfeierlich abgethan wurde, so mußte er sich derselben doch innerlich schämen, wenn er ihre Bedeutung kannte, und die etwa anwesenden ungebildeten Christen sahen dadurch ihre Neigung nur bestärkt, den Juden nicht als einen vollen Mitbürger zu betrachten, gegen den man auf der Hut sein müsse. Was es heißen will, wenn jetzt christliche und mosaische Zeugen neben einander vor dem Richter stehen und unisono den Eid nur mit einer verschiedenen Bekräftigungsformel am Schluß sprechen, wird darnach klar sein. In der That! erst jetzt sind die Juden völlig eingebürgert, nachdem man sie von der Last eines specifisch-jüdischen Gewissens befreit hat. Hätte Kosch sich in keiner andern Weise politisch bethätigt, als durch seine Arbeit an der Beseitigung dieser mittelalterlichen Gesetzesreste, er würde doch unter dem Publikum aller Zeiten eine hervorragende Stelle einnehmen, denn er hat damit nicht nur der regeren bürgerlichen, sondern der weiteren menschlichen Gesellschaft einen Dienst geleistet. — N—s.*)

Das neue Griechenland. Aus Athen. — Wer Athen, wie ich, seit

*) Da ein junger Königsberger Gelehrter in der „Altpreußischen Monatsschrift" unter der feierlichen Verwahrung gegen die Urheberschaft dieser Correspondenzen aus der Provinz Preußen das Zeichen S—n für sich vindicirt, mir aber der Buchstabe allemal sehr gleichgültig ist, so zeichne ich fortan N—s.

neun Jahren nicht gesehen, dem macht die Stadt den Eindruck erfreulichen Emporblühens, eines materiellen Wohlstandes, den man in den Zeiten der Revolution nicht hätte ahnen können. Ueberall geschmackvolle Häuser, zum Theil mit Säulenfaçaden geschmückt, neue breite Straßen, öffentliche Gebäude, deren Pracht — um hier nur Akademie, Polytechnikum, Blindenanstalt zu erwähnen — in kleineren deutschen Residenzen nichts gleichkommt. Der private Wohlstand ist so gestiegen, daß man über hundert Millionäre im Lande zählt, während früher ein reicher Grieche in Griechenland selber zu den größten Seltenheiten gehörte; man nannte mir naiv einige zwanzig Mädchen hier in Athen, die eine halbe Million Drachmen zur Mitgift erhalten würden. Geld für merkantile und industrielle Unternehmungen ist leicht zu beschaffen; die Actien der von Renieris trefflich geleiteten Nationalbank, eines Instituts, das die schlimmsten Erschütterungen der Revolution, selbst das Bombardement im Juni 1863, sodann eine Reihe gewaltsamer Anleihen durch die jeweiligen Machthaber glücklich überstanden hat, stehen 1500 über Pari (2500 für 1000 Drachmen). Man kann auch nicht leugnen, daß die Griechen ihr Geld verständig zu gebrauchen wissen und mit Privatmitteln eingreifen, wo der Staat zu arm, die Regierung zu indolent ist für öffentlichen Unterricht, Schulen und Universität zu wirken. Selbst hier ansässige Fremde, die dazu neigen, die hiesigen Zustände als hoffnungslos zu beurtheilen, rühmen es als einen achtungswerthen Zug der Griechen, daß sie für Subscription auf gelehrte Werke, Ankauf von Büchern, Errichtung von Bibliotheken große Summen beisteuern. Der Universität, deren Bibliothek auf nahezu 200,000 Bände angewachsen, fließen fast täglich Unterstützungen aus Privatfonds zu. Vor Kurzem hinterließ ein Fleischer, der weder lesen noch schreiben konnte, 150,000 Frs. für die Universität, 150,000 für das Arsacion, 200,000 für seine alte Mutter, mit der Bestimmung, daß nach deren Tode auch diese Summe an die Universität fallen solle. Die Regierung war darüber so gerührt, daß sie dem Verstorbenen zur Erhöhung der Leichenfeier noch rasch den Erlöserorden zustellen ließ. Die Bildung ist minder um ihrer selbst willen populär, als weil sie ein wesentliches Stück des Ruhmes der nationalen Vergangenheit ausmacht, denn dafür gilt einmal hier das hellenische Alterthum.

Es wäre jedoch voreilig, wollte man von dem Glanze der Läden in der Hermesstraße, von der Eleganz der Spaziergänger und besonders der Damen, die Nachmittags im Schloßgarten oder auf dem Wege nach Patissia einen für den Orient ungewohnten Luxus entfalten, überhaupt von den materiellen Fortschritten, die das Land unleugbar seit der Revolution von 1862 gemacht hat, auf inneres Wohlbehagen und auf die Dauer geordneter Zustände schließen. Der Staat ist vielmehr moralisch zurückgegangen, während die Individuen sich bereichert haben, die politische Corruption ist auf einen höheren Grad gestiegen als je zuvor.

König Georg sucht die Fehler seines Vorgängers zu vermeiden und thut fast instinktmäßig in Allem das Gegentheil von dem, was König Otto that. Regierte dieser zu viel, mischte er sich allzu häufig in die Geschäfte ein und suchte die Minister nach seinem Willen zu leiten, so regiert der jetzige König gar nicht, bekümmert sich absolut nie um die Geschäfte und läßt die Minister schalten wie sie wollen. Suchte Otto die Verfassung in der Ausführung zu

hintertreiben, so ist es der Stolz Georg's, sich buchstäblich an die Constitution zu halten, er versteht es sogar, sich hinter sie zu verschanzen und ihr so die Verantwortung alles Unheils zuzuschieben. „Ihr seid mit Zaïmis nicht zufrieden", sagt er zur Volksvertretung, „gut: nehmt Bulgaris! — Ihr seid mit Bulgaris nicht zufrieden, nehmt Deligeorgis! — Ihr wollt Deligeorgis nicht, nehmt Kumunduros!" Zwischen diesen vier Persönlichkeiten hat er bisher nach der jeweiligen Majorität oder Laune der Kammer geschwankt, gegenwärtig versucht er's mit einem „gemischten" Ministerium, Bulgaris-Kumunduros. Das Unglück ist, daß diese vier Männer, welche abwechselnd die Geschäfte in Händen haben, bis auf den wohlmeinenden aber sehr beschränkten Zaïmis, arm oder verschuldet und deshalb zwar nicht gerade selbst anrüchig und der Corruption zugänglich sind, doch unterm Einflusse oder in Verbindung mit gemeinen, sittenlosen Subjecten stehen, welche ihr Emporkommen zu Unterschleifen oder anderer Ausbeute mißbrauchen. Mit jedem Ministerwechsel findet, da alle hohen wie niederen Beamten absetzbar sind, ein Stellenwechsel im ganzen Lande statt. Der König protestirt wohl anfangs, wenn ihm ein neuer Ministerpräsident seine ganze zum Theil höchst zweideutige Sippschaft aufdrängen will: „Wie können Sie mir einen Menschen wie Tringhettas zum Minister vorschlagen, der hat ja die Gardinen aus meinem Palast gestohlen? — Worin besteht Vlassopulos' Verdienst, außer daß er gut Violine spielt?" Aber diese Herren sind „Kumbaren" des Ministerpräsidenten, haben Einfluß auf die Kammer, und so muß sich der junge Fürst in die würdelose Gesellschaft finden, die das Akkessorium des Präsidenten bildet. Jetzt hat ein Ministerium nur Aussicht auf Dauer, wenn es aus lauter Corrupten besteht, gegen einen Ehrlichen läuft sofort die ganze Kumparia Sturm, bis er gestürzt ist. Ein Beamter, der die Honigtöpfe und den Tabak zurückwiese, den man ihm für kleine Beförderungen und Gehaltszulagen darbietet, ist einmal nicht zu dulden.

Voriges Jahr bot der Kriegsminister Southos dem Könige in aller Unschuld sein Landgut Tatoï am Parnes zu Kauf an und verlangte dabei einem Kaufschilling für 50000 Stremmen Landes. Bei der Vermessung fanden die Offiziere nur 13000 Stremmen vor. Entrüstet erklärte Southos diese, die er doch selbst examinirt und befördert hatte, für Ignoranten. Als jedoch auch der Baumeister der Academie Zieler, ein Deutscher, nur 13000 Strem. herausfand, ward der Kauf rückgängig, und der König hat nun zehn kleine Inseln im Kanal von Euböa „Petalius" für sich erworben oder vielmehr vom Czaren zum Geschenk erhalten.

Durch die sinnlosen und gefährlichen Bestimmungen der gegenwärtigen Wahlordnung werden die Wahlen buchstäblich zu Parteischlachten; man rechnet auf eine Kammerwahl 50—60 Morde oder Todtschläge. Auch das Räuberwesen dient gegelentlich poltitischen Zwecken; man rieth uns ernstlich davon ab, unsere Tour in den Peloponnes zu unternehmen, „bevor die Wahlen zu Ende seien". An Wahlbestechungen kommt in der Regel eine halbe Million Drachmen in Umlauf; mancher Deputirte hat 25—30,000 Drachmen Kosten, während er in der Session nur 2000 vergütet erhält. Wer 400 Unterschriften von Schiffern, Tagelöhnern und Kutschern aufbringen kann, darf sich als Candidat aufstellen lassen. Doch hat jeder Distrikt unter den Aufgestellten nur eine bestimmte Anzahl zu deputiren, die obenein im

Distrikte selbst ansässig sein müssen. Als ich den König neulich in einer Unterredung über die politische Misere darauf hinwies, daß durch diese Beschränkung leicht einmal alle Capacitäten ausgeschlossen werden könnten, erwiderte er, dafür verträten die Deputirten so am besten die Bedürfnisse und Wünsche ihrer Gemeinden und Distrikte; es ist jedoch klar, daß auf diese Weise die griechische Kammer keine National-, sondern eine Localrepräsentation darstellt. Große Hoffnung scheint König Georg auf Erneuerung des Zweikammersystems zu setzen. Als ich einwand, es fehlten für eine erste Kammer alle Grundlagen, vor allem die conservative Stütze eines besitzenden Adels; die Gerusia sei es gewesen, die zuerst König Otto verlassen, entgegnete er, er wolle seine Gerusia anders bilden, auch nicht aus lebenslänglichen Gerusiasten; eine Vertretung der Geldaristokratie auf bestimmte Zeit scheint ihm vorzuschweben. Jedenfalls wäre ein tüchtiger Staatsrath weniger kostspielig und immer zuverlässiger und brauchbarer als eine erste Kammer.

Nach französischen Maximen sucht der König eine Ableitung für die politischen Leidenschaften in den Zerstreuungen den Vaudevilles zu schaffen, die er mit 8000 Dr. unterstützt und fleißig besucht, während die Oppositionsblätter in moralischer Drapirung wider die Offenbach'sche Frivolität eifern. Allerdings hat König Otto zu seinem Sturze wesentlich durch die Aufhebung der italienischen Oper in Athen beigetragen, diese aber durch Cancanmusik zu ersetzen, ist doch bedenklich. Es fehlt dem König ein sittlich ernster und treuer Staatsmann, der ihm die Erbärmlichkeit so kleinlicher Mittel nachweise, ihn von Paul de Kock und Feydeau zu gehaltvoller Lectüre hinüber und allmählich zu eigener Thätigkeit und politischer Initiative anleite. Das Volk trennt noch monarchisch gesinnt wie immer, die Person des Fürsten von der corrupten Leitung der Minister und hofft auf eine plötzliche Aenderung des Systems. In äußerster Resignation bleibt ihm noch immer der Trost, daß „König Georg Kinder hat, die hoffentlich anders sein werden als er." Sollte, was ich nicht für nahe bevorstehend halte, der kritische Moment eintreten, so darf sich der Fürst weder auf die Treue der Kammer noch auf die projektirte Gerusia, noch selbst auf die nächsten Diener und Beamten, ja sogar auf die Armee nicht verlassen. *κμβ.*

Die Processe; das Budget. Aus Paris. — Wie kurz zuvor im Processe Janvier de la Motte die kaiserliche, so ist jetzt in Trochu's Proceß die Wäsche der Nationalvertheidigung und in dem Mottu's die eines erlauchten radicalen Weltverbesserers untersucht worden. Der Figaro, der unter dem Kaiserreich imperialistisch, seit dem Frieden zuerst jesuitisch-legionistisch war, aber neuerdings wieder bonapartistisch geworden ist, hatte es unternommen, den militärisch wohl nicht besonders befähigten aber, was Ehrenhaftigkeit anbelangt, über jedem Verdacht stehenden General Trochu in der ungemessensten Sprache des Verraths zu zeihen. Trochu strengte einen Injurien-Proceß an, dessen Ausgang war, daß die Jury Villemessant, den berüchtigten Herausgeber des Figaro, und Vitu, den Autor des Artikels zu je 3000 Fr. Geldstrafe und einem Monat Gefängniß verurtheilte. Da die Jury die Anklage der Verleumdung abwies und nur die der Beschimpfung bejahte, so triumphiren natürlich die Bonapartisten. Die Zeugen-Aussagen während des Prozesses bewiesen jedoch vollständig die Unschuld des Generals, der sich jetzt vor dem

Tribunal der unparteiischen Mitwelt und der Geschichte als freigesprochen betrachten darf. Es stellt sich heraus, daß Trochu nie die geringsten Gunstbezeugungen vom Kaiserreich angenommen, daß er seine Beförderung nur der Anciennität und dem Verdienst zu verdanken hatte. Am 4. September, als das morsche Gebäude zusammenbrach, nahmen alle hochgestellten Imperialisten sogleich Reißaus und General Trochu hatte durchaus keine Macht, die Kaiserin und die fallende Dynastie zu beschützen. Die Gerichtsverhandlungen waren more franco mehr sensationeller als juridischer Natur. Der General sprach lange selbst und zeigte rednerische Begabung. Dem Advokaten Grandperret, dem letzten Justizminister des Kaiserreichs, der den Figaro vertheidigte, rief er zu: — „Einem verächtlichen Lakaien des Kaiserreichs gebührt es nicht, die Ehre eines Soldaten schwärzen zu wollen." Der rühmlich bekannte Advokat Allon, der den General vertheidigte, sagte seinen Mitbürgern bittere, aber nützliche Wahrheiten, unter Anderen: „Es gibt keine gute Revolution; sie schieben alle den Fortschritt und die Civilisation auf. War 1848 nothwendig? War 1830 nothwendig? Und wenn man weiter zurückgeht, steht man nicht wie verloren vor der großen Revolution selbst, wenn man an die Jahre denkt, wo es vielleicht möglich war, sie zu vermeiden und wenn man sich frägt, ob das Heil nicht in „dem großen Verrath des Grafen von Mirabeau" war?" — Ein großes Licht der Pariser Radicalen, Herr Mottu, einer der Arrondissement-Maires von Paris vom 4. September bis zur Commune und jetzt Pariser Stadtrath, wurde wegen Bankerotts und Schwindel vor Gericht gestellt. Bis 1865 war er Gerber gewesen, dann machte er sich plötzlich zum Banquier. Er gründete eine Bank-Gesellschaft mit 500,000 Fr. Capital, das er fälschlich als unterschrieben ankündigte, und legte sich sogleich 12,000 Fr. Gehalt zu. Er machte sich vielfacher Betrügereien und Unterschlagungen schuldig und wurde dafür zu 2 Jahren Gefängniß verurtheilt. Unterdeß wird sich Frankreich ohne den ultra-demokratischen Staatsmann, Paris ohne seinen Stadtrath, und der Radical, den Herr Mottu zur Belehrung seines Volkes herausgab, ohne seinen Redacteur behelfen müssen. Die bemerkenswertheste Unterschlagung war die der zur Errichtung des Baudindenkmals gesammelten Summe, welche dem ehrenwerthen Banquier anvertraut war.

In dem französischen Budget, das vor den Kammer-Ferien in Eile abgestimmt wurde, belaufen sich die veranschlagten Einnahmen auf 2429 Mill. Nach dem Budget bemessen ist jetzt Frankreich unzweifelhaft die größte der Nationen. 1815½ Mill. alter Steuern, der Rest aus neuen Steuern und Steuererhöhungen. Von den von der Regierung auf 2415 Mill. veranschlagten Ausgaben bewilligte die Kammer 2334 Mill., auf den Staatsdienst, Armee und Marine einbegriffen, fallen davon 984 Mill. Die Kosten der Steuersammlung hinzugerechnet stellen sich die Ausgaben auf 1233 Mill. der Ueberrest von 1101 Mill. wird zur Verzinsung der Staatsschuld gebraucht. Es läßt sich demnach eine Verzinsungsausgabe von mindestens 200 Mill. mehr jährlich voraussehen, wenn die Anleihe zur Beschaffung der noch an Deutschland schuldigen 3 Milliarden wird gemacht sein. Und doch scheint diese finanzielle Lage und der Verlust zweier Provinzen die Franzosen von ihrem Wahne nicht geheilt zu haben.

Ausgegeben: 12. April 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Zukunft der Berliner Museen.

Eine Organisation und Pflege unserer Kunststätten im Stil des neuen Reiches, auf erweiterter Basis der Kaiserstadt, als Ausgangspunkt für Anregung und Concentration der im Volk treibenden künstlerischen Kräfte — diese edle und erste Friedensaufgabe ist, seit die Waffen ruhen, in allen Kreisen gleichmäßig begriffen worden. Unser Herrscherhaus ist auch heute der hohen Pflicht eingedenk, die Berliner Museen, das schöne Vermächtniß der preußischen Könige an das Volk, stetig zu heben und dem größeren Zwecke zuzubilden. Ein verheißungsvolles Pfand dafür gab die schon im Sommer 1871 erfolgte Ernennung des Kronprinzen zum Protector der kgl. Kunstanstalten, welcher ersichtlich der Wunsch zu Grunde lag die höchste leitende Stelle mit den Forderungen der Kunstbildung der Gegenwart in unmittelbarer lebendiger Berührung zu erhalten. Und die erfreuliche Gewähr, welche diese Wahl für die Zukunft unserer Kunstinstitute bietet, erhält die beste Antwort in dem entgegenkommenden Interesse des Volkes, das sich besonders bei der neuerlichen Mehrforderung der 100,000 Thlr. für Museumszwecke wie in der Kammer so in Presse und Publikum mit seltener Einstimmigkeit ausgesprochen hat.

Minder einstimmig sind die Vorstellungen und Erwartungen von den Mitteln, durch welche die höher gefaßte Aufgabe am besten und schnellsten zu erreichen sei. Es trifft sich für die Lösung derselben gewiß günstig, daß in Berlin ein langdauernder provisorischer Zustand in der Verwaltung der Kunstanstalten, durch besondere Verhältnisse veranlaßt und bisher gefristet, gerade jetzt das Bedürfniß nach definitiver Neuorganisation ganz unabweislich gemacht und zugleich die Uebelstände, welche dieselbe vermeiden, die Vortheile, welche sie sich aneignen muß, mit erwünschter Klarheit herausgestellt hat. Und gewiß trifft sich's günstig, daß gerade jetzt der Wechsel im Cultusministerium die Hemmungen rein persönlicher Natur beseitigt, welche jeden Glauben an einen fruchtbaren Aufschwung dieser Institute bisher verkümmern mußten.

Die Bahn ist wieder frei, um vom Frischen zu beginnen: freilich ein um so ergiebigeres Feld für Conjecturen, fromme und berechtigte Wünsche,

ungeduldige Hoffnungen und unzeitige Vorwürfe, mit welchen denn auch die guten oder interessirten Freunde der Sache nicht zurückhalten.

Eine polemische Absicht, sei es den überspannten Erwartungen oder den übereilten Warnungen gegenüber liegt uns an dieser Stelle fern. Besser wird, meinen wir, ein orientirender Blick auf die ursprüngliche Bestimmung unserer Kunstmuseen nach dem Willen der königlichen Stifter und auf ihre Traditionen auch die Richtung erkennen lassen, in welcher sich eine gesteigerte Pflege und eine den zeitgemäßen Forderungen entsprechende Weiterbildung dieser Anstalten zu bewegen haben wird.

Das Schinkel'sche Alte Museum war von Friedrich Wilhelm III. lediglich für Originalwerke bestimmt, für die Sculpturen- und Gemälde-Gallerie, die Sammlungen des Antiquariums, Bronzen, Münzen u. s. f., und war, ähnlich den Kunstinstituten in München, Dresden, Wien, zunächst mehr auf die Aufnahme des Vorhandenen berechnet als auf stetige Vermehrung. Einer planmäßigen Vermehrung im Großen setzte ohnehin sowohl das Maß der angewiesenen Mittel als die Räumlichkeit Schranken, besonders bei den platzraubenden Sculpturen und Gemälden. Hier beschränkte sich der Zuwachs auf gelegentliche Erwerbungen hervorragender Werke, wie der at tischen und etruskischen Denkmäler, der römischen Amazone. Mehr konnte für das Antiquarium geschehen, welchem die fortgesetzten Ankäufe noch in den letzten Jahren z. B. den Hildesheimer Silberfund, die wichtigen Terracotten aus den Gräbern von Cervetri, zahlreiche Monumente aus Kypros und die herrlichen attischen Grabvasen zugebracht haben. Das Münzcabinet zumal ist unter der gegenwärtigen kundigen Direction auf eine Stufe mit den ersten europäischen gebracht worden.

In dem Stüler'schen Neuen Museum stiftete Friedrich Wilhelm IV. die ägyptische, nordische, ethnographische Sammlung, das Kupferstichcabinet und die Kunstkammer; der größere Theil der Räume aber war nicht den Originalen, sondern den Nachbildungen angewiesen. Die Gallerie der Gypsabgüsse von assyrischen, hellenisch-römischen, mittelalterlichen und modernen Bildwerken, Architecturstücken, Geräthschaften, bildet ein Ganzes, mit welchem an Reichthum des Inhalts und Güte der Auswahl keine ähnliche Sammlung wetteifern kann. In dem Gesichtspunkt der Nachbildung war ein wesentliches Element der Kunstbelehrung gewonnen, welches den stetigen Zuwachs nicht nur nicht ausschließt, sondern geradezu verlangt. Jetzt sind freilich auch diese Räume angefüllt, ja überfüllt. Ein Neubau, zu welchem allerdings außerordentliche Mittel erforderlich wären, wird auf die Länge unumgänglich sein, und schon jetzt wird es sich darum handeln, den neuen Anschaffungen provisorische Localitäten anzuweisen, um eine Stockung zu verhüten.

Die Mehrbewilligung von 100,000 Thlr. wird nun zunächst die Möglichkeit gewähren, die Erwerbung werthvoller Kunstwerke in größerem Maßstabe zu betreiben als bisher der Vermehrungsfonds von ca. 15—20,000 Thaler jährlich gestattete. Auf eine massenhafte Vermehrung der Denkmäler muß man freilich gegenwärtig noch verzichten, zumal auf dem artistischen Markt die Preise der Waaren in den letzten Jahren unglaublich gestiegen sind. Eine Concurrenz mit dem Budget des britischen Museums werden unsere Anstalten noch auf lange nicht aushalten können. Dagegen besitzen dieselben einen Vorsprung vor denen anderer Nationen in der Fähigkeit schnellerer Orientirung auf dem Terrain, wo Erwerbungen in Aussicht stehen, mittelst der zahlreich im Auslande lebenden deutschen Gelehrten, Künstler und Techniker. Bekannt ist, wie verdienstlich auch in dieser Hinsicht das seit wenigen Jahren zur Staatsanstalt erhobene römische Institut für archäologische Correspondenz mit seinem Netz von Correspondenten durch ganz Italien gewirkt hat und fortwährend wirkt. Die Einrichtung einer Filiale dieses Instituts in Athen ist gegenwärtig in Aussicht genommen: ähnlich werden künftig auch an anderen geeigneten Observationsposten Kunstagenturen zu bestellen sein, um die Gelegenheiten zu Ankäufen wahrzunehmen und diese zu vermitteln.

Allein auch eine wirksamere Initiative soll sich anschließen. Expeditionen nach den alten Culturländern zur Erforschung des Bodens, zu Ausgrabungen, Sammlungen von Abgüssen der wichtigsten Denkmäler und Copien von Inschriften versprechen die fruchtbarste Ausbeute wissenschaftlicher und künstlerischer Funde. Wie zahlreiche Punkte der griechischen und kleinasiatischen Küste, der Inseln des griechischen Archipel, harren nur des ersten Spatenstichs! Eine Entdeckungsreise nach Olympia und dem Thal des Alpheios, dessen Sand und Kies so manchen Schatz der alten Cultstätte birgt, war bereits vor Ausbruch des Krieges angeregt und sollte unter Mitwirkung unserer jungen Marine Gestalt gewinnen: jetzt ist dieses Project der Ausführung erheblich näher gerückt. Die eindringlichen Worte, in welchen Ernst Curtius am letzten Geburtsfeste des Kaisers in der Universitätsaula solche Unternehmungen empfahl, werden nicht verloren sein.

Auch das Princip der Nachbildung läßt einer weiteren Ausdehnung Raum. Entsprechend der unausgesetzten Vermehrung der Gypsabgüsse und Modelle bietet sich eine Ergänzung der Sammlung von Malerwerken in der Form einer Copiengallerie. Von einer Vereinigung von Copien der erlesensten Meisterwerke auswärtiger Gallerien, durch wirklich berufene Hände ausgeführt, wie sie bereits in kleinerem Umfange süddeutsche und englische Privatgallerien aufzuweisen haben, darf man sich nicht blos eine Bereicherung des Lehrstoffs, sondern einen wohlthätigen Einfluß auf die Geschmacksrichtung des Publikums, ja durch Befördern der Concurrenz copirender Künstler

einen vortheilhaften Rückschlag auch auf die künstlerischen Studien selbst versprechen.

Ueberhaupt drängt in dem Maße, als die Theilnahme an den Schätzen unserer Kunstanstalten im Publikum Boden gewinnt, die Frage sich als berechtigt vor: durch welche Mittel der massenhafte Lehrstoff, welcher in den Sammlungen vorliegt, noch mehr zum öffentlichen Nutzen verwerthet werden kann. Hier erwachsen einer durchgreifenden Leitung unserer Museen neue praktische Aufgaben. Das Bedürfniß, durch lebendige Anschauung den öffentlichen Unterricht, zumal den künstlerischen zu fördern, ist im Princip gewürdigt; einer engeren Verbindung der archäologischen und kunsthistorischen Lehrkurse unserer academischen Docenten mit praktischen Demonstrationen an den Denkmälern ist durch improvisirte Einrichtung von Auditorien im Museum selbst, durch Anlage einer Museumsbibliothek und kunsthistorischer Apparate bereits erwünschter Vorschub geleistet. Allein diese Unterstützung des Unterrichts muß über die Grenzen des academischen Hörsaals der Hauptstadt hinausgehen. Auch in den Provinzen läßt sich für Universitäten und Kunstacademien, Gymnasien und Zeichnenschulen, in gewissem Umfang auch für Real- und Bürgerschulen, durch eine gute Auswahl von Nachbildungen plastischer Werke Aehnliches erreichen. Durch Gypsabgüsse, Münzabdrücke, ganze ikonographische Reihen von Büsten, Photographien und Stichen würde dem historischen und culturhistorischen Anschauungsunterricht ein brauchbarer Apparat geschaffen werden. — Diesem Zweck entsprechend wäre zunächst eine bedeutende Erweiterung der bereits mit den Museen verbundenen Formerei unerläßlich, weiterhin die Einrichtung einer photographischen Anstalt im Dienste der Museumsdirection, die den Vertrieb der Gegenstände in die Provinzen im Einverständniß mit dem Unterrichtsminister zu ordnen hätte. Wenn auf solchem Wege die Gegenstände der Berliner Kunstanstalten in gewissem Sinne dem ganzen Lande zugänglich gemacht werden, so wird damit auch die Bildung des Geschmacks an den wahren Mustern, nicht blos in der Schule, sondern im Leben selbst allgemeiner als eine wichtige Bedingung des Culturfortschritts begriffen und nachhaltiger denn bisher angeregt werden.

Der Fortschritt eines in weiten Kreisen verbreiteten Kunstgeschmacks wird sich vorzugsweise auf allen den Gebieten der Industrie und des Handwerks bildend äußern, welche von der Kunst die Formen und Mittel entlehnen, auch den Hausrath des Lebens kunstgemäß zu gestalten und zu schmücken, allen also, welche man gemeinhin unter dem Begriff Kunstgewerbe (nicht dem engen der sogenannten Luxusindustrie) zusammenfaßt. Es wird neuerdings immer mehr als Aufgabe des Staates erkannt, das Kunsthandwerk nicht dem Willkürtreiben der Mode zu überlassen, sondern ihm durch methodische Erziehung und Uebung solidere Grundlagen und bestimm-

tere Richtungen zu geben, und so den Modegeschmack selbst zu schulen. Auch hier sind uns die Nachbarnationen vorangegangen: die Erfahrungen, welche England und Frankreich mit den Museen von Kensington und Cluny, Florenz und Wien mit ähnlichen Instituten gemacht haben, sind in Berlin erst seit wenigen Jahren zur Einrichtung eines Gewerbe-Museums und der damit verbundenen Apparate, Ausstellungen und Lehranstalten benutzt worden. Wie zeitgemäß diese Einrichtung war, beweist das erstaunlich schnelle Wachsthum des Instituts, besonders der Gewerbeschulen. Auch an anderen Punkten des Reiches, in den größeren Städten und Centren der Industrie sollen nunmehr unter Beihülfe privater Kräfte Sammlungen und Ausstellungen zu ähnlichen Zwecken in's Leben gerufen werden.

Ein engeres Zusammenwirken unserer Kunstinstitute mit den Kunstgewerbe-Anstalten, wie es auf dem oben angedeuteten Wege durchführbar ist, würde sich hier ungemein fruchtbar erweisen. Denn die allgemeine Geschmacksbildung, welche durch die Kunstmuseen erreicht wird, kann nur fördernd auf die Richtung des Geschmackes wirken, der im Kunstgewerbe vorherrschen soll. Das Urtheil, welches sich an dem Schönen und Anmuthigen auf der höheren Stufe gebildet hat, wird um so weniger auf dem Gebiete der eleganten Industrie und der Tagesmode fehlgreifen.

Gerade für Realisirung solcher Pläne, um das vorhandene und vermehrte Kunst- und Lehrmaterial in höherem Maße nutzbar zu machen, ist der Eintritt des Kronprinzen als Protector von großer Bedeutung. Der Fürst hat von jeher jener praktischen, erziehenden Seite der Kunstpflege vorwiegend Verständniß und Interesse zugewandt: für die Gründung des Gewerbemuseums und der Zeichenschule desselben hat sein Einfluß, wie man weiß, die kräftigste Anregung gegeben. Das Protectorat ist kein bloßer Titel: es hat vor Allem eine praktische Bestimmung. Wenn gleich die hohe Stellung des Thronerben die Detailadministration ausschließt, so ist sie doch wieder zur Beseitigung der Schwierigkeiten und Hemmnisse, welche bei Durchführung der geplanten Einrichtungen nicht fehlen werden, von unschätzbarer Wirkung. Darin ebensowohl wie in der Persönlichkeit des Prinzen liegt die beste Zukunft des Instituts.

Die Frage, welche Veränderungen in der Verwaltungsorganisation der Museen sich an das Eintreten des hohen Protectors anschließen werden, soll in Kurzem zur Entscheidung reif sein. Nothwendig ist nach den Erfahrungen der letzten Zeit vor Allem eine größere Freiheit der Bewegung in der oberen Leitung, eine feste Concentration der Verwaltung, um die bereits besprochenen mannigfachen Aufgaben mit Erfolg praktisch durchzuführen. In diesem Sinne dürfte die Stellung des Grafen Usedom aufzufassen sein, den das Vertrauen des Kaisers zum Beirath des Kronprinzen Protectors berufen hat. Schon

nach dem Ausscheiden des letzten Generaldirectors im Jahre 1868 ward Usedom als der Mann bezeichnet, welcher berufen sei, den arg verfahrenen Zuständen in der Museumsverwaltung Halt und Ordnung wiederzugeben. Vielfache allgemeine Bildung und geschäftliche Routine, ein reges Kunstinteresse und nicht zum wenigsten ungewöhnliche Terrainkenntniß, zu welcher dem Grafen sein vieljähriger Aufenthalt auf dem diplomatischen Posten in Italien die gern ergriffene Gelegenheit bot, lassen ihn in der That als eine durchaus geeignete Persönlichkeit erscheinen, die Organisation der Einrichtungen und practische Förderung der neuen Aufgaben in die Hand zu nehmen. — Im Uebrigen darf man von dem neuen Unterrichtsminister mit Zuversicht erwarten, daß er der freieren Bewegung der Administration nicht unnöthige Schranken setzen, und daß er zur Verwerthung der Kunstschätze für den öffentlichen Unterricht im ganzen Umfang des Staates seinerseits gern die Hand bieten wird.

Mehrfach ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß man die Oberleitung der Berliner Museen am besten einem Gelehrten von Fach überweisen werde, und daß die Ernennung eines Generaldirectors mit den herkömmlichen repräsentativen Qualitäten überhaupt nicht zu wünschen sei. Es ist nicht ganz unmöglich, daß sich einmal ein Gelehrter findet, der auf jedem Gebiete unserer bildenden Kunst wohl beschlagen und ohne besondere Vorliebe für ein bestimmtes Gebiet ist, der die volle persönliche Autorität besitzt, welche ihm bei den Verhandlungen mit hohen Personen und den verschiedenen Ministerien das nöthige Gewicht giebt, der zugleich mit der geschäftlichen Erfahrung und der Arbeitskraft ausgestattet ist, welche für diese große administrative Leitung nöthig sind, und der endlich die bei einem großen Gelehrten nicht berechtigte Entsagung hätte, seine wissenschaftliche Thätigkeit für die administrative aufzugeben. Unmöglich ist dies nicht, wohl aber sehr unwahrscheinlich. Denn für Nebenarbeit in Mußestunden sind die Aufgaben dieses Amtes viel zu umfangreich und zu wichtig. Die Aufgabe des neuen Leiters wird vorzugsweise sein, die entgegenstehenden Ansichten und Interessen auszugleichen, die umfangreiche Administration zu übersehen und ihr praktische Aufgaben zu stellen, nicht zuletzt durch eine sichere und feste Haltung diesem großen Gebiet von Interessen unter vielen Competenzconflicten geneigten Willen zu gewinnen und zu erhalten. Dafür dürfte ein Gelehrter oder ein Kunstforscher doch weniger geeignet sein, als die wohl bekannte Persönlichkeit, welcher jetzt durch das Vertrauen des Kaisers die vorbereitenden Maßregeln für die Neuorganisation übergeben worden sind. Es läßt sich schon jetzt vorhersagen, daß die dargestellten Zielpunkte der Thätigkeit, welche Graf Usedom übernommen hat, in naher Zukunft einen Umfang geben werden, welcher über die bisherigen Functionen eines Generaldirectors der königlichen Museen hinausgeht.

Gewiß sind wir berechtigt, dem neuen Charakter, welchen die königlichen Museen unter dem Protectorat des Kronprinzen annehmen werden, eine gedeihliche Zukunft zu prophezeien: sofern der Hauptgesichtspunkt festgehalten wird, den reichen Inhalt unserer Kunststätten noch mehr als bisher zur Erziehung, Bildung und Belehrung der Nation ergiebig zu machen.

Nicolaus von der Flüe.

2.

Es wäre ein großer Irrthum, anzunehmen, daß der persönliche und geschäftliche Verkehr unserer Vorfahren zu irgend einer Zeit offener, treuherziger, weniger vorsichtig und argwöhnisch gewesen sei, als jetzt. Zwar hatte der Deutsche oft das Bedürfniß, sich vertraulich aufzuthun, die überlegene Schlauheit des Italieners war ihm sehr unbequem, und er rühmte ihr gegenüber nicht ohne Grund die angestammte Biederkeit und Ehrlichkeit. Dennoch zwangen ihn die Unsicherheit des Lebens, des Rechtsschutzes, der Charactere viel mehr an sich zu halten und seine Worte und Handlungen bedächtig zu überlegen, als unter uns Modernen gewöhnlich ist. Der welterfahrene Mann unterschied sich am meisten dadurch von dem Thörichten, Einfältigen, dem dummen Brüderlein. Wenn zwei Fremde friedlich zusammentrafen, so war ihre Unterhaltung in den feststehenden höflichen Formen ein gegenseitiges Ausholen, mit dem Bestreben möglichst wenig zu geben und möglichst viel aus dem andern herauszufragen. Es ist eine ganz ähnliche Diplomatie, wie sie jetzt noch bei alten klugen Bauern gefunden wird. Von vielen Schriftstellern des Mittelalters macht uns zwar ihre Sprache und Darstellung bei der ersten Bekanntschaft den Eindruck einer behaglichen Naivetät, sehen wir aber näher zu, so finden wir damit ein fremdartig zweckvolles und behutsames Wesen verbunden, sie verstehen ganz ausgezeichnet zu verschweigen und die Ereignisse tendenziös darzustellen. Auch die beiden Einsiedler von Unterwalden, Bruder Klaus und sein Schatten, Bruder Ulrich, sind solche welterfahrene Diplomaten, und jenes „Gott weiß" des großen Heiligen, welcher gar nichts aß, und das „iwe" des kleinen Heiligen, welchem drei Bissen Brod für den Tag genügten, sind heitere Beispiele für die Geschicklichkeit des Mittelalters unbequeme Fragen abzulenken. — Mögen die Leser d. Bl. sich gefallen lassen, daß nach dem Berichterstatter, Hans von Waldheim, noch einige andere Augen-

zeugen vorgeführt werden, deren Erzählung den früheren Bericht über einen ungewöhnlichen Mann ergänzt.

1478 am Sylvestertag. — Albert von Bonstetten, aus altem rittermäßigem, reichbegütertem Geschlecht in der deutschen Schweiz um 1445 geboren, wurde schon als Jüngling Capitular, 1470 Dekan der fürstlichen Abtei Einsiedeln, bevor er noch Priester geworden war. Er war einer der ersten Schweizer, welche die freie humanistische Bildung der Italiener in ihrer Heimath einbürgerten, er hatte die Universitäten zu Basel und Pavia besucht und Rom aus eigener Anschauung kennen gelernt. Auch später erfreute er sich an dem brieflichen Verkehr mit dem älteren Geschlecht der Humanisten: Nikolaus Wyle, Antonius Laudensis, Franz Philelphus, Marquard von Breisach, mit Bischöfen und italienischen Fürsten, den Visconti, dem Dogen Mocenigo und Andern. Seine Neigungen blieben, soweit uns sein Leben bekannt ist, vorwiegend weltlich. Er wußte den Jagdspieß und seine Bracken zu führen und citirte lieber lateinische Classiker als die Kirchenväter. Auch als Schriftsteller war er rührig. Er sandte nach der dilettirenden Weise der Humanisten seine lateinischen Stilübungen in Briefen an gelehrte Freunde, beschrieb, wie mehrere seiner Landsleute, die Burgunderkriege, verfaßte eine kurze Beschreibung der Schweizer Eidgenossenschaft, eine Geschichte des Klosters Einsiedeln, eine des Hauses Oestreich, einige Legenden, zwar alles ohne ernste Studien, aber in einem Stil, der damals als elegant betrachtet wurde. Da wo er eigene Erlebnisse aufzeichnet, wie in der folgenden Mittheilung, erweist er sich als guter Beobachter von besonnenem Urtheil.

Im Jahre 1482 wurde Albert von Bonstetten kaiserlicher Hofcaplan und Comes Palatii, erhielt als solcher das Recht, Notare und gewöhnliche Richter zu bekleiden, Urkundenschreiber zu ernennen, uneheliche Kinder zu legitimiren. Zehn Jahre später schenkte ihm Kaiser Max aus besonderer Gunst 170 Formulare zu Adelsbriefen unterschrieben und besiegelt, welche Bonnstetten nach Belieben mit Namen versehen und verkaufen durfte. Dergleichen Papier wurde damals, wie noch heut, von eitlen Bürgern gern gekauft und gut bezahlt.

Ueber das spätere Leben Bonstetten's wissen wir wenig, auch nicht das Jahr seines Todes. Wir dürfen annehmen, daß er zwischen seinen römischen Dichtern ruhig in der Weise eines wohlhabenden Prälaten seiner Zeit fortlebte, gastfrei gegen lateinische Gelehrte, welche in seine Nähe kamen, mehr heiterem Lebensgenuß als den politischen Händeln zugewandt. Ließ ihm der Tod die nöthige Zeit, so machte er sicher zuletzt seinen regelrechten Frieden mit dem Himmel nach den Geboten der Kirche, der er verlobt war, ähnlich wie damals die meisten vornehmen Geistlichen, Cardinäle und Päpste, mit

einer Bildung, die in Wahrheit nicht mehr kirchlich und mit einer Geschmacksrichtung, die kaum noch christlich zu nennen war.

Bonstetten war etwa 34 Jahre alt, als er mit einigen Freunden am Ende des Jahres 1478 den Bruder Klaus aufsuchte. Die lebhaften Eindrücke dieser Reise schildert er kurz darauf in kleiner Schrift. Ein Exemplar derselben sandte er vier Jahre später dem Rath von Nürnberg, und legte dem lateinischen Text eine deutsche Uebersetzung bei, die aber schwerlich von ihm selbst verfertigt ist, denn einzelne lateinische Ausdrücke sind falsch übersetzt, und lateinische Constructionen sind oft ganz wörtlich und gegen den Geist der deutschen Sprache übertragen, so daß man hie und da den lateinischen Text zu Hilfe nehmen muß, um das Deutsche zu verstehen. Die Handschrift ist erst in unserer Zeit durch Archivar Joseph Baader aufgefunden und 1862 durch Gallus Morel, (Geschichtsfreund der fünf Orte B. 18.) im lateinischen und deutschen Text herausgegeben. Daraus ist das Folgende mit Abkürzungen in unsere Sprache übertragen. Bonstetten erzählt:

„Ich erachte, das Land Unterwalden ist darum so geheißen, weil zu beiden Seiten dem Fuß der gellenden Felsen schwarze Wälder angeheftet sind. Unter ihnen liegt tiefer abwärts das Land, zur Genüge fruchtbar, nur nicht an Korn und Wein, sehr grasreich, hat Seeen, Wiesen und sausende Bäche in großer Lust und Fülle. Dies Landschäftly theilt sich durch einen großen Wald, ebenso wie Virgilius schreibt, wo er von den hohen Zinnen Karthagos spricht: Dort war inmitten der Stadt ein Wald mit fröhlichem Schatten.

Allhier ist ob dem Wald aus niederem Geschlecht Nikolaus geboren mit Zunamen unter der Flüe geheißen, und zwar nach der Wahrheit. Denn wer möchte in den Thälern geboren werden, der nicht unter etlichen Felsen geboren würde? was wir aber einen Felsen heißen, thun sie eine Flüe nennen. Nikolaus hat als Bauersmann von Jugend auf der Arbeit, besonders ländlicher, angehangen und es giebt keine Art der Arbeit, der er sich nicht mit gebogenem Leibe unterzogen hat. Als er aus seiner Jugend in das bequeme Alter kam, unterwarf er sich auch dem Ehestand, denn er wußte, daß das Joch des Herrn am wenigsten zweifelhaft und am süßesten ist, welches von göttlichem Munde eingesetzt wurde durch das Wort: „wachset und mehret euch." Er hat auch unter diesem Joch nicht dürre Zweige gepflanzt, denn er hat wohlgeschopfte Kinder von beiderlei Geschlecht seliglich gezeugt. Nie ist er als ehebrüchich vermerkt worden, nie als Weinschwelg, als leichtfertiger Balger oder Händelsucher oder als Lüstling, nie hat er hoffärtige Dinge begehrt oder Reichthum oder Armuth, sondern er war so wie Ovidius redet: halte dich zwischen den beiden, am sichersten geht sichs im Mittel.

Nachdem er eine lange Zeit ehrsam gelebt als ein auserwählter Nachbar, ein angenehmer Landgenosse, Jedermann treu, Niemand überflüssig, wurde er sehnsüchtig diese vergiftete Welt zu verlassen und ein Einsiedelleben zu führen. Denn schon vor vielen Jahren hatte er in reinem Vorsatz seinen Leib versucht, indem er ihm mit hohem Fleiß Alles abbrach. Jetzt verließ er sein Gemahl, seine Hufe, das Haus und Alles, was ihm jemals köstlich, lieb und werth war. Darnach hub er an sich mit einer Zelle zu versehen in der Tiefe, in der er jetzt wohnt, und blieb in derselbigen lange Zeit mit großer Enthaltsamkeit; nicht allein in Speise und Trank, sondern auch in andern menschlichen Dingen seinen Leib hoch casteiend. Man sagt, daß er im Anfang allein dürre Birnen und Bohnen, Kräuter und Wurzeln mit dem Bachwasser, das daneben hinfließt, genossen habe, bis er zuletzt anhub sich alle zeitliche Speise abzubrechen.

Da dies geschah, ist dieser Leumund allenthalben zu den Thalleuten gekommen, wie daß Nikolaus ein Waldbruder geworden sei, und keine Speise noch Trank mehr genieße. Und was thaten dazu der Landamman und die Räthe, damit sie nit zuletzt zum Gespött würden durch solches Gerücht, das da anhub zu Jedermanns Ohren auszufliegen? Darüber ungewiß ließen sie den Einsiedler Tag und Nacht durch geschworene und zuverlässige Hüter umlegen, die hoch zusehen sollten, ob ein Mensch ihm etwas Speise oder Trank zutrüge, oder ob er selber etwas nehme. Da die Sache so ernstlich behandelt wurde, ist mit gewisser Wahrheit und Kundschaft bei demselben Bruder nichts Eßbares noch Trinkbares erfunden worden, es sei denn vom Himmel. Dieser Leumund hat der Menschen Herzen in das höchste Verwundern geführt. — Er hatte so nit zwei Jahr gelebt da huben viele Leute an, ihn in der Wüste zu suchen und zu besehen. Die Landleute bauten ihm eine Kapelle mit einer angehefteten Zelle.

Und da dieses Gerücht sich allenthalben verbreitete, brannte auch ich vor Begier, ihn zu besehen, erhob mich zuletzt mit einer ehrsamen Gesellschaft und eilte zu seiner Wildniß. — Der Landamman, der uns aus freiwilliger Güte geleitete — er war ein geborener Freund von Nikolaus — ging voraus auf die Stiege bei der Klause und bat für uns um Zutritt, den er auch nach einer kleinen Weile erwarb, und wir gingen auch zu ihm. Nun hat diese Zelle zwei Gemach übereinander, in dem obern erwartete uns der Diener Gottes, und da er uns sah, sprach er gar sanft und demüthig mit männlicher Stimme, das Haar aus der Stirn gestrichen, in aufrechter Haltung: „Gegrüßt seid ihr in Gott, allerliebste Väter und Brüder.“ Dabei bot er uns nach guter Reihenfolge die Hand. Wir dankten ihm alle erschrocken und wahrlich, mir richtete sich mein Haar auf und meine Stimme stockte mir in der Kehle. „Und zu was seid ihr hergekommen an dies Ende und

in den Schlund dieser Wildniß? daß ihr mich armen Sünder beseht? ich fürchte ihr findet nichts bei mir, was solcher Leute würdig ist. — „Ja, Alles, wie wir hoffen, was dem ewigen Gott wohlgefällig ist, einen Ritter Jesu Christi und einen treuen Diener Gottes" sprachen wir alle aus einem Munde. „Wollte Gott, das wäre wahr", antwortete er dagegen, und nach wenig Worten, die geschahen, sprach er: „kommt herab in die Wärme". „Gehe vor, Vater", sprachen wir, „wir wollen dir nachgehen". Und als wir dort etliche Fragen thaten, antwortete er nicht nach Art der Gleißner, sondern schlicht wie einem Ungelehrten ziemt, und doch ausgewählt und hoch bedacht, so daß Niemand daran etwas hätte aussetzen können, auch ein Feind nicht. Unterdeß wandte ich meine Augen hin und her, besah Alles und merkte mir die Person und die Zelle genau. Er ist von guter Länge, ganz mager, braun und runzlich, hat verwirrte dünne Locken schwarz mit Grau gemischt, den Bart in der Länge eines Daumen, mittelmäßige Augen mit gutem Weiß, weiße Zähne in guter Ordnung, eine Nase die wohl zu dem Angesicht steht, er ist nicht sprechlustig und hält sich auch vor Dingen, die ihm unbekannt sind, so, daß man ihn auf keinem Versehen betrifft. Ich glaube, er ist an 60 Jahr; wenn man ihn anrührt ist seine Haut kalt. Er ist barhaupt und barfuß, trägt einen grauen Rock auf dem bloßen Leib, das kleine Gemach war lauwarm am St. Sylvestertag mit zwei kleinen Fensterlein, es hatte neben sich kein Gemach und keinen heimlichen Schlupf, als nur den Raum von dem wir vorhin geredet haben. Ich sah kein Hausgeschirr, keinen Tisch auch keine Schlafstreu, er muß stehen oder sitzen, oder auf der Diele im Staube liegen, wenn er das thun will. Zuletzt fragten wir ihn nach dem Leben seines Miteremiten, mit Namen Bruder Ulrich, den lobte er uns hoch und bat, daß wir denselben auch aufsuchten und besähen, ehe wir aus der Wildniß gingen.

Und jetzt war es Zeit zu scheiden, daß wir ihm nicht überflüssig würden. Beiderseits segneten wir uns und empfahlen uns in das Gebet und gingen hinweg, das Wasser hinauf gegen die gellenden Felsen eilten wir zu der Zelle Bruder Ulrichs etwa zehntausend Schritt. Wir standen, klopften an, der Vater that die Thür auf, und bot uns gütlich grüßend die Hand. Wir gingen in sein Stübli und saßen nieder, er nahm sich selbst die unterste Stelle, sprach ein wenig Gotteswort und wir merkten auf. Und da dies zu Ende kam, redeten wir mancherlei mit einander. Der ist auch ein wenig lateinisch und liest, aber nur deutsche Bücher, von denen er mir etliche darbot, und ich glaube dort die Evangelien und das Leben der Altväter verdeutscht gesehen zu haben. Seine Sprache ist schwäbisch, und wie er sagte, ist er von Memmingen gebürtig. Er ist ein Männlein von kleinem Leibe, fleischig und mit einer Glatze, nicht sehr bärtig, und redselig, viel mehr

als Bruder Nikolaus sich der Welt erweist, ich meine das kommt vom Lesen. Dieser lobte wieder den Bruder Nikolaus aufs Allerhöchste und sein strenges Leben und sprach unter Anderem: „dieser mein Mitbruder ist über den Jordan geschifft, aber ich armer Sünder wohne noch diesseits". Wir boten dem Alten Gottes Gnade und gingen aus der Wildniß jeder in seine Heimath.

So habe ich kurz zusammengefaßt, was ich mit meinen Augen gesehen, und will noch kurz berichten, was ich von glaubhaften Leuten gehört habe. Im Anfang seines Einsiedlerlebens habe ihn der böse Geist mit Schlägen sehr gepeinigt, so daß die ihn oft halbtodt liegen fanden, welche ihn zu besuchen pflegten. Alle Tage, zumal zur Sommerzeit, geht er aus seiner Zelle drei Stunden zu einer Höhle, wo er sein Gebet vollbringt. Er rühmt hoch den Gehorsam und den Frieden, und mahnt sehr die Eidgenossen und alle, die zu ihm kommen, solchen Frieden zu halten. Etliche reden auch, daß er künftige Dinge vorhergesagt habe. Aber nie habe ich, weder von ihm selbst noch von anderen wahrhaften Leuten erfahren, daß er sich mit solchen Dingen irgend einmal abgegeben habe. Darum habe ich wegen seines tugendreichen, andächtigen Lebens zu ihm ein gutes Zutrauen und halte auch nur Gutes von ihm, und lasse mich nit irren wenn Andere viel anders urtheilen. Was stört das mich? die Rechtsgelehrten sagen: soviel Köpfe soviel Sinne."

Bis hierher Albert von Bonstetten. Sein verständiger Bericht über Bruder Klaus, der beste welcher uns geblieben ist, läßt mit genügender Deutlichkeit erkennen, wie das strenge Fasten des Bruders allmählich den Ruf einer wunderbaren Enthaltsamkeit hervorrief und wie dieser Ruf und das Wunderbedürfniß der Menge ihm und seinen Vertrauten die Versuchung zu täuschen nahe legte. Und nicht weniger lehrreich ist, daß es schon damals viele Zweifler gab, und daß der Bruder Gegner hatte, welche ihn für einen Betrüger hielten. Das folgende Zeugniß berechtigt zu dem Schluß, daß die Zweifler und Widersacher zum Theil der vornehmen Geistlichkeit angehörten.

Vor Weihnacht 1481. Der Zeuge, welcher jetzt gerufen wird, ist ein Gesell von weit anderer Art, von berühmtem Namen, viel besprochen, zu seiner Zeit hoch gefeiert und stark beargwöhnt, spätern Jahrhunderten in manchem eine mysteriöse Persönlichkeit. Johannes Trithemius i. J. 1462 als Sohn eines Winzers zu Trittenheim an der Mosel einige Stunden von Trier geboren, als Knabe von einem harten Stiefvater übel behandelt, entlief dem Vaterhaus — wie er selbst behauptet — aus Eifer für Schule und Bildung. Als fahrender Schüler trieb er auf den Landstraßen und an lateinischen Schulen umher, und erhielt seinen Antheil an dem Fluch und dem Gewinn dieses Bettellebens. Wir sind zu der Annahme genöthigt, daß er nach dem Brauch fahrender Schüler den Bauern Gänse stahl, bei Bürger-

frauen Brot bettelte, vor der Küche geistlicher Herren in lateinischer Sprache um eine Suppe bat und durch die Noth und das unsichere Leben dieser Jahre an Schamgefühl und Ehrlichkeit verlor. Aber er war in vielem auch von ungewöhnlicher Geisteskraft, schnell und behende im Lernen, mit einem Sprachtalent begabt, welches später das Erstaunen seiner Zeitgenossen wurde, und mag schon damals den besten Latinisten der Zeit, die er seine Lehrer nennt, darunter Wessel, Wimpfeling, Celtes, als hoffnungsvoll aufgefallen sein.

Im Winter 1482 zog der Schüler mit einem Gesellen auf der Landstraße bei dem Benedictiner-Kloster Sponheim unweit Kreuznach vorbei, er bat um Essen und wurde freundlich aufgenommen. Nach dem Aufbruch überfiel ihn am Walde ein furchtbarer Schneesturm und bewog ihn nach längerem Widerstand zur Rückkehr in's Kloster. Damals sagte er seinem Kameraden: „du wirst sehen, wenn wir in's Kloster zurückgehen, bleibe ich dort.“ Acht Tage darauf wurde er mit zwanzig Jahren Novize, als der Winter kam, legte er das Ordensgelübde ab.

Es war eine sehr heruntergekommene Abtei, das Klostergut durch gewissenlose Aebte vergeudet, die Mehrzahl der Mönche ausgelaufen, weil Speise und Trank ihnen zu dürftig schien, die Entsittlichung arg. Alle Versuche einer Reformation der Klosterzucht vermochten nicht zu bessern. Als im nächsten Jahre der Abt gewählt werden sollte, fand sich Niemand, der dazu geeignet schien, und Johannes, der jüngste Mönch, wurde sechszehn Monate, nachdem er die Klosterpforte überschritten hatte, zum Abt erkoren.

Wir dürfen seiner Versicherung glauben, daß er sich ernsthaft bemühte, in das verlodderte Wesen Ordnung zu bringen, und daß ihm dies nach mancher Richtung gelang. Er legte sich als Abt selbst die Entbehrungen der Mönche auf, was sehr ungewöhnlich war, sparte nach Kräften, löste verpfändete Güter ein, verwandte die Geschenke, welche er allmählich als Schriftsteller von hohen Herren erhielt, zum Nutzen des Klosters, führte neue Gebäude auf, darunter eine schöne Abtwohnung, und mühte sich, die Ordensregel wieder in Geltung zu bringen. Mit unablässigem Sammeleifer war er beflissen, dem Kloster eine Bibliothek zu schaffen, er tauschte und kaufte Handschriften und Druckwerke ein, erhielt oft Gelegenheit, die seltensten Pergamente aus andern verwahrlosten Klöstern seines Ordens um eine Kleinigkeit zu erwerben. Auch seine Mönche zwang er, sehr wider ihren Willen, solche Handschriften abzuschreiben, die er nicht zu behalten wagte. Nur 48 unbedeutende Bücher hatte er im Kloster vorgefunden, er brachte die Bibliothek bis auf 2000 Bände, darunter die größten Seltenheiten in den verschiedensten Sprachen, nicht nur griechische, auch einzelne arabische, sogar,

wie er rühmt, indische. Die Bibliothek galt bald für ein Wunder und wurde von gelehrten Reisenden angestaunt.

Unter seinen Handschriften und Büchern erwarb er eine Belesenheit, wie kein anderer seiner Zeitgenossen, er wurde ein sehr fruchtbarer und sehr gewandter Schriftsteller, dessen Gelehrsamkeit als ganz einzig erschien. Kaum ein Gebiet des gelehrten Wissens gab es, auf dem er sich nicht thätig zeigte. Zunächst natürlich in theologischen Fragen, er ist eifrig bemüht, sich als kirchlich rechtgläubig zu erweisen, verfolgt sogar die Hexen, vertritt am liebsten die Ansichten der strengsten Kirchenpartei, schreibt für Unfehlbarkeit, für die unbefleckte Empfängniß, für die Wirksamkeit von Reliquien, und wird nicht müde, strenge Entsagung, Klosterzucht und Lectüre der heiligen Schrift zu empfehlen. Aber alle diese Rührigkeit war mehr die eines gewandten Industriellen, der seine Meinung nach dem eigenen Vortheil zurichtet, als die eines wahrhaft frommen Mannes; ihm lag offenbar das Studium der Bibel weniger am Herzen, als das der Kirchenväter und profanen Schriftsteller, und es ist einiger Grund zu der Annahme, daß er in seinem eigenen Leben die Zucht, welche er Andern einschärfte, nicht zu wahren vermochte; wenigstens wurde ihm nachgesagt, daß er gegen die Regel ein Weib in der Abtswohnung unterhalte. Freilich ist bei den Gebildeten jener Zeit der Unterschied zwischen ihrer Lehre und ihrem Leben, zwischen edlem Wort und niedrigem Thun, sehr auffällig, nicht nur bei Lehrern der Kirche, auch bei den Humanisten. Schöne Gedanken und fromme Regeln zu verkünden war damals für Viele ein neuer rhetorischer Genuß, dem sie sich mit großer Wärme hingaben, in ihrem Haushalt aber wirthschafteten daneben schamlos die Fehler eines hartherzigen, selbstsüchtigen Jahrhunderts.

Als Schriftsteller ist Trithemius nicht nur ein gelehrter Sammler, auch ein schneller und gescheuter Verarbeiter seiner Lesefrüchte, kein starker Charakter; leicht angezogen und dabei von ausnehmender Arbeitskraft, aber flüchtig, bestimmbar, renommistisch. Mit seinen Erfolgen wuchs seine Eitelkeit. Die Geschenke reicher Gönner zu sammeln wurde ihm reizvoll, und immer größer wurde die Versuchung auf Bestellung gerade das zu schreiben, was ihm Bewunderung, silberne Becher und Edelsteine eintrug.

Durch Handschriften, die ihm in die Hände fielen, und durch zufällige persönliche Bekanntschaften gerieth er unter Anderem auf die Medicin, Alchemie und Astrologie, er fand, daß solche Wissenschaft bei vornehmen Laien ganz besonders Ansehen gab, er verfertigte geheimnißvolle Medicamente, z. B. eines, welches den Studenten das Lernen erleichterte, verfaßte — offenbar nach alten Recepten, die er in seinen Handschriften fand — eine Steganographie oder Polygraphie, d. h. eine Lehre von den Geheimschriften, welche er schon vor der Veröffentlichung marktschreierisch empfahl, die aber,

soweit sie uns erhalten ist, nur aus einer Reihe kindischer und unpractischer Anweisungen zu verschiedenen Methoden der Geheimschrift besteht, er umgab sie mit cabbalistischem Zierrath, um sie für eine Offenbarung von sieben welthütenden Geistern auszugeben. Dieselbe Vorstellung von den sieben Welthütern — welche er klüglich Engel nennt — wandte er auch auf die Chronologie an, indem er die ganze Zeitrechnung von Erschaffung der Welt in dreimal sieben Zeiträume theilte und jeden unter die dreimal wiederkehrende Herrschaft eines dieser sieben Weltbewahrer setzte. In Wahrheit sind seine Genien nichts anderes als die alten Planetengötter der Babylonier, dieselben Regenten des Jahres und der menschlichen Schicksale, welche aus den astrologischen Schriften der Griechen, Araber und Juden in die Kalender und in die Prognostika des Volkes übergegangen waren, und noch jetzt in unsern kleinen Planetenbüchern über das künftige Schicksal neugeborener Knäblein und Mägdlein belehren.

Er selbst hielt ohne Zweifel sein historisches Wissen für den werthvollsten Theil seiner gelehrten Habe. Er hatte mehr von den Geschichtsschreibern deutscher Vorzeit gelesen, als irgend ein anderer, und war sehr willig, seine Kenntnisse in neuen Werken zu verwerthen, die er auf Bestellung verfertigte. Dieser Freude verdanken wir seine Hauptarbeit, die Chronik des Klosters Hirsau am Neckar, die er später als „Annalen" umarbeitete und fortführte, ein Werk, das noch jetzt von Bedeutung ist, weil er aus seiner Zeit und der nächsten Vergangenheit eine Fülle von schätzbarem Detail bewahrt hat. Wo ihn aber für frühere Jahrhunderte seine Quellen im Stich ließen, da wußte er sich auf eine ungewöhnliche Weise zu helfen. Er erfand alte Geschichtsschreiber, deren Werke er in Händen gehabt haben wollte, einen Mönch Meginfried als „großen Chronographen" von Fulda aus der Zeit der letzten Sachsenkaiser, und einen noch wünschenswertheren Hunibald, diesen als Gewährsmann für die älteste Geschichte der Franken. Seine unverschämten Fälschungen haben bis in die Neuzeit den deutschen Quellenforschern Pein bereitet. — Doch während sein Ruhm bei den Zeitgenossen hoch stieg, vermochte er in seinem Kloster Sponheim keine feste Ordnung zu schaffen. Er sah lange zu, wie sich sein eigener Prior leichtsinnig in Nonnenklöstern und sehr ungeistlichen Winkeln umhertrieb, bis dieser mit einem Theil der Mönche zuletzt in offene Widersetzlichkeit ausbrach und dem Abt Johannes das Kloster gänzlich verleidete. Trithemius entwich flüchtig aus Sponheim und folgte einer ehrenvollen Einladung des Kurfürsten Joachim von Brandenburg nach Berlin, war aber doch so weit Gelehrter, daß er — wie er schreibt — auf die Länge die Stille des Klosters dem Hofleben vorzog.

Als er reich beschenkt von Berlin nach dem Rhein kehrte, erhielt er nach ärgerlichen Händeln mit seinen Mönchen die Abtei des Schottenklosters

St. Jacob zu Würzburg. Auch dies war eine heruntergekommene Anstalt, der er nicht wesentlich aufzuhelfen vermochte. Er zog sich jetzt auf seinen gelehrten Verkehr und seine Geschichtswerke zurück, gewann die besondere Gunst des Kaisers Maximilian und erhielt wiederholte Beweise derselben, obgleich er diesem den begehrten Geschichtsschreiber Hunibald nicht schaffen konnte, und als er darum gedrängt wurde, zu groben Lügen seine Zuflucht nehmen mußte. Im Schottenkloster starb er 1516, im Alter von 55 Jahren. — Der einst fahrender Schüler gewesen war, hatte als einer der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit einige von den Eigenschaften des begehrenden Volkes auf der Landstraße behalten: die Geschmeidigkeit, welche einem reichen Gönner dienstbereit ist, die Neugier und das Interesse an Fremdem und Seltsamem, die Findigkeit, den Leichtsinn, den Mangel an Gewissen. Auch er war im Grunde eine weltliche Natur, die Kirche hatte ihn aus dem Elend herausgehoben, sie hatte ihm die Mittel gegeben, seine bedeutende Anlage auszubilden, und die Stellung, welche ihm Ansehn und Selbstgefühl mehrte. Zu einem festen und redlichen Mann hatte sie ihn nicht geformt. Für uns aber ist dieser Gelehrte ein sehr bedeutsamer Vertreter der lateinischen Bildung jener Zeit. — Trithemius hat in seinen Annalen von Hirsau (II, p. 527 der ed. S. Gall.) zum Jahre 1487 den Tod des Bruder Klaus gemeldet und dabei Einiges von ihm erzählt. Er kennt ihn nur vom Hörensagen und sein Zeugniß würde deshalb nur geringen Werth beanspruchen, wenn es nicht den Bericht eines Augenzeugen, wie ersichtlich ist, ziemlich genau wiedergäbe. Die Stelle folgt hier mit Auslassung einiger Zeilen in Uebersetzung. Trithemius erzählt Folgendes:

„Ich kannte einen Abt unsres (des Benedictiner-)Ordens, der ein durchaus gelehrter und kirchlicher Mann war, aber etwas zu gierig nach zeitlichem Gut und dem Reichthum dieser Welt, habsüchtig und geizig. Dieser erhielt einst vom Provinzialcapitel den Auftrag, unsere Ordensklöster in der Kostnitzer Diöcese zu visitiren. Da trieb ihn mehr Neugierde als Frömmigkeit, auch diesen wundersamen Einsiedler zu sehen. Der Genosse seiner Visitation war Konrad, Abt von Wiblingen aus derselben Diöcese Kostnitz, ein sehr ansehnlicher Mann in Sitten und Verkehr und ein wahrhafter Mann, von dem ich die Sache gehört habe.

Als sie zum Einsiedler Klaus kamen, fing jener erste Abt an, diesen durch allerlei Reden auf die Probe zu stellen, und er fragte ihn über verschiedene Streitpunkte in der heiligen Schrift, obgleich er wußte, daß der Mann des Lesens unkundig war. Auf alles antwortete der Einsiedler sehr genau, betrug sich durchweg sehr demüthig und gab kein Zeichen der Ungeduld, obgleich er gar sehr von dem Abt gedrängt wurde, der durchaus erforschen wollte, was hinter ihm steckte. Unter vielen versuchenden Reden,

durch die ihn der Abt plagte, frug dieser auch: „bist du der, welcher sich rühmt, in soviel Jahren nichts gegessen zu haben?“ Ihm antwortete der Einsiedler: „Guter Vater, ich habe niemals gesagt und ich sage es wirklich nicht, daß ich nichts esse.“ Der Abt aber drängte weiter in dem Wunsch, den sanften Mann zu reizen, brachte die Rede auf die Habsucht und sagte zum Eremiten: „Was ist Habsucht?“ Da antwortete dieser und sprach: „Was frägst du mich über die Habsucht? ich bin ein ungelehrter Mann und habe nichts, du aber bist gelehrt und reich, und du weißt nicht nur besser als ich, was Habsucht ist, sondern du hast auch schon zur Genüge erfahren, wie die Habsucht im Herzen wirthschaftet. Denn im vergangenen Jahre hast du 27 Fuder des besten Weines von Geiz entbrannt für ein Spottgeld gekauft und am Ende des Jahres um eine große Summe Geld wieder verkauft. Aber deine Habsucht hat dein Bischof gestört und durch seine eigene Gier gestraft, denn er hat dir und dem Käufer die ganzen 27 Fuder Wein weggenommen, gegen deinen Willen und trotz deinen Klagen, und er hat den Wein mit Gewalt in seine Keller geführt und hat dir dafür nicht einen Pfennig bezahlt und wird dir nie einen bezahlen. Diese Zeichen der Habsucht stehn dir auf der Stirn geschrieben, sie wurzeln in deinem Herzen und sind zu deinem Leidwesen offenbar worden.“

Ueber diese Worte erschrak der Abt, er wurde sehr in seiner Seele verwirrt und konnte nichts darauf antworten. Und wer sollte nicht darüber staunen, daß ein unwissender Mann, der mehr als sechzig Meilen von dem Orte der That entfernt ist, offen ausspricht, was er durch keinen irdischen Bericht vernommen hat, zumal in der wüsten Einöde. Es ist kein Zweifel, daß er dies nicht aus Menschenmund hat, sondern durch Offenbarung des heiligen Geistes, denn diesem allein dient er von ganzem Herzen. — Die Sache selbst aber war so verlaufen. Der erwähnte Abt hatte in der Weinlese 27 Fuder Wein, das Fuder um 6 rh. Gulden gekauft. Im nächsten Jahre stiegen die Weinpreise und er verkaufte den erwähnten Wein einem Bürger von Nürnberg, das Fuder um 24 Gulden. Dies hörte der Bischof und aufgehetzt durch schlechten Rath, raubte er den ganzen Wein, lud ihn in ein Schiff und führte ihn in seine Keller, bevor der Käufer seinen Wagen herangeschafft hatte. Denn der Wein lag nicht im Kloster, sondern in dem Dorfe, wo er vom Abt gekauft war. So strafte der Geiz den Geizigen.

Vieles Wahre hat der erwähnte Bruder Klaus vielen Leuten vorausgesagt, und ist von allen, die ihn kannten, für einen wahrhaften Knecht Gottes und Propheten gehalten worden und nicht ohne Grund. Denn da der Ruf ging, daß er nichts esse, haben sich die Schweizer, zumal die von

Luzern zusammen geschworen*) und ihn mit größter Sorgfalt, Emsigkeit und Klugheit bewacht, zuerst insgeheim ohne sein Wissen, dann auch offenbar, so daß nicht möglich war, ihm auf irgend eine Weise durch List Speise zuzutragen, ohne daß sie es merkten. Und die wilde Art dieses Volkes und der Zorn der Landleute sind wohl bekannt, hätten sie an dem Manne Betrug, Täuschung oder Verstellung gefunden, sie würden ihn ohne Erbarmen auf der Stelle getödtet haben. — Auch der Erzherzog Sigismund von Oestreich schickte seinen Physikus, den Doctor Burkhard von Horneck, einen gelehrten Mann und scharfsinnigen Beobachter, der jetzt noch 80 Jahr alt mit mir bei Würzburg lebt, zu demselben Klaus, um zu beobachten, ob der Ruf von unablässigem Fasten wahr sei oder falsch. Dieser beobachtete ihn mit der emsigsten Sorgfalt mehrere Tage und Nächte und stellte über allen Zweifel fest, daß der Einsiedler durchaus keine Speise genieße."

Soweit der Bericht des Trithemius. Er erzählt die Geschichte von dem ungläubigen Prälaten, der durch den frommen Landmann in Verwirrung gesetzt wird, mit einem gewissen Behagen. Zwar war er selbst Benedictinerabt, aber ein armer, und ein Kind aus dem Volke, das bei aller Weltlichkeit des eigenen Lebens doch stärkere Sympathien mit dem entsagenden Landmann, als mit dem habgierigen Prälaten hat. In seiner Erzählung erbittet vor Allem die Erklärung des Bruder Klaus Beachtung, daß er in Wahrheit niemals seine Entsagung von Speise und Trank behauptet habe. Daß dies den Worten nach richtig war, dafür kann man in jener früheren Unterredung des Bruders mit Hans Waldheim, und dem „Gott weiß" eine Bestätigung finden. Aber ebenso deutlich lehrt jenes Gespräch, daß der Einsiedler dennoch beflissen war, auf Umwegen die Meinung von seiner übernatürlichen Dauer zu fördern. Nicht weniger bemerkenswerth ist der selbstbewußte Stolz des Bruders, mit welchem er als Laie sein Leben der Entsagung der Begehrlichkeit des vornehmen Geistlichen gegenüberstelle.

Denn diese Strafrede des frommen Bauern erschien auch dem begleitenden Prälaten als Ausdruck eines starken und ehrlichen Unwillens und als eine Abfertigung, welche der redliche Mann dem Heuchler zu Theil werden läßt. Für uns hat die hervorbrechende Mißachtung des Laien noch eine andere Bedeutung. Die Würdenträger der Kirche waren im 15. Jahrh. gegenüber der ehrlichen Frömmigkeit des Volkes in ungünstiger Lage. Die Sittenlosigkeit einer großen Anzahl war zu einem Scandal für die Christenheit geworden, der Stuhl Petri vermochte nicht einmal mehr, das monar-

*) Ist wörtlich zu nehmen. Vor gefährlichen Unternehmungen, auch wo die Macht böser Geister zu fürchten war, pflegten die Betheiligten einander eidlich treue Hülfe zu geloben.

chische Princip seiner Herrschaft zu wahren. Pabst gegen Pabst, der Pabst durch ein Concilium abgesetzt, der Pabst in bitterem Hader gegen ein anderes Concilium, Rom das große Kaufhaus, wo bei den Fürsten der Kirche durch Bestechung und Intriguen Alles durchzusetzen war; auch die deutsche Landesgeistlichkeit genußsüchtig und verweltlicht. Das war freilich kein neues Leiden, innerhalb der Kirche selbst hatte ein Kampf der besseren Führer gegen die Verwilderung bereits begonnen. Aber auch diese Versuche einer Reform an Haupt und Gliedern, welche von Kostnitz über Basel bis in das 16. Jahrh. herabreichten, blieben schwächlich. Denn gerade die Gebildeten der Kirche waren damals einer Cultur theilhaftig geworden, die ihr Inneres fast ganz von der Kirche löste. Die philosophische Weisheit und die heitere Sinnlichkeit der antiken Welt waren aus alten Pergamenten und dem Schutt römischer Prachtbauten in ihre Seelen übergegangen. Zwischen der Kirchenlehre, die sie zu vertreten hatten und dem, was sie selbst für schön, groß, begehrungswerth hielten, gähnte eine furchtbare Kluft. Ihre äußere Geltung, das Behagen ihres Lebens hing ab von einem großen Institut, dessen Machtmittel sie nicht entbehren konnten, während sie selbst auf den Gebrauch dieser Machtmittel oft mit stillem Lächeln oder mit geheimer Verachtung hinabblickten. Wenn sie der gläubigen Menge ministrirten, welche zusammengeströmt war, um vor irgend woher geholten Reliquien zu beten oder alte Gewandlappen zu berühren, wenn sie in ihrer Geldnoth Pergamente unterschrieben, durch welche die Gaunerei eines ruchlosen Ablaßhandels autorisirt wurde, so betrachteten sie dergleichen Trödelkram achselzuckend als ein nothwendiges Uebel, das untrennbar sei von den Segnungen, welche, wie sie gern annahmen, ihre Herrschaft der Christenheit bereitete. So war gerade durch die Aufklärung und höhere Bildung auch in den Besseren die Lüge ärger geworden, als sie je in der Kirche war.

Gegen das weltliche Treiben der vornehmen Geistlichkeit stand der fromme Sinn des Volkes seit den Hohenstaufen in unablässigem Kampf. Die Katharer und Stedinger, die Waldenser, die Mystiker und die Hussiten hatten sich zu stillen Gemeinden zusammengezogen, oder waren in Waffen von der Kirche abgefallen. Der letzte böhmische Abfall war den Deutschen ein warnendes Beispiel geworden. Aber auch der fromme Deutsche, welcher inneren Frieden und Versöhnung mit Gott ersehnte und die Gnadenmittel der alten Kirche: Fasten, Rosenkranzgebet, Wallfahrten, Messen, Fürbitte der Heiligen, fromme Bruderschaften, Almosengeben für sich in Anspruch nahm, that dies, wenn er von kräftiger Art war, nicht vorzugsweise als treuer Anhänger des Papstes und der Klerisei, sondern er suchte Gott und die Heiligen auf eigne Hand oder unter Leitung eines frommen einfältigen Priesters aus dem Volke. Und wenn ein solcher Mann durch seine Frömmigkeit

bemerkbar wurde, so war er zwar ganz nach dem Herzen des Volkes, er gewann Vertrauen und Ruf, aber die höhere Geistlichkeit betrachtete diesen Demokraten der Kirche mit besonderem Argwohn, gleichviel ob er ihr für einen Betrüger oder Schwärmer galt. Gerade der wahrhaft Fromme war den Kirchenfürsten ein Vorwurf, er war unbequem und konnte gefährlich werden, wenn er seine Stimme gegen die geldsüchtige Tyrannei der Priesterschaft erhob. Wir sehen, daß auch Bruder Klaus solchem Verdacht ausgesetzt war.

Die Unterredung mit dem Abt ist uns ohne Datum überliefert, sie fällt wahrscheinlich vor 1481. Denn in diesem Jahr gewann der Bruder eine Bedeutung, die sogar seinen Gegnern Rücksichten auferlegte. Uns wundert nicht seine Bekanntschaft mit dem Weinhandel des Benedictinerabtes, vom Kloster Einsiedeln her trugen ihm seine geistlichen Vertrauten zuverlässig auch den Klatsch zu, der damals in den Mönchsorden eifrig und bösartig umherlief. Wohl aber überrascht uns um 1481 eine kraftvolle Theilnahme des Einsiedlers an der Politik seiner Heimat. Auch darüber werde hier kurz nach der Erzählung seiner Zeitgenossen berichtet:

22. December 1481. In diesem Jahr war die Eidgenossenschaft in innerlichem Zwist, welcher ihren Zerfall befürchten ließ. Der Bund bestand damals aus acht Orten, den drei Ländern: Schwyz, Uri, Unterwalden, den vier Städten: Luzern, Zürich, Glarus, Bern, und Stadt und Amt Zug. Zwischen den Ländern und Städten war ein alter Gegensatz. In den Urkantonen war alterthümliche rauhe Sitte, ein trotziger Bauernstolz, stille Abneigung gegen die Geschlechterherrschaft und das modische Wesen der Städte. Das Interesse der drei Länder forderte, den Bund nicht weiter auszudehnen, denn ungern wollten die Waldleute den Händeln und Fehden der Städte dienstbar werden und jede Erweiterung des Bundes drohte das Stimmverhältniß zu ihrem Nachtheil zu ändern. Die Städte dagegen hatten das Selbstgefühl, welches größere Macht und Herrschaft giebt, sie vermochten bei einem Kriege fast dreimal soviel Mannschaft zu stellen, als die Länder, ihnen lag am Herzen, den Bund zu mehren und ihre Herrschaft auszubreiten. Längst standen Freiburg und Solothurn in innigem Verhältniß zu ihnen, während der Burgunderkriege hatten beide Städte tapfer auf Seite der Eidgenossen gefochten, dennoch waren die drei Länder einer Aufnahme dieser Orte in den Bund abgeneigt. Da hatten die vier Städte den drei Ländern Grund zu berechtigter Unzufriedenheit gegeben, denn sie hatten 1477 mit Freiburg und Solothurn ein Bündniß auf Grundlage des gegenseitigen Burgrechts geschlossen, obgleich wenigstens eine der Städte, Luzern, durch beschworenen Vertrag mit den drei Ländern sich des Rechtes auf solche Se-

paratbündnisse ausdrücklich begeben hatte. Die Schwäche der Städte in diesem Streit war, daß sie untereinander nicht ehrlich zusammenhielten; zumal das mächtige Bern blickte abgeneigt auf die wachsende Bedeutung von Luzern und Zürich und suchte seine Herrschaft durch eine überlegene Vermittlerrolle zu erhalten. Dazu kamen nach dem Tode Karl des Kühnen andere Uebelstände: die siegreichen Kriege, eine ungeheure Schlachtenbeute, neuer Territorialerwerb hatten die Landgenossen tief aufgeregt, die Habgier und Härte vermehrt, wildes und begehrliches Kriegsvolk lungerte in den Waldorten und Städten, gegen die Bedachtsamkeit der alten Landsassen sträubte die aufgeregte Jugend den Kamm. Gerade in Obwalden, in der Heimat des Bruder Klaus, war aus Haß gegen Luzern ein Putsch vorbereitet worden, welcher das Entlibuch von Luzern losreißen und zu den drei Ländern bringen sollte, und der ansehnlichste Mann aus Entlibuch, Peter am Stalden, wurde deshalb zu Luzern enthauptet.

Da brachte der Eidgenossenschaft Rettung, daß in Obwalden einige feste Männer Einfluß hatten, welche die Bedeutung der alten Bünde patriotischer würdigten, als die hadernden Parteien vermochten. Als ihr Führer erscheint uns Nicolaus von der Flüe. Wie weit er selbstkräftig führte oder geleitet wurde, wissen wir nicht; seine Briefe schrieben für ihn seine geistlichen Vertrauten, zu denen auch der Pfarrherr Heini am Grund zu Stanz, ein geborner Luzerner, gehörte. Das ganze Jahr 1481 dauerten die Verhandlungen der streitenden Orte, daß zur Stätte der Zusammenkünfte wiederholt Stanz gewählt wurde, darf man als Anzeichen betrachten, daß schon in dieser ganzen Zeit der Einfluß des Klausners von Ranft sich geltend machte. Soweit uns über die guten Lehren, durch welche er aus seiner Klause einwirkte, ein Urtheil erlaubt ist, stand er auf Seiten seiner Waldleute durch den Rath: „macht den Zaun nicht zu weit, damit er die Eingefriedeten sichern kann," auf Seiten der Städte durch seinen Widerwillen gegen Putsche und durch die Mahnung: „haltet Frieden und Eintracht, seid gehorsam der Obrigkeit, wehrt den Zusammenrottungen und dem Tumult ungesetzlicher Versammlungen." Der Friedenspartei gelang zwar immer wieder neue Zusammenkünfte der acht Orte durchzusetzen, nicht aber ihre Versöhnung. Das Jahr neigte zum Ende, da wurde noch ein letzter Tag nach Stanz ausgeschrieben.

Ueber die Wendung, welche Bruder Nicolaus diesem Tage gab, ist uns durch den Augenzeugen Diebold Schilling II, Kaplan zu Luzern, welcher als Gehülfe seines Vaters, des Luzerner Stadtschreibers, selbst zu Stanz anwesend war, genauer Bericht hinterlassen. Er erzählt folgendes: „Die Verhandlung am 22. Dec. hatte sich zerschlagen, Jedermann war Willens, Nachmittag heim zu fahren und sich in seinen Ansprüchen, soviel er vermochte, zu behaupten, Niemand erwartete noch etwas Anderes als inneren Krieg.

Aber in der Nacht vorher war der Pfarrer von Stanz, Heini am Grund, der dem Bruder Klaus sehr angenehm war, zu diesem nach Ranft geeilt und hatte ihm den Stand der Sache vorgelegt. Als nun gerade die Gesandten gegessen hatten und scheiden wollten, kam Heini am Grund von Bruder Klaus gelaufen, daß er schwitzte, lief allenthalben in die Wirthshäuser, bat die Gesandten mit weinenden Augen sich um Gottes und Bruder Klausen willen wieder zusammen zu verfügen und Rath und Meinung des Bruder Klaus zu vernehmen. Das geschah. Was er aber vorbrachte, ward nicht Jedermann offenbar, denn Herrn Heini war vom Bruder Klaus geboten, es keinem Andern als den Gesandten kund zu thun. Und Gott gab Glück, wie böse die Sache Vormittags war, nach dieser Botschaft wurde sie viel besser, und in einer Stunde war sie ganz und gar geordnet und abgethan. Allenthalben läutete man Freude." — Der Chronist hat seiner Handschrift auch zwei Bilder eingefügt. Auf dem einen steht Herr Heini mit einem begleitenden Geistlichen neben Bruder Klaus bei der Kapelle von Ranft, auf dem zweiten ist die Rathsstube von Stanz abgebildet mit den sitzenden Boten der acht Orte und dem Stadtschreiber Schilling und vor ihnen steht derselbe Herr Heini mit dem andern Geistlichen, beide in priesterlicher Kleidung und mit Tonfur*).

Durch den Vergleich wurde der einseitige Vertrag der Städte mit Freiburg und Solothurn aufgehoben, die Gegenseitigkeit des Burgrechts unter den Städten abgethan, der Bund der acht Orte bestätigt, für Freiburg und Solothurn zwar Zutritt zum Bunde bewilligt, aber unter besonderen, beschränkenden Bedingungen, durch welche ihnen das Recht zu Separatbündnissen und zu eigener Kriegführung genommen ward. Auch gegen ungesetzliche Volksbeschlüsse wurde ein strenges Verbot vereinbart. — Der Rath, welchen der Einsiedler zu diesem Friedensschluß gegeben hatte, wirkte zuverlässig nur deshalb, weil er den Parteien feierlich als Pflicht auflegte, was sie selbst, in der letzten Stunde des Aufbruchs, als stille Mahnung in

*) Erst im 17. Jahrhundert erdichteten die Geschichtschreiber das persönliche Auftreten des Bruder Klaus unter den Gesandten und eine wirksame Friedensrede desselben. Aber noch Johannes von Müller hatte die Dreistigkeit ihnen das ganze Märchen nachzuerzählen, dasselbe in seiner Weise weiter auszuschmücken und die unläugbare Thatsache, daß der Einsiedler nicht in Stanz erschienen ist, eine leere Einrede zu nennen. Und doch ist diese Phrase des unwahrhaften Mannes noch wenig gegen seine andere Behauptung, der Einsiedler müsse doch wohl ohne jede Speise gelebt haben, denn „daß menschlicher Natur auch das möglich sei, scheine aus Beispielen zu erhellen" und die Zeugnisse seien unanfechtbar. — Jos. Schneller (Geschichtsfreund VIII. 1852) und A. Ph. v. Segesser (Geschichtsblätter I., 1854) haben den Beweis geführt, daß Bruder Klaus nicht selbst zu Stanz gewesen ist.

der Seele getragen hatten. Der Werth des Rathes wird dadurch nicht geringer.

Denn diese Versöhnung war in der That ein Ereigniß von entscheidender Wichtigkeit, ein großer Fortschritt zu staatlicher Befestigung der Eidgenossenschaft. Daß Bruder Klaus seinen Landsleuten als Führer der Unionspartei in den abgeneigten Ländern galt, erweisen die Geschenke und die Gesuche um Fürbitte und Rath, welche seitdem von Städten der Schweiz an ihn gerichtet wurden, und der Dank, welchen ihm die damals lebenden Chronisten abstatten. Auch war seine politische Thätigkeit damit nicht beendet. Wir sehen aus seinem spätern schriftlichen Verkehr mit der Stadt Kostnitz und aus der Abstimmung der Unterwaldner in einem Handel des Bundes mit Kostnitz, daß er fortfuhr einen vermittelnden Einfluß auszuüben. Der ganze Verlauf dieser Verhandlungen lehrt, daß Klaus das volle Gewicht einer Persönlichkeit einsetzte, welche von seinen Landsleuten als würdig und weise betrachtet wurde.

Noch sechs Jahre lebte er seitdem in seiner Klause, von allen Seiten als Patriot geehrt. Einen Theil der Geschenke, welche ihm die Eidgenossen zum Dank für Stanz übersandten, verwendete er zu einer Stiftung bei seiner Kapelle und machte seinen Sohn Hans zum Pfründner, einen andern Sohn ließ er in Basel und Paris Theologie studiren. Die Besuche der frommen Gläubigen, gelehrter und vornehmer Herren, dauerten fort und die Neugierigen müssen ihm zuweilen lästig geworden sein. Als ein fahrender Geistlicher ihn durch unverschämte Fragen geplagt hatte, bestimmten seine Landsleute von Obwalden durch Sendschreiben die Formen, unter denen Fremde Zutritt zu ihm gewinnen könnten. Unter den vielen, welche für ihn nach solchem Besuche Zeugniß ablegten, war auch der ehrwürdige Geiler von Kaisersberg. — Als Nicolaus im Jahre 1487, wie berichtet wird in Gegenwart seiner Frau, seines Geschlechtes — er soll zehn Kinder gehabt haben — und vieler Landleute gestorben war, wurde er als heiliger Mann und als Bewahrer der Eidgenossenschaft in Stadt und Land tief bedauert. Sogar benachbarte Fürsten veranstalteten feierlichen Trauergottesdienst. Die fromme Sage, die ihre Fäden schon bei seinen Lebzeiten an ihn geheftet hatte, begann sofort seine Gestalt mit ihrem Gewebe zu umhüllen. Sie suchte und fand Wunder, die er gethan und Prophezeiungen, die er verkündet.

Dem Klausner war eine Lufterscheinung, die er einmal am Himmel geschaut hatte, sehr wichtig geworden, er hatte ein Bild derselben an die Wand seiner Hütte gemalt, in der Mitte ein bärtiges Haupt mit geistlicher Krone, von dem wie Speichen eines Rades sechs Strahlen ausgingen von hellem Kreis umschlossen und er hatte in diesem Gesicht eine große Offen-

barung gefunden, welche ihm in einem Bilde das Walten der göttlichen Liebe deutlich machte. Kurz nach seinem Tode erschien in mehreren Drucken der kleine Tractat eines Mystikers (Bruder Ulrich?), in Form einer Unterredung zwischen Bruder Klaus und einem Pilger, der in Holzschnitten jene Zeichnung dem Leser darzustellen sucht und deutet. Dieselbe Zeichnung sah im Jahre 1503 der gelehrte Franzose Karl von Bovelles, als er die Zelle des Eremiten besuchte. Bovelles zeichnete sie aus dem Gedächtniß nach und sandte sie seinem Freunde Nicolaus Horius nach Rheims zur Deutung. Dieser ergrübelte aus der Stellung der Strahlen, die er als Schwerter auffaßte und aus der dreifachen Krone des Hauptes, daß dies Bild einen geistlichen Fürsten bedeute, der ein Widerchrist sein werde.

Als nun im Jahre 1527 Paul Speratus in Königsberg die Zeichnung und Deutung in den gedruckten Briefen des Bovillus fand, sandte er sie erfreut an Luther. Und dieser, der gerade damals sich in melancholischem Sinnen viel mit den Zeichen beschäftigte, die Gott gegen das Papstthum in die Welt gesandt habe, gab die Abbildung mit den dazu gehörigen Briefen in einem kleinen Büchlein heraus: „Ein Gesichte Bruder Klausen in Schweiz und seine Bedeutung. Wyttemberg 1528" und er fügte zum Schluß noch seine eigene kühne Deutung hinzu, nach welcher das ganze zornige und unchristliche Wesen des Papstthums durch das Bild offenbar wurde. So kam Bruder Klaus dazu, bei den Protestanten für einen Zeugen gegen die alte Kirche zu gelten.

In der katholischen Kirche aber begannen seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts die zweckvollen Beschreibungen seines Lebens, worin die Wunder des heiligen Mannes breiten Raum einnahmen. Mehrere der Biographien sind verhältnißmäßig sorgfältig gearbeitet, die Verfasser waren bemüht die örtlichen Erinnerungen eines früheren Geschlechtes zu sammeln. Aber nur die Aufzeichnungen der Zeitgenossen: Gundelfinger, Lupulus und Etterlin könnten, im Fall ihre Handschriften selbst aufgefunden und verglichen würden, vielleicht einige brauchbare Notizen geben. Denn auch die Angaben, welche auf Ueberlieferungen der Familie und Landschaft beruhen sollen, sind mit größter Vorsicht zu benutzen, weil die allgemeine Absicht war, den frommen Helden recht groß und ansehnlich zu zeigen. Dafür arbeiteten um die Wette die locale Sage und die Tendenz der geistlichen Biographen. Bald nahmen sich die rührigen Jesuiten seines Gedächtnisses an. Ihnen galt überall für ein wirksames Mittel zur Befestigung des alten Glaubens, daß sie die Localheiligen durch neue Wunder erhoben und mehrten.

Im Jahre 1591 legte Rennwart Cysat der Aeltere zu Luzern die Acten für die Canonisation als Protonotarius an. Denn die restaurirte Kirche hob ihre Frommen durch ein weitläufiges und kostspieliges Proceßverfahren zum

Range von Heiligen. Einer uralten germanischen Vorstellung folgend, welche für jeden irdischen Beruf drei Rangstufen unterscheidet: „Junge, Gesell, Meister, oder Bube, edler Knecht, Ritter", gab sie auch ihren Heiligen drei Grade, welche der fromme Bekenner nur nach und nach erreichen konnte, als venerabilis, beatus, sanctus. Die Venerabilität, als Vorstufe gewann Bruder Klaus ohne Schwierigkeit. Aber seine Beförderung zur Beatitudo ließ lange auf sich warten. Denn in dem habgierigen Rom war die Ertheilung dieser Würde nur nach großem Geldaufwand durchzusetzen, und noch 1647 klagte der Jesuit Wyßing, daß die Geldmittel fehlten, um dies Geschäft zu betreiben. Endlich, nachdem 1668 die Lebensgeschichte des Einsiedlers, welche der Jesuit Hug geschrieben hatte, in den Actis Sanctorum (März III) erschienen war, wurde 1669 durch Bulle Clemens IX. die Seligkeit des Bruders erklärt, 1671 durch Bulle Clemens X. das Recht zu seiner kirchlichen Verehrung auf die gesammte Schweiz und das Bisthum Kostnitz ausgedehnt.

Doch es wird Zeit die lange Verhandlung über Bruder Klaus zum Schluß zu führen. Versuchen wir eine Regel auf ihn anzuwenden, welche dem Urtheil über vergangene Menschen einigen Anhalt gibt. Den einzelnen Mann soll man schätzen nach dem Maaß der Bildung und Sittlichkeit seiner Zeit, zugleich aber die Bildung und Sittlichkeit seiner Zeit nach dem Maaßstab der Gegenwart. Wir sind nicht ganz ungeübt unsere Vorfahren mit solcher Rücksicht zu beurtheilen: den Kaufmann der Hansa, welcher neidisch seine deutschen Landsleute mit den Waffen von dem guten Markt in der Fremde vertreibt, den fränkischen Junker, welcher einen harmlosen Reisenden in hartes Gefängniß setzt um Lösegeld zu erpressen, einen Fürsten des sechzehnten Jahrhunderts, welcher in der Regel mit schwerem Rausch sein Nachtlager sucht. Aber es gibt einige Gebote der Moral, welche zu allen Zeiten als ideale Forderung unseres Volksthums bestanden haben und welche, obgleich sie unzählige Mal von Individuen oder einzelnen Ständen mißachtet wurden, dennoch in der Empfindung der Nation stets über Werth und Unwerth eines Menschen entschieden haben. Solche deutsche Forderungen sind für den Mann der Muth, für die Frau die Ehrbarkeit, für Jedermann Widerwille gegen systematischen Betrug. Selten gelang dem Deutschen auf die Länge seine Unehrlichkeit in größeren Verhältnissen zu der Virtuosität auszubilden, welche griechischer oder welscher Verschlagenheit eigen war; wurde einmal der Deutsche ein Meister in dieser Kunst, so war zuverlässig auch sein innerer Verderb größer als bei einem Fremden, weil er stärkere Mißbilligung in sich selbst und in seinen Zeitgenossen zu bekämpfen hatte. Wie steht nun zu solchem ethischen Grundzug Bruder Klaus, der das stolze Selbstgefühl eines frommen Biedermanns hatte, und seinem Vaterland als weiser

Patriot Frieden brachte? Wie war es möglich, zugleich ein wackerer, ehrlicher Mann und ein consequenter Betrüger zu sein?

Versuchen wir das Räthsel zu lösen. Einem einfachen Landmann von kräftigem Wesen und starker Innerlichkeit wird auf der Höhe seines Mannesalters durch Umstände, welche uns unbekannt sind, diese sündhafte Welt verleidet und die Sehnsucht seinen Gott zu finden, übermächtig; er sucht inneren Frieden und Erhebung auf den Wegen, welche seit uralter Zeit der frommen Sehnsucht bereitet, welche auch von seiner Kirche geweiht waren: durch Einsamkeit, Entsagung, Gebet, stille Beschaulichkeit. In heißer Andacht treibt er die Entsagung bis an die äußerste Grenze, welche dem Menschen gestattet ist, er ficht heftige innere Kämpfe durch, in Stunden der Unsicherheit und des bangen Kleinmuths empfindet er die Einwirkung des Teufels und fühlt seine Schläge, in Stunden der Erhebung geht ihm, wie vielen Mystikern jener Zeit, das Geheimniß der Gottheit in schönem Bilde auf: in einer Himmelserscheinung, die er, der Landmann, als Rad auffaßt, schaut er das Antlitz des Herrn als Mittelpunkt, die Wirkungen göttlicher Gnade als Speichen, welche von dem Cirkel der ewigen Liebe umgeben sind. In diesem Bilde meint er das Geheimniß der Gottheit zu begreifen. — Die Strenge seiner Askese und, wie wir deutlich erkennen, sein guter Leumund, ein bewährtes Urtheil und ein menschenfreundliches Herz gewinnen ihm Theilnahme, Zulauf, Bewunderung. Das Gerücht, er lebe übernatürlich ohne Speise, hängt sich ohne sein Zuthun an ihn und läuft durch die Thäler. Sein eigenes Geschlecht und die Nachbarn werden stolz auf ihren gottbegnadeten Landsmann, suchen seinen Rath und streiten für seine Heiligkeit gegen die Zweifler. — Aber er war in seiner Einsamkeit nicht ganz von der Einwirkung Anderer abgelöst, gerade dort konnte er die Tröstungen der Kirche und den Verkehr mit den geistlichen Vätern seiner Landschaft am wenigsten entbehren. Und diese waren ihm altvertraute Landgenossen und Nachbarn. Da trat durch äußere Einwirkung, vielleicht durch einen Zufall, die Versuchung an ihn, das Gerücht von seinem übernatürlichen Leben zu begünstigen.

Leider ist unzweifelhaft, daß seine geistlichen Rathgeber es waren, welche dies Gerücht von seiner Dauer ohne Speise mit bewußter Unwahrhaftigkeit unterhielten. Wurde er wirklich eine Zeitlang so streng bewacht, wie die Berichterstatter einstimmig behaupten, so vermochte doch kaum ein Anderer ihm das Leben zu fristen als der Diener des Herrn, dem für die Functionen seines heiligen Amtes der Zutritt nicht gesperrt werden konnte. Aber auch, wenn man hierbei andere Möglichkeit annehmen will, sein Beichtvater mußte jedenfalls sein Vertrauter sein, und dieser Beichtvater zu Kerns widerspricht in einer so großen und schweren Angelegenheit der Kirche durchaus nicht, sondern er

macht den gefälligen Führer andächtiger Reisender zu dem Heiligen. Aber er war nicht allein im Geheimniß. Konnte der Kirchherr zu Stanz, der vorgesetzte Geistliche jener Klause zu Ranft, unbefangen, unbetheiligt und ohne Einwirkung bleiben, wenn sich ein so unerhörtes Kirchenwunder unter seinen Augen vollzog, zumal auch er ein guter Bekannter des Einsiedlers war? — Uns erscheint solch systematischer, kühner Betrug durch einfache ländliche Seelsorger eingerichtet und durch 20 Jahre fortgeführt, als eine furchtbare Anklage, nicht gegen einzelne Individuen, sondern gegen die ganze unsittliche, gründlich verdorbene, und in Jedem, der ihr verfiel, verderbende Werkheiligkeit der mittelalterlichen Kirche. Bruder Klaus aber ließ, wie wir sehen, die Täuschung mit Bauernschlauheit geschehen, er fühlte sich offenbar entschuldigt, weil er in Wahrheit eine ungewöhnliche Enthaltsamkeit übte, und weil er selbst niemals die völlige Entsagung in Worten behauptete oder den Fragenden bejahte. Daß er sein Gewissen dadurch gewahrt meinte, das gab ihm die Möglichkeit, im Frieden alt zu werden und seinem Lande durch guten Rath wohlzuthun.

Der ungelehrte Landmann aus Unterwalden, welcher in die Wildniß gezogen war, um dort ganz seinem Gott zu leben, vermochte sich doch nicht der Herrschaft seiner Klerisei zu entziehen, und gerade er wurde von ihr zu einem großen Beispiel der Werkheiligkeit gemacht. Aber in der nächsten Generation der Deutschen fühlte der Sohn eines andern Landmannes zornig den Schaden, welchen die Werkheiligkeit seiner Seele brachte, und dieser trat in offenen Kampf mit dem herrschenden System der Kirche. Erst die Reformation, welche den Schwerpunkt des Glaubens in das Gewissen verlegte und den Menschen zwang, selbstthätig und allein vor Gott über alle Gedanken und Thaten Rechenschaft zu geben, erhob den Christusglauben wieder zu einer Macht, welche stark genug war, die Sittlichkeit der Nation zu bessern. An der Freiheit und Ehrlichkeit, welche dadurch jedem Einzelnen möglich wurde, an der neuen Wissenschaft, Bildung und Schule, dem neuen humanen Recht und Staat, welche aus dem Protestantismus heraufwuchsen, haben seitdem die Katholiken ihren Antheil, wie die Protestanten. Luther irrte, wenn er in dem Bruder Klaus einen polemischen Bundesgenossen gegen das Papstthum sah, aber er, der Sieger über die alte Kirche, hatte doch Recht, einige Sympathie für einen Vorgänger zu empfinden, der sich peinigte und büßte und mit dem Teufel kämpfte, ähnlich wie er selbst, der aber als ungelehrter Laie nicht, wie Bruder Ulrich annahm, über den Jordan kam, sondern gerade da ein Opfer kirchlicher Zwecke und Gehilfe eines Betrugs wurde, wo er mit der größten Selbstpeinigung nach einem reinen Verhältniß zu seinem Gotte rang. G. Freytag.

Schöffen oder Geschworene? Eine Replik.

(R. E. John: Ueber Geschwornengerichte oder Schöffengerichte. Berlin, C. Lüderitz'scher Verlag. 1872.)

Dem Artikel in Nr. 43 unserer Zeitschrift (1871) „über Schwur- und Schöffengerichte" ist neuerdings die Ehre einer sehr gründlichen Widerlegung zu Theil geworden. „Dr. Richard Ed. John, Rath beim Ober-Appellationsgericht der freien Hansestädte zu Lübeck" hat es für erforderlich erachtet, in einem besonderen Werkchen von drei Druckbogen unsere, irren wir nicht, volle sieben Seiten umfassenden Bemerkungen als einen ungereiften Angriff gegen die Geschworenengerichte zurückzuweisen. Dabei verfährt unser Widersacher höchst unbarmherzig und feindselig mit Allem, was wir geschrieben haben: er behandelt den inkriminirten Artikel, als hätte er an irgend einer alten Schriftstelle Textkritik zu üben, verzeiht uns weder einen vielleicht allzulebhaften Ausdruck, noch eine vielleicht allzu aphoristische Wendung, geht uns Wort für Wort, Satz für Satz in einem ungemein grämlichen und harten Tone zu Leibe. Weil es aber doch selbst Herrn John zweifelhaft erscheinen möchte, ob solche Behandlungsweise, so schwere Waffen und ein derartiger Anlauf den gelehrten Herrn gegenüber dem namenlosen Journalisten nicht in eine etwas lächerliche Position bringen, erhebt er in der Einleitung unsere Bemerkungen zu dem „vorausgeworfenen Schatten der künftigen Motive" deutscher Strafproceßordnung — was, nebenbei gesagt, eine ebenso abgehetzte, wie verkehrte Redefigur abgiebt — und uns selbst zu dem Range eines officiösen Scribenten, der im höheren Auftrage die öffentliche Meinung umzustimmen berufen worden ist. Es thut uns Leid um die Broschürenarbeit: wenn darin aber ihre ganze Rechtfertigung liegen soll, dann hätte sie getrost ungethan bleiben können. Herr John mag es uns nun glauben oder nicht: der Verfasser jenes Artikels „Im neuen Reich" hat wirklich weder zum preußischen Justizministerium noch zum Reichskanzleramt irgend welche amtlichen oder außeramtlichen Beziehungen, er ist in die Geheimnisse der Berliner Gesetzgebung nicht im geringsten eingeweiht, und die Broschüre hat in der That ihren Geist und Scharfsinn verschwendet gegen „die privaten Ansichten eines einzelnen Schriftstellers". Liegt denn Lübeck so außerhalb aller Welt, daß ein Rath des dortigen Ober-Appellationsgerichts es nicht begreifen kann, wie man auch ohne jede officiöse Vertrauensstellung von diesem oder jenem Gesetzgebungsgedanken erfahren kann, bevor er das Gemeingut der Tagespresse geworden ist? Selbst wenn die Betheiligten ein besonderes Interesse daran hätten, ihre legislativen Ideen ängstlich mit dem Schleier des Mysteriums zu umgeben, ist die Reichsgesetzgebung heutzutage schon durch

die Nothwendigkeit zahlreicher vorgängiger Mittheilungen an die einzelnen Regierungen der Bundesstaaten vollkommen außer Stande, ihre Vorarbeiten so zu secretiren, daß sie nur „Eingeweihten" zugänglich bleiben. Und was anderes, als die allgemeinsten Umrisse einer den Geschworenengerichten ungünstigen, den Schöffengerichten günstigen Idee verrieth denn jener Artikel? Wo hat Herr John denn den „Plan" der künftigen Schöffengerichtsverfassung in dem entdeckt, was ihn als „Schatten" gesetzgeberischer Motive unliebsam berührt haben soll? Wir sind unserem „neuen Reich" herzlich zugethan; so unbescheiden denken wir jedoch weder von seiner Bedeutung, noch seinem Einfluß, daß wir es der Reichsgesetzgebung als besonders geeignetes Organ für die Popularisirung tief greifender Principienfragen deutscher Gerichtsverfassung empfehlen möchten. Und wir haben allen Grund, zu vermuthen, daß unsere Veröffentlichung den Redaktoren der Strafproceßordnung eher unerwünscht, als willkommen gewesen sei. — Mag es sich jedoch mit dieser Beziehung, die uns wenig kümmert, verhalten, wie ihm wolle: wer in dem ganzen Ton und der rein subjectiven Farbe jenes Artikels den unabhängigen Ausdruck eigener Ueberzeugung, persönlichster Stimmungen und Erfahrungen nicht zu erkennen vermocht hat, wer darüber noch in gewagten Muthmaßungen sich ergeht, ob hinter jenen flüchtigen „Schatten" nicht „Phöbus oder Phöbus Sohn" verborgen ist, der mag immerhin ein leidlicher Jurist sein — als Schriftsteller und Recensent hat er seinen Beruf verfehlt.

Soviel zur Rechtfertigung unseres persönlichen Standpunktes. In der Sache selbst wollen wir uns kurz fassen, schon um der Gefahr zu entgehen, die Replik in Gestalt eines Buches duplicirt zu sehen. Während der Verfasser jenes Journal-Artikels von den deutschen Geschworenengerichten sprach, wie sie sind, wie sie seit Jahrzehnten bei uns zu Lande bestehen, spricht der Verfasser der Broschüre von Geschwornengerichten, wie sie sein könnten, wie sie ihm vorschweben. An den rheinisch-französischen Geschwornengerichten interissirt ihn nur, daß sie beseitigt werden. „Aber nach 1848 sind denn doch diejenigen Arbeiten erschienen — (Biener, Mittermaier, Glaser, Gneist, Brunner und andere) —", welche man gelesen haben muß, will man seinen Horizont über die „Wände der heimischen Schwurgerichtssäle" hinaus erweitern! Glaubt Herr John wirklich, mit diesem Trumpf der Belesenheit eine glückliche Wendung erreicht zu haben? Was deutsche Gelehrsamkeit und deutscher Geist seit geraumer Zeit über Geschwornengerichte an rechtshistorischem und rechtsphlosophischem Material zusammengehäuft haben, wer kennt das nicht? Die Mehrzahl jener mit so viel Emphase citirter Werke ist so alten Datums, gehört bereits so lange zum Inventar unserer Universitätsstudien, daß, wenn den deutschen Geschwornengerichten damit hätte geholfen werden können, die auf dem Gebiet besonders fruchtbare Partikulargesetzgebung

längst irgendwo das englisch-deutsche Ideal der besten Schwurgerichtsverfassung ausfindig gemacht haben müßte. Das Gedankenreichste und Gescheidteste, was die juristische Literatur über das beliebte Thema zu Tage gefördert hat, enthalten wohl die Glaser'schen Ausführungen, und die orthodoxeste Verehrung der Geschwornengerichte in Doctrin wie in Praxis war wohl allezeit bei dem österreichischen Liberalismus zu Hause, der sich den Glauben an die Heilswahrheiten des Welcker-Rotteck'schen Staatslexikons am unverbrüchlichsten bewahrt hat. Nun ist es doch eine recht schneidige Ironie des Schicksals, daß der jetzige Justizminister und ehemalige Professor Dr. Glaser in Wien seine schwurgerichtlichen Reformen unlängst damit zu verwirklichen angefangen hat, daß er, um das schöne Institut für die Zukunft zu retten, seine Suspension für die Gegenwart bei dem Reichstag in Antrag brachte. Freilich, für die Vertreter desjenigen weiten „Horizonts", wie er im Gegensatz zu der „Beschränktheit wirklicher Schwurgerichtssäle" sich beim Lustwandeln unter erhabenen Schwurgerichtsideen ausbildet, existiren derartige Erscheinungen der thatsächlichen Welt nicht. Wozu also der weitere Streit, wo die Ausgangspuncte im Wahrnehmen, Denken, Schlußfolgern so fern ab von einander liegen, wie Himmel und Erde! Wir beneiden Herrn John nicht um sein ersichtlich von allen concreten Erfahrungen unberührtes Unschuldsalter eines gläubigen schwurgerichtlichen Optimismus. Er lasse uns bei unserer nüchternen, beschränkteren, skeptischeren Anschauungsweise.

Dagegen finden wir es unbillig von dem Verfasser der Broschüre, daß, während er solchergestalt seine ideellen Geschwornen warm vertheidigt, er den Schöffen jede Entwickelungsfähigkeit schroff abspricht. Diese perhorrescirten Volksrichter sind ihm ein für allemal nur das, was er in der preußischen Strafproceßordnung vom 25. Juni 1867 und der königlich sächsischen Strafgerichtsverfassung von ihnen erfahren hat. Wer sich einbildet, aus den Schöffen könne eine aus dem Vollen schöpfende Gesetzgebung wahrhaft volksthümliche und organische Elemente deutscher Gerichtsverfassung schaffen, ist „naiv". — Wiederum eine so arge Incomputabilität der beiderseitigen Denkungsarten, daß jedes weitere Raisonnement zur Thorheit wird.

Warum hat es Herrn John nicht gefallen, statt gegen einen anspruchslosen Journalartikel Sturm zu laufen, der Reichsgesetzgebung durch Ausarbeitung eines Musterentwurfs deutscher Strafproceßordnung mit einer correkten Schwurgerichtsverfassung, wie sie ihm vorschwebt, nachzuhelfen? Er hat ja in dieser Weise das deutsche Strafgesetzbuch zu fördern nicht gescheut. Dann wäre wenigstens irgend eine feste Grundlage für die Prüfung der von uns bezweifelten Frage gewonnen, ob nach allen theoretischen Vorarbeiten und praktischen Erfahrungen den deutschen Geschwornengerichten eine Organisation abzugewinnen ist, welche dem allgemeinen Rechtsbewußtsein unseres

Volkes, den allgemeinen Grundlagen unserer Staats- und Gerichtsverfassung, den unabweisbaren Bedürfnissen der Rechtspflege und den idealen Ansprüchen unserer Rechtsgelehrten halwege entspräche. Dann würde sich vermuthlich auch der Verfasser der Broschüre überzeugen, daß mindestens mit demjenigen Grundgedanken, der ihm „für das Volksrichterthum in Strafsachen allein eine Berechtigung hat" und der „allein durch das Geschwornengericht zur Geltung gebracht wird" — es findet keine Verurtheilung statt, außer die Richter aus dem Volke haben sich auch (?) davon überzeugt, daß der Angeklagte das Gesetz verletzte" — absolut nichts Vernünftiges an positiver Organisation anzufangen ist. Zunächst giebt das Wörtchen „auch" dem Gedanken schon das verwaschenste Aussehen. Was soll das heißen, die Volksrichter müssen sich auch von der Schuld überzeugen, wenn in demselben Satze betont wird „ihnen sei die selbständige Erledigung der vollen Schuldfrage zu übertragen?" Wahrscheinlich schwebt dem Verfasser dabei das von ihm als besonders tiefsinnig gepriesene Recht der gelehrten Richter vor, ungerecht verurtheilende Verdicte zu cassiren. Nur würde dann der Satz logischer Weise umzukehren und dahin auszudrücken sein: es findet von Volksrichtern keine Verurtheilung statt, außer die gelehrten Richter haben sich auch überzeugt, daß der Angeklagte das Gesetz verletzt habe. In der That ein recht fruchtbarer Keim für Schwurgerichtsideen! — Aber lassen wir den Satz bestehen, wie er gefaßt ist: giebt es etwas Inhaltsloseres, Nichtssagenderes, Schwankenderes als diesen Gedanken? Darin also soll der entscheidende Prüfstein für Wahrheit und Gerechtigkeit gefunden werden, daß „Volksrichter" ihren verurtheilenden Spruch gethan! Vox populi, vox Dei! Und deßhalb Geschworene. — Wie? In einer Frage, in der geradezu Alles darauf ankommt, wie man wahrhafte und tüchtige Volksrichter schafft, wie man sie für ihren Beruf am besten ausbildet, wie man sie am innigsten in organischen Zusammenhang bringt mit der geschäftlich gegebenen Gerichtsverfassung und dem bisherigen Staatsrichterthum, in einem Streit, der die allerseits zugegebene Nothwendigkeit von Volksrichtern zur Voraussetzung hat, und sich lediglich um die Alternative Geschworene oder Schöffen dreht, — will man uns mit jenem Gemeinplatz abfertigen? Man lege so viel Sinn hinein, als man wolle — was in aller Welt soll damit für die Geschworenen und gegen die Schöffen bewiesen werden? Welche denkbare Fratze von Volksrichterthum ließe sich nicht rechtfertigen durch jenes schöne Axiom, das durchaus nur zu Gunsten der Geschworenen verwerthet werden soll?

Soviel mag zur Charakterisirung der sachlichen Divergenz genügen. Wir sind niemals der Meinung gewesen, daß der tiefgewurzelte Einfluß romanisch-französischer Staatsformen auf deutsches Wesen dem Bereich simpler Miß-

verständnisse der Geschichte angehört, noch waren wir je sanguinisch genug, uns einzubilden, so gründlich eingeschnittene Geleise ließen sich leichthin verlassen, sobald man sich nur von dem Irrthum im Ausgang und Ziel der Bahnen überzeugt hat. Schließlich sind die „rheinisch-französischen" Geschwornengerichte doch nur eine Seite der Erscheinung; die „rheinisch-französische" Staatsanwaltschaft ist vielleicht die andere. Was wir wollten, als wir im vergangenen Herbst jene harmlosen Bemerkungen über das Thema „Schwur- und Schöffengerichte" veröffentlichten, beschränkte sich auf die bescheidene Absicht, zur erneuten Prüfung einer Frage Anregung zu geben, vor welche die künftige Reichsgesetzgebung mit zwingender Nothwendigkeit gestellt sein wird. Was wir nachträglich aus der John'schen Broschüre gelernt haben, beschränkt sich auf die Erkenntniß, daß, wenn der Gehalt der die Geschwornengerichte vertheidigenden Doctrin, und ihre Leistungsfähigkeit in Kritik, Gedanken, Ideen und Constructionen wirklich zusammgeschrumpft sein sollte auf die Substanz des vor uns liegenden literarischen Products, — es sich kaum noch der Mühe verlohnen wird, gegen Geschwornengerichte einen Journalartikel zu schreiben. D. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Reichstag und Einzellandtage. Aus Stuttgart. — Nach 4½ monatlicher Dauer ist die württembergische Ständeversammlung vertagt worden. Ganz hat sich der Uebelstand eines gleichzeitigen Tagens mit der Reichsvertretung nicht vermeiden lassen. Zwar handelt es sich unsererseits nur um eine Woche, und wir haben den Trost, daß unsere Brüder in Baiern ihre Arbeiten noch um eine oder zwei Wochen länger in die dem Reich vorbehaltene Frist hinübererstrecken, aber man wird doch in den süddeutschen Staaten mit der Zeit lernen müssen, daß auch eine Woche eine nicht unverächtliche Zeitspanne ist. Man versichert, es sei geradezu unmöglich gewesen, die süddeutschen Kammern mit dem Beginn des Reichstags zu schließen, und es ist immerhin einzuräumen, daß es eine kaum gerechtfertigte Zumuthung wäre, diese Landtage hätten unmittelbar vor der endlichen Feststellung ihrer Budgets noch einmal ihre Sessionen auf Wochen nnterbrechen sollen. Allein um so mehr fragt es sich, ob sich nicht ihre Arbeiten hätten von Anfang an auf eine bescheidene Zeitdauer zusammendrängen lassen. Zum mindesten ist es verwunderlich, daß man hier und noch mehr in München Klagen darüber

vernommen hat, daß der Reichstag so ganz ohne Rücksicht auf die Einzellandtage mit souveränem Belieben seine Zeiten bestimmt. Wir fürchten, daß eine solche Rücksichtnahme leicht die Wirkung haben könnte, die Kammern zu München und Stuttgart zu einem noch behaglicheren Geschäftsgang zu ermuntern. Und wenn Rücksicht geübt werden soll, um in die ununterbrochene parlamentarische Arbeit der Deutschen angemessene und wohlthätige Pausen zu bringen, oder mindestens ein unwillkommenes Zusammentreffen von Reichs- und Staatenvertretung zu vermeiden, so ist doch nicht mehr als billig, daß diese Rücksicht von beiden Seiten geübt werde; wir finden aber nicht, daß man von diesem Gesichtspunkt aus in München und Stuttgart zu unmuthigen Klagen berechtigt wäre. Die Berufung des Reichstags zu Anfang April war doch für Niemanden eine Ueberraschung. Auch sollte es in der That bei einigem gutem Willen nicht allzuschwer sein, eine richtige Abgrenzung der Zeiten zu finden. Dem Reichstag ist noch selten der Vorwurf gemacht worden, daß er ein Uebermaß von Zeit für seine Arbeiten in Anspruch nehme, man wird ihm umgekehrt bis jetzt das Zeugniß schuldig sein, daß er sich mit dem Raume begnügte, den ihm die Einzellandtage übrig lassen. Er hat sich noch immer der thunlichsten Kürze befleißigt, und es wäre nachgerade ernstlich zu wünschen, daß auch die Kammern der Bundesstaaten darauf bedacht wären ein gleiches zu thun.

Und nicht allein im Interesse des Reichstages wäre solches zu wünschen Ueberblickt man die Arbeiten, welche der würtembergische Landtag in diesen 4½ Monaten hinter sich gebracht hat, so wäre ungerecht zu verkennen, daß er eher haushältischer mit der Zeit umgegangen ist, als seine Vorgänger. Allein das ist doch nur ein sehr bedingtes Lob. Auch hatte man im Anfang auf eine ergiebigere Session gerechnet, während jetzt außer dem Budget von größeren Gesetzesarbeiten nur die neue Bauordnung, ein Weideablösungsgesetz und das Gesetz über die Besoldungserhöhungen erledigt worden sind. Anderer Stoff, der kaum minder dringlich war, hat wiederum zurückgestellt werden müssen, so insbesondere die Steuerreform, obwohl die Commission der Kammer sich schon Monate lang mit dem Entwurf der Regierung beschäftigt hat, der seinerseits schon Jahre alt ist. Die Session begann mit den besten Vorsätzen, aber deren Kraft wurde zusehends schwächer, und am Ende schienen sie fast in Vergessenheit zu gerathen. So hatte man im Anfange gehofft, das Budget noch im vergangenen Jahr fertig zu bringen. Als aber hierzu der Monat December nicht ausreichte und eine Verlängerung des Steuerprovisoriums erforderlich war, gerieth man auf eine schiefe Ebene und die Verlängerung mußte wiederholt und unvermeidlich dann noch öfters wiederholt werden, bis endlich glücklich die Mitte des April herangekommen war. Dadurch verstrich aber immer mehr Zeit von derjenigen Periode, für welche

von dem Landtag die Voranschläge festzustellen waren, so daß, wenn nicht eine gründliche Aenderung eintritt, das Recht der Steuerbewilligung mehr und mehr in das Recht einer nachträglichen Controle zu zerfließen droht. Denn die dreijährige Periode des Budgets, welches jetzt berathen wurde, begann eigentlich schon mit dem 1. Juli 1870; der größte Theil des Zeitraums, für den dasselbe bestimmt ist, gehört also in dem Augenblick, da es Gesetzeskraft erlangt, bereits der Vergangenheit an. Das ist ein Zustand, der zwar, wie unsere parlamentarische Traditionen sind, nicht abnorm genannt werden kann, der aber mit einer wirklichen Ordnung der Finanzen sich nicht verträgt, noch auch mit dem Stolz, mit welchem man in den Kreisen des süddeutschen Constitutionalismus auf das festgewurzelte und, wie einmal eine Thronrede sich brüstete, 400jährige Verfassungsleben dieser Länder hinzuweisen liebt — oder wenigstens liebte, denn etwas bescheidener sind wir allerdings geworden. Alle einsichtigen Leute sind überzeugt, daß uns aus jenem Zustand nur die Einführung einjähriger Budgetperioden befreien könne, nur sie werde im Stande sein die langen Wochen der Budgetberathung abzukürzen, werde jedesmal einen klaren Ueberblick über die Finanzen gewähren, werde insbesondere eine geordnete Abrechnung mit dem Reich ermöglichen, das ja auch seine Anforderungen an die Bundesglieder alljährlich festsetzt und erneuert. Der letztere Grund sollte, wie uns dünkt, für sich allein ausschlaggebend sein, aber der dahin gehende Antrag der von nationalliberaler Seite gestellt wurde, ist bis jetzt ein bloßer Antrag geblieben. Die Kammer hat für denselben noch keine Zeit gefunden, obwohl sie für allerlei Zeit gefunden hat, das unstreitig weniger eng mit ihrem Geschäftskreis zusammenhing.

Ueberhaupt ist bedauerlicherweise zu sagen, daß die Kammer solchen Vorschlägen, welche eine erhebliche Aenderung und Vereinfachung unserer bisherigen parlamentarischen Gewohnheiten bezwecken, wenig Sympathie entgegenbringt. Man empfindet wohl, daß es anders werden müsse, aber man scheut sich vor den Mitteln es anders zu machen. Das hat insbesondere der Abgeordnete Elben erfahren, der schon vor geraumer Zeit einen Antrag auf Reform unserer Geschäftsordnung gestellt, denselben ausführlich begründet, und noch dazu den Entwurf einer neuen vereinfachten Geschäftsordnung ausgearbeitet hat. Daß das Bedürfniß einer Aenderung vorhanden ist, bestreiten bei der Fülle von inneren Aufgaben, die zur Zeit auch den Einzelstaaten gestellt sind, im Grunde nur Einige der alten Parlamentarier. Schon früher sind die Formen unseres Ständewesens, die zum Theil bis auf unvordenkliche Zeiten zurückgehen, als ein Hemmniß empfunden worden, und seit wir das Reichsparlament an der Arbeit sehen, hat sich diese Empfindung auch solchen Kreisen mittheilen müssen, die sie bisher nicht besaßen. Auch wer von ge-

bührender Pietät für Recht und Brauch im Lande Württemberg beseelt ist, hat doch jetzt ein Exempel vor Augen, wie Gesetze, deren Wirkungen Jedermann erfreuen, ungleich rascher und einfacher, mit weit geringerem Aufwand an Zeit und Arbeitskraft verfertigt werden können, als man sich in der Väter Tagen hätte träumen lassen. Durch Vergleich mit den Geschäftsordnungen anderer parlamentarischer Versammlungen hat der genannte Abgeordnete dargethan, daß die unsrige nachgerade ein Unicum von alterthümlicher Schwerfälligkeit ist. Nur ist es leichter solches nachzuweisen als abzuändern. Denn auch die Geschäftsordnung selbst ist durch ihre eigenen weitläufigen Formen wie durch einen unnahbaren Wall gegen Neuerungen geschützt. Um in diesen Schutzwall Bresche zu legen, müßte man eigentlich die leichteren Geschäftsformen bereits besitzen, die es erst zu erringen gilt. Aus diesem fehlerhaften Cirkel ist schwer herauskommen, und die Anhänger des Alten verschanzen sich noch überdies hinter den Umstand, daß die Geschäftsordnung ein Bestandtheil der Verfassung ist, weßhalb sie mit Aenderungen so lange zu warten vorschlagen, bis endlich an die Aenderungen der Verfassung selbst Hand angelegt wird, wozu schon lange wenigstens Einleitungen getroffen, Projecte ausgearbeitet, verworfen und wieder erneuert sind. Leider sind die Anhänger des Alten bis jetzt in der überwiegenden Mehrheit. Man läugnet nicht die Uebelstände des jetzigen Zustandes, aber bequemer erscheint er am Ende doch als die drängende Hast und ungemüthliche Ueberstürzung des Reichsparlamentarismus, dessen wirbelnder Unruhe der würtembergische Landbote von seinem Sitze im Halbmondsaal mit heiterer Ruhe und Gelassenheit zuschaut. Eben jenes Beispiel scheint gar wenig verlockend, und in der vorbereitenden Commission hat der von Dr. Elben angefertigte Entwurf, der nach dem Muster des Reichstags den Schwerpunkt der Verhandlungen aus den Commissionen in die Berathungen des Hauses verlegen will, sehr wenig Beifall gefunden. Es läßt sich daraus abnehmen, welches Schicksal dem Antrag in der Kammer bereitet werden wird und der Urheber desselben wird es wenig bedauern, daß diese Angelegenheit, wie andere, im Laufe dieser Session nicht mehr zur Sprache gekommen ist, sondern vorläufig im Schooße der Commission ruhen blieb. Merkwürdigerweise scheint die Opposition eben durch die Abneigung gegen die Reichsordnungen noch verstärkt worden zu sein. Unser uraltes Ständewesen braucht nicht von dem stolzen Emporkömmling in Berlin belehrt zu werden — auch das war ein Motiv, das in den Berathungen der Commission mitunter wiederklang.

Kein sehr glücklicher Gedanke war es, daß mitten unter den schleppenden Verhandlungen des Landtags die demokratische Partei das Bedürfniß fühlte, der Reichsverfassung am Zeug zu flicken, in der Absicht, durch die Hilfe des Halbmondsaals den Mitgliedern des Reichstags zum Genuß von Diäten zu verhelfen. Es war freilich unvermeidlich, daß die Kammer auch mit dieser Frage behelligt wurde. Die Reichstagsdiäten sind nunmehr zu einem Dogma der demokratischen Partei geworden und zwar, wie aus der sogenannten Landesversammlung der württembergischen Volkspartei am 25. März hervorgeht, sogar zu ihrem Hauptdogma. Man muß sich also darein ergeben, daß dieses Dogma in Zukunft unermüdlich und aller Orten gepredigt werde, und wie der Diätenantrag auch sonst seinen Rundgang durch die einzelnen Kammern begonnen hat, mußten wir uns deßgleichen gefallen

lassen. Allein in Stuttgart mußte dasselbe doch doppelt verwunderlich erscheinen, und es konnte nicht überraschen, daß von nationalliberaler Seite, durch den Abg. Pfeiffer, die Meinung geäußert wurde, gerade diese Versammlung scheine wenig berufen, den Reichstag in dem genannten Stück zu corrigiren, ja wer ihren Verhandlungen beiwohne, könnte eher auf den Gedanken gerathen, einen Antrag zu stellen, daß man die Diäten auch für die Mitglieder der württemberg. Kammer abschaffte. Es ist allerdings zu vermuthen, daß dieses Mittel, die Sessionen abzukürzen, noch wirksamer wäre als eine revidirte Geschäftsordnung. Indessen war die Mehrheit der Kammer so taktvoll, den Diätenantrag durch die einfache Tagesordnung zu beseitigen, ohne sich über den Inhalt desselben einen Ausspruch zu erlauben. Sie hatte das richtige Gefühl, daß diese Frage nicht vor ihr Forum gehöre. Ueberhaupt hat die demokratische Partei wenig Glück gehabt mit ihren Anträgen und Interpellationen, welche sie im Lauf der Session mit immer erneutem Eifer den Reichsangelegenheiten widmen zu müssen glaubte. Man kann denjenigen Mitgliedern, welche nicht in Berlin sitzend gleichwohl das Bedürfniß fühlen, dem Reich ihren Rath und ihre Mitwirkung nicht vorzuenthalten, natürlich nicht verwehren, in der Kammer immer wieder auf diese Nebenbeschäftigung zurückzukommen. Blicken sie aber jetzt auf ihre Bemühungen in der abgelaufenen Session zurück, so werden sie selbst sich nicht verhehlen können, daß sie damit weder für die Interessen des Reichs, noch für die des Einzelstaates, noch für ihr eigenes Ansehen viel Ersprießliches ausgerichtet haben, wohl aber, daß sie manche Stunde in Anspruch nahmen, welche mit Nützlichem hätte ausgefüllt werden können.

Die Wohnungsnoth; die Landfrage; aus dem Unterhause. Aus London. — Obgleich es mit der Wohnungsnoth für die ärmeren Klassen hier noch nicht so schlimm steht als in Berlin, so fängt sie doch an sehr fühlbar zu werden. Einer der Pläne, die jetzt dem Londoner Verwaltungsbureau der öffentlichen Arbeiten vorliegen, bedingt wieder das Niederreißen von 1152 Häusern, die im Ganzen von 3870 armen Leuten bewohnt werden. Während so viel geschieht, um die Stadt zu verbessern und zu verschönern, läßt man ganz außer Acht, daß durch diese Verbesserungen die Wohnungen der ärmeren Klassen mehr und mehr vermindert werden. Wegen der riesigen Ausdehnung von London ist der Rath, sie möchten sich in die äußeren Vorstädte zurückziehen, leichter gegeben als ausgeführt. Die Plätze, wo der Arbeiter meist Beschäftigung findet, sind im Inneren der Stadt, und der Zeitverlust sowie die für ärmere Leute gar nicht unerheblichen Kosten täglicher Hin- und Rückfahrt per Eisenbahn oder Omnibus machen den Aufenthalt in den entlegenen Vorstädten für die Arbeiterklasse meist unmöglich. Eines der Mitglieder des Verwaltungsbüreaus hat daher vorgeschlagen, das Niederreißen von Häusern in London nicht eher vorzunehmen, als bis für wohnliches Unterkommen der sie bewohnenden Personen Fürsorge getroffen sei. Dies wird darauf hinauslaufen, daß, wenn Expropriationen stattfinden, ein Theil des dadurch gewonnenen Bodens zum Aufbau von Häusern, ausschließlich zu Wohnungen für die ärmeren Klassen eingerichtet und bestimmt, verwendet werden müßte. Ein hierauf bezüglicher Gesetzvorschlag wird binnen Kurzem dem Parlament unterbreitet werden. Der Vorschlag ist weniger revolutionär,

als er aussieht. Da das Parlament allein die Erlaubniß zu Expropriationen geben kann, so steht es ihm folglich auch zu, die Bedingungen für diese festzustellen.

Der Strike der Landarbeiter dauert fort und hat bis jetzt zur Folge gehabt, daß zahlreiche Auswanderungen von den strikenden Districten nach anderen Theilen Englands, besonders nach dem Norden, wo Arbeit gut bezahlt wird, stattgefunden haben. Die Pächter, die ihre Niederlage voraussehen, sagen, sie würden ihre Pachtgüter nie mit den erhöhten Arbeitslöhnen bewirthschaften können. Es drängt sich überhaupt schon die Frage vor, ob die Landpächter noch in die moderne Oeconomie passen, und ob man sich nicht ganz und gar ohne sie behelfen könne, wenn z. B. die Ausbeutung des Landes theilweise von großen Gesellschaften, theilweise direct durch die Landarbeiter auf Parzellen unternommen würde. Und mit dieser Frage erscheint die wichtigere über die bisherigen Gesetze und Gebräuche, welche den Landbesitz betreffen. Im Hause der Gemeinen hat erst vor wenigen Tagen Herr Fowler einen Beschluß vorgeschlagen, durch den der Zustand des Gesetzes über Erbfolge und Verfügung (entail and settlement) von Bodenbesitz als der Verwendung von Capital und der Entwicklung des Ackerbaues schädlich verurtheilt wird. In diesen Gesetzen sieht er die Ursache des Elends der Feldarbeiter. Anstatt Land als Gegenstand des Luxus und socialen und politischen Einflusses wünscht er es einfach als Waare betrachtet und deßhalb alle Hindernisse, welche die jetzigen Gesetze dem freien Verkehr in Land entgegenstellen, abgeschafft zu sehen. Der Premierminister erwiderte, die Regierung beschäftige sich mit den Reformen über den Verkehr in Land und die Erbfolge in Güter Verstorbener, die kein Testament gemacht; jetzt wünschte sie die Frage der entails nicht zu berühren. (Durch entail werden die Landgüter für mehrere Generationen der Erbfolge des jedesmaligen ältesten Sohnes unterworfen, und deßhalb für den Besitzer, der nur den Nießbrauch des Ertrags hat, gänzlich unverfügbar.) Der Beschlußvorschlag des Herrn Fowler wurde mit 103 gegen 81 Stimmen abgelehnt. Diese sehr bedeutende Minorität zeigt, welchen Fortschritt die Frage schon gemacht hat.

Seit langer Zeit hat sich in politischen Kreisen Englands die Meinung geltend gemacht, daß England sich aller Einmischung in continentale Politik enthalten und deßhalb die Garantie-Verträge, die es zur Einmischung zwingen könnten, auffagen solle. Diese Maxime wurde wieder einmal von Sir Wilfrid Lawson im Unterhause verfochten. Gladstone citirte in seiner Erwiderung den Ausspruch Lord Palmerston's, daß ein Garantievertrag wohl ein Recht zur Einmischung gebe aber nicht die Pflicht dazu auferlege. In einigen Fällen, wie in dem Belgiens, seien durch Garantieverträge Kriege vermieden worden. Das britische Volk würde sich übrigens dem Princip der Nicht-Einmischung in die allgemeinen Interessen des Friedens und der Civilisation nicht unterwerfen. Die Erwähnung Belgiens war geschickt. Von den continentalen Fragen giebt es keine, die dem Herzen der Engländer näher liegt, als diese. Nicht nur, daß es sich um bedeutende materielle Interessen handelt, besonders um den Besitz Antwerpens durch eine neutrale, befreundete Macht, sondern man ist seit vielen Jahren daran gewöhnt, Belgien als ein kleines continentales England, als eine Art von Kind des Inselreichs zu betrachten. Das Volksgefühl ist darin so stark, daß jede Regierung, conservativ

oder liberal, gezwungen sein würde, Belgien, wäre es bedroht, zu Hilfe zu eilen. Auch fanden sich nur 21 Stimmen für Sir Wilfrid Lawson's Antrag. In derselben Unterhaus-Sitzung tauchte die Internationale auf. Ein Mitglied erklärte ihre Zwecke als der Religion, der Ordnung und dem Staat gefährlich. Fawcett, bedeutender National-Oeconom und radicales Parlamentsmitglied, verdammte die socialen und öconomischen Irrthümer der Genossenschaft, deren Programm die Uebel, die es zu heilen sucht, nur vergrößern könne. Der Minister des Innern stimmte ihm darin bei, erklärte jedoch die bestehenden Gesetze, die zur Ausführung kommen würden, für genügend. Hier in England ist von der Internationale weniger zu fürchten, als irgend anderswo. Sie wuchert am meisten unter polizeilicher Maßregelung, während die Luft der politischen und Discussions-Freiheit ihr nicht zuträglich ist. Auch ist der Character der englischen Arbeiter, die wenig geneigt sind die Interessen des Tages gegen scheinbar philosophische Grübeleien hintanzusetzen, nicht dazu geeignet, irgend einem heimischen oder ausländischen „Alten vom Berge" willige Werkzeuge zu liefern. Der englische Arbeiter ist außerdem zu praktisch vernünftig, um sich überreden zu lassen, daß Handwerker und Feldarbeiter allein Arbeiter sind, und alle anderen Berufe, wie der des Lehrers, der sie unterrichtet, des Arztes, der sie heilt, des Anwalts, der sie vor Gericht vertheidigt, des Kaufmanns, der den Verkehr vermittelt u. s. w., von Müßiggängern ausgeübt werden.

Ueber den Aufruf der Straßburger zur Gründung einer Stadtbibliothek. — Dem Einsender dieser Z. ist eine gedruckte Aufforderung zugegangen, in welcher ein Comité von Straßburger Einwohnern, den Maire Herrn Lauth an der Spitze, Bücher zur Wiederherstellung der zerstörten Stadtbibliothek erbittet. Nicht ohne Befremden werden die Deutschen dies Gesuch aufnehmen. Das Unternehmen stellt sich unverkennbar in einen Gegensatz zu der Universitäts- und Landesbibliothek, für welche bei uns und im Ausland seit einem Jahre gesammelt wurde. Auch die Zeit scheint uns nicht günstig gewählt. Gerade in den Wochen, wo die neue Universität eröffnet werden soll und der Stadt das reichste und edelste aller Geschenke gemacht wird, sucht das städtische Comité seine Verluste in Erinnerung zu bringen. Möglich, daß dies Zusammentreffen zufällig ist, wir fürchten, es wird auf dieser Seite des Rheins der Theilnahme an dem Project hinderlich werden.

Es ist erfreulich, daß die Commune an Wiederherstellung der verbrannten Bibliothek denkt, und wir theilen die Ansicht des Comité, daß auch neben einer großen Universitäts- und Landesbibliothek eine Stadtbibliothek keineswegs überflüssig ist. Für die Sammlungen zu dem städtischen Unternehmen würde aber vortheilhaft gewesen sein, wenn die Vertreter der Gemeinde dem Publikum vorher darüber eine Mittheilung gemacht hätten, wie es doch gekommen ist, daß die im vorigen Jahre neu gegründete Landesbibliothek nicht wieder Stadtbibliothek wurde. Und ferner, da das Comité in seiner Aufforderung wiederholt den unersetzlichen Verlust der zerstörten Bibliothek hervorhebt, wie es doch geschehen konnte, daß der in Wahrheit unersetzliche Theil der Bibliothek, die Handschriften und Incunabeln, nicht vor der Katastrophe im feuersichern Raume geborgen wurden. Dieser letzte Punkt ist bis jetzt

nicht genügend aufgehellt und eine Erklärung darüber läge sowohl im Interesse der früheren Bibliothekverwaltung als der Stadtgemeinde selbst.

So lange die Festung Straßburg in französischen Händen war, blieb die Stadt Straßburg jedem Schrecken einer Belagerung ausgesetzt. Denn da die Festung hart an der Grenze des französischen Gebietes stand, konnte wenigstens auf der Rheinseite die Stadt nicht vollständig gegen die Wirkung von Wurfgeschossen geschützt werden. Allerdings hätte Frankreich für die übrigen Seiten dasselbe thun können, was in so großem Umfange für Metz und Paris geschehen ist. Da nun beim Beginn des Krieges die Stadt mit ihrer unzureichenden Befestigung höchst wahrscheinlich eins der ersten Kampfobjecte werden mußte, so war einer umsichtigen Verwaltung doch sicher geboten, die unersetzliche Habe der Stadt soviel als irgend möglich vor Feuersgefahr zu sichern. Seit vollends am 19. August der französische General Uhrich die Stadt Kehl in Brand geschossen hatte, mußte man in Straßburg wissen, daß ein Bombardement bevorstand, und hatte bis zum 24. August hinreichende Zeit, die werthvollsten Schätze der Bibliothek zu bergen. Warum ist dies nicht geschehen? Wir sind zu dieser Frage berechtigt, denn man ist in Straßburg immer noch in der Stimmung, sowohl für die schutzlose Lage der Stadt innerhalb der Festungswerke, als für den Verlust der Bibliothek die deutsche Armeeleitung verantwortlich zu machen. Wir dagegen können die Ansicht nicht fernhalten, daß die Stadtverwaltung im Jahre 1870 ihre Handschriften und alten Druckwerke nicht mit derselben liebevollen Theilnahme betrachtet hat, welche sie jetzt den verlorenen widmet.

Demnächst aber erlauben wir uns im Interesse einer neu zu gründenden Bibliothek noch einige Bemerkungen. Durch das Sammeln von Büchern, zumal von modernen, welche Verleger und Privatleute aus ihrem Vorrath einsenden, wird noch keine Bibliothek geschaffen; ja ein großer Theil dieser Geschenke wird für Bibliothekzwecke ohne besonderen Werth sein, vielleicht mehr Last als Vortheil. Auch bei der neu begründeten Landesbibliothek sind es nicht vorzugsweise die Einsendungen patriotischer Buchhandlungen, sondern die Zuweisungen von Doubletten, Ankäufe einzelner Privatsammlungen und größere Schenkungen älterer Werke gewesen, welche diese Bibliothek vielleicht einmal werthvoll machen können. Aber selbstverständlich nur dann, wenn ihr große Mittel zur Verfügung gestellt werden, um den nöthigen Hauptstamm an Quellenwerken allmählich anzukaufen. Auch diese Bibliothek wird mit dem Uebelstand zu kämpfen haben, daß die zufällig erhaltenen Werke ihren Charakter bestimmen und ihr massenhafte Ergänzungen zur Pflicht machen. Wird ihr, wie wir alle wünschen, reiche Dotation und ein guter Bibliothekar, so mag allerdings die Arbeit der Ergänzung nach den verschiedensten Richtungen eher möglich werden, als einer zweiten Büchersammlung mit enger begrenztem Fond und Zweck. Dennoch ist jetzt auch bei hohem Jahresetat kaum noch möglich, den Bücherapparat für alle wissenschaftlichen Disciplinen in der erforderlichen Reichlichkeit zu sammeln. Wenn deshalb der Zufall fügt, daß an demselben Ort zu gleicher Zeit zwei Bibliotheken neu begründet werden, so ist es für den Werth und das Gedeihen beider sehr wünschenswerth, daß sie in gutem Einvernehmen einander zu ergänzen streben, indem jede für bestimmte vereinbarte Gebiete zu complettiren sucht.

Aus dem erwähnten Aufruf des Comité ist durchaus nicht zu erkennen,

daß ein solches förderndes Einvernehmen mit der Landesbibliothek beabsichtigt ist, und doch wird, wie wir meinen, unser Aller Betheiligung an einer Stadtbibliothek Straßburgs davon abhängen müssen. Wünschen also die Straßburger die loyale Hilfe ihrer Landsleute für ihr Unternehmen, so würde es sich empfehlen, zunächst nach Höhe der Summe, welche auf die jährlichen Anschaffungen gewandt werden kann, nach den lokalen Bedürfnissen der Stadt, und nach einer Vereinbarung mit der bereits vorhandenen neuen Bibliothek die Gebiete geistiger Interessen festzustellen, denen ihre Bibliothek vorzugsweise dienen soll. Die Resultate dieser Feststellung wären in einem neuen Aufruf dem Publikum nicht vorzuenthalten und darin vor Allem die Fächer anzugeben, in denen die Stadtbibliothek fortan ihre Hauptbedeutung finden will. Wird das neue Unternehmen in solcher Weise inaugurirt, dann darf es in weiteren Kreisen Förderung erwarten. Denn dann wird auch der Schein vermieden, welcher jetzt den Deutschen erkältet, daß mit dem gegenwärtigen Aufruf zugleich eine oppositionelle Demonstration beabsichtigt sei und nicht allein die Neubegründung einer wohlorganisirten Bibliothek.

Literatur.

F. Remy: Die Krim in ethnographischer, landschaftlicher u. hygienischer Beziehung. Odessa u. Leipzig, E. Berndt, 1872. — Nicht blos früher unbekannte Dörfer und Meierhöfe, auch ganze Landschaften werden mitunter erst durch den Krieg für das Interesse der Zeitgenossen gleichsam entdeckt; so die Krim durch den letzten orientalischen Kampf. Die taurische Küste, von der Iphigenie „das Land der Griechen mit der Seele suchte", ist seitdem ein Reiseziel auch für bloße Touristen geworden. Das Bedürfniß nach einem literarischen „Wandergefährten", das somit rege geworden, wird durch das vorliegende Büchlein in ansprechender Weise befriedigt; es verbindet die üblichen practischen Winke für den Reisenden mit lebendiger und doch einfacher Schilderung von Land und Leuten in Natur und Geschichte. Wer sich der prächtigen in Hildebrand's Art gemalten Veduten Aiwasowsky's erinnert, die vor zehn Jahren etwa nach Deutschland herüberkamen, der kennt die großartigen und doch so lieblichen Gehänge des Jallagebirges, das mit den Gärten Orianda's geschmückt zum Pontus herabsinkt, eine Riviera des Orients, nur ernster, bewaldeter, geheimnißvoller als die genuesische Küste. Dazu das physiognomisch interessante Leben eines halbcivilisirten, aber zu friedlichem Wesen hinlänglich gebändigten Volkes und historische Erinnerungen aus klassischer, romantischer und modernster Zeit, von den Tagen der wilden Größe des Mithradates durch die Periode der hier fast endlosen Völkerwanderung, deren Gothen nur kurze dritthalb Jahrhunderte länger hätten leben sollen, um ihren Ulfilas kritisch gedruckt zurückzuerhalten, bis auf die Sterbelager der englischen und französischen Invasion. Die Zeit ist vielleicht nicht fern, wo wir, übersättigt von Alpen und Appennin, auf der Sommerreise in den Kaukasus zu Jalta in der Krim Frühlings- oder Herbststation machen. Dazu anzuregen, dabei zu rathen und zu helfen ist Remy's Büchlein vortrefflich geeignet und sei zu solchem Ende einem unruhigen Publiko des touristischen Zeitalters bestens empfohlen. a/D.

Ausgegeben: 19. April 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Der Straßburger Hochschule zum Gruße.

Wessen Augen irgend Freude haben am Lichte der Wissenschaft im Vaterlande, der kehrt in diesen Frühlingstagen grüßend seinen Blick der heimgewonnenen Reichsstadt zu, wo ein Maifeld des Geistes gehalten wird, eine friedliche Heerschau über die reisigen Führer deutscher Bildung und das junge Volk ihrer Schüler, das sich rüstet ihnen zu folgen auf die Ausfahrt der Forschung, in den fröhlichen Streit der Gedanken. Es ist ein Fest der Hoffnung und des Andenkens zugleich, eine ganze Nation sieht einen ihrer Lieblingswünsche in Erfüllung gehen; wie sollten da nicht Tausende in denselben Gedanken, Hunderte in gleichen Worten sogar sich begegnen? Doch wird jede Stimme willkommen sein, die sich unterzuordnen weiß unter den allgemeinen Sinn der Feiernden und der Feier selbst.

Dieser Sinn ist ein nationaler, ja zunächst ohne Frage geradezu ein politischer. Wir schweigen hier von den romantischen Beweggründen halb historischer, halb poetischer Erinnerung, welche wie zur Wiedernahme des Elsasses überhaupt, so auch insbesondere zur Herstellung der Straßburger Universität getrieben haben; vornehmlich sind es doch practische Erwägungen, die uns zu beidem vermochten: nachdem wir einmal beschlossen hatten, das schützende Vorland um der Sicherung unseres künftigen Daseins willen dauernd zu behaupten, galt es Mittel für solche Behauptung zu finden, und als eins dieser Mittel betrachten wir alle die Neugründung der Hochschule. Wie zur nämlichen Stunde unsere Ingenieure geschäftig sind, die Stirn der Straßburger Werke nach Westen zu wenden, nicht zur Bedrohung der überwundenen Feinde, sondern zur Abwehr des möglichen Andrangs ihrer Rachsucht, so hat das Reich gleichsam ein anderes Geniecorps berufen, eine akademische Körperschaft des freien theoretischen Geistes, die, den Rücken an Deutschland gelehnt, die Festen ihrer Lehre verbunden in's umgebende Land hinausschiebe, daß es beim deutschen Wesen beharre unentreißbar, heut und für immer. Und dieser politische Gesichtspunkt war es denn auch sicherlich, von dem aus unsere Reichsregierung die Wiederaufrichtung der Elsässer Hochschule energisch in's Auge faßte; denn zu der Sache der höheren geistigen Cultur an sich hat sie ja als Reichsregierung von Hause aus keine Beziehung. Es ergibt sich daraus auch für die Zukunft eine Schwierigkeit, die

wir gleich hier berühren mögen. Wie sich das Reich, das ja Landesherr im Elsaß ist, bei der Errichtung der neuen Hochschule genöthigt sah, für alles, was über die rein politische Initiative hinaus in die Sphäre des wissenschaftlichen Wesens selber hineinragte, sich zur Zeit ein eigenes Organ in der Person eines außerordentlichen Bevollmächtigten zu schaffen, so wird es auch künftig sich directer Eingriffe in die inneren Angelegenheiten der reichsländischen Universität enthalten müssen. So sehr eine gemeinsame Behandlung kirchlicher Angelegenheiten, ein Ministerium der Culte für das ganze Reich in unseren Wünschen liegt, so wenig tragen wir nach einem Reichsministerium des Unterrichts Verlangen. Bis auf den heutigen Tag hat sich der deutsche Particularismus, den wir anderwärts so lebhaft bekämpfen, auf dem Gebiete der geistigen Bildung, und der höheren zumeist, fast durchaus segensreich erwiesen. Auch Straßburg möge sich denn einreihen in die glänzende Schaar der Landesuniversitäten, deren Blüthe dem warmen Wetteifer des Ehrgeizes, der Freude an vorleuchtender Tüchtigkeit der Heimath zu danken ist. Die vom Reich eingesetzte Landesregierung des Elsasses wird deshalb in Zukunft am besten die äußeren Angelegenheiten der Universität verwalten, in allen inneren aber sei diese selbst ihre eigene Herrin.

Die Stunde ist da, einmal wieder eine deutsche Hochschule in's Leben zu rufen mit der vollen Freiheit geistiger Eigenbewegung, welche unseren alten Universitäten zustand, ehe der moderne Staat sich unterfing, — dem üblen Vorbilde der Kirche folgend — die Wissenschaft als solche und die Art ihres Betriebs unter seine Obhut zu ziehen. Und wenn der Versuch einer solchen Gründung überhaupt erwünscht ist, so erscheint er in Straßburg geradezu geboten. Den Kriegern, die sich in alter Zeit an den Marken der deutschen Herrschaft niederließen, bereit zu beständigem Kampfe wider den äußeren Feind, gab der König mehr Selbständigkeit als den Mannen im Binnenlande; ihre Markgrafen hatten nicht erst anzufragen und heimzublicken wie die anderen, eigenmächtig zogen sie aus in's Feld, die unabhängigsten Marken gediehen am besten, breiteten am schnellsten und sichersten deutsche Gesittung vor sich her. Nicht anders möge es mit der geistigen Markgrafschaft geschehen, die heute Kaiser und Reich an den Vogesen aufrichten; sie selber haben an der Gründung Ruhmes genug, den Männern aber, die, vieler Entsagung und manches Aergernisses nicht achtend, sich zum geistigen Grenzerdienst erboten haben, gebe man zum Lohn in alle Zukunft das Recht unbedingter Freiheit nicht allein in der Lehre selbst ihrem Inhalte nach, sondern auch in der äußeren Gestaltung dieser Lehre. Niemand wird leugnen, daß unsere Universitäten mit manchen ihrer Einrichtungen, die aus ganz anderen Tagen herüberstammen, in die rasch und leicht bewegte Gegenwart nicht mehr völlig hineinpassen. Die Eintheilung in Facultäten wie

sie ist, die Bestimmungen über die Zulassung zum Studium und so manches ähnliche muß man als überlebt betrachten, innerhalb der Lehrweise selber hat sich ein tiefreichender Spalt zwischen den eigentlichen Vorlesungen und der täglich zunehmenden mehr practischen Richtung auf seminaristische Bildung und „Uebung" hin aufgethan. Alle diese Fragen können nirgend von oben herab befriedigend gelöst werden, ihre Lösung muß vielmehr herauswachsen aus einer sich selbst frei überlassenen Wirklichkeit. Wenn man den Straßburger Lehrern zum Danke für ihren aufopfernden Dienst an der Sache des Vaterlandes — denn dem Gemüthe wenigstens wird dieser Dienst noch lange vielerlei Aufopferung abverlangen — wenn man ihnen dafür zum Danke in allem, was die Abgrenzung ihrer Thätigkeit gegen einander, die Gliederung ihrer körperschaftlichen Verbindung, die Herbeiziehung von Amtsgenossen, die Gestaltung selbst der Prüfungen ihrer Schüler betrifft, Freiheit der versuchenden Wahl ließe, so würde sich dort zunächst zum Segen der Hochschule selbst und der Landschaft, hernach aber zum Vorbilde auch für andere Anstalten im Reiche vielfach eine neue und zukunftsreiche Entwicklung hervorwagen.

Daß es für die Straßburger Universität solch eines eigenartigen Charakters bedürfe, um ihre Entstehung in einer Zeit zu rechtfertigen, wo schon mehrere unserer Universitäten ihr Dasein mühsam gegen einander weiterfristen, liegt nicht gar fern. Gerade das obere Rheinthal hatte am mindesten Mangel an akademischen Pflanzstätten; selbst wenn wir von dem schweizerischen Basel absehen, ließe sich wohl denken, daß die Elsäßer Landeskinder drüben in Heidelberg und Freiburg die nöthige wissenschaftliche Unterweisung gesucht und gefunden hätten. Allein nicht blos um den Geistlichen und Lehrern, den Richtern und Beamten des Reichslandes deutsche Bildung zu vermitteln, hat man Straßburg wiederhergestellt, es gilt vielmehr dem Lande selbst das Leben und Treiben deutscher Wissenschaftspflege unmittelbar vor Augen zu führen; hierdurch am meisten muß der Rest deutscher Gesinnung gerade in den höheren Klassen der entfremdeten Bevölkerung erhalten und verstärkt werden.

Es ist aber klar, daß dieser Zweck um so gewisser und vollständiger erreicht wird, je mehr das nationale Wesen dabei zum unverkümmerten Ausdrucke gelangt. Die Wissenschaft selber ist freilich in allewege erhaben über nationale Beschränkung, sie gehört der Sphäre des Reinmenschlichen an, das zwar niemals außerhalb der nationalen Besonderheiten, aber doch allezeit nur in ihrer Gesammtheit gefunden wird. Wenn daher der deutsche Geist seine Kraft an der Wissenschaft offenbart, so ist es nicht dadurch, daß er etwa eine deutsche Wissenschaft schüfe, sondern daß er sich ihr mit deutschem Freimuthe selbstlos und rücksichtslos hingibt. Wir haben nicht vergessen — und

es kann unseren französischen Nachbarn zum versöhnenden Andenken gereichen — daß, als vor einem halben Jahrtausend die ersten deutschen Universitäten gegründet wurden, sie die Pariser Hochschule in allen wesentlichen Beziehungen sich zum Muster dienen ließen. Allein es blieb bei dieser Anregung; wie schon unsere erste kaiserliche Stiftung zu Prag durch Gleichstellung der weltlichen Studien neben den geistlichen universellere Tendenzen kund that, so haben hernach die deutschen Universitäten ihre bejahrten Vorgängerinnen in Frankreich, Italien, Spanien und England weit hinter sich gelassen dadurch, daß sie die Freiheit zum Gesetz ihres Daseins erhoben, die innere Freiheit der Forschung, gehorsam dem modernen, durch Kirchen- und Staatsgewalt ungebundenen Geiste, wie die äußere Freiheit eines germanisch individuellen Lebens, das sich seine eigene Gestalt giebt nach dem Maße des innewohnenden Geistes. Heut bedeutet daher die Aufrichtung einer deutschen Schule auf verwelschtem Boden umgekehrt gegen damals einen anderen, vielleicht größeren Fortschritt, nur daß wir weit davon entfernt sind, deutsche Regel an Stelle französischer Regel zu setzen; wenn man von einer Regel im deutschen Betriebe der Wissenschaft reden dürfte, so wäre einzig die Abwesenheit aller Regel als solche zu bezeichnen.

Von hieraus allein ergibt sich auch das rechte Verständniß der politischen Seite der Gründung: sie wird um so politischer wirken, je unpolitischer sie äußerlich zu sein scheint. Die freie Weise deutscher Forschung zieht die fremden Geister zu sich herüber, nicht indem sie besonders hinweist auf ihre Eigenthümlichkeit, sondern durch ihr bloßes Dasein, unabsichtlich, ihrer inneren Kraft vertrauend. Man hat an der Möglichkeit moralischer Eroberungen im politischen Leben zweifeln lernen, das geistige Reich der Wissenschaft aber bleibt immerdar auf Eroberungen mit seinen eigenen Waffen angewiesen, die zugleich moralische sind. Die Lehrer, die nach Straßburg hinausgezogen sind, werden dies zur Ehre ihrer Nation beweisen; nicht allein in den Disciplinen der Naturforschung, die an sich jeder Einmischung subjectiver Beschränkungen widerstreben, sondern auch in den Geisteswissenschaften, selbst in denen des Rechts, der Geschichte oder der Religion, werden sie der volksthümlichen Sache, die sie vertreten, nur dadurch dienen wollen, daß sie durch die That, durch leidenschaftslose Gerechtigkeit des Urtheils, durch freudigen Aufblick zu dem reinen Lichte der Wahrheit, das nach Nationalitäten geschieden nur farbig gebrochen erschiene, den Vorzug ihrer deutschen Anschauung zu beweisen streben. Weil sie dem Ideale freier menschlicher Forschung am nächsten kommt, nur deshalb kann und soll sich die deutsche Forschung Anerkennung unter den ihr Abgewandten erringen. Die studirende Jugend aber wird gut thun sich zu erinnern, daß zu Straßburg einst der größte deutsche Geist seine Bildung empfangen und daß dieser Geist zugleich einer der am

mindesten practisch-politischen Geister unseres Volkes gewesen ist, daß aber dennoch und vielleicht gerade deshalb die reinsten nationalen Wirkungen von ihm ausgegangen sind, daß zu der Liebe, die uns zur Wiedervereinigung des Elsasses mit dem Mutterlande angetrieben, die Erinnerung an seine harmlos friedliche Studienzeit mit ihrer offen der Erkenntniß und der Gefühlswelt hingegebenen Lebensfreude unberechenbar viel beigetragen hat.

Es mag freilich geschehen, daß sie anfangs einen harten Stand haben, Lehrer wie Lernende, inmitten einer halsstarrigen Bevölkerung, die vielleicht selbst die Wohlthat neuangepflanzter Bildung als Zwang verschmäht und verschreit. Dawider wird es denn keinen besseren Schutz geben, als daß beide Theile sich enger, als es sonst auf unseren heutigen Hochschulen noch zu sein pflegt, aneinander schließen. „Ihr seid meine Schwingen!" rief einst Niebuhr seinen Zuhörern entgegen, wie Pyrrhus seinen Epiroten; für alle Entbehrungen und Bedrängnisse werden auch die Straßburger Docenten sich reichlich entschädigt fühlen durch eine mit Eifer und Begeisterung ihrer Rede folgende Schülermenge. Damit es nun daran nicht gebreche, muß sich die Elsässer Universität freilich doch wiederum über das Niveau einer bloßen Landesuniversität erheben; und hierzu kann und soll zunächst das Reich, das wahrhaftig ein lebendiges Interesse daran hat, das meiste beitragen. Weder patriotische Opferwilligkeit, noch die Lust am Neuen, die so bald verfliegt, werden in künftigen Jahren zahlreiche Studenten aus dem Reiche nach Straßburg hinübertreiben, wenn nicht durch ein vollzähliges und stattliches Lehrercollegium und durch glänzende materielle Ausstattung der nothwendigen Sammlungen und Institute die Elsässer Universität, ich will nicht sagen den Rang einer Reichsuniversität, denn dergleichen wollen wir in Deutschland nicht aufkommen lassen, aber doch einen gleichen Rang mit den vornehmsten der älteren deutschen Hochschulen erhält. Vor vierzig Jahren noch konnte Savigny in seinem meisterhaften Aufsatz „über Wesen und Werth der deutschen Universitäten" inneren Gehalt und Leistungen einer Lehranstalt für unabhängig von dem Reichthum und der Trefflichkeit ihrer Sammlungen und Institute erklären; heut läßt sich das, der Wendung gegenüber, welche die naturwissenschaftlichen Studien inzwischen genommen haben, nicht mehr behaupten, und für die historischen andererseits kommt in Straßburg ganz besonders der schwere Verlust der Bibliothek in Betracht. Man sagt, daß unser Reichsregiment von Anfang an des Sinnes gewesen wäre, mit äußeren Mitteln hier nicht zu kargen; möge es in diesem Sinne verharren. Der bloße Anstoß, bei dem es in der geistigen Sphäre sein Bewenden haben muß, genügt in der materiellen nicht; das Reich darf die Hochschule seines Territoriums nicht eher diesem selbst überantworten, als sie in jeder Hinsicht würdig ausgestattet ist, als die Lücken im Lehrkörper ergänzt, von allem,

was sich anschaffen und gewinnen läßt, das beste seiner Art angeschafft und gewonnen sein wird.

Ist das geschehen, stehen, so lange die Vorbereitungszeit dauert, Kaiser und Reich ihrer hoffnungsvollen Stiftung mit staatlichem Schutze wie mit großherziger Freigebigkeit zur Seite, so ist uns um die Zukunft der Anstalt nicht bange. Alles Weitere mag man getrost dem deutschen Geiste selber überlassen. Unbelastet von dem Bleigewichte mittelalterlicher Vorurtheile und Statuten wird die Hochschule sich beweglich organisiren können, wie es der Zeitgeist verlangt; nicht eine katholische Facultät allein, deren die Zukunft des Landes durchaus bedarf, wird sie sich anschließen, sondern alles, was ihr die Hand reicht, mag sie an sich ziehen, Altkatholiken und Juden, oder was sich sonst wissenschaftlich in eigenthümlicher Weise regt. Und dereinst — es wird freilich noch manche Welle zuvor rheinabwärts rinnen — wenn einmal der Gegensatz der Sprachen in jenen Strichen aufgehört hat, die Feindschaft zweier großer Nationen zu bedeuten, dürften dort vielleicht auch um unserer fremdredenden lothringischen Staatsgenossen willen sich ein paar französische Lehrstühle zu Seiten der deutschen erheben. Straßburg würde dann sein, was Genf heutzutage nur in beschränktem Maße bedeutet, eine „Ausfallspforte" deutscher Forschung nach Frankreich hinein, zur edlen Rache für die äußere Bedrohung mit Krieg und Gewalt, die es so lange gegen uns geübt.

Bis dahin aber rufen wir, zu ernster Arbeit und zu fröhlichem Behagen, den Unseren drüben und einem jeglichen, den sie geistig zu dem Unseren machen: ein herzliches Glückauf! Wer diesen Maitag miterlebt, darf ihn immer eintragen zu anderem Unvergeßlichen. Eine That der Pietät, einmüthig geübt von einem großen Volke, der wahren Pietät, die vorwärts wie rückwärts schaut, die für die Dankbarkeit der Enkel pflanzt, weil sie der Ahnen Pflanzungen dankbar genossen; — das kriegerische Brandmal, das unsere Nation einem ihrer theuersten Glieder hat aufdrücken müssen, um die eigene zweihundertjährige Schande zu zeichnen, ausgetilgt durch den Balsam einer Friedensgabe des Geistes; — den verlorenen Söhnen der Tisch bereitet zum Schmause des wahren Lebens, dazu keines der älteren Kinder, das darüber murre, sondern sie eilen herbei und spenden vom Ihren — das alles, und wer weiß zu sagen was noch fürderhin, bedeutet uns die Wiedergründung der Straßburger Hochschule. Die Schwestern bringen ihren Glückwunsch der jungen Mutter der Weisheit mündlich dar; wir anderen winken über den Strom aus der Ferne: „Sie lebe, blühe und gedeihe!"

Alfred Dove.

Zwei Novellen von Turgénjew.

(Iwan Turgénjew's ausgewählte Werke. 5. Band. Visionen — Helene. Zwei Novellen. Mitau. E. Behre's Verlag. 1871.)

Bei dem steigenden Interesse, welches die deutsche Welt dem russischen Dichter zuwendet, findet sich willkommene Veranlassung, das Erscheinen des fünften Bandes der von ihm autorisirten deutschen Ausgabe mit einigen Worten zu begrüßen und auf die beiden darin enthaltenen Novellen aufmerksam zu machen, von denen die eine zu dem Eigenthümlichsten, die andere zu dem Reifsten gehört, was der Dichter geschrieben. Verschieden genug sind sie beide; denn die eine hebt uns so weit über die reale Welt fort, als uns die andere mitten hineinversetzt.

Die „Visionen" knüpfen an den wohl einem Jeden bekannten Traum an, in dem man zu fliegen meint. Der Visionär folgt dem dreimal wiederholten nächtlichen Rufe einer weiblichen Erscheinung, er findet sie im Mondenlicht am Waldsaum bei einer alten, vom Blitz zerschlagenen Eiche und auf ihr bittendes Liebesgeständniß gibt er sich ihr hin. Da schlingt sie ihren Arm um ihn und fliegt mit ihm über die Erde. Anfangs betäubt und erschreckt, gewöhnt er sich allmählich an die wundersame Bewegung. Er redet sie fragend an, sie nennt sich Ellis, versichert ihn ihrer Liebe, und als sie ihn statt aller ferneren Antwort küßt, verspürt er auf den Lippen eine sonderbare Empfindung „wie von der Berührung eines feinen weichen Stachels". Wie er erstaunt unter sich eine weit von seiner Heimath entfernte Stadt gewahrt, verkündet sie ihm, daß es für sie keine Entfernung gebe, wenn sie nur im Bereiche der Nacht blieben, und sie trägt ihn an die Südküste der Insel Wight, um ihm das Entsetzen des wüthenden Sturmes zu zeigen. Er bittet zurückzukehren, und indem sie ihn auf dem Damme seines Teiches absetzt, gewahrt er, wie ihre Gestalt, die ihm bisher in dem gespenstigen Grauweiß des Nebels und des Mondlichtes erschienen, einen warmen röthlichen Fleischton angenommen hat und ihre Blicke lebendiges Feuer blitzen. Aber in demselben Moment zerrinnt sie vor ihm in den Morgennebel. In der folgenden Nacht, welche Ellis die große Nacht nennt, in der auch die Traumbilder der Vergangenheit wandeln, trägt sie ihn nach Italien. In den pontinischen Sümpfen citirt er auf ihr Geheiß den großen Römer, und unter dem sinnbetäubenden Lärm der Legion hebt Cäsar sein bleiches, lorbeerbekränztes Haupt hinter der epheuumrankten Mauer einer Ruine empor. Ellis führt den entsetzten Liebling hinweg und trägt ihn an das Gestade der Isola bella. Alle Wunder der italischen Frühlingsnacht umwogen ihn, er hört die melodischen Laute einer jugendlichen Stimme und sieht in dem

Marmorpalaste allein am Clavier ein reizendes junges Weib. Aber der Genuß dieses glücklichen Anblicks ist kurz: auch Gespenster sind eifersüchtig, und zornig fährt Ellis mit ihm von dannen. Er hat den Ruhm gesehen und die Schönheit: er soll auch das Verbrechen kennen lernen. An den Ufern der Wolga ruft das Zauberwort das wüste, mörderische Treiben der Räuberbanden wach, und erschöpft kehrt der Visionär an die Thür seines Hauses zurück. Im Beginn des dritten nächtlichen Fluges merkt er, daß Ellis auch im Antlitz Färbung bekommen hat. Um sie wieder eifersüchtig zu machen, läßt er sich nach Paris tragen: aber das Treiben des Boulevard des Italiens ekelt ihn an, er will aus der reinen Höhe, in der er schwebt, nicht hinabsteigen, „und so fliegen sie weiter. Der Park von Schwetzingen breitet sich vor ihnen aus, und sie schweben über den Schwarzwald hin: sie sind im „Land der Legenden", der mondbeglänzte Nebel der Vergangenheit liegt wie ein feiner Schleier darüber. Weiter geht der rastlose Flug: ein Zug Kraniche begegnet ihnen, große, schöne Thiere, die im stolzen Selbstvertrauen ruhig dem fernen Ziele zufliegen. Ellis aber führt den Geliebten, der wieder ihren Kuß als die Berührung eines weichen, stumpfen Stachels empfindet, nach St. Petersburg. In krankträger Ruhe liegt die Stadt zu seinen Füßen, nur das nächtliche Treiben der Uebercultur macht sich bemerklich, und sie fliegen weiter über die endlosen Steppen Rußlands. Und nun, nachdem er den Wechsel des Weltlebens in seinen nächtlichen Fahrten gesehen, nun ergreift den Fliegenden ein entsetzlicher Abscheu, nicht vor dem eigenen öden Vaterlande, sondern vor dieser Erde selbst, vor dem Elend des Lebens, das sich auf ihr dahinschleppt, vor dem kümmerlichen Kampfe, in dem Alles dahinstirbt. Gleichgiltig und gelangweilt, und dann voller Ekel vor dem Dasein überhaupt, empfindet er diesen Abscheu vor sich selbst. Während sie so dahinfliegen, begegnet ihnen ein entsetzliches Ungeheuer, das wie eine scheußliche Schlange verderbend, vernichtend sich über den Boden wälzt — begegnet ihnen der Tod: er streckt seine gespenstigen Arme nach ihnen aus, und der Gleichgiltige, der Gelangweilte, der aus dem Anschauen des Erdendaseins den Abscheu vor allem Leben gewann, er muß es nun sehen, wie das Gespenst, das aus seinem Blute Leben, Menschenleben, Gestalt und Farbe gesogen hat, in qualvollem Entsetzen sich krümmt — vor dem Tode, vor dem Nichts. Er verliert die Besinnung und als er erwacht, liegt neben ihm auf dem Boden ein bleicher Leichnam — Ellis. Noch einmal erwacht sie, umklammert ihn mit warmer, leidenschaftlicher Lebendigkeit — und ist dann verschwunden für immer.

Das sind die Visionen, die wie Fieberträume uns vorgeführt werden. Jede einzelne ist mit mächtig schöpferischer Hand ausgeführt. Der Wald, der wie ein riesiges Ungethüm mit seinem breiten, stacheligen Rücken unter

den Fliegenden liegt, die bläulich glänzenden Wellen des Flusses, die Schrecken des rasenden Gewitters und der brüllenden See, des Schiffbruchs und der Verzweiflung, die ahnungsvollen Schauer der Campagna, in der das Römerthum schattenhaft heraufsteigt, der Zauber der Mondnacht an den Ufern des Lago maggiore mit dem leisen Plätschern der Wellen, mit dem berauschenden Duft der Pomeranzenhaine, mit den Statuen, Säulen und Tempelhallen zwischen dem dunklen Grün der Lorbeerbäume, die wilde Barbarei der russischen Räuber, die kecke Frivolität der Boulevards, die dämmrige Romantik des Schwarzwaldes mit dem tiefen Grün seiner Edeltannen und den wehmüthigen Ruinen seiner Bergspitzen, der stolze, unbeirrte Flug der Kraniche, „die sieche Nacht der siechen Stadt" St. Petersburg — alles sind scharfe Zeichnungen, charakteristische Gestalten, wie sie von der Meisterhand der „Memoiren eines Jägers" zu erwarten waren; es sind kühne, lebensvolle Bilder, die in der nebligen Mondnacht plötzlich wie mit einem Zauberschlage vor uns entstehen, hell und scharf beleuchtet, in lebendiger Wirklichkeit, und die dann ebenso schnell wieder in den Nebel zerquirlen. Und doch breitet eben dieser Nebel einen eigenthümlichen, gemeinschaftlichen Ton über sie aus: es ist etwas unruhvoll Hastiges, etwas andeutungsvoll Mystisches, das sie alle an sich tragen: wir sehen sie gewissermaßen alle durch den Nebelschleier des Gespenstes, und ein geheimer Schauer weht durch alle die mannichfaltigen Lebensregungen, die uns der Dichter entfaltet, eine Wehmuth, in der die eben angeschlagenen Töne schnell wieder ersterben, in der die geisterhaften Skizzen aus der markigen Gegenwärtigkeit, in der sie hervortreten, schnell wieder in das Halbdunkel zurücksinken. Und was bedeutet nun dieser nächtliche Flug im Arme des Gespenstes? Ist es die Wandersehnsucht, die den Sterblichen in die Welt hinaustreibt und ihn rastlos durch die Lande jagt, die Natur zu belauschen in ihrem stillen, geheimnißvollen Wirken und in ihrer furchtbaren Gewaltigkeit, mit der sie das Menschenwerk zertrümmert — die Spuren vergangener Menschengröße aufzusuchen, vor ihrer schauervollen Erhabenheit zu versinken und dann in der Gegenwart die reizvolle Schönheit und das entsetzliche Verderben zu sehen — die frivolen Bildungen der Uebercultur und dagegen die träumerische Stille der segendurchwehten Natur zu betrachten — und schließlich zurückzukehren, erschöpft, gelangweilt, gleichgiltig, voller Ekel an dem nichtigen Erdenleben? Gehört doch Turgénjew selbst zu den besten jener Heimatlosen, die aus dem Osten kommen, um die Cultur des Westens einzusaugen, und deren große Menge er selbst so unübertrefflich geschildert hat, wie sie, nachdem sie die Bildung gekostet und die Ueberbildung gelernt haben, theilnahmlos durch die Welt schlendern oder mit ihrem blasirten Nihilismus in die Heimat zurückkehren. Der Dichter, der die europäische Cultur in sich verarbeitet und sie sich zur Waffe geschmiedet hat, um

in seinem Vaterlande für ein großes Princip einzutreten, er durfte seinen Landsleuten dies Spiegelbild vorhalten.

Allein der Inhalt seiner „Visionen" ist damit nicht erschöpft. Jene gespenstige Gestalt, die den Visionär mit ihrem Nebelmantel über die Erde führt und ihm dabei mit dämonischem Kusse das Blut aus den Adern saugt, sie gewinnt selbst Leben und Leidenschaft; und sie stellt nun die heiße Lebenssucht, den elementaren Drang nach lebendigem Dasein dar: und im Anschauen all des nichtigen Erdenelends bangt und bebt sie vor dem Untergange, vor dem Nichts. Die Langeweile, die Blasirtheit, der Nihilismus werden durch das Gespenst ad absurdum geführt, und der Visionär selbst gesteht, daß er jene peinigende Angst vor dem Tode behalten habe. Das Gespenst aber, das aus seinem Blute das Leben saugen wollte, hat, nun es vom Tode ereilt ist, auch sein Schattenleben verloren, und im letzten Augenblicke, ehe es in Nichts zerrinnt, umschlingt es mit glühender Leidenschaft den Sterblichen. Der Jammer dieses Lebens — das lehrt das Gespenst den Geliebten — ist immer noch besser als das Nichts.

So weben sich in diesem nebligen Halbdunkel allegorische Gedanken mystisch durcheinander. Was der Dichter gemeint, verräth er uns nicht: sein Visionär aber endet seine Erzählung mit einigen sehr prosaischen Bemerkungen. Er gesteht, daß all sein Grübeln über die wunderbaren nächtlichen Fahrten umsonst gewesen sei, und erzählt schließlich, daß ihn sein Arzt für „anämisch" erklärt habe. Dem nächtlichen Ikarus ist nicht das Wachs, sondern das Blut geschmolzen, und eine Reise nach Gastein wird ihn von den üblen Folgen seines Verkehrs mit dem Gespenste heilen. Dieser pathologische Schluß klingt fast wie der eines Heine'schen Gedichtes und rechtfertigt das Motto der Phantasie:

„Ein Augenblick — der Zauber ist verronnen —
Und Wirklichkeit erfüllt die Seele wieder."

In der Wirklichkeit bewegt sich denn auch die folgende Novelle „Helene", und zwar in einer echt russischen Wirklichkeit. Wir befinden uns auf einem Landhause in der Nähe von Moskau. Die Tochter des Hauses, Helene, entscheidet sich in allmählicher Entwicklung zwischen drei Bewerbern: der Gegensatz dieser drei männlichen Gestalten ist mit gleicher Vollendung gezeichnet, wie der psychologische Prozeß im Charakter Helene's. Mit dem liebebedürftigen Herzen edelster Weiblichkeit in einer unsympathischen Welt aufgewachsen, ist sie zu einer strengen, in sich geschlossenen Schönheit gereift. In ihrer Familie entwirft der Dichter wieder ein unübertreffliches Bild des kleinen russischen Adels, den er schon so oft und so sicher gezeichnet. Der Vater, die blasirte Mittelmäßigkeit, der gern und eifrig mit seinen nichtssagenden, stereotypen Phrasen disputirt und in Moskau ein wunderliches

Verhältniß mit einer Wittwe unterhält — die Mutter, ein schwaches, sentimental energieloses Wesen, das sich von der Gesellschafterin durch melancholische Musik täglich nach Tische zu Thränen rühren läßt, — diese Gesellschafterin Zoe selbst, eine hübsche, kokette kleine Deutsche, die sich immer ein bischen die Cour machen läßt und schließlich den vom Vater für Helene ausgesuchten Schwiegersohn heirathet, — ein alter Onkel, das Urbild träger Gedankenlosigkeit und blasirter Langeweile, der nie einen Satz beendet, — das sind die Typen einer entnervten, ruinirten Gesellschaft. Zwischen ihnen ist Helene innerlichst allein aufgewachsen. Leidenschaftlich hat sie sich an den Vater, an die Mutter angeschlossen und weder bei dem einen, noch bei der andern erwarmen können: dann hat sie ebenso leidenschaftlich ein armes Bauernmädchen geliebt, und nach deren Tode steht sie nun einsam, hoch über all ihrer Umgebung, und wendet die ihr bedürftige Liebe der Sorge für alles Gethier zu. Im Anfange der Erzählung sehen wir zwei junge Freunde gleich heftig in sie verliebt. Der eine, Schubin, ein Verwandter des Hauses, Künstler seines Zeichens, ist eine echte Heine-Natur: von tiefer Leidenschaftlichkeit, hat er sich so daran gewöhnt, seine Empfindung unter einem graciös geistvollen Humor zu verstecken, daß er mit diesem Galgenhumor sein Gefühl zersetzt, und es läßt sich nichts Besseres von ihm sagen, als die Worte Helene's: „Ich glaube an Ihre Reue und an Ihre Thränen. Mich dünkt jedoch, Ihre Reue selbst und Ihre Thränen machen Ihnen Spaß." Der tiefe Edelsinn seiner Empfindung ist unvermittelt verwachsen mit leichtsinniger Sorglosigkeit, und, noch die Thränen im Auge, die er über seine unerwiederte Liebe zu Helene geweint, sucht er Trost in den Armen einer leichtfertigen Zofe. Helene, der dieses krankhafte Gemisch widersteht, behandelt ihn wie ein ungezogenes Kind. Sein Freund, der junge Gelehrte Berßenjew, ist ein idealistischer Pedant, verlegen, schüchtern, edelmüthig, selbstaufopfernd. Er studirt deutsche Wissenschaft, besonders Philosophie, und sucht Trost und Beruhigung für seine Leidenschaft in Raumer's Geschichte der Hohenstaufen.(!) Helene findet ein theilnehmendes Gefallen an seinen anspruchslosen Gesprächen über Schiller und Schelling, und interessirt sich für seine edlen Absichten, seine wissenschaftlichen Pläne. Aber diese duldende, ruhige Natur kann ihr Herz nicht befriedigen. Da zieht Berßenjew einen Studiengenossen, einen Bulgaren Insarow, in den Kreis hinein, einen Menschen von jener rücksichtslosen Energie des Charakters und von jener stählernen Kraft des Geistes, welche nur die Leidenschaft für eine große Idee geben kann, aber auch von der eckigen Schärfe des Wesens, die dem Menschen anzuhängen pflegt, der nur ein Ziel mit allen Mitteln verfolgt. Es ist die Befreiung seines Vaterlandes aus der Gewalt der Türken, der er all seine Kraft zu weihen geschworen hat, seit er die Brutalität dieser Gewalt an seiner eigenen Familie

erfahren. Es scheint fast, als habe der Dichter in diesen vier Hauptcharakteren edle Typen der vier Temperamente darstellen wollen: melancholisch, sanguinisch, phlegmatisch, cholerisch. Zwischen diesen Charakteren spinnt sich nun die Entwicklung schnell weiter. Insarow faßt eine heftige Liebe zu Helene, und da er sich geschworen hat, durch keine persönliche Empfindung seiner Idee untreu zu werden, beschließt er abzureisen. Nicht minder heftig aber ist die Leidenschaft, die sich für ihn in Helene entwickelt. Diese Entwicklung finden wir in ihrem Tagebuche. Es ist leider richtig, daß weibliche Tagebücher in Romanen etwas sehr Gefährliches sind und Ottilie hat in der Nachahmung viel, viel Unheil angerichtet. Allein hier ist die Erregung, die Steigerung und das selige Bewußtwerden der Empfindung mit einer so zarten Sinnigkeit dargestellt, daß die Klippe vermieden ist, und als sie das Wort gefunden, das ihres Herzens Geheimniß löst, macht Helene zum Glück einen Strich unter das Tagebuch. In dem leidenschaftlichen Manne der That hat ihre Sehnsucht nach Liebe die Erfüllung gefunden, und sie geht ganz in diese Empfindung auf. Ergriffen von der elementaren Gewalt der Leidenschaft, kennt sie weder Familie noch Vaterland, weder Gesetz noch Sitte. Als sie merkt, daß der Geliebte ohne Abschied reisen will, eilt sie zu ihm: auf dem Wege treibt sie ein Gewitter in eine Capelle, sie findet ihn, und sie schließen den Bund. Aber als ob der Dichter noch nicht zufrieden sei, uns den Helden seiner Heldin im Gegensatze zu dem Künstler und dem Gelehrten gezeichnet zu haben, führt er in dem vom Vater für Helene bestimmten Bräutigam eine vierte Persönlichkeit ein, auch einen Mann der Praxis, aber von der goldnen Mittelmäßigkeit, die mit Diensttreue und Geschick von Stufe zu Stufe klettert, die nie verletzt und nie befriedigt, und aus der die große Masse der Menschen gebildet ist. Allein mit dieser ganzen Zeichnung Insarow's durch den Gegensatz bezweckt der Dichter noch etwas Anderes. Dem Helden gegenüber sind alle drei Schwächlinge, es fehlt ihnen allen die innere Kraft, welche nur aus der persönlichen Erfassung eines Ideals erwächst. Und diese drei Schwächlinge sind die Repräsentanten der russischen Jugend: der Künstler, der Gelehrte, der Beamte. Der Held aber, der energische Mann der Idee, ist ein Ausländer. Indem das russische Mädchen den Bulgaren wählt, verurtheilt sie die russische männliche Jugend. Schubin, dessen Urtheil von der Eifersucht geschärft ist, spricht es aus und fragt zweifelnd, wann diese Männer der Idee und der That für Rußland kommen werden. Welchen Werth der Dichter darauf legt, geht daraus hervor, daß er diese Frage Schubin's am Ende der Novelle wiederholt: die gesammte Charakteristik dieser Novelle ist an die junge Generation Rußlands adressirt und hält ihr das Bild ihrer Zerfahrenheit, ihrer Schlaffheit, ihrer inneren Haltlosigkeit vor.

Der Faden der Novelle spinnt sich nun einfach ab. Insarow geht nach Moskau; bald folgen ihm die andern, Helene besucht ihn in seiner Wohnung, und sie treffen die Vorbereitungen zu ihrer Flucht. Aber den eisernen Mann ergreift ein hitziges Fieber, Berßenjew pflegt ihn und erfährt durch das Erscheinen Helene's das ganze Verhältniß. Mit schwerem Herzen bringt er ihr täglich die Nachricht von der allmählichen Besserung seines glücklichen Nebenbuhlers. Nach der Genesung besucht Helene den Geliebten, und sie verheirathen sich heimlich. Es gibt eine fürchterliche Scene zu Hause; die Mutter jammert um das unglückliche, undankbare Kind, und der Vater geräth in entsetzlichen Zorn, den nur Schubin durch die in der Familie verkündete Ankunft jener Wittwe entkräftet. Schließlich müssen die Eltern einwilligen, und das Paar reist ab, da Insarow durch den Ausbruch des Krimkrieges nach der Heimat gerufen ist, um dieselbe gegen die Türkei zu revolutioniren. Aber kein Segen ruht auf der dem Schicksal abgetrotzten Verbindung: wir finden sie in Venedig wieder, selig im Bewußtsein des Zusammenlebens und unglücklich über die immer stärker fortschreitende Schwindsucht Insarow's. Er stirbt im Augenblick, wo das Schiff anlangt, das ihn in die Heimat tragen soll, und Helene besteigt das Schiff, um den geliebten Körper in heimatlicher Erde zu betten. Ueber ihr Schicksal läßt uns der Dichter ebenso in Zweifel, wie Schiller über das seiner Thekla.

Der pathologische Schluß auch dieser Novelle ist nicht zufällig. Turgénjew liebt es, kranke Menschen darzustellen, und das Pathologische in ihnen liegt tiefer, als in einem physischen Uebel, es liegt in ihrer Zerrissenheit, in dem Unharmonischen und Unfertigen ihrer inneren Bildung. Die Krankheit, an der Insarow stirbt, ist nicht die Schwindsucht, sondern jene rastlose Geistesbewegung, die den Körper aufreibt, jener rücksichtslose Thatendrang, der in seiner Hastigkeit das Mittel seiner Erfüllung zerstört. So klar sich Insarow über das Ziel seines Wollens ist und mit so rücksichtsloser Treue er dies Ziel verfolgt, so wenig ist doch dies Streben in die Harmonie eines ruhigen Bewußtseins aufgenommen: unter dem widerstandslosen Einflusse der Leidenschaft drängen sich alle seine Triebe auf das *eine* Streben zusammen, und eben diese ungeklärte Leidenschaft ist der innere Grund seiner Krankheit, seines Todes. Jede Leidenschaft ist eine Flamme, die mit ihrer düstren Gluth sich selbst nährt — und sich selbst verzehrt.

Eben dies ungeklärt Leidenschaftliche nun ist es, was wir das Elementare in der menschlichen Seele nennen möchten: denn es wirkt mit der zerstörenden Gewalt, mit der rücksichtslosen Allgemeinheit einer Naturkraft. Denselben elementaren Charakter trägt die Liebe Helene's: in dem Augenblicke, wo sich ihre Seele mit dieser Leidenschaft erfüllt, fallen alle Stützen der Cultur um sie her fort, und die Scene, in der sie sich dem Geliebten

hingiebt, so zart und sinnig sie der Dichter behandelt hat, — was zeigt sie zuletzt anders, als daß dies Mädchen, herausgerissen durch ihre Empfindung aus dem ganzen Lebenskreise, der sie umgeben, der rein elementaren Gewalt ihrer Leidenschaft anheimgefallen ist? Daher fühlt sie sehr recht, wenn sie die unselige Krankheit des Geliebten als Strafe ansieht, wenn sie nach seinem Tode nicht wieder in die Heimat zurückkehren will und still ergeben einer ungewissen Zukunft entgegengeht.

Die Darstellung dieser elementaren, zerstörenden Kräfte der menschlichen Seele — man hat sie auch ihre Nachtseite genannt — scheint in der Luft des Jahrhunderts zu liegen: sie begann im berechtigten Kampfe gegen die Unnatur des vorigen Jahrhunderts. In der That, ein großer Theil Europas krankte an den Auswüchsen der Civilisation, an der Energielosigkeit, der Blasirtheit, der Schlaffheit, dem Nihilismus, kurz an dem, was wir oben die Uebercultur nannten. Aber die Natur, die ihr gegenübersteht und deren noch unverklungenes Wort Rousseau aussprach, ist zunächst eben elementar, roh, eine zerstörende Gewalt. Als die Revolution die elementare Volkskraft gegen die Uebercultur des französischen Hofes entfesselte, da brach der Kampf zum ersten Mal in hellen Flammen aus. Ueber der deutschen Geistesrevolution aber waltete der gütige Genius der Antike: er fand das Maaß für die drängende und stürmende Kraft und schuf die Idealbilder einer reinen Cultur. Und doch zeigt sich der Gegensatz auch hier in ungelöster Schärfe: die Krankheit, welche die „Wahlverwandtschaften“ darstellen, ist doch auch nur dieser Kampf, in welchem sich die elementare Gewalt der Leidenschaft gegen die Verhältnisse der Cultur und der Uebercultur abmüht. In den großartigsten Dimensionen aber stellt sich dieser Kampf in dem Character und in den Gestalten Byron's dar. Selbst von allen Krankheiten einer blasirten Gesellschaft angegriffen, und doch von der genialen Naturkraft seines Inneren daraus hervorgetrieben, selbst heimisch auf dem Nachtgebiet der wilden Leidenschaft, — so ist er der Vater einer durch fast alle Literaturen sich erstreckenden Poesie des Pessimismus geworden, welche in einer gedrückten gewitterschwülen Zeit des europäischen Lebens mit einer pessimistischen Philosophie Hand in Hand ging. Aber die gewaltigen Züge des Genius sind bei den Nachfolgern zu bescheideneren Linien geworden, die sich an die jedesmaligen Verhältnisse anschlossen. Die deutsche „Weltschmerzpoesie“, der Kampf des Individuums gegen die erdrückende Kleinlichkeit der Verhältnisse, verlief im Sande einer selbstquälerischen Ironie, die schließlich sich selbst ironisiren mußte. Der Weltschmerz war für uns die literarische Kinderkrankheit des Jahrhunderts; Gottlob! wir haben sie lange hinter uns, eine gesunde Jugendlichkeit hat Platz gegriffen und mit voller Manneskraft ist die Nation in eine ernste, gewaltige Culturarbeit eingetreten.

Ganz anders aber scheinen die Dinge in Rußland zu stehen. Der Gegensatz der Uebercultur und des Elementaren liegt dort nicht nur im einzelnen Individuum, er ist eine Krankheit der Gesellschaft, er liegt in den Verhältnissen, er ist repräsentirt durch die Stände. Wenn wir den Schilderungen Turgénjew's folgen, so sehen wir auf der einen Seite die hohe Gesellschaft angekränkelt von den zersetzenden Kräften der Cultur, blasirt, entnervt, schlaff, ideenlos — auf der anderen Seite die blöde, theilnahmlose Masse der ehemals Leibeigenen, ohne Form, ohne Bildung, ohne Interesse. Wohl ist — und man schreibt dem Dichter kein geringes Verdienst daran zu — der erste Schritt geschehen, um diese elementare Masse für die Arbeit der Cultur flüssig zu machen: aber noch liegt sie eben da wie eine rohe Masse, die noch nicht einmal in die Gährung übergegangen ist, die ihrer Klärung vorhergehen muß. Nur langsam kann dieser Proceß vor sich gehen, und jetzt bietet das ungeheure Reich eben noch das untröstliche Bild dieses Gegensatzes dar. Wann werden uns die thatkräftigen Männer der Idee kommen? fragt Turgénjew sein Vaterland, und so lange sie nicht erschienen sind, athmen alle seine Gestalten jenen hoffnungslosen Gegensatz: unter der Hülle einer erschlaffenden Cultur lauert die Rohheit, die elementare Leidenschaft. Das ist das Geheimniß im Charakter seiner Helene.

Wilhelm Windelband.

Die religiöse Politik Heinrich's IV. von Frankreich.

Seit den Anfängen der geschichtlichen Zeit, insbesondere seit dem Auftreten der positiven Religionen, gehen durch die Menschheit als die continuirlichsten, von den gewaltigsten Erschütterungen begleiteten Bewegungen die politische und die religiöse neben einander. Aber so verschieden, ja entgegengesetzt diese beiden Bewegungen an sich scheinen, so vereinigen, verschmelzen, ja identificiren sie sich nicht selten. Entweder tritt eine neue Religion zugleich als politische Macht auf, um sich einen Theil der Welt zu erobern, oder eine bestehende will sich in allmählichem Ringen die weltliche Macht unterordnen, oder in einer bestehenden strebt eine neue Lehre, eine neue religiöse Geistesrichtung ihren Anhängern die politische Selbständigkeit, das volle bürgerliche und politische Recht gleich den Bekennern der alten im Staate oder durch die Beherrschung ganzer Staaten zu erwerben.

Ein solcher ebenso politischer wie religiöser Kampf war durch die Re-

formation des 16. Jahrhunderts in die europäische Welt eingedrungen und hatte dasselbe zum Höhepunkt der religiösen Bewegungen in diesem Erdtheile gemacht. Niemals, selbst in den Zeiten der Kreuzzüge, nahm das religiöse Interesse so sehr den Vordergrund in dem Empfinden und Denken aller ein, wie in dem Säculum der Reformation. Jeder ergriff für oder wider die neue Lehre Partei, und nicht nur mit dem Verstande: es war vielmehr jeder bereit, seine nächsten persönlichen Interessen dem der Religion zum Opfer zu bringen. Der Eifer von beiden Seiten führte unausgesetzt zu blutigen Zusammenstößen. Der schmalkaldische Krieg, die Kölner und die Straßburger Bisthumsfehde in Deutschland, der Aufstand der vereinigten Niederlande, die Bürgerkriege in Frankreich hatten, wenn auch politische Erwägungen nicht ohne Antheil bei denselben waren, doch vor allem ihre Entstehungsursache in den religiösen Zwistigkeiten. Und noch bis zum Ende des Jahrhunderts blieben diese Leidenschaften in unverminderter Stärke bestehen. Wenn später die Scheidung der Religionen nach den Völkerstämmen auf das Segensreichste zu Gunsten des innern und äußern Friedens der Nationen gewirkt hat, so war doch am Schlusse des 16. Jahrhunderts dieser Prozeß noch bei weitem nicht vollzogen. Nur in Italien und Spanien war, um den Preis zahlloser Menschenleben und der sittlichen und geistigen Kraft dieser Völker, die gewaltsame Unterdrückung der Reformationsbestrebungen gelungen. Aber sonst währte in allen Ländern Westeuropas der Kampf zwischen den Anhängern der alten und der neuen Richtnng fort. In Deutschland machte die Gegenreform, vom Kaiserthum eifrig unterstützt, täglich Fortschritte, bald langsam und allmählich, bald sprungweise durch gewaltthätiges Eingreifen. In Polen war ihr zwar die Unterdrückung, aber nicht die Ausrottung der neuen Lehre gelungen. In den skandinavischen Ländern hatte das Lutherthum harte Kämpfe zu bestehen, ehe es des endgültigen Sieges theilhaftig wurde. In England hatte Elisabeth dem Protestantismus zum Uebergewichte verholfen, und die Jugend gab sich ihm meist begeistert hin; aber noch beharrte ein Drittheil ihrer Unterthanen bei dem altüberkommenen Glauben. In den 7 vereinigten Provinzen der Niederlande wurde aus Feindschaft gegen Spanien das reformirte Bekenntniß Staatsreligion; indeß zur Zeit der unüberwindlichen Flotte (1588) war noch die größere Hälfte der Bewohner katholisch. In der Schweiz endlich drohte der Zwist zwischen den minder zahlreichen, aber mächtigeren reformirten und den kleinen katholischen Kantonen die Eidgenossenschaft gänzlich zu zerspalten.

Eigenthümlich war das Verhältniß der religiösen Parteien in Frankreich. 40 Jahre, von 1562—1598, hatten hier Hugenotten und Katholiken mit wechselndem Erfolge gegen einander gefochten; 40 Jahre lang hatte ihr Kampf die blühenden Auen Frankreichs verwüstet, die Zahl seiner Bewohner

verringert, seine Kraft und seinen Einfluß zerstört, Moral und Humanität in den Besten geschwächt: jetzt konnten sich beide Parteien den Sieg in dem schrecklichen Streite zuschreiben. Die Calvinisten setzten ihren Führer, Heinrich von Navarra, als König Heinrich IV. auf den französischen Thron; jedoch er vermochte denselben erst friedlich zu behaupten, nachdem er den katholischen Glauben angenommen hatte. Hierdurch erkannte er die fürder unbestreitbare Thatsache an, daß die katholische Religion die vorwiegende in Frankreich sei; aber auch die Reformirten konnten in Folge ihrer Stärke, sowie der Dankbarkeit, die Heinrich IV. ihnen schuldete, auf eine vollberechtigte Stellung im Staate Anspruch machen. Denn sie besaßen noch 750 Kirchen und sollen an 270,000 Familien ausgemacht haben, also etwa 1⅓ Mill. Seelen unter den 10 Mill. des damaligen Frankreichs. Beide Parteien waren indeß entschlossen, einander so wenig Frieden wie möglich zu gönnen. Die eifrigen Katholiken dachten auf nichts als auf die Ausrottung des Protestantismus in Frankreich, und die Hugenotten ihrerseits erklärten — zum gerechten Aergerniß auch der lauern unter den Katholiken — in ihren Synoden den Papst feierlich und dogmatisch als den Antichrist. In den Gegenden, wo sie die Oberhand hatten, wie in dem französischen Navarra, hatten sie alle Güter des katholischen Clerus eingezogen, hiermit dem öffentlichen katholischen Gottesdienste dort gänzlich ein Ende gemacht, und schließlich die Katholiken von jeder Art öffentlicher Aemter ausgeschlossen. Voll Zorn und Feindschaft, die Hände beständig am Degengriffe, das Wort des Hasses im Munde, standen sich selbst nach äußerlich hergestelltem Frieden Hugenotten und Katholiken in Frankreich gegenüber.

Indessen mitten unter diesem streiterfüllten Getümmel der Religionsparteien erkennen wir bei einigen geistig hervorragenden Männern die Anfänge einer milderen und gerechteren Anschauung. Zuerst tritt uns hier Jean Bodin entgegen, der berühmte Jurist und Staatsrechtslehrer aus Angers, der nicht unebenbürtige Gegner Machiavell's, der erste theoretische Verfechter der constitutionellen Monarchie, lange vor Montesquieu. In seinem Colloquium heptaplomeres preist er ganz offen den reinen Theismus und die Gleichberechtigung aller Religionsparteien, mit Einschluß der Juden und Mohammedaner, an. — Nicht ganz so weit ging der Kreis, der sich am Hofe Heinrich's IV. zusammenfand; seine Duldsamkeit beschränkte sich auf die christlichen Confessionen. Hier ist vor allem der Herzog von Sully zu nennen, dessen Indifferenz so groß war, daß er — der Calvinist — dem Könige i. J. 1593 zum Uebertritte zur katholischen Religion rieth. Denn er hielt für unzweifelhaft, daß in der Beobachtung des Dekalogs, der Liebe zu Gott und den Nächsten, sowie in dem Vertrauen auf das Verdienst und die Gerechtigkeit Christi das Heil völlig enthalten und gesichert sei. Er trug kein

Bedenken, häufigen Umgang mit ausgezeichneten katholischen Geistlichen zu pflegen und, zum größten Aerger seiner Glaubensgenossen, dem Papste den Titel „heiliger Vater" beizulegen. Ein nach anderer Seite hin hervorragender Vertreter dieser Richtung war der Philologe Isak Casaubon, den — trotz seines reformirten Bekenntnisses — Heinrich IV. i. J. 1599 als Professor an die Sorbonne berief. Casaubon faßte den Gedanken, den später unser großer Leibnitz verfolgt hat, mit vielem Eifer auf: die Wiedervereinigung der alten und der neuen Lehre herbeizuführen. Seiner Ausgabe und Uebersetzung des Polybius schickte er eine vorzüglich geschriebene Zueignung an Heinrich IV. voraus, in welcher er es dem Könige dringend an's Herz legte, auf jenes erhabene Ziel hinzustreben, dessen Verwirklichung die schönste Krönung seiner gesammten Thätigkeit sein würde. Diese beiden Männer waren Reformirte: dagegen gehörte den Katholiken — ganz abgesehen von dem berühmten de Thou — äußerlich an, der Geschichtschreiber Pierre de l'Estoile, dessen Tagebücher zu den wichtigsten Quellen der Geschichte dieser Zeit gehören. Im Grunde des Herzens den Reformirten zugethan, trat er doch nicht öffentlich zu ihnen über, eben weil er das Bekenntniß für etwas Gleichgiltiges ansah; und unparteiisch tadelt er die Verkehrtheiten beider Religionsgenossenschaften.

Solche Männer liebte Heinrich IV.; er schützte sie nicht nur, sondern zog sie gern in seine nächste Umgebung, wenn auch Katholiken und Reformirte ihnen gleich abgeneigt waren und sie nicht wenig verketzerten. War er doch der Vorurtheilsloseste, ja Indifferenteste unter ihnen! Nirgends zeigt sich bei Heinrich IV. eine Auslassung wahrer Religiosität. So eifrig er auch die Formen zuerst der reformirten, nachher der katholischen Kirche beobachtete: es mußte jedem offenbar sein, daß dieser Eifer nur ein erkünstelter, nur ein politisch berechneter war. Die Schnelligkeit seines wiederholten Religionswechsels, sein zweideutiges Verhalten gegenüber den katholischen wie den protestantischen Interessen erweisen dies zur Genüge. Das frivole Paris vaut bien une messe bezeichnet die Gesinnung Heinrich's hinlänglich. Das religiöse Bekenntniß hatte für ihn nur insofern einen Werth, als es ihm politische Vortheile zu verschaffen im Stande war. Ein Blick auf seine Haltung in kirchlichen Dingen wird uns dies hinreichend klar machen.

Sowie Heinrich i. J. 1593 zum zweiten Male zum Katholicismus übergetreten war und durch seine reumüthigen Versprechungen vom Papste Verzeihung und Anerkennung erhalten hatte, zeigte er sich als der ergebenste Diener des heiligen Stuhles. Keinen besseren Weg, zu Gnaden und Würden zu gelangen, gab es für die protestantischen Diener des Königs, als den Uebertritt zu dessen Glauben; er selbst pflegte sie dazu aufzumuntern. Als in einem Religionsgespräche zu Fontainebleau der hugenottische Verfechter unterlag, jubelte er laut. Den Jesuiten, den ärgsten Gegnern seiner früheren

Glaubensgenossen, wandte er große Gunst und Sorgfalt zu. Sie waren aus Frankreich vertrieben; aber theils um einen Beweis seiner echtkatholischen Gesinnung zu geben, theils um sich der weltklugen und mächtigen Patres zu seinen eigenen Zwecken zu bedienen, rief er sie i. J. 1603 zurück, im Widerspruche mit seinem Parlamente und einem Theile seiner Räthe. Von da begünstigte er den Orden auf alle Weise und bedachte ihn mit großen Schenkungen. Und während er den Jesuiten schmeichelte, behandelte er die hugenottischen Geistlichen im persönlichen Verkehr mit Härte und Ungerechtigkeit. Ebenso versprach Heinrich auszuführen, wessen die katholischen Könige Karl IX. und Heinrich III. sich stets geweigert hatten: nämlich den Beschlüssen des tridentiner Concils in Frankreich Geltung zu verschaffen.

Aber auf der anderen Seite zeigte er, im Geheimen freilich, auch den Protestanten ein freundliches Gesicht. Seine alten Freunde Aubigné und Du Plessis, die er öffentlich zurücksetzte, um den Argwohn der Katholiken zu vermeiden, empfing er innerhalb der Wände seines Cabinettes mit der gewinnendsten Freundlichkeit. Als ihn Landgraf Moritz der Weise von Hessen i. J. 1602 besuchte, versicherte Heinrich demselben allen Ernstes: er sei der reformirten Religion noch von Herzen ergeben, und habe selbst die Absicht, sie vor seinem Tode öffentlich zu bekennen! So sprach er, weil ihm damals viel an der Gewinnung der deutschen protestantischen Fürsten lag. Daß er überhaupt die Sache der Protestanten mit Geld und Soldaten in Deutschland und den Niederlanden verfocht, soll nicht einmal als Beweis seines kirchlichen Indifferentismus besonders hervorgehoben werden: hatten es doch die eifrig katholischen Könige Heinrich II., Karl IX. und Heinrich III. nicht anders gemacht!

Wenn wir dieses anscheinend so widerspruchsvolle Verfahren Heinrich's zu erklären suchen, werden wir hierzu nur einen Weg finden. Heinrich war ein vollkommener Freidenker, welchem die reformirte Religionsform ebenso gleichgiltig war wie die katholische. Aber er betrachtete sie beide als wichtige Factoren im Staatsleben, mit denen er rechnen müsse. Und so erkannte er scharf und deutlich, was er mit ihnen zu beginnen, in welche Bahnen er sie zu lenken habe. Beide mußte er dem Staate möglichst ungefährlich, ja dienstbar machen: dies ist der hauptsächlichste Gesichtspunkt, von dem er in religiös-politischer Hinsicht ausgeht. In Bezug auf den Katholicismus hatte er dies schon erreicht, indem er durch seinen Uebertritt sich als ältester Sohn der Kirche gleichsam an die Spitze der französischen Katholiken stellte und durch sein gutes Verhältniß zum Papste sowie durch die Begünstigung der Jesuiten dafür sorgte, daß die noch immer fortbestehende Partei der katholischen Zeloten ihm nicht gefährlich werden könne. Für die Protestanten suchte er dasselbe durch das Edict von Nantes zu erreichen. Wohl mag bei Ertheilung des

letzteren die Dankbarkeit gegen seine früheren Genossen im Bekenntniß und im Kampfe mitgewirkt haben, aber sicher nur in untergeordneter Weise; war doch besonders — nach dem einstimmigen Zeugnisse der Zeitgenossen — Dankbarkeit eine der Tugenden, die Heinrich am meisten fehlten. Aber, wie überall, stimmte das richtig erkannte Interesse mit dem Guten und Wahren überein, und so hat Heinrich dieses zu verwirklichen gesucht, gleichviel aus welchen Motiven heraus.

Der Inhalt des Edictes — gegeben zu Nantes am 15. April 1598 — war in Kürze folgender. Die Reformirten sollten in dem ganzen Königreiche wohnen und ihren Cultus fast an allen Orten — mit Ausnahme der Stadt Paris und fünfmeiliger Umgebung — ausüben können. Zu mehrerer Sicherheit wurden ihnen 200 Plätze, zum Theil wichtige Festungen, überlassen, in welchen sie auf königliche Kosten Garnisonen unterhielten. Alle Strafurtheile und Rechtsungleichheiten auf Grund der Religion sollten für immer aufgehoben sein. Aus Anhängern beider Bekenntnisse sollte bei den Parlamenten je eine Kammer gebildet werden, die sog. chambre mi-partie, welche fortan die Streitsachen zwischen Katholiken und Protestanten zu erörtern und entscheiden hatte. Dagegen sollten die religiösen und politischen Versammlungen der Protestanten fürder nur mit Bewilligung des Königs stattfinden. Auch sollte die katholische Religion überall wieder eingeführt und die Kirchengüter zurückerstattet werden. Die Reformirten sollten ferner die katholischen Festtage halten, den Zehnten bezahlen und die kanonischen Ehegesetze beobachten; aber sie brauchten vor Gericht nicht bei den Heiligen, sondern nur bei Gott zu schwören.

Dies war der Hauptinhalt des Edictes, das in der That eine neue Epoche in der Geschichte der Religionen bezeichnet. Während dieselbe bisher fast nur von Unduldsamkeit und Verfolgung zu berichten weiß, wurde hier zum ersten Male der Versuch gemacht, die verschiedenen Bekenntnissen angehörigen Bürger eines Staates gleichberechtigt neben einander zu stellen. Heinrich IV. wollte, daß Katholiken und Hugenotten im staatlichen Leben ihrer Glaubensverschiedenheit vergessen und sich als Angehörige eines und desselben Gemeinwesens fühlen sollten. Eine abgesonderte politische Existenz, die Errichtung eines Staates im Staate sollte nicht geduldet werden. Deshalb wurde die Abhaltung der protestantischen Synoden unter die Bewilligung und Controle des Königs gestellt. Freilich hat das Edict von Nantes einen weder langen noch ungestörten Bestand gehabt, die Menschen waren noch nicht reif für dasselbe; aber es ist gleichsam die Morgenröthe einer besseren Zeit und ein ruhmvolles Denkmal für die Einsicht seines Urhebers. Wenn auch seine Hauptvortheile den Hugenotten zufielen, so sucht es doch geschickt die Interessen beider Theile mit einander zu versöhnen, indem es das Gebiet

auch der katholischen Religion erweitert und dieselbe als officielles Bekenntniß der Staatsgewalt anerkennt.

Zunächst war die Aufnahme, welche das Edict erfuhr, keine günstige, selbst nicht bei den Reformirten, denen zu Liebe es doch vorzugsweise gegeben war. Es ging ihnen keineswegs weit genug, besonders ergrimmt aber waren sie darüber, daß in manche bisher rein protestantische Städte Südfrankreichs und in Navarra die katholische Religionsübung zurückgebracht werden sollte. Sie widersetzten sich der Rückgabe der katholischen Kirchengüter und der Einführung der Messe, oft sogar mit gewaffneter Hand. Zumal in dem französischen Navarra erhob sich lebhafter Widerstand. Die Navarreser Edelleute, die von der frühesten Jugend Heinrich's an dessen Gefahren und wechselnde Schicksale getheilt und für ihn ihr Blut bei Coutras, Ivry und Arques vergossen hatten, klagten ihn der Undankbarkeit an, daß er in ihre glaubensgeeinten Thäler den „Abgott" und damit wilden Glaubenszwist zurückführe. Erst nach wiederholten und drohenden Weisungen des Königs wurde das Edict gegen Ende des J. 1600 publicirt, unter lautem Murren und großer Unzufriedenheit der Hugenotten in jenem Lande.

Noch stärkeren Widerstand fand dasselbe bei den eifrigen Katholiken, obwohl in dem Edict alles geschehen war, um — soweit es ohne ernste Beeinträchtigung der Reformirten anging — die Katholiken zufrieden zu stellen. Ihre Religion wurde ausdrücklich zur Religion des Staates und des Königs erklärt, deren Gesetze überall da zu Grunde gelegt wurden, wo der Staat sich mit den religiösen Institutionen berührte. Die den Reformirten ertheilten Rechte erscheinen durchgehends als Ausnahme. Noch wichtiger war die Wiedereinführung des Katholicismus in die Gegenden, aus denen er so lange verbannt gewesen war. Es stellte sich bald heraus, daß, sowie der Reiz, einer verfolgten Sache anzugehören, geschwunden war, die Neigung der romanischen Natur zu den phantasiereicheren Formen der katholischen Religion auch an jenen Orten hervortrat. Die Uebertritte zum Katholicismus mehrten sich in Navarra und Bearn, bis gerade diese Provinzen, welche der Sitz des glühendsten und unverfälschtesten Calvinismus gewesen waren, die Stätte des eifrigsten und ausschließendsten Katholicismus wurden.

Trotzdem wollte die clerical gesinnte Partei sich dem Edict nicht unterwerfen. Der Clerus, der in den Bürgerkriegen eine schrankenlose Gewalt über das Volk gezeigt hatte; das pariser Parlament, die höchste Justizbehörde des Reiches; die eigenen Minister des Königs: sie alle widerstrebten. Der Kanzler Chiverny nannte es „die Schmach und Verderbniß des Staates". Die Aufregung unter der katholischen Geistlichkeit wuchs derart, daß einige Prediger versuchten, die Zeit der Liga zurückzuführen, indem sie von der Kanzel herab gegen den König und sein Volk donnerten, ja ungescheut zur

Ermordung aller Protestanten aufforderten. Die abenteuerlichsten Gerüchte wurden ausgestreut, um das Volk in Aufregung zu bringen. Aber Heinrich griff scharf und entschieden ein. Die ärgsten Schreier unter den Geistlichen ließ er verhaften, die Verbreitung aufrührerischer Gerüchte und Aufforderungen verbot er bei harter Strafe. Darauf verließ die clericale Partei die Tactik der Bearbeitung des Volkes und beschritt den officiellen Weg. Der päpstliche Nunzius, der sich übrigens ziemlich gemäßigt benahm, der Vertreter des Clerus bei dem Könige und der Rector der Pariser Universität erhoben bei Heinrich Protest gegen das Edict, fanden aber nur Zurückweisung. Endlich setzte das Pariser Parlament dem Werke des Königs die Macht der Trägheit entgegen. Da die Eintragung in seine Register zur Gültigkeit eines Gesetzes unbedingt erforderlich war, so verzögerte es die Inscribirung jenes Edicts immer länger. Am 5. Februar 1599 war das Parlament erst so weit gelangt, dem Könige Vorstellungen gegen jenes zu unterbreiten! Aber Heinrich ließ sich nicht beirren; er war überzeugt, Recht, Menschlichkeit und Staatsklugheit auf seiner Seite zu haben, und daher entschlossen, jeden Widerstand zu brechen. Zuerst schickte er die Parlamentsräthe mit einer herben Zurechtweisung heim, dann — zwei Tage später — berief er sie von neuem zu sich und hielt eine lange Strafrede, in der er weder die Verheißungen für die Gehorsamen noch die Drohungen gegen die Widerspenstigen sparte. Das hatte den gewünschten Erfolg; das Parlament ließ sich einschüchtern und registrirte endlich — am 15. Februar 1599 — das Edict. Freilich war damit dessen Sieg nur erst in dem Sprengel des pariser Parlamentes entschieden. Mit den Parlamente zu Rouen, Bordeaux und Toulouse kostete es noch lange Kämpfe, ehe auch sie sich dem königl. Willen unterordneten: erst im Juli des Jahres 1600 — mehr als zwei Jahre nach seiner Abfassung — war das Edict in Frankreich rechtsgültig.

Indeß in den Provinzen erhob sich der in der Hauptstadt gebändigte populäre Widerstand von neuem. Auch hier fanden sich Prediger, welche den König wegen des Edicts auf das heftigste angriffen, so daß er sich wegen ihrer Unverschämtheit bei dem Papste beschweren mußte. Die katholischen Priester und Magistrate widersetzten sich der Eröffnung der hugenottischen Bethäuser. In Limoges, in Lyon und in Bordeaux fanden Ausbrüche des Volkshasses, von einigen fanatischen Geistlichen geschürt, gegen die Reformirten statt. Aber der König setzte seinen Willen durch. Er ließ sich von dem Widerstande der Katholiken ebenso wenig, wie von dem der Protestanten in dem für richtig Erkannten beirren. Von dem königlichen Ansehen gedeckt, verfuhren die Commissare, die zur Durchführung des Edictes in die verschiedenen Provinzen entsandt waren, mit großer Energie. Der Gebrauch der

Worte Hugenott und Papist als Schimpfnamen wurde streng verboten; den Predigern beider Parteien wurde jede polemische oder politische Aeußerung bei Strafe untersagt; die Verwaltungs- und Gerichtsbehörden wurden beauftragt, jede Verletzung dieser Befehle rücksichtslos zu ahnden. Solcher Thatkraft und Consequenz gelang es in der That das Edict von Nantes im Laufe des Jahres 1600 im ganzen Reiche durchzuführen.

Die wohlwollende und weise Absicht des Königs war hiermit zunächst erreicht: aber weder hatte er sich selbst dadurch Freunde noch den Parteien selbst wahren Frieden verschafft. Die dem Edict zu Grunde liegenden Gedanken waren der damaligen Zeit noch zu fremd, um eine tiefe und nachhaltige Wirkung äußern zu können, Heinrich IV. hatte sich durch dasselbe vielmehr die Unzufriedenheit beider Religionsparteien zugezogen.

Man kann es den französischen Reformirten kaum verargen, wenn sie sich dem großartigen Plane des Königs: Gleichstellung der Bekenntnisse innerhalb des Staates und unter dem Staate, nicht fügen wollten. Bis vor kurzem hatten sie nur der Schärfe ihrer guten Schwerter und der Weisheit und Entschlossenheit ihrer Rathschläge es zu danken, daß sie überhaupt ihre Existenz bewahrten: war es ihnen zu verargen, wenn sie auch fürder ihre Rettung hauptsächlich von diesen Mitteln erwarteten? Dieser Gegensatz trübte das Verhältniß der Hugenotten zu Heinrich IV. und brachte sie später in Conflict mit dem keineswegs unduldsamen Richelieu. Nach der Einnahme der reformirten Stadt Montauban (1629) sagte Richelieu zu den Predigern: sie seien gefährdet gewesen, so lange sie ihre Sicherheit in den Wällen und Basteien gesehen, welche man nicht habe dulden können; da sie sich aber jetzt der allgemeinen Ordnung unterwürfen, werde man für sie Sorge tragen und zwischen ihnen und den Katholiken keinen Unterschied machen. Heinrich IV. gab freilich den Protestanten etwas mehr nach; jedoch im Grunde wollten der König wie der Minister die Reformirten den übrigen Unterthanen gleichstellen, aber die politische Selbständigkeit ihnen nehmen; die Reformirten dagegen wollten diese mit aller Macht festhalten.

So war das Verhältniß, in welchem fürder Heinrich und die Hugenotten zu einander standen, ein eigenthümliches. Auf der einen Seite konnten die Calvinisten sich nicht entschlagen, ihrem früheren Genossen und Führer die alte Zuneigung zu bewahren und ihm auch für die günstige Lage, die er ihnen im Vergleich zu früher im Staate bereitet hatte, Dank zu zollen: anderntheils fürchteten sie in ihm den beharrlichen Gegner ihrer Sonderstellung. Sie beschuldigten ihn der Eifersucht und geheimer Abneigung gegen die Reformirten und zeigten ihm deshalb aller Orten Mißtrauen und Zurückhaltung. In dieser gemischten Stimmung verharrten sie gegen den König, so lange dieser lebte, ja noch über sein Grab hinaus. Beständig gab es Streitig-

keiten zwischen ihnen: aber schließlich suchte man immer wieder einen Ausgleich, denn bis zu einem offenen Kampfe unter einander wollten es weder der König noch die Reformirten treiben. Man kam überein, daß die Reformirten zwei Generaldeputirte ernennen sollten, die ihre Interessen bei dem Könige zu vertreten hätten. Jetzt stritt man jedoch über die Art der Ernennung der Generaldeputirten und die Dauer ihrer Amtsführung: die Reformirten beanspruchten die directe Ernennung und zwar immer nur auf ein Jahr, damit sie nicht durch den Einfluß des Hofes ihren Glaubensgenossen entfremdet würden; der König dagegen verlangte die Erwählung von 6 Personen, aus denen er sich zwei aussuchen dürfe, und eine lange Amtsführung der also ernannten Deputirten. Erst nach langen und zum Theil sehr gereizten Verhandlungen einigte man sich durch gegenseitige Concessionen. Eine neue Ursache der Aufregung war für die Hugenotten die Verfolgung eines ihrer vornehmsten Führer, des Herzogs von Bouillon, als Theilnehmer an der Verschwörung des Marschalls v. Biron (1602); sie wollten an seine Schuld nicht glauben und schrieben die Anklage einzig dem Wunsche des Königs zu, jede politische Macht der Reformirten zu vernichten. Da Heinrich ferner die politischen Versammlungen der Protestanten nicht nur überwachte, sondern auch ihre Thätigkeit ausschließlich auf die Ernennung der Generaldeputirten beschränken wollte, so wurden die schon aufgeregten Gemüther so sehr von Zorn erfaßt, daß sie auf der Versammlung zu Chatellerault (Juli 1605) sich zu einer gewaltsamen Vertheidigung ihrer bisherigen Stellung verbanden — gegen jedermann ohne Ausnahme. Indeß sie kamen doch bald wieder zur Besinnung, und man einigte sich von neuem, zumal auch der König von seinen Forderungen vieles abließ. Besonders gewann er seine protestantischen Unterthanen durch das wichtige Zugeständniß, daß er ihnen den Besitz der 200 Sicherheitsplätze, der ihnen in dem Edict von Nantes nur auf acht Jahre zugestanden war, bis zum Jahre 1612 verlängerte. Es werden diese Ausführungen genügen, um das eigenthümliche und schwierige Verhältniß, in dem Heinrich IV. zu den französischen Calvinisten, seinen früheren Glaubensgenossen, stand, zu charakterisiren. Und doch begünstigte er sie bis zu seinem Lebensende, so viel es nicht gegen seine festen politischen Grundsätze verstieß. Trotz des Widerstandes der eifrigen Katholiken, verlegte er den Tempel der pariser Reformirten von Ablon, das 5 Lieues von Paris entfernt ist, nach Charenton, bis vor die Thore der Hauptstadt. Es ist unglaublich, wie heftig dies die clericalen Zeloten kränkte. Man ließ den Herrn des Ortes protestiren, und es erfolgte daraus ein Proceß, der 60 Jahre dauerte. Ohne seinen Ausgang abzuwarten, ließ man heftige und drohende Klagen an den König gelangen; das Edict von Nantes habe, sagte man, den Tempel nur 4 Lieues von Paris gestattet. „Nun wohl," erwiderte der

König in seiner scherzenden Weise, „so soll von jetzt an Charenton 4 Lieues von Paris entfernt liegen." Darauf versuchte man die volksthümlichen Mittel: die Reformirten wurden auf dem Wege nach Charenton überfallen und mißhandelt. Aber da ließ Heinrich dort einen Galgen errichten, dessen drohender Anblick künftighin solche Heldenthaten verhinderte.

Wie schon das eben Angeführte vermuthen läßt, war noch unzufriedener, als die Hugenotten, die streng katholische Partei in Frankreich, die immer noch eine sehr zahlreiche und starke war. Nicht allein das Edict von Nantes brachte sie auf, sondern auch die äußere Politik des Königs. Außer den alten unverbesserlichen Ligisten grollten selbst viele loyale Katholiken wegen der Begünstigung der Ketzer in Deutschland und besonders in den Niederlanden und wegen der Feindschaft gegen das gutkatholische Spanien. Den Uebertritt des Königs zu ihrer Religion hielten sie — nicht ohne Grund — für eine nur politischer Rücksicht entsprungene That. Die Begünstigung der Reformirten durch das Edict von Nantes, hieß es in diesen Kreisen, sei nur ein Vorspiel und eine Einleitung zu den directen Angriffen, welche der Navarrer, in seinem Herzen noch ebenso sehr Ketzer, wie vor dem 25. Juli 1593, gegen die katholische Religion beabsichtige. Die vertrautesten Minister des Königs, Villeroy und Jeannin, folgten nur seufzend und stets widerstrebend den Bahnen desselben in seiner nationalen, Spanien feindlichen Politik. Besonders gährten dieser Haß und dieses Mißtrauen in der niederen Bevölkerung der Städte; aus dieser gingen meistens, allerdings gewöhnlich aufgestachelt von fanatischen Priestern, die Meuchelmörder hervor, die so häufig Attentate auf das Leben des Königs unternahmen.

Selbst die Rückberufung der Jesuiten (1603) vermochte die eifrigen Katholiken nicht für Heinrich IV. zu gewinnen. Sie erkannten mit richtigem Instinkte, daß auch diese aus Erwägungen nicht sowohl religiöser als vielmehr politischer Natur hervorgegangen war und bewahrten deshalb dem Könige die alte Gegnerschaft. Vielmehr wurde durch die Rückberufung der Jesuiten und die dadurch erfolgende Neubelebung des Klosterwesens in Frankreich — die Carmeliter in Paris gründeten allein 62 Filialen durch das ganze Land — der eifrig ultramontane Geist und damit der Widerspruch gegen Heinrich's duldsames Verfahren nur noch ausgebreitet und gesteigert. Im Jahre 1609 ermahnte der Vater Gauthier, ein Jesuit, von der Kanzel herab zur Ausrottung der Hugenotten, ja seine Angriffe richteten sich gegen den König selbst. In einigen Theilen Frankreichs hörte man auf, des Monarchen im Kirchengebete zu gedenken. Da man indeß gegen ihn selbst nicht direct aufzutreten wagte, so wandte sich die Wuth der Zeloten zunächst gegen die Reformirten. In der Picardie wurde eine ihrer Kirchen durch einen Prinzen von Geblüt, den Grafen v. St. Pol, niedergerissen. In Orleans

hätte ein Volkshaufe ihren Friedhof verwüstet, wenn sie ihn nicht mit den Waffen in der Hand vertheidigt hätten. In Paris selbst, unter den Augen des Königs, wurden die Hugenotten von neuem auf dem Wege nach Charenton vom Pöbel angegriffen und mißhandelt.

Am höchsten stieg der Grimm dieser Partei, als der König sich anschickte, den protestantischen Fürsten in Deutschland gegen die Uebergriffe des habsburgischen Hauses in der jülich-cleve'schen Erbschaftsangelegenheit zu Hilfe zu kommen. Bis an den Hof, ja bis in die Familie des Königs verpflanzte sich der Streit. Seine Gemahlin Maria weinte und flehte, der Minister des Auswärtigen Villeroy und viele andere hervorragende Räthe widerstanden verdrossen und schmollend. Durch Gerüchte und geheimnißvolle Andeutungen von katholischen Verschwörungen gegen sein Leben suchte man Heinrich zu schrecken. Unter die Soldaten verbreitete man die Rede, es gehe gegen den Papst selbst. Die Mönche versicherten den Gläubigen, daß die Hugenotten — natürlich mit Einwilligung des Königs — die Ermordung aller guten Katholiken vorbereiteten.

Aus diesen Machinationen heraus hat auch Ravaillac das Motiv zu seiner Schreckensthat entnommen. Freilich die directe Mitschuld irgend jemandes wird sich nie erweisen lassen, wenn auch der Verdacht schwer auf einigen Mitgliedern der spanisch-ultramontanen Partei lastet: aber die moralische Urheberschaft ist ihr sicher zuzuschreiben. Ravaillac hatte früher im Dienste Biron's gestanden und seitdem mit fanatischen Priestern Umgang gehabt, die ihm den ersten Gedanken zu seiner That eingeflößt haben. Während er auch durch die heftigste Marter nie zum Geständniß einer verbrecherischen Verbindung oder gar zur Angabe bestimmter Namen veranlaßt werden konnte, gab er doch zu, es seien die Lectüre von zwei Büchern und P r e d i g t e n, die die er gehört, gewesen, welche ihn zu seiner That verleitet hätten. Als ein Hauptmotiv zur letztern gab er an, daß der König gegen den Papst, d. h. gegen Gott selbst, habe Krieg führen wollen und hierin erkennen wir deutlich jene mönchischen Aussprengungen wieder. Hatte Ravaillac doch sein Vorhaben mit hinreichend deutlichen Worten verschiedenen Klostergeistlichen offenbart, ohne daß sie den Versuch gemacht hätten, ihn von jenem abzubringen oder an der Vollführung zu verhindern.

So starb Heinrich IV. gleichsam als Opfer seiner freieren religiös-politischen Anschauungen, nachdem dieselben während seines Lebens von Reformirten und Katholiken mit gleichem Undank aufgenommen worden waren. Erst eine späte Nachwelt hat seine Einsicht in dieser Richtung anerkannt. In Frankreich hatte sein Werk keinen Bestand: im Gegentheile, die Gegensätze verschärften sich. Nachdem mit seinem Tode das Band persönlicher Ergebenheit, welches die Reformirten an seinen Thron gefesselt hatte, wegge-

fallen war, strebten sie im Gegensatze zu der Regierungsgewalt nach völliger Sonderstellung. Hier trafen sie aber auf Richelieu, der noch planmäßiger und umfassender als Heinrich IV. die staatliche Allmacht zu begründen suchte: und in diesem Kampfe gerieth die hugenottische Sache in unwiederbringlichen Nachtheil. Bis endlich ein Despot sich durch eine bigotte Frau verleiten ließ, dem Andenken seines Großvaters in's Angesicht zu schlagen: bis im Jahre 1685 Ludwig XIV. auf Veranlassung der Maintenon das Edict von Nantes aufhob.

Die Toleranz und die Gleichberechtigung der Religionen sollte nicht aus dem weisen Entschlusse eines Monarchen entstehen, sondern durch traurige und schreckliche Erfahrungen mußte der Menschheit der Abscheu vor Religionskriegen eingeschärft werden. Der 30jährige Krieg, der ganz Deutschland verwüstete und es um 2 Drittheile seiner Bewohner beraubte, ist der letzte materielle Kampf um theilweise religiöser Interessen willen gewesen. Und so sehr unser Vaterland durch diesen Krieg gelitten hat, muß es sich doch mit dem Gedanken trösten, mit seinem Herzblut den Preis für die Begründung der Glaubensfreiheit in Europa gezahlt zu haben.

M. Philippson.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Der Schleichhandel auf dem Hunde. Vom Südelsaß. — Geschäftliche Obliegenheiten führten mich nach Pfirt, dem französirten Ferrette, dem reizend gelegenen südlichsten Städtchen des Ober-Elsaß und somit des ganzen Reichslandes. Von dort fuhr ich in einem leichten offenen Wägelchen nach Basel, um die Eisenbahn baldmöglichst wieder zu erreichen, und zwar in Begleitung eines anscheinend in guter Lage befindlichen und nicht unintelligenten kleinen Besitzers aus Folgensburg, dem ich, auf sein Ansuchen, einen Platz in meinem Gefährt zugesichert hatte. Das Wetter war herrlich, die Gegend freundlich, mein Begleiter dankbar, und — vielleicht zum Theil in Folge eines vortrefflichen Glases Macon, welches unser sonst bescheidenes Frühstück gewürzt hatte — sehr gesprächig, so daß ich eine sehr angenehme Erinnerung an diese kleine Reise zurückbehalten habe. Auch ist dieselbe nicht ohne Nutzen für mich gewesen. Belehrt durch die Winke meines plaudernden Begleiters, der, wenn ich ihn recht verstanden habe, den französischen Namen Vielhaber trug, wäre ich heute im Stande, mir eine, wenn auch nicht glänzende, so doch ihren Mann sicher nährende Position zu gründen, wenn

ich mich bereit finden ließe, mich in Folgensburg oder Umgegend, jedenfalls aber nicht in zu großer Entfernung von der Schweizer Grenze niederzulassen und mir ein halbes Dutzend von jener großen intelligenten Hunderace anzuschaffen, von der ein Prachtexemplar neben dem Wagen herlief. „Wenn ich meinen Begleiter recht verstanden habe", sagte ich vorhin! Leider wurde mir das nicht immer leicht; meine ganze Aufmerksamkeit gehörte dazu, um dem Manne durchweg folgen zu können. Mein Franzose Vielhaber sprach nämlich — wie so viele Elsäßer — fataler Weise nicht ein Wort Französisch, sondern wir mußten uns mit dem hiesigen Deutsch begnügen, das mit seinen Gutturaltönen und der fast vollständigen Vertauschung der Vocale und Umlaute für viele, besonders norddeutsche Ohren stets ein Buch mit sieben Siegeln bleiben wird!

Schon beim Frühstück hatte „mein Mann" Veranlassung genommen, mir eine gar nicht zu verachtende Abhandlung über die Weine im Allgemeinen und die französischen im Besonderen aufzutischen. Der elsäßer Wein, vorzüglich der Rießling, der Kieterle, der Rang sei „sehr guët", meinte er, aber der eigentliche Wein sei und beibe doch immer der Burgunder. Es sei daher den „armen Leuten" diesseits der Vogesen gewiß nicht zu verdenken, wenn sie in die Losreißung von Frankreich nicht freudigst einstimmen könnten, da dieser schöne Wein dadurch um 100 Procent vertheuert sei. Wenn das anders würde, so wollte er für seinen Theil und so auch gewiß die Mehrzahl der „kleinen Leute" kein Wort mehr sagen, denn die Sache hätte doch auch ihr Gutes. Besonders wären die jetzigen Beamten viel netter und freundlicher als die welschen, wenigstens die meisten. Nur eine Klasse von Beamten müsse er dabei ausnehmen, die der Steuerbeamten. Diese wären noch strenger und schärfer als die früheren, die doch hin und wieder einmal ein Auge zugedrückt hätten und einen guten Schluck, oder eine billige schweizer resp. deutsche Cigarre nicht immer verschmäht hätten. „Aber die Grenzjäger", fuhr er, nun warm werdend, fort, „sind gar zu böse Leut, und gönnen uns nicht ein Stückchen Brod mehr! Dabei ist noch ein Glück, daß so viele darunter sind, die aus weit in Dütschland hergekommen sind und noch nicht ausgelernt haben!" Hierbei lachte er in sich hinein, und pfiff seinem Hunde, der auf einen andern Hund zustürzen wollte, welcher zweihundert Schritte vor uns quer über den Weg lief und bald in einem kleinen Wiesenthal und dahinter liegenden Gehölze verschwand. Der Hund kam gehorsam sofort zurück und schien mit seinem Herrn einen Blick des Verständnisses zu wechseln. Wenigstens lobte ihn Letzterer, und sagte: „So recht, Musche, geht dich nichts an, siehst nicht? ist im Dienst, bei Leibe nicht stören im Geschäft!" Und dann lachte er wieder vor sich hin, und rieb sich höchst vergnügt die Hände. Mir war es so vorgekommen, als ob der vorüberrasende Hund, wenn ich ihn auch

nur sehr flüchtig und auf weite Entfernung hin gesehen hatte, eine auffallend dicke und unförmliche Gestalt hatte. Dieser Umstand und das sonderbare Benehmen meines Begleiters ließen mich etwas Ungewöhnliches ahnen, und — damit ich es kurz mache — nach einigem Zureden und Bitten erhielt ich folgende beinahe spaßhafte Aufklärung. Der Hund kam direct aus der Schweiz, und brachte seinem, in irgend einem der nahe liegenden Ortschaften wohnenden Herrn muthmaßlich eine kleine, aber kostbare Ladung von Contrebande, bestehend in Spitzenwerk, Uhren, Goldsachen &c. &c. Diese Ladung war vermittels einer Art Sattel um seinen Körper befestigt und verschnürt. Solcher Hunde gäbe es recht viele in der Gegend, erfuhr ich, und daß es kluge anstellige Thiere seien, die den Grenzjäger schon aus weiter Entfernung wittern, große Umwege machten, demselben zu entgehen, und durch Bäche schwämmen, über Felsen kletterten, kurz nicht ruhten, ehe sie ihre Ladung glücklich nach Hause gebracht hätten. Manch Einer freilich stürbe in seinem Berufe, von der Büchse des Beamten getroffen, oder von „schlechten Menschen" aufgefangen und erschlagen, da er gutwillig sich von Fremden niemals absatteln ließe.

Ich betrachtete nunmehr den neben uns trabenden Köter mit besonderer Ehrfurcht, denn — was man auch über das Gewerbe und das Unmoralische desselben sagen möge — die Begabung der Thiere, die sich so geschickt zu demselben verwenden ließen, machte mich staunen! Sehr begierig, zu erfahren, welche Anleitung die Hunde bekämen um in ihren Beruf einzudringen, preßte ich auch darüber meinen Begleiter aus, und mußte wiederholt lachen über die Einfachheit und Schlauheit des Verfahrens. Der Hund wird zu Hause gut gefüttert, und dann über die Grenze geführt, nach dem Orte, woselbst er späterhin seine Ladung zu empfangen hat. Dort wird er eine Zeit lang eingesperrt und erhält nicht allein keine Nahrung, sondern wohl gar noch Schläge von einem mit der Uniform eines Grenzbeamten bekleideten Individuum. Wird der Hund nun losgelassen, so eilt er natürlich nach Hause zurück. Unterwegs aber, besonders auf größeren Straßen, die er verfolgen könnte, stehen wiederum Leute mit Peitschen, auch wohl mit Flinten, die mit Erbsen geladen sind, und schlagen, oder schießen auf den armen Köter, sobald er sich einfallen läßt, in ihre Nähe zu kommen. Geängstigt und eingeschüchtert stürzt sich der Hund nun seitwärts in die Büsche, auf die Felder, und vermeidet es sehr bald mit größtem Scharfsinn fremden Menschen irgendwie sich zu nähern. Dies wird einige Male wiederholt, dann dem Hunde der Sattel aufgelegt, erst leer, dann mit einiger, und zuletzt mit voller Belastung, und nach wenig Wochen ist der Hund fix und fertig „gearbeitet", und werthvoller Mitarbeiter seines Herrn. Daß sechs solcher Hunde ihren Mann gut zu nähren im Stande sind, war

mir nun nicht mehr zweifelhaft, doch werde ich mir es noch ein Weilchen überlegen, ehe ich daran denke, meinem pfiffigen Freunde Vielhaber Concurrenz zu machen, da dies Gewerbe doch auch seine Schattenseiten haben mag.

In Folgensburg bedankte sich mein Cumpan bei mir, und ich mich bei ihm, — wir hatten beide Ursache dazu, und dann war ich nach wenigen Stunden im alten Basel.

Reichstagsbericht. Aus Berlin (20. April). — Vor einem Jahre wurde mit Kaiserpracht der erste Zusammentritt des ersten deutschen Reichstages begangen, gleichsam das staatliche Gegenstück zur militärischen Kaiserproclamation in Versailles. Diesmal ging die Eröffnung so einfach wie möglich vor sich, und wenn dieselbe nicht im weißen Saale des Schlosses, sondern im Reichstagssaal vorgenommen worden wäre, so hätte man kaum etwas Charakteristisches gegenüber einer gewöhnlichen Sitzung herausfinden können. Nun arbeitet der Reichstag bereits seit 14 Tagen an den Vorlagen, die ihm damals angekündigt worden sind, und der Verlauf der Session läßt sich schon einigermaßen überschlagen. Am meisten Zeit und Mühe wird das Militärstrafgesetzbuch in Anspruch nehmen, dann das Reichsbeamtengesetz in seinen Disciplinarbestimmungen. Einen leichteren Verlauf kann man sich von dem Gesetze über den Rechnungshof und dem über die Brausteuer versprechen, in welchen sich die Schwierigkeiten auf einzelne Punkte concentriren. Wie sich aber der Reichstag mit den Bundesregierungen über die Finanzen auseinandersetzen wird, darüber fehlt es auch erfahrenen Lootsen in dem Klippenmeer parlamentarischer Verhandlungen an jeder Voraussicht.

Sprechen wir zunächst einen Augenblick von der diesmaligen Zusammensetzung des Reichstages. Einzelne Lücken hat der Tod gerissen. Am bemerkenswerthesten ist der Abgang des bairischen Ultramontanen Greil. Von den letzten und obersten Reihen des Centrums herunter, aus dem Mittelpunkt des clericalen Berges tönte seine helle und schmetternde Stimme wie eine Reiterfanfare, die zum Kampf ruft. Wer hätte geglaubt, daß dieser Fülle von Leidenschaft und Lebenskraft ein so schnelles Ende bereitet sein sollte! Als wollte er sich mit Stimme, mit Händen und Füßen, mit aller geistigen Kraft gegen die mit unüberwindlicher Macht eindringende Idee des neuen Deutschlands wehren, jedes Stückchen Terrain für den ultramontanen Bajuvarismus bis zum letzten Hauch vertheidigen, so war Auftreten, Geberde und Wort dieses Mannes. Eine Gestalt voll Geist und Energie; jedenfalls wäre er eine Hauptstütze seiner Partei geworden, hätte ihm das Geschick eine weitere Entwicklung gegönnt. Auch der Fractionscollege Greil's, der Bischof von Mainz, ist gegangen; wie er in seiner Schrift mittheilt, aus freiem

Entschluß, da er sich in den Voraussetzungen über die Haltung des neuen Reiches getäuscht habe. Jedenfalls war es das Klügste, was der Herr in seinem eigenen Interesse thun konnte, denn seine parlamentarische Carriere war ein sich fortwährend steigernder persönlicher Mißerfolg. Es ist selten, daß aus Geistlichen gute parlamentarische Redner werden, die Art der Beweisführung und Rhetorik ist allzu verschieden und aus einem Geleise in das andere überzulenken ist nur Wenigen gegeben. Was im hohen Dome in Mainz auf die versammelten Gläubigen aus dem bischöflichen Munde einen gewaltigen Eindruck hervorgebracht haben würde, erregte bei den skeptischen Parlamentariern nur Lächeln und Achselzucken. Die Versuche, seinen parlamentarischen Collegen zu imponiren, mußten mißglücken, sie forderten gerade entgegengesetzte Gemüthsstimmungen heraus. Es kam zu der Scene, wo die directen Apostrophen Ketteler's in seiner Rede über den Kanzelparagraphen mit Spott und Gelächter zurückgewiesen wurden, und der Bischof sah ein, daß es Zeit war, den bischöflichen Mantel zusammenzufassen und von den Bänken des Hauses Abschied zu nehmen, die zur Entfaltung hierarchischen Prunkes und Selbstbewußtseins schon räumlich ein sehr verschiedener Boden von dem Mainzer Dome sind. Mag er in seiner Heimath sein Pfauenrad weiterschlagen und seine Domäne, das Großherzogthum Hessen, weiterregieren. Er hat den Unterschied zwischen Bismarck und Herrn v. Dalwigk sammt Relikten, sowie zwischen seinen verschüchterten Pfarrern und Gläubigen und einem Reichstage nun gründlich kennen gelernt. Das Vergnügen, zum Abschied nochmals vom hohen Pferde herab die Kritik an einem so undankbaren Publikum zu vollziehen, wie er dies in seiner Brochüre gethan, soll ihm wohl gegönnt sein. Während der parlamentarische Wind diese clericale Eiche mit Leichtigkeit entwurzelt hat, bleibt Windthorst wie die Weide in der Fabel in unverwüstbarer Elasticität auf seinem Platze. Er ist erst in den letzten Tagen in das Haus eingetreten.

Auch die Württemberger haben sich jetzt, nach vertagtem Landtag eingefunden. Nur die Baiern fehlen noch trotz des Antrages von Elben gegen das gleichzeitige Tagen von Reichstag und Landtagen. Da über die Zweckmäßigkeit der Vermeidung einer solchen Gleichzeitigkeit auf keiner Seite irgend ein Zweifel besteht, so verlief die Debatte über jenen Antrag ziemlich harmlos. Man kann das letzte Jahr ja keinenfalls als ein normales betrachten. Wenn in einer Periode nicht nur des äußeren Krieges, sondern auch der Neuconstituirung des Reiches die verschiedenen Vertretungen noch nicht ganz genau sich in einander zeitlich eingeordnet haben, so ist das weder ein Gegenstand der Verwunderung noch des Anstoßes. Böser Wille ist auf keiner Seite vorhanden und man wird sich für die Zukunft zweifelsohne zu arrangiren wissen. Zweckmäßig wird es allerdings sein, in den deutschen

parlamentarischen Kalender den Reichstag als stehenden Termin einzutragen, damit sich die übrigen kleineren Vertretungen danach gruppiren können. Als der angemessenste Termin des regelmäßigen Zusammentrittes des Reichstages wird vielfach die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten angenommen. Der namentlich von landwirthschaftlicher Seite hierzu in das Auge gefaßte Januar ist für Kaufleute und Fabrikanten ungeeignet und würde auch ein allzufrühes Zusammentreten der Einzellandtage zur Herbstsession erfordern.

Definitiv erledigt hat der Reichstag bis jetzt nur verschiedene Consular- und Handelsverträge mit Spanien, Italien und Portugal. In dem Vertrag mit dem letzten Lande fand sich bezüglich des Ausschlusses der Auslieferung deutscher Matrosen eine Lücke vor, die, wie glaubwürdig versichert wird, nur einem Versehen der Kanzlei ihre Entstehung verdankt. Ihre Ausfüllung wurde trotz des Widerspruches von Delbrück beschlossen, der wohl mit etwas zu großer Zähigkeit diesen lapsus calami zu decken versuchte. Die Verhandlung der Consulatsconvention mit den vereinigten Staaten legte die bemerkenswerthe Thatsache bloß, daß eine Anzahl der Einzelstaaten den Nichtbürgern fortwährend den Erwerb von Grundbesitz auf ihrem Territorium verbieten, und die Fassung des Vertrages zeigte, mit welcher Zähigkeit selbst den Consuln des Reiches gegenüber diese Ausschließung vertheidigt werden soll; der englische Text in seiner vom deutschen abweichenden, zweideutigen Sprache läßt in dieser Beziehung die amerikanische Juristenschule erkennen, welche in der Alabamaangelegenheit der Welt schon einen mehr eigenthümlichen als gewinnenden Begriff von ihren Besonderheiten gegeben hat.

Die weiteren Vorlagen an den Reichstag sind nach verhältnißmäßig unbedeutenden Verhandlungen in erster Lesung, fast durchgängig an Commissionen gewandert, welche in dieser Session sich besonderer Gunst erfreuen. Von wirklicher Bedeutung war nur die Rede Lasker's über den Entwurf eines Militärstrafgesetzbuches. Etwas zu diffus und weitläufig hat diese Rede doch das außerordentliche Verdienst, mit sicherem Geiste die Punkte festgestellt zu haben, von welchen aus der Reichstag an die Berathung und Beschlußfassung in dieser Sache herantreten muß. Er hat das ganze Gebiet der Controverse umschrieben, den Dingen, um welche es sich handelt, ihren richtigen Namen gegeben und schon im Voraus dafür gesorgt, daß der Kampf nicht im Dunkeln geführt werden kann. Das hellste Tageslicht kann hier nur förderlich sein; je schwieriger gerade die Materie ist wo bürgerliche und militärische Anschauungen oft hart zusammen treffen werden, so kann jede Zweideutigkeit die Gegensätze nur verschärfen. Die Verbesserungen, welche die freisinnige Partei in den Entwurf zu bringen versuchen wird, beziehen sich hauptsächlich auf die Strafarten, von denen Mittel- und scharfer Arrest für die Unterofficiere und Gemeinen zu sehr den Charakter wahrer Körper-

strafen trugen, während die Substituirung von Stubenarrest für die Gefängnißstrafe in gemeinstrafrechtlichen Vergehen vonseiten der Officiere eine ungerechtfertigte Milde darthut. Weiter vermißt man eine ungenügende Schärfe der Strafbestimmungen, welche der beinah unumschränkten Gewalt der Vorgesetzten ein Gegengewicht zur Verhütung etwaigen Mißbrauchs geben sollen. Für die glückliche Erledigung der Sache zeigt sich die Art der Zusammensetzung des Reichstages von ganz besonderem Vortheil. Einer Commission, an deren Spitze Feldmarschall Graf Moltke steht, wird es auch in außerparlamentarischen Kreisen nicht an Gewicht fehlen und in ihr werden die Elemente einer Verständigung, wenn irgendwo, gefunden werden können.

Die Schmückung des Reichstagshauses. Aus Baden. — Wie ließ sich, als wir vor Jahr und Tag das Wort Reichstagshaus zum ersten Mal niederschrieben, denken, daß die nothwendigen allgemeinen Vorbereitungen in so kurzer Zeit so schnell vorrückten, um die Vorbereitungen des wirklichen Baues schon jetzt beginnen zu können! Nun, wo die ausgeschriebenen Entwürfe vorliegen, wo an die Aufstellung des eigentlichen Bauplans zu gehen, ist wohl der Zeitpunkt gekommen, auch ein paar Wünschen über die Schmückung des Reichstagshauses Ausdruck zu geben. Nicht daß wir die weite Frage, wie Hallen und Gänge, Säle und Festräume mit würdiger Kunstzier zu versehen, behandeln wollten! So verlockend vielleicht die Frage, die schon manche Feder und wohl viele Köpfe beschäftigte, so wenig verlockt sie uns. Sie möge behandelt werden, wenn einmal das Haus unter Dach und Fach und der Reichssäckelmeister die Bauüberschreitungen seufzend überrechnet! Die Wünsche, denen hier Ausdruck zu geben, scheinen von Anbeginn im Bauplan berücksichtigt werden zu müssen, und darum wählen wir diesen frühen Zeitpunkt, sie darzulegen.

Der eine Wunsch braucht nur wenig Worte und Manchem sind sie vielleicht selbst zu viel, weil ihm der Wunsch so ganz selbstverständlich, jeder förmlichen Erwähnung unbedürftig dünkt. Er ist, daß vom Baumeister des Reichstagshauses dem Baumeister des Reichs, sei es in, sei es — gleichsam in organischer Beziehung zu ihm gedacht — vor dem Hause, ein würdiger Denkmalsplatz ausersehen werde. Für das Denkmal soll dann eine, hoffen wir, recht ferne Zukunft sorgen, wenn einmal menschlichem Loos gemäß auch der kraftvolle Arm des Reichskanzlers erlahmend hingesunken.

Der andere Wunsch ist nicht so kurz abzumachen, er wird nicht so einmüthige Beistimmung gewärtigen dürfen, er wird vielleicht nicht so ganz selbstverständlich erscheinen. Und auch wenn Gegenstand, Absicht, Endzweck allgemeineren Beifall finden sollten, werden Einwürfe, Gegenentwürfe immer nicht fehlen. Auf keinem Gebiete gehen ja wohl die Ansichten weiter auseinander als auf dem der Ehre, der Ehrenbezeigung und -erweisung. Doch versuchen wir unsere Anschauungen hier darzulegen, wäre es auch nur, um durch Anregung von Hin- und Widerrede die Findung des richtigen Gedankens zu vermitteln. Wo ein Werk der Nation in Frage, wird der Einzelne so gut wie nie alleiniger Träger des richtigen Gedankens sein.

Das Verlangen, unsere großen Männer und in ihnen unser Volk zu ehren ist schon, als wir die staatliche Einigung noch entbehrten, vielfach rege gewesen. Die Walhalla bei Regensburg verdankt dem Bestreben eines königlichen Deutschen ihre Entstehung. Ist sie aber eine Schöpfung, in der wir den Ausdruck der Gegenwart sehen, die wir mit dem gegenwärtigen Leben der Nation in unmittelbarer Beziehung wissen? Wir können es uns nicht verhehlen, wir blicken auf das hochsinnige Werk König Ludwig's von Baiern mit einer gewissen Befremdung. Es hat für unsere realistischere Empfindung einen etwas zu stark idealistischen Beisatz, es ist einer vergangenen Zeit, einem vergangenen Geist entsprossen. Welche Pflichten das Reich auch der Walhalla gegenüber erfüllen wolle und erfüllen solle — die Frage bleibe hier ganz unberührt! — ihre Bestimmung, das Ehrendenkmal für die großen Männer der Nation zu sein, hat sie, wie überall, nur für eine zurückliegende Zeit verwirklicht, und, daß wir es sagen, verwirklichen können. Es wäre falsche Pietät, vergebene Mühe, dies leugnen zu wollen.

Wie steht die wiedergeeinigte Nation zu der Ehrenpflicht, die jedes Volk seinen großen Männern, die jedes große Volk ihnen in erhöhtem Maße schuldet? Diese Frage ist weniger leicht zu beantworten als es im ersten Augenblick wohl scheinen kann.

Nach dem Sinne Vieler wäre gewiß die Antwort, daß, wo die Nation sich verpflichtet findet, auch das Reich als Träger, Vertreter der Nation einzustehen habe. Das an sich richtige Gefühl, daß es die Aufgabe der Gegenwart, das neue Reich in sich zu festigen, verleitet vielfach dem Reich zuweisen zu wollen, was ihm nicht zugewiesen werden kann oder doch nicht zugewiesen zu werden braucht. Bei der Fülle von Angelegenheiten, die dem Reich theils schon zustehen, theils noch zuzugestehen sein werden, soll das Streben jedoch eher dahin gehen, das Reich zu entlasten, um ihm die Freibeweglichkeit, die Richtung auf das Große und Allgemeine ungeschmälert zu erhalten. So kann auch nicht ernstlich davon die Rede sein, daß die Ehrenpflicht gegen unsere großen Männer allein und ausschließlich von der Nation in ihrer Gesammtheit zu erfüllen sei. Wenn Preußen oder Baiern einem großen Mann preußischer oder bairischer Abkunft, wenn irgendwelche Kreise in dem oder jenem Theil des Reichs einer ihnen besonders nahe stehenden, besonders verehrungswerthen Berühmtheit ein Denkmal widmen wollen, wie sollte das Bedenken finden? Es muß im Gegentheil erfreuen, wenn auch in dieser Hinsicht unter Stämmen und Ländern Wetteifer herrscht, wenn Stämme und Länder darum streiten, der Ehre der Nation äußeren Ausdruck zu geben. Falsch wäre jedoch, der Nation in ihrer Gesammtheit die Erfüllung der Ehrenpflicht gegen unsere großen Männer vorenthalten zu wollen. Wo die Nation sich verpflichtet findet, da soll das Reich nicht nur eintreten dürfen, sondern in der Regel auch wirklich eintreten. Was keine Nation sich versagt, mögen die Nationen auch verschiedenen Ausdruck dafür wählen, wie würde das die deutsche Nation sich versagen wollen?

Das meistbekannte und genannte Beispiel fremder Länder bietet wohl England mit der Westminsterabtei, die gleichsam ein Gesammtdenkmal der neueren und neuesten englischen Geschichte. Mit Ausnahme der Helden zu Wasser und zu Lande, die, Nelson vor allen nicht zu vergessen, in St. Paul sich verherrlicht sehen, vereint die herrliche gothische Kirche die Größen der

verschiedensten Gebiete des geistigen Schaffens. Vom Tode Dickens' und Grote's her wird erinnerlich sein, wie die Anweisung eines Platzes im Westminster die erste öffentliche Sorge nach dem Hinscheiden eines großen Mannes bildet, wie die öffentliche Meinung mit Lebhaftigkeit und Wärme für die Gewährung dieser höchsten Ehre auftritt. Wie wir aber mit achtungsvoller Bewunderung die ebenso einfache wie großartige Schöpfung betrachten, fühlen wir nicht doch, wie es dem deutschen Sinn ungemäß, das Andenken seiner großen Männer in einer Kirche zu feiern? Die Sitte, in Kirchen zu begraben, ist ja in Deutschland längst als Unsitte erkannt und verbannt.

Frankreich, das seinem Volkssinn wie seiner Staatsleitung nach besonders darauf besteht, seine großen Männer zu ehren, hat — der Père Lachaise kann, wenn er auch ein schönes ehrendes Denkmal der Nation, nicht als Nationaldenkmal gelten — in dem Museum zu Versailles der Verherrlichung des französischen Ruhms eine glänzende Stätte bereitet. Die mannigfachsten Verdienste, kriegerische und friedliche, künstlerische und wissenschaftliche finden sich in Bildern und Büsten der ausgezeichneten Persönlichkeiten geehrt. Die Geschichte des Landes gelangt durch Darstellung der handelnden und schaffenden Personen wie der entscheidenden und bestimmenden Ereignisse in umfassendster Weise zur Anschauung. Dem französischen Geschmack wird dadurch in gewiß sehr zusagender Form geboten, was dem Deutschen schon als Uebermaß, als Selbstbespiegelung erscheint. Unserer geschichtlichen Vergangenheit nach können wir Deutschen kein Versailler Museum schaffen; aber wenn wir es auch schaffen könnten, wir würden es nicht schaffen wollen, weil wir an solchen nationalen Schaustellungen kein Behagen empfinden.

Italien hat in den Tagen nationaler Zersplitterung manches Denkmal großer Landsleute in Santa Croce zu Florenz Platz finden lassen. Wie erinnerte die schöne Schöpfung nicht lebhaft an Westminster? wie ließe sich nicht zweifelnd fragen, welche der beiden Denkmalskirchen den Preis verdient? Unlängst ehrte das neugeeinigte Land seinen großen Revolutionär durch Aufstellung seiner Büste auf dem Capitol und in Zukunft soll dasselbe Capitol vermuthlich den Berühmtheiten des Volkes zur Gedächtnißstätte dienen.

Wenden wir uns nach Deutschland zurück, so sagt sich jeder, daß wir keine Westminsterabtei, kein Santa Croce besitzen können, weil das paritätische oder vielmehr confessionslose Reich keine Reichsreligion, keine herrschende Kirche besitzt. Für ein Museum von Versailles fehlen die äußeren Vorbedingungen. Museen, Galerien sind Sache der Länder, Städte, Einzelner, sie sind nicht Sache des Reiches. Ein Capitol steht dagegen das Reich im Begriff in dem Reichstagshaus sich zu errichten und in ihm ließe sich der Ehrenpflicht gegen unsere großen Männer genügen, wenn nur, der nächsten unmittelbaren Bestimmung des Gebäudes eingedenk, schlicht-einfaches in's Auge gefaßt wird, nicht prunkend-glänzendes, das deutschem Sinn und Wesen ja überall widerstrebt.

In dem Bauausschreiben ist ein stattlicher Flächenraum für den Saal vorgesehen, der die mit erfreulichem Eifer begonnene Büchersammlung des Reichstags aufnehmen soll. Wie umfassend die neue Fachsammlung zu werden verspricht, im großen und ganzen wird sie in einem einzigen Raum Platz finden, sie wird zu jenen kleinen Bibliotheken gehören, die selbst dem

ungelehrten Besucher ein gewisses Behagen einflößen. Wir nennen eine Bibliothek dieser Gattung, die bei aller Einfachheit der äußeren Erscheinung eine solche Wirkung auf jeden Beschauer hervorbringt und doch der Würde, eindrucksvollen Ernstes nicht entbehrt. Es ist die Bibliothek zu Weimar, die so viele werthvolle herrliche Erinnerungen aus der größten Zeit der Hauptstadt an der Ilm birgt. Wäre sie überall zu denken ohne den Schmuck von Bildern und Büsten, die wie absichtslos, gleichsam nur gelegentlich und doch so beredt und lebendig von vergangenen Tagen sagen? Wie nun, wenn der in der weimarischen Sammlung verwirklichte Gedanke aufgenommen, wenn die Reichstagsbibliothek mit den Büsten unserer großen Männer geschmückt würde? Sollte das nicht eine dem Volke der Denker wohlanstehende Art der Ehrenbezeigung sein? Der Baumeister des Reichstagshauses müßte bei Entwerfung und Anlegung des Saales auf diese Bestimmung von vornherein Rücksicht nehmen, wenn die Schöpfung das bestimmte Gepräge einer denkmalsmäßigen Verherrlichung gewinnen sollte. Handelte es sich doch nicht um eine rein zufällige, gelegentliche, ungeregelte Schmückung des Bibliotheksaals oder um eine bloße Unterbringung von Büsten, für die gerade kein anderer schicklicher Platz verfügbar, die in der Nähe der abliegenden Sammlung wohl aufgehoben scheinen, um vergessen zu werden. Ließe sich die Schöpfung nicht über die Stufe der — Rumpelkammer erheben, thäte uns jedes Wort leid, das wir ihr widmen. Sie muß zu den hervorragendsten Sehenswürdigkeiten nicht bloß des Hauses, der Kaiserstadt gehören, wie, wenn die Vergleichung gestattet, die nachbarliche Königsgruft in Charlottenburg unbestritten zu letzteren gehört. Die stille Feier, die hehre Weihe, die über der Grabstätte der königlichsten deutschen Frau walten, lassen sich nicht übertragen, sie ziemen sogar nicht für Räume, die allein pietätsvoller Erinnerung, ehrendem Gedächtniß bestimmt sein sollen. Eine Feier, eine Weihe von ähnlicher Art sind aber gewiß dem Saal mit den ernsten Büchereihen mitzutheilen, so daß er der Ehre werth sein dürfte, die Erinnerungsbilder unserer großen Männer zu umschließen.

Manches wäre über die weitere Ausführung zu sagen, was hier, wo nur die allgemeinste Anregung zu geben, übergangen werden kann. Das möchten wir noch hervorheben, daß der Bibliotheksaal nach unseren Gedanken ausschließlich allgemeinen nationalen Verdiensten sich öffnen sollte. Für die Anerkennung parlamentarischer Verdienste, für die Festhaltung der Gesichtszüge von Vertretern, die, wäre es auch nur durch heiteren Scherz oder liebenswerthes Wesen ihren Genossen theuer wurden, werden schon andere Räume des Hauses Platz bieten.

Ehe wir den Bibliotheksaal verlassen, noch ein Wunsch, den wir an das geehrte Mitglied für Ansbach zu richten uns erlauben. Mit wachsender Vollständigkeit wird der zeitgeschichtliche Stoff zusammengetragen, so daß auf eine wahrhaft photographische Wiedergabe der Zeitereignisse zu denken sein sollte. Die wirkliche Anschauung vermittelt jedoch besser als jede geschichtliche Wiedergabe das persönliche Verständniß und dieses würde eine Handschriftensammlung der Bundesraths- und Reichstagsmitglieder fördern, die in der Reichstagsbibliothek natürlich ihre Stelle zu finden hätte. Seit dem ersten Zusammentreten des norddeutschen Reichstags, des Zollparlaments ist bereits mancher Träger eines klangvollen Namens von der öffentlichen Bühne abge-

treten: wer dächte nicht des anscheinend nicht schweigen können den und nun schon so lange schweigenden einstigen Mitgliedes für Hagen? Viele dieser früheren Mitglieder können jedoch die Feder noch führen und um der Sammlung die Vollständigkeit zu sichern, sollten sie bald veranlaßt werden, sie wirklich zu führen.

Möge denn das Reichstagshaus erstehen als ein der Zeit ebenbürtiges Denkmal deutscher Kunst!

Literatur.

A. Hausrath. Neutestamentliche Zeitgeschichte, Heidelberg, Bassermann. I. Theil. Die Zeit Jesu, 1868. II. Theil. Die Zeit der Apostel, 1872. — Wie ganz anders sieht es doch heute auf dem theologischen Büchermarkt aus als noch vor kaum zwanzig Jahren! Was von den bedeutenden Bewegungen und Umwälzungen, wie sie längst auf dem Gebiet der Wissenschaft sich vollzogen, damals in weitere Kreise hinausgedrungen und Gegenstand eines öffentlichen Interesses geworden war, das beschränkte sich im Grunde doch fast ausschließlich auf die Controverse, zu welcher das „Leben Jesu" von Strauß Anlaß gegeben hatte. Erst seit Mitte der fünfziger Jahre, als sich kurz zuvor die Restaurationstendenzen innerhalb der Theologie und Kirche in Dienst der politischen Reaction gestellt und durch gefährliche Leistungen aller Art allmälig die Aufmerksamkeit der gebildeten Classen der Gesellschaft auf sich gezogen hatten, sehen wir, zunächst um diesen letzteren die Controle über die theologische Betriebsamkeit und kirchliche Geschäftigkeit der Gegenwart zu erleichtern, eine populäre Literatur edleren Styls entstehen, und Carl Schwarz übernahm in seinem glänzend geschriebenen Werke „Zur Geschichte der neuesten Theologie" die Aufgabe, der Laienwelt eine Uebersicht über die gesammte Ausdehnung der theologisch-wissenschaftlichen und der kirchenpolitischen Schlachtreihe zu ermöglichen.

Aber noch mehr! Während es jetzt eine Zeit lang den Anschein gewann, als sollte sich der Gegensatz einer für den Fachmann bestimmten, die herkömmliche theologische Sprache redenden und einer auf ein größeres Publikum berechneten Literatur befestigen, während man in den sechziger Jahren es sogar nicht selten den Büchern geradezu auf den Titel schrieb, ob sie in diese oder jene Classe eingereiht zu werden beabsichtigten, sehen wir heutzutage eine neue Wandlung vor unseren Augen sich vollziehen. Wir sehen neben Arbeiten, welche um ihres Gegenstandes willen keine andere als die streng wissenschaftliche Form vertragen, eine Reihe von mehr oder weniger umfassenden Darstellungen der geschichtlichen Entstehung, Verhältnisse des Christenthums hervortreten, welche eine Beurtheilung und Unterscheidung nach den oben gekennzeichneten Gegensätzen nicht mehr zulassen. Hierher gehört in erster Linie das kürzlich in diesen Blättern besprochene Werk des Züricher Keim, eine Frucht der ausgesuchtesten Gelehrsamkeit, in seinen knapp gehaltenen Anmerkungen dem Fachmann Anlaß zu endlosem Suchen, Nach-

schlagen, Weiterforschen bietend, und doch im Texte eine Sprache führend, wie sie zwischen kritischer Geschichtsdarstellung und andächtiger Betrachtung des Dargestellten die Mitte hält. Immerhin fällt hier der Schwerpunkt noch entschieden auf die Seite des spezifischen Gelehrteninteresses. Eine noch harmonischere Vertheilung beider Gesichtspunkte hergestellt und einen geradezu künstlerisch wirkenden Ausgleich der nach rechts und links ziehenden Mächte getroffen zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst der glücklichen Schriftstellerhand, der wir die „Neutestamentliche Zeitgeschichte" verdanken. Im Verhältniß mit dem Umfang des Werkes betrachtet, ist darum der im engeren Sinn als Beitrag zur fortschreitenden Wissenschaft geltende, theologische Gehalt nicht so concentrirt und massig, wie wir das nicht selten bei Keim finden. Dafür aber ist ein schönes Ebenmaaß von Inhalt und Form durchweg innegehalten, und auch das Bekannte begegnet in fast immer neuem, nicht selten überraschendem Reiz der Gruppirung und Gewandung.

Inhaltlich überschreitet das Werk freilich dasjenige Maaß, welches der Titel erwarten läßt, besonders im zweiten Theile bedeutend. Unter „neutestamentlicher Zeitgeschichte" versteht man seit Schneckenburger, dessen „Vorlesungen" über denselben Gegenstand vor gerade zehn Jahren an's Licht traten, etwas Anderes als unter „neutestamentlicher Geschichte." Jene sollte gleichsam nur den historischen Rahmen herstellen, innerhalb dessen diese sich bewegt, die Geschichte der Zeit erzählen, in welcher die neutestamentlichen Begebenheiten vorfielen, die religiösen, politischen, socialen Zustände entwickeln, wie sie das Christenthum bei seinem ersten Auftreten voraussetzte. Ohne Zweifel beabsichtigte der genannte Gelehrte, als er diese neue Disciplin gründete, vermittelst ihrer das Auge des Theologen für historische Wahrnehmungen erst zu bilden und zu schärfen; was innerhalb des von den neutestamentlichen Berichten gedeckten Gebietes so zu sagen stehen und gehen kann, was dagegen strauchelt und hinfällig wird, darüber sollte das Urtheil am Studium des im Allgemeinen hinlänglich gesicherten Hintergrundes der neutestamentlichen Geschichte eine vorläufige Schulung und Orientirung empfangen. Indessen war vorauszusehen, daß sich beide Gebiete in dieser, ohnehin nur Zwecken der vorbereitenden Belehrung dienenden Sonderung nicht würden auf die Dauer mit Erfolg cultiviren lassen, und so hat unser Verfasser die enge Beziehung, auf welche sie von vornherein angelegt waren, auch factisch hergestellt. Sein Werk heißt „Zeitgeschichte" nicht um seines ausschließlichen, sondern um seines vorwiegenden Inhaltes willen, wie er denn vollendete Meisterschaft auch kaum auf einem anderen Gebiete so sicher bewährt wie in Schilderung der allgemeinen Culturlage, der Höhen und Niederungen des religiösen Bewußtseins, der so zu sagen landschaftlichen Umrisse, Farben und Perspectiven, welche das damalige geistige Leben der Menschheit dem Auge des Betrachters bietet. Was dagegen vom Ertrage der gelehrten Forschung sich eignet, Gemeingut der gebildeten Welt zu werden, ist besonders im ersten Theile nur mehr in der Weise eines sauber gearbeiteten Miniaturbildes in den glänzenden Rahmen hineingezeichnet, während sich die Darstellung des zweiten Theiles allerdings zu einem Gemälde des apostolischen Zeitalters ausweitet. Ein dritter, abschließender Theil wird hoffentlich recht bald nachfolgen.

Holtzmann.

Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des deutschen Reichs herausgegeben von Dr. Franz v. Holtzendorff; I. Jahrg. zweite Hälfte. Leipzig 1872, Duncker und Humblot. — Auch eine literarische Erscheinung, welche durch den welthistorischen Umschwung der deutschen Schicksale hervorgerufen worden, und ohne Frage in ihrer besonderen Gattung die glänzendste. Die „Reichsliteratur" in neuer Gestalt zerfällt überhaupt in zwei einigermaßen verschiedene Gruppen. Eine Reihe von tüchtigen publicistischen Unternehmungen trat schon in Folge der Gründung des norddeutschen Bundes an's Licht, aber jene Gesetzsammlungen, Archive, Annalen ꝛc. von damals spiegelten in ihrer Composition die Züge des Staatswesens wieder, das sie darstellten, sie trugen einen entschieden unfertigen Charakter, nur agglomerirend zog man den Zollverein, die süddeutschen Staaten ꝛc. an den Kreis der Betrachtung heran. Das Holtzendorff'sche Jahrbuch, dessen ersten halben Jahrgang wir im November 1871 rühmend zur Anzeige brachten, hat von vornherein den Vorzug einer organischen Einrichtung, es macht, ganz abgesehen von allem Reichthume seines sachlichen Inhalts, durch seine innere Einheit selbst einen ästhetischen Eindruck und muß sich schon dadurch das Publikum gewinnen, auf das es berechnet ist, das der Gebildeten überhaupt, die, was auch ihr besonderer Lebensberuf sei, die politische Gesammtentwicklung des Vaterlandes nach Anleitung der kundigsten Darsteller und der zum Urtheil berufensten Kritiker begreifen lernen wollen.

Die zweite Hälfte des Jahrgangs 1871, die soeben erschienen ist und die weitaus die bedeutenderen Aufsätze enthält, erlaubt uns nun auch eine Schätzung der Gesammtleistung des Unternehmens. Da überrascht vor allem die Harmonie, die zwischen so verschiedenen Mitarbeitern in Auffassung und Tendenz herrscht. Reichsverfassung und -Gesetzgebung, Heer und Marine, Rechtspflege und Verwaltung (letztere vornehmlich im Reichslande), Finanzen und Volswirthschaft, Verkehrswesen und Statistik, Kirchenpolitik und Völkerrecht — überall auf so mannichfachen Gebieten, bei so selbständig individueller Darstellung die gleiche Grundempfindung und der gleiche Grundgedanke: freudigste Anerkennung des Errungenen und Geleisteten, enschiedener Hinweis auf die allenthalben nothwendigen Fortschritte auf gleicher Bahn einigender Thätigkeit, die zugleich überall eine vereinfachende sein wird. Nicht alle ferneren Jahrgänge werden Gelegenheit zu so stattlichen historisch herleitenden Darstellungen der Gesammtlage der Rechts- und Verwaltungszustände darbieten, in manche der eröffneten Rubriken werden häufig nur Zusätze einzutragen sein; dem Takte des Herausgebers wird es jedoch gelingen, dafür neue Rubriken anzulegen und neue Bearbeiter zu gewinnen, je nach den gerade auftauchenden Fragen, an denen im lebendigen Dasein einer hochentwickelten Nation niemals ein Mangel sein wird.

Nur eine Schwierigkeit werden Herausgeber und Verleger im Fortgange des Unternehmens beseitigen müssen, welche diesmal zu einigen Uebelständen geführt hat. Die einzelnen Beiträge müssen, soweit es irgend angeht, zu gleicher Zeit abgeschlossen und dann viel schneller durch den Druck erledigt werden. So ist in diesem Bande, dessen Schluß jetzt während der dritten Sitzungsperiode des Reichstags erscheint, nur dessen erste bis zum 15. Juni 1871 reichende Periode in Regesten und Kritik dargestellt. So nimmt sich Lehfeldt's übersichtliche Darstellung der Verwaltungseinrichtungen

von Elsaß und Lothringen veraltet aus, wenn sie auch ihren historischen Werth behält, seitdem mit dem neuen Jahr 1872 die Regulirung jener Verwaltung ernstlich begonnen; nur in einem „Anhange" sind darüber ein paar kurze Notizen hinzugefügt. So ist dem mit schlagender Kraft der Rede, im Einzelnen selbst nicht ohne drastische Kühnheit geschriebenen Aufsatze von Friedberg: „Das deutsche Reich und die katholische Kirche," gleichfalls ein nothgedrungener „Nachtrag" angehängt worden, worin der Verfasser mit Recht darauf hinweist, daß der berühmte „Kanzelparagraph" des Reichsstrafgesetzbuches in den Kreis der von ihm in der Abhandlung selbst principiell vorgeschlagenen Maßregeln der Kirchenpolitik gehöre, daß aber zugleich auch die bedenkliche Seite des neuen Gesetzes für den Fall, daß es vereinzelt bliebe, bereits von ihm im Voraus hervorgehoben sei. Welche Wirkung hätte nicht der Friedberg'sche Artikel auf den Leser ausüben müssen, wenn er rechtzeitig erschienen wäre, vor jener Reichstagsdebatte; vielleicht hätte er auch auf diese selbst einen zugleich aufklärenden und abkürzenden Einfluß gewinnen können. Auch Romberg, der in seinem Referat über „Marine und Seewesen" nur schüchtern und von fern die aus sehr richtiger Einsicht in die Mängel der bisherigen Verwaltung entspringende Hoffnung aussprach, daß „ein frischerer Zug in die Behandlung der seemännischen Angelegenheiten kommen werde", kann in einer Anmerkung noch berichten, daß „in neuester Zeit, nachdem die vorstehende Abhandlung lange geschlossen und dem Druck übergeben war", günstige Anzeichen für die Erfüllung dieser Hoffnung hervorgetreten seien.

Die Häufung solcher Fälle beweist, daß hier ein Fehler vorliegt; allein wir glauben, daß er in Zukunft leicht wird vermieden werden können. Unternehmungen dieser Natur müssen ihre Gangart erst finden; hat das vorliegende Jahrbuch alsdann zu den Vorzügen der Vielseitigkeit, der Gediegenheit und Klarheit, der besonnen reichstreuen und einheitsförderlichen Haltung auch noch den einer festen chronologischen Methode und eines pünktlichen Erscheinens gewonnen, so läßt sich kaum sagen, was ihm sonst noch zur Empfehlung mangelte. Der wohlfeile Preis sichert ihm äußerlich die Verbreitung, deren es innerlich würdig ist.

Unter den einzelnen Abhandlungen der neuen Bandhälfte haben wir noch als besonders dankenswerth Nissen's sachkundige Darstellung der Rechtspflege des Reichsoberhandelsgerichts hervor, ein Gegenstand, für den die lebhafteste Theilnahme auch außerhalb der juristischen und kaufmännischen Kreise, wie wir uns oft überzeugt haben, vorhanden, leider aber auch gewöhnlich mit großer Unkenntniß über Competenz und Leistung des Institutes verbunden ist. Von wirthschaftlichen und statistischen Beiträgen darf als der reichhaltigste Adolf Wagner's Aufsatz über das Reichsfinanzwesen, als der klarste Meitzen's Darstellung der Bevölkerungsstatistik des Reichs, als der rundeste und netteste die Schilderung der Verkehrsanstalten desselben vom Geh. Postrath Fischer angesehen werden. Ein gutes Register erhöht die Brauchbarkeit des ganzen Buches; dagegen bedarf die Rubrik „Reichsrechtliches aus deutschen Bundesstaaten" der Ergänzung, wie nicht minder die zum Theil willkürlich ausgewählten „Literaturnotizen". a/D.

Ausgegeben: 26. April 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die deutsche Colonie in St. Petersburg.

Wanderlust, Wißbegierde, unternehmender Handelsgeist und kriegerischer Sinn, zum Theil auch die Unbehaglichkeit in der eigenen Heimath haben von jeher die Deutschen zu vielen fremden Ländern und Völkern der Welt hinausgeführt und es haben sich mehr oder weniger große Gemeinden von Deutschen in fast allen bedeutenden Städten Europas, Amerikas und der anderen Welttheile angesammelt. Alle diese deutschen Colonien in der Fremde haben je nach den Verhältnissen und der Beschaffenheit des fremden Landes und Volkes, in dessen Schooße sie aufblühten, einen mehr oder weniger eigenthümlichen Charakter entwickelt und behauptet. Die Masse der nach Amerika und nach Australien gekommenen Deutschen ist ackerbauend. Die meisten der 60,000 Deutschen in Paris sind Handwerker und Kunstgehülfen der Franzosen. Die Colonie der Deutschen in London ist im Wesen kaufmännisch u. s. w.

Unter allen deutschen Pflanzungen im Auslande ragt dagegen die in Petersburg durch ihre äußerst mannichfache Bedeutsamkeit hervor. Die Deutschen kamen hier zu einem wenig cultivirten, vielfach der Belehrung bedürftigen und darnach verlangenden Volke. Sie wurden von dem mächtigen und intelligenten Beherrscher und Reformator dieses Volks dahin berufen, von dem großen Zaren Peter, der seine Russen auf alle Weise und in allen Richtungen mit Hilfe der West-Europäer civilisiren wollte. Nachdem er sich einen zur Verbindung mit diesem Westen gut gelegenen Posten, die Newa-Mündung und die innere Spitze des finnischen Meerbusens erobert und hier eine Stadt, ein Handels-Emporium, eine Residenz, eine Culturstätte zu begründen angefangen hatte, so berief er Kaufleute dahin, um den Handel der Russen mit der übrigen Welt in Schwung zu bringen, — Handwerker und Künstler aller Art, um die Künste, Manufakturen und Gewerbe des Westens unter sie zu verpflanzen, — Lehrer und Gelehrte, um die Wissenschaften blühend zu machen, — Soldaten und Militärs, um seine Strelitzen zu discipliniren und ihr Heerwesen zu organisiren und zu kräftigen. Zu allen diesen und anderen Zwecken warb er vorzugsweise in Deutschland seine Diener und Gehilfen, theils weil seinem Rußland dies benachbarte Volk dazu am bequemsten gelegen war, und schon ältere Verbindungen mit

dem Nordosten gehabt hatte, theils weil die vielseitig gebildeten Deutschen ihm den mannichfaltigsten Beistand leisten konnten. Es kamen daher zwar auch Fremdlinge aus andern Ländern Europas, aber in bei weitem überwiegender Anzahl Deutsche zur Newa heran. Da dieselben Verhältnisse unter Peter's Nachfolgern auf dem Zarenthron fortdauerten, so hielt auch das Einströmen der Deutschen in Petersburg an, und ist in Folge verschiedener Umstände bis auf die Neuzeit herab noch im Wachsen gewesen. Dazu trug namentlich die immer inniger werdende politische Befreundung Rußlands mit Deutschland bei. Bei den in Petersburg residirenden russischen Kaisern und den Sprößlingen ihres Hauses wurde es zur stehenden Gewohnheit, sich mit deutschen Prinzen und Prinzessinnen zu verbinden, und endlich kamen sogar auch deutsche Regenten auf den russischen Thron. Dies führte denn der deutschen Colonie in dem glänzenden Petersburg wieder Gesellschaftsklassen zu, die wir in den deutschen Colonien von Paris, London, New-York x. fast gar nicht vertreten sehen, nämlich viel deutschen Adel, Fürsten, Prinzen, einflußreiche Staatsmänner und Feldherrn. Zu dieser Klasse von deutschen Ansiedlern in Petersburg stellten ein sehr bedeutendes Contingent namentlich auch die von Rußland eroberten Ostsee-Provinzen, die alten Colonien der deutschen Ritter, deren politischen und militärischen Talenten sich in Petersburg und Rußland ein weites Feld eröffnete.

Diese wenigen Andeutungen werden genügen, um von vornherein die eigenthümliche Färbung der deutschen Colonie in Petersburg und ihre Vielseitigkeit einigermaßen in's Licht zu setzen. Dieselbe ist aus weit bunteren Elementen zusammengesetzt als jede der deutschen Gemeinden in den übrigen Hauptstädten der Welt. Sie hat auch eine größere civilisatorische Bedeutung und Aufgabe als alle andern. Man kann beinahe sagen, daß jeder Deutsche in Petersburg bis auf den Lieutenant, den Tischler oder den Ackerbauer herab ein Lehrer geworden ist, oder wenigstens bestimmt war, dies zu werden. — Ich will es in den folgenden Mittheilungen versuchen, die Geschichte einiger Klassen der an der Newa angesiedelten Deutschen und ihrer Bestrebungen in aller Kürze zu schildern.

I. Kaufleute. — Schon im Mittelalter haben die Deutschen, als die Flotten ihrer Hansestädte alle Küsten der Ostsee besegelten und belebten, an der Newa während langer Zeit eine große Rolle gespielt. Damals — vornehmlich im 13., 14. und 15. Jahrhundert blühte an einer der Hauptpartien des weit in den Norden Rußlands eingreifenden Flußsystems der Newa, am Wolchow und am Ilmensee die große Handelsstadt und Republik Nowgorod, die man als die Vorläuferin Petersburgs oder als das mittelalterliche Petersburg betrachten kann. Denn wie später dieses, so setzte schon

frühzeitig Nowgorod das noch sehr rohe Volk des europäischen Nordostens, die Russen mit dem cultivirteren Südwesten des Continents in Verbindung, wurde durch diese Vermittlung, wie später Petersburg, reich und mächtig, bediente sich dazu auch derselben Verkehrswege und Handelsstraßen, zunächst der Newa, ihrer Nebenflüsse und Seen, und dann auf der einen Seite ihrer bequemen Verbindung mit den schiffbaren Adern der noch weit verzweigten Wolga, so wie auf der andern Seite des langgestreckten finnischen Meerbusens, mit welchem die Ostsee tief in den breiten Körper Rußlands hineingreift, und in dessen innerste Spitze nahe bei der unter den Seefahrern altberühmten Insel „Kettlingen" (jetzt Kronstadt) alle jene Wasserlinien, zu der Hauptader der Newa vereinigt, ausmünden.

Wie später Petersburg, so war auch damals schon Nowgorod ein bedeutsamer Aufenthaltsort vieler deutscher Kaufleute, Handwerker und Künstler. Die deutsche Colonie oder das sogenannte hanseatische Comptoir in Nowgorod bestand ungefähr aus denselben Elementen, aus denen noch jetzt die Colonie der Deutschen in Petersburg vorzugsweise besteht, nämlich aus Bürgern und Einwanderern aus Danzig, Stralsund, Rostock, Lübeck und anderen baltischen und überhaupt norddeutschen Städten. Auch wurden auf dem Markte und Comptoire von Nowgorod ungefähr schon dieselben Gattungen von Waaren nach und von Rußland aus- und eingeführt, welche noch jetzt von Petersburg geholt oder dahin gebracht werden, nämlich Pelzwerk, Felle, Talg, Juchtenleder, Wachs, Theer und ähnliche rohe Waaren. Vermittelst der Wolgaverbindungen verhandelten die Hanseaten in Nowgorod auch manche Erzeugnisse des Orients nach Deutschland und brachten dafür die wollenen Tücher, die Leinwand und andere Industrie- und Kunstproducte des Westens herbei.

Der moskowitische Zar Iwan Wassiljewitsch der Große, der ein großes und monarchisches Rußland stiften wollte und dem dabei die mächtige Handelsrepublik am Ilmensee im Wege stand, überzog dieselbe gegen das Ende des 15. Jahrhunderts mit Krieg und annectirte sie seinem von ihm geeinigten Rußland. Da er in der Verbindung Nowgorods mit Deutschland und in den hanseatischen Kaufleuten die Hauptquelle des Reichthums und der ihm widerstrebenden Macht der Nowgoroder erkannte, so confiscirte er die deutschen Waarenlager, die er vorfand, ergriff die deutschen Kaufleute und Bürger und ließ sie als Gefangene nach Moskau führen. Die Privilegien der Hansa vernichtete er und schloß das Thor des hanseatischen Hofes und Comptoirs. Dieser Schlag war für den deutschen Handel in jener Gegend der Todesstreich. Die hanseatischen Märkte im Innern von Rußland verödeten und der zerrüttete Verkehr wollte in der alten Weise nicht mehr aufblühen, obgleich später noch mancherlei Versuche dazu gemacht wurden und ein Nachfolger Iwan's d. Gr., der Zar Feodor Iwanowitsch sogar die Privilegien der Hansa wieder erneuerte. —

Die von Iwan III. am Ende des 15. Jahrhunderts nach Moskau entführten Hanseaten mögen wohl die ersten Deutschen in der Zaren-Hauptstadt gewesen sein. Die meisten von ihnen wurden später freilich wieder ausgeliefert. Doch manche werden auch schon damals als Ansiedler oder Colonisten in Moskau geblieben sein. Westeuropäische Kriegsgefangene haben zu allen Zeiten im Innern von Rußland bald Gelegenheit zu Beschäftigung und Anstellung gefunden. Zu den genannten kamen später bei verschiedenen Gelegenheiten wiederholt deutsche kriegsgefangene Bürger aus Dorpat und andern livländischen Städten, von denen wir mit Bestimmtheit wissen, daß sie in Moskau dauernd blieben und den Kern einer deutschen Colonie daselbst bildeten. Da die Moskowiter die Nützlichkeit und Ueberlegenheit dieser Deutschen näher kennen lernten, so luden im 16. und 17. Jahrhundert mehrere ihrer Zaren auch direct aus Deutschland Künstler, Handwerker, geschulte Militärs und Ingenieure zu sich ein und es entstand so allmählich dort eine nicht unbedeutende bleibende Gemeinde von Deutschen, der gelegentlich auch Italiener, Holländer und andere Westeuropäer, welche die Zaren bei ihren Bauten oder andern Einrichtungen benutzten, sich anschlossen.

Ungefähr um dieselbe Zeit bildete sich auch im hohen Norden Rußlands noch eine zweite wichtige Colonie von Westeuropäern und namentlich auch von Deutschen. Im Jahre 1553 hatten die Engländer auf einer Expedition zur Auffindung der sogenannten Nordost-Durchfahrt den Weg zur Mündung der Dwina gefunden, wo sie mit den Russen in Handelsverkehr traten, eine Faktorei begründeten und wo denn bald gegen Ende des 16. Jahrhunderts der Seehafen und Stapelplatz von Archangel aufblühte. Der Zar Boris Godunow erlaubte zu Anfang des 17. Jahrhunderts außer den Engländern auch allen andern seefahrenden Nationen nach Archangel zu kommen und an dem gewinnreichen Waarenaustausch mit Rußland Theil zu nehmen. In Folge dessen begründeten auch Holländer und Deutsche, namentlich Hamburger und Bremer, dort ihre Comptoire, und diese wurden noch zahlreicher und angesehener, nachdem um die Mitte des 17. Jahrhunderts der Zar Alexei Michailowitsch der Handelsfreiheit der Engländer, denen er wegen der Hinrichtung ihres Königs Karl's I. zürnte, Beschränkungen aufgelegt hatte. Auch bildeten sich kleine Comptoire und Ansiedlungen von Engländern, Holländern und Deutschen auf der ganzen Etappenstraße des Handels von Archangel bis Moskau.

Als gegen das Ende des 17. Jahrhunderts Peter d. Gr. den Zarenthron bestieg, gewann er durch die Westeuropäer, die er in Moskau schon in ziemlich großer Zahl vorfand und die er auch in Archangel aufsuchte, Geschmack für die Cultur des Westens und für die Idee, sein barbarisches Volk mit ihrer Hilfe zu civilisiren, so wie seine eigene Macht zu erhöhen.

Da die damals offenen Wege nach dem entlegenen Moskau sowohl zu Lande durch Polen, als auch zur See über Archangel für die Westeuropäer weit und unbequem waren, so beschloß er ihnen entgegen zu kommen und die Hauptstadt und den Herzpunkt seines Reichs an die Ufer desjenigen Meeres, das den kürzesten und bequemsten Weg zum Westen eröffnete, der längst rings umher von blühenden Handelsstädten und Culturstaaten besetzten Ostsee zu verlegen, um dort die Hilfsmittel, deren er zu seinen Reformplänen bedurfte, aus erster Hand zu schöpfen. Er vollendete im Anfange des 18. Jahrhunderts die Eroberung des Flußsystems der Newa, die Iwan d. Gr. am Ilmensee begonnen hatte, nahm den kleinen dort bestehenden Handelshafen Nyenschanz ein, besetzte die Mündung der Newa, befestigte sie, schlug hier im Jahre 1703 seinen Herrschersitz auf und begründete daneben sofort den Hauptkriegs- und Einfuhrhafen seines Reichs.

Schon jener kleine schwedische Ort Nyenschanz (d. h. Newaschanze), der seiner großen Nachfolgerin Petersburg an der Mündung der Newa voraufging, und in welchem Deutsche und Schweden neben einander gelebt hatten, scheint gegen das Ende des 17. Jahrhunderts einen ziemlich lebhaften Seehandel betrieben zu haben. Im Jahre 1694, d. h. ein Jahrzehend vor der Gründung der neuen Zarenstadt sollen für diesen alten Newahafen 108 Seeschiffe angekommen und 80 von ihm ausgegangen sein. Es soll daselbst schon mehrere durch den russischen Handel sehr wohlhabend gewordene Kaufleute gegeben haben und der Sage nach hat ein in Nyenschanz etablirter Kaufmann, Namens Frisius, dem Könige Karl XII. bei einer nicht näher bezeichneten Veranlassung eine bedeutende Summe Geldes vorgeschossen.*) Da es gewiß ist, daß in Nyenschanz neben einer schwedischen auch eine deutsche Kirchengemeinde existirte, so ist es wohl sicher, daß unter den Mitgliedern derselben auch deutsche auf der See handelnde Kaufleute waren, und da die Einwohner von Nyenschanz bei der Zerstörung ihrer Stadt und bei der Gründung der neuen Festung Petersburg im Jahre 1703 in diese übersiedelten, so ist demnach wohl der erste schwache Keim einer deutschen Kaufmannschaft Petersburgs in besagtem Nyenschanz zu suchen.

Im November des Jahres 1703, wenige Monate nach der Gründung Petersburgs, lief ein holländisches Schiff in die Newa ein und gleich darauf auch ein englisches. Wahrscheinlich waren beide Schiffe an ein deutsches oder schwedisches Comptoir in Nyenschanz adressirt, das sie nun zerstört und durch eine russische Festung ersetzt fanden. Peter d. Gr. nahm die Mannschaften der Schiffe hoch auf und versprach ihnen große Belohnungen, wenn sie das

---

*) Dr. C. Lemmerich. Geschichte der Evang. Luther. Gemeinde St. Petri in St. Petersburg. St. Petersburg 1862, S. 28.

folgende Jahr wiederkommen wollten. Auf diese Weise wurden die Handelsgeschäfte von Nyenschanz auf Petersburg übertragen und die dort abgerissenen Fäden hier wieder weiter gesponnen.

Peter der Große war natürlich, nachdem er die Newamündung durch eine Festung militärisch besetzt und gesichert hatte, vor allen Dingen darauf bedacht, den Seehandel seiner neuen Stadt, der ihr so viele Bedürfnisse zuführen und der auch dem Innern Rußlands Luft verschaffen sollte, in Gang zu bringen. Hierauf zielten viele seiner nächsten Maßregeln hin. Alsbald setzte er die Einfuhrzölle für den Hafen von Petersburg herab. Im Jahre 1715 etablirte er eine Post in Petersburg, „die so eingerichtet wurde, wie in der Mark Brandenburg". Im Jahre 1718 begründete er „eine reitende Post nach der Art der Deutschen". Der erste Postmeister (im Jahre 1716) war ein Deutscher, Namens Kraus, dann einige Jahre später der „Postdirector Asch", auch ein Deutscher und ein Hauptförderer der Angelegenheiten der schon in der Bildung begriffenen deutschen Gemeinde zu Petersburg. Auch die Wege, sowohl den westlichen nach Narwa, als den südlichen nach Moskau und den nordöstlichen auf Archangel und die Dwinamündung ließ Peter im Jahre 1718 ausbessern. Nach allen diesen Richtungen hin ließ er die Wälder lichten, Brücken bauen und zum Theil auch schon später vervollkommnete Canäle graben. Im Jahre 1723 wurden zwei russische Fregatten, von Holländern und Deutschen geführt, als „Post-Jachten" zwischen Lübeck und Kronstadt eingerichtet.*) Ungeachtet aller dieser und anderer Maßregeln, die den Handel und die Schifffahrt von Petersburg fördern sollten, ging es mit der Entwicklung derselben doch nur langsam. Die Verbindungen Rußlands mit dem europäischen Westen und der Waarenaustausch zur See waren bisher seit 150 Jahren hauptsächlich über Archangel vermittelt und der Handel ist ja von jeher schwer zu bewegen gewesen, alte gewohnte, wenn auch unbequeme Wege mit neuen zu vertauschen. Die wiederholten kriegerischen Ereignisse an der Newa, welche der Gründung von Petersburg vorausgegangen und ihr auch in den nächsten Jahren noch gefolgt waren, hatten den friedlichen Handelsverkehr an der Newa wiederholt gestört, und Archangel zog davon anfänglich so großen Vortheil, daß es im Jahre 1708 nicht weniger als 206 ausländische Schiffe in seinen Hafen einlaufen sah, während deren im Jahre 1693 nur 49 gekommen waren und während Petersburg nur noch selten einige Schiffe beisammen sah. Ja noch bis zum Jahre 1720 kam es zuweilen vor, daß Personen, die von Deutschland nach Petersburg reisen wollten, ihren Weg um

*) Reimer's: Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts. Petersburg 1805. S. 78.



das Nordkap Skandinaviens herum über Archangel nahmen und daß das junge Petersburg auf demselben weiten Umwege mit westeuropäischen Waaren versorgt werden mußte.

Erst nach dem Jahre 1721, wo die Kriege zwischen Schweden und Rußland um die Herrschaft des finnischen Meerbusens aufhörten und wo durch den Frieden von Nystadt die Umgegend von Petersburg weit und breit dem Zaren unterthänig gemacht wurde, änderte sich das. Da nun die Seewege weit hinaus vor Petersburg offen und zugänglich waren und da Peter d. Gr. für seine Pflanzung der Beihilfe Archangels nicht mehr bedurfte, so schloß er letzteres und verbot den ausländischen Handel über Archangel gänzlich. In Folge dessen verließen mehrere Handelshäuser diesen nordischen Hafen, siedelten nach Petersburg über und nun erst kam der Seehandel an der Newa mehr in Schwung. Da die Deutschen, namentlich Hamburger und Bremer, wie ich oben sagte, schon seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in Archangel die vornehmsten auf der Börse geworden waren, so wird sich durch jene Uebersiedlung von Archangelschen Häusern nach 1721 hauptsächlich die Anzahl der deutschen Kaufleute in Petersburg vermehrt haben. Sogar jetzt noch befinden sich in Petersburg drei Familien, deren Vorfahren damals (nach 1721) von Archangel nach Petersburg übersiedelten.*)

Auch aus andern russischen Städten und aus Deutschland kamen nun die Kaufleute etwas zahlreicher heran**) und bald danach zählte man denn nun hundert und bald auch einige hundert jährlich in den Hafen von Petersburg ein- und auslaufende Schiffe. Bis zu dieser Zeit, d. h. bis zu den zwanziger Jahren hatte Peter d. Gr., wie für seine militärischen Etablissements, so auch für die Installirung seiner Handelsleute unter den verschiedenen Inseln der Newa die sogenannte „Petersburger Insel" im Auge behalten, die einen etwas höheren Boden gewährte, als die übrigen. Dort hatten die Kaufleute anfänglich ihr Kaufhaus, ihre Niederlagen, ihre hölzerne Börse und dabei einen Markt mit Bretterbuden besessen. Allein nach einiger Zeit sagte diese Oertlichkeit dem Kaiser nicht mehr zu. In Folge der Erhabenheit des Bodens über dem Flußspiegel konnte man keine Canäle durch die Straßen ziehen, damit nach dem Plane Peter's die Kaufleute wie in Amsterdam ihre Schiffe zu ihren Häusern herankommen zu lassen im Stande sein möchten. Er richtete daher seine Aufmerksamkeit auf die dem Meere etwas näher liegende und niedrigere „Basilius-Insel" (Wassily Ostrow). Dort ließ er im Jahre 1722 eine steinerne Börse und in den folgenden

*) Nach Dalton.

**) Lemmerich l. c. 57.

Jahren das Zollhaus bauen. Und nun zogen auch die meisten Kaufleute mit ihren Comptoiren und Speichern zu dieser Insel hinüber.*) Seitdem ist denn dieselbe auch der vornehmste Sitz der Kaufmannschaft Petersburgs, namentlich der deutschen, geblieben.

Bald nach der Schließung und Abdankung des Hafens von Archangel hören wir von einigen in Petersburg auftretenden bedeutenden und namhaften deutschen Handelshäusern. Schon im Jahre 1724 werden die Kaufleute Böhtlingk und Werner Wulfert als solche genannt, die sich um die deutsche Gemeinde sehr verdient machten. Ihnen folgten gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts die beiden sowohl ihres Reichthums, als ihres Charakters wegen noch mehr gepriesenen und unter einander verschwägerten Handelsherren Jacob Stelling und Heinrich Christian Stegelmann, die in aufopferndem Wohlthun und in patriotischer Thätigkeit für ihre Landsleute an der Newa mit einander wetteiferten. Der erste war im Jahre 1723 aus Hamburg und der andere bald darauf aus Lübeck nach Petersburg gekommen. Beides waren Männer von hochehrenwerthem Charakter, von eben so großer Energie als Freigebigkeit, und sie genossen daher allgemeiner Liebe und Hochachtung. Stegelmann war seiner Zeit der reichste Kaufmann in Petersburg und wurde der Kaiserin Elisabeth „Kammerfactor" (Hof-Banquier). „Er machte den weisesten Gebrauch von seinem großen Reichthum und lieh unter andern der St. Petri-Gemeinde, dem geistigen Mittelpunkte der Deutschen in Petersburg, in ihren oft wiederkehrenden Verlegenheiten bedeutende Capitalien, „die er nachher nicht wieder zurückforderte". Dasselbe that auch sein Schwager Stelling.**) Den Tod dieser Kaufleute, die bald nach einander starben, beklagte der berühmte deutsche Gelehrte und Geograph Büsching, der in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Petersburg wohnte, als ein allgemeines Unglück, und in der Leichenrede, die er ihnen hielt, nannte er sie die Wohlthäter, Väter und Säulen der deutschen Colonie und Kirche in Petersburg.

Um das Jahr 1737 gab es schon 23 deutsche Comptoirs in Petersburg, an welche Schiffe adressirt wurden.***) Unter ihnen werden uns außer den oben erwähnten auch noch andere als bedeutend genannt. So einer Namens Brunnberg, der in den Jahren 1736 und 1737 das größte Holzgeschäft in Balken und Planken nach Holland machte, so daß holländische Schiffe zur Abholung dieser Fracht in großer Anzahl in dem Hafen von Petersburg erschienen. Ein anderes deutsches Haus „Krempien und Eschenbach"

*) Lemmerich l. c. Band I. S. 37—38.

**) Lemmerich l. c. II. 51.

***) Lemmerich l. c. I. 231.

hatte in den Jahren 1748—1751 das größte Import- und Export-Geschäft in Petersburg. Jährlich kamen 25 bis 30 Schiffe, ein Mal sogar 40 Schiffe in Petersburg an, die an dieses deutsche Haus adressirt waren.*) —

Die oben genannten Namen und Familien Böhtlingk und Wulfert haben sich in Petersburg das ganze 18. Jahrhundert hindurch in Blüthe und Achtung erhalten und auf der Petersburger Börse, wie in der deutschen Gemeinde stets eine hervorragende Rolle gespielt. Die trefflichen Söhne traten bei ihnen gewöhnlich in die Fußtapfen der tüchtigen Väter. Wie früher jene Stelling's und Stegelmann's werden noch später Werner Wulfert († 1784) und Levin Fabian Böthlingk († 1800) wegen ihres eifrigen und freigebigen Gemeinsinnes als Hauptstützen der Petersburger deutschen Kirche und Colonie genannt.**) In neuester Zeit ist aus letztgenanntem Familienkreise ein hochgeschätzter Gelehrter, der Akademiker und Sanskritforscher Böhtlingk hervorgegangen. Das Beispiel der genannten Patrioten hat bis auf die Neuzeit herab auch viele andere Nacheiferer unter der deutschen Kaufmannschaft Petersburgs gefunden. Jeder Deutsche erinnert sich dort mit Dankbarkeit der Wirksamkeit eines Arnold Severin's und eines Anton Gütschow aus der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts. — Kaufleute, wie diese, sind es, die durch ihren rechtlichen Charakter den deutschen Namen bei den Russen und in der Handelswelt der Ostsee groß und achtbar gemacht, durch ihre weise Sparsamkeit und Sorgfalt die Angelegenheiten der deutschen Colonie in Petersburg blühend, die dortige kleine, unscheinbare deutsche Peterskirche zur ersten protestantischen Kirche Rußlands erhoben haben und die Stammväter glücklicher und vom Himmel gesegneter deutscher Familien an der Newa geworden sind.

Auch in der neuesten Zeit hat die deutsche Kaufmannschaft in Petersburg noch manchen ähnlichen, tüchtigen und geschickten Mann erzeugt, und es kann daher nicht Wunder nehmen, daß sie sich in der bedeutenden Stellung, die sie in der kaufmännischen Welt einnimmt, nicht nur erhalten, sondern sich bis auf die jüngsten Tage noch immer ein größeres Terrain erobert und, wie es scheint, die meisten ihrer Platzconcurrenten aus andern Nationalitäten überflügelt hat. Die Holländer, das Lieblingsvolk Peter's d. Gr., hielten sich nur eine Zeit lang an der Spitze. Der Handel Petersburgs mit Holland war im Anfange des vorigen Jahrhunderts lebhaft. Doch blieb die Anzahl der dort angesiedelten holländischen Kaufleute immer nur klein und ist jetzt ganz zusammengeschrumpft. —

Die bedeutsamsten ausländischen Rivalen der deutschen Kaufleute waren

*) Lemmerich. I. S. 231.
**) Lemmerich. I. S. 266.

bis auf die Neuzeit herab die Engländer, die über Archangel nach Moskau gekommen waren und von da im Jahre 1718 ihre Faktorei nach Petersburg zu verlegen angefangen hatten. Sie beriefen dahin sogleich auch ihre eigenen Prediger, kauften 1723 ein Grundstück, auf dem sie eine anglikanische Kirche bauten, die daselbst noch heutzutage steht. Sie hielten sich in ihrer privilegirten „Faktorei" von allen andern in Petersburg repräsentirten Nationen sehr gesondert, hatten ihre eigenen Clubs und geselligen Zirkel für sich, mischten sich nicht so viel mit den Russen wie die Deutschen, besaßen auch nicht so viele Handwerker und andere unbemittelte Gesellschaftsklassen unter sich, wie diese. Sie betrieben vielmehr fast nur Schifffahrt und großen Seehandel. In neuester Zeit sind auch sie den deutschen Kaufleuten gewichen. Ihre Anzahl hat abgenommen. Ein großer Theil ihrer Geschäfte ist auf die Deutschen übergegangen. Selbst der directe Verkehr Petersburgs mit England wird jetzt häufig mehr durch deutsche Häuser als durch englische betrieben. Das Zurücktreten der Engländer ist indeß wie in Petersburg, so auch in andern Ostseehäfen und überhaupt in allen norddeutschen Plätzen eine allgemeine Erscheinung der Neuzeit. Wie in Petersburg, so existirten im vorigen Jahrhundert auch in Riga, in Memel, in Danzig, in Stettin und desgleichen in Hamburg, Bremen &c. blühende englische Handelsfaktoreien. Ueberall aber haben sich diese Engländer entweder verdeutscht oder sind aus Mangel an Zufuhr aus dem Mutterlande fast verschwunden. Vermuthlich erklärt sich dies aus verschiedenen Ursachen und Umständen. Erstlich hat sich der Handel und die Schifffahrt der Deutschen überall in der Welt merkwürdig hervorgethan. Sie haben von den Engländern viel gelernt und sind ihren Fußtapfen durch die Meere und über den Globus hin gefolgt. Auf der andern Seite haben sich der englischen Thätigkeit in Indien und anderswo große Felder aufgethan, die auszubeuten sich noch besser lohnte. Und endlich mögen bei den jetzigen Communications- und Verkehrsverhältnissen „Faktoreien" und directer Verkehr zwischen Landsleuten nicht mehr so nöthig sein.

Uebrigens haben die Deutschen in Petersburg neuerdings nicht nur die Engländer und Holländer, sondern auch fast alle anderen Nationen aus dem Felde geschlagen. Unter zehn Petersburger Importeurs ist fast nur ein Nichtdeutscher. Fast alle fremden Mächte und Nationen haben ihre Handels-Consulate deutschen Häusern übertragen. So nach dem neuesten Petersburger Adreßbuche unter andern Spanien, Portugal, Italien, Brasilien, Belgien, Schweiz. Mit einem Worte: es scheint jetzt in Petersburg eben so zu gehen, wie es einst in Archangel und noch früher auch in Wisby und Nowgorod gegangen war. Auch in diesen Orten hatten zuerst Nichtdeutsche, in Wisby und Nowgorod Skandinavier, in Archangel Engländer und Holländer den Verkehr mit Rußland eröffnet. Deutsche Hanseaten, Lübecker,

Hamburger, Bremer, waren diesen nichtdeutschen Pionieren gefolgt und hatten am Ende als das zahlreichste Handelsvolk an der Ostsee und im Norden das ganze Geschäft fast allein in die Hand bekommen. Derselbe Hergang hat sich, sage ich, in Petersburg wiederholt. Und ich mag hier die Bemerkung einfügen, daß sich auch in einer andern außerdeutschen Stadt, in welcher die Zahl der Deutschen groß ist, nämlich in der Hauptstadt Ungarns, in Ofen-Pesth etwas Aehnliches zugetragen hat. Auch dort assimilirt sich die deutsche Colonie die Italiener, Engländer, Franzosen und alle anderen neben ihr daselbst angesiedelten west-europäischen Elemente, saugt sie auf und germanisirt sie. Auf der Petersburger Börse herrscht fast ausschließlich die deutsche Sprache, natürlich neben der russischen, die man zum Verkehr mit den Eingebornen und zur Benutzung ihres Binnenhandels nicht entbehren kann. Von diesen, den eingeborenen Nationalrussen, hat man häufig bemerkt, daß sie nur zu dem Land- und zum kleinen Kramhandel, wie die Juden, besonders geschickt seien, daß sie aber auf das Salzwasser nie recht hinaus gewollt hätten und für den großen See- und Welthandel weder Sinn noch Talent besäßen. Ein Autor des vorigen Jahrhunderts sagt von ihnen: „Der auswärtige Handel der Russen ist gänzlich in den Händen der Ausländer und sie selbst haben fast gar keinen Antheil daran. Die russischen Producte werden von fremden Kaufleuten aufgekauft, in fremde Schiffe verladen und auf fremde Rechnung und von fremden Schiffscapitänen ausgeführt. Selbst ohne Kaufleute, ohne Schiffe hat sich Rußland genöthigt gesehen, im Großhandel Alles den Ausländern zu überlassen." — So war es übrigens ja schon in allerältester Zeit am Pontus, als die griechischen Colonisten von Olbia u. s. w. den Seehandel „Scythiens" (Rußlands) betrieben. Auch wiederum im Mittelalter war es so, als die Hanseaten in Nowgorod und die Italiener in der Krim &c. — ohne active Betheiligung der Russen — den Verkehr des großen Landes über's Meer leiteten. Nur in allerneuester Zeit soll dies nicht mehr ganz zutreffen. Ganz neuerdings sind neben den deutschen auch mehrere nationalrussische Handelshäuser aufgetreten, die unter eigener Firma den großen Seehandel zu betreiben angefangen haben. Sollte dies vielleicht eine der Folgen der Aufhebung der Leibeigenschaft sein? Der Talente und Intelligenz der Deutschen können aber doch jene aufgetauchten russischen Importeurs beim großen Seehandel noch nicht entbehren. Sie müssen dazu deutsche Vermittler, Agenten, Buchhalter, Correspondenten zur Hülfe haben. Auch müssen sie sich dabei noch immer von Ausländern geführter und bemannter Schiffe bedienen. Eine kleine ächt nationale Handelsmarine besitzen die Russen noch bis auf den heutigen Tag nur hoch im Norden, im weißen Meere, wo der Handel mit dem benachbarten Scandinavien, die Seefischerei, die Ausbeutung der arktischen Länder (Novaja

Semlja's, Spitzbergen's ꝛc.) allein von nationalrussischen Schiffern und Fischern betrieben wird.

II. Gelehrte Forscher. — Gleich der erste Studiosus, der uns in der Geschichte Petersburgs genannt wird, der gute Magister Wilhelm Tolle, Sohn eines Professors in Göttingen, der im Jahre 1704 als protestantischer Prediger der kleinen deutschen Gemeinde nach Petersburg berufen wurde, war, wie es in der „Exacten Relation" heißt, „ein sehr curieuser Mann". „Er verstand ein halbes Dutzend Sprachen und hat sowohl deutsch als holländisch als auch finnisch gepredigt." — Kaum war dieser deutsche Magister auf den Newainseln installirt, so fing er in den Mußestunden seines Predigtamtes auch an, das neue Land und seine Natur zu erforschen und machte Spaziergänge rings umher und Ausflüge längs des schönen Stromes. Auf ihnen sammelte er bei 300 ihm neue Gattungen von Pflanzen und legte von denselben ein Herbarium an. Einstmals machte er auch eine etwas weitere Reise an der Newa aufwärts zum Ladogasee „bis hinter Schlüsselburg und Alt-Ladoga, uhralte Antiquitäten zu suchen, und ließ dort zu dem Ende einige heidnische Gräber, tumuli oder Berghügel ausgraben, da er denn verschiedene alte rare Urnen, Münzen und allerhand heidnische Sachen gefunden. Dies und was er sonsten Merkwürdiges angetroffen, hat er Alles gesammelt und mit Bleistift aufgezeichnet." Seine Sammlungen, die man als das erste in Petersburg gemachte naturhistorische und archäologische Museum betrachten kann, erhandelte nach seinem im Jahre 1710 erfolgten Tode der Herr Magister Pauli, russischer Generalstabs-Prediger beim Feldmarschmarschall-Lieutenant von der Goltz in Petersburg, „brachte sie in Ordnung, versah sie mit einer Explication und offerirte sie unterthänigst höheren Orts."*) Sie stecken also wohl noch wie ein Stückchen Kern in den großen Petersburger Natur- und Kunstkammern. —

Der gute Magister Tolle, wie man sieht, ein ächter Deutscher von Geblüt und Sinn, hat in Petersburg viele Nachfolger gehabt, die ebenso „curieus" waren wie er und kann gewissermaßen als der Patriarch und Nestor aller der zahlreichen deutschen Forscher und Reisenden angesehen werden, die nach ihm aus Deutschland zur Newa kamen, von da in's Innere des großen Reiches aussetzten und zu ihr mit Kenntnissen und Schätzen aller Art wie Bienen beladen zurückkehrten, um dort jene prachtvollen Museen und Bibliotheken, mit denen Petersburg glänzt, aufzubauen, mit Inhalt zu versehen und zugleich die Welt sowie die Russen selbst über die Natur der von ihnen

*) S. hierüber: Lemmerich, Geschichte der Gemeinde St. Petri. I. S. 45 sqq.

beherrschten colossalen Ländergebiete zu belehren. Eins der schönsten und interessantesten Kapitel in einer vollständigen Geschichte der Newastadt und ihrer deutschen Colonie würde dasjenige sein, in welchem man die rastlose Thätigkeit der deutschen Gelehrten behandelte, die in dieses von Peter d. Gr. eröffnete Fenster des dunklen Riesenkörpers Rußlands Licht hineinbrachten und auch wieder Licht herausstrahlen ließen. Der große Zar selbst leitete auch diese merkwürdige deutsche Arbeit gleich in großartigem Maßstabe ein. Da er den Plan gefaßt hatte und stets festhielt, seinen neuen Regierungssitz und Handelsplatz an der Newa auch zu einem wissenschaftlichen Focus, zu einem Brennpunkte der Cultur des Ostens zu machen, so wollte er dafür dort zunächst ein tüchtiges Corps gelehrter Männer versammeln und eine Academie der Wissenschaften stiften. Er wandte sich deßhalb an den größten deutschen Weisen seiner Zeit, an den Philosophen Leibnitz, mit dem er sich im Jahre 1711 zu Torgau persönlich besprach, und dem er den ganzen Plan zu der Errichtung des beabsichtigten Institutes überließ, so wie er ihm auch das Recht ertheilte, die bei demselben anzustellenden Gelehrten zu bestimmen. Im Jahre 1725, dem Todesjahre Peters, trat diese seine merkwürdige Schöpfung fertig in's Leben. Unter den 15 verschriebenen und damals in Petersburg zusammengekommenen Professoren waren 11 Deutsche, die Professoren Bayer, Honinger, Hermann, Goldbach und andere „curieuse Männer", dabei nur vier Franzosen und Schweizer. Ein Deutscher, Blumenthal, wurde auch der erste Präsident der Academie und so kamen denn von Anfang herein die wissenschaftlichen Angelegenheiten Petersburgs und Rußlands vorzugsweise in deutsche Hände, in denen sie seitdem auch in der Hauptsache geblieben sind. Um jeden der eingewanderten Lehrer gruppirte sich eine Anzahl lernbegieriger russischer Schüler, die mit der von ihren deutschen Meistern empfangenen Bildungslymphe wieder in's Innere entlassen wurden, um auch dort bei den nach und nach entstehenden Bildungsanstalten die Aufklärung weiter zu verbreiten. In den mit der Academie zugleich begründeten und verbundenen anatomischen und chemischen Laboratorien, physikalischen und astronomischen Observatorien, Bibliotheken und Cabineten wurde fleißig gearbeitet, gelehrt und studirt, auch durch manche wissenschaftliche Entdeckung der Fortschrit der Wissenschaften im Allgemeinen gefördert. Aber die Hauptaufgabe, welche dieses Institut von vornherein und bis auf die Neuzeit vorzugsweise verfolgte, war diese: die Welt und die Russen selbst über den goßen Abschnitt unseres Globus, der den Zaren in Europa und Asien unterthan war, aufzuklären, die Geographie, die physische Beschaffenheit und Naturerzeugnisse, die Alterthümer und Geschichte der zahlreichen Völkerschaften, Provinzen und incorporirten Reiche dieses weitgestreckten Gebietes in Europa und Asien zu erforschen und zu schildern. Durch diese

Thätigkeit, durch die fast zwei Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Ausrüstung wissenschaftlicher Reisen, welche überall hin den Fußtapfen der militärischen Expeditionen folgten, hat die Petersburger Academie sich hauptsächlich ihren Ruhm in der Welt erworben, und die Nachfolger jenes alten an der Newa Pflanzen suchenden und Gräber aufspürenden Magisters Tolle, die mit den nöthigen Kenntnissen und Eifer ausgestatteten Gelehrten aus Deutschland sind dabei die vornehmsten oder fast die einzigen Acteure gewesen. Schon unter den ersten Nachfolgern Peter's wurden die von Deutschen geleiteten Spür- und Entdeckungsfahrten weit „hinter Schlüsselburg und Alt-Ladoga" ja bis zu dem unbekannten Nord-Ost-Ende Asiens ausgedehnt. Die Deutschen Joh. Georg Gmelin, Müller und Behring mit dem Franzosen Delisle führten seit 1728 ihre großen sibirischen Reisen aus, die bis gegen die Mitte des Jahrhunderts fortgesetzt wurden. Ihnen folgten viele Andere, besonders nachdem bald nach der Mitte des Jahrhunderts die geistvolle und energische Katharina II, selbst eine Deutsche, eine Gelehrte und Schriftstellerin, den Thron bestiegen hatte. Sie berief wieder, wie Peter d. Gr. eine große Anzahl deutscher Gelehrten nach Petersburg, unter ihnen den vortrefflichen und weltberühmten „Pallas", die namhaften Professoren Güldenstädt, Falk, Steller und abermals ein Mitglied der durch so viele Naturforscher ausgezeichneten Familie Gmelin (Sam. Gottlieb) dazu noch andere, welche die Kaiserin auf das beste ausgerüstet, seit dem Jahre 1768 alle Theile ihres großen Reiches bereisen ließ, um die Lage seiner Ortschaften und Lokalitäten und ihre productiven Kräfte zu bestimmen, so wie auch die Sitten und Charaktere ihrer Völker zu untersuchen und zu schildern. Auf wiederholten mühseligen und Jahre lang fortgesetzen Wanderungen haben diese Deutschen halb Asien und Europa bis an die Grenzen Persiens und Chinas erforscht, „gründliche" noch jetzt geschätzte wissenschaftliche Werke darüber abgefaßt und aus ihnen so große und reiche zoologische, botanische, ethnographische, mineralogische Materialien und Schätze in Petersburg zusammengebracht, wie sie sich damals noch selten in einer europäischen Hauptstadt vereinigt fanden.

Auch die anderen neuen wissenschaftlichen Institute, welche Katharina in Petersburg stiftete, brachte sie meist mit Hilfe deutscher Gelehrter zu Stande, so namentlich das große medicinisch-chirurgische Institut nach dem Plane des Ritters von Kelch und des Studiendirectors Reinegg im Jahre 1783, so auch das Bergcadetten-Corps nach den Plänen deutscher Bergkundiger. Zu Katharinen's Zeit (im Jahre 1790) befanden sich unter 18 Petersburger Academikern 10 Deutsche und nur 8 Nichtdeutsche, theils Franzosen und auch schon einige Russen. Und in demselben Jahre führte der fleißige Schilderer und Statistiker Petersburgs, der Academiker Georgi, nicht weniger als 30 mehr oder weniger namhafte deutsche Gelehrte und

Schriftsteller als in Petersburg angesiedelt auf, unter ihnen solche weit berühmte Männer wie den Astronomen Euler, den Naturforscher Pallas, die Dichter Klinger und Nicolay und andere. Von französischen in Petersburg einheimisch gewordenen Autoren wußte er damals nur wenige zu nennen. Musensöhne aus England haben aber ganz selten eine bedeutende Rolle in Petersburg gespielt. Unter Katharinen's und ihres Nachfolgers Regierung wurde von deutschen Gelehrten in Petersburg, vom Reichshistoriographen Müller, von Schlözer, Lehrberg, alsdann von Georgi, Storch und andern die alte und neue Geschichte Rußlands bearbeitet und erzählt. Jene Deutschen läuterten die Quellen und schafften die Grundlagen der russischen Geschichtsschreibung, auf denen dann nachher auch Russen, Karamsin und andere weitere fort arbeiteten.

Auch die Pertersburger Museen und Bibliotheken haben sich mehrfach aus deutschen Quellen recrutirt, und durch deutschen Schweiß und Sammelfleiß aufgebaut. Gleich den ersten Anfang zu einer Bibliothek der kaiserlichen Academie bildete eine von Deutschen in Curland zusammengebrachte Büchersammlung, die Peter d. Gr. dort im Jahre 1714 erbeutete und nach Petersburg entführte. Auch einige andere deutsche Sammlungen wanderten gleich in dem ersten Jahrzehend der Kindheit Petersburgs dahin aus, so unter andern die Mineraliensammlung des Doctor Gothwold in Danzig, die Peter d. Gr. im Jahre 1716 kaufte. Später holte Katharina II. mehrere Bibliotheken und Sammlungen verschiedener Art aus Deutschland. So die medicinische und naturhistorische Sammlung des damals berühmten Arztes Lieberkühn in Berlin, so wie auch die Natter'sche Sammlung geschnittener Steine, das Henkel'sche Mineraliencabinet, ferner die Militärbibliothek, die der General Eggers, Commandant in Danzig, angelegt hatte, und die Katharina dem Landcadetten-Corps in Petersburg zutheilte. Die Naturaliensammlung des schon genannten großen deutschen Reisenden Pallas wurde acquirirt, um den Kern des Museums der Academie zu bilden. Auch den kaiserlichen Kunst- und Gemäldegallerien wurden verschiedene Sammlungen von Deutschen einverleibt, z. B. die Brühl'sche und ferner die Bramhampschen Bildersammlungen, später ein Theil der von den hessischen Fürsten in Cassel zusammengebrachten und von den Franzosen geraubten Gemälde, — und in der Neuzeit die in München zu Stande gekommene und einst befindliche Sammlung des Herzogs von Leuchtenberg. Auch hatte man fast immer einen Dr. Bacmeister oder einen Dr. Köhler, einen Herrn Malthe oder einen Herrn Gukenberg nöthig, um als kundige Inspectoren diese Sammlungen wissenschaftlich zu systematisiren und in guter Ordnung zu halten. Die große öffentliche kaiserliche Bibliothek in Petersburg hat zwar ihre Hauptschätze aus den Schlössern und Klöstern des eroberten Polens bezogen, aber auch ihr

wurde doch der Sammelschweiß vieler emsiger Deutschen incorporirt. Noch in allerneuester Zeit rührten unter fünf Sammlungen, die man während des Laufes eines einzigen Jahres (1858) für sie acquirirte, nicht weniger als vier von Deutschen her, nämlich 1. der linguistische Büchernachlaß des Sprachforschers Adelung (4000 Bände), 2. der Nachlaß des curländischen Landhofmeisters Baron Klopmann, (5000 Schriften historischen Inhalts), 3. die Sammlung des Staatsraths Baron von Wittenheim (1400 Bände), 4. die Sammlung griechischer und orientalischer Handschriften von Tischendorf. Es war auch wieder ein Deutscher aus den Ostseeprovinzen, ein Baron Korf, unter dessen umsichtiger Oberleitung diese große kaiserliche Bibliothek in der Neuzeit diejenige schöne Ordnung, die äußere Eleganz und die Zugänglichkeit erlangte, durch welche sie jetzt ausgezeichnet ist. —

Auch die berühmte große Nicolai-Hauptsternwarte zu Pulkowa bei Petersburg, die seit 1834 erbaut wurde, verdankt ihren weit leuchtenden Namen und Nutzen einer ganzen Generation von deutschen Gelehrten, dem in Altona geborenen großen Astronomen Wilhelm von Struve, seinem Sohne und Nachfolger Otto von Struve und ihren deutschen Genossen und Gehülfen Winnecke, Weiße, Linßer, Wagner, Fuß ꝛc., deren astronomische und geodätische Operationen den Gradmessungen und Triangulationen durch ganz Rußland zum Muster und Anhalt gedient haben.

Eine Schilderung aller dieser und anderer Geistesarbeiten, welche Deutsche in Petersburg ausführten, würde, sage ich, das glänzendste Blatt in der Geschichte der Petersburger deutschen Colonie ausfüllen. Mein kurzes Capitel über diesen Gegenstand will ich mit der Bemerkung schließen, daß auch in unseren Tagen noch jene zu Peter's d. Gr. begonnenen Forschreisen der Deutschen in Rußland nicht aufgehört haben, daß vielmehr auch noch jetzt jeder Erweiterung der russischen Eroberungen eine wissenschaftliche Expedition, jedem weiter in Asien vormarschirenden russischen Generale ein deutscher gelehrter Nachzügler auf dem Fuß gefolgt ist und folgt. So wie es in den dreißiger Jahren, als die Russen in Armenien gesiegt hatten, ein Parrot war, der den hohen Ararat zuerst bestieg, so waren es wieder in den jüngst verflossenen sechziger Jahren nach völliger Pacificirung des Kaukasus die deutschen Geologen und Botaniker Abich und Ruprecht, die Pflanzen suchend und Steine klopfend in das nun solchen Unternehmungen zugänglich gewordene Innere dieses Gebirges eindrangen, um die über ihm liegende geologische Dunkelheit zu zerreißen. Auch den das große Amurgebiet annectirenden Kosaken sind gleich wieder deutsche Spürer gefolgt, unter anderen der Academiker Schrenk, der schon ein umfangreiches Werk über die Thierwelt jener entlegensten und jüngsten russischen Eroberung publicirt hat. — Die zwölf oder dreizehn wissenschaftlichen Expeditionen, welche die Peters-

burger Academie in den Jahren 1862 bis 1864 zu verschiedenen Zwecken ausrüstete und in verschiedene Gegenden sandte, und die alle in dem Berichte des Ministeriums der Volksaufklärung für diese Jahre aufgezählt werden, wurden sämmtlich von deutschen Gelehrten an- und ausgeführt. Wunderbar genug: keine einzige von einem eingebornen Russen. Jedes Mal, wenn irgend wo ein wichtiges wissenschaftliches Problem oder ein die Nationalöconomie betreffender Plan auftauchte, sei es eine projectirte Trockenlegung des Peipussees, oder die Frage, ob und warum das asowsche Meer immer seichter werde, oder die Frage ob die Steinkohlenlager am Don mächtig genug seien, um die russischen Eisenbahnen des Südens mit Heizmaterial zu versorgen, oder ob das Wasser in Finnland die richtigen physikalischen und chemischen Qualitäten besitze, um mit ihm die Hauptstadt versorgen zu können, da war es immer ein Akademiker Helmersen, oder ein Professor Kupfer, oder ein Conservator Göbel, oder ein Bergprobirer Struve, oder sonst ein Deutscher, dem man die zur Lösung solcher Probleme nöthigen Qualitäten zutraute. — Mit einem Worte: übersieht man die ganze geographische, historische und naturgeschichtliche Literatur, die sich um den Ararat, um den Altai, oder um den Ural, oder um den Kaukasus, oder um das kaspische Meer, oder um das Eismeer gruppirt, oder die sich an irgend einen anderen der vielen interessanten Gegenstände und Phänomene, welche das europäische und asiatische Rußland in seinem Schoße birgt, knüpft, so wird man finden, daß diese Literatur zur bei weitem größeren Hälfte deutsch ist. — Doch will es mir dabei scheinen, als ob Rußland in der Neuzeit die ihm nöthigen Geisteskräfte mehr als sonst aus seinen eigenen deutschen Quellen, als aus dem Ausland bezöge. Viele seiner neuen großen Naturforscher, Reisenden und Gelehrten stammen aus Petersburg selbst oder aus Livland, so namentlich Middendorf, Baer, Helmersen, der geistvolle Victor Hehn und sehr viele der jetzigen Academiker, was denn wieder beweist, daß Rußland große Ursache hat, diese schöne Geistesquelle, die ihm zur Hand ist, ja nicht zu verstopfen, sondern um seiner selbst willen so zu hegen und zu pflegen, wie der Araber seine Wasserbrunnen.

Charaktere deutscher Pflanzenwelt.

(A. Grisebach: Die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung. 2 Bde. Leipzig 1872. W. Engelmann.)

Wenn „die Tage der Wonne so bald kommen" wie in diesem freundlichen Jahre, so trägt's die Naturseite unseres menschlichen Daseins wohl

einmal über die geistige davon; man schaut lieber zu den Wolken auf als in die Bücher nieder, die Entwicklung des Blüthenbaums vor unserem Fenster wird uns eine Zeit über wichtiger, als aller Fortschritt der Wissenschaft und der Literatur. Wer riefe da den anderen grämlich zurück aus Wald und Flur an Schreibtisch und Lesepult? Aber das bedeutet's auch nicht, wenn wir den Leser heut auf eins der neuesten und zugleich der schönsten Erzeugnisse deutscher Forschung und Darstellung hinweisen; das Buch, dem diese Zeilen gelten, wird jeden Geist, der sich ihm hingibt, nur mit erhöhter Kraft des Genusses ausgerüstet in die Welt des Lebendigen wieder hinausführen, die verwandtschaftliche Theilnahme an allem, was draußen an's Licht dringt, emporwächst und erblüht, wird uns dadurch nur zu denkender Freude vertieft und veredelt werden.

Nach zwei Richtungen hin sind in neuerer Zeit die botanischen Studien zu wahrhaft wissenschaftlicher Höhe erhoben worden, durch die physiologische Betrachtung des einzelnen Pflanzendaseins wie durch die Erforschung der Gesetze des vegetativen Gesammtlebens auf der Erdoberfläche. Die Anregung zur letzteren, die Schöpfung einer Pflanzengeographie verdanken wir Humboldt's universalistischem Hange zu vergleichender Naturauffassung; die junge Disciplin ward weitergepflegt durch Schouw, Meyen, Decandolle u. A., vorzüglich aber ist es Grisebach, dem sie ihre heutige Ausbildung verdankt: als Frucht 35jähriger, zu einem, früh bestimmten Ziele hinstrebender Arbeit hat er soeben in seiner „Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung" die erste „vergleichende Darstellung der Vegetation aller Erdtheile und Länder" vollendet. Der Titel selber besagt, warum ein so umfassendes Werk erst in unseren Tagen unternommen werden konnte. Wie Humboldt den Anfang einer wissenschaftlichen Behandlung dieses Gegenstandes von dem Versuche datirt, die Geographie der Pflanzen mit der Lehre von der Vertheilung der Wärme auf dem Erdkörper in innige Verbindung zu bringen, so ist auch die heutige Entwicklung der Geobotanik nicht ohne die feine und vielseitige Ausbildung zu denken, welche mittlerweile Meteorologie und Klimatologie erfahren haben. Die Gestalt der jährlichen Temperaturcurve wie die zeitliche Vertheilung der Niederschläge mußten erst für alle wichtigen Abschnitte der Erdfläche aus andauernden Beobachtungen genau erkannt und auf die Gesetze der atmosphärischen Strömungen zurückgeführt werden, ehe sich die Ausdehnung und die Eigenthümlichkeiten der einzelnen natürlichen Floren erklären ließen. Denn wenn zu den ursprünglichen Verschiedenheiten der von zahlreichen Centren ausgehenden Localvegetationen auch noch andere, zum größten Theil unbekannte Ursachen — man kann sie als geologische bezeichnen — gleich wirksam beigetragen haben, so wird doch in unserer Weltperiode Bestand oder angleichende Veränderung des vegetativen Teppich-

musters der Erde, wenn man so sagen darf, vornehmlich durch die Verbreitung von Wärme und Feuchtigkeit geregelt. Auch in Grisebach's erdumfassender Darstellung tritt das allenthalben deutlich hervor.

Er unterscheidet 24 Vegetationsgebiete, darunter 23 zusammenhängende Bereiche des Festlandes, während im letzten die oceanischen Inseln, welche doch zum Theil eine höchst selbständige Pflanzenschöpfung besitzen, aneinandergereiht erscheinen. Ueberall bildet den Ausgang der Untersuchung die klimatische Betrachtung, die durch Seitenblicke auf Bodenrelief und stetige Wasservertheilung zu wahrhaft herrlichen Schilderungen der Landesnatur überhaupt erweitert wird. Sodann werden die in dem betrachteten Gebiete vorherrschenden Vegetationsformen vorgeführt, deren Zahl seit Humboldt von 16 bis 20 auf nicht weniger als 54 vermehrt ist. Ihre Eintheilung beruht nicht wie in der systematischen Botanik auf den Unterschieden der zur Erhaltung der Gattung bestimmten Organe, der Blüthen und Früchte, sondern auf den Variationen der eigentlichen Vegetationsorgane, welche der individuellen Ernährung des Einzelgewächses dienen: Stamm, Gezweig oder Stengel oder Halm, die so mannichfach geordneten und geformten Blätter, diese schon für den ersten Anblick so charakteristischen Gestaltungen, daß ihre Benennung meist nicht der gelehrten sondern der Volkssprache entnommen werden konnte, treten hier in neuer Bedeutung hervor. Denn nicht allein, daß jene Vegetationsformen und die aus ihrer dauernd vereinten Erscheinung gebildeten Formationen, als: Wiesen, Matten, Haiden, Brüche, Steppen, Wälder, Gebüsche und wie sie alle heißen mögen, die Physiognomie der Landschaft bestimmen: diese Physiognomie selbst ist nur der Ausdruck für die natürlichen Bedingungen, denen sich die Organisation der Pflanzenwelt unter diesem oder jenem Klima anzupassen hat. Was auf den einfach genießenden Sinn unmittelbar ästhetisch wirkt, erhält so durch die Wissenschaft seine rechtfertigende Erklärung; hinter der Gestalt leuchtet das Gesetz hervor, die Physiognomik der Gewächse, glücklicher als bisher die der thierischen Organismen oder gar der menschlichen Typen, erscheint als Vorstufe zur Erkenntniß der nach klimatologischen Gesetzen abgewandelten Pflanzenbekleidung unseres Planeten.

Von der Schilderung der horizontal verbreiteten Pflanzenformationen wendet sich in jedem einzelnen Gebiete der Blick aufwärts zu den Regionen an den Gehängen der Berge, welche in vertikaler Stufenfolge die auf der ebenen Erdfläche neben einander gelagerten Zonen der Vegetation in nahezu, wenn auch nicht völlig gleicher Zusammensetzung über einander wiederholen. Zum Beschlusse schlägt jedes Kapitel eine historische Richtung ein; die Vegetationscentren werden aufgesucht, von denen aus sich die einzelnen Gattungen und Arten in Wanderungen, die sich bisweilen noch verfolgen lassen, bis an

die Grenzen ihres gegenwärtigen Vorkommens verbreitet haben, Grenzen, die nicht immer durch die klimatische Möglichkeit gezogen, sondern häufig durch mechanische Hindernisse modificirt erscheinen. Es kann nicht fehlen, daß Griesebach in diesen historischen Bereichen seiner Wissenschaft häufig der Darwin'schen Hypothese oder vielmehr ihren botanischen Analogien begegnet: allein die Begegnung ist, wie von einem besonnenen Naturforscher nicht anders zu erwarten, selten eine durchaus freundliche. Er hält sich überall in den Schranken der heutigen Erfahrung, welche für die Idee einer Entstehung der Arten auf dem Wege langsamer Umbildung kaum nennenswerthe Belege bietet. Ohne die Wahrscheinlichkeit eines genetischen Zusammenhanges zwischen früheren und späteren Schöpfungen zu leugnen, betont er doch, daß der Natur dazu ganz andere Kräfte zur Verfügung gestanden haben müßten, als diejenigen, welche stetige Reihen von Variationen erzeugen.

Das Werk Grisebach's ist ebenso ausgezeichnet durch die Schönheit seiner Form wie durch den Reichthum und das Gewicht seines Inhalts; ausdrücklich ist es für die Lectüre der Gebildeten überhaupt bestimmt. Weit entfernt von der schöngeistigen Gefallsucht, mit der Schleiden vor zwei Jahrzehnten etwa unternahm, die moderne Botanik dem Laien verständlich und erfreulich zu machen, läßt unser Autor sich überall an dem Reize genügen, der seinem zugleich großartigen und mannichfachen Gegenstande selber beiwohnt. Aus einem Buche von so universeller Tendenz Einzelheiten herauszuheben mag bedenklich sein, doch verzeihe man einem historisch gestimmten Gemüthe und der Hauptrichtung dieser Blätter, wenn wir einmal die Frage nach den Charakteren d e u t s c h e r Pflanzenwelt, den vegetativen Grundzügen der heimischen Landschaft nach Grisebach's Unterweisung mit kurzen Worten beantworten.

Daß Deutschland in das große, von Kamtschatka bis zum biscayischen Meerbusen zusammenhängend ausgedehnte W a l d gebiet gehört, wird keinem Leser deutscher Lyrik je zweifelhaft gewesen sein. In der That ist die Formation der Wälder, so sehr auch der Anbau rodend in sie eingedrungen, noch vorwiegend ein Kennzeichen auch der deutschen Landschaft; unser Waldreichthum mag etwa die Mitte halten zwischen dem geringeren französischen und dem größeren Rußlands. Zu Anfang unserer Geschichte aber, in jener vielgenannten hercynischen Periode, erschien Germanien dem Römer kaum lichter als das canadische Land dem europäischen Eindringling. In vorhistorischer Periode haben Waldungen selbst einen Theil der unsere nördlichen Meere umringenden Flächen bewohnt, die jetzt von den Formationen der Haiden, Moore und im Nordosten der Erlen- und Birkenbrüche bedeckt sind. Die Wiesenformation erscheint im Vergleiche mit anderen Erdstrichen nur unbedeutend vertreten.

Wenn nun Deutschland gegen Süden von dem Vegetationsgebiete der Mittelmeerküsten deutlich genug durch den italienischen Abhang der Alpen und vor allem klimatisch durch den Eintritt zweier durch Dürre gesonderter Regenzeiten im Frühling und Herbst geschieden wird — auf der Vertheilung der Niederschläge über's ganze Jahr beruht überhaupt die Existenz unserer nördlichen Waldformationen —, wenn es andererseits weit genug von der arktischen Flora jenseits der Polargrenze des Baumwuchses abliegt, so erhebt sich doch die Frage, ob es nicht innerhalb des großen continentalen Waldgebietes selber durch eigenthümliche Typen von den Landschaften im Osten und Westen unterschieden werden kann. Grisebach hat, um Unterabtheilungen jenes Waldgebietes zu gewinnen, ideale „Vegetationslinien" gezogen, Grenzen nicht gerade durchaus des wirklichen Vorkommens, sondern genauer genommen der klimatischen Lebensbedingungen gewisser Bäume, Linien, die, im ganzen von Nordwesten nach Südosten verlaufend, Zonen des See- und Continentalklimas zwischen sich einschließen oder gewissermaßen Etappen der in das continentale Innere eindringenden Seeluft bezeichnen. Eine dieser Linien, die Nordostgrenze des Buchenklimas durchschneidet, über die Südspitzen Norwegens und Schwedens herüberkommend, das Festland Mitteleuropas fast geradlinig vom frischen Haff durch Polen bis an die podolische Steppengrenze, sie schließt also fast ganz Deutschland ein, ohne weit über dessen nationale Ostmarken hinauszureichen. Ein breiter Waldgürtel der Eiche zieht sich noch jenseits der Buchengrenze durch das ebene Rußland vom finnischen Meerbusen bis zum südlichen Ural und zur Kosakensteppe. Andere Zonen folgen weiter nach Osten.

Innerhalb des Bereiches der Buche nun, die Grisebach den vollkommensten Ausdruck für den klimatischen Einfluß des Seeklimas in Europa nennt, lassen sich wiederum verschiedene Vegetationslinien zur Gliederung benutzen, deren Verlauf jedoch hier meist den von Südwest nach Nordost gerichteten Seeküsten parallel geht, also rechtwinklig auf die Vegetationslinie der Buche trifft. Dies gilt freilich nicht von der einen der westlicheren Vegetationslinien, der der echten Kastanie, die vielmehr vom südlichen England aus zu den Rheinlanden herübertritt und das Rheinthal herauf bis zur Schweiz geht, so daß man sagen kann, sie grenze ein französisches Gebiet gegen Nordosten ab, dem nur der westlichste Streif des deutschen Landes angeschlossen erscheint; denn von dem Culturgebiete der Kastanie, welches noch weiter östlich bis zum Harze und nach Sachsen hineinreicht, ist dabei nicht die Rede. Anders verhält sich die Edeltanne, deren Bezirk in der That durch eine Nordwestgrenze eingefriedigt wird, welche von den Westpyrenäen aus über die Auvergne in gleichbleibendem Abstande von Nord- und Ostsee — etwa 40 Meilen von der Küste — Frankreich und Deutsch-

land durchschneidet. In der Oberlausitz erreicht die Edeltanne ihren nördlichsten Punkt, von da an sinkt die Grenze ihrer Verbreitung in der Richtung auf Siebenbürgen zu südöstlich wieder in niedere Breiten herab; bis zum Thüringer Walde ist der Baum noch auf die Abhänge der Höhenzüge eingeschränkt, erst weiter östlich, in der Lausitz, Schlesien und Polen, hat er seinen Standort im Flachlande selber.

Man sieht also, daß sich als Hauptcharaktere der deutschen Waldformation und somit der deutschen Landschaft überhaupt Buche und Edeltanne in ihrem Zusammentreffen bezeichnen lassen, wozu man noch als negatives Merkmal gegenüber der französischen Landschaft, die jene beiden Bäume gleichfalls besitzt, das Fehlen der Kastanie wenigstens im rechtsrheinischen Deutschland hinzunehmen mag. Selbst der bloße Tourist, der unsere Mittelgebirge südlich vom 51. Breitengrade besucht hat, wird sich erinnern, daß Buche und Edeltanne in der That die Hauptzüge der Physiognomie deutscher Waldberge bilden. Die Ebenen des Nordens sammt dem Harze und den Weserhügeln müssen sich mit der Buche allein begnügen, die sich dafür hier gerade um so herrlicher entwickelt zeigt. Die Stelle der Edeltanne vertreten dort andere Nadelhölzer, Fichten und Föhren, in den Sandebenen des Nordostens vorzugsweise die einförmig gesellige Kiefer, wie denn Reinheit der ungemischten Bestände überhaupt zum Charakter des deutschen wie der benachbarten Waldgebiete gehört.

Wo bleibt da nun die „deutsche Eiche" unserer Männergesangvereine? Wenn damit behauptet wird, daß die Eiche ein specifisch deutscher Baum sei — wie man in denselben Kreisen von „deutscher Treue" singt und sagt — so bestätigt die Wissenschaft solche Behauptung nicht. Alte, wohlerhaltene Eichenwälder sind, wie Grisebach hervorhebt, bei uns sogar recht selten geworden, als die prächtigsten nennt er die berühmten im anhaltischen Ländchen. Entweder stammt daher die Phrase von der „deutschen Eiche" aus früherer Zeit herüber, oder, was uns wahrscheinlicher dünkt, die Eiche hat gerade in ihrer Isolirung den mächtigsten Eindruck auf den vaterländischen Beschauer gemacht. Die kräftigste Baumgestalt der Heimat erkoren wir uns zum Sinnbilde der eigenen Volkskraft, wie man die einzelnen Linden unserer Dörfer zum Symbole deutscher Gemüthlichkeit stempeln könnte. Nur daß wir Eiche und Linde vielleicht noch minder ausschließlich besitzen, als Kraft und Gemüth. Unter allen Umständen aber bleibt die Freude an der eigenen Volksnatur wie an der des Heimatlandes ein an sich nicht tadelnswerther Charakterzug.

Alfred Dove.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Zwei östreichische Journalisten. Aus Wien. — In rascher Folge hat Oestreich seine beiden hervorragendsten Publicisten durch den Tod verloren: am 5. Januar Eduard Warrens, am 20. April Max Friedländer. Beide standen einander häufig im Kampfe gegenüber, der eine meistentheils den conservativen Mächten im Staate seine Feder leihend, der andere unausgesetzt für die Sache des Liberalismus thätig. Schon diese Parteistellung macht es begreiflich, daß wir heute nur Worte der höchsten Anerkennung über den zuletzt Geschiedenen zu lesen bekommen, während wir uns aus den Januartagen nur eines einzigen Nekrologs erinnern, welcher offen zugestand, die östreichische Journalistik gebiete über keine Kraft, welche sich mit der des „k. k. Hofraths Warrens" messen könne. Wer aber der Wahrheit die Ehre geben will, kann nicht leugnen, daß Warrens an Talent Friedländer eben so weit überragte, wie dieser die große Menge seiner Collegen. Und doch gebricht es an Talenten unseren Zeitungen bekanntlich nicht. Beide hatten indessen noch etwas vor den Uebrigen voraus, eine gute publicistische Schule.

Wenn übrigens dem Erstgenannten so wenig Gutes nachgesagt wurde, daß sogar der Geistliche an seinem Sarge sich bemüßigt fand, ihn zu entschuldigen und für ein mildes Urtheil zu plaidiren, so hatte das noch seinen besonderen Grund. Gerade die herrschende Charakterlosigkeit bringt es mit sich, daß die sogenannte öffentliche Meinung gegen Meinungswechsel im politischen Leben mit einseitiger bornirter Strenge auftritt. Wohl nirgends mehr hält man so fest an der Schulmeinung, daß Abfall von einer Partei unter allen Umständen Verrath, verächtlich sei. Nur einer ganzen Partei ist gestattet, die bisherige Ueberzeugung einer besseren zu opfern, oder ein Ziel aufzugeben, wenn dasselbe unerreichbar scheint. In solchen Fällen wird eben so unerbittlich über diejenigen abgesprochen, welche die Schwenkung nicht mitmachen wollen. Und im Punkte des Charakters sah es freilich bei Warrens sehr bedenklich aus. In einzelnen Fällen war es ihm allerdings möglich, seinen Uebergang aus einem Lager in das entgegengesetzte damit zu rechtfertigen, daß die Voraussetzungen sich geändert, daß der Gang der Thatsachen seine Ansichten corrigirt habe. Welch' ein Monstrum müßte auch der Mensch sein, welcher, dreißig Jahre am politischen Leben in Oestreich theilnehmend, unabänderlich dasselbe Programm festgehalten hätte! Aber Warrens stellte sich als leibhafte Wetterfahne dar: mit jeder Luftströmung wechselte seine Richtung, und daß er eine jede mit gleichem Eifer vertrat, daß er für jede den Ton innigster Ueberzeugung zu finden wußte, verrieth hinlänglich den Mangel jeder Ueberzeugung.

Darum mußte sein Wirken erfolglos bleiben, darum hinterläßt die unermüdliche Arbeit eines so begabten und unterrichteten Mannes nicht eine sichtbare Spur. Das ist mit Recht hervorgehoben worden. Aber unbeantwortet blieb die Frage, wodurch er sich eigentlich habe bestimmen lassen, bald dieser, bald jener Fahne zu folgen. Durch materielle Vortheile — dieser Annahme wiedersprechen offenkundige Thatsachen, und nur ganz oberflächliche Parteianschauung kann sein Verhalten auf den Reiz zurückführen, den es für seine Advocatennatur gehabt habe, „die schlechtere Sache" zu führen. Es war etwas Räthselhaftes in diesem Mann, das nicht minder Interesse erweckte, als seine höchst gewinnende Persönlichkeit, der merkwürdig ausgeprägte, Scharfsinn und Energie bekundende Kopf, das klangvolle Organ, die glänzende Beredtsamkeit. Man hat gesagt, sein Glück habe ihn in frühen Mannesjahren nach Oestreich geführt. Und das ist in gewissem Sinne wahr: in keinem andern Lande hätte er eben diese Rolle spielen können. Aber ob er unter anderen Verhältnissen nicht auch ein anderer geworden wäre? Wo ernste Lebensführung öffentlichen wie häuslichen Dingen ihr Gepräge gibt, gewinnen ja auch schwankende Naturen Haltung.

Werfen wir einen Blick auf den abenteuerlichen Lebenslauf des Mannes, welcher am 5. Januar plötzlich vom Tode dahingerafft wurde.

Eduard Warrens war 1818 in Stockholm geboren, von wo er frühzeitig mit seinen Eltern nach Hamburg übersiedelte. Hier scheint aus dem väterlichen Namen Aron der landesübliche Ahrens geworden zu sein, und in Amerika verwandelte sich Wolf Ahrens in Warrens. Der Knabe wollte nämlich nicht „gutthun" und ward deshalb mit mäßiger Baarschaft auf ein Schiff gesetzt, um in der neuen Welt sich seinen Weg selbst zu suchen. Und er machte ihn auf gut amerikanisch, als Minengräber, Ochsenhändler, Hinterwäldler, Steinklopfer und wer weiß was sonst noch, bis er als Notizensammler in St. Louis mit der Journalistik in Berührung kam, selbst Journalist und auch Advocat wurde. Rührige Agitation für die Wahl Jacksons brachte ihm als Lohn den Posten eines Generalconsuls in Triest, und hiermit war sein ferneres Schicksal entschieden.

Im Jahre 1848 betheiligte sich Warrens an der Redaction des „Journal des Oesterreichischen Lloyd", und lernte bald die deutsche Sprache wieder so gut gebrauchen, daß Graf Franz Stadion, früher Statthalter in Triest, als Minister ihn nach Wien berief, wo unter Warrens' Leitung der „Wiener Lloyd" schnell eins der einflußreichsten Blätter wurde. Seine höchste Bedeutung erlangte dies Organ, welches sich im damaligen „liberal-conservativen" Fahrwasser hielt, die Gesammtstaatsidee vertrat, gegen Preußen einerseits und den Ultramontanismus andererseits Front machte, zur Zeit des orientalischen Krieges. Die wirklich glänzenden, auch gesammelt erschienenen, Ar-

tikel von Warrens über den Conflict zwischen Rußland und den Westmächten trugen nicht wenig dazu bei, die öffentliche Meinung auch in solchen Kreisen für die letzteren zu stimmen, welche sonst traditionell zu Rußland hielten, Englands antiöstreichische Politik noch nicht verschmerzen konnten und in Napoleon III. den Napoleoniden wie den Parvenu haßten. Und für diesen gerade verrieth Warrens eine an Enthusiasmus grenzende Zuneigung, welche er auch später nie verleugnet hat. Er mochte sich dem Manne verwandt fühlen, der mit so zäher Ausdauer, mit so schlauer Benutzung der Umstände und der Menschen sich zur Macht emporgearbeitet hatte, dem Abenteurer und Spieler. Die Vorliebe für den Bonapartismus, die Abneigung gegen Preußen und — die Hierarchie kamen bei ihm immer wieder zum Vorschein, wenn es die Verhältnisse irgend gestatteten. In den inneren Fragen dagegen hat er wohl jede Ansicht einmal vertreten. Seine publicistische Thätigkeit wurde häufig unterbrochen durch Perioden, in welchen er ausschließlich dem Börsenspiele lebte. Nach einer solchen tauchte er zur Zeit des „verstärkten Reichsrathes" plötzlich in Kuranda's „Ostdeutscher Post" mit einer Reihe von Artikeln gegen die föderalistischen Tendenzen des czechischen und ungarischen Adels auf, den geistvollsten Widerlegungen dessen, was er selbst zu Belcredi's und Hohenwart's Zeiten schreiben sollte. Eine Zeit lang war er für den von Schmerling inspirirten „Botschafter" Julius Fröbel's thätig. Als 1864 „die Presse" von ihrem bisherigen Redactionspersonale (Friedländer voran) verlassen wurde, hatte Warrens eben wieder einmal sein Vermögen an der Börse verloren. Er und Zang, der Eigenthümer der Presse, waren die erbittertsten Feinde gewesen: jetzt konnte Jeder den Andern brauchen, und Warrens wurde der thätigste Mitarbeiter der genannten Zeitung. Aber von dem Organ, welches dem Ministerium Belcredi die allerentschiedenste Opposition machte, die damals vorbereitete Wiederherstellung des Dualismus auf's äußerste bekämpfte, trat er plötzlich mit dem Hofrathstitel in das Belcredi'sche Preßbureau ein und übernahm die Leitung eines Blattes, welches bestimmt war, die Massen zu bearbeiten. Nicht weniger gelang es ihm nachher den Uebergang zu Beust zu finden, dessen Persönlichkeit ebenfalls wie die Napoleon's III. einen Zauber auf ihn auszuüben schien, der freilich eine allmähliche Annäherung an Hohenwart und Schäffle und endlich inniges Bündniß mit diesen nicht zu verhindern im Stande war. Nach nicht unglaubwürdigen Versicherungen war Warrens bestimmt, Mitglied des Herrenhauses, und wenn er sich dort seine Sporen verdient, Finanzminister zu werden, als der Sturz jenes Cabinets erfolgte. Den Nachfolgern desselben gegenüber verhielt er sich entschieden feindselig.

Ein wahres Landsknechtleben. Und doch glauben wir einige Fäden zu erkennen, welche durch dies scheinbar ganz principienlose Leben gehen. War-

rens' Aufsätze erinnerten stets an die amerikanischen und englischen Lehrjahre. Sie waren sachlich, ernst, knapp im Ausdruck, suchten zu überzeugen, nicht zu unterhalten; bei besonderen Gelegenheiten brachte er es zu bedeutendem oratorischem Schwunge, ohne in Phrasenhaftigkeit zu verfallen. Allein dem aufmerksamen Beobachter konnte ein Unterschied nicht entgehen, je nachdem Warrens „rechts" oder „links" stand. Lag von Haus aus ein conservativer Zug in ihm, oder leitete ihn seine allmählich gewonnene Geringschätzung der schöpferischen und erhaltenden Kraft des deutschöſterreichischen Liberalismus, das müssen wir dahin gestellt sein lassen: wenn er diesen bekämpfte, so geschah es nicht blos auf Bestellung. Er hätte schwerlich gegen die Germanisirung der nichtdeutschen Völkerschaften etwas einzuwenden gehabt, doch sah er ein, daß dieses Werk heutzutage nicht mehr oder doch nicht mit den jetzt beliebten Mitteln und von den Deutschen in Oestreich durchzuführen ist, und deshalb redete er der Verständigung mit den Slaven das Wort, und diente namentlich Berger und Potocki gern. Ferner machte es ihm sichtliches Vergnügen, gegen den Strom zu schwimmen, in das Unisono um ihn her mit schneidender Stimme dreinzufahren. Und endlich blieb ihm doch immer die Erinnerung an seine Jugendjahre treu. Der arme Judenbube, der durch die niedrigste Arbeit hatte sein Leben fristen müssen, war zum kaiserlichen Hofrath, zum Ritter des Leopoldordens geworden, den Baronstitel hätte man ihm sicher nicht verweigert, ein Portefeuille stand in Aussicht, er verkehrte mit den Höchsten im Staate — wie unzähligemal finden wir eben diesen Ehrgeiz als die Triebfeder für rastlose Thätigkeit, Hingebung, Opfer, Selbsterhebung und Selbstentwerthung!

Eine wesentlich andere Erscheinung war Friedländer, der fast zehn Jahre jüngere. Aus dem preußischen Justizdienste zur politischen Journalistik übergegangen, machte er als Redacteur der Breslauer Oderzeitung den Kampf der demokratischen Partei gegen das Ministerium Manteuffel mit und übersiedelte vor etwa anderthalb Jahrzehnten nach Oestreich. Bei der „Presse" besorgte er zu Anfang den volkswirthschaftlichen Theil (es herrschte eben damals der erste Gründungsschwindel), bald fiel ihm die Leitung der inneren Politik zu, und nach wenigen Jahren war er factisch Redacteur des Blattes, welches eine fast unbegrenzte Macht ausübte. 1864 führten dann er und seine Collegen das würdelose Schauspiel auf, welches seitdem so zahlreiche Nachahmung gefunden hat. Sie erklärten, ihr Gewissen erlaube ihnen nicht länger, die unmoralische Wirthschaft des Herrn Zang mitzumachen, gründeten die „Neue Presse" und arbeiteten mit allen Mitteln darauf hin, das ältere Unternehmen zu Grunde zu richten. Friedländer's eminentem Redactionstalente kam zu Hilfe, daß Zang sich durch rücksichtsloseste Ausbeutung seiner Macht zahllose Feinde gemacht hatte und nicht mehr die geistige Frische und

Beweglichkeit besaß, durch die er um und nach 1848 seine Zeitung dermaßen in die Höhe gebracht hatte. Die von Persönlichkeiten und ehrenrührigen Anschuldigungen strotzende Polemik zwischen den beiden Parteien, die gestern noch einen Strang gezogen hatten, mußte jeden Unbetheiligten anwidern, aber die Neue Presse gedieh in einem Grade, daß sie schon nach fünf oder sechs Jahren von einem Bankconsortium mit einer Million bezahlt wurde. Und Friedländer hatte sie ohne Frage zu einem der interessantesten, reichhaltigsten Blätter gemacht. Im Erfassen des Moments, im Erkennen des Tagesgeschmacks, im Aufspüren und Heranziehen von schriftstellerischen Kräften hatte er seines Gleichen nicht. Dazu hatte er sich eine Kenntniß der Verhältnisse des Reiches zu eigen gemacht, wie sie bei Eingeborenen nicht häufig anzutreffen ist. Sein politischer Standpunkt war der des abstracten Liberalismus. In ihm erkannte diejenige Partei ihren Mann, welche (wie erst neulich in d. Bl. treffend bemerkt worden ist) „sich den Glauben an die Heilswahrheiten des Rotteck-Weicker'schen Staatslexikons am unverbrüchlichsten bewahrt hat". Die alten Achtundvierziger, die wunderlichen Schwärmer, welche den östreichischen Centralismus mit dem Verbleiben Oestreichs in Deutschland in Einklang zu bringen wußten, die Doctrinärs, welche fordern, dieses Völkerconglomerat solle sich nach ihrer Schablone regieren lassen, und die reale Verhältnisse so wenig achten wie Haselnüsse — sie tummelten sich von jeher in diesem Blatte. Auch die auswärtigen Verhältnisse wurden durchgehends unter das nämliche Glas gebracht. Nirgends hat die französische Opposition gegen Napoleon III. und die preußische gegen Bismarck wärmeren Zuruf erhalten. Im entscheidenden Momente freilich vergaß die Politik nie Fühlung mit der Börse zu halten, und für Schwenkungen war stets ein radicales Mäntelchen in Bereitschaft, z. B. als man nöthig fand, gegen das siegreiche Deutschland aufzutreten. Friedländer's eigene Artikel zeugten von großer Schärfe des Gedankens, waren im übrigen nüchtern; das glänzendste leistete er auf dem Felde der Polemik, in welcher er rücksichtslos verfuhr, die Schwächen des Gegners mit größter Sicherheit erspähte und auf's glücklichste auszubeuten verstand. Daß auch er dem Reize des Börsenspiels nicht widerstehen konnte — darf uns das wundern?

Und nun das Gemeinsame zwischen den beiden Männern: beide Ausländer, beide Juden von Geburt waren Führer der öffentlichen Meinung in einem Lande geworden, für das sie niemals wie für ihre Heimath empfinden konnten. Die Erscheinung ist bei uns nicht neu, fordert aber immer wieder zur Betrachtung auf. Früher verschrieb sich nur die Staatskanzlei ihre Federn „aus dem Reiche". Gegenwärtig ist die Presse viel mächtiger als das Büreau des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Und da man bei uns nach dem kurzen, unfruchtbaren Traum von 1848 alles politische

Leben selbst bis auf die Gemeindevertretungen unterdrückte, da wir Aelteren noch aus einer Mönchsschule hervorgegangen sind, die Jüngeren aber bei dem rastlosen Experimentiren im Unterrichtswesen seit Thun womöglich noch schlechter vorbereitet in's Leben treten, wird es wohl noch lange so bleiben, daß die Eingewanderten uns die Politik machen.

Unsere Stellung zur neueren Gesetzgebung. Aus der Provinz Preußen. — Der neuen Kreisordnung, die ja Aussicht zu haben scheint, das Herrenhaus zu passiren, ohne Schiffbruch zu leiden, wird hier in manchen Kreisen mit großem Bangen entgegengesehen. Der Ausdruck „Kreis" ist diesmal ganz local, oder vielmehr geographisch zu nehmen, und also auch die Befürchtung, vor dem Gesetz nicht auf conservative Liebhaberei und überhaupt nicht auf politische Bedenken zurückzuführen. Gutsbesitzer, die ihre Virilstimmen auf dem Kreistage für ein angeborenes oder wenigstens mit dem Grund und Boden anerworbenes Recht halten, dessen Schmälerung schmerzlich empfunden wird, mag es überall geben, wo mit den Resten mittelalterlicher Verfassungen noch nicht gänzlich aufgeräumt ist, und sie fehlen sicher auch unserer Provinz nicht, in der der ritterschaftliche Besitz so stattlich vertreten ist, aber sie sind über das ganze Land hin zerstreut und machen sich nur als Parteileute innerhalb der allgemeinen conservativen Parteibestrebungen geltend. Hier handelt es sich wieder, wie auch in so vielen anderen Fällen bei uns, um rein wirthschaftliche Rücksichten.

Um es mit einem Wort zu sagen: wir haben Kreise, die so arm sind, daß sie fürchten, die Lasten der Selbstverwaltung, wie sie die neue Kreisordnung voraussetzt, gar nicht aufbringen zu können. Da soll eine nicht unbeträchtliche Zahl von Ehrenämtern besetzt werden, und es sind nicht nur Ehrentitel, die zu erwerben sind, sondern reelle Arbeiten, die gefordert werden, und der moderne Verwaltungsmechanismus ist so complicirt, daß schon immer viel Aufmerksamkeit und Fleiß dazu gehört, sich mit allen einschlägigen Bestimmungen vertraut zu machen. Es ist nicht mehr wie vor einigen hundert Jahren, wo zu würdiger Verwaltung einer Amtshauptmannschaft kaum einige Schreibefertigkeit erforderlich war. Es hatte seinen guten inneren Grund, daß die Justiz und Administration von den Privaten auf Staats- und Gemeindebeamte mit auskömmlichem Gehalt überging, als gelehrte Studien und practische Vorbildung zur Bewältigung der mehr und mehr umfänglichen und schwierigen Geschäfte erforderlich wurden. Man zahlte gern in so bedrängten Zeiten, wie sie überall in Deutschland dem dreißigjährigen Kriege folgten, etwas mehr Steuern, um nur seine volle Arbeitskraft seiner Wirthschaft und dem täglichen Erwerbe zuwenden zu können, und kam so den absolutistischen Neigungen der Fürsten, die in einem Beamtenstaate ihre

beste Stütze sahen, freiwillig entgegen. Es wird auch gar nicht verkannt werden können, daß der wirthschaftliche Aufschwung, der sich demnächst gerade unter den stärksten und auf ihre Autorität eifersüchtigsten Regierungen zu äußern anfing, zum guten Theil auf Rechnung der besseren und sachkundigeren Verwaltung streng beaufsichtigter Beamten zu stellen ist, die ihren Lebensberuf damit ausfüllten, Gesetze und Verordnungen sich anzueignen und in größeren Bezirken zum gemeinen Besten alle die Arbeiten zu verrichten, die früher den selbstgewählten Vertretern engerer bürgerlicher und gewerblicher Kreise oblagen und oft sehr mangelhaft verrichtet wurden. Freilich konnte die unvermeidliche Folge nicht ausbleiben, daß man sich mehr und mehr daran gewöhnte, über sich verfügen zu lassen, Beglückungen und Beschädigungen geduldig hinzunehmen und sich nicht als ein mitthätiges Glied des staatlichen Organismus zu betrachten, daß man das Interesse am Gemeindeleben verlor und sich zuletzt am zufriedensten fühlte, wenn man möglichst wenig mit Reisen, Sessionen und Schreibereien behelligt wurde. Zum Glück blieb doch noch immer in der deutschen Natur selbst in der Zeit der größten Verschlafenheit so viel gesunder Saft und in den besseren Regierungen selbst so viel verständiges Einsehen ihres wahren und dauernden Vortheils, daß die Verwaltung es bei uns nie zu einer vollkommenen Centralisation bringen konnte, oder das Streben nach Selbstbestimmung im Bürger ganz erlosch. Es bedurfte nur eines kräftigen Anstoßes, um die gebundenen Kräfte wieder frei und arbeitsfähig zu machen. Die Städteordnung ist in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit aus einem Gesetz ein Lebenselement geworden, und unseren Kreisvertretungen, so mangelhaft sie immerhin einen großen Theil der Kreiseingesessenen repräsentiren mochten, hat man wenigstens Trägheit und Lässigkeit in Erfüllung ihrer Pflichten nicht leicht vorwerfen können. Dabei ist denn allerdings nicht zu übersehen, daß sich in den Städten immer einige wohlhabende, weniger mit sich selbst beschäftigte und gemeinnützige Bürger finden ließen, die es sich zur Ehre schätzten, unentgeltlich in den Magistratscollegien zu fungiren, und daß man von den Kreisständen nicht eine dauernde administrative Thätigkeit forderte, wenigstens nicht über die untersten Instanzen hinaus.

Unsere ganze neuere Gesetzgebung drängt aber immer mehr darauf hin, den Staat, dem sein Beamtenheer zu kostbar wird, zu entlasten und entweder die Gemeinden heranzuziehen oder den Einzelnen ohne ausreichende Entschädigung in seinen Dienst zu nehmen. Seit wir Schwurgerichte haben, muß jährlich eine nicht unerhebliche Zahl von vermögenden Bürgern Wochen lang entfernt von ihrem Heimathsorte auf eigene Kosten zehren, um richterliche Pflichten zu erfüllen; die bereits vor Jahr und Tag den Gerichten zur Begutachtung übersendete neue Vormundschaftsordnung stellt an die Vormünder

bedeutend größere Anforderungen als bisher, und schon verlautet's, daß der noch im Schooß des Ministeriums ruhende Entwurf einer Criminalordnung dem gelehrten Richter, ähnlich wie in der mittelalterlichen Gerichtsverfassung, Schöffen an die Seite zu setzen beabsichtigt, die aus der gesammten Bürgerschaft zu entnehmen sind und für ihre Mühewaltungen natürlich keine Entschädigung erhalten. Nun nimmt auch die neue Kreisordnung den Landräthen und Regierungen einen großen Theil ihrer Geschäfte ab, um sie Kreisbeamten und Kreisausschüssen zu übertragen, und wieder handelt es sich um eine Mitthätigkeit, die im Wesentlichen honoris causa geleistet werden soll. Es kann keine Frage sein, daß diese Appellation an den Gemeinsinn, diese unmittelbare Betheiligung der Bürgerschaft bei den öffentlichen Arbeiten, diese Entwöhnung der Staatsangehörigen von der beamtlichen Vormundschaft, diese Zuführung immer frischer Kräfte zu der Verwaltungsmaschine echt germanisch ist und zur Stärkung des neuen Reiches viel beitragen muß, und es wird auch nicht bezweifelt werden können, daß im Allgemeinen die gegenwärtige wirthschaftliche Lage des deutschen Volkes Institutionen möglich macht, die zu ihrer Einführung und Erhaltung eine größere Zahl wohlhabender und der gemeinen Sorge des Lebens entrückter Staatsangehörigen in allen gesellschaftlichen und localen Kreisen erfordern; aber um so trauriger ist es, daß einzelne Provinzen des Staates gegen den allgemeinen Wohlstand so sehr zurückgeblieben sind, daß ihnen — die vielleicht principiell am liebsten zustimmen — das schwere Bedenken aufstoßen muß, ob sich in allen ihren Verwaltungsbezirken genügend zahlreich Männer finden werden, die ohne Vernachlässigung ihrer allernächsten Pflichten und ohne den Ruin ihrer Wirthschaft Ehrenämter übernehmen können, wie sie die Kreisordnung bestellt. In der Provinz Preußen, das kann ich versichern, ist an vielen Orten diese Sorge sehr groß, und sie geht, gestützt auf leider sehr zuverlässige Erfahrungen, so weit, daß Petitionen angeregt sind, um wenigstens eine Suspension des neuen Gesetzes für gewisse landräthliche Kreise zu erwirken.

Ich habe diese Auseinandersetzung für nöthig erachtet, um für den Fall, daß dergleichen Bitten wirklich an den Landtag gelangen sollten, die Provinz Preußen auswärts, so viel an mir, vor dem Verdacht zu bewahren, als seien dieselben durch reactionäre Tendenzen hervorgerufen und als sei der Wunsch möglichst ausgedehnter Selbstverwaltung bei uns weniger lebhaft als irgendwo sonst im Staate. Es ist eben nicht unsere Schuld, daß unser Klima rauh, unser Boden strichweise wenig ertragsfähig, unser Betriebscapital gering, unser Handel und unsere Industrie durch Zollverhältnisse und russische Grenzsperre gelähmt sind. Selbst der größere Gutsbesitzer ist bei uns meisthin ein Arbeiter mit seinen Arbeitern und empfindet es schwer, wenn er sich nicht unausgesetzt mit seiner Wirthschaft beschäftigen kann. Wer etwas

erworben hat, zieht gern nach der Stadt, um seinen Kindern eine bessere Erziehung zu geben und nach viel Noth und Mühe etwas gemächlicher zu leben; wer es in den Städten zu einigem Reichthum bringt, sucht sich schleunigst in gesegneteren Gegenden Deutschlands einen erfreulicheren Wohnsitz. So ist die Nothdurft des Lebens fast überall in der Provinz so groß, daß nichts weniger Luxusartikel ist, als die Zeit. Hinc illae lacrimae!

N — s.

Ultramontanes aus Württemberg. — In Oberschwaben geschehen Zeichen und Wunder! Einige Gegenden — zufällig dient zum Schauplatz derselbe Wahlkreis, der kürzlich den Grafen Bissingen in den Reichstag gewählt hat, um die Fraction Windhorst zu verstärken — sind in lebhafte Aufregung versetzt. Jedermann begreift dieselbe, wenn er erfährt, daß an den Fensterscheiben einiger Dorfschaften mit einem Mal räthselhafte Streifen, hieroglyphische Kreuze und Linien sichtbar wurden. Wallfahrten haben zu diesen dämonischen Zeichen begonnen, die Behörden versäumten nicht Augenschein zu nehmen. Zwar will die vulgäre Aufklärung wissen, das Wunder rühre einfach daher, daß die Glasplatten in der Fabrik auf eiserne Röste gelegt werden, dies verursache jene geheimnißvollen Kreuzlinien. Aber der unverdorbene Sinn des Volkes weiß es besser. Es sind vom Himmel gesandte Vorboten erschrecklicher Zeiten. Auch vor dem dreißigjährigen Kriege hat man ähnliche Erscheinungen wahrgenommen, welche „böse Zeiten" verkündigten. Dazu kommt allerlei verdächtiger Spuk: dunkle Gesellen schleichen sich zur Nachtzeit um die Häuser, und die Einen wittern in ihnen verkappte Freimaurer, die Anderen hinwieder verschmitzte Jesuiten. Harmlose Wanderer, die des Weges kommen, müssen gewärtig sein, als schwarzer Frevelthaten verdächtig, vor die Ortsbehörden geschleppt zu werden.

Eine solche Ueberreizung der Gemüther hat leider nichts Verwunderliches. Schon vor Jahresfrist hat man in Oberschwaben bedenkliche Himmelserscheinungen, apocalyptische Reiter mit großen weißen Bärten, mit Adlern zur Seite, wahrgenommen, deren Deutung auf das neue Reich mit Händen zu greifen war. Seit dem Jahre 1866 sind die stärksten Einflüsse auf die katholische Bauerschaft jener Landschaft thätig, die sich vom Gebiet der vormals freien Reichsstadt Ulm bis an den Bodensee erstreckt. Unablässig werden ihr die entsetzlichsten Dinge vorgesagt: der heilige Vater in Banden, das ketzerische Preußen auf dem Sprung das ganze deutsche Volk unter den lutherischen Glauben zu zwingen, ein tückisches Netz der Freimaurerei überall ausgebreitet, ein göttliches Strafgericht bevorstehend, das den heiligen Vater wieder in sein Besitzthum zurückführt — das alles mußte auch bei dem soliden Bauernstand in Oberschwaben zuletzt auf die Phantasie wirken. Aehn-

liches mag man jetzt auch an anderen Orten erleben; vielleicht aber fällt es auf, daß auch in Württemberg, dessen Volksunterricht sonst so viele Lobsprüche einzuernten pflegt, der Aberglaube noch ein so ergiebiges Feld findet. Leider hat man hier nur zwischen zwei Dingen die Wahl: entweder die Clerisei ist im Begriff, eine neue Barbarei heraufzuführen, oder — auch der vielgerühmte Volksunterricht in Württemberg zeigt noch seine bedenklichen Lücken.

Eben jene Reichstagswahl, die jüngst in dem Wahlkreis Biberach-Waldsee stattfand, hat die unbedingte Macht der katholischen Geistlichkeit wieder deutlich an das Licht gestellt. Kaum acht Tage vor der Wahl war der taugliche Candidat in der Person des Grafen Cajetan von Bissingen-Nippenburg, vormals k. k. Statthalter in Tirol und später in Venetien, gefunden; der Candidat war gänzlich unbekannt im Bezirk, er hielt es gar nicht für der Mühe werth persönlich zu erscheinen, Wahlversammlungen wurden keine gehalten, Alles wurde in der Stille durch die Geistlichkeit abgemacht, kaum bedurfte es noch der groben Nachhilfe eines Wahlaufrufs und der clericalen Presse, und dennoch schlug dieser Candidat mit bedeutendem Mehr seinen Gegner aus dem Felde, einen im Bezirk begüterten angesehenen Edelmann, der sich die Mühe einer persönlichen Wahlagitation nicht hatte verdrießen lassen und überall, wie es schien, einen guten Eindruck machte. Was er heute in die Gemüther schrieb, wurde morgen durch die geistlichen Herren wieder ausgelöscht. So blieb der Graf Bissingen Sieger, der, seit er die k. k. Statthaltereiwürde niedergelegt, auf seinen Gütern in Schwaben gelebt hatte, auch von der württembergischen Ritterschaft in die Abgeordnetenkammer gewählt worden war; als er aber nach dem Jahre 1866 sich durch eine leidenschaftlich östreichische Gesinnung auszeichnete und gegen Zoll- und Allianzverträge auftrat, hatte es im Jahre 1868 die Ritterschaft für Sache des Anstands gehalten, ihm das Mandat zu entziehen: seine Standesgenossen ließen ihn fallen, das allgemeine Stimmrecht schickt ihn in die Reichsvertretung.

Der Gegencandidat war Protestant und der Bezirk ist zu $^{11}/_{12}$ katholisch — das sagt Alles. In Württemberg steht es jetzt so, daß in einem Wahlkreis von überwiegend katholischer Bevölkerung bei allen Wahlen unbedingt ein Ultramontaner gewählt wird. Es ist Methode in dem Vorgehen Probst's und seiner Genossen. Wir sehen, wie in den beiden süddeutschen Nachbarländern der Liberalismus aus dem katholischen wie aus dem protestantischen Lager sich recrutirt, in Baiern z. B. gehören die Hauptkämpfer für politischen und kirchlichen Freisinn selbst dem katholischen Bekenntniß an: allein in Württemberg will diese Species schlechterdings nicht gedeihen. Was in einem vorwiegend katholischen Lande möglich ist, erscheint in dem zu zwei Drittheilen protestantischen Württemberg ein Ding der Unmöglichkeit. Nur sehr sporadisch hat sich die deutsche Partei unter der katholischen Bevölkerung

des Landes verbreiten können. Eben weil die Katholiken hier in der Minderheit sich befinden, halten sie als geschlossene Macht zusammen; es fehlt nicht an Differenzen in ihrem Schooß, aber nach außen sind sie nichts als Katholiken. Die Disciplin weiß alle inneren Meinungsverschiedenheiten zum Schweigen zu bringen: es ist derselbe Grund, aus welchem die altkatholische Bewegung nicht den mindesten Anklang in Württemberg gefunden hat.

Nicht zufriedengestellt, sondern verwöhnt sind die Katholiken durch die Begünstigungen, mit denen sie lange überhäuft wurden. Denn als gedrückte Minorität in Württemberg sich zu fühlen haben sie wahrlich keinen Grund. Es ist unter dem Ministerium Golther sorgsam beobachtete Praxis gewesen — und die Neigungen des Hofes stimmen damit zusammen — nur ja den Katholiken nicht den geringsten Anlaß zu Beschwerden zu geben. Jeder drohende Conflict wurde durch freundliche Nachgiebigkeit des Staates im Entstehen beseitigt, und wenn in jener Zeit eine häusliche Fehde zwischen einer gemäßigten und einer fanatischen Richtung die Diözese Rottenburg in Bewegung setzte, so verstand es der Minister trefflich mit beiden zusammen, mit Rottenburg und Rom, sich auf einem freundschaftlichen Fuße zu halten. Die Folge war selbstverständlich, daß die gemäßigten Elemente an Rom preisgegeben wurden, wobei man sich dann beeilte, auch jene durch einen Händedruck zu beglücken. Die damals gepflegte Intimität zwischen dem Staat und der katholischen Kirche wirkt heute noch nach, aber man kann sich denken, wie dieselbe insbesondere in den Jahren des Preußenhasses ausgenutzt wurde. Damals gesellte sich als der Dritte im Bunde die Demokratie hinzu, wie denn in der volksparteilichen Kammer von 1868 das in dem überwiegend protestantischen Lande Unerhörte geschah, daß die Commission für Kirchen- und Schulangelegenheiten in der Mehrheit mit Katholiken besetzt und zu ihrem Vorstand der päpstliche Hausprälat Domcapitular Dannecker ernannt wurde. Es war das ein starkes Stück, das freilich in jenen trüben Jahren kaum empfunden wurde. Die Helden der demokratischen Phrase hatten nicht die blasse Ahnung davon, wie sie von den Schwarzen benutzt wurden. Selbst wenn sie eine Ahnung davon gehabt hätten, wären sie dadurch nicht genirt worden. Denn als Losung war damals ausgegeben worden: „Gegen Preußen mit den Schwarzen und mit dem Schwarzen." An den Urheber dieser Parole aber mögen freilich heute auch seine Freunde am Nesenbach nicht gerne mehr erinnert werden. Er hat inzwischen seine Unterkunft an der blauen Donau gefunden, wie vor ihm andere von gleichem Schlag, die zeitweilig als gefeierte Gäste der Volkspartei in Stuttgart sich aufhielten und bei schwäbischen Volksversammlungen als seltene Exemplare von Norddeutschen vorgeführt und angestaunt wurden, welche die Schmach freiwilliger Knechtschaft heroisch von sich abgeschüttelt hatten.

Neuerdings scheint sich bei der Volkspartei doch ein Gefühl davon zu regen, daß die Reinheit ihrer demokratischen Ideale durch die Freundschaft mit den Ultramontanen einigermaßen compromittirt werden könnte. Es klang ihr nicht angenehm, als ihr kürzlich ein Abgeordneter in der Kammer, wenn nicht fein, doch treffend zurief: sie bilde nur den Schwanz der Ultramontanen. Insofern war das Gleichniß auch nicht völlig deckend, als die Volkspartei hierzulande im Grunde mehr in der Eigenschaft einer Avantgarde, einer lärmschlagenden Plänklerschaar verwendet wurde, welcher die clericale

Oberleitung manche Tollheit gerne nachsah, wenn sie nur in der Hauptsache sich brauchbar erwies und unter der protestantischen Bevölkerung dieselben Schlagwörter verbreitete und dieselbe Agitation unterhielt, die in der katholischen durch die Geistlichkeit selbst mit geringerem Aufwand von Lärm besorgt wurde. Neuerdings nun scheint, wie gesagt, der Volkspartei diese Rolle nicht mehr ganz zu behagen. Während sie noch vor einem halben Jahre unbefangen erklärte: wir sehen keine Ultramontanen! hat sie jetzt mehrfach Gelegenheit genommen, die Verläumdung, als stehe sie im Bund mit den Ultramontanen, lebhaft zurückzuweisen, sie giebt ihnen sogar dann und wann unschöne Worte und hat bei jener Reichstagswahl einen eigenen Candidaten aufgestellt, der zwischen dem der Clericalen und dem der Nationalen sein Glück versuchen sollte. Zu verwundern ist es freilich nicht, daß der Erkorene, ein ehrsamer Gerbermeister, mit spärlichen Lorbeeren von der Wahlstatt zurückkehrte. Denn was der verunglückte Kleon in seinem Wahlprogramm entwickelte, war ungefähr dasselbe, was auch der Pfarrherr seinen Beichtkindern vorreden mochte, nur daß das letztere ohne Zweifel noch um vieles deutlicher war. Wenn der Gerber sich mißfällig über die Reichsverfassung, über die Militärlasten, über den „verwaschenen Liberalismus" aussprach und es für eine dringende Aufgabe des Volkes erklärte, „von einer siegesgewissen und ruhmsüchtigen Reichsregierung oft muthwillig heraufbeschworene Kriege zu verhüten", so begnügte sich der Pfarrherr vermuthlich nicht mit dieser Kritik, die er jedenfalls noch populärer auszudrücken verstand, sondern er wußte sicher zugleich die willkommene Aussicht auf den baldigen Sturz des gottverhaßten Regiments zu eröffnen. Kurz, so lange die Volkspartei auf keine neue Erfindung verfällt, sondern im neuen Reich lediglich wiederholt, was sie schon zu den Zeiten des Zollparlaments hinreichend breitgeschlagen hat, ist ihre Concurrenz dem Ultramontanismus ungefährlich. Auch so wird die Geistlichkeit mit ihr zufrieden sein. Uebrigens ist ihre numerische Stärke allem Anzeichen nach dermaßen reducirt, daß, selbst wenn ihre Opposition ernster gemeint wäre, durch ihren Abfall die Ultramontanen gleichwohl keine erhebliche Einbuße erleiden würden.

Von den häuslichen Zwistigkeiten innerhalb der clericalen Partei sind gerade aus Anlaß jener Reichstagswahl wieder mehrfache Spuren zu Tage getreten. Noch jetzt spinnt sich in dem Organ der Partei eine lebhafte Polemik fort, ob es erlaubt sei, in dem Kampf wider die liberalen Gegner sich derselben ungenirten Redeweise zu bedienen, welche in der niederen Presse Altbaierns sich eingebürgert hat. Eine gemäßigte Richtung wagte es, Collegen, welche in diesem Stück ungewöhnliches geleistet hatten, zu desavouiren und sich die Einführung des Volksbotenstils nach Württemberg zu verbitten; wogegen die anderen keck auf das Exempel von Görres sich beriefen und versicherten, daß man „mit lauwarmem, ungesalzenem Spülwasser in aufgeregten Zeiten keinen Hund aus dem Ofen hervorlocke". Die Differenz betrifft aber nicht allein den Anstand der publicistischen Leistungen, sie geht auf den sachlichen Gegensatz einer gemäßigten und einer extremen Richtung zurück; jene hat die alten Traditionen noch nicht vergessen und ist noch von den Einflüssen der Tübinger Facultät angesteckt, die dem heiligen Vater ein so böser Dorn im Auge ist, der anderen übereifrigen gehört die ganze jüngere Generation an; jene will das friedfertige Verhältniß zum Staat und zu den an-

deren Confessionen aufrecht halten, die andere thut es an streitbarem Sinn den Fanatikern in den übrigen Ländern gleich; sie ist international, während jene einen gewissen altwürttembergischen und ebendamit deutschen Zug nicht verläugnet. Man weiß, wie der Zwiespalt dieser Richtungen zuerst in der Seminar- und Denunciationsangelegenheit offenkundig geworden ist, und seitdem hat er unter der Decke weitergespielt. Doch so, daß das Ueberwicht zuletzt immer auf die Seite der Extremen fällt. Denn da nach außen die gesammte katholische Macht fest zusammenhält, so gewinnt es innerhalb derselben stets diejenige Partei, die am lautesten und rücksichtslosesten auftritt. Diese zieht trotz alles Sträubens die anderen nach sich. So kommt es, daß die gesammte Macht des Katholicismus in unserem Lande dem Ultramontanismus zur Verfügung steht.

Als vor zwei Jahren Bischof Hefele die päpstliche Bestätigung erhielt mag man in Rom von dem Gedanken geleitet worden sein, daß die Bestätigung dieser Wahl der katholischen Kirche in Württemberg die bisher gewährte Protection des Staates auch in Zukunft sichern, daß aber die freisinnigen Anwandlungen des gelehrten Kirchenhistorikers durch die Wucht des Concils und durch die ultramontane Propaganda der eigenen Diözese leicht unschädlich gemacht würden. War dies die Berechnung der Curie, so hat sie sich bekanntlich nicht getäuscht. Durch jene extreme Partei ist der Bischof, wie er selbst damals der Regierung offen bekannte, zur Entscheidung gegenüber dem Dogma der Unfehlbarkeit gedrängt worden: auch in diesem Stück hat der Ultramontanismus seinen Willen der Diözese und dem Bischof selbst auferlegt. Daß auch Hefele zuletzt sich unterwerfen mußte, um des Friedens der Kirche willen, wie er in seinem verschämten Hirtenbriefe sich ausdrückte, d. h. um ernsteren Agitationen und Conflicten in seinem Sprengel vorzubeugen, gehört zu den evidentesten Machtbeweisen der extremen Partei. Der kirchliche Friede wurde erhalten, aber um den Preis, daß man dieser Partei den Willen that.

Ob die württembergische Regierung im Stande gewesen wäre, den Bischof zum Ausharren in der Opposition gegen das vaticanische Dogma zu ermuthigen, ist eine müßige Frage. Die Regierung hat sich wohl gehütet, dem Bischof zu verstehen zu geben, daß er irgendwie auf sie zählen könne. Aber auch von Hefele hat man nicht gehört, daß er einen Rückhalt am Staat erwartet, gewünscht oder eventuell benützt hätte: zuletzt that er, was die anderen Bischöfe auch gethan hatten. Ein verhängnißvolles Zusammentreffen aber war es auf alle Fälle, daß gerade der Bischof, dem das Opfer seiner Ueberzeugung am allerschwersten geworden ist, es mit derjenigen Regierung zu thun hatte, deren kirchenpolitische Weisheit sich in dem Satze zusammenfaßt: Gehe jedem drohenden Conflicte fürsichtig aus dem Wege.

Die Clericalen haben neuerdings die Gewohnheit, die Zustände in Württemberg, diesen interconfessionellen Frieden, der so wohlthuend absticht gegen die Stürme ringsum, dieses exemplarische Zusammengehen von Staat und Kirche über die Maßen zu loben. Sie haben Recht. Gewöhnlich dann werden diese Lobpsalmen angestellt, wenn die Ultramontanen Württembergs wieder einen Sieg in Landtag oder Reichstag errungen haben.

Stöber wider die Elsässer Liga. Aus den Vogesen. — Wie der erste Blitz in die Schwüle ist hier Adolf Stöber's männliche Erklärung in seinen „einfachen Fragen eines elsässischen Volksfreundes" in unsere noch vielfach niedergrückten Gemüther gefahren. Von besonderer Bedeutung aber war, daß solch ein offenes Wort aus dem Oberelsaß kam, aus der Stadt, welche noch am meisten unter dem Drucke der Franzosenfreunde leidet. Auch ist dadurch der heimliche Kampf der „Elsässer Liga" gegen den Frieden des Landes endlich einmal an's helle Licht gezogen und die heilsame Folge wird sein, daß sich die öffentliche Aufmerksamkeit im und außer'm Reichslande mehr mit diesem ernstem Gegenstande beschäftigt.

Die „Elsässer Liga" läßt die Bewohner, besonders des Oberelsaß, nicht zur Ruhe kommen, sie agitirt und wühlt unermüdlich, jedes Mittel ist ihr recht. Ihre Existenz ist ein öffentliches Geheimniß, ihr Sitz ist Mühlhausen, ihre Mitglieder sind zum Theil bekannt, als einen Hauptagenten bezeichnet man z. B. einen professeur von der Ecole industrielle in Mühlhausen. Bis jetzt ist es der Polizei nur gelungen, ein oder das andere untergeordnete Mitglied abzufangen, das sich die Verbreitung der in der Schweiz gedruckten Flugblätter angelegen sein ließ; die Leiter blieben im Dunkel. Namentlich in der leidigen Optionsfrage, die alle Gemüther auf's tiefste erregt, hat die Liga ein Mittel gefunden, um durch Verdrehungen und Lügen die Einwohner aufzuhetzen und in's Unglück zu stürzen. So z. B. bestimmt der Friedensvertrag von Frankfurt ganz unzweideutig — zugleich in genauester Uebereinstimmung mit dem französischen Rechte —, daß diejenigen, welche für Frankreich optiren, ihren festen, bleibenden Wohnsitz auch nach Frankreich verlegen müssen. Die Liga aber redet den Leuten ein — und leichtgläubig genug sind sie leider —, man brauche nur dem Kreisdirector zu erklären, man wolle Franzose bleiben, höchstens müsse man vor dem 1. October eine Zeit lang in einem französischen Orte wohnen, nach jenem Tage könne man wieder als französischer Bürger in der alten Heimat wie zuvor leben. Die deutschen Behörden thun ihr Möglichstes, um die Einwohner aufzuklären, aber alle officiellen und officiösen Bekanntmachungen verfliegen wie im Winde. Man merkt auch in dieser, wie bei so vielen anderen Gelegenheiten, wie corrumpirend das napoleonische Regiment gewirkt hat: den Worten der Regierung glaubt niemand mehr. Die im Kriege Beschädigten haben sich gewundert, daß ihnen die versprochenen Entschädigungen auf Heller und Pfennig ausbezahlt worden sind. Allgemein verbreitet ist der Glaube, daß im Friedensvertrage geheime Artikel seien, welche die Normen der Option modificirten; man geht so weit zu behaupten, daß in einem solchen Artikel Deutschland versprochen habe, nach ein paar Jahren Elsaß-Lothringen wieder an Frankreich abzutreten. All solcher Unsinn ist, wenn auch nicht von der Liga erfunden, so doch Wasser auf ihre Mühle. Ihr besonderes Geschäft aber ist die Einschüchterung der Männer, welche die Verhältnisse unbefangen beurtheilen und nicht um jeden Preis Feinde der neuen Ordnung sind. Macht sich ein solcher z. B. dadurch verdächtig, daß er mit den eingewanderten Deutschen freundlich außer dem Hause verkehrt, so wird in der Nacht an der Hausthür die Nummer angeklebt, unter welcher sich sein Name im schwarzen Buche befindet. Hilft das nicht, so folgen anonyme Drohbriefe, voll der gemeinsten Ausdrücke, oder es werden Gassen-

jungen angestellt um zu beschimpfen oder auch mit Steinen und Koth zu werfen.

So ist es denn auch dem protestantischen Pfarrer Adolf Stöber ergangen. Sein kräftiges Sonett, „Elsaß ein Venetien", hat die Liga zu einem Flugblatt (Nr. 19) veranlaßt, welches einen an Stöber gerichteten Brief in französischer und deutscher Sprache enthält. Man sieht auf den ersten Blick, daß der Verfasser ein Franzose und der Brief in's Deutsche übersetzt ist. Ist aber der französische Text bei aller Entschiedenheit der Sprache in einem ruhigen und anständigen Tone gehalten, so hat der Uebersetzer sich bemüht, so grob als möglich zu werden. So heißt désavouer brandmarken, offenser verhöhnen, tourmente Unthat, une mauvaise action eine Schandthat; aus si vous n'aviez pas pris la parole au nom de notre pays wird „wenn Sie sich nicht erfrecht hätten — das Wort zu führen." Etwas anderes läßt sich über das Machwerk nicht sagen; es bewegt sich in den gewöhnlichen Redensarten von Beleidigung der Gefühle, Verrath am Vaterlande, Verletzung der Pflichten des Geistlichen, Abfall vom Protestantismus u. s. w. Dazwischen selbstverständlich die unentbehrlichen hochtrabenden Wendungen, in welchen die Franzosen ohne Widerspruch aller Welt Meister sind.

Dieses saubere Pamphlet, das nur wegen des Terrorismus der Liga einige Wichtigkeit hat, sonst aber nur Verachtung verdient, hat den so schmählich Angegriffenen und der Verfolgung Ausgesetzten zu einer Antwort bewegt, die im Elsaß bedeutendes Aufsehen erregt. Bis heut sind schon zwei Auflagen in mehr als 6000 Exemplaren vergriffen. Es war ein Wort zu seiner Zeit, das Stöber gesprochen hat, einfach, klar und würdig, wie es einem Manne geziemt, der kühn und fest seine Ueberzeugung ausspricht. Welche Energie dazu gehört, das können die fernstehenden kaum genügend würdigen, und ist Adolf Stöber schon lange ein im Mutterlande hoch geschätzter Dichter gewesen, so wird in ihm jetzt auch der charakterfeste und überzeugungstreue Patriot anerkannt werden. Es ist eine jedem Deutschen schon nach kurzer Anwesenheit allhier auffällige Thatsache, wie selten man bei uns den Muth der Meinung findet. Es giebt hier verständige Männer genug, die in einem Gespräche unter vier Augen unbefangen die Verhältnisse beurtheilen und auch Worte der Anerkennung für die vielen Vorzüge der neuen Verwaltung haben. Aber sobald sie mit mehreren ihres Gleichen beisammen sind, geht das Räsonniren und Schimpfen wieder seinen alten Gang. Im engeren Privatverkehr sind die Einwohner dem „Prussien" gegenüber höflich, nicht selten zuvorkommend, aber — es darf das niemand sehen. Um so wohlthuender ist es, wenn nun ein allgemein geachteter und weit bekannter Mann wie Stöber den schon lange tief empfundenen Zwang von sich wirft und mannhaft für seine Ueberzeugung einsteht. Es ist nicht bloße Neugier, die jene Tausende von seiner Schrift gekauft hat: gar mancher erfreut sich an den kernigen Worten und stärkt sich für die auch für ihn schlagende Stunde der Entscheidung.

Nur eine Stelle lassen Sie mich aus den „einfachen Fragen" Stöbers anführen, die uns den Mann zeigt. „Da ist nun ein Elsässer von altem Schrot und Korn, wie es deren noch manchen gibt, dessen Herz von seiner Jugend an getheilt war zwischen Frankreich und Deutschland, indem er jenem als Bürger, diesem als deutschgeartetes Volkskind anhing. Als französischer

Staatsbürger nahm er von Herzen an Frankreichs Einheitsbestrebungen Theil, freute sich seiner Fortschritte und bedauerte seine Rückfälle. Als Kind des Elsasses bewahrte er sich den deutschen Volkscharakter, den er von seinen Vätern überkam. Deutsch ist seine Muttersprache, in ihr ward er erzogen, in ihr hat er den größeren Theil seiner Studien gemacht, in ihr geschahen fast alle seine Reden während einer langjährigen Amtsführung. So hat er denn von Jugend auf in einer wesentlich deutschen geistigen Atmosphäre gelebt und gewebt. Was war da natürlicher als eine Art kindlicher Zuneigung zu diesem Deutschland, das er als geistig-sittliche Nährmutter ansah, während er mit gleicher Zuneigung Frankreich als politisches Vaterland liebte? Lag etwas Befremdendes in dieser Theilung des Herzens, so war er nicht selbst daran schuld; diese Theilung ergab sich ihm unwillkürlich aus den ersten Anfängen und dem weiteren Fortgang seines Lebens, wie dies bei manchen seiner elsässischen Altersgenossen ebenso der Fall war. Kann es ihm nun verargt werden, wenn er, nachdem das politische Band mit Frankreich gelöst war, dieses Deutschland nicht von sich stieß als ein fremdes und unbekanntes, wenn er vielmehr in ihm das Vaterland seiner Vorfahren erkannte, wie auch seine eigene geistige Nährmutter und die des größten Theiles unseres elsässer Volkes? Und eben deshalb, weil er die politischen Angelegenheiten weniger hochstellt als die sittlichen, hatte er sich aus Frankreich nicht einen Abgott gemacht und konnte sich um so eher an Deutschland anschließen, welches ihm übrigens auch mehr als jenes arme, von Aberglauben und Unglauben zerwühlte Land dazu angethan scheint, mit Gottes Hilfe zu einer wohlgeregelten dauerhaften Freiheit zu gelangen."

Das Regierungssystem; Trunkenheit. Aus Paris. — Die Ferien der Nationalversammlung hatten das Ansehen Thiers' in nicht geringem Maße gestärkt. Ihr Wiederzusammentritt ward gar oft von den französischen Bourgeois bedauert. Sie klagten darüber, daß die Zeit der Ruhe sobald zu Ende ginge, um wieder der politischen Aufregung Raum zu machen. Die Deputirten haben in den Departements gelernt, daß der status quo der Mehrzahl des Volks für den Augenblick am besten zusagt. Es ließe sich fast annehmen, daß eine Regierungsform, wie die jetzige provisorische, die es ermöglichte, daß einer der hervorragendsten Staatsmänner Frankreichs das jedesmalige Staatsoberhaupt unter der Controle einer souveränen Nationalversammlung darstellt, dem Charakter des französischen Volkes am besten entsprechen würde. Proudhon sagte Aehnliches 1848, als es sich darum handelte, die provisorische Regierung durch eine definitive zu ersetzen. Es ist leicht, die Gründe für diese Ansicht zu constatiren. Wer die Franzosen kennt, weiß, bis zu welch krankhaftem Grade die Sucht nach socialer Gleichheit und die Eifersucht auf irgend welche Ueberlegenheit sich unter ihnen ausgebildet haben. Gar oft ist es mir begegnet, wenn ich mich unter französischen Arbeitern über ihre Ansichten und Bestrebungen unterrichten wollte und mit aller Höflichkeit und Gelassenheit mit den Leuten sprach, daß sie der Unterhaltung plötzlich ein Ende machten, indem sie ausriefen: Eh bien, vous croyez savoir mieux parceque vous portez un paletôt et que nous autres portons des blouses! So ungefähr geht es durch alle Klassen der französischen Gesellschaft. Die einzige Ueberlegenheit, der der Franzose einigermaßen sich zu

unterwerfen bereit ist, wäre die selbst errungene, allgemein anerkannte. Sein Herr muß ihm als Held gelten. Diese Anschauungsweise macht ihn einem erblichen, väterlichen Despotismus, wie der constitutionellen Monarchie gleich abgeneigt. Napoleon III. wußte dies sehr wohl und suchte durch wiederholte Plebiscite, die ihn immer auf's Neue als den erwählten Chef der Nation bestätigten, die Schwierigkeit zu beseitigen. Eine Regierungsform wie die besprochene würde auch am sichersten Frankreich im Pfade des Friedens und von dem Abwege abenteuerlicher Politik fern halten. Jeder der drei Kron-Prätendenten würde, wenn er an's Ruder gelangte, zur Politik der Revanche und der militärischen Superiorität verpflichtet sein. Bloße Zögerung selbst würde sofort von den Anhängern der anderen Prätendenten ausgebeutet werden. Das respective Geschrei: Ja, wenn wir Napoleon, oder Chambord, oder Orléans hätten, da wäre es anders, würde ihm fortwährend bis zum Ausbruch einer Revolution in die Ohren tönen. Ein nicht auf bestimmte Zeit gewählter, sondern von dem Vertrauen einer souveränen Volksvertretung abhängiger Präsident würde von diesem Drucke frei sein, da er keine persönliche oder traditionelle Politik, sondern nur die der Majorität der Versammlung zu vertreten hätte. Eine Versammlung, die mit allen Facten und Umständen vertraut gemacht werden muß, läßt sich auch nicht so leicht durch Lügen zu Abenteuern hinreißen, wie z. B. das letzte Corps législatif. Es sind Anzeichen vorhanden, daß solche Ansichten in der öffentlichen Meinung mehr und mehr zur Geltung kommen. Von 38 Generalräthen sind Thiers Adressen zugesandt worden, um ihm zu danken, daß er an der Befestigung der gegenwärtigen Institutionen arbeitet, während auch nicht von einem Generalrath der Wunsch nach Wiederherstellung der Monarchie ausgedrückt wurde. Die Parteigänger der Prätendenten in der Nationalversammlung halten es daher auch für angemessen, sich sehr ruhig zu verhalten. Damit will jedoch keineswegs gesagt sein, daß die bestehenden Institutionen schon befestigt sind; denn von Chislehurst wird weiter intriguirt, die Anarchisten hoffen auf ihre Revanche, Gambetta will noch einmal als Haupt der französischen Nation sein staatsmännisches Licht vor aller Welt leuchten lassen, der katholische Clerus predigt den Römerzug und das gegenseitige Würgen unter Italienern und Franzosen ad majorem Dei gloriam, und außerdem bleibt es immer wahr, daß in Frankreich nur das Unvorherzusehende wahrscheinlich ist. —

Früher standen die Franzosen im Rufe großer Mäßigkeit. Unter dem Kaiserreich und besonders durch die Demoralisation des Krieges und der Commune ist dies anders geworden. Trunkenheit ist allgemein geworden und in demselben Maße haben sich gewaltsame Verbrechen, Mord, Todtschlag und Raub gemehrt. 1868 war die jährliche Einfuhr von Wein in Paris (Bercy mit seinem Weinlager nicht einbegriffen) auf 3,627,929 Hectoliter gestiegen, was einen Consum von ungefähr 2 Hectolitern per Kopf der Bevölkerung voraussetzt. Rechnet man dazu das Bier, den Branntwein und die Liqueure, so ergibt sich für Paris ein Verbrauch wie nirgend anderswo. Dazu noch der Gesundheit und Geist zerrüttende Absinth, der dem Pariser zur täglichen Nothwendigkeit geworden, und es läßt sich erkennen, daß etwas gethan werden mußte, um dem Laster zu steuern. Das Gesetz, das die Nationalversammlung vor einigen Tagen votirte, belegt denjenigen, der öffentlich

trunken gefunden wird, mit einer Geldstrafe von 1 bis 5 Franken, beraubt ihn im dritten Falle während zweier Jahre des Wahlrechts, der Befähigung zu öffentlichen Aemtern und des Rechtes Waffen zu tragen, während den Verkäufern, die trunkene Personen bedienen, ähnliche Strafen zuerkannt werden. Der Erfolg ist zweifelhaft. Die öffentlichen Sitten hängen ja in jedem Lande weniger von polizeilichen Anordnungen als von dem durch Charakter, Erziehung und Unterricht bedingten Ideale, das der Mehrheit des Volkes vorschwebt, ab. Die Franzosen hierin zu heilen und zu fördern, dazu gehört Zeit und als Grundlage ein gesunder, obligatorischer Volksunterricht. Die Verfechter des letzteren haben noch keine Fortschritte gemacht. Der Clerus und alle anderen reactionären Elemente sind einstimmig gegen die Gottlosigkeit des Abc und des Einmaleins. Es ist daher zu befürchten, daß trotz aller Gesetzgebung Absinth und le petit bleu die Oberhand behalten werden.

Universitäts-Literatur.

Als angemessene Gabe zum 1. Mai hat Dr. August Schricker ein Büchlein „zur Geschichte der Universität Straßburg" erscheinen lassen (Straßburg, C. F. Schmidt's Universitäts-Buchhandlung, 1872), das sich vor den in der jüngsten Elsaßliteratur zerstreuten Darstellungen durch actenmäßige Begründung, historische Haltung und Beachtung auch der socialen Seite der Institution: des Verhältnisses der Universität zur Stadt und ihren Behörden, des Studentenlebens u. s. w. auszeichnet. Nicht bloß als vorzüglichste Specialschilderung der Lieblingsanstalt des Tages verdient die Schrift des Straßburger Senatssekretärs die Theilnahme auch derer, die nicht leiblich Festgenossen der Eröffnung sind, sondern als Beitrag zur deutschen Schulgeschichte überhaupt, der Geschichte der Selbsterhaltung des deutschen Geistes. Das Facsimile der eigenhändigen Einzeichnung Goethe's in die Matrikel bildet eine andenkenweckende Zugabe. — Auch Straßburg's Lectionskatalog findet sich schon verzeichnet in dem „deutschen Universitäts-Kalender für das Sommersemester 1872", den Dr. Ferd. Ascherson bei Leonhard Simion in Berlin herausgiebt. Agendenartig eingerichtet, ist er als praktisches Taschenbuch den Commilitonen auf allen Hochschulen zu empfehlen. Außer sämmtlichen Vorlesungskatalogen registrirt er die Preisaufgaben und die academischen Vereinigungen der Studirenden; dazu kommt eine statistische Tabelle des Lehrpersonals und der Frequenz der Universitäten, ein Verzeichniß der „gangbarsten Lehr- und Handbücher" nach Fächern geordnet, und buchhändlerische Adressen und Anzeigen. Das Compendienverzeichniß dünkt uns überflüssig; dagegen vermissen wir ein leicht anzufertigendes Doppelregister über die Docenten, einmal alle Namen nach dem Alphabet, das andere Mal zunächst nach Fächern, in diesen nach academischem Range, zuletzt wieder alphabetisch geordnet, mit Hinweis auf die Pagina, wo ihre Lectionen angekündigt sind. Im übrigen spricht das Unternehmen für sich selber.

a/D.

Ausgegeben: 3. Mai 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Ausbrüche des Vesuv.

Wer die Straße dell' Infrascata in Neapel emporsteigt, und hinter Antignano sich rechts wendet, der gelangt nach einem etwa zweistündigen Marsche, an üppigen Rebenpflanzungen und an mancher hochstrebenden Pinie vorbei, auf einen Hügelzug, an dessen westlichem Höhepunkt das Kloster Camaldoli gelegen ist. Durch den Klostergarten führt uns der Weg bis zum äußersten Vorsprung des Kammes, und hier ist es, wo unser Blick plötzlich den ganzen Golf von Neapel umspannt. Aber ich will weder bei der landschaftlichen Schönheit dieses Punktes verweilen, die weit erhaben ist über alles Lob, so reichlich es ihr schon gespendet wurde, noch will ich die Erinnerung an die mancherlei geschichtlichen Ereignisse auffrischen, die uns diese Küstenländer so interessant machen, — es gibt noch eine andere Beziehung, in welcher dieser Punkt unsere Aufmerksamkeit zu fesseln vermag: wir befinden uns im Mittelpunkte eines gewaltigen vulkanischen Heerdes, der Boden, auf dem wir stehen, ist Tuffstein, ein vulkanisches Gebilde, und wohin wir uns wenden, fast Schritt für Schritt, sehen wir vor uns die Spuren einer theils erloschenen, theils noch vorhandenen vulkanischen Thätigkeit. Das südliche Ufer des Golfs, beim Cap Miseno und den nahe liegenden Inseln Ischia und Procida beginnend, war schon bei den Alten unter dem Namen der phlegräischen, d. h. der brennenden Gefilde bekannt, und mit Recht, denn heute noch begegnet man dort an zahlreichen Plätzen heißen Quellen, Ausströmungen heißer Dämpfe, sogenannte Fumarolen, und Stellen, an welchen Gase, insbesondere Kohlensäure aus der Erde hervortreten, sogenannten Mofetten, und deutlicher noch sprechen die geologischen Reste früherer Jahrhunderte dafür, daß hier eine lebhafte Communication des feurig-flüssigen Kerns mit der erstarrten Schale unseres Erdballs bestanden habe. Auf Ischia war es, wo im Jahre 1301 ein gewaltiger Lava-Ausbruch stattfand, dessen Reste wir heute noch bewundern, in Puzzuoli aber ereigneten sich am 27. und 28. September 1538 heftige Erdstöße, und am 30. hob sich plötzlich der noch heute vorhandene Monte nuovo 400 Fuß hoch aus der Erde empor. Ganz in der Nähe treffen wir die Bäder des Nero, dunkle Felsgänge, welche durch Fumarolen, die in ihnen ausströmen, in wahre russische Dampfbäder verwandelt sind, ferner die berühmte Hundsgrotte, eine starke Kohlen-

säure-Mofette. Näher nach Neapel stoßen wir auf die Solfatara, einen Krater, aus dem unter gewaltigem Gepolter heiße Dämpfe mit Schwefelwasserstoff und Kohlensäure gemischt, aufsteigen, weiter abwärts vom Ufer aber bemerken wir eine ganze Reihe ausgebrannter Kratere, aus welchen höchstens hier und da noch Gase oder heiße Dämpfe emporquellen. Wenn wir so an dem nach Süden gekehrten Ufer des Golfs überall Nachwirkungen des früheren vulkanischen Lebens erkennen, so scheint gegenwärtig der Schwerpunkt der unterirdischen Thätigkeit von den phlegräischen Gefilden in den einen Berg verlegt worden zu sein, welcher die Mitte des südwestlichen Uferrandes einnimmt, in den Vesuv. An seinem Fuße und dicht am Gestade des Meeres sehen wir einen Schienenweg sich hinziehen, der eine lange Reihe von Ortschaften mit einander verbindend in Castellamare sein Ende erreicht. Aber keine Station an dieser Bahn, deren Namen nicht mahnte an eine Epoche aus der Geschichte dieses gewaltigen Berges; kein Landstrich, kein Weinberg, keine Villa und keine Fischerhütte, an der er nicht seine Feuermale eingebrannt hätte. — Unmittelbar an Neapel schließt sich Portici, dann folgt Resina, unter dessen Fundamenten das reiche Herculanum begraben liegt, dann Torre del Greco, so oft zerstört und immer von Neuem wieder auferbaut, dann Torre dell' Annunziata, ebenfalls oft genug von Feuer- und Wasserströmen überfluthet, jetzt das allmählich aus der Asche auferstehende Pompeji, endlich Castellamare, an derselben Stelle erbaut, an welcher einst Stabiae dem Schicksal Pompejis verfiel. Hier, wo das nördliche Ufer des Golfs beginnt, endigt der Schauplatz der vulkanischen Verheerungen. Ueber Sorrent hinaus bis an das Ende des Golfs, und übergehend auf das liebliche Capri, erstreckt sich eine paradiesische Gegend, deren kühler Schatten noch nie die sengende Gluth der Lava empfunden hat, und deren herrliche Kastanienwaldungen noch nie dem Aschenregen zur Beute fielen. Ein ungestörter Friede unter einem wunderbar schönen Himmel scheint das neidenswerthe Erbtheil dieser Küste zu sein. Derselben Vorzüge erfreute sich einst, und durch lange Jahrhunderte hindurch, alles Land am Golf von Neapel; denn die ersten Zeichen des heutzutage fast nie ruhenden, ewig drohenden unterirdischen Feuers fallen schon in die christliche Zeitrechnung. Vorher wissen uns die Schriftsteller nichts davon zu erzählen, daß der Vesuv jemals Feuer gespieen habe, und jedenfalls hielten sie ihn für einen erloschenen Vulkan. So beschreibt ihn noch der Geograph Strabo, ein Zeitgenosse der Kaiser Augustus und Tiberius, folgendermaßen: „Oberhalb dieser Städte liegt, bis an den Gipfel von trefflichen Feldern umgeben, der Vesuv; aber der Gipfel selbst ist unfruchtbar und zum großen Theil eben. Aus dem grauen Ansehen, und den bis an die Oberfläche mit schwarzen, wie von Feuer verzehrten Steinen erfüllten Höhlen möchte man schließen, die Stellen hätten einst ge-

brannt, Feuerkratere gehabt, und seien aus Mangel an Nahrung erloschen." Damals hatte der ganze Berg nur einen Gipfel, während er jetzt die Gestalt von zwei durch einen tiefen Einschnitt, den sogenannten Atrio del cavallo, von einander getrennten Bergen angenommen hat, deren nördlich gelegener Somma, der südliche aber ausschließlich Vesuv genannt wird. Es war im Jahre 63 nach Christi Geburt, am 5. Februar, als die am Fuße des Berges gelegenen Ortschaften, insbesondere Pompeji, zum ersten Male von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht wurden. Zahlreiche Gebäude stürzten ganz oder theilweise zusammen, und die Verwüstung war eine so bedeutende, daß man im römischen Senat alles Ernstes darüber berieth, ob man den Wiederaufbau Pompejis gestatten dürfe oder nicht. Viele Familien hatten schon an diesem ersten Schrecken genug und verließen mit Hab und Gut den bisher so glücklich gepriesenen Boden Campaniens. Die Zurückbleibenden aber betrieben den Neubau der Stadt mit um so größerer Emsigkeit. Neue Tempel, mit Götterbildern geschmückt, elegante Privathäuser voller Fresken im Geschmack der Zeit wuchsen auf dem gefährlichen Boden von Neuem empor; unbesorgt blühten Handel und Gewerbe und die Lust an öffentlichen Schauspielen trieb das Volk wieder in die Theater, deren größtes 25,000 Zuschauer zu fassen vermochte. So war gerade am 24. August des Jahres 79, Nachmittags, fast ganz Pompeji im Theater versammelt, als es plötzlich dunkle Nacht wurde, eine Nacht, die nur von vulkanischen Blitzen grauenvoll erhellt ward. Und als nach 3 Tagen durch Asche und Rauchwolken endlich das Sonnenlicht sich wieder Bahn brach, da waren 3 Städte: Pompeji, Herculanum und Stabiä sammt vielen kleineren Ortschaften spurlos von der Erde verschwunden. Was wir Näheres über diese erste furchtbare Katastrophe wissen, datirt aus 2 in alle Sprachen übersetzten Briefen des jüngeren Plinius an den Geschichtsschreiber Tacitus, worin er theils den Tod seines Onkels, des älteren Plinius, beschreibt, der, um das Naturereigniß genauer zu beobachten und um einen Freund in Stabiä zu retten, von Miseno aus dorthin über den Golf fuhr und an den Schwefeldämpfen erstickte, theils uns mittheilt, was er selbst beobachtet hatte. „Am 24. August, schreibt er, Nachmittags 1 Uhr (nach unserer Zeitrechnung) machte meine Mutter meinen Onkel auf eine Wolke aufmerksam, welche von sehr eigenthümlicher Gestalt und Größe erschien. Er stand auf und begab sich auf eine Anhöhe, von welcher man diese höchst merkwürdige Erscheinung genau übersehen konnte. Anfangs war man unsicher, von wo diese Wolke ausging, später zeigte sich, daß sie vom Vesuv aufstieg. Gerade und glatt wie ein Baumstamm schoß sie bis zu einer gewaltigen Höhe empor, an der Spitze aber schien sie sich wie eine Pinie in Zweige auszubreiten." Diese Wolke erschien ihm bald glänzend, bald dunkel und gefleckt, ja nachdem sie mehr

oder weniger mit Erde oder Asche angefüllt war. Die tiefe Nacht wurde bald von vulkanischen Blitzen erleuchtet, 'und der Wagen, auf dem Plinius mit seiner Mutter entfliehen wollte, wurde durch heftige Erdstöße hin und her geschleudert. Er beschreibt dann ferner die gräßliche Verwirrung der unschlüssigen Menschen, die in der Dunkelheit dahineilend, den Kopf durch Kissen gegen die herabstürzenden Steine geschützt, mit Aschenregen überschüttet wurden. Er selbst, als er auf der Flucht sich umwendet, bemerkt in der Entfernung hinter sich einen dicken Rauch, der wie ein reißender Strom dahinrollte. Das war der Lavastrom, der Herculanum verbrannte und verschüttete. Die Angst und der Schrecken der Bevölkerung mußte um so größer sein, als Niemand sich die Ursachen der so mannichfaltigen Erscheinungen zu erklären wußte, sondern nur alle Elemente in wildem Kampfe entfesselt schienen. Heute sind wir dem natürlichen Zusammenhang der vulkanischen Symptome näher gerückt. Wir wissen, daß alle Vulkane fast ausnahmslos in der Nähe des Meeres liegen, und daß es höchst wahrscheinlich das Meerwasser ist, welches durch Spalten in der Erdrinde so tief hinabdringt, daß es mit dem feurig-flüssigen Material des Erdinnern in Berührung kommt. Durch die hohe Temperatur in Dämpfe verwandelt, preßt es die flüssige Feuermasse in der Weise in die Höhe, daß das im Wege stehende Gestein dabei geschmolzen wird. Unter lautem Getöse durchbricht nun der Dampf die flüssige Säule, die ihm den Ausweg versperrt, oder er hebt sie mit sich in die Höhe und fördert glühend-flüssige Massen, die sogenannten Laven, zu Tage. Aber der durch die aufsteigende Lava sich durchpressende Wasserdampf zersplittert und zerbröckelt die Säule in der Weise, daß sie bald in Form größerer Schlacken, bald als flüssige Tropfen, sogenannte Bomben, bald als erbsengroße Stücke, sogenannte Lapilli (oder wie der Neapolitaner sagt, Rapilli), bald endlich als vulkanische Asche emporgeschleudert wird. —

So wurden am 24. August 79 Pompeji und Stabiä jedenfalls unter dem Einfluß des Nordwestwindes mit Asche überschüttet, während der Lavastrom den kürzesten Weg gerade herunter nach Herculanum nahm. Dieses liegt zum größten Theil 85 Fuß tief in fester Lava eingebettet, tief unter den Fundamenten des jetzigen Resina. Um das dort ausgegrabene Theater zu sehen, müssen wir innerhalb eines modernen Gebäudes mit Fackeln tief in einen feuchten Schacht hinabsteigen. Anders in Pompeji, das nunmehr bereits in einem Drittel seiner früheren Ausdehnung dem hellen Tageslicht blosgelegt ist. Die 22 Fuß tiefe Aschenschicht in Pompeji besteht meist aus Rapilli und zwar aus unregelmäßig gestalteten, aber ziemlich glatten, abgeschliffenen Bimsteinstückchen, gewöhnlich 1 bis 2 Erbsen groß, zwischen welchen hier und da größere Stücke von 2 bis 3 Zoll im Durchmesser eingestreut sind. Ueber dieser vom Straßenpflaster an etwa 20 Fuß hoch aufgehäuften

Schicht befindet sich noch eine festere, etwa 2 Fuß dicke feinere Aschenschicht, welche sichtlich durch hinzutretende Wassermassen verkittet wurde. Von Stabiä sind nur noch einige höchst dürftige Trümmerreste vorhanden. Ueber die Größe des Verlustes an Menschenleben sind die Angaben sehr verschieden, doch ist anzunehmen, daß fast alle Einwohner der verschütteten Orte sich retteten, und daß, wie die Ausgrabungen der Gerippe in Pompeji beweisen, nur diejenigen den Tod fanden, welche sich mit der Rettung ihres Eigenthums aufhielten oder sich in die Kellerräume versteckten. —

Nachdem sich so der Vesuv im Jahre 79 zum ersten Male als ein thätiger Vulkan zu erkennen gegeben hatte, wissen die folgenden Jahrhunderte wenig von ihm zu erzählen. Im Jahre 203 oder 204 scheint eine stärkere Eruption stattgefunden zu haben, und von einer anderen aus dem Jahre 472 wird uns berichtet, daß der Wind den Aschenregen nach Constantinopel getragen, und daß in Folge dessen dort großer Schrecken geherrscht habe. Ferner finden wir aus den Jahren 512, 685, 993, 1036 und 1139 Ausbrüche des Vesuvs bei einzelnen Schriftstellern erwähnt, bei denen die Lavaströme in der Umgegend mehr oder weniger Schaden angerichtet haben. Ganz zweifelhaft und jedenfalls auf einer Verwechslung mit dem J. 1036 beruhend ist die Angabe einer im J. 1306 stattgehabten Eruption, und die Thätigkeit des Vesuvs um das Jahr 1500 hat jedenfalls nur in einer Ausstoßung von Rauch oder Asche bestanden; denn vor der gewaltigen Katastrophe des Jahres 1631 mußte allem Anschein nach ein Lava-Ausbruch seit mehreren Jahrhunderten nicht mehr stattgefunden haben. Diese enorme Eruption von 1631 bildet in der Geschichte des Vesuv einen traurigen Glanzpunkt. Sie hat gegen 100 Schriften in italienischer und französischer Sprache hervorgerufen,*) und muß noch bis heute als eine mustergiltige Eruption gelten, wenn man alle nur möglichen Erscheinungen beim Ausbruch eines Vulkans kennen lernen will. Damals betrachtete man den Vesuv wiederum allgemein als einen erloschenen Vulkan. Kaum war noch eine dunkle Erinnerung unter den Zeitgenossen an die alten Verwüstungen des Feuerberges vorhanden. Gegen Anfang des 16. Jahrhunderts sah man im Grunde des Kraters mehrere Höhlen, welche heiße Dämpfe aushauchten, so daß man Kranke dort hinschickte, welche diese Ausströmungen als Dampfbäder benutzten. Aber im Laufe der folgenden Jahre hörten diese Ausströmungen wieder auf und eine üppige Vegetation bedeckte die inneren Wände des Kraters. Stufenweise immer höher hinauf hatten die Landleute die Abhänge des Berges der Cultur unterworfen. Stieg man im Jahre 1631 zum Krater hinauf, so sah man in ein weites

*) Die beste (der wir hier folgen) ist die des belgischen Naturforschers Le Hon: Histoire complète de la grande éruption du Vésuve de 1631. Bruxelles 1866.

Amphitheater, welches mit einer üppigen Vegetation bedeckt war. Nicht nur Gräser und Erdbeerpflanzen bekleideten die inneren Wände des Kraters, sondern auch hohe Bäume: Ulmen, Eichen, Linden und Buchen stiegen daraus empor. Nur derjenige Theil, den die Sonnenstrahlen nicht berührten, war unfruchtbar. Im Grunde des Kraters befand sich eine kleine, mit vulkanischen Steinen besäte Ebene. Ein gewundener Fußsteig führte hinunter und die Bauern pflegten ihn zu benutzen, um dort unten Holz oder Kohlen zu gewinnen. Schon einige Monate vor dem Beginn des Ausbruchs waren leichte Erschütterungen der Erde wahrnehmbar, und in der ersten Hälfte des December wurden sie häufiger. Braccini erzählt, daß seit dem 10. December die Einwohner von Torre del Greco, von Resina und Massa anfingen ein unterirdisches Murmeln zu hören, stark genug, um in der Stille der Nacht ihren Schlaf zu stören. Man gab ihm die verschiedensten Deutungen. Viele glaubten, daß der Fluß Dragone, welcher nach einer alten Tradition einst aus dem Vesuv hervorgesprudelt, in Folge einer Katastrophe des Berges aber versiegt sein sollte, sich einen neuen Ausweg suche, Andere, schwächere Geister, erinnerten sich der Erzählungen des Pietro Damiano, der den Vesuv als die Pforte der Hölle schilderte, durch welche die Seelen der verhärteten Sünder hineingetrieben würden, und wo die Dämonen ihren Hof hielten. Noch Andere, und zwar die Verständigeren, bemerkten gleichzeitig, daß das Wasser in den Brunnen trübe ward und zu fehlen anfing, Zeichen irgend eines unterirdischen Phänomens, das sie nicht verstanden. Ein Einwohner von Ottajano, einem Ort an der Ostseite des Vesuvs, der 14 Tage zuvor den Kegel bestieg, hatte den Grund des Kraters beträchtlich erhoben gefunden. Um sich von dieser Aussage zu überzeugen, bestiegen Einwohner von Torre am 5. Tag vor der Eruption den Vesuv. Sie sahen in der That mit Erstaunen, daß der Grund des Kraters sich beinahe bis zum Niveau seines Randes erhoben hatte, daß die Vegetation in seinem Innern fast ganz zerstört und hier und da von einer schmutzigen, erdpechartigen Masse verdrängt war, aus welcher ein Schwefelgeruch heraufstieg. Gleichzeitig beobachtete man, daß die Hunde ängstlich heulten, daß das Vieh im Stalle klägliche Töne von sich gab, daß die Vögel furchtsam hin- und herflogen, daß manche Thiere wie sinnlos umherirrten. Ein wunderbar schöner, wolkenloser Himmel und die herrliche Temperatur einer sanften Frühlingsluft verleiteten, jene Warnungszeichen sorglos zu übersehen, bis in der Nacht vom 15. zum 16. December, von zehn Uhr an, die Schwingungen des Erdbodens so heftig und so häufig auftraten, daß man sich doch ernstlich zu beunruhigen anfing. Es war der Prolog des furchtbaren Trauerspiels. Am Dienstag, den 16. December, als eben die Morgenröthe heraufstieg, sahen die Landleute, welche nach der Hauptstadt zu Markte gehen wollten, plötzlich eine Rauchsäule aus dem Vesuv

aufsteigen und sich in die Lüfte erheben. Das Gerücht von diesem außerordentlichen Ereigniß verbreitete sich bald auch in der Stadt Neapel, wo noch Alles im Schlafe lag, und in wenigen Minuten füllten sich die Dächer der Häuser, die Terrassen und Quais, von denen man den Berg erblicken konnte. Die Sonne war eben aufgegangen und vor dem strahlenden Himmel erhob sich majestätisch, bis zu einer außergewöhnlichen Höhe, um Vieles die Wolken überschreitend, eine enorme Masse compacten Rauches, erst weißlich, dann schwärzlich, in der Mitte dunkelroth. Auf dieser Höhe stand der Rauch still, und bald sah man, wie er oben sich ausbreitete und, wie es schon Plinius beschrieben, die Form einer Pinie annahm. Aber indem dieses Gewölk durch immer neuen Rauch sich vergrößerte, gewann der Gipfel des Baums eine Ausdehnung bis in das Unendliche, nahm die bizarresten Formen an, in denen die Phantasie des Volkes Giganten, monströse Elephanten, drohende Colosse zu erblicken glaubte, und entzog mehr und mehr dem Erdkreis das Licht der Sonne. Gewaltige Blitze und breite Flammenzüge, welche jetzt aus dem Gewölk hervorzuckten, und donnerähnliche Geräusche machten bald die Herzen auch der Muthigsten erstarren. Zu gleicher Zeit schleuderte der Berg enorm große glühende Steine mit Getöse in die Lüfte, welche auf weite Entfernungen mit Asche und Sand vermischt niederfielen, und so hörte man mitten in der Dunkelheit von allen Seiten nur Schreckensschreie, Gebete und Wehklagen. Da der ganze Berg in Rauch und Flammen stand und man Detonationen so laut wie Artilleriesalven vernommen hatte, so kam man auf die ganz richtige Vermuthung, daß der Vesuv an verschiedenen Stellen geborsten sei und sich mehrere Krater gebildet hätten. Am Fuß des Berges war natürlich die Rathlosigkeit am größten. Der Cardinal-Erzbischof Buoncompagno, der sich gerade in Torre del Greco befand, hatte sich schleunigst auf einer Fischerbarke nach Neapel begeben und ordnete dort zur Beschwichtigung des göttlichen Zornes Gebete und Processionen an, während in Torre dell' Annunziata, welches der Gefahr in gleich hohem Grade ausgesetzt war, der Prinz und die Prinzessin von Votera die ersten waren, welche halbbekleidet entflohen. Nach diesem guten Beispiel dachte natürlich Jeder nur daran, das nackte Leben zu retten. Manche liefen in die Kirchen, um ihre Sünden zu bekennen, Andere hielten sich damit auf, ihre Kostbarkeiten zu retten, die Meisten schlugen direct den Weg zur Hauptstadt ein, darunter der Gouverneur von Torre del Greco, Antonio di Luna, der mit sich schleppte, was ihm am meisten am Herzen lag, 12 Gefangene in Ketten, die Opfer seiner Privatrache. Das Unglück oder vielmehr eine erbärmliche Maßregel der Regierung wollte es, daß man wegen der in Venedig herrschenden Pest die Maddalena-Brücke gesperrt hatte und von jedem Flüchtling ein Gesundheitsattest verlangte; bald stellte sich ein heftiger Regenguß ein, der die Hohl-

wege anfüllte und die an der Brücke festgehaltene Menschenmenge großentheils nach Torre del Greco umkehren ließ, ein Entschluß, den sie mit ihrem Leben bezahlen mußte. Nachdem endlich, aber zu spät, die Sperrung der Brücke aufgehoben wurde, gelangten an diesem und den folgenden Tagen noch 40,000 Flüchtlinge nach Neapel. Als man hier um 5 Uhr mit der großen Procession zu Ende war, steigerten sich die vulkanischen Phänomene in dem Maße, daß Jeder für sein Leben zitterte. Die Mauern schwankten und bekamen Risse, Thüren und Fenster öffneten sich und schlugen zusammen, ohne daß es nur im geringsten windig gewesen wäre. Bisweilen schwankte der Erdboden, als ob er Alles verschlingen wollte, was den Einsturz vieler Häuser zur Folge hatte. Der Aschenregen, der bisher durch die Windrichtung vertrieben worden war, fing an, von einem Geruch nach Pech und Schwefel begleitet, über die Stadt herabzufallen, während man Feuerkugeln in den Lüften zerplatzen sah. Um diese Zeit glaubte Jeder, er sei einem sicheren Tode verfallen und der jüngste Tag stehe bevor, daher wurde nicht nur in den Kirchen, nein, auch auf den öffentlichen Plätzen und an allen Straßenecken gebeichtet, und die zu lange warten mußten und glaubten, daß Eile Noth thue, bekannten mit lauter Stimme vor aller Welt ihre Sünden. Eine Sanitätscommission, welche der Vicekönig in der Richtung nach dem Vesuv ausgeschickt hatte, um über die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit der vulkanischen Rauchmassen ein Urtheil abzugeben, kam an demselben Abend nach unverrichteter Sache zurück. Sie hatten von Steinen Erschlagene oder Verwundete genug angetroffen, um wenigstens über die Größe der Gefahr einer Meinung zu sein. Jetzt brach für Neapel eine Nacht herein, schreckenvoller als Alles, was man bis dahin erlebt hatte. Man zählte bis zum Morgen 100 Erdstöße. Auf den öffentlichen Plätzen und Quais wimmelte es von Menschen, welche aus Furcht unter den Trümmern ihrer Häuser begraben zu werden, die kühle Winternacht, vom Aschenregen geblendet, auf dem zusammengerüttelten Pflaster, Manche unter Zelten zubrachten, denn die Wagen, in denen man anfangs Schutz suchte, wurden durch Erdstöße hin- und hergeschleudert. Gegen 1 Uhr Nachts steigerte sich das Krachen des Vulkans so, daß man glaubte, der ganze Berg fliege in die Luft. Endlich fing der 17. December an zu tagen, wenn man eine geringe Abnahme des nächtlichen Dunkels so nennen will. Statt sich zu beruhigen, schien die vulkanische Thätigkeit sich nur zu steigern. Ein feiner, erstickender Aschenregen fiel unaufhörlich nieder. Gegen 7 Uhr stellte sich ein Erdbeben von äußerster Heftigkeit ein und in verdoppelter Zahl stürzten glühende Steine zu Boden; dabei wieder allerhand electrische Phänomene: Blitze, Feuerkugeln und Donnerschläge. Und doch waren das Alles nur Vorboten der gewaltigen Heimsuchungen, welche in ihrem ganzen Umfang zu schildern unmöglich erscheint.

Gegen 9 Uhr Morgens stürzte eine unglaubliche Wassermasse aus dem Vesuv heraus und ergoß sich mit einem Male in 3 enormen Strömen nach Ottajano, Somma und Massa zu. Diese Wassermassen, welche man bisweilen Schlammlaven genannt hat, rissen Erdboden, Trümmer von Wohnhäusern, Hausgeräth und selbst große Steine mit sich fort, und ließen Menschen und Thieren nicht einmal Zeit, ihr Leben zu retten. Bald ergossen sich neue Wasserströme nach der Meeresseite, nach Portici und Resina zu, und trieben ganze Häuser sammt Menschen und Vieh mit sich weit in das Meer hinein. Auch das Meer blieb dem gewaltigen Naturereigniß gegenüber nicht gleichgiltig. Dreimal im Laufe dieses Tages trat es am ganzen Golf von Neapel bis nach Castellamare wohl um einen Kilometer vom Ufer zurück und überschwemmte, wieder anschwellend, mit Ungestüm die Küste. Schiffe strandeten dadurch am Hafendamm und die Temperatur des Meeres stieg dabei so hoch, daß viele Fische starben. Zehn Uhr war vorbei und der Aschenregen hatte endlich in Neapel nachgelassen, als ein neues schreckenvolles Schauspiel das Entsetzen der Bevölkerung vollendete. Ein wahres Feuermeer, die ganze Südwestseite des Kegels umschließend, wälzte sich, alle Fluren in Brand setzend, den Berg herunter, der, wie Carafa sich ausdrückt, zu schmelzen schien. Diese Lavamasse, von der die Geschichte des Vesuv kein zweites Beispiel aufzuweisen hat, floß mit rasender Schnelligkeit in zahlreichen Strömen über das Land, von denen einige über einen Kilometer Breite hatten. Zu gleicher Zeit drehte sich der Wind, und ein sündfluthartiger Regen, mit erdigen und sandigen Bestandtheilen geschwängert und deshalb Alles beschmutzend, womit er in Berührung kam, überschwemmte die Gegend und verwandelte in Neapel die Straßen in förmliche Bäche. So schienen gleichzeitig alle Elemente auf das unglückliche Campanien losgelassen zu werden. — Der Gouverneur, Don Antonio di Luna, der, um seine Fehler wieder gut zu machen, in früher Morgenstunde nach Torre del Greco zurückgekehrt war, fand dort Alles in der unbeschreiblichsten Verwirrung. Niemand wußte, wohin sich wenden. Karren, Lastthiere, Hausthiere füllten die Straßen. Die Befehle, die der Gouverneur unter diesen Umständen ertheilte, werden von den Schriftstellern verschieden beurtheilt. Hat er nun in der That im Zorn das Verbot erlassen, Niemand dürfe die Stadt verlassen, oder hat er nur den Fortgang der Einwohner verzögert, so viel steht fest, daß er die allerverkehrtesten Maßregeln ergriff, und daß dadurch die kostbare Zeit verloren ging. Endlich setzte man sich in Marsch, ein ehrwürdiger Priester an der Spitze, und zuletzt, hinter der Menge von etwa 1000 Personen, der Gouverneur mit einer großen Anzahl Cavaliere. Diese Colonne hatte kaum das nach Neapel führende Thor der Stadt erreicht, als sich ein eigenthümliches knisterndes Geräusch vernehmen ließ, dem fast gleichzeitig ein glühender Lavastrom folgte, der aus

einer Seitenstraße herabgestürzt kam und gerade auf die Menge zu seinen Weg nahm. Entsetzt stob diese auseinander und spaltete sich in 2 Abtheilungen. Von den Zurückbleibenden wollten der Gouverneur und 150 Personen ihr Heil in der Flucht nach Torre dell' Annunziata versuchen, aber zu spät. Die Lavaströme stürzten von allen Seiten auf einmal hervor, umschlossen sie, und so fanden sie Alle ihren Tod. Gegen 500 Personen hatten sich dem Zuge nicht angeschlossen, sondern hatten sich in die beiden Kirchen Santa Maria del carmine und della virgine de Rosario geflüchtet, um Tod oder Errettung dort abzuwarten. Sie gingen Alle ohne Ausnahme durch die vollständige Zerstörung dieser Kirchen zu Grunde. Alle diejenigen, welche an der Spitze des Zuges waren, also jenseits des Lava nach Neapel zu zu entkommen gesucht hatten, stürzten sich in die Franziskanerkirche Madonna delle grazie und wurden gerettet. Sorrentino erzählt uns, daß sie sich bis zu ihrer Befreiung von den halb verbrannten Thieren nährten, welche der Lavastrom längs des Gebäudes dahintrieb. Zwei andere gewaltige Ströme ergossen sich, der eine über Bosco tre case und Torre dell' Annunziata, der andere über Resina, und verwüsteten diese Ortschaften auf das furchtbarste. Und dabei darf man nicht etwa annehmen, daß diese enormen Ströme des vulkanischen Stoffes sich nur oberflächlich verbreitet hätten. Die Dicke der Laven stand im Verhältniß zu ihrem Umfang, und heute noch sind sie an Stellen, wo sie nackt zu Tage treten, in einer Mächtigkeit von 20 bis 30 Fuß vorhanden. Von Neapel aus sah man sie wie breite angeschwollene Flüsse zum Meere hinabeilen, das sie in weniger als 2 Stunden erreichten. Die Schriftsteller jener Zeit erzählen uns mancherlei Episoden von Familien, aus denen einzelne Mitglieder vor den Augen der Ueberlebenden vom Feuerstrome verschlungen wurden, von der merkwürdigen Rettung Einzelner u. s. w., aber im Ganzen mögen doch nur sehr Wenige in unmittelbarer Nähe des Schauplatzes der Verwüstungen gewesen sein, ohne selbst zum Opfer zu fallen. In Neapel war es, wie uns Celano berichtet, zu der Zeit, wo die Laven das Meer erreichten, dunkel wie bei Nacht. Man sah von dort aus im Meere die Bäume und Trümmer brennen, welche die Spitze der Lavaströme dort hingetrieben hatte, und man glaubte zuerst, daß es neue vulkanische Schlünde seien, die unter dem Wasser sich aufgethan hätten. Am Nachmittag wurde eine neue Procession angeordnet, der das Blut der heiligen Januarius vorausgetragen wurde. Während dieses Zuges habe man, so berichten die Schriftsteller, eine Aschenwolke gesehen, welche den Vesuv verhüllend ihren Weg geradezu nach Neapel nahm. Als aber der Cardinal den Vulkan drei Mal mit dem Blute des heil. Januarius gesegnet habe, da habe man gesehen, wie sie ihre Richtung nach der Meeresküste genommen habe. Derartige Wolken trugen damals den Aschenregen über das adriatische Meer,

nach Dalmatien, nach Griechenland, ja bis nach Constantinopel. — Am Donnerstag, den 18. December, fiel seit Tagesanbruch aus der mit Staub geschwängerten Atmosphäre ein schmutziger Regen nieder. Der Vesuv stieß anhaltend Flammen, Rauch, sandige Stoffe und glühende Steine aus und ließ ein eigenthümliches Brüllen hören, auch glaubte man, so weit der beständige Schleier von Rauch, Staub und Regen ein Urtheil erlaubte, eine Flüssigkeit aus dem Gipfel herausfließen zu sehen. Während man in Neapel noch mit Processionen und öffentlichen Gebeten fortfuhr, und die Kirchen sich dermaßen mit Obdachlosen füllten, daß die verdorbene Luft in denselben Miasmen erzeugte, rüstete der Vicekönig einige Schiffe, um den unglücklichen Küstenbewohnern Hilfe zu bringen. In Torre dell' Annunziata traf man noch 3 Menschen am Leben, welche man an Bord nahm; das kläglichste Schauspiel aber gewährte Torre del Greco. Man transportirte eine Menge Unglücklicher in die Böte, denen einzelne Gliedmaßen, Hände oder Füße, verbrannt waren, Viele lagen im Sterben, den Körper mit schauderhaften Brandwunden bedeckt. Die Beerdigung der Todten mußte im Großen vorgenommen werden und auch Thiercadaver, darunter Hirsche, Eber und Wölfe, wurden zahlreich gefunden. In Torre del Greco waren fast Alle unter der Lava, unter Asche oder Schutt begraben. Aber das tiefste Mitleid flößten diejenigen ein, welche auf der Flucht ereilt worden waren. Die Einen saßen mit den Beinen fest in der Lava, den Oberkörper convulsivisch zurückgebeugt, Andere waren fast ganz in vulkanische Materie getaucht. Man sah, wie der Schmerz die Glieder verrenkt und die Mienen verzerrt hatte. Manche hielten sich noch im Tode fest umschlungen und man beerdigte sie in dieser Stellung. Das Schrecklichste war, die theilweise verbrannten Leichname aufzuheben, die sich oft nur stückweise von der verhärteten Lava ablösten. Indessen waren große Abtheilungen von Arbeitern tagtäglich damit beschäftigt, die Wege wiederherzustellen und den Schutt aufzuräumen. Am Freitag, den 19., schien der Vesuv sich etwas zu beruhigen, und als sein Gipfel nun rauchfrei wurde, da sah man mit Erstaunen, daß die ganze Spitze des Berges in die Luft gesprengt war, und daß der Kegel an Höhe beträchtlich abgenommen hatte, während der obere Krater einen ganz enormen Umfang zeigte. Während der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag verursachten 5 starke Erdbeben neuen Schrecken und neuen Schaden an Feldern und Gebäuden. Am Sonntag, den 21., fuhr man trotz des anhaltenden Regens und Unwetters damit fort, Menschen und Thiere zu beerdigen. So endete die erste Woche der Eruption. Die zweite begann, während der Vesuv fortarbeitete und unter Herausschleudern von Asche und glühenden Steinen den Rest der Vegetation zerstörte, mit neuen Regengüssen; es folgten dann einige trockene Tage, bis am 28. ein Theil des großen Kraterrandes zusammenstürzte und zugleich ein

breiter Wasserstrom sich den Vesuv herabwälzte. Viele glaubten, daß diese Wassermassen direct aus dem Meere stammten, und versicherten, daß sie Algen, Meermuscheln und gekochte Fische in denselben wahrgenommen hätten. Auch wurde das im Atrio del cavallo zurückgebliebene Wasser nach seinem Geschmack als Meerwasser erkannt. Das Meer selbst war fortwährend erregt, besonders am 29., wo man ein Geräusch von unterirdischem Zischen und Sieden wahrnahm, dem plötzlich ein furchtbares Krachen folgte, als ob der ganze Kegel zusammengestürzt wäre. Am 31. schossen bei heiterem Wetter zwei neue Ströme aus dem Berg, der eine nach Resina, der andere nach Ottajano hinab. Ihr Wasser war heiß und, wahrscheinlich weil der Boden bereits ausgewaschen war, klarer als das der vorhergehenden. In der folgenden Nacht erhob sich ein heftiger Orkan und das Jahr 1631 schloß unter Donner und Blitz. Die erste Woche des neuen Jahres brachte zwar noch einige drohende Erdstöße, dann aber beruhigten sich während der nächsten Monate die vulkanischen Erscheinungen ganz allmählich, doch konnte man noch am 12. Mai leichte Erdstöße verspüren. Der große Kegel des Vesuv hatte nach dieser Eruption 168 Meter (also über 500 Fuß!) an seiner Höhe verloren, der Umfang des oberen Kraterrandes dagegen war von 2000 auf 5000 Meter gewachsen. Aber dieses wunderbar schöne, fruchtbare Campanien mit seinem entzückenden Himmel und seiner herrlichen Luft, was war nur aus ihm geworden! Torre del Greco, Torre dell' Annunziata, Resina, Portici, San Giorgio a Cremano, Massa, Pollena, Trecchia, Ottajano und wie viele kleinere Ortschaften waren theils ganz von der Erde verschwunden, theils nur in kümmerlichen Ueberresten vorhanden. Ueberschwemmungen, Feuersbrünste und Bergstürze hatten gleichzeitig gewüthet, 4000 Menschen hatten im Ganzen das Leben verloren, die materiellen Verluste wurden auf 20 Millionen Ducaten oder 85 Millionen Franken berechnet, und noch stand das traurige Gefolge von Hungersnoth, Sorge für die Verstümmelten und Krankheiten, welche durch die verpestete Luft erzeugt wurden, erst in Aussicht. Noch fließt alljährlich nach mehr als 2 Jahrhunderten am 16. December in Neapel das Blut des heil. Januarius als Erinnerungszeichen an die furchtbare Schreckenszeit und an die drohende Gefahr, welcher damals die Stadt glücklich entronnen ist. —

Im Laufe des 17. Jahrhunderts fing der Vesuv noch mehrmals an thätig zu werden, und von nun an wurde jeder Ausbruch natürlicherweise mit viel größerer Genauigkeit beobachtet. So besitzen wir Schilderungen der Eruptionen aus den Jahren 1638, 60, 80, 82, 85, 94 und 96—98. Alle begannen mit der bekannten Rauchpinie, und wurden von mehr oder weniger heftigen Erderschütterungen, von donnerähnlichem Krachen, von Aschenregen und von Lavaausbrüchen in verschiedener Stärke begleitet, ohne jedoch je auch

nur annähernd die verheerende Gewalt jener Unglücks-Katastrophe zu erreichen. — Im 18. Jahrhundert war eine vollkommene Ruhe des Berges kaum je bemerkbar, sondern er blieb fast unausgesetzt in Thätigkeit und in Folge dieses anhaltenden Gährens und einzelner gewaltiger Explosionen erlitt die Gestalt des Vesuvs erhebliche Veränderungen. Seine ungefähre Höhe ist 3700 Fuß, aber dieselbe ist einem beständigen Wechsel unterworfen. Bei heftigen Ausbrüchen nämlich wird unter den das Innere des Kegels ausfüllenden Schlacken und alten Lavamassen gewaltig aufgeräumt; sie werden durch die Kraft der Wasserdämpfe herausgeschleudert, und indem die aufdringenden Laven noch einen Theil der Schlacken zusammenschmelzen, so verliert die Kegelwand ihren Halt und stürzt zusammen. Bei kleineren Ausbrüchen dagegen wird die im Kegel seit dem letzten Ausbruch zurückgebliebene große kesselförmige Vertiefung durch neu ausgeworfene Schlacken ausgefüllt, Lava, welche langsam und nicht zu ergiebig hervorquillt, verkittet zuerst diese Schlackenschichten und bildet dann auf der zusammengeschmolzenen Masse neue Schichten, so daß man es als ein allgemeines Gesetz hinstellen kann, daß die kleineren Ausbrüche den Kegel des Vesuvs erhöhen, während die heftigeren seine Höhe verringern. Häufig genug, u. A. im Jahre 1737 und 1751 erfolgte der Ausbruch der Laven nicht an der Spitze des Berges, sondern, indem die Wand des Kegels dem Drucke der aufsteigenden vulkanischen Massen nachgab, bahnten sich diese, bald höher bald tiefer, einen seitlichen Ausweg, und es entstanden Spalten, aus denen der Lavastrom sich ergoß. Im Sommer 1755 sprachen verschiedene Zeichen für eine bevorstehende gewaltige Eruption. Das Meer trat im Juni und August weit von den Ufern zurück und die verhängnißvolle Rauchpinie schwebte lange über dem Gipfel. Als aber am 1. November desselben Jahres das furchtbare Erdbeben in Lissabon stattfand, da wurde der Vesuv plötzlich ruhig, und seine Rauchsäule schlug in den Krater zurück. Bisweilen geschah es, daß während die Feuersäule schon eine gewisse Höhe erreicht hatte, die Lava sich durch Druck unterhalb ihres Niveaus einen seitlichen Ausweg bahnte. Dann trat eine Erscheinung auf, von deren großartiger Pracht die Zeitgenossen nicht genug erzählen können. Nachdem unter heftigem Knall eine Spalte im Berge entstanden war, sprudelte in parabolischem Bogen eine hohe Feuer-Fontäne hervor, während die Spitze des Berges nur Rauchwolken von sich stieß. Eine derartige Eruption fand im October 1767 statt, und noch bedeutender war diejenige vom Juli 1779, bei welcher am 5. August unter fürchterlichem Getöse die ganze Kraterebene und der innere Kegel einstürzte und die südöstliche Seite des Berges sich in ihrer ganzen Länge zu einer sehr weiten und tiefen Spalte öffnete. Eine mächtige Feuersäule, wie man sie noch nie gesehen hatte, und bei deren Schein man meilenweit lesen

konnte, erhellte die folgende Nacht und endlich erfolgte ein Aschenregen, der, wenn er nur eine Stunde länger gedauert hätte, das Städtchen Ottajano an der Ostseite des Vesuv zu dem Schicksal Pompejis verurtheilt haben würde. In seiner zerstörenden Wirkung der schlimmste und seit 1631 überhaupt der bedeutendste war aber der Ausbruch vom Sommer 1794. Aus acht Oeffnungen, welche oberhalb Torre del Greco entstanden, ergossen sich colossale Lavamassen, in einer Breite von 2000 Fuß den Unglücksort von Neuem überschwemmend, bis weit in das Meer hinein. Die ganze Form des Berges hatte sich nach dieser Eruption wieder verändert. 10,000 Menschen, meint Hamilton, hätten in vielen Jahren nicht solche Veränderungen am Vesuv hervorbringen können, als dieser Ausbruch sie in einigen Stunden bewirkte. Wie jedesmal folgte auf diese energische Kraftentwicklung eine längere Pause, und erst das Jahr 1804 eröffnet den Reigen der Eruptionen, an denen unser Jahrhundert so reich ist, daß von einer vollständigen Unthätigkeit des Vulkans kaum mehr die Rede sein kann. Nächst diesem starken Ausbruch von 1804 waren die aus den Jahren 1812, 1822, 1850 und 1861 recht heftig, und von erheblichen Verwüstungen der Umgegend begleitet. Zwar kennt und beachtet man die Vorzeichen jetzt genauer, und wenn das Wasser in den Brunnen verschwindet, wenn das Meer von der Küste zurücktritt, wenn Erschütterungen des Erdbodens bemerkt werden, wenn eine hohe Rauchsäule, aus dem Berge emporsteigend, ihren Gipfel pinienartig ausbreitet, dann flüchten sich Menschen und Vieh, und die bewegliche Habe wird in Sicherheit gebracht, aber an Gebäuden und Feldern findet die Wuth des Elements immer noch Nahrung genug, und besonders ist es Torre del Greco, eine blühende Stadt von 16,000 Einwohnern, welches nur aus Schutt und Asche ersteht, um als neues Opfer zu fallen. Man hat in Neapel das Sprüchwort: Napoli fa i peccati e Torre li paga, was Neapel sündigt hat Torre del Greco zu bezahlen, und so ist es in der That. Vor 14 Jahren noch erschütterte ein Erdbeben dort die Wohngebäude in ihren Fundamenten, und wenig mehr als 10 Jahre ist es her, es war am 8. December 1861, als sich wiederum oberhalb der Stadt elf Krater aufthaten, und ganze Straßenreihen in Feuer und Asche begruben. — Bei den gewöhnlichen Ausbrüchen, wie sie jetzt fast Jahr für Jahr stattfinden, erreichen die Lavaströme den Fuß des Berges nicht, noch ist der Aschenregen stark genug, um Schaden anzurichten. Desto geeigneter sind sie, eine der großartigsten Naturerscheinungen genauer zu beobachten. Die Eruption, welche am 20. November 1867 begann und sich bis zum Mai 1868 fortsetzte, zeichnete sich durch einen lang anhaltenden gleichmäßigen Verlauf vor vielen anderen aus. Anfangs März floß die Lava wie ein ruhiger Bach an der Neapel zugewendeten Seite in schräger Linie am Berge hin, so zwar, daß sie im obern Drittel des Berges

unter alten Lavaschlacken versteckt schien, an dem unteren Theile als leuchtender Feuerstreifen nach rechts und unten herabfloß. Nur das flackernde Feuer an der Spitze, der Wiederschein der dort ausfließenden Lava, gab ihre Austrittstelle zu erkennen. Am 4. März Nachmittags gegen 3 Uhr ritt ich von Resina aus den Berg hinauf. Nach etwa einer Stunde erreicht man die alten versteinerten Lavamassen von 1858, zwischen denen ein gut gebahnter Weg hinaufführt, und nach einer weiteren halben Stunde kommt man auf den Hügel San Salvadore und zur sogenannten Eremitage, in deren Nähe sich das meteorologische Observatorium des Vesuvs befindet und wo die Fußtour beginnt. Eine Viertelstunde von hier gelangt man an den Anfang der zwischen der steilen Felswand der Somma und dem Vesuvkegel sich hinziehenden Schlucht, der sogenannten Pferdehalle, Atrio del Cavallo. Hier fangen die neuen Lavamassen an sich aufzuthürmen. Man hat ein hügeliges, zerrissenes Terrain vor sich, auf dem schwarzbraune Massen bald mehr halbkugelförmig, bald mehr spitz hervorragen. Noch einige hundert Schritt weiter, und es fängt Einem an heiß zu werden unter den Fußsohlen; mühsam stolpert man über schwarze Schlackenklumpen weiter, aber in den tieferen Rissen zwischen ihnen sieht man bei vorgerückter Dämmerung rothglühende Lavastücke hervorleuchten. Endlich nähert man sich einer dammförmigen Erhöhung, welche sich langsam vorwärts schiebt, indem glühende Massen hier und da hervorbrechen und die älteren Schlacken mit sich fortreißen. Ein anderer Zweig des Lavastroms aber hatte sich durch dieses Schlackenfeld einen Ausweg verschafft, und floß auf einem weit älteren glatten und festen Lavalager wie ein Bach gleichmäßig dahin. An dieses prachtvoll-glühende Flußbett, das in einer Breite von 15 Fuß dem geschmolzenen Eisen vollständig glich, wie es aus einem Hochofen herausströmt, konnte man ziemlich nahe herantreten, so nahe als es die ausströmende Gluth uns erlaubt. Schlackenklumpen sah man an der Oberfläche sich fortbewegen, und wenn dann und wann eine Stockung in der Bewegung eintrat, so entstand ein Geräusch wie wenn Glasscheiben auf einanderstoßen. Wenige Tage später verminderte sich der Erguß von Lava, aber die explosive Thätigkeit des Kegels stieg von Tage zu Tage. Als ich am 13. März früh den Vesuv bestieg, hörte man schon in Resina das gewaltige Donnern des Berges, der Aschenrauch war warm, und ich gerieth dicht hinter Resina in einen Aschenregen, der aber aufhörte, oder vielmehr über uns fortging, als wir höher hinaufkamen. Im Atrio del Cavallo antwortete ein Echo von der steilen Wand des Somma jeder einzelnen Detonation des Eruptionskegels, und der Lärm war so stark, daß man sich zwischen zwei feindlichen Artillerie-Feuern zu befinden schien. Die bei jedem Krachen des Kraters über 1000 Fuß in die Höhe geschleuderten Wurfmassen sahen im Atrio wie Schwärme von Zugvögeln aus, welche auf

und niederstiegen. Sie wurden immer größer und ließen auch bei hellem Tag ihre Rothglühhitze erkennen. Der günstige Wind, welcher den Rauch von uns forttrug, gestattete es uns, fast bis zum Rande des Kraters vorzudringen, so daß wir etwa noch 20 Fuß von uns die glühenden Steinmassen in den Krater zurücksinken sahen. Nur verhältnißmäßig wenige rollten an der äußeren Wand des Berges herab. In den nächsten Tagen zeigte es sich, daß diese verstärkte Thätigkeit des Vesuvs der Versuch war zu einem neuen Lava-Erguß, der dann gerade in das Atrio del Cavallo hinunter erfolgte. Ebendahin schickten am 15. November desselben Jahres zwei neue Krater, die sich am Ausbruchskegel gebildet hatten, gewaltige Lavamassen.

Seitdem war es ziemlich still hergegangen im Innern des Berges; da plötzlich am 6. März dieses Jahres klopfte der warnende Finger des Feuergeistes von Neuem an die Schale des Erdballs, und siehe da! mitten im deutschen Reich schwankte der Boden unter unsern Füßen. Nun, erst vor wenigen Tagen, hat wiederum der Vesuv seine glühenden Pforten weithin und in so jäher Hast geöffnet, daß Tod und Schrecken in sie eingezogen sind. Was diese neueste Eruption auszeichnet, so weit sie sich bis jetzt übersehen läßt, ist das Ausschütten enormer Laven in den Fosso del Faraone in der Richtung der Ströme von 1786 und 1855 und in Folge dessen Zerstörung der zu beiden Seiten des Hohlwegs liegenden Dörfer Massa di Somma und San Sebastiano, ferner das plötzliche und ganz unerwartete Entstehen eines Seitenkraters in der Nähe des Observatoriums und der Lavasturz nach Südwesten, der aber diesmal Torre nicht erreichte. Das akute Auftreten, der rapide Verlauf, die gewaltigen electrischen Phänomene erinnern an das Schreckensbild des Jahres 1631.

Allein auch in völlig friedlichen Tagen, wenn der Vesuv sich in seiner größten Ruhe befindet, wenn er weder Laven absondert, noch Steine, Asche oder größere Rauchmassen herausstößt, gewährt er durch die Einsicht in die so mannichfach wechselnde Gestalt des Kraters immer noch ein bedeutendes Interesse. Für den, der die Eruption beobachtet, ist es unmöglich durch eigene Anschauung ein Bild von dem Krater zu gewinnen. So hat der Vesuv in jedem Stadium seines vulkanischen Lebens einen besonderen Reiz für die Wißbegierde des Menschen, und ist dadurch der Sammelpunkt für die Fremden aller Nationen geworden. Das gediegene edle Metall, welches der gewaltige Beherrscher des Golfs auf diese Art seinen Anwohnern in die Hände spielt, mag sie einigermaßen schadlos halten für die flüssigen Massen, mit denen er sie zeitweise nur allzu freigebig überschüttet.

H. Reimer.

Die deutsche Colonie in St. Petersburg.

III. Buchdruckerei und Buchhandel. Im alten Moskau gab es schon lange vor Petersburgs Zeit Buchdrucker und Buchhändler mit deutschen Namen. In der neuen Residenz etablirte die im Jahre 1725 gestiftete Akademie der Wissenschaften die erste bedeutende Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung für Schriften in westeuropäischen Sprachen. Sie hat seitdem eine Menge werthvoller wissenschaftlicher Werke in die Welt gesetzt, druckt und verlegt auch jetzt noch jährlich ihre Memoiren, Bulletins, Comptes rendus x. Viele in diesen Sammelwerken enthaltene Abhandlungen hat sie auch als besondere Bücher herausgegeben. Sie hat wohl jedenfalls in Petersburg das größte, älteste und solideste Druck- und Bücherverlags-Geschäft. Seit dem Anfange ihres Bestehens publicirte die Akademie circa 850 besondere Werke und Abhandlungen und davon waren ungefähr 350 in deutscher Sprache, wobei die zahlreichen Bände ihres jährlich erscheinenden deutschen „Kalenders" noch nicht mitgerechnet sind.

Unter der Regierung Katharina's II. wurden von deutschen Buchhändlern und Künstlern einige Privatdruckereien und Buchhandlungen begründet. Unter jenen zeichneten sich die von Schnoor, von Weitbrecht und von Breitkopf aus. Diese Deutschen verbesserten auch die russischen Typen und Lettern. „Durch die Bemühungen und die Industrie der deutschen Buchdrucker", sagt Georgi, „ist es so weit gekommen, daß die russische Druckschrift ihr altes, eckiges, hölzernes Ansehen fast ganz verloren hat und sich gefälliger darstellt." Der Deutsche Schnoor brachte um diese Zeit in Petersburg auch eine tatarische Druckerei zu Stande. Diese merkwürdige Druckerei besorgte seitdem den Koran und auch die Schulschriften und andere Bücher für die zahlreichen tatarischen Völker Rußlands. — Die Weitbrecht'sche Buchhandlung war im vorigen Jahrhundert lange die einzige für den Bezug und Vertrieb von Büchern aus dem Auslande. Im Jahre 1790 gab es außer ihr noch die Ewers'sche und Müller'sche Buchhandlung und daneben die Kupferstichhandlungen von Klostermann und des Italieners Rospini, so wie fünf russische Buchhandlungen.

Von allen genannten und einigen anderen deutschen Druckereien und Buchhandlungen aus dem vorigen Jahrhunderte und aus dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts bestehen aber — mit alleiniger Ausnahme jener der kaiserlichen Akademie — keine mehr. Sie haben sich sämmtlich mit der Zeit wieder aufgelöst. Von den jetzt (im Jahre 1872) in Petersburg blühenden Geschäften dieser Art datirt keins seinen Ursprung weiter zurück als das Jahr 1814. Die Zahl der mit dem großen deutschen Buchhandel in Ver-

bindung stehenden Petersburger Buch-, Musikalien- und Kunsthandlungen belief sich im Anfange des Jahres 1871 auf 20. Sie wurden alle mit einer oder zwei Ausnahmen von Deutschen geführt. Die Hälfte von ihnen (genau neun) wurde vor dem Jahre 1850 begründet. Acht*) wurden erst in den letzten beiden Jahrzehenten etablirt. Dies Faktum beweist wohl, daß die Bewegung des deutschen Buchhandels in Petersburg noch immer im Steigen begriffen ist. — Wie manche andere Geschäfte, so haben auch einige deutsche Buchhandlungen Petersburgs (z. B. B. M. Wolff) zugleich in Moskau Wurzel geschlagen. Die bedeutendste ist jetzt und schon seit längerer Zeit die kaiserliche Hofbuchhandlung von Schmitzdorff. Ihr jetziger Inhaber Karl Röttger ist Commissionär der meisten großen wissenschaftlichen Institute Petersburgs, der Akademie der Wissenschaften, des hydrographischen Departements, des kaiserlichen Generalstabs, der kaiserlichen geographischen Gesellschaft, des Vereins der Petersburger Aerzte, der kaiserlichen pharmaceutischen Gesellschaft so wie auch der Ministerien des Innern und der Volksaufklärung. Sie druckt, verlegt und publicirt mehrere der Petersburger Zeitschriften: die Nordische Presse, die medicinische Zeitschrift, den Petersburger (ehemals akademischen) Kalender :c. —

IV. Deutsche Zeitschriften. Ziemlich zahlreich sind die periodischen Publikationen, welche seit der Gründung Petersburgs im Kreise der dortigen Deutschen versucht wurden, eine Zeit lang bestanden und dann wieder von der Bühne verschwanden. Namentlich tauchten zur Zeit Katharina's II. mehrere solche literarische Unternehmungen auf. Der bekannte deutsche Dichter Willamow gab im Jahre 1772 unter dem Titel „Spaziergänge" eine moralische Wochenschrift in Petersburg heraus, die aber bald wieder einging. Um dieselbe Zeit fing auch der gelehrte Dr. Bacmeister seine „Russische Bibliothek" dort zu publiciren an, die aber auch nicht lange dauerte. Länger bestand das im Jahre 1776 begründete „St. Petersburger Journal", welches bei der Weitbrecht'schen und nachher bei der Schnoor'schen Buchhandlung monatlich erschien, allerlei „merkwürdige Neuigkeiten", viele neue Gesetze und Verordnungen der Regierung und insbesondere eine Menge „nützliche" Aufsätze öconomischen und historischen Inhalts über Rußland publicirte und es auf eine ziemliche Anzahl von Bänden brachte. — Zuweilen begleiteten auch die Deutschen die damaligen periodischen Publicationen der Russen mit gleichzeitig erscheinenden deutschen Uebersetzungen. So wurde eine ganze

*) Von einigen Buchhandlungen hat das allgemeine Adreßbuch für den deutschen Buchhandel, aus dem ich diese Notizen zusammengelesen habe, das Jahr der Gründung nicht angegeben.

Reihe von Bänden der jährlichen Berichte der russischen öconomischen Gesellschaft aus dem russischen Original übersetzt und in einer deutschen Ausgabe publicirt. — Auch wurden damals schon manche auf Petersburg und Rußland berechnete periodische Blätter in Deutschland gedruckt und veröffentlicht, z. B. das im Jahre 1790 in Leipzig begründete „Journal von und für Rußland", das dem bekannten, in neuerer Zeit in Berlin publicirten und leider jetzt schon auch wieder verstummten „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland" von A. Erman etwas ähnlich war.

Doch ich will hier diese Todten nicht alle wieder aufwecken, sondern nur die jetzt noch bestehenden und zwar unter den Deutschen in Petersburg selbst blühenden Zeitschriften aufzählen. Und unter ihnen mag ich zuerst nennen:

1. Die Memoiren und Bulletins der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften, die jedenfalls wohl die wichtigsten und ältesten periodischen, jährlich erscheinenden Publikationen in Petersburg sind. Sie datiren schon aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Anfänglich erschienen sie unter einem lateinischen Titel („Commentarii Academiae scientiarum Imperialis Petropolitanae) und enthielten auch fast nur in lateinischer Sprache abgefaßte Abhandlungen. Seit Katharinen's Zeit wurde ihr Titel französisch „Mémoires" und „Bulletins de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg". Auch war seitdem fast der ganze Inhalt jedes jährlich erscheinenden Quartbandes in französischer Sprache abgefaßt. Das Lateinische verschwand nach und nach, und das Deutsche schlich sich ein, zuweilen auch schon ein in russischer Sprache abgefaßter Artikel. Seit dem zweiten Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts hat bis auf die Neuzeit das Deutsche der Art die Oberhand gewonnen, daß an dem Ganzen fast nichts mehr französisch geblieben ist, als der Titel: „Mémoires" und „Bulletins". Fast der ganze Kern des Werkes ist jetzt deutsch, in welcher Sprache alle darin enthaltenen wissenschaftlichen Abhandlungen geschrieben sind. Auch manche nationalrussische Akademiker bedienen sich des Deutschen. Französische Artikel sind ganz selten geworden. Und die in russischer Sprache geschriebenen und vorzugsweise nur für russische Leser interessanten Abhandlungen werden in einer besonderen Schrift herausgegeben, die auch den russischen Titel „Sapiski" führt, was ungefähr dem französischen Mémoires gleichkommt.

2. Der St. Petersburger Kalender. — Diese schon alte periodische, stets in deutscher Sprache geschriebene Schrift wurde von der Petersburger Akademie der Wissenschaften begründet und bis vor etwa 6 Jahren von ihr gedruckt und verlegt. Seitdem ist sie in den Verlag und Besitz der bedeutendsten deutschen Buchhandlung in Petersburg, der kaiserlichen Hof-

buchhandlung von Schmitzdorff übernommen. Sie giebt jährlich einen hübschen Octavband von circa 300 Seiten. Es ist eine der interessantesten und solidesten Publikationen ihrer Gattung. Außer den stehenden Nachrichten über astronomische, klimatologische, genealogische x. Gegenstände, und außer den Nachweisen über Posten, Eisenbahnen, Telegraphen und Dampfschifffahrt Petersburgs enthält sie als Beigabe auch immer viele und werthvolle statistische, historische x. Aufsätze, die von Petersburger Akademikern und Gelehrten herrühren. Ihre große Verbreitung unter den Deutschen in Rußland ist daher erklärlich. Sie wird in Petersburg in mehr als 4000 Exemplaren abgesetzt.

Außer diesem vortrefflichen und vornehmsten „Kalender" erscheinen in Petersburg auch jährlich noch sowohl in russischer als deutscher Sprache mehrere andere Kalender: „Taschen-Kalender", „Wand-Kalender", „Illustrirte Kalender", „Comptoir-Kalender", „Adreß-Kalender", die aber weiter nichts sind als was ihr Titel besagt und keine oder wenige literarische Beigaben haben. Der Petersburger „Hofkalender" wird nur in russischer und in französischer Sprache publicirt.

3. Die St. Petersburger deutsche Zeitung wurde schon vor 145 Jahren begründet und ist seitdem ohne Unterbrechung jährlich erschienen. Sie gehört daher vermuthlich überhaupt zu den ältesten deutschen politischen Zeitschriften. Anfänglich und noch lange nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts erschien sie nur zwei Mal in der Woche in einem kleinen Format von vier Quartdruckseiten, die auch noch nicht alle mit Druck erfüllt waren, da ein mächtiger russischer Doppeladler, das Petersburger Stadtwappen trotzig in den Klauen haltend, jedes Mal die Hälfte der ersten Seite ausfüllte. Dazu nahmen mehr als anderthalb Seiten die Inserate in Anspruch und nur der Rest war dann der Politik gewidmet. Gegenwärtig und schon seit längerer Zeit erscheint sie täglich und in respectabler Größe. Außer „politischen Uebersichten" und Leitartikeln und täglichen Mittheilungen über die Weltereignisse liefert sie auch populäre Aufsätze über allgemein wissenschaftliche Gegenstände, so wie insbesondere über das geistige und sittliche Leben in Rußland, historische, geographische, ethnographische, statistische und naturgeschichtliche Nachrichten aus dem ganzen Umfange des russischen Reiches. Ihre 145 Jahrgänge enthalten sehr reiche Materialien für die Geschichte Petersburgs und seiner deutschen Colonie. Sie ist auch dadurch merkwürdig, daß sie als politisches Organ auf ihrem Felde beinahe anderthalb Jahrhunderte lang ohne Concurrenz allein dastand. Erst seit 2 Jahren hat sie eine Rivalin erhalten in der

4. „Nordischen Presse", die auch täglich erscheint und ebenfalls der Politik gewidmet ist. Sie ist von dem unternehmenden Buchhändler Karl

Röttger begründet und wird jetzt von einem talentvollen Rigenser Dr. J. Bärens redigirt.

Den beiden genannten schließen sich an „die deutschen Blätter für Rußland", die auch zu den Tagesblättern gehören, obgleich sie nicht vorzugsweise politischen Inhalts sind, sondern auch für „Unterhaltung und andere Neuigkeiten" sorgen. Sie haben jetzt den Dr. Würtenberger zum Redacteur und Herausgeber.

Periodische deutsche Zeitschriften wissenschaftlichen Inhalts gibt es in Petersburg außer den schon genannten „Memoiren der Akademie" noch einige für Medicin, Pharmacie und Theologie, nämlich folgende:

5. „Die St. Petersburger medicinische Zeitschrift", von der jährlich 6 Hefte im Verlage von Karl Röttger unter der Redaction des Dr. Kriel erscheinen.

6. „Die Pharmaceutische Zeitschrift für Rußland", jetzt redigirt von Dr. Casselmann.

7. „Das St. Petersburger evangelische Sonntagsblatt", wöchentlich erscheinend und jetzt von Pastor Bertoldi redigirt.

Außerdem geben mehrere Petersburger Institute, Wohlthätigkeitsanstalten, Bibliotheken rc. — manche schon seit langer Zeit — jährliche Berichte über ihre Thätigkeit und Erfolge in deutscher Sprache heraus. Doch werde ich von diesen, zum Theil sehr interessanten periodischen Publikationen lieber bei den betreffenden Anstalten selbst sprechen.

Endlich könnte man auch noch die von Zeit zu Zeit in deutscher Sprache gedruckten „Preiscourante" und „Verzeichnisse der vorzüglichsten in St. Petersburg eingeführten Waaren" hier erwähnen. —

V. Musik. Nicht in gleich hohem Grade wie der Handel und die Wissenschaft ist auch die Kunst in Petersburg deutsch. Auf dem Felde der Musik haben in Petersburg wie auch anderswo die Deutschen mit den Italienern um die Palme gerungen. Beide Nationalitäten haben in dieser Kunst dort abwechselnd das Regiment geführt oder neben einander geherrscht. Gleich unter Peter d. Gr. hielt die deutsche Tonkunst ihren Einzug in Petersburg. Schon in den ersten Jahren nach Gründung der Festung auf der Newainsel lud Peter deutsche Musiker ein, und diese — „zwölf Kunstpfeifer" an der Zahl — mußten sich in den Mittagsstunden von der obersten Gallerie der sogenannten „Austerie" (einer Art aus Holz gebauten Gasthauses, das den Fremden ein Unterkommen gewährte) mit Zinken und Posaunen hören lassen. — Auch die anmuthig klingenden Glockenspiele, die er in Deutschland und den Niederlanden gehört hatte, konnte der große empfängliche Zar nicht vergessen und auch sie verpflanzte er nach Rußland. Im

Jahre 1710 ließ er einen Deutschen J. C. Förster aus Schlesien nach Petersburg kommen und auf dem Isaaksthurme an der großen Newa ein vollständiges Glockenspiel anlegen. Auch auf dem Thurme der Festungskirche wurde ein ähnliches Glockenspiel befestigt, der genannte Schlesier dabei als Glöckner angesetzt und ihm russische Schüler beigegeben. Auch bei seinem Mittagsmahle wollte Peter Musik haben, namentlich Zinken und Posaunen, deren präciser Schall ihm so sehr gefiel. Er ließ daher ein Corps deutscher Musikanten aus Riga kommen und wenn er ein Gastessen gab, mußten diese ihm jedes Mal mit aufgeblasenen Backen Tafelmusik machen. Allmählig verschaffte er auch jedem seiner Regimenter ein deutsches Hautboisten-Chor und einen eigenen Capellmeister.

Als im Jahre 1720 der Herzog Ulrich von Holstein-Gottorp, Peter's nachmaliger Schwiegersohn, der von des großen Zaren Freude an heiteren Klängen gehört hatte, nach Petersburg kam, brachte derselbe seine „Capelle" mit und nun kam beim Petersburger Hofe eine vollständige deutsche Kammer-Musik auf. Was aber in Petersburg aufkam, das fand durch dieses dem großen Reiche eingesetzte Luftloch auch gleich im Innern ein Echo. Im Jahre 1721 mußte jene holsteinische Kammercapelle sich nach Moskau begeben und dort bei den damaligen großen Feierlichkeiten wegen des mit Schweden geschlossenen Friedens sich hören lassen. „Es geschah dies unter dem Zulaufe einer unzähligen Menschenmenge und zur Bewunderung der großen Stadt," — so heißt es in einem Bericht über diese Begebenheit. —

Unter Peter d. Gr. blieb alles Geigende und Blasende in Petersburg rein deutsch, weil Deutschland eben zunächst zur Hand lag, und Deutsche am leichtesten zu haben waren. Unter Peter's Nachfolgern kamen auch die entfernter wohnenden Italiener heran. Die Kaiserin Anna (seit 1730) liebte vor Allem die italienische Musik. Doch gab es auch zu ihrer Zeit neben dem italienischen ein Corps deutscher Hofmusiker und Deutsche fuhren fort neue Zweige der Musik in Petersburg einzuführen und beliebt zu machen. So brachte der Concertmeister Hübner bei Gelegenheit des großen türkischen Friedensfestes im Jahre 1739 zuerst eine türkische Musik in Petersburg auf. Die ächte wilde türkische Janitscharenmusik führte aber erst unter der folgenden Kaiserin Elisabeth der deutsche Violinist Schnurpfeil nach Petersburg. Derselbe war lange in Constantinopel gewesen und hatte die türkische Musik dort genau studirt und richtig copiren gelernt. Auch ließ sich unter dieser Kaiserin zum ersten Male ein deutscher Harfenvirtuose in Petersburgs hören, der ausgezeichnete Künstler Kirchhof aus Sachsen. Um die Mitte 18. Jahrhunderts verliehen der Freund Friedrich's d. Gr., Graun, und der Wiener Componist Gluck der deutschen Musik wieder einen großen

Glanz und im Jahre 1763 führte der Concertmeister Starzer aus Wien diese neueren deutschen Compositionen zu den Ufern der Newa, wo sie unter der Kaiserin Katharina beliebt wurden. Auch wurden unter dieser Kaiserin von Deutschen in Petersburg einige musikalische Erfindungen gemacht. So verbesserten daselbst zwei Deutsche, Kolbel und Johann Maresch, das Waldhorn durch verschiedene künstliche Vorrichtungen „der Art, daß dieses bis dahin so rohe Instrument nun für die zärtlichste Musik verwendbar wurde." — „Kaum war diese Erfindung an der Newa gemacht", sagt ein Petersburger Autor damaliger Zeit,*) „so ertönten im folgenden Sommer 1767 die Ufer der Wolga von Twer bis Kasan von den auserlesensten Waldhorn- und Posaunen-Chören". Besonders merkwürdig aber ist es, daß auch diejenige Instrumentalmusik, die man vorzugsweise die russische zu nennen pflegt, weil sie nur mit solchen Leuten, wie die Russen es sind, ausführbar ist, nicht von einem eingeborenen Russen, sondern von einem Deutschen erfunden und organisirt wurde. Es war der deutsche Hofmusikus Maresch aus Böhmen, der in Verbindung mit dem Oberjägermeister Fürsten Narischkin die Entdeckung machte, wie gut und leicht man russische Hornisten, jeden auf einen besonderen Ton einexerciren und sie alle dann gleich den Orgelpfeifen zur Aufführung eines Musikstückes, in welchem jeder einzeln einfallende Ton mit den übrigen zu einem harmonischen Ganzen verschmolz, benutzen könne. Er brachte in Petersburg die neue sogenannte russische „Hornmusik" zu Wege, die bekanntlich von ganz eigenthümlicher und sehr ergreifender Wirkung ist, und die sich seitdem unter den Russen als etwas Nationales erhalten hat.

Dieser russischen Hornmusik ähnlich sind die ausgezeichneten Productionen der kaiserlich russischen Sängercapelle in Petersburg. Wie jene aus 60 Bläsern mit kurzen, langen und längeren Hörnern, so ist diese aus einer großen Anzahl Vocalisten, Knaben, Knäblein, Jünglingen und Männern zusammengesetzt, welche wunderbare zauberische Effekte erzielen. Auch dieses eigenthümliche Meisterstück russischen Musiktalents ist nicht durch die Russen selbst, sondern durch Ausländer zu seiner Vollkommenheit gebracht. Es sollen italienische Musikkenner und Lehrer gewesen sein, die von Rom nach Petersburg kamen und dort die alten in der russisch-griechischen Kirche üblichen byzantinischen Gesänge an's Tageslicht zogen, sie wissenschaftlich behandelten, polirten und einen aus Russen zusammengesetzten Chor darauf einübten. — So sind denn nicht nur die Goldadern des russischen Bodens und seine Bergwerke, sondern auch die in der Seele der Nation schlummern-

*) Stäblin und Haigold's Beiträge zum neuveränderten Rußland. II. 175—190.

den Qualitäten und Talente von Fremden entdeckt, benutzt und disciplinirt worden.

In unserem Jahrhundert und in der Neuzeit ist die italienische Musik wie anderswo auch in Petersburg ein wenig gegen die deutsche zurückgetreten. Zwar hat sich die italienische Oper in Petersburg wie auch anderswo an der Tagesordnung erhalten. Doch wirken auch bei ihr jetzt eben so viele deutsche als eigentlich italienische Kräfte mit. Auch das neuerrichtete Conservatorium in Petersburg steht unter der Leitung deutscher Musiker, der ausgezeichneten Pianisten Rubinstein und Dreyschock. Könnte man alle Deutschen, die jetzt in Petersburg und überhaupt in ganz Rußland als Concertmeister, als Musiklehrer, als Sänger und Sängerinnen, im Privatleben und auf der Schaubühne thätig sind, und auch noch alles Deutsche, was in den Regimentsbanden der Armee und der Flotte oder in den Tanz- und Ballsälen der beiden Hauptstädte geigt und bläst, zusammenaddiren, so würde dagegen Alles, was Italiener, Franzosen und andere Nationen in diesem Fache leisten, sehr unbedeutend erscheinen und es würde sich zeigen, daß die Deutschen den Concertmeisterstab in Petersburg fast ganz und gar in Händen haben. —

VI. Theater. Wie alle frühesten Regungen der deutschen Colonie in Petersburg, so führen auch die ersten Spuren eines deutschen Theaters daselbst auf den argusäugigen Peter d. Gr. und die um ihn zuerst versammelten Deutschen zurück. Schon um das Jahr 1720 existirte unweit der sogenannten „Grauen" oder „Polizei-Brücke" ein kleines, am linken Ufer der Moika auf Pfählen gebautes hölzernes Theater, auf welchem unter der Direction eines gewissen „Herrn Mann" deutsche Modedramen damaliger Zeit, als z. B. „der arme Jürgen", „Doctor Faust", „die möglich gemachte Unmöglichkeit", „Adam und Eva" und andere Stücke biblischen Inhalts von einem Dutzend deutscher Schauspieler aufgeführt wurden. Ihre Leistungen, Garderobe &c. mochten elend genug sein; dennoch aber war der Zulauf sehr stark.

Seitdem hat es fast beständig deutsche Schauspieler und Bühnen in Petersburg gegeben. Freilich haben sie ihr Leben oft nur kümmerlich gefristet, weil französische und italienische Acteurs und ihre Leistungen stets dort so viel beliebter waren. Den Italienern und Franzosen standen indeß zuweilen deutsche Talente bei, selbst in solchen Zweigen der Schauspielkunst, die sonst jenen meistens ausschließlich zufallen. So wurde im Jahre 1759 der Balletmeister Hilferding aus Wien nach Petersburg berufen, um das Ballet zu reformiren. „Russische Theatral-Tänzer und Tänzerinnen schickten sich bald in den deutschen Unterricht und verbesserten sich ansehnlich." Als Hil-

ferding abging, folgte ihm der schon im Capitel der Musik von mir genannte deutsche Musikus und Balletmeister Starzer aus Wien als Dirigent der theatralischen Tänze.

Im Jahre 1788 — als in Deutschland die ersten Stücke von Lessing, Goethe und Schiller auf die Bühne getreten nnd auch schon mehrere Shakespeare'sche Dramen dem deutschen Repertorium gewonnen waren, zu einer Zeit, in welcher Deutschland mehr als je zuvor ein Nationalschauspiel besaß — entstanden auch in Petersburg bald hinter einander zwei deutsche Liebhabertheater, die beide ihre eigenen Schauspielhäuser erhielten.

Nachdem gegen Ende des 18. Jahrhunderts diese beiden deutschen Liebhabertheater wieder abgetreten waren, wurde eine „kaiserlich-deutsche Schauspielergesellschaft" begründet, die in dem sehr vergrößerten und verschönerten „Theater im Kuchelew'schen Hause" ihre Vorstellungen gab. Auch organisirte damals ein Deutscher, Namens Knieper, eine russische Schaubühne und nahm russische Acteurs in die Schule. —

Obgleich der Hof und die Aristokratie Petersburgs in diesem jetzigen 19. Jahrhundert ebenso wie im vorigen nicht das deutsche Schauspiel, sondern fast ausschließlich nur das französische Theater und die italienische Oper unterstützt haben, so hat es in der Kaiserstadt zur Befriedigung der Bedürfnisse und Wünsche der deutschen Colonie doch immer auch eine mehr oder weniger gute deutsche Bühne gegeben. „Das Marientheater", nach dem Brande von 1859 schön und zweckmäßig hergestellt, dient jetzt sowohl russischen als deutschen Vorstellungen und das „Alexandertheater" und das „Michaeltheater" sowohl dem deutschen als dem französischen Schauspiel. Auch haben bedeutende deutsche Talente, wie die Devrients, die Davisons und Andere, Petersburg immer, als zu dem Gebiete der deutschen Kunst gehörig, mit in den Plan ihrer Kunstreisen aufgenommen und haben daselbst bei ihren Besuchen stets ein zahlreiches und dankbares Publikum gefunden.

Bemerkenswerth ist es, daß wie im deutschen Mutterlande, so auch bei seiner Tochter im Lande der Finnen der Geschmack und das Talent für dramatische Aufführungen und Unterhaltungen sich in der Neuzeit in Privatcirkeln und in immer weiteren Kreisen verbreitet hat. Zu wohlthätigen Zwecken oder zur Unterhaltung werden jetzt in Petersburg von deutschen Handwerkern und andern nicht selten dramatische Aufführungen unternommen. Auch mag ich zugleich bemerken, daß öffentliche Reden, Declamationen und populäre Vorträge in Schulen, Klubs und Vereinen neuerdings in Petersburg eben so Mode geworden wie bei uns und fast so stark in Schwung gekommen sind wie in England und den Vereinigten Staaten, von wo diese jetzt so beliebten Arten der geselligen Unterhaltung und Belehrung zu uns kamen. —

VII. Baukunst. Der Häuserbau in Petersburg stand von vornherein mehrfach unter dem Einfluß der Deutschen und ihrer Architekten. Schon vor dem Jahre 1711 hatten sich dort manche deutsche Ansiedler ihre Wohnhäuser nach deutscher Weise gebaut. Unter den Ankömmlingen hatten sich gleich von vornherein viele deutsche Mauerleute befunden, die auch schon im Jahre 1710 einige Straßen zu Petersburg gepflastert hatten. Im Jahre 1711 ließ Peter d. Gr. „ein Haus von Fachwerk nach preußischer Art" bauen, wobei er nach seiner Weise auch selbst mit Hand an's Werk legte. „Dieses Haus stellte er durch einen Befehl vom 4. April 1714 den übrigen in der Stadt zu erbauenden Häusern zum Muster auf, und hiernach wurden denn auch in den folgenden Jahren die Gebäude für den Senat und andere Collegien, wie auch die Hotels für die Gesandten aufgeführt." *) Man baute in Petersburg auch Windmühlen nach Niederdeutscher Art. Deßgleichen erhielt im Jahre 1716 jeder Petersburger Hauswirth den Befehl vor seinem Hause Lindenbäume zu pflanzen, wie es der große russische Reformator in den Niederlanden und Norddeutschland gesehen hatte. Und so mochte denn anfänglich der Hauptkern von Petersburg ganz den Anblick einer norddeutschen Provinzialstadt gewähren. Indeß kamen auch schon unter Peter d. Gr. einige italienische Architekten nach Petersburg. Italiener hatten schon früher in Moskau neben den Deutschen gebaut. Namentlich stand der ganze Petersburgische Festungsbau eine Reihe von Jahren hindurch unter der Leitung des Italieners Tresini. Dagegen vollendete denselben später wieder ein Deutscher, der berühmte Graf Chr. v. Münnich. Ich könnte mehr große Gebäude in und bei Petersburg nennen, an denen abwechselnd deutsche und italienische Künstler bauten. So z. B. das Schloß von Strelno, dessen Bau Peter's d. Gr. Architekt Brand leitete, während es nach einem Brande unter Elisabeth der Italiener Rastrelli wiederherstellt. Als es nachher wieder sehr verfiel, restaurirte es unter Paul der deutsche Engelmann und abermals unter Alexander der Italiener Veronichini. Nach Peter d. Gr., zur Zeit der Kaiserin Elisabeth und Anna, rivalisirten die Italiener, wie in der Musik, so auch auf dem Felde der Baukunst siegreich mit den deutschen Architekten. Auch unter Katharina waren die bedeutendsten Architekten Italiener. So der schon genannte Rastrelli, der viele große Gebäude in Petersburg baute, unter andern das alte Winterpalais, welches 1837 abbrannte, ferner den Aitschkow'schen Palast. Desgleichen der Italiener Tuarenghi, der das große Theater der Eremitage und vor allem den berühmten Marmorpalast baute. Die Italiener bemächtigten sich allmählig fast ganz dieses Faches der Kunst. „Diktatorisch übertrugen sie ihre gewohnten Formen auf

*) Reimers.

den Norden. Die bisher in Petersburg und überhaupt in Rußland unbekannte gewölbte Kuppel, die Säulen vor den Hauptfaçaden der Gebäude, die platten Dächer kamen an die Tagesordnung." Der Säulenschmuck gefiel den Russen so sehr, daß sie ihn am Ende allenthalben, auch wo er ziemlich überflüssig und sogar unzweckmäßig war, anbrachten. Ein russificirter italienischer Baustil verbreitete sich von Petersburg aus über ganz Rußland, wurde auch in alle anderen Ortschaften des weiten Reichs eingeführt und ist seitdem daselbst einheimisch geblieben. „Wir haben nicht nöthig nach Italien zu reisen", bemerkte ein Russe dem französischen Marquis de Custine, „denn wir finden ja die Modelle der italienischen und griechischen Architektur in allen selbst den kleinsten Städten unseres Vaterlandes;" worauf der witzige Franzose antwortete: die Russen hätten in ihrem Klima und in einem Lande, in welchem der Schnee stärker glänze als die Sonne, besser gethan statt luftiger italienischer und griechischer Colonnaden sich Souterrains, Tunnels und Höhlen zum Wohnen einzurichten.

Neben den dominirenden Italienern findet man doch während des gan 18. Jahrhunderts auch Deutsche als namhafte Architekten in Petersburg erwähnt. So zur Zeit Katharina's den Baumeister Gerhardt, den Architekt Velter, der das berühmte Schloß Tschorma baute, und nach dessen Plan die kaiserliche Academie der schönen Künste gebaut wurde, und von dem auch das berühmte eiserne Gitter, welches den kaiserlichen Sommergarten umfaßt und dessentwegen allein ein Mal ein Engländer die Reise nach Petersburg machte, herrührt, und dann den General Bauer, unter dessen Leitung verschiedene große Gebäude in Petersburg aufgeführt und auch die ersten guten Chausseen von der Hauptstadt aus zu den kaiserlichen Lustschlössern durch die Sümpfe von Ingermanland angebahnt wurden. Derselbe unterwölbte auch einige der größeren stets sumpfigen Straßen Petersburgs. Aus jener Zeit mag ich auch noch den deutschen Hofarchitekten Tischbein, der das kaiserliche Opernhaus baute, nennen, und aus der neuesten Zeit den deutschen Architekten Grimm, dessen Werk aus den 60er Jahren dieses Jahrhunderts die hübsche Kirche der deutschen und holländischen Reformirten in Petersburg ist.

Auch die großen deutschen Baumeister des gegenwärtigen Jahrhunderts Schinkel und Klenze haben einige bedeutende Spuren und Monumente ihrer Thätigkeit und ihres Genies in Petersburg hinterlassen. Namentlich der letztgenannte, der im Jahre 1839 selbst zur Kaiserstadt kam, um die innere Anordnung der Isaakskirche zu leiten. Er baute auch in den vierziger Jahren den Palast der sogenannten neuen Eremitage in demselben Stil, in welchem seine Glyptothek in München gebaut war. Doch haben auch noch in diesem Jahrhundert wieder Italiener mit den Deutschen rivalisirt, so Breme, Rossi u. A.

Auch bedeutende französische Architekten erschienen nicht selten in Petersburg. Unter Peter d. Gr. baute der Franzose Le Blond das Schloß von Peterhof, das Versailles Petersburgs. Einer der ausgezeichnetsten unter den französischen Architekten ist der berühmte Montferrand, nach dessen Plänen die größte und prachtvollste Kirche der Hauptstadt, die Isaakskirche, gebaut wurde. Doch haben bei diesen Kirchenbauten die fremden Baumeister sich schon früher im alten Moskau den Anforderungen und dem Geschmacke der russisch-orientalischen Kirche fügen müssen. Auch in Petersburg ist der Stil der meisten orthodoxen Kirchen der byzantinisch-russische, obgleich auch bei ihnen zuweilen ausnahmsweise das Ausland nachgeahmt wurde. Unter andern ist dies bei der bekannten Kasanschen Kirche geschehen.

Die Mehrzahl der eigentlichen Petersburgischen Architekten lieferte die unter Katharina gestiftete Kunstacademie, deren Lehrer meist Italiener und Deutsche, und deren Schüler meist Russen waren. Manche dieser national-russischen Kunstschüler haben ein nicht geringes Talent für Architektur an den Tag gelegt. Unter anderen Alexander Brylow, der Bruder des bekannten Malers des Untergangs von Pompeji, welcher viele stattliche Gebäude in Petersburg gebaut hat. Und schon vor diesem der Architekt Staroff, der am Ende des vorigen Jahrhunderts den reich geschmückten Taurischen Palast baute.

VIII. Die Verdeutschung der Umgebung Petersburgs. Wie die Bewohnerschaft der Stadt Petersburg selbst von Anfang herein mit deutschen Elementen gemischt wurde, so ist auch die ganze Umgegend derselben unter russischer Herrschaft mehr und mehr mit deutschen Bewohnern versehen. Mit dieser Verdeutschung der Nachbarschaft Petersburgs namentlich und zunächst der geographischen Nomenclatur derselben begann schon Peter d. Gr. gleich im Jahre 1702, als er in das bis dahin schwedische Newaland einrückte. Als er die alte Festung an dem Austritt der Newa aus dem Ladoga-See, welche in alten Zeiten einen russischen Namen Orechowetz d. h. Nüsse-Stadt und dann einen schwedischen Namen Nöteborg d. h. Nuß-Burg (Uebersetzung des Russischen) getragen hatte, eroberte, zerstörte und dann wieder aufbaute, da stellte er nicht etwa jenen alten russischen Namen wieder her, sondern gab ihr den neuen deutschen Namen „Schlüsselburg", weil sie für ihn der „Schlüssel" zum Newa-Lande werden sollte. Ebenso erhielt bald darauf auch die neue große russische Residenzstadt Petersburg selbst — wunderbar, aber bezeichnend genug — nicht einen russischen, sondern einen deutschen Namen. Er widmete sie demselben Heiligen, dem auch ehedem schon die blühende deutsche Handelscolonie in Nowgorod, das Comptoir und die Kirche von St. Peter gewidmet gewesen war. Ich weiß nicht, ob Peter d. Gr. hieran

dachte, als er das Bildniß des heiligen Petrus von seiner Newafestung hinunterließ. Aber bemerkenswerth bleibt es immerhin, daß der Name des großen Apostels schon seit mehr als 600 Jahren im Newalande zu Hause ist. Nicht bloß in Nowgorod, sondern auch in Aldeigaborg am Ladogasee hatten die Deutschen eine Peterskirche, und auch jetzt ist in Petersburg wiederum die große lutherische Petrikirche ihr Hauptinstitut und der Mittelpunkt ihres Lebens. Auch das Schloß und die Hafenstadt auf der alten Kessel-Insel vor der Mündung der Newa: „Kronstadt" und „Kronslott" erhielten deutsche Namen. Auch der kleinen Stadt an der Luga im Westen von Petersburg mit altrussischer oder finnischer Benennung „Jami" gab Peter d. Gr., nachdem er sie von den Schweden wieder erobert hatte, ein deutsches Anhängsel und nannte sie „Jamburg."

Diese von Peter d. Gr. schon angefangene Verdeutschung der Geographie der Umgebung Petersburgs wurde später noch fortgesetzt. Viele der um Petersburg herum theils von Russen, theils von Prinzen und Prinzessinen aus Deutschland gebauten Schlösser und die bei ihnen aufwachsenden Orte haben, wie deutsche Bewohner so auch deutsche Namen erhalten. So das vom Fürsten Mentschikoff, dem Günstling Peters d. Gr. gegründete „Oranienbaum." So ferner das von Peter d. Gr. gegründete, von Katharina ausgebaute Schloß Peterhof mit der Stadt daneben. Ebenso auch die Schlösser und Orte „Katharinenhof", „Annenhof", „Elisabethenhof" und andere. Auf diese Weise ist denn die geographische Nomenclatur rings um Petersburg herum fast zur Hälfte deutsch geworden.

Da die Umgegend von Petersburg für die bedürfnißreiche Hauptstadt wenig producirte, so rief Katharina bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts deutsche Ackerbauer zu Hülfe und siedelte längs der Newa und in den „Duderhöffschen Bergen" eine Anzahl deutscher Colonisten an, welche den undankbaren Boden durch ihren Fleiß trefflich cultivirten und deren freundliche und nette Dörfer dann die Stadt mit frischer Milch, Butter und andern Produkten des Land- und Gartenbaues versahen. Die Anzahl dieser noch jetzt in ihrer Religion und Sprache deutschen Colonisten bei Petersburg beträgt ungefähr 12,000.

Auch in Folge der Annektirung der deutschen Provinzen Esthland und Livland und ihrer Verbindung mit der Umgegend Petersburgs (Ingermanland) zu einem Staate ist diese wieder etwas mehr verdeutscht. Vor Peter d. Gr. war der Grundbesitz in Ingermanland in den Händen einiger schwedischer Familien. Dieselben verschwanden nach der Eroberung großentheils, starben aus oder verließen das Land. An ihre Stelle sind viele russische Adelsfamilien getreten, aber deßgleichen auch viele deutsche Geschlechter aus dem benachbarten Esthland und Livland. Da die Zustände in

Ingermanland denen in diesen deutschen Ostsee-Provinzen sehr ähnlich sind, da die finnische Grundbevölkerung dort wie hier fast dieselbe ist, und die Bewirthschaftungsweise der Güter eine ähnliche, so sind bis auf die Neuzeit herab immer manche Güter in die Hände deutscher Herren aus Esthland und Livland gekommen und die Provinz Ingermanland (das Gouvernement St. Petersburg) ist daher unter russischer Regierung nicht sowohl dem Innern Großrußlands, als vielmehr jenen deutschen Ostsee-Provinzen ähnlicher geworden.

Noch mehr als in dem Striche südwestwärts von Petersburg haben sich Deutsche und deutsche Sprache unter russischer Herrschaft in der nordwestlichen Landschaft, dem alten Karelien, dem ehemaligen schwedischen Wiborg-Län oder dem sogenannten Alt-Finnland ausgebreitet. Diese Partie der Umgegend Petersburgs bis zum großen Saima-See und bis über Wiborg westwärts hinaus wurde schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts bald nach der Gründung Petersburgs von den Königen von Schweden an Rußland abgetreten und dadurch mit Petersburg der Verdeutschung ausgesetzt. Die Hauptstadt dieses Strichs, Wiborg, hatte bis 1721 eine fast ganz schwedische Bevölkerung und eine im Norden berühmte, von der Königin Christine gestiftete schwedische Hauptschule. Als Wiborg mit der Umgegend zu Rußland kam, wanderten wie in Petersburg, auch dort sowohl Russen als Deutsche ein. Das schwedische Gymnasium wurde von Wiborg nach Borgo in Finnland verlegt und als die Stadt im Jahre 1744 ein Gymnasium („Kathedralschule" genannt) wieder erhielt, da wurde dieselbe mit deutschen Lehrern besetzt. Kaiserin Katharina errichtete außer in Wiborg auch in den kleinen Städten Alt-Finnlands in Friedrichsham, Wilmanstrand, Nyslott und sogar in den weit nach Norden hinausgeschobenen Städtchen Kexholm und Serdobol deutsche Normalschulen. In Folge davon wurde hier überall das Deutsche statt oder neben dem Schwedischen die Schulsprache. Die den Wissenschaften sich widmenden jungen Männer aus Alt-Finnland studirten, wie die deutschen Livländer, in Dorpat. Viele Pfarreien wurden mit deutschen Predigern versehen, und wie in Livland wurden deutsche Herren vom Adel zu Gouverneuren der Provinz Alt-Finnland gemacht. Namentlich trat in der Hauptstadt Wiborg das schwedische Bevölkerungselement seitdem bedeutend in den Hintergrund. Da die Stadt ein Seehandelsplatz ist, so sind von Petersburg aus stets viele deutsche Handelsleute und Industrielle übergesiedelt und sie fingen an, hier wie in Petersburg in der Handelswelt die vornehmste Rolle zu spielen.

Weil die Stadt hübsch gelegen ist und das an Felsen und Seen reiche Alt-Finnland überhaupt mehr Naturreize darbietet als das einförmigere Ingermanland, so zogen sich auch deswegen viele deutsche Familien, pensionirte Beamte und Militärs dort hin. Wiborg schmückte sich mit schönen

Villen und Gartenanlagen. Berühmt ist der Park der deutschen Familie der Barone von Nicolai. Die Stadt wurde fast in demselben Grade deutsch wie Reval und war gewissermaßen als eine Vorstadt der großen deutschen Colonie in Petersburg zu betrachten. — Im Jahre 1811 wurde zwar die Provinz Alt-Finnland wieder mit dem ganzen übrigen Finnland, das im Jahre 1809 den Russen von Schweden abgetreten war, vereinigt, und dadurch dem schwedischen Elemente wieder einiger Vorschub gethan. Dennoch aber ist im Ganzen deutsche Sprache und Deutschthum in Wiborg und Alt-Finnland in der Stellung geblieben, welche es sich im vorigen Jahrhundert dort geschaffen hatte. —

Petersburg und die Umgegend aus dem Inneren von Rußland betrachtet, sieht in so hohem Grade verdeutscht aus, daß die Moskowiter es fast als eine deutsche Stadt und Land betrachten, was in der That viel für sich hat. Umgekehrt aber haben sich auch die Deutschen in Petersburg, eine Classe in höherem, eine im geringerem Grade russificirt. Doch darüber kann man ein eigenes Capitel schreiben und ich werde davon später handeln. —

IX. Anzahl der Deutschen in Petersburg. — In einem alten zur Zeit der Kindheit Petersburgs erschienenen Buche, „das Veränderte Rußland" betitelt, heißt es unter anderem: „Es ist absonderlich zu merken, daß um Seine Zarische Majestät (Peter d. Gr.) herum und zwar in den nächsten Gassen mehr Deutsche als Russen wohnen." Dazumal wurden diese Petersburger Deutschen nicht gezählt und auch für die größere Hälfte des folgenden 18. Jahrhunderts fehlen leider genaue statistische Angaben über sie. Daß aber seit jener ersten Zeit ihre Anzahl in constantem jährlichen Wachsthum begriffen war, geht deutlich genug aus der Geschichte und den Kirchenbüchern der deutschen Gemeinden in Petersburg hervor, in denen es von Jahr zu Jahr heißt, daß „wiederum wegen Vermehrung der deutschen Gemeindemitglieder die Kirche vergrößert oder die Schule erweitert werden mußte." Die deutsche Hauptgemeinde in Petersburg, die der St. Petrikirche zählte im Jahre 1762 3500 Seelen, im Jahre 1790 7—8000 Seelen, im Jahre 1810 hatte sie 10,000 Seelen.*) Nach des bekannten Statistikers H. Storch Angabe lebten im Jahre 1794 in Petersburg in Summa 17,660 Deutsche. Nach Buddeus war ihre Zahl im Jahre 1814 auf 23,000 und im Jahre 1846 auf 30,000 gestiegen.

Der Petersburger Akademiker Köppen, der über diesen Gegenstand sorgfältige Untersuchungen angestellt und in dem Bulletin der Petersburger Akademie veröffentlicht hat, gab die Summe aller deutschen Protestanten in der

*) S. Lemmerich, Geschichte der St. Petri-Gemeinde I. S. 239.

Stadt Petersburg für das Jahr 1849 auf 33,900 und die der deutschen Katholiken auf 5015 an. Die Gesammtsumme der Deutschen betrug also damals circa 40,000.

Für das Jahr 1862 werden in dem Werke von Busch über alle protestantischen Gemeinden Rußlands die Mitglieder der deutschen protestantischen Gemeinden der Kaiserstadt so aufgezählt*):

St. Petri-Gemeinde	17,606 eingepfarrt
St. Annen- „	12,000 „
St. Katharinen- „	8,050 „
St. Michaelis- „	2,000 „
die Jesus- „	1,207**) „
Summa	51,700 eingepfarrt.

Hierzu kommen nun noch circa 6000 deutsche Katholiken, ferner viele deutsche Soldaten in der in Petersburg stationirten Armeeabtheilung, die in keiner der genannten Gemeinden eingepfarrt sind. Auch halten sich in Petersburg temporär beständig eine Menge fremde Deutsche auf, Prinzen und andere hohe Herrschaften mit ihrer deutschen Begleitung und Dienerschaft, deutsche Geschäftsreisende, Bauern aus den deutschen Colonien ꝛc. Und dem Allen nach wird man wohl nicht zu viel sagen, wenn man die Anzahl sämmtlicher in Petersburg im Jahre 1872 verweilenden Deutschen auf 70,000 Seelen annimmt. Außer Newyork (mit Brooklyn), wo sich die Anzahl der Deutschen auf 200,000 belaufen soll, giebt es wohl keine fremdländische Stadt in der Welt, die eine so zahlreiche deutsche Colonie enthielte.

Es wäre nicht uninteressant zu wissen, wie sich die verschiedenen deutschen Staaten und Stämme an dieser Gesammtsumme der Petersburger Deutschen betheiligt haben. Dies auszumachen habe ich kein anderes Mittel finden können, als eine Angabe in dem Jahresberichte des deutschen Wohlthätigkeits-Vereins in Petersburg vom Jahre 1871. In diesem Vereine hat man nämlich Gelegenheit gehabt, die Heimat und Herkunft der in Petersburg anlangenden und von dem Verein unterstützten Deutschen näher zu untersuchen und hat für das Jahr 1871 gefunden, daß von ihnen

59,85	Procent aus	Preußen
11,71	„ „	dem Königreich Sachsen
7,98	„ „	Mecklenburg
5,66	„ „	Oestreich
3,48	„ „	Hamburg

*) Busch, Materialien zur Geschichte und Statistik des Kirchen- und Schulwesens der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Rußland. S. 53—69.

**) Diese Gemeinde hatte außer den 1207 deutschen noch 2204 lettische Gemeindemitglieder.

1,93	Procent	aus	Braunschweig
1,67	„	„	Baiern
1,29	„	„	Lübeck
1,16	„	„	den sächsischen Herzogthümern
1,03	„	„	Anhalt-Dessau
1,03	„	„	Hessen
0,90	„	„	Baden
0,90	„	„	Württemberg
0,64	„	„	Waldeck
0,64	„	„	Bremen
0,13	„	„	Oldenburg kamen.

So ziemlich werden dieselben Zahlen und Proportionen wohl für die ganze deutsche Colonie in Petersburg gelten und es zeigt sich in ihnen deutlich, daß dieselbe im Wesen eine preußische und norddeutsche Stiftung ist. Alle Länder südlich der Mainlinie haben sich in der That äußerst schwach bei ihr betheiligt. Diese haben oder hatten wenigstens bisher ihre außerdeutsche Hauptcolonie in Paris. — Von den norddeutschen Gegenden haben wieder die an der Ostsee bei weitem am meisten hergegeben, viel weniger die an der Nordsee, die ihre außerdeutsche Hauptcolonie in New-York und den Vereinigten Staaten haben.

Interessant wäre es auch zu wissen, was wir aus dem Obigen nicht erfahren, wie groß der Procentsatz der aus den baltischen Provinzen, Liev-, Cur- und Esthland, in Petersburg vorhandenen Deutschen wäre. Daß diese in der deutschen Colonie Petersburgs in vieler Beziehung dominiren und Ton angebend sind, zeigt sich unter Anderm darin, daß der Dialect der Petersburger Deutschen — soweit man von einem solchen reden kann — mehr oder weniger dem lievländischen Deutsch gleicht. Wenn die Deutschen lange in Petersburg ansässig sind, so fangen sie und ihre Kinder alle an, ihr Deutsch mit demjenigen Accente und mit denjenigen dem Russischen, Lettischen, Finnischen 2c. entnommenen Beifärbungen und Beigaben zu sprechen, welche den Dialect der lievländischen Deutschen kennzeichnen.

Wie wenig bedeutend neben den Petersburger Deutschen die dort vorhandenen anderweitigen fremden Nationalitäten schon am Ende des vorigen Jahrhunderts waren, ergibt sich aus Folgendem: Der Statistiker Storch zählte im Jahre 1794 neben seinen 17,660 Deutschen 2,290 Franzosen, 1,860 Schweden, 930 Engländer, 50 Holländer, 2,490 Polen, Italiener, Spanier, Portugiesen 2c. Die Zahl dieser nichtdeutschen Fremden hat seit jener Zeit nicht bedeutend zugenommen. Ja, bei einigen Nationalitäten hat sie sich vermindert. Da auch die Gesammtzahl der Einwohner Petersburgs in den letzten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts sich nicht sehr bedeutend vorwärts bewegt, zuweilen für einige Jahre stille gestanden hat oder gar ein

wenig zurückgegangen ist, so geht daraus hervor, daß kein Element der Petersburgischen Bevölkerung, weder einheimisches noch fremdländisches, so rührig und so ohne Unterbrechungen bis auf die neueste Zeit herab vorgeschritten und angewachsen ist wie das deutsche. Obgleich man ihm jetzt nicht mehr so gastfreundlich begegnet wie früher, so segelt das Deutschthum doch immer noch selbst mit conträrem Winde in den bei Petersburg aufgeschlossenen Busen Rußlands hinein. J. G. Kohl.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Reichstagsbericht. Berlin, 6. Mai. — Die Verhandlungen des Reichstags ziehen sich langsam und schleppend hin, es fehlt an Frische, an Leben und Bewegung. Fast das ganze Leben des Reichstags concentrirt sich jetzt in dem Halbdunkel seiner Commissionen, und man könnte beinahe zur Meinung kommen, statt mit einem Parlamente mit einer Anzahl diplomatischer Congresse zu thun zu haben. Daher nun statt des freien lebendigen Wortes in öffentlicher Sitzung das Hin- und Herraunen, die halb geheimnißvollen Mittheilungen, die wichtigen Gesichter der Eingeweihten, die fragend unschlüssigen Mienen derjenigen, die in die Geheimnisse der Verhandlungen nicht eingeweiht sind. Das deutsch-parlamentarische Leben hat von jeher die Neigung gehabt, sich etwas nach büreaukratischer Schablone zu gestalten. Die deutsche Beamtenschaft, welche von Beginn an das Hauptmaterial für die gesetzgebenden deutschen Versammlungen geliefert hat, drückte denselben auch etwas den Stempel ihres eigenthümlichen Wesens auf. Aus dem hellen Sitzungssaal in das kleine Commissionszimmer um den grünen Tisch herum gebracht zu werden, das allein muß, wie es scheint, einer Vorlage wohlthun. Eine deutsche parlamentarische Körperschaft von 300 Personen etwa wählt, wenn sie ihrem natürlichen Hange folgt, eine Commission von etwa 30 Mitgliedern, der sie ihre wichtigsten Obliegenheiten überträgt. Besteht eine Körperschaft aus etwa 30 Mitgliedern, so wählt sie sich eine Commission von 6 oder 7. Sind 6 oder 7 zusammen, so wählen sie sich eine Commission von 2 oder 3. Ist nur ein einziger Deutscher mit einer Sache beauftragt, der irgend parlamentarische Gewohnheiten hat, so wird er streben, sein Individuum in zwei Gruppen zu vertheilen, wovon die eine das innere gremium, die andere das profanum vulgus darstellt. Hier liegt ein Schade, der unserem ganzen Parlamentarismus noch gefährlich werden kann, denn

die echte Probezeit des Parlamentarismus ist erst im Anziehen. Als ein gutes Anzeichen für seine Zukunft können wir es nicht betrachten, wenn das Commissionswesen und das damit unzertrennlich verbundene Klüngelthum, wie es in der diesmaligen Reichstagssession angehoben hat, heranwachsen und dauern sollte.

Von öffentlichen Sitzungen erwähnen wir zunächst diejenige, in welcher der Antrag auf Herabsetzung der Salzsteuer zur Verhandlung kam. Offen gestanden kann uns diese ganze beantragte Maßregel keinen besonderen Beifall abgewinnen. Mögen sich ihre Vertheidiger auch noch so sehr gegen den Einwurf ereifern, es sei dies nur eine halbe Maßregel, so bleibt diese Wahrheit doch bestehen mit Allem, was sich an sie an Folgerungen knüpft. Wenn es sich nur darum handeln soll, die 6,000,000 Thaler als überflüssig aus den Reichseinnahmen zu streichen, so erfüllt die Herabminderung der Salzsteuer auf die Hälfte diesen Zweck vollständig. Den Nutzen aber, welchen die Maßregel sonst mit sich führen soll, halten wir für einigermaßen problematisch. Ganz mit Recht hat der Präsident des Reichskanzleramtes, Delbrück, hervorgehoben, daß ein Hauptnutzen, den die völlige Freigabe des Salzes von Steuern herbeiführen würde, bei der bloßen Herabsetzung gar nicht erreicht würde. Die Salzgewinnungsindustrie würde bei vollständig freier Entfaltung Dimensionen gewinnen, die schon an sich eine Entschädigung für den Verlust der Steuereinnahmen bieten würden. Von einer solchen Freigabe ist bei bloßer Herabsetzung natürlich nicht die Rede. Wie viel die Herabsetzung der Salzsteuer von dem Detailpreis des Salzes streichen würde, ist gleichfalls noch eine dunkle Stelle. Die utopistischen Vorstellungen, die hierüber bei den Vertheidigern der Maßregel herrschen, entsprechen wenigstens nicht vielfach gemachten sonstigen Erfahrungen. Nimmt man hinzu, daß ein großer Theil der Salzsteuer von Gewerbtreibenden getragen wird, als Bäckern, Metzgern u. s. w., in deren Taschen von den wenigen Pfennigen, welche die Herabsetzung per Pfund ausmachen würde, auch etwas hängen bleiben würde, so schwindet die Erleichterung des armen Mannes, die man mit so warmen Farben malt, wiederum um ein beträchtliches. Auch der Grund, den Fürst Bismarck in so pointirter Weise hervorhob, man dürfe das Reich eigener Einnahmen nicht ohne Weiteres berauben und es auf mehr oder minder milde Beiträge der Einzelstaaten verweisen, hat selbst für die Finanzzustände der Einzelstaaten noch mehr Bedeutung als für die des Reiches. Ohne muthiger sein zu wollen wie Fürst Bismarck kann man doch mit vollständiger Beruhigung auf die Finanzzustände des Reiches sehen. Ja, wenn hier eine Gefahr liegt, so liegt sie eher in der Fettigkeit als in der Magerkeit der Verhältnisse. Wer aus den gesegneten Fluren Sachsens, Schwabens, Baierns oder vom Rhein in die neue Reichshauptstadt kommt, der muß sich fragen,

wie es zugeht, daß es gerade des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse war, die allen andern deutschen Gegenden in der Hegemonie den Rang ablief. Und er wird sich wenigstens antworten können, daß es Organismen gibt, die besser im magern als im fetten Lande gedeihen. Der deutsche Parlamentarismus ist aber, so weit er sich im Reichstag verkörpert, finanziell in einem außerordentlich ergiebigen Boden angesetzt. Das Reich hat einen freien und unbeschränkten Griff mittelst der Matricularbeiträge in die Kassen aller Einzelstaaten und hat diesen die Sorge dafür überlassen, woher sie ihre Kassen wieder füllen mögen; dazu kommen noch die Milliarden der französ. Kriegsentschädigungen, die nach allen Seiten der Reichsregierung finanziell freie Hand machen. In ganz anderer Lage befindet sich die Mehrzahl der deutschen Einzelstaaten, die mit nicht unbedeutenden finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Stellt man sich freilich auf den Standpunkt, den jener Minister dem supplicirenden Beamten gegenüber einnahm, als er auf dessen Bemerkung: aber ich muß doch leben! die Antwort gab, er sehe die Nothwendigkeit davon nicht ein, so ist auch hier die Frage schnell gelöst. Sollen aber die Einzelstaaten eine mehr als precäre Existenz haben, so muß das Verhältniß der Reichsfinanzen zu den Finanzen der Einzelstaaten auf eine feste und stetige Basis gebracht werden. Dies kann nur geschehen, wenn die Einnahmen des Reiches für dessen Ausgaben vollständig hinreichend und die Einzelstaaten in der Lage sind, ihre Steuerverhältnisse allein auf ihre individuellen Bedürfnisse zu berechnen. Eine Herabminderung der unmittelbaren Reichseinnahmen durch eine an und für sich noch problematische Maßregel, wie die Herabsetzung der Salzsteuer, halten wir daher für keinen Fortschritt in der Entwicklung unserer Verhältnisse.

Es kommt ja in der Welt oft vor, daß Menschen von gegenseitig größtem Wohlwollen auf allen Seiten, von gleichem Eifer für den gleichen Zweck erfüllt, in ihren Ansichten über die beste Art ihn zu erreichen auseinandergehen. So ist es ja auch an und für sich nicht auffallend, daß der größte Theil der nationalen Partei im Reichstag bei Eröffnung der Discussion über die Herabsetzung der Salzsteuer anderer Meinung war als die Bundesregierungen, Delbrück und der Reichskanzler. Hatte doch, wie man vernimmt, das preuß. Staatsministerium selbst sich erst am Abend vor der Verhandlung im Reichstage darüber schlüssig gemacht, die vorgeschlagene Maßregel zu bekämpfen und hätten gerade von specifisch preußischem Gesichtspunkte aus sich noch am ersten Gründe für die Acceptirung des Antrages finden lassen. Eben deswegen wäre hier ganz gewiß eine ruhige und sachliche Discussion am Platz gewesen. Auch wird man dem Auftreten Hoverbeck's, der den Antrag begründete, diesen sachlichen Charakter nicht streitig machen können, sonderbar aber, und dies ist das geringste, was man sagen kann,

mußte die Art berühren, in welcher der erste Gegner des Antrages, Abgeordneter von Kardorff, sich gerirte. Dieser Abgeordnete, dessen bewährte nationale Haltung aller Anerkennung werth ist, schien von einem Geist erfaßt, dessen Gewalt seine Persönlichkeit zu ertragen nicht ausreichte. Wie eine vom Geist ergriffene Cassandra, die das Orakel aus der Wilhelmsstraße schon vernommen hatte, verkündigte er gleichsam sehertrunken den Fall des Antrages. Apollo hatte sich offenbar ein Organ gewählt, das der Gedanke überwältigte, „seiner Wahrheit sterbliches Gefäß zu sein". Könnte man sich auch unschwer dazu entschließen, die sonderbaren Auslassungen Kardorff's pro non scripto zu halten, und war die Eröffnung, welche Delbrück darauf folgen ließ, nach manchen Seiten zufriedenstellend, so läßt sich die Art, mit welcher der Reichskanzler den Antrag bekämpfte, aus der Sachlage selbst nicht erklären. Er konnte ja anderer Ansicht wie der Antragsteller sein, ohne daß auf einer oder der andern Seite etwas anderes vorlag als ein logischer Fehler. Aber nicht zufrieden mit den sachlichen Gründen, die der Reichskanzler für seine sehr wohl zu vertheidigende Ansicht beibrachte, schob er seinen Gegnern ihre verschiedene Haltung gleichsam in das Gewissen hinein. Die ganze Discussion bekam dadurch etwas ungesund Gereiztes. Wenn die Stellung des Reichskanzlers zu dem Reichstage sich dahin entwickeln sollte, daß letzterer jede von seiner Ansicht abweichende Meinung des Reichstages übel nimmt, so wird zwar dadurch das Verhältniß zwischen dem Reichskanzler und der nationalen und liberalen Partei im Reichstag nicht gelöst werden. Von beiden Seiten weiß man, wie sehr man sich gegenseitig bedarf, und ist sich auch bewußt, daß die bisherige Kampfgenossenschaft ein nicht leicht zerreißbares Band gebildet hat. Aber der Reichstag kann leicht die Atmosphäre einer Krankenstube bekommen, in der man sich scheut, ein lautes Wort zu reden, und in der man ein unsagbares Bedürfniß nach freier Luft bekommt.

Das Gesetz über die Einrichtung eines Rechnungshofes für das deutsche Reich ist in zweiter Lesung durch das Haus gegangen, ohne vorher in einer Commission gewesen zu sein. Allein ganz ohne Commission soll es auch hierbei nicht abgehen, und so hat man einige Paragraphen, die besondere technische Schwierigkeiten darbieten, zur Vorbereitung für die dritte Lesung nachträglich einer Commission überwiesen. Zuvor jedoch hat der Reichstag eine chirurgische Operation ersten Ranges gemacht, indem er den deutschen Rechnungshof mittelst eines kühnen Schnittes von der preuß. Oberrechnungskammer, mit der er durch einen gemeinsamen Präsidenten in eine sonderbare organische Verbindung gesetzt werden sollte, lostrennte. So wird der Rechnungshof des deutschen Reiches den eigenen Bahnen des Reichsverfassungsrechts folgen können und nicht in den Sphären des preuß. Constitutionalismus zu gravitiren haben. Freilich ist die zukünftige Schöpfung des

deutschen Rechnungshofes dadurch zunächst noch heimathlos verblieben und wird es sich immer noch fragen, ob er gleich seiner älteren Schwester, der preuß. Oberrechnungskammer, an den friedlichen Gestaden der Havel sich etabliren wird oder wo sonst die Stätte seiner Heimath sein wird.

Recht vor Macht! Zum Andenken an den Grafen Schwerin. — Es geschah am 27. Januar 1863, in einer der heißesten Debatten, welche das preußische Abgeordnetenhaus während der Zeit des großen Verfassungsstreites erlebt hat, daß der Graf Schwerin-Putzar Verwahrung einlegte gegen eine Rede des Ministerpräsidenten von Bismarck, die ihm in dem Satze: „Macht geht vor Recht" zu culminiren schien. Dawider erklärte er selbst unter stürmischem Beifall des Hauses den umgekehrten Satz: „Recht geht vor Macht" für die Grundlage der vergangenen wie der künftigen Größe des preußischen Staates und seines Königshauses. Gleich damals und später zu wiederholten Malen hat der heutige Reichskanzler mit Fug jenes „geflügelte Wort" von sich abgelehnt; in der That hatte er nur von der Volksvertretung verlangt, sie solle nachgiebig auf einen Compromiß eingehen, damit nicht statt eines solchen ein Conflict hereinbräche, Conflicte würden zu Machtfragen, und wer die größere Macht besäße, ginge als Sieger aus ihnen hervor. Es waren zwei verschiedene Weltanschauungen, die sich hier in abweichender Auffassung der Lage des Augenblicks begegneten; eine ethisch-idealistische und eine politisch-realistische; die eine gestützt auf ihr inneres Rechtsbewußtsein allein, gläubig, zuversichtlich, aber thatlos, die andere von dem Gefühle der eigenen Kraft getragen, von der Ueberzeugung, daß dieser Kraft ein Recht des Daseins innewohnen müsse, zum Handeln fortgetrieben. In der Realität des politischen Kampfes trug es die politische Ansicht natürlich über die rechtstheoretische davon; spät, nach errungenem Erfolge, ließ sie der überwundenen Gegnerin — in der Bitte um Indemnität — eine ideale Wiederherstellung zutheil werden. So führten sie beide das Ihre heim: die Praxis fand es practisch, die Theorie theoretisch anzuerkennen.

Diese Zeiten sind fürerst vorüber mit all ihrer Leidenschaft und mit all ihren Irrthümern; wir haben an sie erinnert, nicht um einem der Lebendigen wehe zu thun, sondern um einen unserer Todten zu ehren, der auch in jenen schweren Tagen wie in so manchen anderen Stürmen, die über sein Haupt hinweggegangen sind, sich selber treu geblieben war. Was es auch auf sich habe mit der Geltung des Grundsatzes „Recht vor Macht", die subjective Bedeutung hat er jedenfalls, daß Graf Schwerin in ihm sein eigenes Wesen schlicht und bündig aussprach, und eben dies Wesen ist es, dessen wir heut in Pietät und Dankbarkeit gedenken.

Der Name Schwerin glänzt unter den vordersten der adligen Namen der brandenburgisch-preußischen Monarchie: ein namhafter Staatsmann im 17., ein Feldherr im 18. Jahrh. erscheinen unter seinen Trägern. Das 19. kam mit seinen eigenen Gedanken, da hat das Haus auch seinen Volksmann gestellt. Denn als solcher wird Graf Max Schwerin in unserem Andenken fortleben, nicht eigentlich als Staatsmann; seine beiden Ministerien von 1848 und 1859 erhalten ihre Bedeutung, ja selbst ihre Erklärung nur durch seine parlamentarische Stellung. Er gehört zu den Uranpflanzern verfas-

fungsmäßiger Freiheit in unserem Staate, die gleichsam mit Axt und Spaten vorausgezogen sind, um rodend lichten Raum zu schaffen für den Ausbau eines modernen, menschlichen Rechtes. In der ersten Sitzung des vereinigten Landtags, am 12. April 1847, ist er der erste gewesen, der das Wort verlangt hat; er ergriff es, um den Antrag auf eine Adresse zu stellen, die dem Könige danken sollte für die Schöpfung eines allgemeinen ständischen Organs, „zugleich aber auch die ehrerbietigen Bedenken nicht zurückhalten, die sich vom Gesichtspunkte des Rechts und der Garantien der früheren Gesetzgebung" dawider erhöben. Wie er seine öffentliche politische Wirksamkeit damals begann, so ist sie ein Vierteljahrhundert über geblieben; herzlichste Ergebenheit gegen die Monarchie und alle anderen ehrwürdigen Institutionen des Staates verband sich in seiner redlichen Seele mit unerschütterlicher Treue gegen die Grundsätze des Rechts und der Wohlfahrt, wie er sie mit bürgerlich freiem Blick als die Zeichen seiner Zeit erkannte. Ein schöpferischer Geist ist er nirgend gewesen, aber dies offene, breite, fast bäuerlich schlichte Gesicht — ein rechter deutscher Kopf aus den Luthertagen — verrieth ein so grundehrliches Gemüth, soviel milde Festigkeit, Muth des Beharrens, Einfalt des sittlichen Bewußtseins, daß man in ihm doch gleich einen Führer erkannte, einen Führer von Charakter statt des Geistes; und so geschah es denn, daß er allemal an die Spitze trat in Zeiten der Noth und der rauhen Arbeit, wo die Klugen und Vielgewandten dahintenblieben, um sich aufzusparen, die Herren, welche ihr Licht behutsam austhun, wann der Wind geht, damit sie's nachher bei ruhiger Luft um so heller mögen leuchten lassen. Das gerade sind die rechten Zeiten für Schwerin gewesen: der vereinigte Landtag und die schlimme Periode der Manteuffel'schen Reaction, wo er eine Weile fast allein dastand mit wenigen Genossen in der Landrathskammer, ein unabhängiger Mann unter lauter Creaturen einer unwahren, ja ehrlosen Regierung. Wie er so ausdauerte, fast 25 Jahre hindurch, auf seinem parlamentarischen Posten, in Landtagen und Reichsversammlungen, bald von rechts angegriffen bald von links, stets in der Mitte eines durchweg maßvollen, man möchte sagen aristidischen Liberalismus, wie er immer wiederkehrte vom Ministersessel auf die Bank des Hauses, man wird es nicht treffender erklären können als durch das alte Sprichwort: „Ehrlich währt am längsten." In diesem Sinne gaben ihm auch politische Gegner ihre Stimme bei der Wahl zum Präsidenten; in richtiger Würdigung solcher Geltung seines Namens haben ihn seine Fürsten zweimal in den Rath ihrer Krone berufen.

Denn daß König Friedrich Wilhelm am 19. März 1848 Schwerin zum Cultusminister ernannte, bedeutete nichts anderes, als daß er es nun redlich meinen wolle mit seinen wortreichen Verheißungen. Und wiederum, als unser Freund am 3. Juli 1859 das Fach des Inneren im Ministerium der neuen Aera übernahm, daran erkannten wir, daß es eine Aera der Geradheit und der Aufrichtigkeit werden, daß vornehmlich die tiefverdorbene Verwaltung zu gesunder Ehrlichkeit wieder ausgeheilt werden solle. Schwerin ist beidemale den Schwierigkeiten erlegen, die sich ihm gewaltig entgegenstemmten; mit der Willensschwäche König Friedrich Wilhelm's in den Tagen der Anarchie, mit der Willensstärke König Wilhelm's in den Jahren des aufsteigenden Militärconflictes ist ihm nicht gelungen sich einzuleben; es bedurfte dazu eines rücksichtslosen Talentes, das er nicht besaß. Wohl nicht

ganz ohne Spott hat ihm Hr. v. Bismarck 1863 — zwei Tage nach jenem Wortwechsel über Recht und Macht — die Frage vorgerückt, ob er sich denn im Stande fühle, die „Ehrenpflicht“ einer parlamentarischen Neubildung des Ministeriums zu übernehmen. Schwerin erkannte an, daß er das nicht vermöchte, nachdem der Monarch ihn wegen „grundsätzlicher“ Meinungsverschiedenheit entlassen habe. Es zeigte sich, daß Regierungsfähigkeit bisher in Preußen, wie die persönlichen Verhältnisse einmal liegen, noch dem Adel in seiner alten Färbung und Richtung allein beiwohnt.

Aber Regierung ist nicht die einzige Function im Leben des Staates; diese kräftigen, tapferen und zum Theil auch geistig noch wohlbegabten Geschlechter unserer Junker mußten, wenn sie anders nicht mit ihrem rechtlichen Sonderbestande zugleich selber zu Grunde gehen wollten, sich den modernen Gedanken bürgerlicher Freiheit, Sitte und Bildung erschließen. Das war die That von 1847, daran haben die York und Dyhrn, die Auerswald und Vincke ihren dauernden Ruhm; unter ihnen aber ragt nicht am letzten hervor die liebenswürdige Gestalt Schwerin's: der Eidam Schleiermacher's, der Schwager unserer besten evangelischen Männer im Kirchen- und Schulamt, der Mitstifter des Gustav-Adolf'svereins, der Stadtrath von Berlin wird mit mancher Bürgerkrone geschmückt in unserer Erinnerung aufrecht bleiben.

Eine ewig denkwürdige Epoche im Leben unserer Nation die Zeit der stillen Wirksamkeit dieses Mannes! Am 21. März 1848 mußte er Friedrich Wilhelm IV. auf den spielenden Kaiserritt durch die Straßen Berlins hinausbegleiten; auf den ernsten Kaiserritt nach Frankreich hinein hat er 1870 einen hoffnungsvoll erblühenden Sohn entsandt, den er nimmer wiederbegrüßen durfte. Ihm selbst war noch beschieden, die Zeit der Vollendung zu schauen: aber er hat vor anderen solch ein Loos verdient. In die Bücher populärer Bewunderung wird freilich allemal Macht vor Recht eingetragen; hinter den großen, in goldrother Schrift schimmernden Namen unserer Machtgründer stehen da mit kleinen bürgerlichschwarzen Buchstaben verzeichnet die unserer Rechtsschützer. Ein sittliches Urtheil wird die einen wie die anderen anschlagen, so weit sie ihre Pflicht gethan; ein historischer Sinn wird wenigstens der Zeit nach dem Rechte die Priorität vor der Macht einräumen, er wird sagen, daß Preußen nur da erst seine moderne Machtbestimmung erfüllen konnte, als es sich durch ehrliche Arbeit einen Platz unter den Rechtsstaaten moderner Verfassung errungen hatte.

Alfred Dove.

Berichtigung.

Heft 1, S. 28, Z. 2 v. u. lies: de Wette. Heft 4, S. 158, Z. 19 v. u.: angelegen sein. Heft 5, S. 200, Z. 17 v. u.: Anmuth. Heft 10, S. 400, Z. 14 v. u.: Radierung erlaubt. Heft 11, S. 405, Z. 14 v. u.: 1822. Heft 12, S. 472, Z. 9 v. u.: wohl bewußt. Heft 18, S. 681, Z. 9 v. u.: sagendurchwehten. Heft 18, S. 712, Z. 14 v. u.: heben wir.

Ausgegeben: 10. Mai 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Das natürliche Tonsystem nach Helmholtz' Lehre.

(Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik. Von H. Helmholtz. 3. Auflage. Braunschweig 1871. F. Vieweg u. S.)

I.

Vor mehr als 125 Jahren schrieb der Organist Sorge, der deutsche Entdecker der Combinationstöne (Tartinische Töne nach dem fast gleichzeitigen italienischen Entdecker genannt) in seiner Generalbaßlehre die denkwürdigen Worte: „Wenn die Mathematiker bessere Musiker und die Musiker bessere Mathematiker werden, alsdann wird man eher etwas Gewisses und Unfehlbares von dieser und jener Sache, z. B. was die Melodie sei, woher sie entspringe, ob sie von der Harmonie oder diese von der Melodie komme, wie diese oder jene Gemüthsbewegung (vermittelst der Musik) zu erregen oder zu stillen, und von tausend andern Dingen mehr schreiben können." Seitdem ist von Seiten der Mathematiker viel geschehen, um dem schon damals gefühlten Bedürfnisse nach Klarheit über die Zusammensetzung der musikalischen Klänge abzuhelfen. Den Mathematikern kamen die Physiker und neuerdings die Physiologen zu Hilfe, welche die mathematischen Errungenschaften weiter ausbildend auf diesem Gebiete die vollkommensten Leistungen geschaffen haben. Die Musiker dagegen haben es seit jener Zeit mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen, deren Stimme überhört ward, immer mehr verschmäht, den Gründen nachzuforschen, warum sie mit diesen oder jenen musikalischen Mitteln diese oder jene Wirkung erzielen; das Streben, zur Klarheit über die Prinzipien und Mittel ihrer Kunst zu gelangen, ist bei ihnen nur stets unpopulärer geworden.

Der Bildungsgang der heutigen Musiker ist so mechanisch, wie kaum in einer andern Kunst, ja auch nur Kunstfertigkeit; auch positives Wissen ist ihnen bis auf eine schablonenhafte Nachahmungskünstelei fast ganz abhanden gekommen. Die großen Vorbilder der Kunst werden nicht genügend studirt, oder doch nicht mit derjenigen Pietät behandelt, aus welcher allein die Kraft entspringt, ähnlich Bedeutendes zu schaffen. Der angehende Maler versenkt sich in das Colorit einer Malerschule, welche ihn anzieht, er läßt sich die Mühe nicht verdrießen, bedeutende Vorbilder zu copiren, um in's Geheimniß ihrer Kunst einzudringen; der Architect ermißt auf der Studienreise wichtige Bauwerke bis in's kleinste Detail; der Bildhauer ergründet die Verhältnisse ausgezeichneter Bildwerke und vergleicht sie mit den allgemeinen anatomischen Gesetzen: überall sehen wir da Aneignung eines bestimmten Quantums von

positivem Wissen, gleichsam des Alphabets der Kunst. Und so haben auch früher gerade die größten und genialsten Musiker, wie Mozart, Haydn, Beethoven, außerordentlich viel studirt und niemals in ihrem Leben aufgehört zu lernen. Sie wußten freilich zugleich, was sie zu studiren und wie sie zu lernen hätten, um über dem Studium nichts von den Eigenschaften einzubüßen, welche den wahren Künstler auf jenem durch strenge geistige Arbeit gelegten Fundamente weiter bauen lassen. Unsere modernen Musiker aber experimentiren meist ohne jene solide Basis der Erkenntniß und der Erfahrung, und dabei kommt mit allem Talent und Genie nichts heraus, was in sich die Beständigkeit trüge, die erst das Kunstwerk als solches charakterisirt.

Der heutige Musiker setzt der Wissenschaft überhaupt einen passiven Widerstand entgegen, sowohl der Musikwissenschaft wie den andern Disciplinen, deren Mitwirkung für ein ersprießliches Gedeihen musikalischer Bestrebungen unerläßlich ist. Ihrer Resultate sollte er sich bemächtigen, um daraus das wiederzugewinnen, was die Alten durch Tradition und eifriges Studium des ihnen zu Gebote stehenden Bildungsmaterials genau konnten, nämlich sicher und fein beobachten. Die Fähigkeit der Musiker, genau zu beobachten, welche Wirkung diese oder jene Klangcombinationen haben, ist verloren gegangen; die Beweise dafür liegen offen zu Tage in den Actenstücken ihrer Thätigkeit, ihren Compositionen. Schärfung der Fähigkeit, Klänge zu beobachten, ist das erste Erforderniß zur Hebung unserer Musik. Der Musiker muß zunächst sein Ohr anleiten, empfindlicher in gutem Sinne zu werden, d. h. empfänglicher für die leicht anzustellende Zerlegung eines Klanges in seine Bestandtheile und so fähiger, rasch und sicher ein Urtheil zu fällen über die Bedeutung dieses Klanges.

Die traurigen Folgen des bezeichneten Verlustes der Beobachtungsgabe für die Componisten zu ermessen, wird zwar nicht die Sache Vieler sein; denn es gehört dazu die nähere Kenntniß der Routine, welche als glänzende Hülle einen kraft- und saftlosen Kern bedeckt; und noch immer gibt es schüchterne Seelen, welche sich einreden lassen, es wäre Mozart oder Beethoven nicht besser ergangen, als den heutigen Componisten: man verstehe diese augenblicklich nicht, es werde jedoch einst auch ihre Stunde kommen. Bei dem reproducirenden Musikerthum aber liegen die traurigen Folgen jenes Verlustes für jeden offen zu Tage; wie selten waren doch die wahrhaft schönen und durchaus befriedigenden Eindrücke, welche wir von der großen Menge heutiger musikalischer Aufführungen empfangen haben! So pflanzt sich denn jener Verlust naturgemäß von den ausübenden Künstlern weiter auf das genießende Publikum fort. Wird dies auch ab und zu, z. B. an dem Violinspiel Joachim's, an einem guten Streichquartett, einem guten a capella Chor deutlich gewahr, wie edel musikalische Eindrücke sein können:

auf die Dauer ist es nicht mehr im Stande, sich unbefangen solchen Eindrücken hinzugeben, weil es gegen derartige Wahrnehmungen einfacher und übersichtlicher Natur, an manchen Orten sogar methodisch, abgestumpft wird.

Ganz besonders nun richtet sich jener passive Widerstand der Musiker gegen die Errungenschaften der akustischen Wissenschaft, welche doch gerade sie am meisten interessiren müßten. Und wie leicht ist es ihnen dabei gemacht, deren Fortschritte sich anzueignen. In Helmholtz' „Lehre von den Tonempfindungen" finden sie eine Anleitung zum Verständnisse der akustischen Vorgänge, wie sie klarer und faßlicher dem gebildeten Laien in der Naturwissenschaft nicht gegeben werden kann. Dabei regt der Autor ausdrücklich zur Nachahmung der beschriebenen Versuche, zur Selbstthätigkeit im Beobachten an. Wer dieser Anregung folgt, dem wird nothwendig die Kraft des Geistes gestärkt werden, welche uns die Klangempfindungen wahrnehmen läßt. Der Musiker hat an dem Buche das vorzüglichste Bildungsmittel zur Wiederherstellung der verlorenen Gabe.

Die erste Auflage des Helmholtz'schen Werkes erschien im Winter 1862 auf 1863; fragt man, was es seitdem bei Musikern gefruchtet, so muß man leider antworten: so gut wie gar nichts. Die wenigen, die es gelesen haben, haben es eben nur gelesen, und jene allererste Bitte des Autors, seine Versuche zu wiederholen, nicht erfüllt. Mir selbst ist es unlängst begegnet, daß ein begabter Musiker die Existenz der Obertöne und Combinationstöne, welche nach Helmholtz mit den einfachsten Mitteln erkannt werden können, wenn auch nicht geradezu läugnete, so doch als ein höchst gleichgiltiges Phänomen behandelte. Auch aus den eingehendsten und sachgemäßesten Besprechungen der musikalischen Kritik ging immer hervor, daß die Beobachtungen der beschriebenen Phänomene nicht wiederholt waren, ihre Consequenzen also nicht in voller Kraft und Wirksamkeit eingesehen werden konnten. Wenn sogar ein Mann wie Moritz Hauptmann schon im März 1863*) fast in einem Athemzuge sagen konnte: „eigentlich gelesen habe ich das Buch noch nicht," und: „mit dem Begriff von Wohlklang in allen seinen Graden und Nüancen bis zur herbsten Dissonanz bringe ich nicht das einfachste Intervall zur genügenden Erkenntniß," so beweist diese Bemerkung eines so ausgezeichneten Musikers, wie richtig ich über Aufnahme und Erfolg des Helmholtz'schen Buches bei den Musikern geurtheilt. Denn für den, der das Buch gelesen, wird es zweifellos sein, daß die Erkenntniß der Intervalle nichts mit dem Wohlklang der Dissonanzen(!) und Consonanzen zu thun hat, wohl aber die Erkenntniß des Wohlklanges der Consonanzen und Dissonanzen mit den

*) S. Musikal. Zeitung 1863, S. 669; vgl. Berliner Neue musik. Ztg. 1869, No. 2.

Intervallen der Töne, aus welchen sie aufgebaut sind. Helmholtz sagt in der Vorrede zur neuen, dritten Auflage: „Ich halte es für einen Fehler, wenn man die Theorie der Consonanz zur wesentlichen Grundlage der Theorie der Musik macht und ich war der Meinung, dieses deutlich genug in diesem Buche ausgesprochen zu haben. Die wesentliche Basis der Musik ist die Melodie." Die Begründungen für diesen Satz finden sich in Helmholtz' Buche, und da in ihnen das wichtigste culminirt, was das Werk überhaupt enthält, so will ich im Folgenden versuchen, eine Skizze der Betrachtungen zu geben, welche dahin führen.

Jedermann ist die Bewegung des Pendels einer Uhr bekannt; eine solche Bewegung nennt man eine periodische, weil sie in derselben Zeitperiode immer erneut in derselben Weise vor sich geht, so oft das Pendel nach derselben Richtung ausschlagend die Gleichgewichtslage passirt. Man nennt die Zeit, welche zwischen zwei aufeinander folgenden Durchgängen des Pendels durch die Gleichgewichtslage nach derselben Richtung hin verstreicht, die Schwingungsdauer des Pendels. Durch die größte Entfernung des Schwerpunktes (oder irgend eines andern bestimmten Punktes des Pendels, der bei der Ruhelage des Pendels in die Gleichgewichtsachse zu liegen kommt) von der Achse der Gleichgewichtslage wird die Schwingungsweite oder Amplitude des Pendels gemessen und durch diese beiden Dinge, Schwingungsdauer und Amplitude, ist die Bewegung des Pendels bestimmt. Aus solchen Pendelbewegungen oder, wie wir kurz sagen wollen, einfachen Schwingungen sind diejenigen Bewegungen elastischer Körper und der Luft (des elastischen Körpers, welcher alles umgibt) zusammengesetzt, welche wir als musikalische Schälle wahrnehmen. Wenn wir z. B. die Zinken einer Stimmgabel in Bewegung setzen, so entspricht die daraus entstehende Schallbewegung genau der eben beschriebenen Pendelbewegung. Die Theile der Luft, welche die Stimmgabel umgeben, führen dieselben Bewegungen aus und pflanzen dieselben fort in einer sogenannten Welle, ähnlich einer Wasserwelle, die durch einen Steinwurf in ein ruhiges Wasser erzeugt wird; die Ringe, welche wir da wahrnehmen, bezeichnen die fortschreitende Welle, die nach und nach immer mehr Theilchen des Wassers in Bewegung setzt. Genau auf dieselbe Weise geht jene Bewegung der Luft vor sich, nur mit dem Unterschiede, daß die Impulse (Steinwürfe) sich hier sehr schnell wiederholen und Welle auf Welle folgt. Wir können nun sehr leicht, schon mit bloßem Auge, beobachten, daß die Schwingungsweite der von den Stimmgabelzinken ausgeführten Bewegung allmählich kleiner und gleichzeitig der musikalische Ton, den wir hören, schwächer wird. Wir kommen daher auf die Vermuthung, daß die Stärke des Tons von der Schwingungsweite abhänge, und weitere Experimente beweisen dies vollständig. Auf ähnliche Weise kommt man zu dem sicheren

Resultat, daß dasjenige, was wir als „Tonhöhe" zu bezeichnen pflegen, nur von der Schwingungsdauer der Stimmgabelzinken abhängt. Man nennt dann Schwingungszahl des Tones der Stimmgabel die Anzahl der Schwingungen, welche eine Zinke der Gabel in einer Secunde ausführt. Die Bewegung einer Stimmgabel ist eine bestimmte Art einer periodischen Bewegung, sie entspricht eben ganz genau der Pendelbewegung. Nun gibt es, wie man sich leicht vorstellen und jeden Tag in der Natur beobachten kann, noch unendlich viel andere Arten periodischer Bewegungen: wenn z. B. ein Hammer von einer Wassermühle bewegt wird, welchem Falle nahezu die Bewegung einer Violinsaite entspricht, oder wenn ein Ball von einem Ballschläger zurückgeworfen wird, und viele andere. Gelangen derartige periodische Bewegungen der Luft, als Wellenbewegungen übertragen, genau periodisch an unser Ohr, so nennen wir den Eindruck auch dann einen musikalischen. Wir haben es aber hier nicht mehr, wie bei der Stimmgabel, mit einer einfachen oder pendelartigen Bewegung, mit einem einfachen Tone zu thun, sondern mit einem complicirten Phänomene, das wir mit dem Namen eines musikalischen Klanges bezeichnen.

Die Analyse dieser verschiedenen musikalischen Klänge ist nun theoretisch die nächste Aufgabe, die sich Helmholtz stellt. Practisch führt sie unser Ohr jeden Augenblick aus und es gilt nur Mittel zu entdecken, daß uns bewußt wird, wie dies geschieht. Daher ist der Gang der Helmholtz'schen Betrachtung zuerst ein physikalischer, indem er uns die mechanischen Mittel angibt, wie die Analyse der musikalischen Klänge so vorzunehmen ist, daß wir ihre Bestandtheile einzeln zum Bewußtsein bringen; dann ein physiologischer, indem er untersucht, wie unser Ohr es anstellt, um jeden Augenblick die Analyse der musikalischen Klänge vornehmen zu können. Dies ist natürlich nur möglich, wenn man die anatomische Construction des Ohres erforscht und für jeden Bestandtheil desselben seine Bestimmung für die Aufnahme und Anordnung der musikalischen Schallbewegungen ermittelt. Dieser Theil des Buches ist in der dritten Auflage den neuesten Forschungen gemäß wesentlich umgearbeitet worden. Die Verbindung beider Betrachtungswege wird gebildet durch das von Ohm ausgesprochene Gesetz, daß jede Luftbewegung, welche einem musikalischen Klange entspricht, in eine Summe einfacher, pendelartiger Schwingungen zerlegbar ist und jede solcher einfachen Schwingungen einen Ton repräsentirt, dessen Tonhöhe durch die Schwingungsdauer dieser einfachen, pendelartigen Bewegung bestimmt wird; und was das wichtigste ist, daß das Ohr diese Zerlegung in diese einfachen, pendelartigen Schwingungen stets vornimmt, die es dann als einfache Töne empfindet. Dies Gesetz gilt auch im Allgemeinen, wenn mehrere musikalische Klänge gleichzeitig erregt werden. Man nennt dann eine solche Combination einen „zusammengesetzten

musikalischen Klang". Die Prinzipien, nach welchen musikalische Klänge für unser Ohr sich zusammensetzen, die denn natürlich von verschiedenen in Bewegung gesetzten elastischen Körpern herrühren müssen, sind von Helmholtz außerordentlich klar im zweiten Abschnitte auseinandergesetzt und drücken sich kurz so aus: die Wirkung mehrerer gleichzeitig wirkender periodischer Bewegungen der Luft auf die Lufttheilchen in unserem Gehörgange ist gleich der Summe der Wirkungen, welche jede periodische Bewegung für sich hervorgebracht haben würde. Doch sind diese Betrachtungen unter gewissen, später zu besprechenden Umständen zu modificiren.

Die einfache Schwingungsform ist unveränderlich und nur Schwingungsdauer und Schwingungsweite können sich ändern. Es ist die große mathematische Errungenschaft des 19. Jahrhunderts, welche wir Fourier verdanken, daß jede periodische Schwingungsform als eine Summe einfacher Schwingungen betrachtet werden kann, deren Schwingungszahlen das 1-, 2-, 3-, 4fache u. s. w. von der Schwingungszahl der gegebenen Bewegung sind. Ein weiterer Satz von Fourier ist, daß diese Zerlegung nur auf eine Weise gemacht werden kann. Wendet man diesen Fourier'schen Satz auf die musikalischen Klänge an, so würde er also so lauten: „Jeder musikalische Klang von bestimmter Schwingungsdauer und jede Combination solcher Klänge ist immer, und zwar stets nur auf eine Weise, zerlegbar in eine Anzahl einfacher Töne, deren Schwingungsdauer das einfache, doppelte, dreifache u. s. w. der gegebenen Schwingungsdauer darstellt. Daß dies nicht nur eine mathematische Fiction ist, lehrt das oben angeführte Gesetz von Ohm. Man nennt nun diejenigen pendelartigen Bewegungen, welche Theile eines musikalischen Klanges und also Einzeltöne repräsentiren, die Theiltöne jenes Klanges. Den Theilton, dessen Schwingungszahl gleich der einfachen Schwingungszahl ist, nennt man den Grundton und die anderen Töne seine Obertöne. Ordnungszahl eines Theiltons nennt man die Zahl, welche angibt, wieviel Mal größer seine Schwingungszahl ist, als die des Grundtones. Führt man für einen musikalischen Klang, welcher alle möglichen Obertöne enthält, die gewöhnliche, musikalische Bezeichnung ein, so besteht derselbe also aus Grundton, Octave des Grundtons, Quinte darüber (3. Theilton), zweite Octave (4. Theilton), große Terz darüber (5. Theilton), kleine Terz darüber (6. Theilton), kleine Terz darüber (7. Theilton) u. s. f. Man ersieht aus der bisherigen Betrachtung, daß bei einem musikalischen Klang außer dem Begriff Schwingungsweite und Schwingungsdauer auch noch etwas anderes in Betracht kommt, die Stärke nämlich, in der bei der Zerlegung des musikalischen Klanges in seine einfachen Bestandtheile jeder Theilton vorkommt. Hierauf beruht, was man Klangfarbe zu nennen pflegt. Klangfarbe ist also ein Product der Theiltöne eines musikalischen Klanges und der Stärke derselben.

Unter den Theiltönen sind die Obertöne das für die Musik wichtigste Element, wovon man sich schon leicht überzeugt, wenn man dieselbe Melodie auf verschiedenen Instrumenten ausführen läßt. Auf die physikalische Theorie dieser Obertöne nun hat Helmholtz die Grundlagen aufgebaut, welche der Musik für den dazukommenden rein künstlerischen Gedanken als Elemente dienen sollen.

Nachdem durch höchst sinnreiche Methoden die objective Existenz der Obertöne nachgewiesen ist — diesen Theil des Buches können wir den ungläubigen Musikern nicht genug empfehlen — nachdem von den Klangfarben gezeigt worden, daß sie einzig und allein von der Stärke der in diesem oder jenem Klange vorhandenen Obertöne abhängen, bespricht Helmholtz zunächst die Rolle, die das Ohr bei der Wahrnehmung der Klangfarben spielt. Das Ohm'sche Gesetz hatte er als richtig erprobt, also bewiesen, daß das Ohr jeden musikalischen Klang in einfache pendelartige Schwingungen, d. h. in einfache Töne zerlege: in der Natur finden wir nur ein Analogon dieser Erscheinung, in dem Mitschwingen. Wenn man z. B. den Dämpfer eines Claviers hebt und irgend einen Klang gegen den Resonanzboden desselben wirken läßt, so gerathen alle die und zugleich nur die Saiten in Schwingung, welche den in dem gegebenen Klange enthaltenen einfachen Tönen entsprechen. Das ist also eine ähnliche Trennung der Luftwellen, wie sie das Ohr vornimmt. Helmholtz setzt darauf die Construction des Ohrs auseinander und kommt zwar zu dem Schlusse, daß es sich nicht mit Sicherheit entscheiden läßt, welche Theile des Ohrs bei den einzelnen Tönen mitschwingen, daß jedoch folgendes wahrscheinlich wird: „Jeder einfache Ton von gewisser Höhe wird durch gewisse Nervenfasern empfunden und verschieden hohe Töne werden verschiedene Nervenfasern erregen." Dadurch wird erklärlich, daß das Ohr den musikalischen Klang in seine einfachen Töne zerlegt. Die Empfindung der Klangfarbe käme sonach dadurch zu Stande, daß ein bestimmter Klang in verschiedenen Gruppen von Nervenfasern Empfindungen erregte, wobei für jede einzelne Nervenfaser Unterschiede der Stärke der Erregung zugelassen werden müssen.

Erregt man gleichzeitig zwei einfache Töne, d. h. pendelartige Bewegungen der Luft von verschiedener Schwingungsweite und -Dauer, so können zwei Fälle eintreten: entweder die beiden Töne bestehen jeder für sich weiter, erregen aber in denjenigen Theilen der Luft, welche gleichzeitig von beiden Bewegungen getroffen werden, eine neue Bewegung;*) oder aber die beiden

*) Hier hört also jenes obenerwähnte Gesetz der Zusammensetzung musikalischer Klänge auf, seine Richtigkeit zu behalten: es tritt nicht schlechthin eine Summation der einzelnen Bewegungen ein.

Töne hören auf, selbständig physikalisch zu existiren, in diesem Falle vernichten sie sich entweder ganz oder theilweise, und dann verliert die übrigbleibende Bewegung den Charakter des musikalischen Klanges insofern, als dessen Stärke auch während einer noch so kurzen Zeit nicht dieselbe bleibt, sondern auffallende sprungweise Veränderungen macht, wodurch wir den unangenehmen Eindruck der sogenannten „Schwebungen" erhalten. Im ersten Falle entstehen die Combinationstöne und zwar dann, wenn die beiden einfachen Töne von einer gewissen Verschiedenheit der Höhe ab gleichzeitig kräftig und gleichmäßig anhaltend angegeben werden. Es bestehen dann die beiden ursprünglichen Töne nach wie vor als objectiv existirende und mit ihnen als ebenfalls objectiv existirend ihr Combinationston. Diese Klasse von Tönen ist zwar schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Sorge und Tartini entdeckt, aber erst von Helmholtz sorgfältig untersucht worden. (Ihre mathematische Theorie in der neuen Beilage XII der 3. Auflage.) Bei diesem Phänomen also nimmt das Ohr die gewöhnliche Zerlegung in einfache, pendelartige Schwingungen vor.

In dem andern Falle, wo also die beiden Töne, welche gleichzeitig erregt werden, aufhören, selbständig physikalisch zu existiren, hören wir entweder gar nichts oder die sogenannten Schwebungen. Der erstere Fall kann nur eintreten, wenn beide Töne genau dieselbe Stärke und Schwingungsdauer haben. Der zweite Fall kommt zur Erscheinung, wenn die beiden Schwingungsdauern sich unter einer gewissen Grenze ihrer Verschiedenheit befinden. Es hat sich herausgestellt (Beilage XIV, 3. Auflage), daß die in dem letzten Falle wahrzunehmende Tonhöhe von einem sich neu bildenden, objectiv existirenden Tone herrühren muß, dessen Schwingungszahl hin und her schwankt. Die Zahl der Schwebungen in einer gegebenen Zeit ist nach Helmholtz' Gesetz gleich der Differenz der Zahlen der Schwingungen, welche beide einfache Töne in derselben Zeit ausführen. Die Anzahl der Schwebungen kann man von 4 bis 132 in der Secunde steigern, doch hängt ihre Deutlichkeit nicht allein von der Zahl ab. Für die unangenehmen Empfindungen, die sie verursachen, kommen noch die Größe des Intervalls der beiden Tonhöhen, die Lage desselben und die Zahl der Schwebungen in Betracht; außerdem spielt eine sehr wichtige Rolle dabei auch die Stärke der beiden Töne.

Die Erscheinungen der Combinationstöne und Schwebungen geben nun das wichtigste Mittel zur Unterscheidung der consonanten und dissonanten Intervalle und, auf Combinationen von mehr als zwei einfachen Tönen angewandt, der aus ihnen zusammengesetzten Accorde. Wenn nämlich bei gehöriger Deutlichkeit der Schwebungen die Zahl derselben so groß ist, daß man ihnen durch Abmessen der Zeit, die zwischen ihnen verfließt, nicht mehr

genau folgen kann, erhalten wir eine intermittirende Nervenreizung, welche uns als Rauhigkeit der Wirkung fühlbar wird — als Dissonanz. Die Schwebungen der Obertöne und der Combinationstöne, welche zu den Bestandtheilen eines Accordes gehören, entscheiden daher durch ihre Deutlichkeit und Anzahl in einem gegebenen Zeitintervall, ob der Accord consonirt oder, wenn dem nicht so ist, die Stärke seiner Dissonanz. So unterscheiden sich die verschiedenen Umlagerungen der Accorde in Bezug auf Consonanz und Dissonanz eben wegen der verschiedenen Deutlichkeit und Anzahl der Schwebungen in einem bestimmten Zeitintervall. Alles dies ist von Helmholtz auf's sorgfältigste untersucht; auch hat er an einigen ausgezeichneten Musikstücken, dem stabat mater von Palestrina und dem ave verum von Mozart geprüft, inwiefern die Anwendung von Dissonanzen verschiedener Härte zur Erhöhung des musikalischen Ausdrucks darin beiträgt. Derartige Betrachtungen sind den heutigen Musikern nicht genug zu empfehlen.

Es ist von selbst klar, daß, je aufgeregter und leidenschaftlicher die Wirkung sein soll, desto häufiger die Abwechslung zwischen consonanten und dissonanten Accorden sein muß. Die consonanten Accorde geben den Eindruck des absoluten Wohllauts; ihre Bestandtheile vermischen sich derartig, daß keiner den anderen in Bezug auf seine Stärke stört und daher jeder zum ruhigen Abfluß gelangt. Je mehr an diesen Eigenthümlichkeiten geändert wird, desto unruhiger wird der Eindruck, desto mehr in dem Bewußtsein des Hörenden der Wunsch nach gleichmäßigem Abfluß der Töne rege werden, und es erhöht sich so die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks. Viel größeres Gewicht jedoch, als auf die Ableitung der Consonanz und Dissonanz legt Helmholtz auf den Nachweis, daß die melodische Verwandtschaft, also die Wahl der Intervalle der Tonleiter gleichfalls auf dem Verhalten der Obertöne beruht und daß daher das Harmoniegewebe seinen Ursprung in der Melodie hat, wenngleich sowohl in dem System der Tonleiter wie in dem Harmoniegewebe selbst das Princip der Klangverwandtschaft — wie wir kurz die Beziehung der Töne einer Melodie oder Tonleiter unter einander bezeichnen wollen, insofern die Obertöne dabei eine Rolle spielen — häufig einem frei gewählten Stilprincipe hat Platz machen müssen. Denn ob ein Zusammenklang mehr oder weniger rauh ist, hängt von der anatomischen Structur des Ohres ab und die Scala dieser Rauhigkeit läßt sich mittelst der Deutlichkeit und der Anzahl der Schwebungen in einem bestimmten Zeitintervall für die verschiedenen Zusammenklänge mit größter Genauigkeit angeben. Wieviel Rauhigkeit aber der Hörer als Mittel des musikalischen Ausdrucks zu ertragen geneigt ist, hängt von Geschmack und Gewohnheit ab. Daher hat die Grenze zwischen Consonanz und Dissonanz sehr häufig geschwankt, was freilich unsere heutigen Musiker nicht mehr gelten

lassen wollen, und da die Consonanz und Dissonanz aus den Intervallen der früher bestimmten Tonleiter ihr Material genommen hat, kann man den Satz aussprechen, daß Tonleitern und Harmoniegewebe einem steten Wechsel unterworfen sind und bleiben werden, da sich Geschmack und Gewohnheit wie bisher auch künftighin ändern werden.

Wo irgend in der Musik Fortschritte zu Neuem gethan worden sind, da läßt sich auch nimmer nachweisen, daß der betreffende Meister den Wunsch und den Trieb zu Aenderungen nach einer bestimmten Seite besessen hat. Ob solche Aenderungen gleich zum Ziele geführt haben, ob nicht vielmehr unzählige uns nicht bekannte Versuche vorher gegangen sind, wer wollte es entscheiden? Aber die Wahrscheinlichkeit spricht entschieden dafür. Durch einen Abriß der Geschichte der Musik, der an Uebersichtlichkeit und Klarheit in dem Hervorheben der wichtigen Momente kaum seinesgleichen finden dürfte, zeigt Helmholtz, daß unser modernes Tonsystem d. h. die Töne, aus denen die Tonleitern und Accorde zusammengesetzt werden, dessen Bau und Consequenzen erst durch eine gründliche wissenschaftlichen Beleuchtung zu erforschen sind, sich nicht aus Naturnothwendigkeit entwickelt hat, sondern aus einem frei gewählten Stilprincipe.

Dies Princip ist uralt, so alt, als wir sichere historische Ueberlieferungen haben. Schon Pythagoras und die Griechen kannten es; vollständig bewußt entwickelten sie an einstimmiger Musik oder an der Melodie schlechthin das Princip: jede Folge von Tönen muß in enge, deutliche Verwandtschaft zu einem frei gewählten Tone gesetzt werden, dieser Ton scheint zu den Zeiten des Aristoteles noch nicht der Grundton oder die Tonika, wie wir ihn heute nennen, gewesen zu sein; erst allmählich hat er sich zu der Bedeutung erhoben, daß aus ihm der ganze Satz sich entwickelt und wieder in ihn zurückkehrt. Immer stärker wird das Bedürfniß im Laufe der Zeit bei den verschiedenen Nationen, das möglichst deutlich wahrnehmbare Verwandtschaftsverhältniß zu einer Tonika herauszubilden, aber erst die abendländisch-europäische Welt der letzten zwei Jahrhunderte vollzog die Anwendung des obigen Princips mit Berücksichtigung der Tonika. Als Bindemittel für die enge und stets deutliche Verwandtschaft zum Grundtone erfand man die harmonische Begleitung der Melodie, und damit war natürlich das obige Stilprincip auf die Harmonie ausgedehnt.*)

Es darf uns nicht wundern, daß die Ausbildung des Tonmaterials so langsam vor sich gegangen ist, bis es zu der Entwicklung gekommen ist,

---

*) In der ersten Auflage ist dies eben so klar und deutlich entwickelt, als in den folgenden: es war daher Helmholtz vollständig berechtigt in der Vorrede zur neuen Auflage die oben angeführte Aeußerung zu thun.

welche wir heute nicht ungerechtfertigt an ihm bewundern. „Es herrscht in der Musik eine größere und vollkommenere Freiheit im Gebrauch des Materials, als in irgend einer der anderen Künste." Jede andere Kunst wählt sich ihren Stoff aus Objecten, welche neben dieser ihrer Bestimmung zur Kunst noch andere Zwecke erfüllen sollen; bei den Tönen, welche die Musik allein unter den vielen Schallwirkungen gebrauchen kann, den musikalischen Tönen, sind keinerlei andere Zwecke oder Naturnothwendigkeiten vorhanden, wenigstens sind sie uns bis jetzt nicht bekannt. Wir haben also das große Material aller für uns wahrnehmbarer musikalischer Töne: Helmholtz hat gefunden, daß etwa erst bei 40 Schwingungen in der Secunde der Ton eine sichere musikalische Höhe erhält (obschon die Tonempfindung schon bei 30 Schwingungen beginnt), die höchste Zahl der Schwingungen, welche auf musikalischen Instrumenten erzielt wird, beträgt 4752. Da nun nach E. H. Weber's Versuchen geübte Musiker nach Tonhöhen unterscheiden können, deren Schwingungszahlen im Verhältniß von 1000 zu 1001 stehen, so kann man aus dieser Betrachtung die außerordentliche Mannichfaltigkeit der möglichen Töne ermessen, welche als verschiedene Stufen mit Deutlichkeit neben einander wahrgenommen werden können.

Es lehrt uns nun die Geschichte, soweit wir sie verfolgen können, daß die Veränderung der Tonhöhe in den Melodien stufenweise und nicht in continuirlichem Uebergange erfolgt. Wir finden mit Helmholtz den Grund davon darin, daß Bewegung des Tones, d. h. Veränderung seiner Tonhöhe und Veranschaulichung dieser Bewegung die Hauptzwecke jeder musikalischen Thätigkeit sein müssen. Die Veranschaulichung dieser Bewegung kann aber nur durch sicher wahrnehmbare Zeiträume geschehen, während deren wahrnehmbare Veränderungen der Tonhöhe stattfinden; beides ist nur möglich, wenn der Fortschritt sowohl in der Zeit als in der Tonhöhe in regelmäßigen festbestimmten Stufen stattfindet, wobei noch besonders zu berücksichtigen ist, daß in einer Melodie die Töne nacheinander an das Ohr gelangen, und wir nicht nach Belieben beobachtend darin vorwärts und rückwärts gehen können, wie das bei andern Künsten möglich ist: jede Melodie hat nur einen Sinn, wenn sie vorwärts, d. h. nach einer bestimmten Richtung strebend gedacht wird. Für eine klare und sichere Abmessung des Wechsels in der Tonhöhe bleibt daher kein anderes Mittel, als Fortschritt in festbestimmten Stufen: in der Tonleiter. Welche besondere Tonstufen ausgewählt werden, um die Tonleiter zu bilden, ist durch den Geschmack der Zeit und der Nationen entschieden worden, daher stammt die so große Anzahl von Tonleitern. Die neueren Theoretiker haben nun gemeint, bei jeder Melodie habe man sich eine Harmonie gedacht, und die Tonleiter sei entstanden durch die Auflösung der Grundaccorde in ihre Bestandtheile. Dem entgegen steht fest, daß man

längst Tonleitern hatte, ehe man irgendwie an Harmonie gedacht hat, und was heute eine ziemlich verbreitete Kenntniß ist, nämlich eine Tonleiter mit Accorden zu begleiten, hat denen, die es zuerst versuchten, viel Kopfbrechens gemacht, ja es sträuben sich die begabteren Orientalen noch heute gegen unsere harmonische Musik. Der Beweis, daß alle Melodien, die uns als Volksmelodien erhalten sind, kaum eine harmonische Begleitung zulassen, welche nicht ihren Charakter zerstörte, ist der schlagendste dafür, daß die Tonleiter, d. h. eine bestimmte Gruppe von festgesetzten Tonstufen unabhängig von der Harmonie in Gebrauch gewesen. Doch kann die Meinung der Theoretiker etwas anders gefaßt richtig ausgesprochen werden, und das ist die bescheidene Ausdrucksweise eines von Helmholtz neu aufgestellten Princips, wonach wir annehmen, daß dieselben physikalischen und physiologischen Beziehungen der Klänge, welche bei den Zusammenklängen die Größe der consonanten Intervalle dadurch bestimmen, daß die sogenannten Schwebungen fortfallen, unter abgeänderten Bedingungen auch hier wirken können. Wie sich nun die Tonsysteme in Leitern historisch entwickelt haben, und welche Bedeutung das von Helmholtz wieder zu Ehren gebrachte natürliche Tonsystem für die Zukunft der Musik habe, behalten wir einer folgenden Betrachtung auf. F. Gehring.

Aus den Aufzeichnungen eines Bettelmönchs.

Bei Gelegenheit der Geschichte Bruder Klausens von der Flüe, des frommen Virtuosen im Hungern, ist neulich in d. Bl. (Heft 16) die ritterliche Wallfahrt beschrieben worden, die Hans von Waldheim i. J. 1474 in die Provence unternahm, zu den Stätten der Legende der bethanischen Geschwister. Wir hörten, wie der andächtige Tourist zu St. Maximin die Gebeine Maria Magdalena's betrachtet, wie er die Höhle im nahen Gebirge besucht hat, darin die große Büßerin ein Menschenalter hindurch in malerischer Beschaulichkeit den Rest ihres irdischen Daseins verbracht haben sollte. In dieselbe geweihte Gegend führt uns zwei Jahrhunderte früher ein anderer Schriftsteller, vielleicht der liebenswürdigste, anschaulich lebendigste Erzähler des eigentlichen Mittelalters, dessen Chronik vor 15 Jahren zum ersten Male gedruckt worden, der Franziskaner Bruder Salimbene, geboren zu Parma den 9. October 1221, gestorben zu Reggio in der Emilia frühestens 1288. Wir gedenken unsere Leser öfters von ihm zu unterhalten;

heut berichten wir, was er von der Magdalenenlegende weiß, und knüpfen daran die Schilderung einer Reise, die er in der Mitte seines Jahrhunderts durch Frankreich gemacht hat.

Es geschah im Jahre 1283, daß in dem festen Orte St. Maximin — 5 Meilen nördlich von Toulon — die Gebeine der Maria Magdalena aufgefunden wurden, so vollständig, daß nur ein Schenkelknochen daran fehlte. Längst war ihr Cultus dort ansässig; war es doch Maximin, einer von den 72 „anderen" Jüngern Jesu gewesen, der nach Christi Heimgange von den Juden vertrieben den Lazarus und seine Schwestern Maria Magdalena*) und Martha nebst deren Magd Marcilla und dem geheilten Blindgeborenen Cedonicus in jenem Schifflein ohne Segel und Ruder nach Marseille geführt hatte. Maximin ward darauf Erzbischof in der „sehr gesunden und getreidereichen" provencalischen Stadt Aix; Lazarus bestieg den bischöflichen Stuhl zu Marseille selbst und schrieb ein Buch „über die Höllenstrafen", wie er sie mit eigenen Augen beobachtet hatte, — leider erfuhr Bruder Salimbene 1248 bei seinen Nachforschungen in Marseille, daß es durch die Fahrlässigkeit eines Küsters verbrannt war, sodaß wir nun wohl oder übel auf Dante angewiesen sind. Martha, deren Leben die Zofe Marcilla, die Bekehrerin von Vienne, beschrieben hat, fand zu Tarascon ihre Ruhstatt, und frühzeitig geschahen Wunder an ihrem Grabe; König Chlodwig, der nach seiner Taufe dort Heilung von einem schweren Nierenleiden fand, beschenkte deshalb die Stätte 3 Miglien im Umkreis beidenthalben der Rhone mit Gütern, Dörfern und Schlössern und befreite sie von Abgaben; so erkundete Salimbene wahrscheinlich von den Ortsgeistlichen, die ihm den Arm der Heiligen zum Kusse darboten. Da war es gewiß empfindlich, daß man so lange in der Provence nicht auch den Körper der anderen, berühmteren Schwester besaß, um so empfindlicher, als sich die Städte Sinigaglia in Italien und Vézelay in Burgund gleichzeitig dieses Besitzes rühmten.

Inzwischen behalf man sich mit der Bußgrotte; Salimbene hat i. J. 1248 die Sommernacht nach dem Feste der Magdalena (22. Juli) darin geschlafen und beschreibt sie mit deutlichen Zügen. Das Innere dünkte ihm geräumig genug, tausend Menschen zu fassen; drei Altäre standen darin und von der Felsdecke troff es hernieder, sodaß der Pilger an den Quell Siloah erinnert ward. Der Eingang der Höhle lag hoch in der Felswand des Berges, so weit über die Thalsohle erhaben, daß starke Bäume drunten nur wie Brennesseln oder Salvei erschienen, wenn man hinabsah; der Asinellithurm von Bologna — er mißt 256 Fuß — dreimal genommen würde noch nicht hinanragen; drüber wölbte sich der Berg noch so hoch wie die

*) Vgl. die Anmerkung in Heft 16, S. 600.

Taufkapelle zu Parma, die mit ihrer Spitzkuppel gute 100 Fuß erreichen mag. Ein wohlgebahnter Weg führte hinan, draußen stand unweit ein Kirchlein, wo ein Priester hauste; sonst aber war die Gegend wüst und leer, sodaß die Bürgerfrauen und adligen Damen von Marseille die 5 Meilen her auf die fromme Landpartie Brot, Wein, Kuchen, Fische und andere Speisen zu Esel mitbringen mußten. Denn daß vorzugsweise das schöne Geschlecht damals, wie noch heut in Rom oder Paris, der Magdalene in Andacht nahte, versteht sich bei der zarten Natur dieser Heiligen von selbst. Fast zwei Meilen von der Grotte war übrigens an der Straße nach Marseille ein zahlreich besetztes Kloster der „weißen Damen" erbaut, bei denen gerade die Minoritenmönche, wie Salimbene dankbar rühmt, liebenswürdige Aufnahme und gastliche Pflege fanden.

So stand's, als endlich 1283 die Gebeine der Heiligen in St. Maximin gefunden wurden; die beglaubigende Grabschrift war freilich auch mit bewaffnetem Auge*) kaum mehr lesbar, so alterthümlich erschien sie; doch ward die Echtheit des Fundes alsbald durch ein Wunder bekräftigt. Ein junger Metzger aus der Gegend trifft unterwegs einen Bekannten, der ihn fragt, wo er herkomme; „von St. Maximin", antwortet er, „wo der Leib der heiligen Maria Magdalena neulich aufgefunden ist, ich hab' ihr Schienbein geküßt." „Der ihr Schienbein", erwidert der andere, „hast du nicht geküßt, sondern irgend einer Eselin Schienbein, oder eines Saumthiers, wie sie die Pfaffen den Dummköpfen vorhalten, um Geld rauszuschlagen." Darüber gab's Wortwechsel und Lärm, endlich griffen sie zum Schwerte. Der Ungläubige versetzte dem Gläubigen ein paar, aber sie thaten ihm keinen Schaden, denn seine Heilige war mit ihm; dann aber streckt der Magdalenenritter seinen Gegner mit einem einzigen Streiche nieder, eines zweiten bedurft' es nicht, stracks gab der Unhold seinen Geist auf. Dem Sieger war der Todtschlag leid, zu dem ihn Nothwehr widerwillig getrieben; auch fürchtete er Blutrache von der Sippe des Erschlagenen, drum entwich er gen Arles und zu St. Aegidius, um sich zu bergen, bis der Zorn verraucht wäre. Der

*) „Vix poterat legi epitaphium cum cristallo, propter scripturae antiquitatem." Ich sehe hierin einen Beleg für den Gebrauch von Vergrößerungsgläsern im 13. Jhrhdt. Mag auch das Opus majus Roger Bacon's, des Zeitgenossen und Ordensbruders von Salimbene, nur „Vorschläge und Entwürfe zu möglicher Ausführung, nicht deutliche Spuren gelungener optischer Erfindungen" enthalten (Humboldt, Kosmos II, 285, vgl. 464), so kann doch namentlich im Süden, in der Nähe arabischer Cultur, die Praxis der Theorie vorausgeeilt sein. Salvino degli Armati, gest. 1317, heißt in seiner Florentiner Grabschrift „Erfinder der Brillen" (Kosmos II, 508); über Brenngläser schon um 1138: „unus christallus, cum qua ignis acquirendus est a sole in parasceve." vgl. Raumer, Hohenstaufen VI, 614. A.

Vater aber des Todten dang für 10 Pfund einen Kundschafter und ließ den Thäter in's Gefängniß werfen; man verurtheilte ihn zum Strange. Da erschien in der Nacht vor der Hinrichtung dem Schlaflosen im Kerker Magdalena und sprach: „Fürchte dich nicht, mein Getreuer, du eifriger Schützer meiner Ehre, denn du wirst nicht sterben. Ich will dir helfen, wenn's gilt, und alle, so es schauen, sollen darob staunend Gott den Schöpfer, der Wunder thut, und mich, seine Dienerin, preisen. Wann du aber erlöst sein wirst, sollst du meiner Wohlthat gedenken und zum Heile deiner Seele dich deiner Befreierin dankbar erzeigen." Sprach's und verschwand, und ließ ihn getrost. Und als er des anderen Tages zum Galgen emporgezogen ward, fühlte er weder Schaden noch Schmerz. Und siehe plötzlich, vor aller Augen, soviel ihrer zur Schau zusammengelaufen waren, schoß vom Himmel eine schneeweiße Taube herab schleunigen Flugs, läßt sich nieder auf den Galgen, löst ihm den Strick vom Halse und setzt ihn sänftiglich zur Erde. Die Henker aber und Gerichtsboten wollten ihn schon auf Andringen der Verwandten des Erschlagenen abermals aufhängen, doch legten sich die Metzger in's Mittel, die in dichtem Haufen mit Schwertern und Knitteln zur Stelle waren. Denn sie liebten ihn als ihren Zunftgenossen und dann hatten sie ja das staunenswürdige Wunder handgreiflich mit angesehen. Da erzählte er allen, wie sich die That zugetragen und wie ihm Magdalena verheißend im Kerker erschienen, und sie waren versöhnt, lobten Gott und die Heilige, die ihn befreit hatte. Der Graf von Provence, — es war Karl von Anjou — welcher die Erhebung der Gebeine der Heiligen auf's feierlichste hatte begehen lassen, wollte den Mann sehen und die Sache von ihm selber hören, ja er versprach ihn an seinem Hofe bei sich zu behalten bis an sein Lebensende. Der aber entgegnete: und wenn ihm einer die ganze Welt böte, so werde er seine Tage nirgend anders beschließen, denn im Dienste Magdalenens, in der Veste St. Maximin, allwo ihr Leib gefunden sei. Und also geschah es.

Salimbene hat diese erbauliche Geschichte schon 1284 in Reggio niedergeschrieben; ganz frisch muß sie ihm von wandernden Ordensbrüdern zugetragen worden sein. Einst, 1260, als das neue Weltalter des heiligen Geistes ausblieb, dessen Anbruch er nach Abt Joachim's Weissagung in jenem Jahr erwartet, hatte er bei sich beschlossen, hinfort nur zu glauben, was er selber gesehen. Auf das Wunder der Magdalena jedoch, bei dem die Waffen der Metzgerzunft wohl entscheidender eingegriffen haben als die weiße Taube, erstreckte er solche vorsichtige Skeptik nicht; dergleichen himmlische Erscheinungen und jähe Rettungen waren ja seinem eigenen Auge früher begegnet. Es bezeichnet seine naive Mischung von Logik und Theologik, wenn er den Beweis für die Echtheit des jüngstentdeckten Gerippes durch das Wunder erbracht sieht, zugleich aber hinzufügt: nun sei es mit Widerspruch, Streit,

Zank, Täuschung und Trug in der Sache vorbei, die Magdalenen von Vézelay und Sinigaglia hätten mitsammt ihren Legenden ausgespielt: sei es doch sonnenklar, daß derselbe Leichnam nicht an drei Orten zur nämlichen Stunde vorhanden sein könne. Die Scheidewand zwischen Erkenntniß und Imagination war auch in ihm wie in den meisten Geistern seiner Zeit noch gar undicht; wir werden ihm ein andermal tiefer in die Werkstatt seiner Weltansicht hineinblicken, heut verfolgen wir ihn weiter nach außen, auf die französische Reise, die ihn zu jenen Brutstätten der Legende geführt hatte.

Im Sommer 1247 sah es traurig genug in Lombardei und Emilia aus. Der Weltkampf zwischen Kaiserthum und Papstthum stand auf seiner Höhe: von Lyon her, wohin er seine Zuflucht genommen, hatte Innocenz IV. Fluch und Absetzung über Friedrich II. ausgerufen; eben schickte sich dieser an, den kühnen Priesterfürsten auch jenseit der Alpen mit dem Schrecken der Waffen heimzusuchen, da rief ihn die Kunde von dem Abfalle Parmas zurück, das am 16. Juni der guelfische Stadtadel durch einen Handstreich wiedergewonnen und schnell zum Sammelplatz aller päpstlichen Parteigänger gemacht hatte. Vor der Stadt zogen sich nun die Kaiserlichen zusammen, all die blutige Leidenschaft lombardischer Kämpfe ward wieder wach, drinnen und draußen richtete man Gefangene und Verdächtige hin; ganz besonders aber traf der ghibellinische Argwohn die Bettelmönche, die in der That das Volksheer der Kirche darstellten, ein äußerlich wehrloses, aber gefährliches Freischützenthum des hierarchischen Geistes. Minoriten und Predigermönche suchten daher auf ihren Wanderungen Modena, Reggio und Cremona zu vermeiden; besonders in der letztgenannten Stadt, der kaisertreuesten von allen, hatten die Minoriten Hohn und Qual, Vertreibung, wo nicht gar Tod zu gewärtigen. Kein Wunder, daß Bruder Salimbene, der seit dem Frühjahr 1247 in Cremona wohnte, sich Ende Juni etwa in seine Vaterstadt Parma hineinstahl, wo er zunächst Sicherheit, ja Freundschaft und Ansehen zu finden erwarten durfte. Noch hatte er draußen den Beginn des Elends mit erlebt, das seitdem auf Jahre hinaus diese blühende Landschaft überkam, wo die Menschen nicht mehr pflügen, säen und ernten, noch Wein bauen und lesen, noch in ihren Dörfern wohnen konnten. Nah an den Städten höchstens gingen die geflüchteten Bauern an die Feldarbeit, den ganzen Tag über hielten bewaffnete Schaaren aus den Städten, nach Quartieren eingetheilt, bei ihnen Wache. Denn der Räuber und Wegelagerer waren zu viele geworden; sie trieben die Rinder hinweg und schlachteten oder verkauften sie, die Menschen fingen sie, fesselten und knebelten sie, damit sie sich loskauften; wo nicht, wurden sie an Händen oder Füßen aufgehängt und die Zähne ihnen ausgerissen. So grausam ging's her, daß, wenn ein Mensch in jener Zeit den anderen auf der Landstraße sah, so war's ihm so lieb, als

hätte er den Teufel gesehen. So ward das Land zur Einöde ohne Bewohner noch Wanderer. Und die Vögel und das Wild des Waldes mehrten sich erschrecklich, Fasanen, Rebhühner und Wachteln, Hasen, Rehe, Hirsche, Wildschweine und Wölfe. Und die Wölfe rotteten sich zusammen und kamen heulend vor Hunger vor die Stadtgräben getrottet, weil sie in den Dörfern keine Lämmer mehr fanden; ja sie drangen Nachts in die Städte und zerrissen die Menschen, die draußen in der Halle oder auf dem Wagen schliefen, oder sie wühlten sich selbst durch die Wände der Häuser und erwürgten die Kindlein in der Wiege. Wer's nicht gesehen hat, wie ich, ruft Salimbene aus, wird's nicht glauben, welche Greuel damals von Menschen und Thieren begangen sind.

Diese bewegliche Schilderung gilt freilich im ganzen Umfang ihrer grellen Wahrheit erst von der Summe der folgenden Jahre, Salimbene hat vorgreifend all die Noth zusammengerechnet, die mit dem Ausbruche des Kriegs um Parma ihren Anfang nahm; immerhin aber war, was er schon damals vor Augen hatte, wild und roh genug, um seiner friedlichen Seele den Abschied von der Heimat leicht zu machen. Denn auch in Parma selbst war es wenig geheuer; wie schmeichelhaft es auch für den jungen Mönch sein mochte, mit den Vornehmsten der Stadt bei dem Leiter der Vertheidigung, dem ritterlichen Legaten des Papstes, Gregor von Montelongo, zu speisen, so blickte man doch besorgt in die Zukunft: drückender Mangel stand vor der Thür: nur durch selbstverfertigte Depeschen, die er sich in Gegenwart seiner Gäste von künstlich bestäubten Boten zutragen ließ, wußte der Legat den Muth der Belagerten aufrecht zu erhalten. Salimbene gehorchte daher gern dem Befehle seines Ordensprovinzials, der ihn nach Frankreich sandte, um dort im Interesse seiner Provinz, der von Bologna, zu wirken. Im October 1247 verließ er das nicht völlig eingeschlossene Parma, während Kaiser Friedrich schon draußen an der neuen Stadt baute, die er den Parmesen zum Trutze voreilig mit dem stolzen Namen Vittoria belegte.

Allerheiligen (1. November) kam Salimbene in Lyon an und sogleich ward er vor den Papst beschieden, der lange keine directe Kunde vom Kriegsschauplatze gehabt. In seinem Gemach unter vier Augen unterhielt sich Innocenz eine Weile vertraulich mit dem jungen Minoriten, absolvirte ihn von seinen Sünden und bezeigte sich überhaupt sehr gnädig gegen ihn. Nicht minder begierig ihn zu sehen und zu sprechen waren die anderen Würdenträger der Kirche, man drängte sich um ihn her, um Nachrichten von Parma aufzufangen. Zwischen Patriarchen und Cardinälen nahm er Platz und antwortete so ohne Umschweif auf ihre Fragen, daß sich alle über die Dreistigkeit des 26jährigen Diakonen verwunderten. Nach solchen Ehrentagen ging's wieder auf die schlichte Pilgerfahrt von Kloster zu Kloster, nun in's eigent-

liche Frankreich hinein, über das sich der Franziskanerorden wie über Italien Arelat, England und Deutschland längst mit reißender Geschwindigkeit ausgebreitet hatte.

Auf der ersten Station traf unser Freund mit einem merkwürdigen Ordensbruder zusammen, Johann von Piano-Carpi (Carpini), dem ersten Missionär, den Innocenz zu den Tataren gesandt. Denn kaum hatte sich der wilde Andrang der Mongolenhorden gegen die Ostgrenzen abendländischer Cultur an dem vereinten Widerstande der Slaven und Deutschen gebrochen, so erwachte in den Päpsten die Idee der Bekehrung. Bruder Johann, der Vorgänger der berühmteren Erforscher des Ostens, der Ruisbroek und Marco Polo, wußte viel zu erzählen von den Leiden, die er auf dem unendlichen Wege ausgestanden, und von den Nomadensitten der Tataren. Am Hofe des Dschingis- oder Großchans*) fand er alle Nationen unter'm Himmel vertreten, zwei ausgenommen. Er mußte Purpur anlegen, eh' er vor dem gewaltigen Fürsten erscheinen durfte. Der empfing ihn höflich und gütig und fragte ihn, wie viele Herrscher seien im Abendlande; zwei, erwiderte der Mönch, Papst und Kaiser, denn von ihnen beiden haben alle übrigen ihre Macht. Wer aber, fragte der Chan wieder, ist der größere unter ihnen? Der Papst, sagte Bruder Johann, und übergab den Brief Innocenzens. Das Antwortschreiben des Tataren copirte Salimbene in der Eile aus dem Tagebuche Johann's, auf welches dieser die Neugierigen zu verweisen pflegte; es lautet folgendermaßen:

„Gottes Kraft, aller Menschen Gebieter, sendet dem großen Papste diesen zuverlässigen und wahrhaftigen Brief. Nachdem du einen Rath gehalten, um Frieden mit uns zu haben, hast du, Papst, sammt allen Christen uns deinen Botschafter zugesandt, wie wir von ihm vernommen und aus deinem Schreiben ersehen haben. Wenn ihr also Frieden mit uns zu haben begehrt, du, Papst, und alle Könige und Machthaber, so kommt ohne Säumen her zu mir, um den Frieden zu bestimmen, da werdet ihr meinen Bescheid und Willen vernehmen. Deine Briefschaften enthielten ferner, daß wir uns taufen und zu Christen machen lassen sollten. Hierauf erwidern wir dir kurz: wir begreifen nicht, wie wir das thun sollten. Auf einen anderen Punkt deines Schreibens, nämlich daß du dich wunderst über die Tödtung so vieler Menschen, besonders christlicher, und vornehmlich Polen, Mährer und Ungarn, entgegnen wir dir also, daß wir auch das nicht begreifen. Aber damit es nicht scheine, als wollten wir darüber völlig schweigen, sagen wir

---

*) Er war wohl nur bei Batu, dem Herrn von Kaptschak, nicht beim nominellen Oberchan in Karakorum selbst.

dir folgendes zur Antwort: Weil sie dem Worte Gottes und dem Gebote des Großchans der Chane nicht gehorcht, sondern einen großen Rath gehalten und unsere Gesandten umgebracht haben. Deshalb hat Gott geboten sie zu zerstören und sie in unsere Hände überantwortet. Denn wo anders Gott das nicht gethan hätte, was hätte der Mensch dem Menschen thun können? Aber ihr, Leute des Abendlandes, wähnt, ihr allein wäret Diener Gottes, und verachtet die anderen; aber wie könnt ihr wissen, wem Gott seine Gnade zuzuwenden würdigt? Wir aber haben unter Anrufung Gottes, in der Kraft Gottes von Morgen bis Abend die ganze Erde zerstört; und wäre solches nicht Gottes Kraft, was hätten Menschen thun können? Ihr aber, wenn ihr Frieden wählt und eure Kräfte uns übergeben wollt, du, Papst, sammt den christlichen Machthabern, so kommt unverzüglich zu mir, um Frieden zu schließen; dann werden wir wissen, daß ihr Frieden mit uns haben wollt. Wofern ihr aber Gottes und unseren Worten nicht glaubt und dem Rathe, zu uns zu kommen, nicht gehorcht, so werden wir gewiß wissen, daß ihr Krieg haben wollt mit uns. Was danach geschehen wird, wissen wir nicht, das weiß Gott allein. Dschingis-chan, der oberste Gebieter. Der zweite Thabay-chan, der dritte Tujuch-chan."

Salimbene ließ sich durch die naive Frechheit dieser Drohnote, aus der das ganze scheinfromme Selbstgefühl des größten aller Erberergeschlechter spricht, ernstlich imponiren. Unmittelbar dahinter zählt er in seiner Chronik — wie Machiavell im Eingange seiner Florentiner Geschichten — die Barbareneinfälle auf, welche „dies arme Italien" schon erduldet habe; er nennt Vandalen, Hunnen, Gothen und Langobarden, „und zum fünften und letzten", fügt er noch 1284 hinzu, „und o wär' es doch zum letztenmale! — wollen die Tataren kommen und Italien in Besitz nehmen."

Anderen Tags schieden sich beider Wege. Johann von Piano-Carpi ging nach Lyon, wo ihn Innocenz hoch aufnahm, Salimbene wanderte in die Champagne und Brie, nach Troyes und Provins; im Februar 1248 verweilte er acht Tage in Paris, da sah er viele Dinge, die ihm wohlgefielen. Dann wohnte er im Convente zu Sens, und die französischen Brüder behielten ihn gern bei sich, weil er sich verträglich und munter zeigte und weil er lobte, was sie thaten. Der ungewohnte nördliche Winter — der Unterschied der Tageslänge war ihm auffällig — ließ ihn hier erkranken; da kamen eines Tages die französischen Brüder fröhlich an sein Lager mit der großen Kunde vom glänzenden Siege der Parmesen über Friedrich und der Zerstörung Vittoria's (18. Februar). Nur fragten sie, was das Carroccio bedeute, das die Cremonesen in der Schlacht verloren hatten. Salimbene erklärte ihnen, daß der Verlust solches Fahnenwagens für jede italienische Stadt ebenso schimpflich und schmerzlich sei, wie etwa der der Oriflamme für

die Franzosen und ihren König. Da riefen sie aus: „Ah, Dieu! que c'est merveilleux ce que vous dites!" *) Er aber genas vor Freuden.

Den längsten Aufenthalt nahm unser Freund darauf in Auxerre, an dessen Kloster er besonders gewiesen war. Die vielen Märtyrererinnerungen daselbst waren ihm wichtig, wichtiger aber noch der Wein, von dessen fabelhafter Fülle man ihm schon in Cremona Unglaubliches erzählt hatte. Nun sah er, daß man nicht übertrieben; Gebirg, Hügel und Thal waren mit Reben bedeckt, in der ganzen Landschaft kein Ackerbau, sondern sie schifften den Wein die Yonne und Seine hinab nach Paris, wo sie ihn zu noblen Preisen **) losschlugen, davon gewannen sie Nahrung und Kleidung. Dreimal durchreiste Salimbene das Bisthum Auxerre, die Ostern feierte er auf dem Landsitz einer Comtesse, die zur Mahlzeit zwölf Gänge auftragen ließ; wäre der Graf zu Hause gewesen, meint er, so hätt' es noch mehr gegeben. Die ganze Ordensprovinz Frankreich theilt er ein in vier Bezirke, die Bier, und vier, die Wein trinken; die drei weinreichsten Gegenden aber seien die von Auxerre, Beaune und La Rochelle. Der Rothwein galt in Auxerre wenig, er war geringer als der rothe italienische; aber der weiße, bisweilen goldgelbe hatte Bouquet, Kraft, vollen und edlen Geschmack; jeder Trinker ward danach sorglos und fidel, sodaß Salimbene der Spruch Salomonis dabei einfällt: Gieb den Königen nicht Wein zu trinken noch den Fürsten stark Getränke, sie möchten trinken und der Rechte vergessen! In der That war der Burgunder von Auxerre so stark, daß, wenn er eine Weile im Kruge stand, außen die Thränen hervortraten! Abscheulich dünkte dem mäßigen Italiener die Sitte des Zutrinkens bei Engländern und Franzosen; man mußte ihnen nachkommen, auch wenn's einen ganzen galt, sonst nahmen sie's sehr übel. Den Engländern verzeiht er's noch, weil sie zu wenig Wein daheim haben, nicht aber den Franzosen. Auch trugen diese rothe Triefaugen davon; damit gingen sie wohl früh am anderen Morgen zum Meßpriester, um sich Weihwasser hineinträufeln zu lassen. „Marsch, fort!" pflegte dann ein Parmesaner Bruder in Provins solche Leute anzufahren, „straf euch Gott, thut Wasser in euren Wein statt in eure Augen!" Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Kneipgeschichtchen und -verschen Salimbene's hier wiedergeben, nur das sei noch erwähnt, daß er einmal ausruft: „Ja die Franzosen, wann sie brav getrunken haben, meinen sie, sie könnten die ganze Welt mit einem einzigen Coup besiegen und umwälzen, aber sie täuschen sich, es sind hochmüthige Gesellen."

Nach Pfingsten kehrte Salimbene nach Sens zurück, wo ein Ordens-

*) Ah, Deus! audivimus mirabile dictum! **) nobiliter.



kapitel für die französische Provinz abgehalten ward, das durch die Gegenwart König Ludwig's IX. von Frankreich verherrlicht werden sollte. Dieser wunderbare Fürst, der mit der innigsten Hingabe an die kirchlichen Ideen seiner Zeit den sichersten Takt verband, so daß er dem Papst und der Klerisei, vor denen er sich persönlich beugte, doch niemals Uebergriffe in das selbständige Gebiet des Staates gestattete, schickte sich damals an, den Lieblingsplan seiner Seele auszuführen, noch einmal, nachdem so viele Versuche fehlgeschlagen, zur Befreiung des heiligen Landes aufzubrechen. Auch das jedoch erst, nachdem Frankreich innerlich beruhigt war, nachdem er die Versuchung des Papstes, sich intervenirend in den großen Kampf zwischen den Häuptern der Christenheit zu mischen, weise von sich gewiesen hatte. Wenn Friedrich II., weit über den Geist seines Jahrhunderts hinausragend, zu der Reihe welterschütternder Kämpfer gehört, welche die Träger der allgemeinen Geschichte unseres Geschlechts zu heißen verdienen, so stellt dagegen Ludwig gleichsam den Auszug seines Zeitalters in vollkommener Harmonie in sich dar; zugleich aber zählt er unter die verdientesten Herrscher seiner Nation, deren Macht und Einheit er kräftig gefördert hat. Selbst seine Kreuzzüge tragen, abgesehen davon, daß diese Art von Unternehmungen einmal dem französischen Sinne besonders entsprach, in ihrer Richtung auf Aegypten und Tunis ein solideres Gepräge an sich; ohne seine Schuld sind sie beide mißlungen. Daß ein solcher Mann ein König nach dem Herzen Salimbene's war, versteht sich von selbst; mit Vorliebe hat er ihn geschildert.

Als Ludwig sich der Stadt Sens näherte, zogen alle Minoriten hinaus ihm entgegen; Bruder Rigaud, Erzbischof von Rouen, der sich beim Anlegen seines Ornats verspätet, kam noch allein hastig herausgelaufen, die Mitra auf dem Kopf und den Bischofsstab in der Hand, und rief aufgeregt durch die Straßen: Wo ist der König, wo ist der König? Salimbene aber verwunderte sich, daß die Frauen von Sens meist wie Dienstmädchen erschienen; sind das die Nachkommen der senonischen Gallier, fragte er sich in naiver Gelehrsamkeit, die unter Brennus Rom erobert haben? Wenn der König durch Pisa oder Bologna zöge, welch ein Flor von Damen würde ihn da empfangen! Doch entsann er sich, daß, abweichend von Italien, die Bevölkerung der französischen Städte eine rein bürgerliche sei, während der Adel mit seinen Damen draußen auf seinen Landgütern wohne. Da kam der König, zu Fuß, mit Pilgerstab und -tasche, eine hohe Gestalt, aber fein, graziös und schlank, sein Antlitz einnehmend, von engelmildem Ausdruck. So schritt er von seinen drei Brüdern begleitet zur Franciskanerkirche, selbst mehr ein Mönch als ein Ritter. Wie er wieder heraustrat nach demüthig knieender Andacht, brachten sie ihm unterm Portal von Seiten des Schatzmeisters der Kirche zu Sens in einer Kinderbadewanne von Tannenholz

einen großen lebendigen Hecht dar, der in Frankreich für eine köstliche Gabe galt, und er nahm ihn mit Dank entgegen.

Sodann begann das Capitel, dessen Verhandlungen und Predigten wir unseren Lesern ersparen. Hernach aber gab der König den Brüdern ein Diner im Refektorium, wobei der Ordensgeneral Johann von Parma, um den Seinen ein Beispiel der Demuth zu geben, seinen Platz nicht oben bei Ludwig, seinen Brüdern und dem römischen Cardinal nahm, sondern ganz unten am Tische der Geringsten. In des Königs Benehmen bei Tafel sah Salimbene den Spruch des Jesus Sirach erfüllt: der Gesellschaft der Armen erzeige dich liebenswürdig. Das Menu war prächtig: Kirschen, sehr helles Weißbrot, junge Bohnen mit Milch gekocht, Fische und Krebse, Aalpastete, Reiß mit Mandelmilch und gestoßenem Zimmet, Aal mit delicater Sauce angemacht, Kuchen und Obst, wie sich's gehört, alles reichlich und anständig; so auch trefflicher Wein in Fülle, wie es königlicher Freigebigkeit entsprach. Natürlich ward man denn wieder nach französischer Mode häufig durch Zutrinken wider Willen gezwungen Bescheid zu thun. Die Bedienung war höflich und prompt. Genug es war ein Mahl, wie man's mit der halbvegetarischen Fastenspeise nicht besser herstellen kann.

Am folgenden Tage zog der König weiter und Salimbene folgte ihm, da ihm der General die provençalische Provinz zum Aufenthalt angewiesen. Im Minoritenkloster vor den Thoren Vézelay's begegneten sie einander wieder, denn der König bog zu allen Conventen seitwärts ab, um sich überall der Fürbitte der Mönche zu empfehlen. Nur mit seinen Brüdern und ein paar Reitknechten war Ludwig aus der Stadt herausgeritten. Nachdem sie in der Kirche vor'm Altar gekniet und ihre Reverenz gemacht, sahen sich die Brüder nach Stühlen um, der König aber setzte sich auf den staubigen Boden der ungepflasterten Kirche und winkte den Mönchen, die mit den Prinzen sich im Kreise um ihn niederließen. Er bat auch hier um Fürbitte, dann sprang er auf, seines Weges zu gehen, da ward ihm angesagt, daß sein Bruder Karl von Anjou noch im heißen Gebete liege; das freute den König und geduldig harrte er, ohne zu Rosse zu steigen, an der Thür, bis Karl seine Inbrunst gestillt hatte. Dann zogen sie ihrer Straße, Salimbene aber war mächtig erbaut.

Ueber Cluny, dessen colossale Räumlichkeiten er höchlich bewunderte — er meinte Papst und Kaiser zugleich könnten mit ihrem ganzen Hofe da hausen ohne irgend einen Benedictiner zu incommodiren — wanderte unser Freund nach Lyon zurück und betrat so wieder das Königreich Arelat. Von nun an sind seine Erlebnisse rein geistlicher Natur: was uns daraus bemerkenswerth erschien, haben wir bereits eingangs mitgetheilt. Am längsten hielt er sich, zu wiederholten Malen, in Hyères auf, bei den Salzwerken

der Seeküste; hier weihte ihn ein geistvoller Ordensbruder tiefer in die Geheimnisse der Weissagungen Joachim's ein, worüber wir ein andermal berichten. Erst im Frühling 1249 kehrte er, nachdem er das Rhonegebiet mehrfach bereist, definitiv nach Italien zurück, diesmal über die Alpen der Dauphinée, nah an dem Orte vorüber, wo den Winter vorher ein Bergsturz unweit Chambéry 7 Kirchspiele mit 4000 Menschen begraben hatte; noch heute trägt der Mont Granier an der Cenisbahn davon seine sonderbare Form, die Trümmer am Fuße jedoch sind längst in Rebenhügel umgewandelt.

Es begreift sich, daß in Salimbene, während ihn die wilden Wirren der aufgeregten italienischen Welt umgaben, die heiteren Bilder, die er auf der Jugendreise in's friedliche Frankreich in sich aufgenommen, bis in's späte Alter frisch und lebendig blieben. Der französischen Nation aber bewahrte er dennoch kein gutes Andenken; als 1287 in Unteritalien noch eine reiche und blutige Nachlese zur sicilianischen Vesper gehalten ward, schrieb er darüber auf: „Und das war recht und billig, denn die Franzosen sind die hochmüthigsten und dümmsten Leute, ja beinah ein verfluchtes Volk; sie verachten alle Nationen der Welt, insbesondere die Engländer und die Lombarden, unter Lombarden verstehen sie dabei alle Italiener diesseit der Berge; und in Wahrheit sind sie doch selbst verächtlich und werden auch von allen verachtet." Der Deutschenhaß war derzeit in Frankreich noch unbekannt, denn noch schlummerten die Kämpfe zwischen beiden Nationen. Nicht immer wächst, Gott sei Dank! der Völkerhaß zum Völkerkriege aus, aber der Völkerkrieg gebiert leider meist den Völkerhaß von neuem.

Alfred Dove.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Ein Strike auf kirchlichem Gebiete. Aus Sachsen. — Es kann wohl gegenwärtig für Niemand mehr zweifelhaft sein, daß dem neuen deutschen Staate demnächst ein schwerer Kampf mit den herrschenden Kirchenparteien bevorstehe, weil er selber lediglich eine Schöpfung des modernen Geistes ist, während sich jene ihrem innersten Wesen nach in unversöhnlicher Feindschaft mit diesem modernen Geiste befinden. Katholischer Ultramontanismus und protestantische Orthodoxie haben instinctiv sofort die Gefahr erkannt, welche ihnen aus der Schöpfung des Jahres 1866 und mehr noch aus der glorreichen Aufrichtung des neuen deutschen Reiches erwachsen ist.

Beide werden ihre gesammelte Kraft in dem eben beginnenden Kampfe einsetzen, sie werden bewußter und unbewußter Weise einander Handreichung thun, und sie sind wahrlich Gegner, die man keineswegs unterschätzen darf. Sie verfügen über lange Kriegserfahrung und über rückhaltlos ergebene, wohldisciplinirte Truppen; sie haben kluge, im Kampf ergraute Führer und sind bei der Wahl der Waffen, die den Sieg verheißen, nicht eben bedenklich. Wenn wir ihnen gleichwohl eine Niederlage prophezeihen, so geschieht dies wesentlich aus demselben Grunde, der uns auch im Anfang des deutsch-französischen Krieges auf den schließlichen Sieg der deutschen Waffen hoffen ließ, daß wir nämlich des Glaubens leben, es können die Mächte der Finsterniß niemals und nirgend auf die Dauer triumphiren. Hätten wir diese Zuversicht nicht, dann würde uns allerdings ein prüfender Blick auf die unzureichende Ausrüstung der Unseren für diesen neuen Kampf mit der äußersten Besorgniß erfüllen müssen. Nicht als ob es in unserem Volke an jenen Waffen des Geistes und Charakters gebräche, welche zur Ueberwindung dieses Reichsfeindes erforderlich sind, — die deutsche Wissenschaft und Culturarbeit hat längst dafür gesorgt, dieselben in reichster Mannichfaltigkeit bereit zu stellen — aber sie sind zur Zeit das Eigenthum Weniger. Die in weiten Kreisen herrschende Entfremdung von allem Kirchenwesen hat einen überaus bedenklichen Mangel an Verständniß für die kirchlichen Fragen hervorgerufen. Wo in parlamentarischen Versammlungen oder sonst kirchliche Angelegenheiten zur öffentlichen Verhandlung gekommen sind, da hat sich mit wenigen glänzenden Ausnahmen ein kümmerlicher Dilettantismus geltend gemacht, der um so dreister aufzutreten liebt, je unsicherer er sich zu fühlen Ursache hat. Ist nun auch gegenwärtig eine Wendung zum Besseren insofern eingetreten, als man die Bedeutsamkeit der im Entstehen begriffenen Bewegung einzusehen und darum den kirchlichen Fragen in weiten Kreisen eine größere Theilnahme zu schenken beginnt, so läßt sich doch ein solches Versäumniß nicht mit einem Male ausgleichen. Ganz besonders ist es aber die thatsächlich sehr große Unbekanntschaft mit der wahren Natur der Gegner, von welcher die allerärgsten Mißgriffe zu besorgen sind. Jedermann bezeugt eine entschiedene Feindschaft wider die Jesuiten, aber nur Wenige haben sich über Organisation und Geschichte des Ordens genauer unterrichtet, Manche vermögen in Folge ihrer Unkenntniß eine mit heimlichem Grauen gemischte Bewunderung nicht los zu werden. Jedermann verdammt die ausschließende Engherzigkeit unserer Orthodoxie, aber nur Wenige kennen und anerkennen den ganzen Umfang ihrer Forderungen und Ziele, Manche leisten ihr in Folge ihrer Unkenntniß unüberlegten Vorschub. Aus diesem Grunde erbitten wir eine kurze Aufmerksamkeit für die Darlegung eines neuerlichen Vorganges in der sächsischen Landeskirche, der in der Begrenzung eines engen Rahmens Gesin-

nung und Kampfesweise protestantischer Orthodoxie in wünschenswerther Deutlichkeit zur Erscheinung bringt.

Im Königreich Sachsen liegt die Besetzung von Pfarrstellen der evangelisch-lutherischen Kirche in 518 Fällen in den Händen von Rittergutsbesitzern, welche in der Ausübung dieses Rechtes durch die betroffenen Gemeinden in keiner Weise beschränkt werden können. Zwar schreibt die im Jahre 1868 mit der Ständeversammlung vereinbarte Kirchenvorstands- und Synodalordnung vor, daß der Collator dem Kirchenvorstand Diejenigen namhaft machen solle, auf welche er bei Besetzung der Stelle sein Absehen zu richten gemeint ist, und der Kirchenvorstand darnach Diejenigen zu bezeichnen habe, welche die Gemeinde vorzüglich berücksichtigt zu sehen wünscht. Diese Bestimmung hat aber nur eine Verschlechterung des bisherigen Zustandes bewirkt. Oder heißt es nicht Conflicte muthwillig provociren, wenn man die Gemeinde zur Kundmachung ihrer Wünsche veranlaßt, ohne ihr die geringste Bürgschaft für Berücksichtigung dieser Wünsche zu gewähren? Dies aber ist thatsächlich der Fall. Denn wenn auch § 25 der K.-V.- und S.-Ordnung mit einer befremdlichen Incorrectheit des Ausdruckes weiter bestimmt, es stehe dem Collator sodann die freie Wahl unter den sowohl von ihm als auch vom Kirchenvorstand Genannten zu, so zeigt doch die bisher geübte Praxis, daß ihm diese freie Wahl vielmehr sowohl unter den von ihm als auch vom Kirchenvorstande Genannten zustehe. Und diese Conflicte sind denn auch nicht ausgeblieben. Während aber die übrigen nur die Aufmerksamkeit der nächstbetheiligten Kreise hervorgerufen haben, erregte ein Fall um der besonders ärgerlichen Umstände willen, von denen er begleitet war, seiner Zeit allgemeines Aufsehen. Wir geben das Thatsächliche über denselben lediglich nach Mittheilungen des sächsischen Kirchen- und Schulblattes, eines Organs der orthodoxen Partei.

In Riesa, einer Parochie von 6071 Seelen steht die Collatur über die beiden geistlichen Stellen an der Stadtkirche dem Freiherrn v. Welck zu, einem in Sachsen bekannten Wortführer des politischen und kirchlichen Rückschritts. Als nun im Jahre 1868 das Pastorat daselbst neu zu besetzen war, überreichte eine Deputation von fünf Personen, drei Vertretern der Stadt und zwei Vertretern der Landgemeinden, dem Patron eine von 1068 Mitgliedern der Kirchengemeinde unterschriebene Petition, welche dahin ging, man möchte ihr den allgemein beliebten Diaconus Körner, den zweiten Ortsgeistlichen, zum Pastor geben. Dieser gehört durchaus nicht zu den freisinnigen Theologen, wie schon aus dem Umstande erhellt, daß auch er von dem Freiherrn v. Welck in sein Amt berufen war. Dennoch lehnte der Herr Collator die Berücksichtigung der ihm kund gegebenen Wünsche ab unter Hinweis auf die Jugend und noch mangelnde längere Amtserfahrung des in

Aussicht Genommenen (Körner ist 1839 geboren und war seit 3 ½ Jahren im dortigen Amte) und ließ sich auch in seiner Ablehnung nicht durch den Umstand irre machen, daß die von ihm bisher für das Pastorat in Aussicht genommenen Candidaten auf die Stelle verzichteten, sobald sie von den Vorgängen in Riesa Kunde erhalten hatten. Vielmehr richtete er nun sein Absehen auf den Pastor Böttcher zu Tannenberg, einen Geistlichen, der sich durch die Schroffheit seiner religiösen Anschauungen und seines kirchlichen Auftretens längst bei der öffentlichen Meinung in sehr üblen Ruf gebracht hatte. War es wohl zu verwundern, daß in Folge dieses Schrittes, der nach dem, was voraus gegangen war, von der weit überwiegenden Mehrzahl der Gemeindeglieder wie ein Schlag in's Gesicht empfunden werden mußte, „die Agitation wuchs und nun erst einen recht leidenschaftlichen Charakter annahm"? Selbst das S. K.- und S.-B. bezeugte, wenn auch unter lebhaftem Tadel, daß dies Vorgehen des Patrons noch in ganz anderen Kreisen entschiedene Mißbilligung hervorrief als in denen jenes Blattes (der Constitutionellen Zeitung), „welches bei der auf die Verdrängung des Pastor Böttcher abzielenden Agitation die Hauptrolle übernahm und das seit dem Jahre 1866 nur noch vom Vaterlandsverrathe lebt." Man versuchte in Riesa zunächst auf jede mögliche Weise den Amtsantritt Böttcher's zu verhindern. Wir sind keineswegs gesonnen, Alles in Schutz zu nehmen, was von diesem Tage an geschehen ist, aber wir meinen, daß die leidenschaftliche Erregung einer zahlreichen Gemeinde sehr begreiflich ist, der von einem Einzelnen, und geschähe es selbst in der besten Absicht, in solcher Weise Gewalt angethan werden soll. Sobald nämlich Freiherr v. Welck die Designation Böttcher's zum Riesaer Pfarramte angezeigt hatte, wendeten sich Stadtrath und Stadtverordnete mit einer Petition an die freilich in der Sache völlig incompetente II. Kammer. Als dann der Designat seine Probepredigt gehalten hatte, erhoben die Gemeindevertreter Einsprache bei der Kreisdirection und verlangten Einsicht in die Disciplinaracten über ihn. Mit diesem Verlangen abgewiesen, wendeten sie Recurs beim Cultusministerium ein, erhielten aber auch dort abweisenden Bescheid. Auch der inzwischen neugewählte Kirchenvorstand setzte die Opposition gegen die Wahl Böttcher's fort. Er richtete ein Schreiben an ihn, mit der Aufforderung, lieber freiwillig auf die Riesaer Pfarrstelle zu verzichten, da man im Falle seines Antrittes möglicher Weise eine freie Gemeinde bilden werde. Böttcher antwortete, daß es wider sein Gewissen und seine Ueberzeugung sei, nachdem ihn Gott auf dem hierfür geordneten Wege, durch die Collaturherrschaft zu Riesa, ohne allen und jeden Betrieb seinerseits zu dem Pfarramte von Riesa und Weida berufen habe, jetzt den eigenen selbstgewählten Weg einer Verzichtleistung zu betreten. Hierauf telegraphirte der Bürgermeister Steger an P. Böttcher:

„Der Kirchenvorstand zu Riesa hat gegen Ihren Amtsantritt bei dem Gesammtministerium Protest eingelegt. Senden Sie Ihre Sachen daher jetzt nicht. Man verweigert Ihnen den Einzug in die Pfarrwohnung." Böttcher's telegraphische Rückantwort lautete: „Von der kirchlichen Behörde dazu angewiesen, werde ich jedenfalls kommen und meine Sachen senden." Mit größter Beschleunigung erledigten die höchsten Behörden den Protest beim Gesammtministerium und ein außerdem noch unmittelbar an den König gerichtetes Gesuch und erließen die bestimmtesten Weisungen, unverweigerlich im Gehorsam sich zu fügen. In Folge davon veröffentlichte Bürgermeister Steger einen Aufruf im Elbeblatte, worin er die Bevölkerung zur Ruhe und Ordnung ermahnte, und der Einzug und die Antrittspredigt des neuen Pastors gingen ohne jede Störung vorüber. Das Cultusministerium aber erließ eine Verordnung an den Kirchenvorstand, in der gesagt war, es sei ihm schwer geworden, eine so entschieden den Wünschen des Kirchenvorstandes zuwiderlaufende Entschließung des Kirchenpatrons aufrecht zu erhalten, das Ministerium habe aber eine im Gesetz nicht begründete Beschränkung des in anerkannter Wirksamkeit bestehenden Patronatsrechtes nicht aussprechen dürfen; man wolle auch dem Kirchenvorstand nicht verargen, daß er kein Mittel unversucht gelassen habe, eine Aenderung im Entschlusse des Patrons herbeizuführen, hoffe aber nun von seiner Loyalität und seinem Rechtssinne, daß er sich von jeder Agitation fernhalten und den berufenen Geistlichen in Führung seines Amtes bereitwillig unterstützen werde; auch Pastor Böttcher sei durch die vorgesetzte Consistorialbehörde ernstlich darauf aufmerksam gemacht worden, daß er von extremem Wesen sich fern halte und dahin strebe, daß nicht Unfrieden gesäet, sondern Friede in die Gemeinde gebracht und in ihr erhalten werde; und so hoffe das Ministerium, daß die dem Einzelnen durch die Verhältnisse zur Pflicht gewordene Selbstbeherrschung und unbefangene Beurtheilung des ganzen Sachverhalts allen Betheiligten zur Beruhigung und zum Segen gereichen werde. — Es bedurfte nun freilich wohl keiner besonderen Prophetengabe, diese Hoffnung als eine trügerische zu erkennen. Wo einmal so arge Verbitterung die Gemüther vergiftet hat, vermag auch eine noch so gut gemeinte Verordnung nicht, das Vertrauen wieder herzustellen. Und so geschah es auch in Riesa. Es könnte nicht unsere Aufgabe sein, die weiteren Mißhelligkeiten zwischen Pastor und Kirchenvorstand eingehend zu erörtern, auch wenn unsere Quelle reichlicher darüber berichtete, als dies in der That der Fall ist. Wir heben zur Charakterisirung derselben nur den Einen Beschluß der kirchlichen Gemeindevertretung hervor, den Patron zu ersuchen, sein Patronat gegen die Summe von 2000 Thalern abzutreten, welches Capital als „Freiherrl. v. Welck'sche Stiftung" deponirt und in seinen Zinsen zur Verbesserung des Diaconatgehaltes verwendet wer-

den sollte. Das S. K.- und S.-B. bemerkt bei diesem Anlaß, es gewinne den Anschein, als ob der Kirchenvorstand in dem gerade damals neu zu wählenden Diaconus ein Werkzeug wider den Pastor in die Hände zu bekommen trachte, und fügt die um des Nachfolgenden willen bezeichnende Frage hinzu: „Sollte sich aber wirklich Jemand finden, der sich dazu hergäbe?" Diese fortgesetzten Mißhelligkeiten, welche unter andern im Jahre 1870 zum Austritt aller Kirchenvorsteher und darauf nach erfolgter Wiederwahl derselben und nach längeren Verhandlungen auf Befehl des Cultusministeriums zur Wiedereinweisung derselben in ihr Amt führten, haben kürzlich einen unerwarteten Abschluß gefunden, über welchen wir auf Grund einer von P. Böttcher selber im S. K.- und S.-B. gegebenen Darlegung berichten. Er wird zugleich die diesem Artikel gegebene Aufschrift, ein Strike auf kirchlichem Gebiete, rechtfertigen.

Etwa im Anfang des Jahres 1870 begann nämlich ein „Comité" freigemeindliche Sprecher (Knöfel aus Dresden, Uhlich, Wislicenus, Czersky u. s. w.) nach Riesa zu berufen, und im Laufe des darauf folgenden Jahres wurde daselbst ein Verein „freireligiöse Gemeinde" gegründet, welcher nach § 1 seiner Statuten für solche Personen bestimmt ist, die für ihre religiösen Bedürfnisse in den bestehenden Kirchen- und Religionsgesellschaften keine Befriedigung finden. Diesem Vereine traten unter Andern drei Kirchenvorsteher bei, von denen der eine, als Mitglied des Stadtraths, auch der Kircheninspection angehörte. Gleichwohl beließ eine Verordnung des Kirchenregiments die drei Kirchenvorsteher in ihrem Amte, indem sie zwar erklärte, daß die Betreffenden durch ihren Beitritt zu jenem Vereine mit ihren Kirchenvorstandspflichten in Widerspruch träten, die Kirchenvorstandsordnung aber der vorgesetzten Behörde zur Zeit keinen ausreichenden Anhalt zur zwangsweisen Entlassung dieser Kirchenvorsteher gebe. Pastor Böttcher hoffte, wie er angibt, trotzdem noch immer, daß die Freireligiösen durch die betreffende Verordnung moralisch zum Austritt veranlaßt werden würden und beabsichtigte, die Entscheidung darüber der gehäuften Amtsarbeit wegen bis nach Ostern zu verschieben. Da er aber inzwischen einen Ruf an das Luisenstift in der Niederlößnitz empfing, welche Stellung er, wie er sagt, „als ein Asyl ansehen mußte, das ihm der Herr für den Nothfall aufthat", so berief er bereits für den 16. März dieses Jahres die beabsichtigte Kirchenvorstandssitzung. Nachdem in derselben eine Nachwahl zum Kirchenvorstand einstimmig abermals auf ein Mitglied des freireligiösen Vereins gefallen war, brachte er die oben erwähnte Verordnung zur Vorlesung, und fragte die anwesenden Mitglieder des betreffenden Vereins, ob sie sich durch dieselbe zum Ausscheiden veranlaßt fühlten. Da die Antwort, wie vorauszusehen gewesen, verneinend ausfiel, so verlas Pastor Böttcher hierauf eine später im Riesaer Localblatt

abgedruckte Erklärung, in welcher er nach Erörterung des eben erzählten Sachverhaltes schließlich sagt: „Da ihm (dem Unterzeichneten) nun aber glücklicherweise kein Gesetz gebietet, in einem Amte zu bleiben, in welchem ihm solche Verhandlungen (wie die bevorstehenden über Neubesetzung des Diaconats) mit Freireligiösen zur Pflicht gemacht werden, so erklärt er hiermit öffentlich zu Jedermanns Kenntniß, daß er sich genöthigt sieht, sein hiesiges Amt aufzugeben, weil er es vor dem Herrn seiner Kirche und vor der Kirche seines Herrn nicht würde verantworten können, wenn er mit einem in der beschriebenen Weise zusammengesetzten Kirchenvorstande bei Besetzung eines evangelisch-lutherischen Kirchenamtes verkehren und dadurch den Freireligiösen ein Recht auf Berathung der wichtigsten evangelisch-lutherischen Kirchenangelegenheiten einräumen wollte."

Zu diesem „Rückschritt", wie er es selber nennt, wird ihm Niemand die persönliche Berechtigung absprechen wollen und nur das wird man bedauern dürfen, daß er sich nicht schon vor vier Jahren veranlaßt gesehen, „den selbstgewählten Weg einer Verzichtleistung zu betreten", wo er viel heillose Verwirrung dadurch abzuwenden vermocht hätte. Ein ganz anderes Ansehn erhält die Sache aber, wenn sich Pastor Böttcher in einem Nachwort seines Artikels an sämmtliche Amtsbrüder und Candidaten wendet und wörtlich Folgendes schreibt: „Kommen wir, wie sich dies gezeigt hat, gegen den kryptofreigemeindlichen Einfluß nicht mit Hilfe des hohen Kirchenregiments, nicht auf Grund des Gesetzes auf: Eins bleibt uns doch. Wie mir kein Gesetz gebot, das Pfarramt zu Riesa zu behalten, so gebietet auch der gesammten evangelisch-lutherischen Theologenwelt kein Gesetz, sich um Aemter zu bewerben, bei deren Besetzung die Krypto-Freigemeindler concurriren. Ich glaube mich nicht in der Meinung zu täuschen, daß unter uns kein einziger Theolog sein wird, der Lust hätte, seine Gastpredigt von einem Kirchenvorstande der beschriebenen Art begutachtet zu sehen, resp. die Berufung in ein evang.-luth. Kirchenamt der Mitwirkung eines solchen Kirchenvorstandes zu verdanken."

Ist dies nun nicht die Organisation eines Strike in optima forma? Es scheint unleugbar, daß die Herren die Kampfweise der social-demokratischen Arbeiterpartei mit guter Wirkung studirt haben. Man könnte die vorgeschlagene Maßregel sonst auch als eine Verpflanzung der katholischen Institution des Interdicts auf protestantischen Boden betrachten. Wie dieses eine ganze Gegend für einen in ihrer Mitte begangenen oder geduldeten Frevel mit geistlicher Arbeitseinstellung belegte, so sollen auch die Riesaer nicht eher einen Pastor erhalten, bevor sie nicht die freireligiösen Mitglieder ihres Kirchenvorstandes beseitigt haben. Und der Vorschlag hat bereits Früchte getragen. Ein Candidat, der sich um das erledigte Diaconat beworben und

seine Gastpredigt gehalten hatte, ist von seiner ferneren Bewerbung zurückgetreten, „solange der Kirchenvorstand zu Riesa in der bezeichneten Weise zusammengesetzt ist.“ Allerdings wird die versuchte Pression auf „die gesammte evangelisch-lutherische Theologenwelt“ kaum durchschlagenden Erfolg haben. Wenigstens versichert eine Erklärung des Kirchenvorstands von Riesa: „Bewerber, welche freilich vom Patron nicht zur Gastpredigt zugelassen werden, seien genug vorhanden,“ und es wird also dem Herrn v. Welck schließlich nichts übrig bleiben, als die Besetzung aus ihren Reihen vorzunehmen, oder sie dem Cultusministerium zu überlassen. Das ist aber auch für unser Urtheil völlig gleichgiltig. Es war uns lediglich darum zu thun, zu zeigen, zu welchen äußersten Mitteln auch die protestantische Orthodoxie ohne Bedenken greift, wenn sie wider einen Feind „nicht mit Hilfe des hohen Kirchenregiments, nicht auf Grund des Gesetzes aufkommt“.

Pastor Böttcher schließt seine mehrerwähnte Mahnung an die Amtsbrüder mit den Worten: Videant Fratres, ne quid detrimenti ecclesia capiat. Wir glauben nichts anderes thun zu sollen, als das Citat in seiner ursprünglichen Gestalt wiederherstellen: Videant consules, ne quid detrimenti res publica capiat.

Regiment und Regierte im Reichsland. Aus Straßburg. — Die dem Reichstage vorgelegte Uebersicht über die Gesetzgebung sowie die Einrichtung und den Gang der Verwaltung in Elsaß-Lothringen für 1871 und 1872 entspricht in ihrer schmucklosen und trockenen Form und ihrem reichen Inhalt durchaus dem Charakter, den die elsässisch-lothringische Verwaltung an sich trägt, seit Hr. v. Möller an ihrer Spitze steht. Der Bericht gibt Kunde von der regen Thätigkeit, die auf allen Gebieten der Verwaltung seit einem Jahre herrscht. Mit voller Ruhe und Sicherheit geht die Regierung vor, die Wunden zu heilen, die der Krieg dem Lande geschlagen, und diejenigen administrativen und gesetzlichen Einrichtungen zu treffen, die nothwendig sind, um das Reichsland in's deutsche Reich einzuordnen. Noch sind die Resultate dessen, was geschehen ist und noch geschieht, nur zum geringsten Theil sichtbar, aber der Grund ist mit fester Hand gelegt und wer den Gang der Verwaltung aufmerksam verfolgt, der ist auch von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es dem Meister gelingen werde, den Bau zu einem glücklichen Ende zu führen. Und nicht blos durch das, was geschehen ist, mußte dies Vertrauen erzeugt werden, vielleicht mehr noch durch das, was nicht geschehen ist. Eine Aenderung der bestehenden Gesetzgebung und Einrichtungen wurde nur vorgenommen, soweit es unbedingt nothwendig erschien, um dem Reichsland eine selständige Organisation zu geben und die Einführung der deutschen Reichsverfassung und -Gesetze vorzubereiten. Der

in der ersten Zeit der deutschen Verwaltung herrschenden Leidenschaft, alles auf preußischen Fuß zu setzen und nach preußischer Schablone umzumodeln, ward Einhalt gethan, und der Grundsatz gelangte zur Herrschaft, daß die französische Gesetzgebung nicht zu ändern sei, weil sie aus französischer Zeit herrühre, sondern nur da und dann mit größter Vorsicht, wo eine Aenderung als unumgänglich nachgewiesen worden. Die Einsicht brach sich Bahn, daß in vielen Stücken die französische Gesetzgebung der deutschen vorzuziehen ist und nach Form und Inhalt einen Fortschritt gegenüber der preußischen darstellt. Vor allem aber ward erkannt, daß die Bevölkerung selbst keine Veränderung wünsche, daß Niemand der deutschen Regierung einen Vorwurf daraus mache, wenn sie selbst anerkannt schlechte französische Gesetze während der Zeit, wo eine Vertretung des Landes an der Gesetzgebung keinen Antheil hat, bestehen lasse und anwende, daß aber selbst für gute Gesetze, wenn sie von oben octroyirt werden, auf Dank nicht zu rechnen sei. Die Gefahr aber, daß eine übereilte Abänderung der bestehenden Gesetzgebung an die Stelle guter schlechte Gesetze bringe, ist nicht gering. Die meisten Beamten sind erst seit kurzer Zeit im Lande, kennen die Verhältnisse, die Bevölkerung, deren Wünsche und Bedürfnisse ebenso wenig, wie sie ein Verständniß für die französischen Institutionen und Gesetze mitgebracht haben. Die Möglichkeit, daß die Bevölkerung selbst sich ausspreche, ist gegenwärtig noch nicht gegeben. Es fehlte also der größte Theil der Elemente, die vorhanden sein müssen, um ein gutes Gesetz zu erzeugen.

Die französische Gesetzgebung bietet Spielraum genug, um nicht nur gut, sondern auch freisinnig zu regieren und zu verwalten. Zu nicht geringem Erstaunen nahmen viele, auch hochstehende Beamte in den alten französischen Gesetzen größere Beschränkungen der administrativen Willkür wahr, als sie in ihrer Heimat gekannt hatten; und die in Deutschland überall bei Gelehrten und Ungelehrten verbreitete Ansicht, daß in Frankreich keine Selbständigkeit der Gemeindeverwaltung bestände, erwies sich zum großen Unmuth manches Kreisdirectors als gänzlich unrichtig. Man machte die Erfahrung, daß die französische Gemeindegesetzgebung eine gar nicht geringe Selbstverwaltung der Gemeinde kenne und daß die Abhängigkeit des Maires und Gemeinderathes von der Regierung jetzt, wo die Regierung nur geringen moralischen Einfluß besitzt, keine größere ist als irgendwo in Deutschland, daß es aber weit weniger gesetzliche Mittel gibt, auf die Gemeindebehörden einzuwirken, als dort. Ich will nur dies eine erwähnen, daß die Regierung durchaus keine andere Disciplinarstrafe einem Maire gegenüber besitzt, als die der Absetzung; daß die in Deutschland bekannten Verweise und Geldstrafen der Gemeindebehörden hier nicht existiren. Wie sehr hierdurch allein die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Maires, die ihr Amt unentgelt-

lich als Ehrenamt führen, erhöht wird, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Daß die französische Gemeindegesetzgebung keiner Reform bedürfte, soll damit natürlich nicht gesagt sein. Es soll nur angedeutet werden, daß es durchaus geboten erscheint, mit der Einführung neuer Gesetze vorsichtig zu Werke zu gehen, wenn man die elsässisch-lothringische Bevölkerung der Vortheile nicht berauben will, die sie unter französischer Herrschaft genossen hat. Nicht nur Gesetze zu machen, sondern die bestehenden kennen zu lernen und richtig anzuwenden muß die erste Aufgabe sein. Es mag dies schwieriger sein, als eine schablonenmäßige Gesetzesfabrikation, aber die Beruhigung des Landes und die Herstellung normaler Verhältnisse kann nur dadurch erreicht werden. Der Einfügung des Reichslandes in's Reich stehen Hindernisse genug im Wege, so daß es nicht nöthig ist, deren Zahl durch eine neue willkürliche Gesetzgebung zu vermehren.

Schon die erste Frage, die bei der Vereinigung des Landes mit dem Reiche in Betracht kommt, hat zu großen Schwierigkeiten und zur Beunruhigung der Bevölkerung allzuviel Anlaß gegeben. Die Frage, wem das Recht zustehe französische Nationalität zu wählen und wer deutsch werden müsse, hat in dem Friedensvertrag vom 10. Mai 1871 eine so unglücklich gefaßte Lösung erhalten, daß Niemand eine bestimmte Antwort darauf wußte. Erst vor wenigen Wochen hat die Regierung deutlich und bestimmt sich ausgesprochen; aber da die Auslegung des betreffenden Artikels des Friedensvertrages, welche die französische Regierung publicirt hat, von der Auslegung der deutschen abweicht, so weiß die Bevölkerung immer noch nicht recht, woran sie sich zu halten hat, und trotz aller Erklärungen der Regierung und der officiellen Zeitungen hofft mancher noch eine Abänderung und Milderung der Bestimmungen von den Verhandlungen, die der französische Minister des Auswärtigen über diesen Punkt in Aussicht gestellt hat. Und doch können die Verhandlungen, auf die sich übrigens Deutschland aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht einlassen wird, zu keinem anderen Resultate führen, als in den deutschen Erklärungen enthalten ist. Wer am Tage des Präliminar-Friedens in Elsaß-Lothringen domizilirt war, kann die französische Nationalität nur beibehalten, wenn er auswandert; und Minderjährige, auch wenn sie emancipirt werden, können ohne ihre Eltern oder gesetzlichen Vertreter ihre Nationalität nicht wechseln. An diesen Hauptsätzen muß die deutsche Regierung im Interesse der Selbsterhaltung und der Gleichheit vor dem Gesetze festhalten. Sie kann nicht dulden, daß ein großer Theil der Bevölkerung oder auch nur der städtischen Bevölkerung als französische Unterthanen im Lande bleibt, und sie darf den militärpflichtigen jungen Leuten nicht gestatten, sich durch Wechsel der Nationalität dem Dienste zu entziehen. Es entspricht dies letztere nur der französischen Gesetzgebung, die sogar noch weiter geht, und einen Wechsel

der Nationalität bei Minderjährigen überhaupt nicht zuläßt, selbst wenn die Eltern ihre Nationalität wechseln. Ist die Regierung aus diesen Gründen gezwungen an den von ihr getroffenen Bestimmungen festzuhalten, so ist allerdings hierdurch gar manche Familie in eine schwierige, ja unerträgliche Lage gebracht. Die Eltern sind geneigt, in ihrer Heimat zu bleiben und sich mit den neuen Verhältnissen auszusöhnen, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Bande jeglicher Art fesseln sie ans Elsaß; die Söhne aber, die im militärpflichtigen Alter stehen, erklären in exaltirtem französischem Patriotismus unter keiner Bedingung in's deutsche Heer einzutreten. Ein Zwang läßt sich der Natur der Sache nach gegen junge Leute von 18 und 19 Jahren nicht ausüben, namentlich nicht von Vater oder Mutter, die während des Krieges und auch später selbst den französischen Patriotismus ihrer Kinder gesteigert haben. Dazu kommt der Druck der schon nach Frankreich ausgewanderten oder zur Auswanderung entschlossenen Altersgenossen, die Verführung und Ueberredung von zahlreichen französischen Agenten, die in mittelbarem oder unmittelbarem Auftrage das Land durchziehen und in der bekannten Ligue d'Alsace ihre Vereinigung haben. So gibt es denn namentlich in den Städten kaum eine größere wohlhabende Familie, in der sich dieser Kampf zwischen der älteren und jüngeren Generation nicht abspielte, und es liegt in der Natur der Sache, daß diese Angelegenheit, bei der es sich um die ganze bürgerliche Existenz einer Familie handelt, das Interesse der Bevölkerung noch fast ausschließlich in Anspruch nimmt. Die aus dem Innern Frankreichs stammenden Familien verlassen fast ausnahmslos das Land, ein Resultat, das im Interesse der Germanisation des Elsasses nur erfreulich sein kann, aber in dem gesellschaftlichen Leben der Städte eine große Veränderung hervorbringt, die für die Zurückbleibenden zunächst nur schmerzlich sein kann.

Was speciell die Stadt Straßburg betrifft, so werden hier dagegen mit wenigen Ausnahmen alle alten protestantischen Familien der Stadt, das eigentliche Straßburger Patriciat, in der Heimat bleiben, trotz aller französischen Sympathien, die noch ungeschwächt fortdauern. Auch wird ein Umschwung in dieser Gesinnung sobald noch nicht eintreten. Man würde sich in Deutschland der gröbsten Täuschung hingeben, wenn man in einem oder zwei Jahren schon hierin eine Besserung erwartete. Viel wichtiger und erfolgreicher als vereinzelte Versuche, die Sympathien der widerwilligen Elsässer zu gewinnen, wird es sein, wenn man sobald wie möglich die Bevölkerung zur Betheiligung an der Regierung und Verwaltung des Landes heranzieht. Man muß leider eingestehen, daß gegenwärtig das Land regiert und verwaltet wird von einer Schaar deutscher Beamter, die es nicht kennen und mit der Bevölkerung nicht den geringsten Zusammenhang haben. Wir machen

hieraus der deutschen Regierung in keiner Weise einen Vorwurf; wir wissen sehr gut, daß die früheren Beamten mit wenigen Ausnahmen in die deutsche Verwaltung nicht übertreten wollten oder konnten und daß gar nichts anderes übrig blieb, als fast alle Stellen mit altdeutschen Beamten zu besetzen. Wir constatiren blos die Thatsache und machen auf das bedenkliche derselben aufmerksam. Die Gefahr ist offenbar vorhanden, daß der Gegensatz zwischen einer regierenden deutschen Beamtenkaste und einer regierten französisch gesinnten Bevölkerung sich mehr und mehr steigere, statt sich nach und nach auszugleichen und zu verwischen. Diese Gefahr ist in um so höherem Grade vorhanden, als viele Beamte in's Land kommen mit dem vollen Bewußtsein, als Beglücker der verkommenen Bevölkerung zu erscheinen, und sich in der Rolle höherer Menschen gegenüber den in französischer Immoralität und Unwissenheit versunkenen Elsässern äußerst wohl gefallen. Nur entsprechen leider die Verhältnisse diesen Anschauungen sehr wenig und die Besserungstendenzen sind gar nicht selten mit Arroganz und Unbildung verbunden. Der erwähnten Gefahr läßt sich nur dadurch begegnen, daß der Bevölkerung Gelegenheit gegeben wird, Einfluß auf die Verwaltung des Landes und Mitwirkung bei der Gesetzgebung auszuüben. Ist hierzu nur einmal die Möglichkeit vorhanden, so wird das Land auch nicht zögern, von den ihm gewährten Rechten Gebrauch zu machen. Schon die bisherige Erfahrung hat gezeigt, daß trotz der französischen Sympathien die Elsässer bereit sind, die politischen Rechte und Pflichten des Bürgers zu erfüllen. Schon im vergangenen Sommer haben die Gemeinderathswahlen in allen Gemeinden des Landes, zum Theil unter reger Betheiligung, stattgefunden. Nur in zwei Gemeinden ist durch Wahlenthaltung die Wahl vereitelt worden. Der Dienst der Geschworenen wird mit Treue und Gewissenhaftigkeit erfüllt. Die Handelsgerichte und Handelskammern, zum Theil neugewählt, haben überall ihre Thätigkeit wieder aufgenommen. In allen Fällen, in denen die Regierung aus Notabeln des Landes Commissionen zur Berathung und Verwaltung bestimmter Angelegenheiten berief, haben die Berufenen mit größter Bereitwilligkeit den Auftrag übernommen und mit Pflichteifer ausgeführt. Es ist nur zu bedauern, daß die Regierung nicht öfter bei Vorberathung wichtiger Maßregeln und gesetzgeberischer Akte mit Notabeln und Sachverständigen des Reichslandes in's Benehmen getreten ist, wie dies in den Motiven zu dem Gesetzentwurf betreffend die Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem deutschen Reiche als selbstverständlich bezeichnet ward.

Jedenfalls beweisen meiner Ansicht nach die angeführten Thatsachen so viel, daß die Bevölkerung sich der Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte nicht entziehen wird. Pflicht der Regierung aber ist es, sobald wie möglich diese Ausübung zu ermöglichen. Ist einmal die Optionsfrist abgelaufen

(1. October 1872) und hat sich die Aufregung, die voraussichtlich sich bis zum letzten Tag der Frist steigern wird, gelegt, so kann nur Bequemlichkeit und allzugroße Aengstlichkeit davor zurückschrecken, die elsässische Bevölkerung auch einmal zu Worte kommen zu lassen und durch die von ihr gewählte Vertretung eine Verbindung zwischen Regierung und Regierten herbeizuführen. Ich will heute auf die Frage nicht eingehen, in welcher Weise die Ausübung des Gesetzgebungsrechts für das Reichsland nach dem 1. Januar 1873, mit welchem Tage die Reichsverfassung in's Leben tritt, zu regeln sein dürfte; ich möchte mir die Erörterung dieser wichtigen Frage für einen späteren Brief aufbewahren; jedenfalls aber können und müssen gegen Ende des Jahres 1872 oder mit Beginn des Jahres 1873 die Wahlen zu den Generalräthen der Bezirke stattfinden. Der Mangel der Generalräthe, die ein nothwendiges Glied in der französischen Verwaltungsorganisation sind, macht sich in der laufenden Administration schon lange fühlbar. Es wird auf die Dauer nicht angehen, die wichtigen Functionen, mit denen die Generalräthe betraut sind, provisorisch irgend welchen Beamten zu übertragen. Diese aus allgemeinem Wahlrecht hervorgegangenen Vertretungen der Departements hatten schon nach der Napoleonischen Gesetzgebung, insbesondere nach dem Gesetz vom 18. Juli 1866 größere Befugnisse als irgend eine Provinzialvertretung im deutschen Reiche.*) Ihre Wiederherstellung wird der erste Schritt sein, um Elsaß-Lothringen von den nationalen Fragen, die jetzt das Land ausschließlich bewegen, abzuziehen und es auf seine wahren Interessen zurückzuführen. Die Möglichkeit ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß die Wahlen zunächst eine ultramontane Majorität ergeben werden, aber selbst diese Gefahr ist meines Erachtens nicht so groß, wie die einer dauernden Trennung von Beamten und Bevölkerung. Selbst eine ultramontane Majorität wird sich verpflichtet fühlen, für die Bedürfnisse des Landes Sorge zu tragen und die Summen, die zum Bau der Wege, der Schulhäuser, zur Unterstützung der Landwirthschaft u. s. w. nothwendig sind, zu bewilligen. Daß der Regierung manche Schwierigkeiten daraus erwachsen werden, wird nicht verkannt. Aber jedes Regiment mit einer Volksvertretung ist unbequemer als ohne eine solche, und der Mann, dem heute die Verwaltung des Reichslandes anvertraut ist, ist sicher der letzte, der vor Schwierigkeiten zurückschreckt, wenn deren Ueberwindung im öffentlichen Interesse liegt. —

Zum Schlusse lassen Sie mich noch mit einem Worte die eben eröffnete Universität erwähnen. Der trockene Ton des dem Reichstage vorgelegten Verwaltungsberichtes wird nur einmal unterbrochen durch einen warmen

*) Bekanntlich hat das Gesetz vom 10. August 1871 die Befugnisse der Generalräthe noch bedeutend erweitert.

Ausdruck der Anerkennung für das Wirken des Herrn v. Roggenbach: „Die Universität wird am 1. Mai dieses Jahres in's Leben treten. Dies in so kurzer Zeit und unter Herbeiziehung tüchtiger Lehrkräfte von deutschen Hochschulen ermöglicht zu haben, ist ein großer und schöner Erfolg der hingebenden Thätigkeit des mit den Vorarbeiten betrauten Herrn Staats-Ministers Freiherrn v. Roggenbach." Und in der That die Anerkennung des deutschen Reiches verdient der Mann, der in völliger Selbstlosigkeit, nur dem Vaterlande und der großen Aufgabe dienend, der er sich gewidmet, in kürzester Zeit ein Werk geschaffen hat, das mehr wie alles andere geeignet ist, die friedliche Eroberung des Landes zu vollenden. Die Universität, mit welcher der Name Roggenbach für alle Zeiten verbunden sein wird, ist jetzt nach ihrer Eröffnung auf eigene Füße gestellt. Das Lehrercollegium ist mit Männern besetzt, deren Namen meist schon einen guten Klang in der wissenschaftlichen Welt haben, die alle noch in der Vollkraft ihres Wirkens stehen und hergekommen sind in dem Bewußtsein, daß sie durch die wissenschaftliche Wirksamkeit an der neuen Hochschule zugleich eine nationale Aufgabe zu erfüllen haben. Die Füllung einiger vorhandener Lücken ist schon für das nächste Wintersemester in Aussicht genommen. So bedürfen insbesondere die Naturwissenschaften noch einer Ergänzung. Die Zahl der Studenten, die bis jetzt inscribirt sind (etwa 230) ist für den Anfang völlig befriedigend und wenn die vielen falschen Gerüchte über das übermäßig theure Leben in Straßburg durch die Erfahrung widerlegt sein werden, wird sie rasch steigen. Die Vorlesungen haben den 6. Mai fast sämmtlich begonnen. In die Hand der Universität ist es jetzt gelegt, die Erwartungen und Hoffnungen, die ganz Deutschland an sie knüpft, zu erfüllen. Möge der edle und wahrhaft freisinnige Geist, in dem sie geschaffen worden ist, ihr Eigenthum für alle Zeiten bleiben! M.

Legouvé über Frankreich; belgische Parteien. Aus Brüssel. — Der französische Akademiker Legouvé war, gelegentlich seiner Anwesenheit in Brüssel, von dem hiesigen Künstler- und Schriftsteller-Verein ersucht worden, eine Vorlesung über einen literarischen Gegenstand zu geben, und hatte zugesagt. Von 8 Uhr Abends war der schöne Saal des Vereins voll von Leuten, die den wirklich höchst angenehmen Causeur zu hören wünschten. Groß war jedoch das Erstaunen, als Herr Legouvé verkündigte, daß er sein Programm geändert habe und nicht über Literatur sondern über Frankreich sprechen werde. In dem, was er sagte, war viel Wahres und viel Neues, nur nach dem Lessing'schen Recepte das Wahre nicht besonders neu, und viel von dem Neuen nicht besonders wahr. Zuerst schärfte er ein, an der Zukunft Frankreichs nicht zu verzweifeln. Die Reue über die Irrthümer der

Vergangenheit sei ebenso groß, wie das Streben nach Regeneration ernst. Mir fiel dabei eine Geschichte ein, (die mir vor Jahren ein irischer katholischer Landpfarrer erzählte. Wie den meisten Landpfarrern, waren ihm die Besuche der Missionen zuwider. Einer Redemptoristenmission war es gelungen, Biddie, ein liederliches Frauenzimmer in seinem Sprengel, plötzlich auf den Weg des Heils zu bringen. Eine andere Dirne, Namens Maggie, traf, selbst etwas angetrunken, die von der Beichte kommende Biddie und überhäufte sie mit Schimpfworten. „Schimpfe nur, Maggie", sagte Biddie, „schimpfe nur; ich bin, Dank sei es den heiligen Vätern, im Zustand der Gnade, aber, wenn ich dir heut über vierzehn Tage nicht den Kopf einschlage, so ist mein Name nicht Biddie Mac Grath." Herr Legouvé schob die Schuld des unsinnigen (insensé) Krieges Napoleon III. allein in die Schuhe und führte aus, wie der Bonaparte-Cultus sich in Frankreich gebildet habe; er erklärte ihn sammt dem Jakobinismus für die zwei größten Plagen seines Landes. Von dem Bonapartismus sei man geheilt, und die Commune habe alle Thorheiten und Verbrechen der Schreckensmänner von 1793 wiederholt, ohne von der Größe des Convents umringt zu sein. „Ich fordere Jedermann kühnlich auf, mir zu sagen, was die Commune Gutes gethan, oder welche Missethat sie nicht begangen hat!" rief er aus. Er drückte die Furcht aus, daß durch die Commune 50 Jahre zwischen Frankreich und die Erlangung der wahren Freiheit geschoben seien. Seiner Ansicht nach hat Jules Favre mit dem „keinen Zoll von unserem Boden, keinen Stein von unseren Festungen" sich hohes Verdienst um sein Land erworben und dadurch die hochherzige Vertheidigung von Paris hervorgerufen. Für das Verhalten der Pariser Bevölkerung während der Belagerung konnte er nicht Lob, wie für die Communarden nicht Zorn und Hohn genug finden. Die sich aufdrängende Frage, wie ein so großer Theil dieser aufopferungsfähigen, hochherzigen Bevölkerung im Verlauf weniger Tage sich in Tollhäusler und wilde Bestien verwandeln konnte, berührte er nicht. Von dem Zustande der öffentlichen Meinung hier schien er keine Ahnung zu haben. Seine Anspielungen auf die Sympathien Belgiens für Frankreich wurden ohne Beifall empfangen und, als er in beredten Schwunge die Gründe aufzählte, warum der Franzose sich noch immer als solcher stolz fühlen müsse, und diesen Theil des Vortrages mit dem Rufe Vive la France schloß, wiederholte auch nicht eine Stimme den Ruf. Es muß dies den Redner sowohl, wie den Gesandten, Herrn Picard, der gegenwärtig war, nicht besonders angenehm berührt haben. Die zwei Hauptheilmittel für Frankreich sieht Herr Legouvé im obligatorischen Volks-Unterricht und im obligatorischen Militärdienst, deren Einführung in Frankreich binnen 6 Monaten er verkündigte. Möge er sich darin nicht täuschen! Von den zwei Hauptmächten im Staat will die

Nationalversammlung nicht den einen und Herr Thiers nicht den anderen. Die deutsche Militärorganisation bewunderte er sehr, nur fand er daran zu tadeln, daß die Soldaten von den Officieren geschlagen werden, was, wie er hofft, in Frankreich nie werde nachgeahmt werden. Wenn dergleichen Unwahrheiten oder auf gänzliche Unwissenheit gegründete Behauptungen von den Lippen eines so bedeutenden Mannes, Schriftstellers und Gelehrten, fallen, so ist wirklich daran zu verzweifeln, daß den Franzosen der Sinn für Wahrhaftigkeit jemals wieder kommen werde. Den Retter Frankreichs sieht Herr Legouvé in Thiers, für den er eine gränzenlose Bewunderung an den Tag legte. Er verglich dieses nach ihm universelle Genie mit vier anderen großen Männern des Jahrhunderts, denen Allen Thiers überlegen sein soll. Cavour, sagte er, war ein Staatsmann, aber er verstand keine Armee zu organisiren; Sir Robert Peel war ein großer Finanzmann, aber kein Geschichtsschreiber; Bismarck ist ein großer Politiker, aber er versteht Nichts vom Finanzwesen (letzteres ein nur für einen Franzosen nicht gewagtes Urtheil); Moltke ist ein großer Feldherr aber kein Staatsmann. Thiers dagegen ist dies Alles. Ueber Voltaire ist häufig das Urtheil gefällt worden, daß, obgleich er in so vielen Zweigen der Literatur Vortreffliches leistete, er es doch in keinem zum Höchsten gebracht hat. Das Endurtheil über Thiers wird wohl noch minder günstig ausfallen. Ein Staatsmann, der aus Uebereilung und persönlichem Groll die 1848er Revolution hervorgebracht hat; ein Organisator der Armee, der gegen die allgemeine Wehrpflicht ist; ein Finanzmann, der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Schutzzöllnerei vertheidigt, und das noch in einem Lande, welchem wegen der einzig dastehenden Qualität seiner Hauptproducte die Ausfuhr leichter ist als jedem anderen; ein Geschichtsschreiber, der seine Jugend zur Verherrlichung des Berges des Convents und sein Mannes- und Greisenalter zur Erfindung der Napoleonischen Legende angewandt und dadurch mehr als irgend ein Anderer zur Aufrechthaltung der von Herrn Legouvé so bitter beklagten Plagen Frankreichs, Jacobinismus und Bonapartismus gethan hat, verdient wohl kaum die Bewunderung in allen vorerwähnten Eigenschaften, die ihm der französische Akademiker so unbedingt zollte. Dieser hat sich, wie es scheint, von der all seinen Landsleuten so eigenthümlichen Neigung zur Idolisirung des Helden des Tages hinreißen lassen. Es ist sonderbar, daß das Volk, welches das Sprichwort Personnne n'est un héros pour son valet de chambre so häufig im Munde führt, zugleich das der Heldenanbetung ergebenste ist; nur liebt es schnellen Wechsel in den Helden. Wer spricht heute noch von „notre illustre citoyen Gambetta, notre grand citoyen Favre, notre héroique Bazaine“ u. s. w.?

Um doch nicht den ganzen Abend der Politik zu opfern, las Herr Le-

gouvé seine Causerie über ein photographisches Album, welche er in der ersten Sitzung des französischen Instituts nach dem Falle der Commune vorgetragen hatte, vor. Es ist dies eine sehr geistreiche Arbeit, die den Nutzen der Photographie von allen Seiten, der ernsten, gefühlvollen und humoristischen, beleuchtet. Die Ausführung der Arbeit ist von der leichten, gefälligen, nimmer ermüdenden Art, für die wir Deutsche zu schwere Hände und unsere Sprache zu ernsten Klang und weitschweifigen Gang haben, und die wir daher wohl auf immerdar den Franzosen unter dankbarer Anerkennung des uns verschafften Genusses werden überlassen müssen. Glücklicherweise steht es auch auf diesem Gebiete nicht mehr ganz so schlimm mit uns, als zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, wo der belletristische Jesuit Bouhours ernsthaft die Thesis besprach, si un allemand peut avoir de l'esprit und nach mehrstündiger Disquisition zu dem Schluß kam, daß dies nicht möglich sei: die mächtige deutsche Literatur zeigt, daß es Höheres gibt, als die Werke des esprit, der dem französischen Geiste gerade so eigenthümlich ist, wie die Weine Frankreichs dem französischen Boden. Wer dieserhalb Trost braucht, muß ihn in der preußischen Devise suum cuique suchen. Die Causerie über die Photographien wurde mit großem Beifall aufgenommen, da der literarische Genuß durch das im höchsten Grade treffliche Lesen des Hrn. Legouvé sehr erhöht war. —

Die Parteien bereiten sich hier ernstlich auf die Kammerwahlen im nächsten Monat vor. Die Katholiken werden in geschlossener Reihe vorwärts marschieren und wenn sich nicht mehr Einigkeit in der liberalen Partei erzielen läßt, so dürfte die liberale Minorität in der Kammer abermals eine Verminderung erleiden. Die Hauptorgane der beiden liberalen Fractionen liegen einander in den Haaren. Das altliberale Écho du Parlament wirft der progressistischen Indépendance belge vor, daß sie den Zwiespalt geschaffen und unter ihrem Hauptredacteur, „einem Franzosen und Republikaner", Zwecke verfolge, die sie nicht einzugestehen wage, während sie ihre Angriffe auf die Altliberalen nicht zu motiviren vermöge. Die Indépendance findet hierauf wenig zu erwidern. Da jedoch persönliche Interessen im Spiel sind, so dauert der Zwist fort.

Die Resultate der Landtagssession. Aus München. — Es ist lange her, seit sich in diesen Blättern dieses Datum sehen ließ. Ihr Referent konnte es nicht über sich gewinnen, der gegen das Ende der Session eingetretenen gesteigerten Thätigkeit der Kammer in gleichem Schritte zu folgen, und dem Leser die Mühen und Qualen, unter denen hier wie anderwärts ein geordneter Staatshaushalt hergestellt zu werden pflegt, in neuer Wiederholung vorzuführen. Unser Landtag that eben, was seines Amtes war, in-

dem er sein Budget zu Stande brachte und da war er zwar sehr gründlich und pflichtgetreu, aber auch sehr langweilig. Es kann den Lesern der blaßgelben Blätter — die „historisch-politischen" des Dr. Jörg sind bekanntlich dunkel- oder neidgelb — herzlich gleichgiltig sein, wieviel von der allgemeinen Gehaltsaufbesserung auf die einzelnen Beamtenkategorien kam, welche Kirchthurminteressen aus der allgemeinen Rauferei um wirkliche oder Vizinaleisenbahnen siegreich hervorgingen, und wie viele dii minorum gentium der liberalen Seite — diejenigen der clerical-patriotischen getrauen sich selten überhaupt den Mund aufzuthun — an der eigenen Beredsamkeit größeres Behagen fanden als ihre Zuhörer. Eines wurde erreicht: sämmtliche Beamtenkategorien, auch die den Clericalpatrioten besonders verhaßten Förster und Schullehrer haben eine erhebliche Gehaltsaufbesserung erhalten, die in der Hauptstadt wohnhaften freilich nur, um sie nach kurzer Freude in dem Abgrund der Miethsteigerung verschwinden zu sehen. Und was das Erfreulichste ist, diese würdigere Stellung der Staatskirchen- und Cultusdiener ist ohne jene Steuererhöhung durchgesetzt worden, welche die Klerikalpatrioten officiell perhorreszirten und unter der Hand durch alle mögliche kleine Mittelchen herbeizuführen suchten. Das deutsche Reich hat den Säckel des baierischen Bürgers und Landmanns vorläufig nicht höher zu belasten brauchen, diese einzige Thatsache wird manchem Hetzartikel die Würze, mancher Demagogenrede die Spitze rauben.

Es wäre indessen eine irrthümliche Annahme, dieses Resultat für das einzige politische Ergebniß und Vorkommniß der letzten Session anzusehen. Die politischen Gegensätze krystallisirten sich nicht mehr in so reiner Form wie bei den Debatten über die Augsburger Bischofsbeschwerde und über die Reservatrechte, aber sie brachen wiederholt hervor. Sogar die Reservatrechte standen in beiden Kammern wieder am Horizonte. In der zweiten Kammer stellte der nominelle Führer der Klerikalpatrioten, Rechtsanwalt Freytag, Reichstagsabgeordneter für Amberg, den Antrag auf Aufhebung sämmtlicher außerdeutscher Gesandtschaften mit Ausnahme der Wiener. Der Antrag hatte, außer einer später zu erörternden dynastischen Tragweite, natürlich die Tendenz, die Nationalpartei in die Falle zu locken und das Ministerium Hegnenberg-Lutz zwischen ihr und der Krone in eine unhaltbare Stellung zu bringen. Diese Falle zu vermeiden war leicht, schwieriger dagegen die Klerikalpatrioten selber hineinzustürzen, was der Kammerdiplomat Professor Marquardsen, in Abwesenheit des damals erkrankten Frhrn. v. Stauffenberg Führer der baierischen Fortschrittspartei, dennoch unternahm und durchsetzte. Der häufig unbequeme linke Flügel der Partei, die Nürnberger Nationaldemokraten, entsprach seiner Sparsamkeitstendenz wie der taktischen Situation durch den subsidiären Antrag, auch die am Wiener Hofe accredirte Gesandt-

schaft aufzuheben. Wenn ein Plan trotz seiner Durchsichtigkeit gut ist, sobald er gelingt, so war dieser auf psychologische Berechnung gegründete Plan ein Meisterwerk. Der kluge Dr. Jörg sah die hinter dem rothen Tuch angebrachte Falle, aber er stürzte doch wie blind auf dieselbe zu, der Kaiser von Oesterreich kein deutscher Fürst, er, der in Villafranca durch das Wort: „ich bin ein deutscher Fürst“ Deutschland aus der furchtbarsten Gefahr seiner neueren Geschichte gerettet! Dieser antiquirte Satz brach nun das Eis zu einer oratorisch gewaltigen, politisch geradezu sinnlosen Rede des alten Großdeutschen. Er werde als Großdeutscher leben und sterben, aber dem baierischen Großmachtsschwindel, an dem die großdeutsche Idee gescheitert sei, habe er nie das Wort geredet. Baiern sei einmal in Europa ein Staat zweiten Ranges gewesen, er sei dies nicht mehr. Der sarkastische „rothe Fischer“ Bürgermeister und Reichstagsabgeordneter von Augsburg, gab der Jörg'schen Improvisation die rechte Tragweite durch die einzige Bemerkung über so viele Wärme gegenüber einem fremden Fürsten bei so vieler Kälte gegen die Rechte und Empfindungen des Landesherrn. Für die Aufhebung aller außerdeutschen Gesandtschaften einschließlich der Wiener stimmten schließlich nur die Nationaldemokraten, gegen den Freytag'schen Urantrag mit der gesammten Linken die ehrlichen „Patrioten“ wie Graf Seinsheim, Erzgießer Müller und die vortrefflichen schwäbischen Pfarrer Hafenmayer, Bach und R. Weiß. Der Pfeil war auf seinen Schützen zurückgeprallt, der subtile Dr. Jörg, ein wahrer Mack oder Willisen an geschickter Conception und ungeschickter Ausführung, um eine blutige Schlappe reicher. Geräuschloser vollzog sich ein analoger Vorgang in der Reichsrathskammer. Der alte Frhr. v. Schrenk, unter v. d. Pfordten mit ihm abwechselnd Premier und Bundestagsgesandter, glaubte gewisse intime Vorgänge für sich und seine Partei ausnützen zu können, indem er im Finanzausschuß zum Finanzgesetz einen Zusatzwunsch wegen ungeschmälerter Behauptung der baierischen Reservatrechte vorschlug. Der Antrag kam gar nicht bis in das Plenum der Reichsrathskammer, klügere Mitglieder des Finanzausschusses als der überlebende Leidträger des Frankfurter Bundestags sahen ein, daß ein solcher Wunsch ein doppelter politischer Fehler gewesen wäre. Einmal gegenüber der entscheidenden Stelle, wo man sich Manns genug fühlt, die Reservatrechte selbst zu vertheidigen und dieselben überdies mehr für einen Kron- als einen Landbesitz hält und dann dem gefürchteten deutschen Reiche selbst gegenüber. Ein Sonderrecht läßt sich, wenn überhaupt, nur aufrecht erhalten, indem man davon schweigt und es mit Maß und Verstand benützt, wer beständig damit renommirt, wird es eines Tages zerbrochen zu seinen Füßen liegen sehen. Trotz dieser leidlichen Vertuschung hat der Schrenk'sche Antrag den Klerikalpatrioten dennoch erheblich geschadet, da man an entscheidender Stelle das

darin ausgedrückte persönliche Mißtrauen sehr wohl durchgefühlt und mit entsprechenden Empfindungen erwidert hat. Auch der eigentlich der Landtagscompetenz entrückte Militäretat gab zu einigen rein politischen Auseinandersetzungen Anlaß. Im Interesse der Verwaltung hatte die Kammer dem Kriegsminister das Recht der Uebertragungen zugestanden und verlangte dafür die nachträgliche Controle, welche Hr. v. Prankh unbedenklich zugestand. Unangenehmer wirkte eine andere Auseinandersetzung. Der von der eignen Partei mehr als von den Gegnern gefürchtete Pfarrer Mahr wünschte die pekuniäre Gleichstellung der baierischen Unterofficiere und Soldaten mit den preußischen; Herr v. Prankh entgegnete, zur Herstellung vollster Gleichmäßigkeit zwischen der baierischen Armee und dem übrigen Reichsheer vertragsmäßig verpflichtet zu sein und dieselbe auch loyal durchgeführt zu haben. Nur die etwas höhere Löhnung der baierischen Soldaten habe er beibehalten, da er ihnen an ihren ohnehin kargen Bezügen nichts kürzen wollte. Die Rechte nahm die Bravade mit lebhaftem Beifalle auf, die naheliegende Entgegnung der Linken, daß ein einzelnstaatlicher Kriegsminister, und wäre es selbst der baierische, dem Reich gegenüber eigentlich gar nicht zu „wollen", sondern höchstens zu beantragen hat, unterblieb aus ebenso naheliegenden Gründen. Endlich kamen auch noch rein constitutionelle Fragen zum Austrag. Die Umbildung des seiner Organisation wie seiner Competenz nach vorconstitutionellen obersten Rechnungshofes zu einer dem Verfassungsorganismus sich eingliedernden Behörde ist schon ein altes Desiderium. Die Geschichte der baierischen Finanzen liefert in den Kapiteln von den Abel'schen Erübrigungen, dem griechischen Anlehen, dem Baue des Glaspalastes und der Lüder'schen Armeeverwaltung die schlagendste Begründung des Völk'schen Antrags. Bei der Debatte über denselben wurde zugleich die Abänderung des Ministerverantwortlichkeitsgesetzes berührt, welches mit der geforderten Uebereinstimmung beider Kammern eine Anklage in 99 unter 100 Fällen unmöglich macht. Die Abstellung dieses Uebelstandes wies zwar Hr. v. Pfretzschner namens des Gesammtministeriums mit der vielgebrauchten Warnung, ja nicht an den bewährten Grundlagen der Verfassung zu rütteln, ab, in der mit Völk über den Antrag geführten verfassungsrechtlichen Controverse jedoch zeigte er sich der ziemlich doctrinären Auffassung des Antragstellers halbwegs entgegenkommend und überragte fast noch den auf der Höhe seiner Beredtsamkeit stehenden Abgeordneten. Der Satz des Ministers, daß eine Kammer, die eine von der anderen Kammer verweigerte Summe bewilligt habe, dennoch gegen die Regierung wegen Verausgabung dieser Summe einschreiten werde, war sicherlich zutreffend. In der Reichsrathskammer fiel zwar der auf die Competenzerweiterung jeder der beiden Kammern zu selbständiger Anklage zielende Passus, doch konnte sich der Landtagsabschied der Zusage einer

Umgestaltung der fraglichen Behörde in constitutionellem Sinne nicht entziehen und die Abänderung des Gesetzes über die Ministeranklage wird sich auf der Tagesordnung der nächsten Session sicherlich wieder einstellen. Die in momentaner Erregung gemachte Aeußerung Hegnenbergs über die Beschaffung der für die Regierungspresse nöthigen Gelder hatte die Klerikalpatrioten höchlich erfreut. Jetzt hatte man doch endlich einen klaren Beweis von der Mißachtung, die dieses Ministerium gegen die Kammern hegte, bisher aber so geschickt zu verhüllen wußte, und einen vielversprechenden Anlaß zu einem lebensfähigen Conflikte, da sogar die Liberalen sich verstimmt zeigten und gegen den Premier votirten. Leider war die Freude von kurzer Dauer, denn die von Hrn. v. Pfretzschner in einer der folgenden Sitzungen mit gewohnter eleganter Klarheit gegebene staatsrechtliche Vorlesung über die Indemnitätsfrage benahm auch den bewährtesten Rabulisten der Ultramontanen die Neigung zum Weiterspinnen der Controverse, sie begnügten sich mit der absoluten Verwerfung des von der ersten Kammer gemachten Vermittlungsvorschlags und dem Vertrauen auf die moralische Wucht dieses Votums. Auch der sogenannte Gründerantrag Freytags wird seine Hauptwirkung nur durch die offene Discussion des wunden Punktes üben, trotz der großen Preisbewerbung für die scharfsinnigste und meistumfassende Redaction in der Kammer und obwohl die Regierung die Beachtung desselben bei Beurtheilung künftiger Fälle zugesagt hat. Die Handhabe, die seine Anwendung auch auf die Beamten des Hofes den Ultramontanen zu erneuten Angriffen auf den einflußreichen Oberstallmeister des Königs, den liberal und national gesinnten Grafen von Holnstein, Mitglied des Ostbahnverwaltungsraths, liefern sollte, dürfte sich nach einer allerhöchsten Entscheidung, wonach Oberstceremonienmeister Graf v. Moy in seiner Stelle als Präsident der Vereinsbank verbleibt, als eine sehr unzuverlässige erweisen.

Die Reichsrathskammer wurde durch den Fall der Augsburger Bischofsbeschwerde und des Iniativantrags im jenseitigen Hause der Nothwendigkeit, in der kirchenpolitischen Frage und über das Verhältniß Baierns zum Reich offen sich auszusprechen, enthoben. Der Tact indeß, mit dem sie der Versuchung, die Nörgeleien der Clericalpatrioten gegen das Reich ihrerseits fortzusetzen, aus dem Wege ging und in ersterer Beziehung es vermied, der Regierung Schwierigkeiten zu machen, würde wohl in beiden Fällen die Annahme eines den ultramontanen Wünschen wenig entsprechenden Verhaltens gestatten.

Wir wollen der Regierung die Befriedigung und das Selbstgefühl, mit dem sie auf die Ergebnisse der Session im Landtagsabschiede hinwies, nicht verargen. Die unvermuthete, meist unwiderstehliche Offensive Graf Hegnenberg's, die kluge und kühle Zurückhaltung des Hrn. v. Lutz, Pfretzschner's

elegante, sachlich lichtvolle und gewinnend vorgetragene Darlegungen, der Nachdruck mit dem Dr. Fäustle für die Unabhängigkeit und Würde der Justiz eintrat und der manchmal etwas über Gebühr hervorgekehrte bajuwarische Nativismus des Frhrn. v. Pranckh haben wacker zusammengewirkt, das Schifflein dieses Ministeriums unversehrt durch den rasenden See zu steuern, es ist ihnen sogar gelungen, stellenweise die Wogen zu glätten. Aber mit nicht geringerer Genugthuung kann die liberale Partei auf die letzten sieben Monate zurückblicken. Ihre Hauptaufgabe, Zurückweisung der ultramontanen Uebergriffe auf staatlichem und kirchlichem Gebiet hat ihre geschickte und maßvolle, zum Theil selbstverleugnende Tactik erreicht, die clericalpatriotische Majorität ist gesprengt, die reichsfeindlichen Pläne sind durchkreuzt. Dem Lande ist ein geregelter Haushalt gesichert und für die Zugeständnisse, die dem Gegner gewährt werden mußten, sind werthvolle Gegenleistungen eingetauscht worden. Grund zur Unzufriedenheit haben nur die Ultramontanen, wir sehen sie aber auch schon wieder emsig an der Arbeit, die stumpf gewordenen Werkzeuge, mit denen sie den Bau staatlicher und geistiger Freiheit zu unterwühlen streben, auf's neue zu schärfen.

Unser Civildienst und seine Reform. Aus New-York. — „Es gibt kein ehrlicheres, tüchtigeres und fähigeres Beamtenthum in der Welt, als das unsrige." Dies Elogium spendete vor einigen Wochen Senator Morton von Indiana in offener Senatssitzung während der Debatten über eine Civildienstreformbill dem amerikanischen Bundesbeamtenheer. Das Wort „lie" (Lüge) scheint bei uns blos deshalb so sehr verpönt zu sein, weil sein Begriff ein wesentliches Merkmal unserer „professionellen" Politiker in und außerhalb der gewaltübenden Sphäre ist, und seine Anwendung die Herren zu dem stempeln würde, was sie größtentheils durchweg sind: gemeine, wissentliche Lügner. Und wissentlich die „Wahrheit entstellt", um dem englischen Euphemismus: he told a falsehood, a story, nahe zu bleiben — hat im obigen Satze der Vertreter des Staates Indiana im Bundessenat. Jeder Mensch hier zu Lande weiß, und wenn er es noch nicht weiß, so braucht er nur ein Blatt, gleichviel von welcher Parteirichtung, in die Hand zu nehmen, um sofort durch Fakta überzeugt zu werden, daß unser Beamtenthum vom Präsidenten bis zum Fluthwächter herab corrupt, ignorant und unfähig zur Vollziehung der ihm übertragenen Pflichten ist, daß wir keine Beamten, sondern Politiker im Amte haben, die ihr Gehalt nicht für ihre Amtsthätigkeit, sondern für die Bearbeitung der Massen im und für das Parteiinteresse beziehen. Ich spreche natürlich nur von einer Mehrheit der Beamten; rühmliche Ausnahmen gibt es in der großen Minderheit; denn es wäre gar zu traurig und jede Regierung unmöglich, wenn nicht ein paar ehrliche und

fähige Charaktere der allgemeinen Corruption und Unfähigkeit einen Damm entgegensetzten.

Unser Civildienst als solcher ist eine wunderliche Institution, die nichts Analoges in der Welt aufzuweisen hat. Es herrscht in ihm kein System, außer dem der schrankenlosen Willkür. Eine Vorbereitung für irgend ein Amt vom niedrigsten bis zum höchsten (mit einzigem Ausschluß der Richterstellen) ist absolut nicht erforderlich; der Parteiname ist der einzige genügende Ausweis für die Fähigkeit. Das officielle Betragen jedes Beamten steht außerhalb jeder Controle; er kann sich selbst innerhalb seiner officiellen Sphäre alles Schickliche und Unschickliche, alles Rechte und Unrechte erlauben, nur ein Verbrechen darf er nicht begehen und das ist: anderer politischer Meinung als sein Vorgesetzter werden oder seinen politischen Einfluß in seinem Wohndistricte verlieren. Begeht er das Verbrechen, dann wird er unbarmherzig mit Schimpf und Schande weggejagt. Bedingt ein solches System der Systemlosigkeit eine Ueberfülle von Ignoranz, so involvirt die Anstellungsmethode die wahre Verkörperung von Immoralität und Corruption. Seit Andrew Jackson's Zeiten ist das durch und durch unmoralische Princip für die Anstellung der Beamten maßgebend gewesen: To the victors belong the spoils, „den Siegern gehört die Beute". Unser Land ist gewöhnlich in zwei Parteien getheilt, die bei jeder Präsidentenwahl die Kräfte gegen einander messen und um die Beute der föderalen Herrschaft kämpfen. Die Partei, welche siegt, wirft, sobald sie Besitz von der Herrschaft nimmt, sämmtliche Beamten der vorigen Administration aus ihren Stellen und vertheilt die Aemterbeute unter ihre eigene Mitstreiter. Daß eine neue Administration einen Wechsel in den Häuptern der verschiedenen Departements vornimmt, ist natürlich; daß sie aber eingearbeitete, thätige, ehrliche Subalternbeamten, wie Clerks, Postmeister, Steuereinnehmer, Briefboten, Fluthwächter u. dgl. m. laufen läßt aus keinem andern Grunde, als weil andere durch politische Machinationen sich Anspruch auf ihre Dankbarkeit erworben haben, das ist etwas, was patriotischen und an ein geordnetes Staatswesen gewöhnten Menschen unbegreiflich und horrend erscheint. Das Recht der Anstellung sämmtlicher Beamten vom Minister und Gesandten bis auf den Briefboten und Leuchtthurmwart — sage von vierzig Tausend Beamten — besitzt ausschließlich der Präsident. Der Senat hat zwar bei den allerhöchsten Posten das Zustimmungsrecht für die Nominationen des Präsidenten, aber er wagt es nicht, eine Nomination desselben abzuschlagen, weil der Senat den Präsidenten zur Nominirung seiner eigenen Creaturen braucht. Manus manum lavat. Dagegen hat der Präsident das vollständige, unbedingte Absetzungsrecht. Wer dem Präsidenten mißliebig wird aus dem einen oder anderen Grunde, dem wird eines schönen Morgens ein Zettel auf das Pult gelegt

mit den lakonischen Worten: „Ihre Dienste sind nicht mehr erforderlich." Der so Disciplinirte hat stracks das Büreau zu verlassen. Kein Mund öffnet sich ihm zu einer Aufklärung, keine Zunge lispelt ein Beileid. Ein mitleidiger Blick kann in solchem Falle ein gleiches Schicksal auf das eigene Haupt lenken. So setzt man hier zu Lande Beamte ab.

Dagegen verliert niemand so leicht seine Stelle, weil er unehrlich oder unfähig gewesen. Ein Yankee ist in den Augen seiner Landsleute nie unehrlich, nie unfähig. Stehlen aus öffentlichen Kassen kostet Keinem den Hals, viel weniger noch seine Stellung; denn wir haben „heidenmäßig viel Geld." Ein „gewandter" Spitzbube wird sogar noch befördert; nur wenn er es allzu plump anstellt und die Presse Wind bekommt, dann wird er — versetzt. Herr Oberst Jüßen, der vorletzte Steuercollector von Chicago, ein Deutschamerikaner, Schwager des Senators Carl Schurz, hat vor einiger Zeit von Bonn aus, wo er gegenwärtig zu seiner Erholung sich aufhält, an die Chicagoer „Tribune" einige interessante Fakta aus seiner eigenen Staatscarriere aufgedeckt, die, da Daten und Namen angegeben waren, über jedem Zweifel der Glaubwürdigkeit stehen. Im Ressort des Herrn Jüßen war ein Vetter des Präsidenten angestellt, der sich beträchtlicher Unterschleife schuldig gemacht. Herr Jüßen meldete dies „pflichtschuldigst" seinem Vorgesetzten in Washington und legte die Beweise dazu vor: was geschah? Der „präsidentschaftliche Vetter" ward in einem anderen Ressort in Washington angestellt, wo ihm kein „ehrlicher Deutscher" auf die Finger sehen kann. Ferner versuchte ein Bruder des Präsidenten, Olliver Grant, der eine Spritfabrik besitzt, Herrn Jüßen zu bestechen, daß er ihm seine Spirituosen nicht versteuern solle. Auch dieser Bestechungsversuch wurde „pflichtschuldigst rapportirt". Darauf bekam Herr Jüßen eines schönen Tages den bewußten Zettel: „Ihre Dienste sind nicht länger eerforderlich."

Die Absetzung der Beamten erfolgt also gewöhnlich aus rein persönlichen Gründen. Denn das allgemeine politische Parteibeutesystem ist nur bei jeder Präsidenteninauguration maßgebend; im Laufe der vierjährigen Parteiherrschaftsperiode wird das Beuteprincip auf den persönlichen Eigennutz ausgedehnt. Es ist z. B. ein Abgeordneter zum Repräsentantenhaus oder ein Senator erwählt worden. Die Wahlen werden von den professionellen Politikern gemacht, um sich Sinecuren von ihren Erwählten zu sichern. Das Volk hat dabei nur an den Stimmkasten zu gehen, und für A oder B zu stimmen. Tertium non datur. Jeder Candidat bekommt die klare Parteimarke umgehängt und die „Politiker" haben nun die Massen an die Wahlurne zu stoßen. Der siegreiche Candidat hat gegen diese „Politiker" nun seine Verpflichtungen. Dem hat er dieses, Jenem jenes Amt zugesagt. Denn es ist Usus, den Congreßmitgliedern der verschiedenen Staaten ein Vorschlagsrecht für gewisse Aemter in der Bundesverwaltung zu reserviren, gewöhnlich für die Besetzung der Bundesämter in ihren respectiven Staaten. Nun haben seine Collegen und Vorgänger, die auch zu derselben Partei gehören, von demselben Rechte Gebrauch gemacht, man ist mit diesen Beamten zufrieden; sie sind treue Parteianhänger, auch in gewissem Grade ehrlich und fähig und eingearbeitet. Da kommt das neue Congreßmitglied in das Bundesparlament mit der langen, langen Liste seiner Clienten und verlangt deren augenblickliche Einsetzung. Der Departementsvorsteher kratzt sich verlegen

hinter den Ohren und sagt: es geht nicht. „Es muß gehen", sagt das Congreßmitglied und lenkt flugs seine Schritte zum Präsidenten, dem er mit Emphase eine Vorlesung über die Gefährdung der Partei, über die Bedrohung der Stellung des Präsidenten hält, wenn dieser ihm nicht zu den versprochenen Aemtern verhilft. Das Congreßmitglied setzt seinen Willen durch; denn das Wohl der Partei, das Wohl des Landes steht auf dem Spiele! Mit einer Note des Präsidenten versehen, eilt er in das Departement zurück, läßt sich die Liste der Angestellten geben und streicht willkürlich und launenhaft so viele aus, als er selbst Platz zu gewinnen wünscht. Das Interessanteste bei diesem „summarischen" Ein- und Absetzungsproceß ist, daß die ursprünglichen Aspiranten oft gar nicht diese Stellen zu bekleiden wünschen. Sie verkaufen das Anrecht daran, die Anweisung auf das Versprechen eines Congreßmitgliedes für eine Tantieme an eine x-beliebige Persönlichkeit. Mit diesem Schacherzettel präsentirt sich der Käufer beim Congreßmitglied und er erhält die Stelle. Ist es da ein Wunder, wenn ein Beamter seinen Posten als eine Waare ansieht, aus der er das Meistmögliche herausschlagen muß? Jeder Morgen kann ihm ja sein Glücksgut wieder entreißen. Was heute nicht „gemacht" wird, morgen kann's ja zu spät dazu sein, und wo es Geld zu verdienen giebt, läßt sich der Yankee niemals ein: „zu spät" nachsagen.

Wo aber unerläßlich erfahrene Beamte nothwendig sind, da werden wenigstens Popanze an die Spitze gestellt, um das Ressort zu einer politischen Maschine herabzuwürdigen. So im hiesigen Zollhaus, das nominell unter einem Hafencollector steht. Der factische Hafencollector ist ein gewisser Herr Clinch, der 30 Jahre im Amte ist, 5000 Pfd. jährlich bezieht und so mit Geschäften überhäuft wird, daß er gar keine Zeit hat, sich eine politische Meinung zu bilden. Ein solcher Mann ist unschädlich und einer muß doch da sein, der a r b e i t e t. Der letzte, nominelle Collector, der noch jetzt die leitende Hand im Zollhause hat, war ein Mensch, Tom Murphy mit Namen, der von den Geschäften seines Ressorts nach seinem eigenen Geständniß nicht ein Jota verstand und die Leitung des geschäftlichen Theils im Zollhause auch vollständig dem Herrn Clinch überließ. Die Aufgabe des Herrn Murphy dagegen war, das zahlreiche Heer der „Zollhäusler" in strenger, unterwürfiger Parteidienstabhängigkeit zu erhalten, die Zollhausbeamten auf politische Wanderreisen zu schicken, Primärwahlen und Staatsconventionen zu controlliren, kurz die Parteiorganisation in straffen Zügeln zu halten, die Eifrigen zu belohnen und die Säumigen zu bestrafen. Dafür bezog „Tom" ein jährliches Einkommen von 50—60,000 Pf.! also für einen Dienst, der nicht im Geringsten die Handelsinteressen des Volkes, denen die Collectorstelle gewidmet ist, berücksichtigte. Aehnlich ist es mit den verschiedenen Departements in Washington, die sich gegenwärtig fast ausschließlich in den Händen „politisirender Militärs" befinden. Welch horrible Mißstände da herrschen, davon nur einen verständlichen Umriß zu geben würde ein ganzes Heft dieser Wochenschrift nicht ausreichen. Das Militär ist nur rein natürliche Liebhaberei unseres „Präsidenten-Generals". Seine Privatsecretäre sind „Generäle", seine ganze Hofhaltung besteht aus militärischen Chargen. „Colonels" und „Generals" drängen die politischen Versammlungen, „Colonels und Generals" werden vom activen Dienste weg zu politischen Rundreisen „beordert". Dieses Einpfropfen des Militärs in ein durch und durch civiles Re-

gierungswesen ist das Anzeichen einer Reaction zum Despotismus, wie mit Recht vor einigen Tagen Senator Trumbull von Illinois in einer großartigen Volksversammlung hier ausrief. Wir haben auch hier bereits den Vorgeschmack des Militarismus, hier, in der freien bürgerlichen Republik!

Man kann sich nichts Erbärmlicheres denken, als diese Art von Civildienst. Er ist just das äußerste Gegentheil von preußischem Bureaukratismus, leichtsinnig, extravagant, nur um seiner selbst willen da. Die Entrüstung unter dem ausgeplünderten und betrogenen Volke ist allgemein und die Hauptplanke der neuen „liberal-republikanischen" Bewegung ist die Reform des Civildienstes. Um seinen Gegnern das Heft aus den Händen zu winden, hat der Präsident selbst einen Entwurf zur Civildienstreform von George W. Curtis ausarbeiten lassen und demselben dieser Tage noch einige Supplements angehängt. Nach diesem Entwurf sollen die Applicanten für Subalternstellen, d. h. solche Stellen, die ein Gehalt von 1—3000 Dollars abwerfen, sich einer Prüfung im Lesen, Schreiben und der englischen Sprachkenntniß unterziehen, also ungefähr in den Elementarkenntnissen, die in Deutschland jeder Schusterjunge besitzen muß. Bisher war es für keinen Beamten erforderlich, wenigstens nicht gesetzmäßig erforderlich, sich die Kenntnisse des Lesens und Schreibens angeeignet zu haben. Die Namen der drei Candidaten, welche am besten diese „Staatsprüfung" bestanden, werden dem Präsidenten vorgelegt und er wählt daraus nach Discretion einen für das Amt. Alle Aemter, welche ein höheres Gehalt als 3000 Doll. einbringen, besetzt der Präsident nach wie vor nach Discretion und ebenso bleibt ihm das willkürliche Absetzungsrecht in allen Dienstzweigen ungeschmälert vorbehalten.

Die Mittel zur Einsetzung der Prüfungsbehörde (Advisory Board) muß der Congreß bewilligen, somit kam die Civildienstreform im Senate wie im Hause zur Sprache. Im Senat opponirten ihr die eifrigsten Anhänger und Lehrmeister Grant's, Senatar Morton sprach die Eingangs erwähnten geflügelte Worte gegen das Bedürfniß einer Reform. Senator Carpenter von Wisconsin drückte seinen Abscheu vor dem „Schulmeisterboard" aus, das die „glückselige Unwissenheit" mit „den Zweifeln des Wissens" vertausche. Schreiben und Lesen sind Künste der Hölle, die von Gott abwendig machen und die Seele dem Satan verschreiben, so ungefähr donnerte der Hinterwälder Wisconsins. Und unser „Dintenfisch" Conkling von Newyork klatschte seinem würdigen Collegen Beifall und meinte: „Wenn das Volk aufgeklärt wird, dann wird es sich von uns nicht mehr leiten lassen und unsere Herrschaft hat ein Ende!" Damit dürfte er allerdings wohl Recht haben. Wie gefallen nun intelligenten deutschen Lesern derartige Aussprüche der höchsten Gesetzgeber der Vereinigten Staaten? Wahrlich, ich sage euch, hier ist mehr denn Herrenhaus! Eine nicht weniger schmeichelhafte Kritik hat die Civildienstreform im Repräsentantenhause erfahren. Herr Shanks von Indiana erklärte dieselbe für den „größten Humbug unseres Zeitalters!" und der „famose" Ben Butler brüllte: „Die Aemter gehören der Majorität des Volkes." Kann das amerikanische Volk nicht stolz sein auf seine Vertreter, die so sehr seine Interessen wahrnehmen? J. S. E.

Ausgegeben: 17. Mai 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Wandmalereien der Leipziger Museumshalle.

Einem Unternehmen monumentaler Malerei, wie es sich in der eben jetzt vollendeten Leipziger Museumshalle darbietet, kommt der Kunstgeschmack unserer Tage nur zögernd entgegen. Wir leben im Zeitalter der öffentlichen Sammlungen; unser Interesse an Erzeugnissen bildender Kunst wendet sich überwiegend der geschichtlichen Aufgabe zu. Auch dem Kunstwerke gegenüber, dessen Bestimmung Genuß ist, verlangt uns nach Belehrung: vergleichen und vergleichend lernen zu können, wie die Auffassungen verschiedener Zeit, wie die Künstler, die ihr Ausdruck geben, wie Grad und Art des Handwerks sich zu einander verhalten, das ist es vornehmlich, was die Gründung der Museen hervorgerufen hat, ihre Anordnung und Vervollständigung bestimmt. Wo nicht äußerliche Hindernisse oder Taktgefühl die strenge Folgerichtigkeit dieses Verfahrens unterbrechen, wie man es u. a. von der Leipziger Gallerie rühmen darf, führt es leicht zu bedenklichem Erfolge. Oder könnte man läugnen, daß viele, ja die meisten unserer Bildergallerien von heute den Eindruck von Herbarien machen, welche uns einzelne Exemplare der verschiedenen Naturerzeugnisse vorführen, damit wir an ihnen Verwandtschaft, Abfolge und Entwicklung der Gattungen unterscheiden lernen. Die Beängstigung, die uns nicht selten gerade in unseren reichsten Gallerien befällt, rührt zum Theil von der gattungsmäßigen Behandlung her, der wir das Individuelle unterworfen sehen. Denn wo sich uns das Gefühl von Antastung persönlicher Würde aufdrängt, sinken Wirkung und Werth. Und das ist meist das Loos der Bilder in der Masse. Was aus Menschengeist zu einmaligem Dasein geboren ist, heischt ähnliche Achtung wie Alles, was unmittelbar vom Fleische stammt. Freilich läßt sich dem Sammeltriebe, wie er heute auf dem Gebiet der bildenden Künste in Uebung ist, nicht Einhalt gebieten; er hat seine hohe Berechtigung, denn den Anforderungen, welche das einzelne Kunstwerk erhebt, steht der Gewinn gegenüber, den alle historische Zusammenstellung unserer Erkenntniß darbietet, und da auch auf diesem Gebiete Mißbrauch den rechten Gebrauch nicht hindern soll, so läßt sich der ästhetische und der wissenschaftliche Zweck gar wohl bis zu gewissem Grad in Einklang bringen, aber eine

Warnung fordert die heutige Massenanhäufung von Kunstwerken nur zu oft heraus.

Allerdings hat der Entwicklungsgang der Malerei, von der ich hier hauptsächlich rede, nicht unbedeutende Mitschuld an den Gefahren, welche der Würde der Kunst durch den Sammeltrieb bereitet werden. Denn erst seitdem die Thätigkeit der Maler sich mit überhandnehmender Vorliebe auf die Oeltechnik gelegt hat, ist die Isolirung des einzelnen Werkes und dadurch auch die mißbräuchliche Verwendung desselben möglich geworden. Alles Kunsterzeugniß hat mit dem Menschen, der es hervorbringt, die gesellige Natur gemein. Nur darf die Gesellung nicht auf Zufall beruhen, sondern sie muß sinnvoll, zweckmäßig und innerlich begründet sein, dergestalt, daß das Einzelne durch Gemeinschaft mit Anderem in seiner Eigenart gesteigert, nicht gemindert werde. Wie beim Menschen der Egoismus die besten Kräfte verdirbt, so kann auch dem Kunstwerke selbstgenügsame Vereinzelung den schlimmsten Nachtheil bringen. Wir sind heute schon gar nicht mehr gewöhnt, ein Erzeugniß der Malerei auf seine örtliche Bestimmung zu betrachten. Das Oelbild vor Allem ist Weltbürger geworden. Willig wie das Hausthier, folgt es dem zufälligen Käufer, und sein Meister ist in der Regel unbekümmert darum, wohin es wandert. Entsteht es ja doch auch meist aus völlig freiem Antriebe des Erfinders, der, indem er es als Waare feil gibt, sein Geisteswerk schon um ein gut Theil des individuellen Rechtes verkürzt. Das ist natürliche Folge theils der massenhaften Erzeugnisse, theils der veränderten Stellung, welche die Kunst im heutigen Culturleben einnimmt. Die Künste sind je länger je mehr im schlechten Sinne selbständig geworden. Den Künstlern ist zwar bequemer, daß man sie sich selber überläßt, ihrer Willkür und Eingebung freistellt, was sie meißeln oder malen mögen; aber wenn man den Durchschnittswerth der Kunstleistungen neuerer und älterer Zeit vergleicht, drängt sich die Wahrnehmung auf, daß diese Freiheit des Künstlers der Kunst **nicht** zugute gekommen ist. Zwischen dem Zwang der Aufgabe und dem Vermögen der Leistung besteht auf künstlerischem Gebiet ein ähnliches Verhältniß wie zwischen Pflicht und Wille in der sittlichen Welt. Die größten Leistungen der größten Maler, die uns heute mit der Erhabenheit naturgebotener Erscheinungen ansehen, sind auf bestimmten äußeren Anlaß und zu bestimmtem Zweck entstanden. Im großen Kunstzeitalter Italiens gingen die Künste dem öffentlichen Leben als nothwendige Genossinnen zur Seite. Ihre Leistungen wurden nicht als **Geschenke**, sondern als **Erfordernisse** betrachtet und sie hatten sich deshalb fast überall der Absicht des Bestellers und den Bedingungen des Ortes zu fügen, Voraussetzungen, welche uns heute fast als Unrecht am Genius erscheinen wollen, der zu freier, unbedingter Entfaltung berufen gilt. Aber jene Unfreiheit,

weit entfernt, die künstlerische Leistung zu lähmen, hat ihr vielmehr Kraft und Schwung gesteigert. Und sie bot überdies dem einzelnen Kunstwerke den Vortheil einer bestimmten Heimstätte. Der Erfolg war der allergünstigste; denn gerade in dem Maße, in welchem das Kunstwerk anderen äußerlichen und innerlichen Zwecken genügen mußte, genügte es auch sich selbst. Je mehr das Kunstwerk an Ort und Bestimmung gebunden erscheint, desto vollkommener strömt es seine eigenthümliche Wirkung aus. Der Malerei wird dies Verhältniß am förderlichsten, wenn es geradezu den Eindruck der Nothwendigkeit hervorruft, d. h. wenn sie in zwingende Wechselwirkung mit Baukunst und Bildnerei tritt.

Die bildenden Künste gehören untrennbar zu einander, sie bedingen und erklären sich gegenseitig. Die Selbständigkeit, die wir ihnen heute unbedenklich einräumen, ist eine Folge der Noth, nicht der Freiheit. Sie hat in Wahrheit auch keiner der drei Schwestern Nutzen gebracht. Jede hat mit der Fühlung der anderen an dem Bewußtsein ihrer Rechtfertigung und damit an innerer Sicherheit verloren. Erst wenn das Familienleben der drei Künste, die zweckmäßige Gesellung von Baukunst, Bildnerei und Malerei wiederhergestellt ist, wird jede ihres Ortes das Vollkommene leisten.

Schon als Versuch im Kleinen, mit diesem Ineinanderarbeiten der drei Künste Ernst zu machen, ist die Leipziger Museumshalle der größten Beachtung werth. In seiner Eigenschaft als Endpunkt und Verbindungsglied zwischen den beiden oberen Saalreihen des Museums erschien der loggienartige Raum an der Ostseite des Gebäudes zur Aufnahme eines bildnerischen Schmuckes geeignet, dessen Anblick nach den wechselnden Eindrücken der Gallerie das Gemüth des Beschauers zur Sammlung einlüde. Diese Absicht schwebte schon bei Anlage des Baues vor, die architektonische Gliederung der Halle bot ansprechende Gelegenheit. Sie benutzt zu haben ist Verdienst des Leipziger Kunstvereins, dessen Directorium (z. Z. bestehend in den Herren: Prof. Erdmann, Vicebürgermstr. Cichorius, Dr. H. Härtel, Dr. C. Lampe und Gust. Harkort, unterstützt durch den damaligen Museumscustos Dr. A. von Zahn) im Jahre 1861 die Unternehmung vorbereitete. Eine Wettbewerbung der deutschen Künstler wurde ausgeschrieben und hatte die Einsendung von 18 Entwürfen zur Folge. Der Inhalt ihrer Mehrzahl bewegte sich auf dem Gebiete der Stadtgeschichte Leipzigs, seiner Entwicklung und seiner Kunstpflege; etliche hatten bestimmte christliche Darstellungen, etliche antik mythologische zum Gegenstand, und auch die Landschaftsmalerei war hervorragend vertreten. Es gewährte einen erfreulichen Eindruck, an diesen zum Theil vortrefflichen Arbeiten die Leistungskraft der verschiedensten Geschmacksrichtungen und Vortragsweisen, wie sie damals sich darboten, hier gleichsam im Durchschnitt kennen zu lernen. Den übrigen weit voraus und

unter einander ebenbürtig traten aber sofort drei Namen aus der Menge: drei römische Freunde von übereinstimmender Gesinnung. An künstlerischer Erfindungskraft standen sie einander gleich; was für Theodor Grosse entschied war besonders die höchst zweckmäßige stilvolle Benutzung des Raumes. Alle übrigen Künstler hatten vornehmlich die Wandflächen der Loggia zur Aufnahme von Bildern bestimmt, Grosse allein richtete sein Absehen fast ausschließlich auf die Deckenfelder. Nun sind freilich Wandbilder, welche senkrecht und gerade vor dem Beschauer stehen, ungleich bequemer zu betrachten und (was nicht vergessen sein will) auch weit bequemer auszuführen als wagerecht schwebende, dennoch glaubte das Schiedsgericht dem Künstler beipflichten zu müssen. Mit richtigem Takt empfand er den Nachtheil, welchen die Wirkung ausgedehnter Wandgemälde bei der Enge des Raumes erfahren müßte. Bemalte Wandflächen verlangen durchaus reichlichen Abstand für den Betrachter, und da dieser bei der Anlage der Halle nicht zu erreichen war, so zog Grosse die Benutzung der Deckenfelder vor. Und er hat damit keineswegs blos aus der Noth eine Tugend gemacht. Wo die Wahl gegeben war, haben die Künstler zu allen Zeiten mit Vorliebe und mit Erfolg die getragenen Theile des Bauwerkes zu bildnerischem Schmucke benutzt. So auch unser Künstler, indem er sich für Benutzung der Kuppeln und ihrer Uebergangsglieder entschied, um die tragenden Wandflächen als geschlossene Masse wirken zu lassen, die durch anzulehnenden plastischen Schmuck zu gleicher Zeit noch gefestigt und bereichert werden sollte. Ueberdies trug auch die Idealität der gewählten Gegenstände dazu bei, ihre Erhebung über den nächsten Gesichtskreis des Betrachters zu rechtfertigen. Endlich kam die Wahl der oberen und darum auch entfernteren Raumtheile der für die Gemälde beabsichtigten Technik zu statten.

Grosse's Deckenbilder sind in echter Kalkmalerei oder buon fresco ausgeführt und ich muß, ehe ich eine Schilderung der Darstellungen gebe, einige Worte über Geschichte, Art und Werth dieses Malverfahrens vorausschicken. Nachdem das überströmende Rokoko seine Farbenlust gebüßt, war die Uebung der Kalkmalerei gänzlich abhanden gekommen. Das Verdienst, sie gleichsam wieder entdeckt und neu belebt zu haben, gebührt jenen deutschen Künstlern, die viel gelobt und viel verkannt sich am Anfange unseres Jahrhunderts in Rom vereinigten und über die beiden vorausgehenden Jahrhunderte zurückgreifend den Zusammenhang mit der italienischen Kunst des Cinquecento wiederfanden. Der Geburtstag der neudeutschen Monumentalmalerei fällt zusammen mit der Wiederaufnahme der Freskotechnik. Es ist jener Tag im Jahre 1816, an welchem Cornelius und Overbeck sich erboten, dem preußischen Consul Bartholdi sein römisches Miethhaus mit Wandgemälden zu schmücken. Aus mündlicher Ueberlieferung und vor allem aus

Anschauung der zahlreichen Freskowerke der älteren italienischen Zeit hatte man sich das Verfahren, unmittelbar in den nassen Kalk zu malen, wieder abgeleitet. „Von allen Malweisen, die dem Künstler zu Gebote stehen," so spricht sich Vasari aus, „ist die Malerei auf die Mauer die meisterlichste und schönste, denn während alle anderen Manieren allmähliche Durchführung und mancherlei Nachbesserungen gestatten, verlangt sie Vollendung in einem Zug. Sie war bei den Alten in stetem Gebrauch und die Aelteren unter uns haben sie sich mit Vorliebe zu eigen gemacht. Man arbeitet auf dem Kalke so lange er frisch ist und so lange darf man auch keine Unterbrechung eintreten lassen. Denn wenn man länger darüber verweilt, entsteht durch Wärme, Kälte oder sonst durch Witterungseinfluß eine Kruste auf der Kalkschicht und verdirbt die ganze Arbeit. Die Farben, welche man anwenden will, dürfen nur erdige, nie metallische sein; das Weiß z. B. muß aus gebranntem Travertin bereitet werden. Zur Ausführung aber gehört eine geschickte, sichere und schnelle Hand, zuvor reifes Urtheil und völlige Beherrschung der Mittel; denn die Farben erscheinen, wenn sie auf dem nassen Kalke aufgetragen sind, ganz anderes als nachmals in trockenem Zustand. Alle Fertigkeit im Durchführen nützt dem Maler daher beim Fresko herzlich wenig, er muß sich vielmehr ganz und gar auf seine Erfahrung verlassen können; und daher die ungemeine Schwierigkeit, wirklich Vollendetes hervorzubringen. Viele unserer heutigen Künstler, die in Oel oder in Tempera ganz Vortreffliches leisten, bringen es im Fresko zu gar nichts; dafür ist diese Technik aber auch die männlichste, die wirksamste und dauerhafteste von allen, und dazu kommt noch, daß sie mit der Zeit immer mehr an Schönheit und an Einheit der Wirkung zunimmt, denn sie reinigt sich durch die Berührung mit der Luft, sie widersteht dem Einflusse des Wassers und ist selbst äußeren Verletzungen weniger ausgesetzt als andere Malweisen. Nur muß man sich vor Nachbesserung mit beliebten Lasurmitteln, wie z. B. thierischem Leim, Eidotter und Gummitraganth hüten, denn solcher nachträglicher Auftrag hindert den Proceß der Abklärung des Kalkes, stört daher die Leuchtkraft der Malerei und wird allmählich schwarz. Wer also auf der Mauer zu malen hat, der arbeite entschlossen im Frischen und meide Uebermalungen auf dem Trockenen, denn abgesehen davon, daß diese überhaupt unziemlich sind, verkürzen sie auch die Lebensdauer der Arbeit."

Ich ergänze diese Schilderung des alten Praktikers Vasari noch durch einige Bemerkungen eines älteren Gewährsmannes, des Cennino Cennini, eines um das Jahr 1400 thätigen Malers, der uns in seinem Buche „von der Kunst" die Malvorschriften der Schule Giotto's überliefert hat. Er sagt (Cap. 67): „Im Namen der heiligen Dreieinigkeit will ich dich in die Malerei einführen. Vor Allem beginne mit der Arbeit auf der Mauer,

wozu ich dich Schritt für Schritt mit den Regeln bekannt machen will. Bei der Wandmalerei, welche die angenehmste und schönste Arbeit ist, nimm zuerst Kalk und Kieselsand, beides gut gesiebt. Ist der Kalk recht fett und feucht, so verlangt er zwei Theile Sand als Zuthat. Knete ihn tüchtig mit Wasser ab und zwar so viel, daß er dir 15—20 Tage ausreicht. Lasse ihn einige Tage stehen, damit das Feuer daraus entweiche, denn wenn er dessen zu viel enthält, so bekommt die Tünche, welche du bereitest, Sprünge. Schreitest du so dann zum Anmörteln oder Berappen, so fege die Mauer gut ab und wasche sie gründlich, was nie zu viel geschehen kann. Nimm den gut umgerührten Kalk Kelle für Kelle und mörtle vorerst ein, zwei Mal an, sodaß der Ueberzug nur eben auf der Mauer sitzt; wenn du dann arbeiten willst, so versäume nicht, den Bewurf etwas griesig und rauh zu machen. Er ist bestimmt, den eigentlichen Malgrund aufzunehmen."

Darauf gibt nun Cennini ein weiteres Verfahren an, welches später vereinfacht worden ist. Die älteren Maler nämlich haben, vielleicht wegen der Kostspieligkeit des Papierstoffes, ihre auf die Wand zu bringenden Bilder nur im Kleinen vorgezeichnet und sie dann mit Hilfe der Quadratnetze unmittelbar auf der Mauer selbst vergrößert. War die in Reißkohle oder Röthel ausgeführte Uebertragung fertig, so warfen sie innerhalb ihrer Figurenumrisse so viel Kalk an, als sie in einem Tage bemalen wollten. Später hat man diese mühselige Mosaikarbeit dadurch vereinfacht, daß man die Zeichnungen in der wirklichen Größe auf Cartons entwarf und Theil für Theil auf den frisch aufgetragenen Malgrund aufbausete. Was dann in einem Tag nicht fertig zu bringen war, mußte sauber abgeschnitten und andern Tages neu angesetzt werden.

Dieses Verfahren wird noch heute beobachtet und ist auch bei den Fresken der Leipziger Museumshalle angewendet worden. Doch hat man in neuester Zeit Versuche gemacht, die altpompejanische Freskomalweise zu befolgen. An ihr ist das Wesentliche der in wiederholten Schichten möglichst dick aufgetragene Bewurf, welcher seiner nachhaltigeren Nässe wegen dem Maler längeres Arbeiten gestattet. Allerdings hatte man, um der kräftigeren Sonne des Südens zu widerstehen, ohnehin schon mehr Vorsorge nöthig als bei uns, wenngleich auch schon in unserer Zone der Witterungsunterschied von großem Einflusse auf die Freskoarbeit ist. Aber die Weise der altrömischen Künstler trug andrerseits wesentlich dazu bei, die Wirkung der Fresken zu erhöhen. Die eigenthümliche Leuchtkraft solcher Wandgemälde nämlich beruht auf der naturgemäßen Veränderung, welche mit dem bemalten Kalkbewurfe beim Trocknen vor sich geht. Nicht die Farbe dringt in die Mauer ein, sondern die Mauer in und durch die Farbe. Der Kalksinter sickert durch die Schicht zu Tage und bildet allmählich einen Nieder-

schlag auf der Farbenfläche, welcher, indem er krystallisirt, dem Lichte unzählige kleine Spiegelpunkte darbietet. Je mächtiger nun der Bewurf, desto kräftiger ist auch die Ablagerung des Sinters und desto leuchtender die Malerei. Es könnte daher von großem Nutzen sein, wenn die Untersuchungen, welche der jüngst in Wien verstorbene Graner über die pompejanische Technik angestellt hat, zur praktischen Ausübung gelangten, wie es schon an mehreren Orten mit Glück der Fall gewesen sein soll. Empfiehlt sich diese Praxis, so würde den Freskomalern bequemere Arbeit, ihren Bildern noch kräftigeres Licht und noch längere Dauer gesichert, auch die Ausdehnung dieser Technik auf die Landschaftsmalerei ermöglicht werden. Aber freilich liegt eine Hauptbedingung in der Güte des Materials, das sie anwenden. Uns Nordländern verursacht leider der Mangel weißen Marmors Abbruch, den man im Süden mit großem Vortheil zur Herstellung des Freskokalkes benutzt.

Aber auch unter den glücklichsten materiellen Bedingungen bleibt das Handwerk des Freskomalens mühsam genug, besonders wo es sich, wie bei uns, um die Ausschmückung wagerechter Flächen handelt. Lionardo da Vinci macht in einer Schrift, in welcher er den Vorzug der Malerei vor der Bildhauerkunst beweisen will, als Grund für die höhere Würde des Malers auch diesen geltend, daß er mit geringerer körperlicher Anstrengung und mit Bewahrung äußerlicher Sauberkeit gleich Lebensvolles hervorbringe, wie der Bildner, dessen Kneten, Bohren und Meißeln schon den bloßen Handwerker anzeige, wie ja auch sein Aussehen während der Arbeit höchst schmutzig und unrein sei. Lionardo verräth dadurch, daß er sich wenig mit Freskomalerei befaßt hat, und ich erinnere zur Bestätigung nur nebenbei daran, daß sein Wunderwerk, das Abendmahl in Mailand, nicht in Fresko, sondern in einer anderen eigensinnigen Technik ausgeführt ist, welche zum größten Schaden der Kunst unfähig war, der Zeit zu widerstehen. Hätte der große Meister die Wandmalerei alten Stiles beibehalten, so würde er sich auch von der Hinfälligkeit der angeführten äußerlichen Vorzüge des Malers überzeugt haben. Ein Besuch auf dem Malgerüste des Künstlers während der Arbeit gibt darüber handgreiflichen Aufschluß. Die beiden Männer, welche da oben oft in den wunderlichsten Verschränkungen beschäftigt waren, konnte man äußerlich kaum unterscheiden, und von Fremden wird bei flüchtigem Blick oft genug der Maurer für den Maler und der Maler für den Maurer gehalten worden sein. Denn eine ebenso gründliche wie unvermeidliche Unsauberkeit hüllte den Künstler wie den Handwerker ein, ja der letztere hatte eher den Vorzug der reinlicheren Arbeit und der minder anstrengenden Hantierung. Denn ist dem Maler auch erspart, mit Thon und Steinen handgemein zu werden, wie der Bildhauer, so ist doch schon die viele Stunden lang ununterbrochenen Führung des Pinsels keine geringe körperliche Anstrengung, nament-

lich wenn er an Deckenflächen über sich zu malen hat. Um dies auszuhalten muß er sich eigens Sitzgestelle erfinden, damit er nur überhaupt mit Ruhe und Stetigkeit hantieren kann. Daß ihm dabei die nasse Farbe, die er im Pinsel hat, in's Gesicht zurücktropft und schnell im Pinsel versiegt, so daß er sich unaufhörlich diesem farbigen Regen aussetzen muß, ist gar nicht zu vermeiden. Höchst drastisch schildert Michel Angelo das Unbehagen seiner Arbeit an der Decke der sixtinischen Kapelle in Rom in dem Sonett an Giovanni von Pistoia:

„Den Bart streck' ich gen Himmel, mit dem Nacken
Rückwärts gelehnt und mit gekrümmtem Bauch',
Indeß mein Pinsel immer überm Aug'
Mit Mosaik bekleckst so Stirn wie Backen.

Bald wächst ein Kropf mir über diesem Placken,
Wie's Katzen vom lombard'schen Wasser auch
Und anderwärts ergeht, wo Kröpfe Brauch;
An's Kinn ist mir die Brust schon fest gebacken.

Die Hüften kriechen tief mir in den Rücken,
Mein untres Ich ballt sich als Widerlage,
Und keinen Strich seh' ich, den ich gezogen.

Nach hinten schrumpfet mir die Haut in Stücken,
Je mehr ich vorn mich auszudehnen plage.
So häng' ich kläglich, wie ein Syrerbogen,

Weshalb doch gar erlogen
Die Meinung scheint und Vorurtheil von Thoren,
Daß man nicht trifft mit krummen Blaserohren.

Drum Freund, mein schwergeboren
Gebilde rette Du und meine Ehre:
Der Ort taugt nichts, wenn ich auch Maler wäre."

In dieser zwar übertriebenen aber jedenfalls höchst unbehaglichen Verfassung mußte Michel Angelo von Elle zu Elle weiter rücken, bis er den ungeheuren Deckenraum durchmessen hatte, dessen Schmuck sich wie himmlisches Spiel unendlicher erhabener Gestalten vor dem Auge des Beschauers ausdehnt. Erst wenn man solche Vorbedingungen sich klar macht, begreift man den Sinn der Worte, daß auch die Gestaltungen des Malers, die leicht und frei wie aus dem Nichts gesprungen scheinen, doch dem Stoffe qualvoll abgerungen sind. Und in der Technik von Grosse's Malereien erkennt man zu ihrem Vortheil das Studium Michel Angelo's. So großartig und zweckmäßig auch die breitere Pinselführung des römischen Rafael ist, an Ebenmäßigkeit und Feinheit der Durchführung, an gußartiger Einheit steht die Vortragsweise Michel Angelos gerade in der sixtinischen Kapelle unübertroffen da. Diesem Heros, der gemeinhin als Bildhauer zählt, es im Malen gleich zu thun, wird schwerlich jemals einem Sterblichen gelingen, aber es ist schon

rühmlich genug, ihm nachzustreben, und das hat Grosse mit Glück unternommen. Die Gediegenheit seiner Malweise hätte ihn daher von Benutzung der unteren Wandflächen nicht abzuhalten brauchen. Seine Bilder verlieren nicht in der Nähe wie die meisten ähnlichen Arbeiten neuerer und früherer Zeit, aber sie gewinnen trotzdem durch die Entfernung, weil zwischenliegende Luftschicht überhaupt alle Farben verfeinert und schmeidigt. Und die Höhe des Raumes verbindet sich mit der Meisterschaft der Formgebung noch zu einer anderen günstigen Wirkung. Jedem nämlich, der in die Loggia eintritt, werden die Figuren beträchtlich größer erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind. Diese vortheilhafte Täuschung rührt ohne Zweifel daher, daß alle Theilstücke des Deckenraumes ohne überladen zu sein reichlich und schön ausgefüllt sind. Mit dem Anblicke eines wohlerfüllten erhöhten Raumes aber verbindet sich uns unwillkührlich die Vorstellung des Ausgedehnten und diese wieder überträgt den Begriff der Größe auf jede Einzelheit. —

Nicht so übereinstimmend wie in der Technik der Malerei zeigen sich die Künstler verschiedener Jahrhunderte in den Grundsätzen der Benutzung des baulichen Raumes und in der Anordnung ihrer Gemälde mit Rücksicht auf den Standort des Betrachters. Bereits im großen Kunstzeitalter Italiens unterscheidet man eine stilistische und eine freie realistische Behandlung der Monumentalmalerei. Bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts waren sich die Maler mit wenigen Ausnahmen noch gar nicht bewußt geworden, daß sie gegenüber bestimmt gegliederten architectonischen Räumlichkeiten überhaupt eine Freiheit der Benutzung hätten; erst seit der Ausbildung der wissenschaftlichen Hilfsmittel, namentlich der Perspective, nahm mit dem wachsenden Vermögen auch die Neigung zu, sich selbständiger zu bewegen. Seit Mantegna's Auftreten entwickelt sich der realistischere Geschmack mit großer Schnelligkeit. Es wurde zunächst Gegenstand des Ehrgeizes, die Stellung und Zeichnung der Figuren je nach ihrem Orte in den verschiedensten Verkürzungen zu behandeln, derart, daß sie dem Auge als wirkliche Körper erscheinen sollten, die sich auf erhöhter Basis bewegten. Mantegna nimmt den wirklichen Augenpunkt des Beschauers für seine Bilder zur Richtschnur. Vor der Wand stehend, deren oberen Theil z. B. seine Gemälde füllen, sieht man die darauf angebrachten Figuren genau so, als wären es lebendige Personen, deren Körper, von unten betrachtet, sich naturgemäß verschieben und verkürzen, während sie andrerseits in dem Maße, in welchem sie sich von der Grundlinie nach Innen entfernen, auch unter diese Linie hinabrücken und demnach unvollständiger werden. Nur die Gestaltenreihe des ersten Planes im Bilde ist ganz sichtbar, von der auf dem zweiten Plane sieht man nur die obere Hälfte, in der dritten Reihe endlich sind nur noch die Köpfe zu erkennen, und so verliert sich das Bild in einer Fläche, welche mit dem Fuß-

boden, worauf wir stehen, parallel läuft. Die Wirkung ist dieselbe wie der Anblick einer mit Schauspielern besetzten Bühne, welche man aus dem Orchesterraum unserer heutigen Theater betrachtet. Was aber der paduanische Meister noch mit sichtbarem Aufwand von Mühe und Scharfsinn zu Wege brachte, das handhaben die späteren Venetianer, besonders aber Giulio Romano mit einer Virtuosität, die man versucht ist, Frechheit zu nennen. In einem Saale des Palazzo del T in Mantua z. B. baut er sich die Decke durch malerische Mittel zu einer Kuppel um, welche zu oberst in einer runden Oeffnung mündet, und auf den Sims dieses scheinbaren Fensters stellt er Figuren, die in's Freie hinausragen und die uns vollkommen und lebensgroß erscheinen, obgleich sie nur eine handgroße Fläche einnehmen und wir in Wirklichkeit wenig mehr als die Füße und die verkürzten Köpfe dicht zusammengerückt von ihnen sehen können. Ein römischer Künstler der Verfallzeit endlich hat in die Deckenwölbung eines Zimmers im vaticanischen Archiv den Fischzug Petri gemalt. Ueber dem Haupte Christi steht ein Stern, der wunderbares Licht ergießt. Das anfängliche Erstaunen des Betrachters wird aber sofort in Lächeln verwandelt, wenn er wahrnimmt, wie dieser Effect hervorgebracht ist. Der würdige Meister hat nämlich ganz einfach ein Loch durch die Wand gebohrt, durch welches das wirkliche Tageslicht eindringt. Wenn auch derartige Ausschweifungen unser Urtheil über die zu Grunde liegende Geschmacksrichtung nicht bestimmen dürfen, so müssen sie doch wenigstens bedenklich machen. Denn wenn es die Kunst erst wirklich auf grobe Täuschung absieht, dann ist die Grenze des Erlaubten schwer zu finden. Die monumentale Malerei soll nie vergessen lassen, daß es eine ideale, nicht eine handgreifliche Wirklichkeit ist, was sie darstellt. Denn durch ihre Verbindung mit der Baukunst nimmt sie ihrerseits Gesetze auf sich, die sie nicht ungestraft verletzen kann.

Die großen italienischen Classiker machen nur sehr eingeschränkten Gebrauch von den realistischen Mittel der angedeuteten Art. Wenn auch Correggio z. B. in den Malereien der Domkuppel zu Parma sich weidlich in Verkürzungen ergeht und Michel Angelo die malerische Gliederung seiner sixtinischen Decke durch Zwischenschiebung von scheinbar plastischen Figuren belebt, so erhielt sich doch bis auf Rafael das Gefühl für die Abhängigkeit des Gemäldes von der Wand nach altherkömmlicher Weise. Allerdings begegnen wir in den Kuppeln der vatikanischen Loggien einer Durchbrechung der Mauer indem hier und da Fenster gemalt sind, durch welche der Himmel herein schaut, was durch vorüberfliegende Vögel und andere Mittel verdeutlicht wird. Aber im Ganzen hält Rafael an dem überlieferten Grundsatze fest, daß die Wandmalerei die Mauer, auf der sie ruht, nicht leugnen soll, und auch Grosse ist diesem Grundsatz gefolgt. Er fordert

ferner außer der strengen Innehaltung der durch die statischen Bedingungen des Bauwerkes sich entwickelnden Raumfelder auch diejenige malerische Behandlung derselben, welche jedem Bilde seinen eigenthümlichen, vom Standorte des Beschauers unabhängigen perspectivischen Mittelpunkt läßt. Jedes Bild haftet an der Fläche, die es trägt, und verkürzt sich nur, wenn sich diese selber verkürzt. Während sonach die wagerecht über dem Beschauer angebrachten Darstellungen in vollkommener perspectivischer Richtigkeit als in der Höhe angeheftete Staffeleibilder wirken, erscheinen die ganz ebenso behandelten an den oberen Theilen der senkrechten Flächen verkürzt. Bei malerischer Benutzung der Architecturglieder kommt es nun auf dreierlei an: der Maler muß den organischen Zusammenhang der Architectur in der Anordnung seiner Bilder beibehalten und ihm dadurch noch größere Deutlichkeit geben, er muß sodann verstehen, die einzelnen Raumausschnitte derart zu benutzen, daß das Verhältniß zwischen Form und Bild nicht zufällig, sondern frei beabsichtigt erscheint; endlich muß er seine Gemälde in mäßigem allgemeinem Lichte, nicht in scharf einseitiger Beleuchtung halten und sie nicht durch tiefe Luftschicht vom Hintergrund ablösen. —

Die Leipziger Museumshalle zerfällt in drei sich gleichmäßig wiederholende Raumgruppen. Die aus der Mauer hervortretenden Wandpfeiler oder Pilaster tragen zwei durchschneidende Gurtbögen, zwischen denen sich die Decke in flachen Kuppelgewölben schließt. Diese enthalten im Höhepunkt ein Rundfeld, um welches sich je vier Kreisabschnitte lagern, die ihrerseits in vier Schildbögen oder Zwickelfelder ausmünden. Die Wand setzt sich senkrecht fort und fügt sich oberhalb durch halbrunde Felder oder Lünetten an das Gewölbe an. Die Beschaffenheit der an der Decke entstehenden Felder läßt sich am besten verdeutlichen, wenn man sich ein an vier Zipfeln befestigtes Tuch denkt, welches vom Winde aufgebläht wird. Keine der Flächen ist eben, sondern sie sind sämmtlich Kugelabschnitte und ihre Begrenzungen nicht geradlinig sondern kreisförmig. Soll nun jedes Bild seine dem Raum entsprechende Richtigkeit haben, so muß sich sowohl die Grundlinie als auch die Richtung der Figuren je nach ihrem Standort verändern. In den Gürtelfeldern also, welche sich rund um das Mittelbild schlingen, hat die Basis der Darstellungen der nach unten geschwungenen Bogenlinie zu folgen und die darin anzubringenden Gestalten dürfen nicht einander parallel wie in der Wirklichkeit emporwachsen, sondern so geneigt, daß ihre senkrechten Richtungslinien sich im Mittelpunkt der Kuppel schneiden. Bei den Zwickelbildern dagegen läuft umgekehrt die Basis in eine Spitze aus und sie müssen daher der entgegengesetzten Richtung folgen d. h. nach oben auseinandergehn.

Zu der ungemeinen Schwierigkeit, diese nothwendigen Abweichungen von dem erfahrungsmäßigen Figurenaufbau überzeugend inne zu halten, kommt

die andere, die beabsichtigten Compositionen bequem und übersichtlich in die aufgezwungenen Grenzen einzuordnen. Wie aber die Monumentalmalerei in ihrer allgemeinen Abhängigkeit vom Bauwerke keinen Eintrag erfährt, so scheint sie auch bei der praktischen Lösung dieser einzelnen Aufgaben durch die Einschränkung eher gefördert als gehindert zu werden. Denn gegen die Meinung, daß Zwang der Formen und Verhältnisse dem Künstler Nachtheil bringe, muß angeführt werden, daß die Nöthigung, sich die darzustellenden Gegenstände von vornherein in festgesetzten Raumbedingungen zu denken, der Phantasie die Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten des formalen Abschlusses erspart. Freilich kommt dieser kategorische Imperativ auch nur dem Meister zu gute. Er verlangt ein schlagfertiges Talent, das mit der Sicherheit des Stegreifdichters für jedes aufgegebene Versmaaß auch die entsprechende Stoffbehandlung zu treffen weiß. Die Kunst, Figuren vollständig in einen beliebig gestalteten Raum einzufügen, ohne daß empfindliche Lücken oder Verstümmelungen entstehen, ist wie die Lösung der Columbusfrage. Sie hat stets etwas von Improvisation an sich, obgleich sie den reifsten und durchgebildetsten Geschmack voraussetzt. Der Anschein des glücklichen Einfalls verleiht ihr den Reiz der Frische und der Augenblicklichkeit. Und in dieser Richtung aber hat unser Künstler geradezu Musterhaftes geleistet. Die Mühsal der Erfindung nimmt in der Ausführung durchweg den Schein des freien Spieles an; nirgends ist seinen Figuren der Raum zu eng oder zu weit; überall ist die Regel befolgt, daß leerbleibende Wandstücke nicht größer sein sollen, als Haupttheile der Composition und daß da, wo völlige Erschöpfung des Gegenstandes unmöglich war, wie es ja auch bei frei angeordneten Bildern manchmal der Fall ist, nur solche Theile vom Rahmen zugedeckt werden, welche das Auge zwanglos ergänzt. Von seiner Fühlung mit der ästhetischen Beschaffenheit der einzelnen Raumtheile zeugt ferner die verschiedene Anordnung und Bewegung der Bilder. Dem Schlußpunkte der Kuppeln entsprechend brachte Grosse in den drei Mittelfeldern schwebende Figuren an, die ihren Schwerpunkt in sich selber haben, in den Gürtelbildern sehen wir symmetrisch geordnete Gruppen, welche durch dramatische Beweglichkeit oder wenigstens durch gemeinschaftliche Handlung ausgezeichnet sind, in den engeren Zwickelbildern überwiegt der Ausdruck des Persönlichen, während die breiten Lünetten mit ihrer geraden Grundlinie und der geräumigen Bogenspannung zu breiter epischer Erzählung Raum gegeben haben. Endlich aber hat der Künstler die in der Halle wiederkehrenden Raumgruppen jedesmal auch dem Gedankengange nach als cyklische Einheiten benutzt, und dies führt mich nunmehr auf den Inhalt der Darstellungen selbst.

Grosse's Absicht war darauf gerichtet, den zerstreuenden Eindrücken einer buntgemischten Gallerie die Wirkung einer in sich abgeschlossenen Ge-

danken- und Gestaltenwelt gegenüber zu stellen, durch deren Gegenstände an die allerhöchsten Aufgaben künstlerischer Thätigkeit erinnert und durch deren Behandlung dem überwiegend genrehaften und modernen Bestande der Gemäldesammlung ein Werk stilvoller historischer Richtung gleichsam als Denkmal des classischen Kunstgenius eingefügt werden sollte. Er that dies, indem er die Verherrlichung des Geistes bildender Kunst zum Ziel nahm. Erfüllt von der geläuterten Bildung unserer Zeit, welche die Geistesfreiheit der italienischen Renaissance sich auf selbständige Weise wieder zuzueignen trachtet, erhebt er die bildnerische Thätigkeit des Menschen zur Genossin göttlicher Schöpferkraft. Die Gesammtheit seiner Darstellungen zeigt das Walten göttlicher Mächte, wie es sich in der antiken Mythologie und in der biblischen Schöpfungsgeschichte kundgibt, im Spiegel der an beiden Weltanschauungen genährten Kunst.

Mit reifem Verständniß für das Wichtige und Ausdrucksfähige sind die einzelnen Momente gewählt. Wir sehen inmitten der linken Kuppel Eros, wie er sich dem Chaos entschwingend die Aera der Götter beginnt, in den Gürtelbildern zur Seite den Sturz des Uranos, die großartigste Gruppe, sodann die Geburt der Aphrodite Urania, die Rettung und Erziehung des Zeus, endlich die Belebung des Menschen durch Prometheus. In den anschließenden Zwickelfeldern sind in vier Gruppen die olympischen Götter in ihrer Beziehung zum Menschen vorgestellt: Hera, Demeter und Dionysos als Hüter des Hauses und Spender der Nahrung; Poseidon und Pallas im Wettstreit um Athen: Spende des Rosses und des Oelreises; Hephästos, Aphrodite und Ares, Kunstübung am Metall, lauter Kampf von Mann und Mann und stillen Krieg der Herzen andeutend; endlich die Todtengötter Hades und Persephone mit Hermes, dem Seelenboten. In den Bogenfeldern der oberen Wand schließt dann die mythologische Erzählung in zwei größeren Darstellungen mit der Sicherung und Weihe des olympischen Reiches ab: dem Sturze der Giganten und dem Zuge Apollon's mit den Musen. In den Randleisten zwischen den Gürtelbildern sind auf sinnreiche Weise als Andeutungen der Naturreligion die vier Elemente verkörpert.

Schon am allgemeinen Eindrucke der Formen und Farben empfindet man den Gegensatz, welcher zwischen dieser und der Kuppel zur Rechten herrscht: dort reiche Mannigfaltigkeit der Gruppen und lockende Sinnlichkeit des Ausdrucks, hier vorherrschend Einheit und Ruhe. Dem vielgestaltigen Götterwesen des Alterthums gegenüber kündigt sich der Monotheismus an. Das Innere der Kuppel füllt die Darstellung der mosaischen Schöpfungsgeschichte: bei der fünfmaligen Wiederkehr der waltenden Demiurgengestalt in so engem Raume ist störende Eintönigkeit mit meisterlichem Geschick vermieden. Die kräftig vortretende Figur des Lichtschöpfers im Mittelbild, da-

neben sein Flug über das Erdreich, der Aufschwung zu den Gestirnen, das väterliche Niedersenken, zuletzt die sorglich schwebende Geberde, womit der Schöpfer den ersten Menschen an Stirn und Herz berührend zum Leben weckt, stellen ebensoviele Wandlungen dar, die sich zu fortlaufender folgemäßiger Handlung vereinen. Der schicksalslosen Schöpfung tritt nun in den Darstellungen der Zwickelbilder die Geschichte des ersten Menschenpaares zur Seite (Eva's Erschaffung, Sündenfall, Vertreibung aus dem Paradies und Arbeit der Vertriebenen); es sind untadelige, tief ergreifende Compositionen dieses unzählige Mal bearbeiteten Stoffes, aber in durchaus eigenthümlichem Vortrag. Als ein Zug, der für die ganze gemüthvolle Auffassungsweise des Künstlers bezeichnend ist, darf eine kleine Zuthat in dem Bilde der Vertreibung erwähnt werden: den Verwiesenen fliegt ein Schwalbenpaar als Sinnbild einstiger Heimkehr voraus. Mit ähnlichem Feinsinn hat Grosse in den Rahmen dieser Kuppel die Zeichensprache der vier Tageszeiten durch Hindeutung auf alttestamentliche Vorgänge belebt, die von den biblischen Erzählern in Stimmungen der Stunde gekleidet sind: am Morgen erinnert er an Israels Kampf mit dem Engel, am Mittag an die Verkündigung der Nachkommen Abraham's, am Abend an die Entdeckung des Sündenfalls im Garten, zur Nacht an Jakob's Traum von der Himmelsleiter. Die Hauptthaten der Gründung des Gottesreiches sind wieder auf die Bogenfelder verlegt: der Sturz Satans durch Michael und die Erscheinung des Heilandes vor den Verkündigern des alten Bundes, Moses, David, Daniel und Jesaias, die zugleich vier Zeitalter des israelitischen Volkes vertreten, Darstellungen, welche nach Bedeutung und Ausdruck den gegenüberliegenden der antiken Mythe auf großartige und sinnvolle Weise entsprechen, wie denn durch die ganze Anordnung der beiderseitigen Bildergruppen stete Beziehung in Gleichklang und Wiederspiel hindurchgeht.

Heiter und festlich, Tiefsinn und sinnliche Lebensfülle des Inhaltes der Nachbarräume verbindend, spannt sich der Mittelraum aus. In reizvollem Gegensatz zu dem lichtsprühenden Knaben Eros und dem ernsten Weltendenker der christlichen Kuppel fliegt Phantasie, das Urbild weiblicher Schönheit, auf dem Rücken der Sphinx empor, den Lilienstab der Verkündigung in Händen, damit sie die Wesen entzaubert. In den Gürtelfeldern neben ihr deuten die Grazien den Zustand der im Spiele sich selber genießenden Schönheit, die Parzen das Schicksalsgesetz, die Gruppen der Tugenden (dort Glaube, Liebe und Hoffnung, hier Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Kraft) die Ideale der Vollendung im Sinne des Gottesreiches und des antiken Menschenthums und zugleich die höchsten Aufgaben künstlerischer Seelenschilderung an. Auf Rahmen und Zwickelfeldern hat der Künstler die geschichtliche Abfolge der verschiedenen Künste in Figuren bezeichnet: Aegypten vertritt die Architectur,

Hellas die Bildkunst, Italien die Malerei, Deutschland den umfassendsten Kunstsinn, dessen reinsten Ausdruck die Musik bildet. Fast absichtslos scheinen sich in diesen Gestalten, denen nach Art der rafaelschen Deckenbilder in der Stanza della Segnatura je ein Knabenpaar mit redenden Zeichen beigesellt ist, die vier Temperamente zu verkörpern; das Treiben der vier Weltalter der Kunst ist außerdem in den mit manchem schalkhaften Zuge erfrischten Rahmenfigürchen charakterisirt, welche die Rundbilder des Ramses, Perikles, Julius II. und Ludwig von Baiern umranken. Den Abschluß der Mittelkuppel bildet das Bogenfeld, welches die drei bildenden Künste in ihrer Vereinigung darstellt: Baukunst auf erhabenem Sitz als schaffende Ordnerin, welche den Schwestern Raum und Stätte anweist, Bildkunst streng spähend, Malerei anmuthig hingegossen, und um sie spielende Gestalten, in denen sich Begeisterung und Jugend, Gelehrsamkeit und Handwerk, Natursinn, Licht und Schatten gar munter und ansprechend verkörpern.

Um aber neben den feststehenden Idealgestalten der Kunstvorstellung hoch zu Häupten des Beschauers des Wechsels der Zeit nicht vergessen zu lassen, dem der Mensch, ihr Priester, unterthan ist, hat Grosse auf den vier Wandpfeilern die Jahreszeiten versinnlicht, eine bunte Schaar zierlicher Gestalten, mit deren Wachsthum von unten nach oben das Auge gleichsam von Stufe zu Stufe aus irdischer Mühsal zu freiem Genusse emporsteigt. Hier sind zugleich in herkömmlicher Symbolik die Lebensalter des Menschen bezeichnet: der Frühling als freundlicher Knabe, der Ostereier und Singvögel mitbringt, Arbeit und Wald und Feld und Wanderlust und Sangesfreude lockt und oben im Rosenwipfel Amor und Psyche vereinigt; der Sommer als kräftiger Jüngling mit ersten Garben der Ernte, umgeben von Schnittern und Hirten, Erquickung des Bades und Behagen der Ruhe, vom Schwarme munteren Gethiers und Fülle der Blumen, gekrönt von Frau Sonne, der gütigen Spenderin; der Herbst eine nervigte Männergestalt, von gaukelnden Knaben begleitet, die ihre Kraft an den Früchten erproben, deren schönste, der Wein, muntere Gesellen beschäftigt und im Genusse besiegt, während anderwärts Leckerbissen der Jagd- und Schlachtezeit locken und oben der Wind über die Stoppeln bläst; der Winter endlich ein grämlicher Gast, der das Völkchen zu stillen Geschäften in's Haus treibt, hinter ihm aber die Weihnachtstanne und im Kreise darum Schlittschuhlauf und Mummenschanz, sodaß die Tücke der Natur in vergnüglicher Kurzweil besiegt wird. — In der Fortsetzung der Pilaster, den Gurtbögen der Decke, flattern zarte Figürchen: Ruhm, Selbstüberwindung, Freude des Gelingens und andere Genien und Kobolde sind gemeint, die Künstlers Erdenwallen begleiten und in deren Vereinigung der Maler ein stilles Selbstbekenntniß ablegt. —

So steht ein Werk vor uns, das trotz seiner bescheidenen räumlichen

Ausdehnung*) eine Welt bedeutender und anmuthiger Vorstellungen umfaßt. Und was im Eingange dieser Schilderung von der allgemeinen formalen Anordnung gelobt wurde, läßt sich unbedenklich auf jedes dieser 36 Gemälde übertragen. Reich ohne Ueberladung, prächtig ohne Buntheit, mannigfaltig ohne Verwirrung sprechen Grosse's Darstellungen ihre Gegenstände überzeugend und genußreich aus. Wir lernen hier einen Künstler schätzen, dem, nach Allem, was wir von ihm sehen, das Leben heiter und die Kunst ernst ist. Er erweist sich als künstlerischer Nachkomme der neudeutschen Classiker, als Stilist von reiner Gesinnung, aber ohne die Herbheit des Absichtlichen, welche schwer vertraulich wird, sondern erfüllt von dem fortgeschrittenen ästhetischen Bewußtsein, das den Einklang der Formen mit der Farbe verlangt. Er ist ein Zeichner, der wirklich malen kann, ein Formendichter, dem der Inhalt dessen, was man im weiten Wortverstande als Mythologie zu bezeichnen hat, noch wahrhafte poetische Wirklichkeit ist, so wenig er sich auch dem Odem einer modernen Auffassung verschließt, der allenthalben seinen Gebilden Leben gibt. Gewiß, den Gestaltenkreis der Rafael und Michel Angelo hat kein Nachfolger betreten ohne sich als Schüler zu bekennen. Auch Grosse nicht. Es ist selbstverständlich, daß seine Malereien nicht da wären ohne die sixtinische Decke und ohne die Loggien des Vatikan, an denen er sich erzogen hat. Wer sich mit Eigensinn gegen den Einfluß höchster Muster auflehnt, begeht dieselbe Thorheit wie Einer, der Gemeingiltiges in der Mundart schreiben wollte, nachdem die hochdeutsche Sprache einmal zu herrschen begonnen. Als warnendes Beispiel könnte man hier Böcklin's Fresken im Basler Museum anführen, die in Schweizerdialekt gemalt sind. Aber nirgends wird dieses nothwendige Lehnsverhältniß bei Grosse zur Unfreiheit. Durch seinen Geist hindurchgehend haben alle diese Gestalten eigenes Blut und neues Anlitz gewonnen; der Zug der Familienähnlichkeit, den sie mit den unsterblichen Leistungen der großen Meister gemein haben, adelt sie nur und ehrt ihren Erzeuger. Auch sie sind nicht frei von einzelnen Schwächen; vielleicht könnte hier und da der Ausdruck noch individueller, die Gesichtsbildung bedeutender sein, aber dafür athmet Alles einen Sinn für die Physiognomik der Gesammtgestalt, eine Deutlichkeit und Schlichtheit der Geberdensprache, die aus gleicher Quelle stammt mit den unübertroffenen Leistungen der Cinquecentisten, wie sie ja auch nur in Italien selber erlernt werden kann. Was allen solchen Darstellungen die Weihe gibt, ist gründliche Kenntniß der nackten Gestalt in ihrer sonnengereiften Schönheit. Es kann nicht geleugnet werden: der stille Streitpunkt zwischen unserm modernen Tagesgeschmack und dem Ideal der Classicisten liegt in der Bedeutung, welche der

*) Die Halle hat eine Breite von 12,45, eine Tiefe von 4,10 bei 7 Meter Scheitelhöhe.

Naturgestalt des Menschenleibes für die bildende Kunst zu und abgesprochen wird. Darauf kommt schließlich die Abneigung gegen sogenannte allegorische Darstellungen hinaus, die unverkennbar überhand nimmt; wenigstens für die Arbeit des Künstlers bedeutet sie nichts anderes. In dem Meister unserer Leipziger Fresken haben wir es mit einem eifrigen Bekenner der Richtung zu thun, welcher gesunder sinnlicher Ausdruck undenkbar ist ohne die freie Keuschheit des Nackten, und wenn Grosse auch weit entfernt ist von jeder Sucht nach Entblößung, so ist ihm doch geradezu unmöglich, aus irgend einem andern als innerlichen Grund zu verhüllen, wo er die Beredsamkeit der menschlichen Glieder braucht. Auf sie kommt es ihm vor allem an, alles Gewand ist ihm nur zweite Haut des Leibes.

Auch in seiner Handwerkseigenschaft nimmt dieses Werk weitergehende Bedeutung in Anspruch. Wir sind von neuem in Gefahr, die edelste monumentale Farbensprache zu vergessen. Seit mehr als einem Menschenalter ist wenigstens in Norddeutschland mit verschwindender Ausnahme an öffentlichen Orten nicht in Fresko gemalt worden. Schon die späteren Münchener Arbeiten weisen andere Technik auf; ich erinnere außerdem daran, daß Kaulbachs Berliner Gemälde mit Wasserglas fixirt sind. Nur Oestreich, dessen Kunstleistung ebenso glücklichen wie überraschenden Aufschwung nimmt, hat neuerdings echte Kalkmalerei aufzuweisen. Da ist denn eine frische That in der alten „männlichen" Weise bei uns recht am Platz. Denn seit unser Vaterland zu seinen Jahren gekommen, sieht es sich auch auf dem Gebiete der Monumentalmalerei einer Fülle von Aufgaben gegenüber, die fast erdrücken kann. Ohne Zahl häufen sich Wünsche, Entwürfe, Pläne zu künstlerischer Verherrlichung unserer Vergangenheit, und wie jeder edle Antrieb auch rechte Bahnen findet, lehrt nach langer Verzettelung der Kräfte der Sinn für die Einheit der drei bildenden Künste zurück. So mag das Beispiel der werkthätigen Stadt, von deren eben vollendetem Kunstheiligthum wir reden, dem großen Ganzen nicht verloren sein. Auf der innigen Wechselbeziehung von Baukunst, Bildnerei und Malerei beruhte dieses Unternehmen von vornherein: dem reich und wohlgefällig gegliederten Raume ist jetzt sinnvoller Farbenschmuck verliehen, bald wird die letzte Hand daran gelegt und auch der Plastik ihre gebührende Stelle gegeben werden. In den Marmorgestalten des Phidias und Rafael soll dem Inhalte der beiden Seitenkuppeln unserer Halle gleichsam ein persönlicher Ausdruck hinzugefügt werden, und es genügt zur Bürgschaft vollkommenen Gelingens, daß die Namen Johannes Schilling und Ernst Hähnel in dieser Aufgabe vereinigt sind.

Der Eindruck der Mustergiltigkeit, den man in der That angesichts dieses gelungenen Werkes empfängt, steigert sich, wenn man die Art der äußerlichen Entstehung kennt. Denn in dieser Beziehung ist hier ein be-

achtenswerthes Vorbild gegeben. Monumentale Malereien erfordern so sehr die Tugend der Geduld von beiden Seiten, daß es in neuerer Zeit nur höchst selten hat gelingen wollen, ein Gemeinwesen in dem Entschlusse zu solchen Unternehmungen festzuhalten. So hat sich die Meinung gebildet, dergleichen könne überhaupt nur durch den Willen eines Einzelnen entstehn, der mit nachhaltigem persönlichen Antheil und mit noch nachhaltigeren Mitteln schafft. Auf diese Weise ist die Monumentalmalerei zum Vorrecht der Fürsten geworden. Leipzig aber verdankt dieses Werk seinem Kunstverein, der die veraltete Sitte, Vereinsblätter auszugeben, abgelegt hat und statt dessen seine Kräfte auf unmittelbare Förderung schöpferischer Kunst richtet. So lobt das Werk nicht blos den geistigen, sondern auch die materiallen Urheber und gibt nach allen Richtungen ein Beispiel, das fördersam und erwecklich weiter wirkte.

Leipzig, Pfingsten 1872. Max Jordan.

Die bulgarisch-griechischen Wirren.

Obwohl die Ansichten, die F. Kanitz in der „Augsb. Allgem. Ztg.“*) über die griechisch-bulgarische Kirchenfrage ausgesprochen hat, bereits an der gleichen Stelle**) eine hinlängliche Widerlegung gefunden haben, so erscheint es doch von Wichtigkeit, den gegenwärtigen Stand der Angelegenheit noch einmal unbefangen zu prüfen und den Phantasien, die das Urtheil des deutschen Publikums beirren könnten, die nackten und schlagenden Thatsachen gegenüberzustellen. Wir stützen uns dabei auf Wahrnehmungen, die wir selbst jüngsthin in Griechenland und in der Türkei gemacht, sowie auf Mittheilungen, deren Authencität über jeden Zweifel erhaben ist.

Nach der Darstellung von Kanitz muß man glauben, daß Rußland die Macht ist, welche den Patriarchen und die Griechen antreibt, sich den berechtigten Forderungen der Bulgaren auf Errichtung einer unabhängigen Nationalkirche zu widersetzen. Diese Darstellung stellt aber die Dinge geradezu auf den Kopf. Statt auf Seiten des Patriarchen und der Griechen steht Rußland in der bulgarischen Frage mit aller Entschiedenheit auf Seite der Bulgaren, es unterstützt ihren Widerstand gegen das Patriarchat und seine

*) Nr. 332, 339, 347 des vor. Jahrg.

**) Nr. 82 des Jahrg. v. 1872 (22. März d. J.).

Agenten tischen die alten Mähren von der Autokephalie der bulgarischen Kirche unter den Byzantinern wieder auf, über die auch Herr Kanitz nur eine Reihe zweifelhafter und sehr bedingter Mittheilungen aus russisch-serbischen Quellen vorzubringen weiß. Herr von Ignatieff, der russische Gesandte in Konstantinopel, hat sich für die Bulgaren bereits so weit engagirt, daß der Stein, der in's Rollen gekommen ist, nicht mehr gehemmt werden kann. Wir berühren damit zugleich einen folgenschweren Wendepunkt in der orientalischen Politik Rußlands. Seit dem Krimkrieg hat Rußland eingesehen, daß auf die griechischen Glaubensgenossen im Orient nicht mehr unbedingt zu zählen ist, desto fester rechnet es darauf, seine ehrgeizigen Ziele durch die Propaganda unter den slavischen Nationalen zu erreichen. Man kann es mit zwei Worten dahin präcisiren: Rußland sucht seine orientalischen Pläne nicht mehr unter der Fahne der Orthodoxie, sondern unter der Fahne des Panslavismus durchzuführen. Diese Schwenkung der russischen Politik hat man im Orient gleich erkannt, während man sich im Occident durch die alten Vorstellungen von der russisch-griechischen Glaubensgenossenschaft und durch die Kanitz'schen Artikel irre führen ließ. In Griechenland fand ich vom Minister und Erzbischof bis zum einfachen Bauer und Papas hinunter Weltliche und Geistliche einmüthig im Urtheil über die bulgarischen Wirren, einmüthig in der Verwerfung der russischen Politik. Von einer russischen Partei unter den Griechen ist keine Rede mehr; wenn die Veröffentlichung der Gespräche des Zaren Nicolaus mit Heinrich Seymour ein schwerer Schlag für die „Napisten" gewesen ist, so darf man wohl sagen, daß die bulgarische Angelegenheit den Fortbestand eines russischen „Komma" unter den Griechen unmöglich gemacht hat. Aufgeklärte Griechen stellen nicht in Abrede, daß die Verwaltung des öcumenischen Patriarchats von Mißbräuchen strotzt: aber sie können darum das radicale Vorgehen der Bulgaren gegen Constantinopel nicht billigen, sondern vermögen darin nur den „russischen Finger" τὸν ῥωσσικὸν δάκτυλον zu erkennen. Die Kirche des Königreichs Griechenland steht ja selbst seit den Tagen der Regentschaft unabhängig genug von dem Patriarchen da: aber es liegt, nachdem das Verhältniß durch den „Tomos" von 1850 einen definitiven Abschluß gefunden hat, noch immer eine Anerkennung der Tradition, des alten geistigen Zusammenhangs darin, daß die höchsten Würdenträger der Kirche des Königreichs Griechenland das „Myron"*), das heilige Salböl vom Patriarchen empfangen, und wer die Begeisterung in Athen bei der Enthüllung des Denkmals des Patriarchen Gregor erlebt und die zündenden Worte von Valaoritis vernommen hat, der wird sich über den religiösen und nationalen Einfluß, den das Patriarchat noch heute ausübt, nicht verwundern können. Man gesteht deshalb in Griechenland den Bulgaren für die Districte, in denen keine Griechen wohnen, die Errichtung eines „autonomen Exarchats" mit demselben Recht zu, mit dem ja auch die Kirche des Königreichs Griechenland sich selbständig unter einer Synode constituirt hat, aber man würde es mißbilligen, wenn die neue bulgarische Nationalkirche eine schroffe feindselige Stellung zum Patriarchat einnähme, und vor Allem: man will für die Districte, wo Griechen und Bulgaren gemischt leben, die Autorität des Patriarchen aufrecht erhalten wissen. Der Art. 10

*) Μύρον.

des Ferman vom Februar 1870, welcher den Kazas mit gemischter griechisch-bulgarischer Bevölkerung gestattet durch Mehrheitsbeschluß sich dem Exarchat anzuschließen, wird von den Griechen als eine verhängnißvolle Einschmuggelung, als die Hinterthür betrachtet, durch welche der Panslavismus das griechische Element zu unterdrücken sucht. Es versteht sich von selbst, daß diese Wünsche und Ansichten der Griechen im Königreich von den Griechen in der Türkei getheilt werden. Aber auch das Patriarchat steht auf dem gleichen Standpunkt. Einen Augenblick hatte man allerdings befürchtet, der versöhnlich gesinnte Anthimos werde in seinen Concessionen an die Bulgaren zu weit gehen; man hatte den Patriarchen dem deutschen Geschäftsträger schon als einen „Verräther" denuncirt: aber die Verhältnisse erwiesen sich denn doch stärker als die Menschen, auch Anthimos trat bald den Bulgaren gegenüber mit größter Entschiedenheit in die Fußstapfen seines Vorgängers Gregor. Er konnte sich nicht verhehlen, daß abgesehen von dem allgemeinen dogmatischen Gesichtspunkt, der die Einheit der Kirche festhält, auch die wichtigsten finanziellen Gründe dagegen sprechen, fünf Millionen Seelen aus dem Verband des öcumenischen Patriarchats zu lösen. Er bestand auf der Erhebung eines Tributs von jedem bulgarischen Haus mit um so größerer Hartnäckigkeit als ihm die Pfortengesetzgebung gestattete, nicht nur die gewöhnliche Steuer von einem Piaster sondern auch außerordentliche Steuern zu erheben. Er beharrte darauf, daß der Exarch seine Bestätigung durch den Patriarchen nachsuchen müsse, und daß die gemischten Districte unter der geistlichen Jurisdiction des Patriarchen verblieben. Es kam dahin, daß drei bulgarische Bischöfe excommunicirt wurden, und dem Exarchen droht das gleiche Schicksal. Ich sah selbst, welche Aufregung in dem bulgarischen Viertel von Stambul herrschte, als das Osterfest trotz der obschwebenden canonischen Hindernisse gefeiert werden sollte. Daß die griechische Synodalversammlung den Exarchen einstimmig als der Excommunication verfallen verurtheilen würde, wie es jüngst am 12. Mai geschehen ist, ließ sich voraussehen und auch eine außerordentliche Synode dürfte ihr Urtheil schwerlich zu Gunsten des Exarchen modificiren. Spitzen sich diese Gegensätze noch weiter zu, so stehen wir in der That vor einem Schisma, welches die orientalische Kirche ähnlich zerreißen dürfte, wie gegenwärtig die römischkatholische durch das Dogma der Unfehlbarkeit zerrissen ist. Wird der Bann gegen den Exarchen und die bulgarischen Bischöfe von Seiten des Patriarchen aufrecht erhalten, so bleibt den Bulgaren nichts Anderes übrig, als sich an die Macht zu wenden, die Hülfe der Nationalität anzurufen, welche die ganze Verwirrung gesät und gefördert hat: Rußland. Nach den Kanones der orthodoxen Kirche würden die Bulgaren, sobald sie das „Myron", das heilige Salböl zu Taufe und Hochzeit nicht mehr erhalten und anwenden können — und der Patriarch liefert es ihnen nicht mehr — Schismatiker sein. Sie würden also gezwungen sein dieses kostbare, wundersame Oel von Rußland zu entlehnen, und so entsteht nun die Frage: ob Rußland ihnen dasselbe borgen kann, ob Rußland nicht selbst genöthigt ist, das Myron vom Patriarchen zu beziehen, und daher, wenn der Patriach sich weigert es an die russische Kirche abzugeben, ob Rußland nicht ebenfalls dem Schisma verfällt? Von russischer Seite wird zwar behauptet, man bedürfe des „Myron" aus Konstantinopel nicht, aber von Seiten des Patriarchen wird entschieden das Gegentheil behauptet, und es steht fest, daß wenigstens bei

besonders feierlichen Gelegenheiten, wie bei der Salbung des Kaisers, auch die russische Kirche bisher das „Myron“ vom Patriarchen bezog. Verfiele demnach auch die russische Kirche dem Schisma, so würde die orientalische Kirche das Schauspiel bieten, daß auf der einen Seite der Patriarch mit den in der Türkei lebenden Griechen, den alten Kirchen, den Griechen des Königreichs: auf der andern Seite die Bulgaren, Serben, Rumänen und Russen, also auf der einen Seite eine schwächere religiöse Partei mit dem Anspruch der alten Ueberlieferung, auf der anderen eine stärkere Secte stehen würde, der aber der Makel der „Ketzerei“, des Abfalls von den alten Kanones der Orthodoxie anhaften würde.

Man sieht: das „große bulgarische Unionsprojekt“ des Herrn Kanitz ist eine kolossale Seifenblase und der „interessante Versuch“, die Bulgaren für die römischkatholische Kirche zu gewinnen, vermag wesentlich nur eine Bedeutung im Gehirn des Herrn Kanitz zu haben. Die römische Propaganda hat unter den Bulgaren trotz des gegenwärtigen Gegensatzes zum Patriarchat niemals Boden gewinnen können, und jener Archimandrit Sokolski, der sich 1860 von Pius dem IX. segnen ließ, ist mit den wenigen Proselyten, zu denen man es damals von Rom aus gebracht hat, bereits so spurlos als möglich vergessen und verkommen. Die einzige Macht, zu der die Bulgaren aufblicken, ist gerade jenes Rußland, welches nach Herrn Kanitz im Verein mit dem Patriarchat und England (sic!) das „Unionsprojekt“ zum Scheitern brachte. Nach Rom blicken die Bulgaren ebenso wenig wie nach Paris. Wenn sie sich aber jetzt von den überlieferten Ordnungen der orthodoxen griechischen Kirche lossagen, und entschlossen sind, im Verein mit ihren slavischen Freunden den Makel des Schisma und der Häresie ruhig zu tragen, so ist dies ein Symptom davon, daß auch in dem bisher durch religiöse Interessen so stark bewegten Orient die religiösen Elemente zurücktreten und den nationalen Elementen weichen. Auch ohne die früheren griechischen Glaubensgenossen sucht Rußland den Schlüssel seines Hauses mit Hülfe der verbrüderten slavischen Nationalitäten zu gewinnen, und für uns im Occident, im neuen Reich, handelt es sich darum: ob wir, unter einer oder der anderen Form, die Russen am Bosporus ertragen?

K. Mendelssohn-Bartholdy.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Ultramontanen in der Schweiz. Aus den Alpen. — Wie Ihre Leser bereits aus den Blättern vernommen haben werden, ist die neue Verfassung, an welcher die Bundesversammlung so lange und in theils sehr heftigen Discussionen berieth und die so viel Geld kostete, ehe es so weit war, daß sie dem Volke zur Abstimmung vorgelegt werden konnte, von dem Volke mit schwachem Mehr angenommen, von den Ständen aber verworfen worden und also — durchgefallen, oder wie man hier sagt: „den Bach abe geschickt worden.“

Auch der befangenste Mensch mußte zugeben, daß die neue Verfassung in gar mancher Hinsicht einen nicht unbedeutenden und von der Zeit gebotenen Fortschritt in sich faßte, wie z. B. die Rechtseinheit für die Schweiz. Jeder Kanton besitzt ein wahres Archiv von Gesetzbüchern, in denen die Gesetze oft in direktem Widerspruch mit denen irgend eines anderen Kantons stehen, so daß es unter Umständen z. B. einem Gläubiger ganz unmöglich ist, zu seinem Rechte zu kommen, wenn der Schuldner zufällig in einem anderen Kantone wohnt und dort Bürger ist. Die Vernünftigen fühlten es längst, daß ein einheitliches Gesetz für die gesammte Schweiz ein Bedürfniß sei. Aber, was können die Vernünftigen, wenn das Volk Souverän ist und dieses, wie überall, zum größeren Theile eben nicht aus solchen besteht. Die Abschaffung jeglicher Leibes- und der Todesstrafe war ebenfalls vorgesehen. Der Kirche und Schule war Raum zu einer höchst freiheitlichen Entwickelung gegeben und die Civilehe einzuführen beschlossen. Im Forstgesetz wurde manchen theils durch unbegreiflichen Leichtsinn und althergebrachten Schlendrian eingeführten Mißbräuchen Einhalt gethan und eine theilweise Abschaffung der indirekten Steuern angeordnet.

Alle diese schönen Träume sind jetzt zu Wasser geworden, da die größere Zahl der Stände, die hier schon seit langer Zeit das fünfte Rad am Wagen bilden, ihr „Nein" abgab. Charakteristisch und bezeichnend ist es bei dieser ganzen Abstimmung, daß gerade die französischen Kantone und die in welchen die Ultramontanen ihre Wirksamkeit entfalteten, verworfen haben. Der Ausgang war übrigens vorauszusehen, wenn man hörte und sah, auf welche zum Theil empörende Weise die Schwarzen das Volk bearbeiteten und dieses sich bearbeiten ließ. Viele Kanzeln waren eben in letzter Zeit nicht mehr die Stätten, von wo herab Liebe, Duldung und Humanität gepredigt wurde, die Geistlichen würdigten sie zu Rednertribünen für politische Agitationen herab, donnerten schon im Voraus ihre Flüche auf alle diejenigen hernieder, die sich unterstehen würden ihr „Ja" bei der Abstimmung abzugeben, drohten mit Hölle und allem Möglichen, denn „die Religion sei in Gefahr." Noch wenige Tage vor der Abstimmung erklärte einer der Unfehlbaren zu St. Gallen, wer die Verfassung annehme, sei des Teufels, und zu gleicher Zeit gebar die Köchin eines ebenfalls Unfehlbaren in einem Pfarrhofe bei Luzern zum nicht geringen Erstaunen der Dorfbewohner einen unfehlbaren Weltbürger. Im Kanton Graubünden predigte ein katholischer Geistlicher seiner Gemeinde vor, alle diejenigen, die die Verfassung annehmen würden, müßten protestantisch werden, und im glücklichen Waadtland, das gewohnheitsgemäß zu Allem, was allgemein eidgenössisch ist oder werden soll, „nein" sagt, war fast jede Kanzel eine Rednertribüne und jeder Geistliche Politiker während der Predigt. Bei einer Volksversammlung machte sogar einer der Herrn Regierenden den Leuten die Geschichte so plausibel, daß er erklärte, die ganze Sache sei eben die: die Ostschweiz beabsichtige die französische Sprache aus den welschen Kantonen zu verbannen, man würde also nicht mehr französisch wie bisher fluchen können, sondern werde dann einfach „Donnerwetter!" oder „Schockschwerenoth!" sagen müssen und das sei denn doch zu arg.

Daß bei solchen Treibereien dem Volke der Kopf mehr als billig und recht verrückt wurde, war begreiflich, aber unbegreiflich ist es, daß man es

so weit kommen ließ und den Herren Ultramontanen, die ihren Einfluß auf eine so abscheuliche Weise mißbrauchten, nicht das Handwerk legte. In den französischen Landestheilen geschah dieses natürlich schon darum nicht, da ja die Landeshäupter mit den Schwarzen in ein und dasselbe Horn bliesen und auf diese Weise reiche Unterstützung hatten. Man wird leicht begreifen, welche Krebsschäden in dem hiesigen Staatsleben noch liegen und wie schwer es ist, dieselben unter solchen Umständen auszuschneiden.

Jetzt, nachdem die Herren des Rückschrittes ihr Ziel erreicht, reiben sie sich natürlich stillvergnügt die Hände und brüsten sich mit der abgedroschenen Floskel, daß es ihren Bemühungen wieder einmal gelungen sei, die am Rande des Abgrundes gestandene Religion zu retten. Das am Gängelbande der geistlichen Herren geleitete Volk jubelt selbstverständlich mit und feiert seinen Triumph, dem Fortschritt glücklich eine Nase gedreht zu haben, mit Freudenfeuern auf den Bergen und Kanonensalven. Dergleichen Spielereien ist natürlich nur ein Volk fähig, in dem französisches Blut fließt. Schrieb man doch in den welschen Zeitungen noch vor Kurzem, daß das Verfassungswerk der Anfang zu einem Verrathe an Deutschland sei; es werde nicht lange währen, so sei eben die ganze Schweiz „verbismarkt" rc. Eidgenossen solchen Schlages sind Leidgenossen, das heißt Menschen die den Vernünftigen „Leid thun können."

Seitdem man in den fortschrittlich gesinnten Kantonen weiß, daß mit der Verwerfung der neuen Verfassung auf Jahre hinaus einer zeitgemäßen Fortentwickelung ein Bein gesetzt ist, hat sich eine ungemein trübe, niedergeschlagene Stimmung des Volkes bemächtigt und wie natürlich der Haß gegen die ultramontane Clique zugenommen. Allgemein fürchtet man, daß es zu Unruhen kommen könne. Ob diese, wenn sie kommen sollten, etwas nützen, das ist wohl noch stark zu bezweifeln.

Erst vor Kurzem äußerte einmal einer der tüchtigsten Staatsmänner der Schweiz, der sich sein Leben lang mit den Ultramontanen mit seltener Ausdauer und Kraft herumgeschlagen hat: „Ich habe, so lang ich wirke, gekämpft und gestritten gegen die schwarze Rotte, habe in all' ihre Schlupfwinkel hineingezündet — aber es hat wenig genützt. Ich habe nur die Ueberzeugung bekommen, daß wir in der Schweiz nichts gegen diese Römischen ausrichten, wenn wir nicht von Deutschland Hülfe bekommen. Es muß ein Mann wie Bismarck dastehen, vor dem sie Furcht und Respect haben, der ihnen eine Ruthe vorhält, mit welcher sie, wenn alle Stricke reißen, zu Paaren getrieben und gestäubt werden müssen." Diese Worte enthalten viel Wahrheit, und jedenfalls wird es noch lange gehen, ehe die Schweiz so weit ist, daß den römischen Herren ordentlich auf die Finger gesehen werden kann und man ihnen wie in Deutschland auf jedes non possumus einfach bedeutet: „Nicht ihr, sondern wir sind die Herren und ihr werdet euch fügen!"

Reichstagsbericht. Aus Berlin, 20. Mai. — Die verflossene Woche war der in den gegenwärtigen Verhältnissen einmal unumgänglichen clericalen Debatte gewidmet und bildete damit voraussichtlich den Höhepunkt der diesmaligen Session. Auch ist der Reichskanzler nach diesen Verhandlungen nach Varzin abgegangen und damit ein Hauptinteresse der Verhandlungen

dem Reichstag genommen, wie auch dessen weiterer Thätigkeit eben kein besonders günstiges Prognostikon gestellt. Seit dem großen Krieg ist die Affaire Hohenlohe die bedeutendste Sensationsaffaire, welche Europa erlebt hat. Alles an dieser Sache reizt das Interesse, die Personen, die mitwirken, der Gegenstand, der verhandelt wird, die Peripetien, durch welche die Angelegenheit geht, das brüske Benehmen des römischen Stuhles, die kühle Höflichkeit Bismarck's, die Art, wie beide Theile nun die Angelegenheit zu verwerthen suchen. Selbstverständlich konnte der Reichstag an dieser Angelegenheit nicht schweigend vorübergehen, und auch der Reichskanzler fühlte wohl das Bedürfniß, sich der Nation wie Europa gegenüber über das Vorgefallene auszusprechen. Dazu kam, daß die Verhandlungen über den Reichshaushalt grade bei den Kosten der auswärtigen Vertretung anlangten und naturgemäß die Frage sich aufwarf, ob unter den vorliegenden Verhältnissen der schon an sich beanstandenswerthe Gesandtenposten beim römischen Stuhle beibehalten werden soll.

Es ist bemerkenswerth, daß während man bei fast allen andern Rednern den Gedankengang und die Consequenzen, die sie ziehen, im Allgemeinen im Voraus wohl zu bestimmen in der Lage ist, Bismarck's Auftreten regelmäßig eine Ueberraschung in sich schließt. Es liegt das nicht nur in der originellen und selbstständigen Denkmethode des leitenden deutschen Staatsmannes, sondern auch in den Verhältnissen seiner Stellung, die ihm Uebersichten gewährt, zu welchen kein Anderer vorzudringen vermag; er ist es eben, der als treibende Kraft die politische Maschine in Bewegung setzt. So hätte man etwa denken können, der Reichskanzler werde einer Streichung des Botschafterpostens bei der Curie keinen Widerstand entgegensetzen, jedenfalls eine Unterbrechung des diplomatischen Verkehrs in dieser Richtung in Aussicht stellen, so daß die Bewilligung des bezüglichen Postens im Etat reine Formsache gewesen wäre. Allein grade das Gegentheil trat ein, unvermuthet, überraschend, aber doch alsbald sich als das Richtige erweisend. Doch greifen wir der Entwicklung der wahrhaft dramatischen Scene nicht vor. Der Reichstag ist dicht gefüllt, auf den Bänken der Bundesräthe ist es schwarz wie auf den Gallerien und Alles wartet gespannt auf die Entwicklung der Dinge. Unter völliger Theilnahmlosigkeit des Hauses werden die Geschäfte abgewickelt, die vor der famosen Angelegenheit stehen, dann erhebt sich v. Bennigsen noch ernsthafter und feierlicher wie sonst und zeiht den römischen Stuhl der Mißachtung nicht nur gegen die deutsche Nation, sondern auch persönlicher Beleidigung und Herausforderung gegen den Kaiser. Er stellt die Bereitwilligkeit des Hauses in Aussicht, den römischen Botschafterposten vom Etat abzusetzen und zu allen Schritten mitzuwirken, welche die Rückweisung der empfangenen Beleidigung und die Abwehr der hierarchischen Ausschreitung überhaupt erfordern. Man erinnert sich unwillkührlich, daß es derselbe Redner war, der die Interpellation in der luxemburger Angelegenheit eingebracht hatte, der die bedeutungsvolle Kaiseradresse nach Eröffnung der ersten Session begründete und der überhaupt blos in entscheidenden Augenblicken in die Debatte einzutreten pflegt. Den zürnenden Worten des Redners antwortet namentlich bei der Stelle, daß der Kaiser persönlich beleidigt sei, der Widerspruch der Clerikalen, in stürmischem Zuruf aber nimmt der ganze Rest des Hauses die Worte Bennigsen's auf, sich erhebend und auf das Lebhafteste erregt. Niemals wohl bot der Reichstag ein Bild größerer Auf-

regung, als in jenem Augenblick, und als nunmehr der Reichskanzler das Wort nahm, wäre ihm das Haus beim Anschlagen der schärfsten und kampflustigsten Töne mit lautester Zustimmung wohl gefolgt. Es war aber eine ganz andere Tonart, die Bismarck anschlug und die schon durch den Contrast mit der erregten Stimmung des Hauses überraschend wirkte. Unsere Kenntniß über den Gang der Hohenloheaffaire ist noch eine ziemlich lückenhafte und über die Motive, die bei der Entwicklung derselben wirkten, wird man zunächst über Conjecturen nicht hinaus kommen. Man darf wohl annehmen, daß dem Kaiser der mit innigster Betrübniß auf die religiösen Wirren sieht, die Mission Hohenlohe eine Angelegenheit größten Interesses gewesen ist und das Scheitern dieser Mission in seine Empfindungen schwer eingriff. Ob die Ansichten des Reichskanzlers hiermit in jeder Richtung übereinstimmten, ist natürlich für uns unmöglich zu bestimmen, doch durfte sich derselbe wohl gesagt haben, daß Vortheile und Nachtheile, welche aus der Betrauung eines Cardinals mit einem solchen Posten grade während der Neuordnung der staatskirchlichen Verhältnisse verbunden seien, sich gegenseitig wohl balanciren dürfen. Daß aber die Rückweisung der Hohenlohe'schen Mission den größeren Vortheil auf Seiten der deutschen Politik läßt, darüber dürfte wohl dem Kanzler nicht viel Zweifel geblieben sein, wenigstens sprach die Ruhe, die unter der vollendetsten Höflichkeit verborgene Ironie in der Rede Bismarck's für eine solche Auffassung. Ganz Europa ist ja jetzt Zeuge dafür, daß ein Schritt von offenbar größter Zuvorkommenheit gegen die Curie nicht nur ohne alle Erwiederung und Anerkennung blieb, sondern durch eine geradezu ausgesuchte Rücksichtslosigkeit, um nicht einen noch viel stärkeren Ausdruck zu gebrauchen erwiedert wurde. Jetzt liegt eine Thatsache vor, die schlagender als alle Raisonnements beweist, daß die Curie keinen Frieden mit dem deutschen Reiche will und daß jede Maßregel, die nun gegen ihren Einfluß getroffen wird, geradezu von ihr provozirt ist. Daß Fürst Bismarck nicht nach Canossa geht, glauben wir selbst ohne specielle Versicherung. Nichts destoweniger ist es ein glückliches geflügeltes Wort, das der Kanzler hiermit lancirt hat. Als eine bemerkenswerthe Episode der Rede ist noch hervorzuheben die Zusage, daß die Verhältnisse zwischen Kirche und Staat im Wege der Gesetzgebung von Reichswegen geordnet werden sollen. Können die deutschen Regierungen dies Versprechen einlösen, so ist damit ein Schritt von unberechenbarer Wichtigkeit für die Consolidation des deutschen Reichs geschehen. Vielleicht dürfte sich hierfür grade ein Anlehnen an die betreffenden Bestimmungen der bayrischen Verfassung empfehlen. Die Vortheile einer solchen Lösung liegen auf der Hand.

Die Clericalen des Reichstags aber, die doch schon so manchen parlamentarischen Kampf durchgemacht haben, zeigten sich der Situation diesmal in keiner Weise gewachsen, sie hatten offenbar eine genügende Instruction nicht erhalten und die Spur der Ereignisse verloren. Windthorst, sonst so diplomatisch schlau, trat dießmal lauter Fehltritte, nach welcher Seite er sich auch wandte. Es wäre ja zweifellos seine Aufgabe gewesen, die Vertheidigung des römischen Stuhles so zu führen, daß er wenigstens die Situation nicht verschlimmerte, auch war der erste Theil seiner Rede, in welchem er auf die Dunkelheit der ganzen Angelegenheit Bezug nahm, noch am Ersten zu rechtfertigen. Dann aber suchte er durch persönliche Angriffe auf Cardinal

Hohenlohe die Maßregel der Curie zu rechtfertigen, wohl nur zum Zwecke, um dem Kaiser die Ansicht zu benehmen, die Spitze des päpstlichen Verhaltens sei gegen ihn gerichtet. Es mußte aber selbstverständlich einen wahrhaft grotesken Character tragen zu hören, wie der Führer der clerikalen Partei einen Cardinal und langjährigen Vertrauten des Papstes auf der Tribüne des Reichstags mit scurrilen Schmähungen überhäufte. Dann entschlüpfte ihm der mindestens sehr gewagte Ausdruck, der Pabst sei der Dienstherr der Cardinäle und statt gegenüber der Sensation, die dieser Ausdruck im Hause hervorrief, sich alsbald in einer mehr üblichen Weise auszudrücken, gerieth der gewandte Redner in eine Verlegenheit, die ihn veranlaßte, mit Hartnäckigkeit auf dieses Wort zurückzukommen, das er einige Sitzungen darauf, und nun freilich zu spät, als einen hannöverischen Provinzialismus rechtfertigen wollte. Ganz verkehrt aber war es von Windthorst, die Art der Führung der Verhandlung anzufechten, denn es zeigte sich alsbald, daß Bismarck im Besitz genügenden Materials war, um den clerikalen Führer grade als denjenigen hinzustellen, der durch voreilige Veröffentlichung erst die rechte Bitterkeit in die Sache gebracht hatte.

Dann folgten zwei Tage lang Debatten über die Jesuitenpetition, es war aber im eigentlichen Sinn des Wortes moutarde après diner. Denn die eigentliche pièce de résistance der ganzen parlamentarischen Vorgänge war doch die Zusicherung Bismarck's von der Reichgesetzgebung Gebrauch machen zu wollen, und damit war die Angelegenheit bis zur Vorlage dieser Gesetzgebung zunächst erledigt. Allein die Jesuitenpetitionen lagen ja vor und mußten eben durchgesprochen werden. Ein großer Theil des Hauses war entschlossen, auf die Frage, sollen die Jesuiten verboten werden oder nicht, die resolute Antwort zu geben, ja sie sollen verboten werden. Ein anderer Theil, namentlich aus der rechten Seite des Hauses sich rekrutirend, konnte zu einem solchen Schritte sich nicht entschließen. Da aber das Bedürfniß empfunden wurde, den Clerikalen eine compacte Mehrheit entgegenzustellen, so entschloß man sich, obgleich nicht ohne langes und zähes Widerstreben der grimmigeren Jesuitenfeinde ein Compromiß zu schließen. Da man bezüglich der Jesuitenpetitionen weder ja noch nein sagen sollte, so blieb nur ein Drittes übrig, nämlich gar nichts über sie zu sagen und das haben denn auch die angenommenen Anträge mit annähernd vollständigem Erfolg durchgeführt. Mit diesem Compromißantrag ist die Jesuitenfrage jedoch offenbar nur vertagt, und sie wird ohne Zweifel demnächst bei Ordnung der gesammten Verhältnisse wieder auftauchen. Der bemerkenswertheste Theil dieser Debatten war die Rede des Abgeordneten Wagener (Neustettin), hinter dessen Ausführungen man die Meinung des Reichskanzlers zu erblicken glaubte. Diese Rede läßt jedoch trotz mancher schlagenden Bemerkungen und treffenden Pointen es nicht nur an Klarheit der Auffassung, sondern namentlich auch an Ziehung praktischer Consequenzen fehlen, und man kann sich namentlich nach Durchlesung der Rede der Ueberzeugung nicht verschließen, daß der Kampf gegen die römische Hierarchie von einem Wagener und seinen Gesinnungsgenossen erfolgreich nicht geführt werden kann. Dieser Ueberzeugung wird sich ein so eminent praktischer Staatsmann, wie Fürst Bismarck, auf die Dauer keineswegs verschließen; noch immer scheint uns der glücklichste Schritt in dem Kampfe mit den Clerikalen das Gesetz über die Schul-

aufsicht zu sein, und von diesen Gesichtspunkten aus scheint uns auch in Zukunft mehr operirt werden zu müssen, als aus dem Halbdunkel des Wagenerschen Staatskirchenrechtes.

Ein neuer Minister des Innern. Aus Stuttgart. — Der Nachfolger des Herrn v. Scheurlen ist endlich gefunden. Am 16. Mai wurde zum Minister des Innern Hr. v. Sick ernannt, bis dahin Oberbürgermeister der Stadt Stuttgart und Vicepräsident der württembergischen Abgeordnetenkammer. Sechs Wochen hatte die Vacanz gedauert, und währendem hatte das Gerücht reichliche Muße gehabt, sich in den verschiedensten Combinationen zu erschöpfen und allerlei mögliche und unmögliche Namen zu erörtern. Von vornherein stand allerdings der Name Sick's im Vordergrund, seit lange galt er als Candidat für diesen Ministerposten, der ihm auch bereits früher einmal angetragen wurde; er war gewissermaßen der unvermeidliche Minister der Zukunft. Dennoch schien eben dieser Ernennung ein erhebliches Bedenken gegenüberzustehen, das dann auch wenigstens die lange Verzögerung verursacht haben mag. Sick's politische Vergangenheit weist vom Jahre 1848 bis auf diesen Tag Wandlungen auf, welche ohne Zweifel eine ungewöhnliche Beweglichkeit und Elasticität des Geistes bekunden, aber dafür das feste Gepräge eines Charakters vermissen lassen, wie man ihn an der Spitze der württembergischen Verwaltung sehen möchte zu einer Zeit, welche die Aufgabe hat, diese Verwaltung in Einklang zu setzen mit der neuen politischen Ordnung. An diejenige Stelle, von welcher die einflußreiche Beamtenschaft des Landes ihre Losung erhält, war ein Mann zu wünschen, dessen Persönlichkeit schon für sich eine Bürgschaft dafür darbot, daß der Anschluß an das Reich rückhaltlos und mit allen Consequenzen vollzogen wird. Eben diese Bürgschaft läßt der Name des neuen Ministers vermissen. In den kritischen Zeiten seit 1866 hat Sick schon als Vorstand der Residenzgemeinde stets dem öffentlichen Leben angehört, ja er ist vermöge der Lebhaftigkeit seines Temperamentes zuweilen mehr in die Oeffentlichkeit des Parteilebens getreten, als man dem Oberbürgermeister der Hauptstadt zugemuthet hätte; aber es läßt sich nicht sagen, daß der beherrschende Einfluß, den er auf die politische Haltung des hauptstädtischen Bürgerthums ausübte, ein wohlthätiger gewesen wäre. An der antinationalen Agitation, die nach dem Jahr 1866 Mode in Württemberg war, hat Sick ebenfalls Theil genommen. Wurde auch gleichzeitig gegen die Demokratie Front gemacht, so galt doch in jenen Jahren, da langsam die nationale Partei in Württemberg sich emporarbeitete, der letzteren die hauptsächlichste Opposition. Wo unter der Bürgerschaft eine nationale Regung sich hervorzuwagen suchte, wurde sie gehindert oder niedergehalten. Aengstlich befliß man sich gleichen Schritt mit Regierung und Hof zu halten, heute ging man in's Zeug, um die Regierung gegen das Verlangen des Anschlusses an den nordd. Bund zu unterstützen, und man stand morgen ebenso zur Verfügung, wenn es galt eine Lanze für die von der Volkspartei befehdeten Verträge einzulegen. Das hauptstädtische Spießbürgerthum befand sich unter dieser Lenkung vortrefflich. Seine natürlichen Instinkte und Neigungen waren wunderbar im Einklang mit der bewußten Kunst, welche es mit möglichst geringer Aufregung mitten durch die politischen Verdrießlichkeiten hindurch zu führen verstand, ihm zuweilen eine unschädliche patriotische

Emotion verstattete, aber doch vorherrschend in ihm das Gefühl zu pflegen wußte, welch beglückenden Vorzugs doch vor den norddeutschen Brüdern der Bürger der Haupt- und Residenzstadt Stuttgart sich rühmen dürfe, in seinem gesegneten Rebenthal, unter dem milden Scepter seines Königspaares, mit seinen Freiheiten und steigenden Häuserwerthen, seinen mäßigen Steuern und milden Soldatenpflichten, mit seinem Gemeinderath und Oberbürgermeister. Das war doch zuletzt die Quintessenz der politischen Weisheit, die „vom Rathhaus" verbreitet wurde und bei allen Wahlen, städtischen wie politischen, den Ausschlag gab. Noch im Jahre 1870 war zuweilen die Vorsicht zu bemerken, mit welcher der Patriotismus geregelt und die nationalen Demonstrationen möglichst ungefährlich in Scene gesetzt oder geschickt mit Kundgebungen der Loyalität verknüpft wurden. Alles wurde so eingeleitet, daß für den königl. württembergischen Patriotismus jeder Anstoß sorgfältig beseitigt war. Daß der Oberbürgermeister bei diesen Talenten zu einer persona gratissima am Hofe wurde, ist nicht zu verwundern.

Man würde indessen jene vergangenen Dinge vergessen können, wenn nicht ein Ereigniß von noch jüngerem Datum peinliche Erinnerungen zurückgelassen hätte. Wir meinen die Debatte der Abgeordnetenkammer über die Reservatrechte. Zwar darf angenommen werden, daß weniger politischer Eifer als vielmehr persönlicher Ehrgeiz damals das unerwartete Manöver inspirirte, durch welches Sick als Führer der ministeriellen Partei dem Ministerium ein Bein zu stellen versuchte. Aber bezeichnend bleibt es, daß Herr Sick gerade das Verhältniß des Einzelstaates zum Reich zu seinem Angriffspunkte ersah und mittelst einer Interpretation, welche der principiellen Entscheidung auswich und ein unverkennbares Entgegenkommen an die Forderungen des Particularismus war, sich an die Spitze der Verwaltung zu schwingen gedachte. Man erinnert sich, wie der Anschlag mißglückte. Das Ministerium wurde damals von der Krone ausdrücklich ermächtigt, auf seiner nationalen Auffassung dieser besonderen Frage zu bestehen; Hr. v. Mittnacht trat der Sick'schen Zweideutigkeit entschieden entgegen und schlug damit den auf das Ministerium gerichteten Sturm glücklich zurück. Allgemein wurde damals angenommen, daß der unbesonnene oder gar zu fein gesponnene Anschlag die Wirkung haben werde, Hrn. Sick den Weg in's Kabinet überhaupt zu versperren, und zum mindesten erschien es undenkbar, daß er in dem gegenwärtigen Ministerium eine Stelle finden werde, nachdem in einer wichtigen Frage der Reichspolitik ein offenbarer Gegensatz zwischen ihm und Mittnacht sich herausgestellt hatte.

Jetzt ist freilich ersichtlich, daß jener unzeitige Versuch dem Hrn. v. Sick an der entscheidenden Stelle nicht das Mindeste geschadet hat. Hat ja doch der Monarch, als er dem neuernannten Minister den Eid abnahm, ausdrücklich dessen „loyale Haltung in der Abgeordnetenkammer" belobt und als ein Motiv der Ernennung hervorgehoben. Wir wissen nicht, was Hr. v. Mittnacht dachte, als er diese Worte mit anhören mußte. Unvermeidlich aber wird durch die Ernennung Sick's zum Minister der wohlthuende Eindruck der damaligen Erklärungen der württembergischen Regierung, die zum Theil eben gegen Hrn. Sick gerichtet waren, erheblich abgeschwächt. Man erinnert sich wieder aller der Schwankungen, in welchen sich bisher die württemberg. Politik bewegt hat, und sieht nun in der Wahl des neuen Ministers ein

deutliches Symptom, daß diese kleinliche und schädliche Politik auch in Zukunft fortgesetzt werden soll. Württemberg verschmäht es, jene Reste von Mißtrauen zu beseitigen, die sich noch immer an seine Haltung knüpfen. Man scheint keine Ahnung davon zu haben, daß die württembergische Stimme im Reich an Gewicht nur gewinnen könnte, wenn sie sich ein rückhaltloses Vertrauen zu erwerben verstände. Kurz, der erste Eindruck der Ernennung Sick's konnte nur der sein, daß auf die Kundgebung intimer Beziehungen zu Preußen und zum Reiche ein übermäßiger Werth nicht gelegt werde. Und im Lande selbst wird dieselbe unter den zahlreichen Klassen, welche ihre politische Gesinnung nach dem Wirken von oben zu regeln pflegen, vermuthlich dahin ausgelegt werden, daß sich diejenigen schlecht empfehlen würden, welche sich etwa einer demonstrativen Hervorhebung ihrer nationalen Gesinnung befleißigten. — Auch dies verdient der Vollständigkeit halber noch angemerkt zu werden, daß die Ernennung des neuen Ministers erfolgte einen Tag nachdem der württemberg. Staatsanzeiger in fast pathetischer Weise seinen Dank für die im Bundesrath gefaßte Entschließung, das heißt für das Entgegenkommen Preußens in Sachen der Vertheilung der Kriegsentschädigungsgelder betheuert und versichert hatte, dieser erfreuliche Beschluß, von dem sich die württembergische Staatskasse beiläufig einen Gewinn von 2 Mill. Gulden verspricht, „sei geeignet zur Befestigung der guten Beziehungen im Reich beizutragen". — Daß die Ernennung des Hrn. Sick unvermeidlich solche politische Randglossen herausfordert, ist um so mehr zu bedauern, als im Uebrigen seine Befähigung zu dem neuen Amte nicht zu bezweifeln ist. In manchem Betracht ist er besonders glücklich für einen Posten organisirt, der für die nächsten Zeiten eine ganze Kraft verlangt. Rasche Auffassung verwickelter Fragen, energische Arbeitskraft, eine Hand, die durchzugreifen gewohnt ist, verbinden sich in ihm mit liebenswürdigen, einnehmenden Manieren und einer glücklichen Redegabe. Die Verwaltung der Stadtgemeinde, die er zu einer Zeit führte, da Stuttgart einen rapiden Aufschwung zu großstädtischen Verhältnissen nahm, hat seiner Thätigkeit vieles zu danken, und so ist ihm dieses städtische Amt, wenn es auch seine autokratischen Neigungen genährt hat, zu einer werthvollen Schule für den nunmehr weiter gesteckten Wirkungskreis geworden. Man darf annehmen, daß er sich rasch in seinen neuen Aufgaben orientiren und mit gutem Muth und guten Vorsätzen an die umfassenden Reformarbeiten im Departement des Innern gehen wird, welche durch den plötzlichen Tod Scheurlen's abermals in so unerfreulicher Weise unterbrochen worden sind.

Die Jagd in Elsaß-Lothringen. Aus dem Wasgau. — Ein kleiner Artikel von Adolf von Herzog in Nr. 15 Ihrer Zeitschrift, welcher gegen die Einführung der deutschen Jagdgesetze in Elsaß-Lothringen eifert und als „eine Waidmannsklage" bezeichnet ist, gibt mir erwünschten Anlaß, die fragliche Angelegenheit einer eingehenderen Erörterung zu unterziehen.

Unter dem Schutze der deutschen Jagdgesetze hat sich in Deutschland das Wild erhalten, nicht in kolossalen Massen — das beabsichtigten und sollten die Gesetze nicht beabsichtigen — aber in einer Menge, welche gerade angemessen ist, dem Jäger ein hohes Vergnügen zu gewähren und die dem Landbauer doch keinen empfindlichen Nachtheil verursacht; mit Hülfe des französischen

Jagdgesetzes aber (3. Mai 1844, Code de la Chasse) ist die Jagd nicht allein in Elsaß-Lothringen, sondern in ganz Frankreich fast durchweg in einer solchen Weise vernichtet, daß der beutelustige Waidmann, in Ermangelung von Rehen, Hasen und anderem nach unseren Begriffen jagdbaren Wilde, Lerchen und kleinen Singvögeln aller Art den Vernichtungskrieg geschworen hat, und stolz Abends heimkehrt, wenn er seine Jagdtasche mit den kleinen, niedlichen und nützlichen Thierchen füllen konnte!

In Bezug auf das Raubzeug findet aber gerade das umgekehrte Verhältniß statt. Während z. B. Wölfe im Osten Deutschlands und Preußens nur noch in harten Wintern aus ihren heimatlichen russischen und polnischen Steppen und Wäldern als vorübergehende Gäste erscheinen, im Westen dagegen, d. h. in den Bergen an der Saar und Mosel deshalb nicht ganz auszurotten waren, weil immer wieder einzelne Exemplare aus den Ardennen und anderen angrenzenden Landstrichen Frankreichs herüber kamen; während die wilden Schweine in Deutschland mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen, auf ausgedehnte, schwer zugängliche Forsten und bescheidene Mengen reducirt sind; haben die in Frankreich gegen diese schädlichen Thiere erlassenen Verordnungen und Gesetze keine Abnahme dieser mitunter als förmliche Landplage auftretenden Bestien zu bewirken vermocht. Es haben sich dieselben vielmehr, wenigstens in Elsaß-Lothringen, in den letzten 70 Jahren erheblich vermehrt, wenn man dem Buche des Advokaten Gerard zu Colmar (Faune historique de l'Alsace) Glauben schenken will, und zwar nicht allein in den Gebirgsforsten der Vogesen und Ardennen, sondern auch im reich bevölkerten fruchtbaren Flachlande.

Ist daher das beste Jagdgesetz dasjenige, welches einerseits die Jagd am vollständigsten schützt, andererseits aber die Bevölkerung am meisten vor Wildschaden bewahrt, welchem fällt da wohl die Palme zu, dem deutschen oder dem französischen?

Eine einzige Bestimmung ist in dem französischen Code de la chasse, schärfer und präciser gefaßt und weitergehend als in den preußischen Jagdpolizeigesetzen. Ich meine das Verbot des Verkaufs, Einkaufs, Transports &c. von Wild in der Schonzeit. Das französische Gesetz gestattet sogar, bei den Gastwirthen, Eßwaarenhändlern und allen öffentlichen Orten nach Wild Haussuchung zu halten, und bedroht die Zuwiderhandelnden, außer mit der Confiskation des Wildpretts, mit einer Strafe von 50—200 Frs.! Daß es trotzdem nirgends so viele Wilddiebe gibt, als in Frankreich, liegt nicht so sehr an der unleugbar vorhandenen, allgemeinen Jagdpassion der Franzosen, als besonders an dem mangelhaften Gesetze, und der schlaffen Aufrechterhaltung seiner Paragraphen.

Obgleich der code komischer Weise in seinen beiden ersten Sätzen beginnt: „Nul ne pourra chasser", und „Nul n'aura la faculté de chasser", kann dennoch fast ein Jeder jagen, welcher 25 Frs. (nicht 24, wie Zerzog angibt) auftreiben kann, um sich einen permis de chasse für ein Jahr zu kaufen. Von dieser Summe zieht der Staat den Löwenantheil, indem er 15 Frs. für sich nimmt, während der Gemeinde, in welcher der Schein ausgestellt ist, nur 10 Frs. zufallen. Wegen der hübschen Einnahme sind die öffentlichen Beamten, wie Förster, Feldhüter, Gensdarmen &c. angewiesen, auf Innehaltung dieser Bestimmung aber auch nur dieser einzigen strengstens zu

achten. Da der Franzose dies weiß, und an Autorität und Regiert- resp. Beaufsichtigt-Werden gewöhnt ist, da er die unerbittliche Beitreibung verwirkter Strafen Seitens des Staats meist aus eigener Erfahrung genau kennt, so kratzt auch der ärmste Landmann mühselig seine Ersparnisse zusammen und trägt sie zum Maire, um einen Jagdschein dafür einzutauschen. Ein Jagdterrain findet er immer, meist in nächster Nachbarschaft, entweder als Freund und Gehülfe eines Jagdpächters, oder in einer Gemeinde, welche die Jagd überhaupt nicht verpachtet hat, und in welcher daher, so klein oder so groß das Terrain sein mag, Jedem, der einen Jagdschein besitzt, das Jagen freigestellt ist. Daß er sich dann nicht so strenge an die Grenzsteine kehrt, versteht sich von selbst — „die von drüben machen es ja ebenso." Und dann, wenn er von dem wirklich Berechtigten auch einmal abgefaßt wird, und zur Rechenschaft gezogen werden soll, gibt es ja noch unzählige Mittel sich der Strafe zu entziehen, die nur auf Antrag des Beschädigten über ihn verhängt wird. Fruchten Bitten nichts oder gelingt es dem Wilderer nicht sich anderweit mit dem Jagdeigenthümer abzufinden, so verhilft eine Drohung, ein anonymer Brief (in solchen anonymen Briefen sind die Franzosen stark) in den meisten Fällen dazu, daß die Klage nicht anhängig gemacht oder die bereits anhängig gemachte zurückgezogen wird. Es würde ja höchstens dem Gesetze Genüge geschehen — die Strafen nimmt der Fiskus — und wegen solcher „Illusion" sich am Ende gar noch Unannehmlichkeiten bereiten, den „rothen Hahn", oder selbst Schlimmeres zu riskiren, das kann man dem friedlichen épicier des Staats oder der Gemeinden nicht zumuthen! Und was sollte den Forstbeamten dazu bewegen, der Wilddieberei in dem Bezirke, in welchem er zufällig garde forestier ist, zu steuern? Wiegt der Denunziaten-Antheil, den er zu erwarten hat, wenn der Frevler zahlfähig ist, und der sich auf 8—25 Frs. beläuft, die Gefahr auf, die ihm an Leib und Leben oder Eigenthum droht, wenn er allzu scharf ist? Hat er denn das geringste Interesse an der Conservirung der Jagd? Sicherlich nicht, denn ihm gerade und ausschließlich ihm untersagt das Gesetz auf das Allerausdrücklichste zu ja..en, oder ein anderes Gewehr in die Hand zu nehmen, als das einläufige kurze, sogenannte Ordonanzgewehr, was ihm, seiner persönlichen Sicherheit wegen, zu tragen gestattet ist. (Diese geradezu thörichte Bestimmung ist übrigens für Elsaß-Lothringen bereits aufgehoben.)

Es liegt demnach durchaus im Interesse der Jagd und der jagdlustigen Einwohner des Reichslandes, wenn die schädlichen und mangelhaften Bestimmungen des Code je eher je besser aufgehoben, eventuell durch vernünftige Aenderungen modificirt werden. Es darf, meiner Ansicht nach fortan nicht mehr lediglich dem Ermessen des Präfecten, resp. des an dessen Stelle getretenen Präsidenten, überlassen bleiben, die Jagd zu eröffnen oder zu schließen, ohne daß das Gesetz nicht wenigstens Haupttermine bezeichnet, die bei besonderen Witterungsverhältnissen durch den Provincialchef wohl um wenige Zeit verkürzt, nie aber verlängert werden dürfen. Es muß, und dies ist die Hauptsache, ein Minimum an Fläche festgesetzt werden, welches zur Ausübung der Jagd berechtigt, und dürfte als solches ein Besitz von 100 oder geringstens 75 Hectaren zu betrachten sein. Es wird dadurch vermieden werden, daß die zahlreichen Eigenthümer kleiner Felder und Wiesenparcellen, welche, besonders im Gebirge überall weit in den Wald hineinreichen, und oft nur

wenige Are groß sind, Tag und Nacht auf dem Anstande stehen, um das heraustretende Wild zu erlegen, oder gar ihre Hunde in das Nachbarrevier schicken, damit sie ihnen eine Beute vor ihre Flinte bringen. Es wird dies auch die Zahl der Jäger überhaupt mit der Zeit vermindern, und könnte man es nur als einen Segen begrüßen, wenn die zur Tagedieberei ausgeartete Jagdpassion (mit dem Vergnügen des Fischens, namentlich dem Forellenfang in den Gebirgsbächen ist es das Gleiche) unter den geringeren Leuten einigermaßen beschränkt würde. Auch würde es durchaus zweckmäßig sein, wenn wenigstens laute Jagden an Sonn- und Feiertagen gänzlich untersagt würden! Ferner wären Bestimmungen zu treffen, welche analog dem preußischen Schongesetze das Schießen des Mutterwildes verbieten, welches der Code de la chasse ganz ebenso Preis gibt, wie das männliche Wildprett.

Endlich komme ich auch auf die Jagd mit Hunden, und muß da dem Herrn von Herzog vor allen Dingen bemerken, daß es für die Jagd und den Wildstand wirklich keineswegs gleichgültig ist, ob die Hasen 2c. künftig mit langbeinigen oder kurzbeinigen Hunden gejagt werden sollen! Die ersteren, die eigentlichen Laufhunde, Bracken 2c. jagen lange und anhaltend, und ruhen nicht eher, als bis sie das geängstigte Wild entweder dem Jäger zugebracht, es meilenweit versprengt, oder gar lebendig gegriffen und zerrissen haben, wie solches nicht zu den Seltenheiten gehört. Die kleineren Jagdhunde dagegen, wie sie in Deutschland auch gebraucht werden, wenn das gebirgige oder mit dichtestem Niederwalde bedeckte Terrain eine andere Jagdart nicht zuläßt, verlieren bald mit dem Athem die Fährte des Wildes, und lassen dasselbe außerhalb des Jagdbogens, wenn es dem angestellten Schützen nicht schußrecht gekommen ist, bald wieder zur Ruhe kommen. Dennoch aber glaube ich nicht, daß es in der Absicht der Behörde ist, die Bestimmung des Verbotes der großen Laufhunde in das hoffentlich bald zur Vorlage kommende neue Jagdpolizeigesetz für Elsaß-Lothringen aufzunehmen. So sehr ich und so mancher Andere — auch unter den Landesangehörigen — auch von der Schädlichkeit derselben für die Conservirung der Jagd durchdrungen bin, so stimme ich jedoch darin dem Herrn v. H. bei, daß hierdurch manches Interesse, manche Liebhaberei verletzt werden würde. Und daß grade an Liebhabereien zu rühren das Unpolitischste ist, was es gibt, dürfte feststehen.

Unter allen Jagdliebhabern in Elsaß-Lothringen, mit denen ich über die jetzigen Zustände gesprochen habe, — und ich hatte Gelegenheit mit Vielen derselben, meist recht tüchtigen Jägern und auch sonst einflußreichen Personen zu verkehren, — habe ich nicht einen Einzigen gefunden, der den jetzigen Zuständen das Wort redete, und der, wie auch seine sonstigen politischen Meinungen sein mögen, nicht den dringenden Wunsch geäußert hätte, ein besseres Jagdgesetz in möglichst kurzer Zeit zu erhalten. Ja, es ist mir aus sehr glaubwürdiger Quelle zu Ohren gekommen, daß eine Petition unter den Jägern im Umlauf ist, welche den Reichskanzler um Beschleunigung einer betreffenden Vorlage bittet, um nicht noch zu lange auf die erhofften Früchte warten zu müssen.

F. J.

Ausgegeben: 24. Mai 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Ein latinisches Pompeji im Albanergebirge.

Der Reisende, welcher gesättigt von den Eindrücken der Alterthümer, die ihn in Rom umgeben, hinauseilt in das schöne Albanergebirge, um hier die reinere Luft und die erfrischende Kühle zu genießen, wird von den Monumenten, die noch von der alten Geschichte Latiums zeugen, kaum mehr als die Mauern von Tusculum und den Emissär des Albanersees aufsuchen. Aber das Centrum des latinischen Landes, welches vulkanische Kraft emporgehoben und mannichfach umgestaltet hat, ist ungemein reich an Erinnerungen und Denkmälern aus den verschiedensten Zeiten des Alterthums, und eine Gruppe derselben, welcher die Aufmerksamkeit auch der in Rom lebenden Forscher sich erst neuerdings zuwendet, möchten wir in diesen Blättern zu schildern versuchen. Daß die Schilderung unfertig ausfällt, wird entschuldigen, wer die Schwierigkeiten einer Untersuchung kennt, die sich auf einem noch wenig gesicherten Boden bewegt und bleibende Resultate nur mit dem Zusammenwirken mehrerer wissenschaftlicher Doctrinen erlangen kann. Für eine gründliche Erledigung der in Betracht kommenden Fragen wäre es sehr wünschenswerth, die Hülfe der deutschen Freunde des alten Roms und seiner Campagna zu gewinnen. Möge es den folgenden Zeilen gelingen, ihre Blicke auf ein Arbeitsfeld zu richten, welches mit dem Reize der Neuheit vielfach auch deren Uebelstände und Gefahren vereinigt.

In der Nähe der Ortschaften Marino und Castel Gandolfo an der westlichen Abdachung des Albanergebirges sind bei der Anlage von Vignen an verschiedenen Punkten Graburnen aufgedeckt worden von einer Form, welche in unmittelbarster Weise bekundet, daß die in alten Zeiten hier einheimische Bevölkerung die Urne als das Wohnhaus der Todten betrachtete. Die Thongefäße, in denen die Asche des Gestorbenen beigesetzt wurde, ahmen durchaus die Gestalt von Hütten nach. Sie sind oval, haben ein kuppel- oder kegelförmiges Dach, sogar mit Andeutung von Balken und Lichtöffnungen, und endlich eine Thür, welche durch einen quer vorgesteckten, metallenen Knebel gehalten wird. Eine im vergangenen Jahre gefundene Urne hat selbst durch gekoppelte Säulchen zu beiden Seiten der Thüre einen architectonischen Schmuck erhalten und kann uns gleichsam als Modell einer der stattlichsten unter den einst im Gebirge benutzten Wohnungen dienen. Dieses Exemplar,

welches in seinen Größenverhältnissen (dreißig Centimenter Länge und vierundzwanzig Höhe) den übrigen entspricht, besitzt insofern noch ein besonderes Interesse, als es innerhalb eines sogenannten Dolmen gefunden ward. Sechs roh zugehauene Platten von Peperin von der Höhe eines halben Meters bildeten nämlich die Seitenwände und die Decke eines runden ungefähr siebzig Centimeter im Durchmesser haltenden Raumes, dessen Boden mit kleinen Steinen belegt war; unmittelbar auf letzterem stand die Hüttenurne und zwar so, daß die Thüre nach Osten gerichtet war. In der Nähe befand sich noch ein zweiter kleinerer Dolmen, welcher jedoch nur einige Vasen ohne Asche enthielt. So reich Italien an alten Grabmälern ist und so mannichfaltige Formen dieselben zeigen, so dürften dies doch die einzigen Monumente der genannten Art sein, welche man bisher auf der Halbinsel angetroffen hat, während ihrer in den nördlichen Ländern Europas und auch in Afrika bekanntlich so viele sind. Die übrigen Hüttenurnen fanden sich anstatt in Dolmen in größeren Thongefäßen niedergelegt und dieser einfacheren Art der Beisetzung entspricht auch, daß die Vasen, welche der allgemeinen Sitte des Alterthums gemäß dem Gestorbenen wie ein nothwendiger Hausrath in das Grab mitgegeben wurden, dann nicht ein gesondertes Behältniß hatten, sondern um die Urne herum innerhalb oder außerhalb jenes größeren Gefäßes gelegt waren.

Gewiß barg das neugefundene Grabmal eine Persönlichkeit von hervorragendem Range, aber abgesehen von der Tektonik ist es von sehr einfacher Ausstattung und übertrifft die anderen in keiner Weise. Die Etrusker und die südlichen Nachbarn des mittelitalischen Stammes haben ihren Todten den reichen und schönen Schmuck, der sie im Leben umgeben hatte, nicht vorenthalten. Die Römer waren sparsam gegen ihre Todten wie gegen ihre Götter. Die Bewohner des Albanergebirges mochten ärmer sein als die Römer, aber von Neigung zur Verschwendung waren auch sie weit entfernt. Sie beschränkten ihre Mitgift auf Vasen und wenige kleine Geräthe aus Bronze. Silber und Gold ist in ihrer Nekropole noch niemals gefunden worden und ebensowenig irgend ein Gegenstand, dem man einen künstlerischen Werth beilegen könnte.

Die Vignen, innerhalb welcher man die Grabstätten entdeckt hat, liegen zum Theil in beträchtlicher Entfernung von einander, ob jedoch der ganze betreffende Raum zur Nekropole gedient hat, ist noch nicht ermittelt. Die Vasen, welche bei den gelegentlich vorgenommenen Grabungen zum Vorschein kamen, sind von verschiedener Art und diese Verschiedenheit scheint im Zusammenhange zu stehen mit der Lage der einzelnen Fundstätten. Der gegen Norden gelegene Theil der letzteren liefert nämlich fast ausschließlich solche Vasen, welche allen ihren Eigenthümlichkeiten zufolge als einheimisches Fa-

brikat gelten können, in den südlicheren Theilen dagegen verlieren sich diese mehr und mehr und werden in gleichem Maße durch andere ersetzt, welche der bekannten etruskisch-griechischen Vasengattung angehören. Man darf glauben, daß die etruskische Töpferkunst als die weitaus entwickeltere allmählich das Uebergewicht über die einheimische erlangt hat. Dabei hat sich aber der Geschmack der hier weilenden Bevölkerung insofern doch constant erhalten, als die einfacher decorirten Gefäße offenbar die beliebteren geblieben sind, Vasen mit farbigen figurativen Darstellungen, wie sie so häufig den Schmuck etruskischer Gräber bilden, gehören hier zu den seltensten Ausnahmen.

Mehr Interesse als die importirten beanspruchen die einheimischen Fabrikate, die sogenannten albanischen Vasen und nicht ohne Grund gelten sie in den neuesten Sammlungen als Cabinetsstücke, obwohl sie in technischer Beziehung keinerlei Vorzüge besitzen. Sie sind aus einem mit vulkanischem Sande stark gemischten Thon ohne Hülfe der Drehscheibe gefertigt, dann unvollkommen gebrannt und von dunkler, schmutziger Farbe. Verziert sind sie nur in der primitivsten Weise; Körner, Muscheln, oder auch nur die Fingerspitzen wurden in den noch feuchten Thon gedrückt oder einfache Ornamente eingeritzt. Zu diesen Gefäßen gehören nun vor Allem die schon genannten Hüttenurnen, dann aber auch andere Vasen von weniger seltsamen, jedoch fast immer schweren und plumpen Formen. Ihre Mannichfaltigkeit läßt dabei sowohl eine beachtenswerthe Erfindungsgabe der Verfertiger, als auch einen Zustand des Lebens voraussetzen, in welchem bereits mancherlei Bedürfnisse sich geltend gemacht haben. — Außer der Nekropole haben andere nahe gelegene Oertlichkeiten des Albanergebirges ebenfalls Vasen derselben Gattung aufbewahrt, so namentlich eine zwischen Marino und Rocca di Papa liegende Vigne, in deren Nähe wahrscheinlich einst die Tagsatzungen des latinischen Bundes abgehalten worden sind. Man hat hier Ueberreste von Feuerstellen nachgewiesen und die Beobachtung gemacht, daß keine der dabei gefundenen Vasen die Asche von Verstorbenen enthielt. Hoffentlich wird das Verhältniß dieser muthmaßlichen Wohnstätte der alten Bevölkerung zu der Nekropole bald durch planmäßige Erforschung näher aufgeklärt werden, allein schon jetzt sind beide in nähere Verbindung mit einander gebracht durch eine Thatsache, die um so wichtiger ist, als sie den Punkt betrifft, welcher bei beiden als der seltsamste erscheinen muß und nicht verfehlen wird, Archäologen wie Geologen lebhaft zu beschäftigen.

Hier wie dort sind die erwähnten Gegenstände innerhalb und unterhalb vulkanischer Massen gefunden. Sie lagen in einer Schicht von gelblicher loser Asche oder grobkörnigem, pastosem, vulkanischem Thon; diese mehr oder weniger lockere Masse, die gewöhnlich ein Meter stark ist, lagert ihrerseits zwischen zwei Schichten von Peperin, von denen die untere festes Gestein, die

obere tuffartig ist; die Stärke der letzteren wechselt zwischen einem halben und einem ganzen Meter. Allerdings war bei einzelnen Funden zu constatiren, daß diese obere Schicht bereits durch die Einwirkung der langdauernden Bodencultur sich vermindert oder auch selbst ganz zerstört war, allein hinsichtlich der größten Zahl der Vasen steht es fest, daß sie unterhalb der intakt gebliebenen vulkanischen Decke begraben lagen. Dürfte man annehmen, daß die Grabstätten vermittelst unterirdischer Gänge angelegt sind, so wäre das vorliegende Problem höchst einfach gelöst, da jedoch von solchen Gängen in unmittelbarer Nähe der Vasen bisher nirgends eine Spur bemerkt werden konnte, ist es nöthig, eine andere Lösung zu suchen. Vor Allem kommt die Natur des Peperin und die Geschichte des Vulkans, welcher ihn erzeugt hat, in Frage. Der Peperin gilt nach den Untersuchungen der hiesigen Geologen als eine Masse, entstanden aus vulkanischer Asche, welche, nachdem sie durch Hinzutritt von Wasser sich zu einem Schlamme verdichtet, von dem Krater herabgeflossen und zu einem mehr oder weniger harten Gestein geworden sei, jenes Wasser aber rühre von Orkanen her, welche die Ausbrüche des Vulkans begleiteten. Das albanische Gebirge zeigt verschiedene Perioden vulkanischer Thätigkeit und die Aufeinanderfolge derselben ist im Allgemeinen klar. Zu einer der jüngsten gehört derjenige Krater, aus welchem die jene Vasen bedeckende Schicht hervorgegangen ist, er ist vielfach thätig gewesen, wie sich dies ergiebt aus der großen Zahl der ihn umgebenden Schichten, in denen Asche und Peperin abwechseln. In der geschichtlichen Ueberlieferung aber wird er erst genannt, nachdem sein Schlund bereits durch einen See, den Albaneser ausgefüllt worden war, und zwar bildet nicht etwa dies Phänomen selber, sondern vielmehr die Anlage des noch heute bewunderten Emissärs zur Ableitung des anwachsenden Wassers die Veranlassung zur ältesten Erwähnung des Sees. Der Tradition zufolge wurde der Emissär um das Jahr vierhundert vor Christus gebaut. Man darf diese Zeitangabe insofern für richtig halten, als die Anlage des großartigen Stollen gewiß nicht aus einer späteren Zeit herrührt; es ist dann aber auch das genannte Jahr als dasjenige zu betrachten, welches die Eruptionsperiode des albanischen Kraters bestimmt abschließt. Die Peperinschicht, welche die Vasen bedeckt, kann unmöglich jünger sein, als der Emissär. Aber wie alt ist sie? Eine Veranlassung, ihren Ursprung in die sogenannten vorgeschichtlichen Zeiten zurückzudatiren, liegt nicht vor. Schon die Thatsache, daß in der Nekropole durchgehends nur die Asche, nicht die vollständige Leiche der Todten beigesetzt ist, spricht nicht für ein überaus hohes Alter derselben, ebensowenig die Beschaffenheit der meisten von einem bereits entwickelteren Nachbarlande eingeführten Vasen, sowie der übrigen den Todten mitgegebenen Geräthschaften. Wie andere Theile Mittelitaliens, so besitzt auch grade

das Albanergebirge noch einen großen Reichthum an Waffen und Geräthen aus der Steinzeit, man hat in den letzten Jahren Sammlungen davon angelegt und achtet aufmerksam auf die betreffenden Fundstätten. In Verbindung mit den Vasen trifft man aber diese Werkzeuge der ältesten Periode nicht an, vielmehr waren sie im Gebrauche des hier begrabenen Volkes schon vollständig ersetzt durch bronzene von keineswegs roher Arbeit. Es ist ferner bekannt, daß Bronze, das mit Zinn gemischte Kupfer, in Italien sehr lange das gewöhnliche Nutzmetall blieb und erst verhältnißmäßig spät und langsam durch Eisen verdrängt wurde, nun ist freilich bisher noch kein eisernes Instrument neben den Vasen bemerkt worden, allein durch mehrere schon im Jahre 1817 mit besonderen Formalitäten aufgenommene Fundprotokolle wird es constatirt, daß Arbeiter an verschiedenen Stellen innerhalb des Bereiches der Nekropole Gegenstände von Eisen, die sie Nägel nannten, von der obersten Peperinschicht umgeben und eingeschlossen gefunden haben. Es scheint aber, daß sich eine noch bestimmtere Antwort auf die Frage, wann die letzten Ausbrüche des albanischen Kraters Statt fanden, gewinnen läßt.

In einer der vorjährigen Sitzungen des preußischen archäologischen Instituts zu Rom legte Herr Michele de Rossi*) eine Kupfermünze vor, welche nach Versicherung ihres Besitzers, eines Sammlers in Genzano, vor Kurzem in der Nähe seines Wohnortes inmitten einer losgelösten Peperinmasse gefunden war. Die Münze ist ein dem Gepräge nach wohlbekanntes Semis oder Halbpfundstück des ältesten latinischen Schwergeldes. Mit manchen Zweifeln ward es von den Anwesenden betrachtet, denn der Besitzer, dem die Seltsamkeit der Peperinmasse nicht aufgefallen war, hatte dieselbe vollständig von der Münze entfernt. Es ist indessen seitdem Herrn de Rossi gelungen, nicht nur genügende Beweise für die Richtigkeit seines damals gegebenen Berichtes beizubringen, sondern auch mit größerer oder geringerer Bestimmtheit vier andere Fälle nachzuweisen, in denen einzelne oder mehrere Münzen während der letzten fünfzig Jahre inmitten von Massen vulkanischer Asche oder Peperins angetroffen sind. Alle diese Münzen gehören ebenfalls der genannten Gattung des schweren Kupfergeldes an und es frägt sich daher, wann ist dasselbe in dieser Gegend in Gebrauch gekommen? In Rom hat Handel und Wandel sich lange mit dem Tauschmittel beholfen, welches Kupferstücke boten, die jeglicher Werthbezeichnung entbehrend nur mit Hülfe

*) Der genannte Herr, Bruder des berühmten Erforschers der Katakomben Roms hat sich sowohl um die beschriebenen, als auch um die prähistorischen Alterthümer der Campagna die größten Verdienste erworben. Seine und seiner Gegner Mittheilungen und Untersuchungen finden sich in verschiedenen zu Rom erscheinenden Zeitschriften, besonders in den Veröffentlichungen des preußischen archäologischen Instituts niedergelegt.

der Wage nach dem Gewichte genommen werden konnten. Die Einführung des wirklichen Kupfergeldes verliert sich hier keineswegs in die graue Vorzeit zurück, sondern tritt erst auf im Zusammenhange mit der Decemviralgesetzgebung, stammt also ungefähr aus der Mitte des fünften Jahrhunderts vor Christus. Dies geht, wie Mommsen gezeigt hat, nicht nur aus Thatsachen hervor, welche die politische und sociale Geschichte Roms liefert, sondern auch aus kunsthistorischen Gründen. Denn wie die Technik der Münzen der ältesten Gattung im Allgemeinen bereits eine entwickelte, von den Griechen übernommene ist, so sind auch die auf den erhaltenen Exemplaren dargestellten Typen nicht mehr in alterthümlichem, sondern stets in freiem Stile gehalten und liegen daher offenbar diesseits der Grenzlinie, welche die Zeit des Phidias und seiner Genossen mit ihrer Lossagung von der alterthümlichen Gebundenheit der Zeichnung mit seltener Bestimmtheit durch den Bereich der Kunstgeschichte gezogen hat. Auch gilt dies nicht nur von dem römischen, sondern ebenfalls von dem latinischen Schwergeld, so daß wir nicht glauben können, Latium habe um ein Wesentliches früher gemünzt, als Rom. Allerdings sind nun unter jenen von Herrn de Rossi in Betracht gezogenen Münzfunden nur die am schwächsten beglaubigten in der Gegend Marinos und seiner Nekropole, die anderen aber an der südlichen Abdachung des Gebirges zwischen den alten Städten Aricia und Lanuvium und bei dem heutigen Genzano gemacht worden, allein auch diese letzteren treten in enge Verbindung mit der Aufdeckung von Gefäßen, wie sie jene Nekropole aufbewahrt hat und überhaupt kann nicht bezweifelt werden, daß man die von der Numismatik gebotenen Daten für die Geschichte der letzteren benutzen darf.

Zieht man das Resultat aus den gemachten Erwägungen, so würde kein längerer Zeitraum, als ein halbes Jahrhundert den letzten vulkanischen Ausbruch des albanischen Kraters von der Periode trennen können, in welcher es nöthig oder nützlich erschien, der in ihm angesammelten Wassermasse durch den Emissär einen Ausfluß zu schaffen. Man hat hier mehrfach ausgesprochen, daß fünfzig Jahre für eine solche Umwandlung nicht genügen konnten, aber ein klarer Nachweis, daß die Rechnung unmöglich, ist noch nicht erbracht, die hiesigen Vertreter der geologischen Wissenschaft sind nichts weniger als einig über diesen Punkt, wie überhaupt über die ganze Reihe der sich daran anschließenden naturwissenschaftlichen Fragen.

Wer das Problem in einer den Anforderungen der Archäologie entsprechenden Weise lösen möchte, hört oft den Einwand, daß so großartige Phänomene, wie die letzten vulkanischen Ausbrüche des albanischen Kraters jedenfalls gewesen sind, von den Geschichtschreibern Roms hätten erwähnt werden müssen, wenn sie im fünften Jahrhundert geschehen wären. Dieser Einwand ist nicht zutreffend, da er aber Consequenzen enthält, welche für

die ganze Untersuchung von Wichtigkeit werden können, so unterlassen wir nicht, näher darauf einzugehen. In den Aufzeichnungen, welche den römischen Historikern für die Geschichte der ältesten Zeiten zu Gebote standen, kamen vulkanische, wie andere Phänomene nicht in ihrer wirklichen Bedeutung als physische Vorgänge in Betracht, sondern nur in ihrer sacralen Geltung als Prodigien, das heißt als Wunderzeichen schlimmer Art, welche durch religiöse Bräuche gesühnt werden mußten. Die Prodigien wurden von den Pontifices verzeichnet, aber erst seit dem dritten Jahrhundert in derjenigen Vollständigkeit, welche es erlauben würde, die betreffenden Notizen zu statistischen Berechnungen der physischen Vorgänge zu benutzen. Der Hauptberichterstatter dieser Prodigien ist Livius. Bei ihm liest man die bekannte Erzählung, wie zur Zeit des Königs Tullus Hostilius nach Rom gemeldet ward, im Albanergebirge regne es Steine, wie die Römer Männer hinschickten, welche das Prodigium beobachten sollten und dann aus Anlaß desselben die Verpflichtung einer öffentlichen neuntägigen Opferfeierlichkeit auf sich nahmen; auch blieb es, wie ausdrücklich hinzugesetzt wird, religiöser Brauch, daß, wenn das gleiche Prodigium gemeldet ward, die neuntägige Feierlichkeit wiederholt ward. In diesem Berichte ist der Ausdruck „es regnete Steine (lapidibus pluit)" die solenne Formel zur Bezeichnung einer Eruption oder weiter gefaßt einer jeden starken Aeußerung vulkanischer Thätigkeit, wie eine Vergleichung der verschiedenen Stellen in Livius' Geschichte lehrt, an welchen sie wiederbegegnet und von der Erwähnung bald dieser, bald jener vulkanischen Erscheinung z. B. lautes Getöse, einbrechende Dunkelheit, Senkungen des Terrains begleitet wird. In der Schilderung der früheren Jahrhunderte der Republik gedenkt Livius des Steinregens nur dann, wenn sich an das Prodigium in ähnlicher Weise wie bei dem oben mitgetheilten Berichte die Einführung eines neuen religiösen Brauches zu seiner Sühnung oder auch die Aenderung eines bereits bestehenden anknüpfte. Es sind dies natürlich nur wenige Fälle. Die anderen Fälle, bei denen die sacrale Function in gewohnter Weise verlief, werden die Pontifices in der angegebenen Zeit nicht für nöthig gefunden haben, in ihren Büchern zu notiren. Damit erklärt sich einfach, daß die Ausbrüche des alten albanischen Kraters, welche die Nekropole verschüttet haben, von Livius nicht mit jener Formel verzeichnet worden sind. Vielleicht sind dieselben jedoch nicht vollständig in der geschichtlichen Ueberlieferung verschollen, wenigstens giebt es anderweitige Nachrichten von wiederholten großen Erdbeben, welche innerhalb jener fünfzig Jahre sich ereignet haben und die Veranlassung zu der Umgestaltung des albanischen Kraters gewesen sein mögen. — In den späteren Jahrhunderten, für deren Geschichte die von Livius benutzten Schriften der Pontifices ausgiebiger geworden waren, findet man den Steinregen auch ungleich häufiger erwähnt.

So ist er in der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts innerhalb dreißig Jahren sogar achtmal von Livius verzeichnet, und vergegenwärtigt man sich dabei die Lage der von diesen Prodigien betroffenen Oertlichkeiten, so ergiebt sich, daß damals der Herd der vulkanischen Thätigkeit nicht mehr an der westlichen, sondern an der südlichen Abdachung des Gebirges bei Genzano lag. Ob sich hiermit die vorhin erwähnten Münzfunde derselben Gegend näher combiniren lassen, muß noch erst durch eine geologische Untersuchung der hier vorhandenen Peperinmassen und ihres Ursprungs festgestellt werden. Es kann aber schon jetzt als sicher bezeichnet werden, daß grade in der genannten Gegend noch manche Entdeckungen bevorstehen, welche an Bedeutung den in der Nekropole bereits gemachten und noch zu hoffenden nicht nachstehen werden.

Die zerstörende Kraft der Vulkane ist eine wunderbare und in diesen Tagen erweist sie sich aufs Neue in erschreckender Weise; da ist es tröstlich zu denken, daß den großen, unheimlichen Zerstörern und Feinden der Menschen auch eine nicht minder wunderbare Rolle erhaltender Mächte wenigstens für eine Seite menschlicher Bemühung zugetheilt ist. Zu den Füßen des neapolitanischen Vulkans liegen Pompeji und Herculaneum, die, je mehr sie losgelöst werden von der Aschen- und Lava-Hülle des Vesuvs, ein um so deutlicheres Bild geben von der hohen griechisch-italischen Cultur, welche in der Blüthezeit des römischen Weltreichs auch weniger hervorragenden Städten eigen war. Was von den alten Ortschaften, die den Vulkan Latiums umgaben, dem Peperin noch abgenommen werden kann, wird freilich keinen Beleg bieten von einer so geschmackvollen Einrichtung des häuslichen Lebens und einer so mannichfaltigen Entwicklung der Sitten und des Verkehrs, wie sie die Aufmerksamkeit auch des flüchtigsten Besuchers von Pompeji auf sich ziehen; allein mögen die Ueberreste in Latium auch noch so ärmlich und unschön bleiben, sie werden jenen historischen Werth besitzen, den ein höheres Alterthum und die unmittelbare Beziehung zu demjenigen Volksstamme verleihen, welcher den Römern am engsten verwandt war und sie am kräftigsten unterstützt hat, ihre Weltherrschaft zu begründen.

Rom, im Frühjahre 1872. A. Klügmann.

Der deutsche Reim.

Im zweiten Theil des Faust läßt Goethe bekanntlich den Helden mit der viel bewunderten und viel gescholtenen Helena zusammentreffen. Nach-

dem der Thurmwächter Lynkeus sie in gereimten Versen begrüßt hat, entwickelt sich zwischen Faust und Helena folgendes Zwiegespräch, beginnend mit reimlosen, endigend mit gereimten Zeilen:

Helena.

Vielfache Wunder seh ich, hör ich an.
Erstaunen trifft mich, fragen möcht ich viel.
Doch wünscht ich Unterricht, warum die Rede
Des Manns mir seltsam klang, seltsam und freundlich:
Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre sich gesellt,
Ein andres kommt, dem ersten liebzukosen.

Faust.

Gefällt dir schon die Sprechart unsrer Völker,
O, so gewiß entzückt auch der Gesang,
Befriedigt Ohr und Sinn im tiefsten Grunde.
Doch ist am sichersten, wir übens gleich
Die Wechselrede lockt es, rufts hervor.

Helena.

So sage denn, wie sprech ich auch so schön?

Faust.

Das ist gar leicht, es muß von Herzen gehn,
Und wenn die Brust von Sehnsucht überfließt
Man sieht sich um und fragt —

Helena.

Wer mitgenießt.

Faust.

Nur schaut der Geist nicht vorwärts, nicht zurück
Die Gegenwart allein —

Helena.

Ist unser Glück.

Faust.

Schatz ist sie, Hochgewinn, Besitz und Pfand
Bestätigung wer giebt sie?

Helena.

Meine Hand.

Diese Verse enthalten in dichterischem Bilde eine Hauptfrage der Poetik, die Frage nach dem Verhältniß zwischen der alten und der neuen poetischen Form, zwischen der silbenzählenden Metrik der Griechen und dem deutschen Reim. Aber während es dem Dichter gestattet ist, die Gegensätze im anmuthigen Bilde spielend zu versöhnen, ist es die Pflicht der Wissenschaft, nach dem Grunde des Zwiespalts zu fragen. Warum haben die Griechen, die wir, je weiter unsere Kenntniß fremder Literaturen sich ausbreitet, als unübertreffliche Vorbilder dichterischer Form immer bewußter verehren lernen, warum

haben die Griechen den Reim nicht als Kunstmittel verwendet, der uns doch als ein fast nothwendiger Bestandtheil wenigstens der lyrischen Poesie erscheint, und warum ist es im Gegentheil uns Modernen beschieden gewesen, ihn wenn nicht zu finden, doch als unser Eigenthum zu verwerthen?

Wer im Sinne der heutigen Wissenschaft eine Lösung dieses Problems sucht, wird die Untersuchung über Wesen und Werth des Reimes mit der Frage beginnen, „wann und wo entstand der Reim"? oder specieller, da es bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten gereimte Verse gegeben hat, wann und unter welchen Verhältnissen entstand der deutsche Reim? Auf diese Frage sind weit auseinander gehende Antworten ertheilt worden, und noch jetzt ist man nicht über alle Einzelfragen im Klaren. Zwar über die Anschauung, als ob der Reim von den Arabern erfunden, und wie ein anderes Kunstproduct fremden Nationen zugeführt sei, sind wir heute hinaus, aber darüber herrscht noch Zweifel, ob der Reim selbständig durch die eigenste Thätigkeit des deutschen Geistes geschaffen wurde, oder ob — was wahrscheinlicher ist — der Einfluß der lateinischen Reimpoesie den im deutschen Volksgeiste schlummernden Keim geweckt und zur Blüthe gebracht hat. Welcher dieser Meinungen man sich auch anschließen mag, gewiß ist, und darin stimmen alle Forscher überein, daß der Reim, mag er nun in Deutschland eine Natur- oder Culturpflanze sein, Wuchs und Färbung der Eigenthümlichkeit des Bodens verdankt, den er vorfand. Diesen Boden gilt es zunächst mit wenigen Worten zu schildern. Dem Reim geht, wie man weiß, in Deutschland eine andere poetische Form vorher, die Alliteration oder der Stabreim. Die Edda, der Heljand, Beowulf, das Hildebrandslied, kurz die echte Literatur des deutschen Heidenthums ist in alliterirenden Versen geschrieben. Das wesentliche bei diesen Versen ist, daß sie eine Anzahl stark betonter Silben enthalten, und daß sie in zwei Halbverse sich gliedern. Diese Halbverse werden zusammengebunden durch den Sinn, und durch die Thatsache, daß die zwei, drei oder vier am stärksten betonten Silben, welche sich auf beide Vershälften vertheilen, mit demselben Laut beginnen, z. B. in dem dem Hildebrandsliede entnommene Verse

Mit dem Gere soll der Mann die Gabe empfangen,

beruht die Bindung außer dem Sinn und den Hebungen, die wir im Hochdeutschen nicht richtig widergeben können, in dem gleichen Anlaut von Ger und Gabe. Es ist schwer, demjenigen, der die alte Sprache nicht kennt, eine Vorstellung von der Pracht und Gewalt dieser Verse zu geben. Vor allem darf man nicht vergessen, daß nicht beliebige Füllwörter, sondern gerade die bedeutsamsten Theile der Rede durch den Stabreim gebunden werden; darum gewähren Spielereien, wie „blinkende blanke Blume des Schnees" u. ähnl., womit man geglaubt hat, den Geist der alten Dichtung citiren zu können,

ein völlig verkehrtes Bild. Am besten wenden wir uns an unsere eigenen Dichter, die dort, wo sie den Schmuck des Reimes absichtlich verschmähen, unbewußt freilich, aber darum nicht minder eindrucksvoll sich bisweilen der uralten Weise bedienen. So Goethe in Mahomet's Gesang: Es klagen die Bäche:

Denn uns frißt in öder Wüste
Gieriger Sand, die Sonne droben
Saugt an unserm Blut, ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder
nimm die Brüder von der Ebne,
nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit.

Nimmt man nun hinzu, daß der Stabreim nicht eine zufällige Beigabe, sondern eine nothwendige Form war, und daß, wie wir anzunehmen berechtigt sind, die alte Recitation in langsamerer Feierlichkeit dahinschritt, als die unsrige, und daß sie mit ganz anderer Emphase auf den stark betonten, durch den Gleichklang gebundenen Silben verweilte, so kann man sich allenfalls vorstellen, daß diese Dichtungsform auch auf die Phantasie eines harten Kriegervolkes zu wirken verstand.

Aber ebenso verständlich wie die Vorzüge, sind auch die Schattenseiten der stabreimenden Dichtung. Indem man sich bemühte, für zusammengehörige Begriffe womöglich stabreimende Worte zu finden, stellten sich eine Reihe von festen Formeln ein, die als praktisches Gemeingut gelten konnten. Und so schön auch eine Formel an sich sein mochte, es ist doch ermüdend, immer wieder denselben Juwelen, nur in anderer Zusammenstellung zu begegnen. Der Versuch aber, neue und reizvollere Formeln zu finden, führte unausweichlich zur Künstelei. Dazu kommt, daß durch stehende für gewisse Situationen bestimmte Formeln leicht ein „starres Haften am Besonderen" entsteht und der Fluß der Erzählung leidet. Wilh. Grimm benutzt für diese charakteristische Eigenschaft der alliterirenden Poesie das Bild, daß sie den Standpunkt auf der Höhe nimmt, wo das Auge über die Ebenen wegschauend nur auf hervorragenden Gipfeln verweilt. So ist es verständlich, daß die unverwilderte Poesie eines noch frischen Volkes auf die Länge die Alliteration nicht dulden konnte. An die Stelle der abgestorbenen Alliteration trat der Reim, nicht als ob er sich aus ihr entwickelt hätte — beide Erscheinungen sind zu grundverschieden — sondern er rückte in die leerwerdende Stelle nach. Als Kunstmittel verwendet findet sich der Reim zuerst in der Evangelienharmonie des Benedictiners Otfried in Weißenburg im Elsaß, der sein Gedicht vermuthlich im Jahre 868 vollendete. Das Epos selbst ist eines der langweiligsten, die je geschrieben sind, aber unschätzbar in sprachlicher und metrischer Beziehung. Das Grundgesetz auch der Otfriedischen Verse ist, daß jeder Vers in zwei Hälften geschieden wird, deren jeder vier stark betonte Silben (Hebungen) ent-

hält. Die zwei Vershälften werden unter einander verbunden durch den Endreim. Die Reime sind noch vielfach ungenau, und nach unseren Begriffen unschön, ihr bezeichnendstes Merkmal ist das, daß sie alle stumpf sind, d. h. der Reim verbindet nur betonte Endsilben, es sind nur Reime wie „mein" und „dein" nicht wie „meinen" und „deinen" möglich. Sobald sich in den Otfriedischen Versen eine Silbe betont findet, die auch in unserer Sprache den Ton trägt, so haben die Reime für uns nichts Auffälliges z. B. wenn thing auf ring reimt. Aber es können bei Otfried auch solche Silben in den Reim treten, die bei uns zu unbetonten Endsilben geworden sind z. B.

nist man nihein in worolti ther al io thaz irsagēti
„es ist kein Mann in der Welté, der alles dies aussageté,"

Verse, die freilich für uns nicht mehr gereimt scheinen. Oft sucht der Dichter diesen Reimen, die offenbar auch ihm dürftig vorkamen, dadurch aufzuhelfen, daß er auch die vorhergehenden Silben zusammenklingen läßt. Doch bleibt natürlich auch in diesen Versen der Ton auf der letzten Silbe z. B.

fingar thinàn duo ana mund minàn
Finger deinen thue auf Mund meinen.

Reimtragend sind die Silben — an und — an, mīn — und thīn — nur aushelfend. Somit ist die Gleichheit mit unserem weiblichen Reim nur scheinbar.

Aus diesen unbeholfenen Anfängen hat sich der Reim zu einem der vornehmsten Kunstmittel emporgearbeitet. Und zwar geschah die Vervollkommnung im Wesentlichen nach drei Richtungen hin: der reimfähigen Silben wurden weniger; die Reime wurden richtiger und schöner; die Setzung der reimenden Worte wurde kunstvoller.

Der reimfähigen Silben wurden weniger. Diese Beschränkung hängt zusammen mit der immer zunehmenden Gewalt des Accentes auf der Wurzelsilbe, der schließlich dem Accent auf den Endungen alle Selbständigkeit nahm. So lange man in der Sprache des gewöhnlichen Lebens die Endungen noch immer verhältnißmäßig stark betonte, also etwa minàn sagte, konnte ein Dichter die Silbe -an noch als Reimträgerin verwenden. Als aber in der Sprache das -an tonlos wurde, als aus thinàn und minàn vielmehr „deinen" und „meinen" wurde, da konnte nur noch diejenige Silbe in die Reimstelle treten, welche den eigentlichen Körper des Wortes ausmacht. Es liegt auf der Hand, wie viel gerade diese Veränderung dazu beitrug, dem Reim Leben und Bedeutung zu verleihen. Sobald solche Silben im Reim wiederholt werden, die kein stoffliches Interesse haben, ergiebt sich ein leeres Geklingel oder Geklapper, wie z. B. in worolti und sagēti, dagegen ein sinnvoller Wohlklang entsteht, sobald die bedeutungtragenden Silben zusammentönen, wie z. B. in ságen und klágen. Man darf das Gesammtergebniß der Ent-

wickelung in dieser Richtung wohl so aussprechen, daß der Reim durch die Beschränkung auf die Stammsilbe geistiger geworden ist.

Die Reime wurden richtiger und schöner. Während Otfried sich nicht selten mit dem bloßen Anklang begnügt, z. B. Gewalt auf Land reimt, fordern die vorzüglich formgewandten Meister der klassischen Periode unseres Mittelalters völlige Uebereinstimmung vom letzten Vocale an. Sie zeigen, verglichen mit unseren Ansprüchen, eine Reinheit des Reimes, die Staunen erregt. Ein großer Theil der Schiller'schen und Goethe'schen Reime, z. B. Freuden und Leiden, Lieben und Betrüben würde in ihren Augen roh und bäurisch erscheinen. Daß wir dies feine Gefühl für Aussprache und Betonung, welches im Mittelhochdeutschen herrschte, unwiederbringlich verloren haben, ist eine Thatsache, und es wäre daher Pedanterie, von unsern Dichtern dieselbe Genauigkeit zu verlangen. So urtheilt auch einer der feinsten Kenner der poetischen Form des Mittelalters, Wilhelm Grimm. „Goethe (so sagt er) hat solche Fesseln niemals geduldet, und wenn er es gethan hätte, ich zweifle, daß die Lieder, die ihm aus voller Brust strömten, solche Macht ausüben und in so vertrauliche Nähe rücken würden. Beginnt doch eines davon mit einem Reim, dessen sich die Anhänger der strengen Regel schämen würden, mit Lettern: vergöttern, und wer möchte freudvoll und leidvoll, betrübt: liebt, geändert sehen?" Platen's Reime, die unter der schärfsten Zucht gestanden haben, geben seinen schönen Gedichten die Glätte und den Glanz kunstreicher Schnitzwerke in Elfenbein, die man bewundert aber nur mit den Augen, nicht mit den Händen zu berühren wagt. Es gilt eben auch hier, daß der Reim im Laufe der Zeit geistiger wird, wir legen auf den Bau des Gedankens noch größeres Gewicht als auf den Bau der Form, und finden uns nicht selten bereit, von der Form etwas um des Geistes willen aufzuopfern. Zu der Forderung der Richtigkeit tritt noch hinzu die Rücksicht auf Schönheit. Sie verlangt vor allen Dingen Abwechslung in den Vocalklängen. Der Dichter der Lenore führt in einem noch immer lesenswerthen Aufsatz über den Reim als Beleg für die häßliche Wirkung eines zu häufig wiederkehrenden ei einige Verse von Haller an, die allerdings schauderhaft sind. Sie lauten:

Furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit,
Uralter Quell von Welten und von Zeiten,
Unendlichs Grab von Welten und von Zeit,
Beständ'ges Reich der Gegenwärtigkeit,
Die Asche der Vergangenheit
Ist Dir ein Keim von Künftigkeiten.

Man vergleiche damit folgende Verse aus Willkommen und Abschied:[1]

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,

Die Winde schwangen leise Flügel
Umsausten schauerlich mein Ohr,
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich war mein Muth,
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

und man wird (ganz abgesehen vom Inhalt) den ungeheuren formellen Abstand empfinden, an dem die Abwechslung in den Reimvocalen einen erheblichen Antheil hat. Freilich sie nicht allein, sondern auch die Färbung sämmtlicher in der Strophe verwendeten Vocale. Und hiermit sei es gestattet, ein Gebiet wenigstens zu berühren, das durch Worte leider nicht völlig aufgehellt werden kann. Es scheint unzweifelhaft, daß die Tonfarbe der Vocale auf den empfänglichen Hörer Stimmung erzeugend wirkt wie die Musik. Man wird sich hüten müssen, im einzelnen angeben zu wollen, welche Stimmung durch jeden einzelnen Vocal hervorgerufen wird, obgleich es an Versuchen, dies zu thun, nicht gefehlt hat (so ist z. B. behauptet worden, daß das ö zur Bezeichnung „naturwidriger Gefühle, Stimmungen und Ausdrücke" geeignet sei), aber daß der Vocalklang in der Dichtung ähnliche Bedeutung haben kann, wie das Ensemble der Farben in der Malerei, scheint doch nicht zu leugnen. Man achte nur auf die Vocale in folgenden Versen:

So hab ich wirklich Dich verloren!
Bist Du o Schöne mir entflohn?
Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

So wie des Wandrer's Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn in den blauen Raum verborgen
Hoch über ihm die Lerche singt:

So dringet ängstlich hin und wieder
Durch Feld und Busch und Wald mein Blick,
Dich rufen alle meine Lieder,
O komm Geliebte mir zurück!

Sollte man nicht behaupten dürfen, daß in den o der ersten Strophe etwas Klagendes und in den i der letzten etwas Schmeichelndes liegt? Freilich ist es nicht möglich, einen jeden von der Richtigkeit solcher Behauptung zu überzeugen, denn die Empfänglichkeit für Wohllaut in der Sprache ist ebenso verschieden vertheilt, wie z. B. die Empfänglichkeit für Musik oder für Logik.

Es bleibt noch übrig von der Vervollkommnung in der Setzung der Reimwörter ein ungefähres Bild zu geben. Es gehört hierher in erster Stelle die kunstvollere Verschlingung der Reimkette. Während bei Otfried immer die zweite Zeile auf die erste reimt, ist bei uns — um nur das be-

kannteste zu erwähnen — im Sonett und der Stanze ein so zu sagen aus mehreren Stockwerken bestehendes kunstreiches Reimgebäude entstanden.

Es wäre eine feine Aufgabe für den Psychologen, zu untersuchen, wie die Reimstellung auf die Formung des Gedankens wirkt, um damit einigen Gesetzen der poetischen Morphologie nachzuspüren, ich begnüge mich, an einem ganz einfachen Beispiel die Bedeutung der Reimverschlingung zu zeigen. Nehmen wir irgend eine vierzeilige Strophe z. B.:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Wer unbekannt mit diesen Versen sie zu lesen beginnt, macht die erste Pause bei dem Worte „Blätter". Es prägt sich ein, weil es am Ende der Zeile steht, und ruft die Erwartung hervor, daß ihm ein gleichklingendes später begegnen werde. Würde diese Erwartung schon in der zweiten Zeile befriedigt, so wäre damit ein Ganzes fertig. Aber die zweite Reihe lautet: „Streuen mir mit leichter Hand". Es muß also neben „Blätter" auch noch „Hand" freischwebend im Gedächtniß gehalten werden. Die dritte Zeile erst bringt in „Götter" den Anschluß an das „Blätter" der ersten, und „Hand" findet seinen Kameraden in „Band".

Die Befriedigung, die durch das Eintreten der erwarteten Gleichklänge entsteht, ist aber nicht bloß eine musikalische, sondern vor allen Dingen eine verstandesmäßige. Wir werden durch das zweite Wort auch an den Inhalt des ersten erinnert, und somit dient der Reim nicht bloß dazu, durch die Wiederkehr eines erwarteten Klanges unser ästhetisches Gefühl zu erfreuen, sondern auch durch Einprägung einzelner an den Hauptstellen stehender Wörter den Gedanken zu gliedern. Diese letzte Bemerkung soll uns noch einen Schritt weiter führen. Da die Reimwörter eine für das Verständniß so bedeutsame Rolle spielen, so ist es wünschenswerth, daß in die Reimstelle möglichst diejenigen Wörter gesetzt werden, welche die wichtigsten von dem Verstand oder der Empfindung am hellsten beleuchteten Wörter enthalten. Wenn diese Forderung erfüllt ist, dann gipfeln Form und Gedanke an derselben Stelle und der Reim ist ein unlöslicher Bestandtheil des poetischen Körpers geworden. Wohl kein deutscher Dichter hat den Reim nach dieser Richtung hin so bewunderungswürdig zu verwenden gewußt wie Goethe. Man braucht die Belege für diese Behauptung nicht lange zu suchen, sie strömen dem Leser auf jeder Seite entgegen. Ich wähle eine allbekannte Stelle aus Faust:

Geschrieben steht: im Anfang war das Wort.
Hier stock ich schon! Wer hilft mir weiter fort?

Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen.
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin,
Geschrieben steht: im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erste Zeile,
Daß deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: im Anfang war die Kraft.
Doch auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh ich Rath
Und schreibe getrost: im Anfang war die That.

Der Fortschritt innerhalb des Gedankens läßt sich in diesem Fall markiren durch die vier Begriffe: Wort, Sinn, Kraft, That, und gerade diese hat der Dichter dadurch, daß er sie an die Reimstelle brachte, gleichsam auf einen erhöhten Sockel gestellt.

Nicht immer ist die Aufgabe so einfach wie in dem vorliegenden Fall. Sobald das Versmaß künstlicher und die Auseinandersetzung weniger streng ist, kommt es darauf an nicht etwa bloß die hervorragenden Substantive, sondern eine Reihe derjeniger Wörter, auf denen ein Accent der Empfindung ruht, an ausgezeichnete Stellen zu setzen. Ich gestatte mir noch einige Goethe'sche Stanzen aus der Zueignung zum Beweise anzuführen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher,
Wie sie ihn faßte ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, er war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt im Thale wieder schweifen
Gen Himmel blickt ich, er war hell und hehr
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen
Ich weiß was Gutes in dir lebt und glimmt!
So sagte sie, ich hör sie ewig sprechen,
Empfange hier, was ich dir lang bestimmt,
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,

Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

So kommt den Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt.
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Ich darf darauf verzichten, des Näheren nachzuweisen, inwiefern auch in diesen Stanzen die Reime zur Gliederung des Gedankens und zur Beleuchtung der wichtigsten Punkte trefflich verwendet sind, nur das eine sei noch bemerkt, daß man erst unter Hinzunahme der eben angestellten Erwägungen recht begreift, warum Goethe einen Anspruch darauf erheben kann, daß ihm die äußerlichen Ungenauigkeiten in seinen Reimen, die so viel innere Tugenden haben, verziehen werden.

Wenn wir nun auf die Entwickelungsgeschichte des Reimes, wie sie hier in schwachen Umrissen vorgeführt ist zurückblicken und zusammenfassen wollen, in wie weit durch die Geschichte das Wesen des Reims aufgeklärt worden ist, so dürfen wir, denke ich, behaupten: Indem der Reim zwei dem Inhalte nach zusammengehörige Verse mit einander verbindet, trägt er bei sowohl zur Gliederung als zur Einprägung des Ausgesprochenen, und indem er einen sinnvollen Wohlklang hinzubringt, erzeugt er einen ästhetischen Genuß. Sobald diesen beiden, der geistigen und der sinnlichen Anforderung, gleicherweise genügt ist, ist der Reim zugleich ein nothwendiges Glied und ein Schmuck der Rede, und gehört somit zu den vollkommensten Kunstmitteln, die man sich vorstellen kann. — Aber freilich, je mehr man versucht, die Schönheit dieses Kunstmittels zur Evidenz zu bringen, um so dringender erhebt sich die Eingangs aufgeworfene Frage: Warum haben denn nur die modernen Völker dieses Mittel allein, und die Alten nicht? Und es kommt noch eins hinzu, um die Verlegenheit zu vergrößern. Es giebt Reime in lateinischer Sprache, — um nur bei dieser stehen zu bleiben — und zwar solche, die auf den ersten Blick sehr gelungen erscheinen möchten. Hinsichtlich der römischen Dichter der *klassischen* Zeit zwar kann man zweifeln, ob sie den Reim mit Absicht angewendet haben, oder ob ein Gleichklang, wie er sich nicht ganz selten in ihren Hexametern und Pentametern findet, sich ungerufen eingestellt hat, aber im Mittelalter ist viel in lateinischer Sprache gereimt worden, und zwar finden wir kunstvolle und verschlungene Reime z. B. in einem Gedicht, das vielleicht aus dem 14. Jahrhundert stammt, folgende:

fallere callet callida fallet fraus meretricis
respue basia quae dat amasia talis amicis
si mediteris quanta teneris reddere quis sis
recta sequeris quas male quaeris rebus omissis etc.

Allbekannt ist, daß seit der Mitte des 4. Jahrh. geistliche lateinische Gedichte in Reimstrophen verfaßt worden sind, und wer hätte nicht Dies irae dies illa solvet saeclum in favilla um der Pracht seiner Reime willen bewundert? So hat denn doch die lateinische Sprache das Vermögen der Reime. Warum hat sie in ihrer besten Zeit davon keinen Gebrauch gemacht?

Daß der Grund dieser auffallenden Erscheinung nicht in dem individuellen Geschmack der Dichter zu suchen sei, sondern in Mächten, die über das Individuum hinausgehen, daran darf man nicht zweifeln, Dank den geläuterten Anschauungen, die wir heute über die Macht der Tradition und das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit besitzen. Auch das ist von vornherein klar, daß es die Sprache ist, durch welche die römischen Dichter bestimmt worden sind, sich des Reims zu enthalten. Denn dadurch unterscheidet sich ja die Poesie so wesentlich von den übrigen Künsten, daß dem Poeten ein Material entgegentritt, das selbst schon eine Art von Kunstwerk ist, und das ihn daher in unendlich höherem Maße bindet, als irgend einen andern Künstler der Stoff, mit dem er zu arbeiten hat. Um nun von den in den Tiefen der Sprache ruhenden Gründen, welche den deutschen Dichter zum Reimen trieben und den römischen davor warnten, eine deutliche Vorstellung zu erhalten, muß ich den Leser bitten, mir einen Augenblick in die Werkstätte des Sprachforschers zu folgen.

Die alten classischen Sprachen und unsere Muttersprache sind bekanntlich auf das nächste verwandt. Sie gehören zu dem großen indogermanischen Sprachstamme, und außer ihnen noch die indischen und persischen Sprachen, das Lithauisch-slavische [und das Keltische. Alle diese Sprachen waren einst eine einzige, die indogermanische Grundsprache. Von dieser Sprache ist nun zwar kein Laut uns direct überliefert, aber es ist der Wissenschaft doch gelungen, ein ungefähres Bild derselben zu erschließen. Ja es sind sogar — Dank sei es besonders Schleicher's ebenso kühner als strenger Forschung — eine Anzahl von Wörtern dieser Sprache reconstruirt worden, und zwar nicht bloß den Vocalen und Consonanten nach, sondern wir können auch für eine kleine Reihe indogermanischer Wörter mit Hülfe der indischen und griechischen Sprache den Accent wieder herstellen. Als Resultat einer solchen Restaurationsarbeit ergiebt sich, daß der indogermanische Wortaccent von dem deutschen gänzlich verschieden war, dagegen dem indischen und griechischen sehr ähnlich. Es gab im Indogermanischen ebenso wie bei uns ein-, zwei-, dreisilbige und wohl noch längere Wörter. Der Accent nun konnte auf jeder

Silbe eines Wortes ruhen, auf der ersten so gut wie der letzten. Auf dem Platze aber, den er einmal eingenommen, blieb er in der Regel stehn. Wenn ein Wort im Nominativ den Accent auf der letzten Silbe des Stammes hatte, so hatte es ihn auf derselben im Accusativ. Nun bestehen die mehr als einsilbigen Worte in unsern Sprachen aus einem materiellen Bestandtheil, dem Träger des Begriffes oder der Bedeutung, den wir Stamm nennen, und einem oder mehreren formalen Bestandtheilen, den wir zusammenfassend Endungen nennen wollen. Z. B. in dem Worte Vater ist Va der Stamm, welcher eigentlich „herrschen" bedeutet — denn der Vater ist von den alten Indogermanen als das Familienhaupt charakterisirt — und -ter ist eine Endung, welche anzeigt daß von einem Hauptwort und zwar von einem handelnden Wesen die Rede sei. Im älteren Indogermanischen hieß dies Wort patar und war patár betont, es lag also der Accent auf der Endung. Es fehlte denn auch nicht an Wörtern, die den Accent auf dem Stamme hatten, z. B. das ganz gleich gebildete Wort für Mutter, das mâtar hieß, hatte den Ton auf dem Stamme. Es hatte also der Accent mit der Theilung des Wortes in Stamm und Endung nichts zu thun. Wenn wir uns vorstellen sollten, daß man im deutschen nicht Väter sondern Vatér, nicht haben, sondern habén sagte, so käme uns diese Betonung freilich sehr sonderbar vor. Aber man muß bedenken, daß der alte Accent, wie wir ihn aus dem Indischen und Griechischen kennen, wohl auch seinem Wesen nach von unserem deutschen verschieden war. Wir sind durch die Ueberlieferung nicht berechtigt zu der Annahme, daß auch im Indischen und Griechischen die Tonsilbe mit solcher Emphase gesprochen wurde wie bei uns, es ist uns nicht überliefert, daß die Accentsilbe durch Tonverstärkung, sondern nur, daß sie durch Tonerhöhung ausgezeichnet war. Stellt man sich diesen Zustand in der Phantasie wieder her, diesen Sprachzustand, wo die accentuirten Silben von den weniger accentuirten nur durch ihre musikalische Höhe verschieden wurden, so bekommt man eine Vorstellung davon, wie viel anmuthvoller z. B. das Griechische geklungen haben muß, als das Deutsche. Die griechische Rede gleicht einer sanft bewegten Wasserfläche, während bei uns die stark betonten Silben wie Felsen aus der Ebene emporragen. Daß die geschilderte Art der Accentuirung auf die Lautgestaltung der Sprachen großen Einfluß übte, ist natürlich. Sie mußte, was uns hier vor allem interessirt, erheblich dazu beitragen, jene Silben zu conserviren, die wir als Endungen bezeichnet haben. Wenn es keinen übermächtigen auf dem Stamme ruhenden Ton gab, wenn die Endungen ebenso gut in der Lage sein konnten, den Hauptton zu tragen als der Stamm, so ist es begreiflich, daß sie länger der Verwilderung, die immer zuerst die Endsilben angreift, widerstehen konnten, als dies z. B. im Deutschen der Fall war. Daher hat denn die lateinische Sprache eine Fülle von

volltönenden und schweren Endungen: habemus wir haben, agrorum der Aecker, dolorosus schmerzlich u. ähnl. Wie muß sich nun eine solche Sprache dem Reim gegenüber verhalten? Daß sich der Reim in ihr sehr häufig ungesucht einstellen muß, liegt auf der Hand, denn es giebt ja tausende von Worten, die im Genitiv des Plurals auf —orum endigen, also könnte man mit solchen Formen ins Unabsehliche reimen. Aber es ist ebenso klar, daß ein solcher Reim weiter nichts sein würde, als ein elendes Geklingel, eine Wiederholung von Silben, in denen ein materieller Inhalt nicht liegt. Untersuchen wir doch jene gerühmten lateinischen Hymnen näher darauf hin, was denn eigentlich in ihnen gereimt wird. Stabat mater dolorosa juxta crucem lacrimosa zeigt die Reime rosa und mosa. Was liegt denn in ihnen? -osa ist nichts als eine Ableitungssilbe wie unser -lich. Wenn wir also dem Sinne nach übersetzen wollen, so können wir jene gerühmten Verse etwa so wiedergeben:

Stand die Mutter schmerzlich
An dem Kreuze traurig

und dieser Reim würde doch selbst die niedrigen Anforderungen nicht erfüllen, die wir an geistliche Poesie zu stellen durch längere Tradition gewohnt sind. Nicht anders steht es mit: Quid sum miser tunc dicturus, mit dies irae dies illa und allen den Strophen, die für die oberflächliche Betrachtung so kunstvoll erscheinen. Wenn diese Reime uns gefallen und wenn sie vielleicht auch demjenigen gefallen, der weiß, daß sie streng genommen miserabel sind, so kommt dies daher, daß wir diese Reime mit deutschen Ohren hören. Wir haben bei der fremden Sprache kein so unmittelbares Gefühl dafür, welche Silben stoffliche Bedeutung haben und welche nicht, daher geben wir uns leicht dem Wahne hin, als seien diese Reime mit deutschem Maße zu messen. Einem gebildeten Römer würden sie sicherlich immer als Geklapper erschienen sein. Wir besitzen eine Uebersetzung des Liedes dies irae dies illa von dem größten Meister der Uebersetzungskunst, A. W. Schlegel. In ihr ist die Strophe Quid sum miser tunc dicturus quem patronum rogaturus cum vix justus sit securus so übersetzt: Ach, was werd ich Armer sagen? Wer beschirmt mich vor den Klagen, da Gerechte selber zagen? und damit ein kleines Kunstwerk geliefert, das hoch über der lateinischen Strophe steht. Denn bei Schlegel fällt der Reim auf volle Stammsilben, im lateinischen auf leere Endungen. Darum ist es eine fast ungebührliche Zumuthung, daß solche lateinischen Gleichklänge durch den deutschen Reim wiedergegeben werden sollen, und so ist es erklärlich, daß selbst Schlegel bei aller seiner Meisterschaft an dieser Aufgabe hier und da erlahmte. Die erste Strophe nämlich dies irae dies illa solvet saeclum in favilla teste David cum Sibylla übersetzt er mit der sprachwidrigen Form Zoren statt Zorns folgendermaßen:

Jenen Tag, den Tag des Zoren
Geht die Welt in Brand verloren
Wie Propheten hoch beschworen.

Um es zusammenzufassen: Weil der Reim dem natürlichen Bau der lateinischen Sprache zur Folge, welche in dieser Beziehung unter dem wesentlichen Einflusse des Accentes stand, auf die Endungen fallen mußte, deßhalb hat der gute Geschmack der lateinischen Dichter den Reim vielmehr gemieden als gesucht. Nicht als ob ihnen all die hier angestellten Reflexionen vorgeschwebt hätten, sondern weil es ihrem gebildeten Ohr widerstrebte, daß Silben, in denen nicht der ganze Werth des Wortes liegt, durch den Reim so hoch geehrt werden sollten. Wer an modernen Formeln Gefallen findet, könnte sagen, daß in ihren das poetische Unbewußte oder die unbewußte Poetik thätig war. So weit das Lateinische. Unser Deutsch hatte, so lange es noch ungeschieden mit den übrigen oder einigen der übrigen indogermanischen Sprachen zusammen war, natürlich etwa denselben Accent, wie wir ihn für das indogermanische anerkennen mußten. Aber nachdem das Deutsche sich als selbständige Sprache losgelöst hatte, vollzog sich eine radicale Aenderung. Der Accent wurde dahin verändert, daß er von den Endsilben sich bis auf geringfügige Ausnahmen ganz wegzog. Es blieben ihm also lediglich die Stammsilben übrig. Und mit dieser Beschränkung auf die Stammsilbe ging wohl eine Verstärkung des Tones Hand in Hand. Dies ist der Zustand des Deutschen schon im Gothischen des Ulfilas. Man kann sich denken, wie eine so eminente Hervorhebung der Stammsilbe auf die Abschwächung der Endungen wirken mußte, die denn auch im Deutschen unendlich viel mehr verkümmert worden sind, als im Griechischen und Lateinischen. Natürlich ging die Tonloswerdung der Endungen allmählich vor sich. Haben wir doch gesehen, daß sie bei Otfried noch unendlich gewichtvoller sind, als bei uns.

Nach dieser Ausführung darf ich wohl die Hauptconsequenz als selbstverständliche ziehen. Sie lautet: In der Zurückziehung des Accents auf die Stammsilbe wurzelt die Reimfähigkeit des Deutschen, ebenso wie in der anderen Behandlung des Accents im Griechischen und Lateinischen die Grundursache liegt für die silbenzählende Metrik dieses Volkes. Je stärker im Lauf der Geschichte in der deutschen Sprache die Stammsilbe betont wurde, und je mehr folglich die Endungen in den Schatten traten, desto vollkommener wurde der Reim, wie ich schon im Anfang dieser Darlegung mir auszuführen gestattete. Und damit tritt denn auch die gleichfalls im Eingang aufgeworfene Frage nach der Entstehung des Reims in eine neue Beleuchtung. Es hat sich ergeben, daß die ganze Entwickelung der deutschen Sprache mit Nothwendigkeit auf den Gebrauch des Reimes zutrieb. Es ist daher sehr wohl möglich, daß der Reim im Deutschen unabhängig von allen frem-

den Einflüssen entstanden ist, so gut wie in anderen Sprachen, z. B. der Arabischen. Aber die vorsichtige Kritik wird sich wohl hüten, diese Möglichkeit sofort in Wirklichkeit umzusetzen. Es kann ja auch sein, daß fremde Einflüsse eine Entwickelung begünstigt haben, die auch ohnehin eingetreten wäre, daß sie den Lauf der Geschichte beschleunigt haben, aber in einer Richtung, die er auch ohnedies eingeschlagen hätte. Diese Frage kann nur auf Grund einer umfassenderen Literaturkenntniß, als sie mir zu Gebote steht und eines eindringenderen Studiums, als ich es aufwenden kann, zur Entscheidung gebracht werden. Aber wie diese Nebenfrage auch entschieden werden möge, das Hauptresultat steht unabhängig von ihr fest: In der Accentverschiebung haben wir die Quelle des deutschen Reims.

Nun geht es freilich mit der Lösung wissenschaftlicher Probleme, wie mit Wanderungen im Hochgebirge. Wir klimmen einen Gipfel in die Höhe, der der letzte scheint, und erst, wenn wir ihn erstiegen haben, thürmt sich ein zweiter vor unseren Augen auf. So könnte auch in unserem Falle ein rüstiger Wanderer sagen: Zugegeben, daß der Reim im letzten Grunde der Verschiebung des Accentes seinen Ursprung verdankt, aber woher dann diese Verschiebung selbst? Auf diese Frage — ich gestehe es — bleibe ich die Antwort schuldig. Ich glaube, daß wir hier an einer Grenze angelangt sind, an der die Wissenschaft vorläufig stehen bleiben muß.

Dagegen sei es zum Schluß gestattet, gleichsam zum Entgelt für dieses negative Resultat, noch einige ästhetische Folgerungen aus gewonnenen Gesichtspunkten zu ziehen. Die erste betrifft das Werthverhältniß zwischen den Reimen in einigen anderen Sprachen. Wenn man die Reime des Italienischen und Spanischen einer Prüfung unterzieht in der Richtung, um zu sehen, ob in den Reimen die Stammsilben oder Endungen vorherrschen, so wird man finden, daß die Reime auf Endungen überwiegen. Die Reime des Italienischen und Spanischen sind also geistloser als die Deutschen. Bei den Französischen dürfte es nicht anders sein. Diese Erkenntniß ist von besonderer Wichtigkeit bei der Frage der Uebersetzungen. Französische Reime durch deutsche wiedergeben, heißt an Stelle eines geringern Kunstwerks ein höheres setzen, es heißt an den deutschen Uebersetzer Anforderungen stellen, die der französische Dichter an sich nicht gestellt hat. Nun kann man natürlich bei Uebersetzung lyrischer Dichtungen den Reim nicht fortlassen, aber man ist berechtigt, wenn nicht verpflichtet, es bei Dramen zu thun. Ein Beispiel mögen die ersten Zeilen von Voltaire's Mahomet bieten:

Qui, moi baisser les yeux devant ces faux prodiges?
Moi de ce fanatique encenser les prestiges?
L' honorer dans la Mecque après l'avoir banni?
Non. Que des justes dieux Zopire soit puni,

Si tu vois cette main, jusqu'ici libre et pure,
Caresser la révolte et flatter l' imposture!

In sechs Zeilen kommt nur ein Wort mit seiner Stammsilbe in den Reim, nämlich pure. War es von Goethe zu verlangen, daß er die übrigen leeren Reime sämmtlich durch volle wiedergab? Er hat deshalb recht gethan, wenn er in seiner Nachbildung dieses Stückes sich den Zwang des Reimes nicht auferlegte. Während somit das Deutsche die romanischen Sprachen in diesem Stücke überragt, so dürfte das Englische wieder dem Deutschen voranstehen. Das Englische, das überhaupt dem auch in unserer Sprache wirksamen Zuge der Sprachentwickelung consequenter gefolgt ist, hat ja von seinen Wörtern fast nichts übrig gelassen, als die Stammsilben. Nun ist es schon für den Uebersetzer aus englischer Poesie ein Leiden, daß die einsilbigen englischen Worte so oft durch zwei- und mehrsilbige wiedergegeben werden müssen und daher die Zeilen übermäßig anschwellen, vollends aber sind die Reime, die öfter aus zwei oder mehr Stammwörtern gebildet werden, für ihn häufig unübersetzbar. Die Gildemeister'sche Uebersetzung von Byron sucht ihres Gleichen und doch wie viel muß sie opfern, um die Verse im Don Juan nur einigermaßen dem deutschen Leser genießbar zu machen!

Eine zweite Folgerung läßt sich ziehen in Betreff der Dichtungsgattungen. Wir sehen, daß der Reim sehr wesentlich dazu beiträgt, irgend einen Gedankencomplex als ein in sich geschlossenes und abgerundetes Ganzes erscheinen zu lassen. Eine gereimte Erzählung gleicht also nicht einem immer gleich fortlaufenden Faden, sondern einer Perlenschnur, zusammengefügt aus lauter selbständigen Bildern. Darum ist der gereimte Vers für das Volksepos unpassend, und ich glaube man darf behaupten, daß man den Dichter des Nibelungenliedes — wenn man so der Kürze wegen sagen darf — im Ringen mit einer im Grunde ungeeigneten Form beobachten kann. Auch für das Drama — wenigstens für die meisten Formen desselben — dürfte der Reim nicht die nothwendige Kunstform sein. Dagegen ist sein natürliches Gebiet die Lyrik. Und daß wir Germanen (wobei die Engländer eingeschlossen sind), in der Lyrik allen andern Nationen überlegen sind, das darf man ja wohl ohne Chauvinismus behaupten.

B. Delbrück.

Die Bedeutung des französischen Rechtes für die deutsche Rechtsentwickelung.

Wohl nie hat ein Volk vor oder vielmehr schon in einer Epoche so bedeutender und tiefgehender Rechtsentwicklung gestanden, wie gegenwärtig das deutsche. Bereits haben großartige Reformen stattgefunden; auf den Gebieten des Handels-, Wechsels-, See- und Strafrechts ist die langersehnte Einheit erreicht. Aber noch größere Veränderungen und Umgestaltungen stehen uns bevor; der Civil- und Strafprozeß sind schon für einheitliche Regelung in Angriff genommen, und daß auch das materielle Civilrecht der Competenz der Reichsgesetzgebung unterstellt und dann seine einheitliche Ordnung finden wird, ist doch nur eine Frage der Zeit.

In einer solchen Periode großer und tief eingreifender Umgestaltungen, welche auf Rechtsleben und Rechtsanschauungen den größten Einfluß haben müssen, ist es geboten, sich die Factoren klar zu machen, welche auf diese neue Entwicklung vorzügliche Einwirkung haben oder haben werden, und ein solcher in wesentlichen Punkten bestimmender Factor ist für die noch in Angriff zu nehmenden Theile, die deutsche Civil- und Prozeßgesetzgebung, das französische Recht. —

Vor der französischen Revolution stellte in ganz Deutschland das Recht ein aus der Verschmelzung römischer, canonischer und deutscher Rechtsinstitute und Normen hervorgegangenes, jeder einheitlichen Fassung und Form entbehrendes Conglomerat dar. Die durch Theorie und Praxis eingeführten Fremdrechte hatten in wesentlichen Beziehungen, im Civil- und Criminalprozesse vollständig, die deutschen Anschauungen verdrängt. Mit den wirthschaftlichen Bedürfnissen der Zeit in grellem Widerspruch stehende, ihrem Ursprung nach nicht mehr verstandene und deshalb um so drückender empfundene Institute und Rechtslasten waren in Ueberzahl vorhanden, dabei eine Verschiedenheit, ja Entgegengesetztheit des Rechts in den kleinen, dicht aneinander grenzenden Territorien, von der sich heutigen Tages Niemand mehr eine Vorstellung machen kann.

Da kam die Zeit der Fremdherrschaft. In allen Territorien, welche von den französischen Heeren besetzt und dann mit dem französischen Staate vereinigt wurden, war das erste und vorzüglichste Bestreben der neuen Machthaber, mit den aus der Feudalzeit stammenden Ueberresten des mittelalterlichen Rechts ebenso tabula rasa zu machen, wie sie bei sich zu Hause in den 90er Jahren des verflossenen Jahrhunderts solche bereits gemacht hatten. Dann wurde die in den Revolutionszeiten herangereifte neue Gesetzgebung kurzweg, mit einem Federstrich, eingeführt.

Aber nur in wenigen deutschen Territorien hatte diese neue Gesetzgebung Zeit, kräftige Wurzeln zu schlagen. Kaum einige Jahre dauerte die Fremdherrschaft, und als sie über Nacht zerstoben war, freute sich das Volk, das sich unmöglich in den Geist der fremden Gesetzgebung hatte einleben können und sich kaum der mannigfachen dadurch gebotenen Erleichterungen und Wohlthaten bewußt geworden war, möglichst schnell zu den alten Rechtszuständen, oder wenigstens solchen, die jenen möglichst adaequat, zurückzukehren.

Eine Ausnahme hiervon machten nur einige, zwar kleine, aber durch Wohlstand und Aufgewecktheit der Bewohner ausgezeichnete Territorien, die Rheinlande.

In diesen Länderstrichen, in welchen die Fremdherrschaft fast 20 Jahre gedauert, hatte die französische Gesetzgebung festen Fuß gefaßt, das Volk hatte sie in sich aufgenommen und als in Folge des Friedenstractates zu Paris vom 30. Mai 1814 und des Wiener Congresses speziell die Rheinprovinz der Krone Preußen als Entschädigung überwiesen wurde, war hier in der ganzen Bevölkerung nur ein lebhaft geäußerter Wunsch der, daß die fremde Gesetzgebung auch fernerhin bestehen bleibe.

Nicht freudig wurden diese Wünsche von der preußischen Regierung entgegengenommen.

Die Gefühlsabneigung gegen Alles, was der Revolution Ursprung und Dasein verdankte, mehr noch der gewiß richtige Gedanke, daß gerade die Gleichheit des Rechtes und des Verfahrens ein wesentliches Mittel sei, auch politisch die neuerworbenen Länder mit den alten Theilen der Monarchie schnell zu assimiliren, mußte dem Bestehenlassen der fremden Gesetzgebung als hemmende Schranke im Wege stehn, jedenfalls schwere Bedenken dagegen aufkommen lassen. Allein die allgemeine Stimme der Bevölkerung sprach zu laut, und wenn man auch auf der einen Seite ein Mittel zur rascheren Verschmelzung der neuen Landestheile verlor, so fürchtete man doch auf der anderen, durch Nichterfüllung der geäußerten Wünsche, die ohnehin dem preußischen Staatswesen nicht besonders günstig gesinnten Gemüther diesem gänzlich zu entfremden und abzustoßen.

Man wählte daher einen Mittelweg. Kurze Zeit nach der Besitzergreifung erging eine königliche Entschließung, welche eine Immediat-Justiz-Commission, bestehend aus Juristen des französischen und preußischen Rechts, einsetzte mit der Aufgabe, den Rechtszustand der Rheinprovinz zu prüfen und darüber gutachtlich zu berichten. „Ich will, daß das Gute überall, wo es sich findet, benutzt und das Rechte anerkannt werde, daß daher die Commission überall ohne vorgefaßte Meinungen, zu Werke gehe, und mit allen dortigen Gerichtshöfen und rechtsgelehrten Männern, sie mögen in einem

Justizamte stehen, oder nicht, wo sie nützliche und erfahrungsreiche Mittheilung zu vermuthen glaubt, sich in Verbindung setze." So lautete das, späterhin oft als Paladium rheinischer Institutionen angerufene königliche Wort. Und als nun diese gründlichen und ausführlichen Berichte in jeder Beziehung günstig für die französischen Institutionen ausfielen, als selbst die altländischen Juristen sich der Ueberzeugung nicht verschließen konnten, daß dieses ganze Rechtssystem, wenn auch von dem ihrigen total verschieden, doch in sich selbst einem stilgerecht und consequent aufgeführten Baue gleiche, erfolgte dann die weitere königliche Entschließung, daß wenigstens vorläufig von Einführung des allgemeinen Landrechts Abstand genommen und die französische Gesetzgebung in Geltung belassen werden solle. Und dieses vorläufige Bestehenlassen hat dann bis heutigen Tages gewährt.

So war denn in den preußischen Staat und sein Rechtssystem ein ganz anderes, dem preußischen wie deutschen Rechte fremdes Element aufgenommen worden: in einer seiner reichsten, rasch aufblühenden Provinzen galt das französische Recht. Aber diese äußerliche Duldung war nicht von innerer Zustimmung begleitet. Die Ungunst, das Widerstreben, mit welchem man das fremde Recht aufgenommen, währte fort. Fast alle dem preußischen Landrecht fremden, neufranzösischen Institute und Principien mußten sich von Seiten der Presse, wie der zünftigen Wissenschaft eine herbe, keineswegs immer gerechte, oder auch nur vorurtheilsfreie Kritik gefallen lassen. Der durch die Befreiungskriege mächtig entfachte Patriotismus, der sich schon bald von Deutschthümelei nicht ganz frei zu halten vermochte, konnte diese welschen Institute nur mit unwilligen Blicken betrachten. Auf der anderen Seite fand das französische Recht an den seinem Gebiet angehörenden rheinpreußischen Juristen ebenso warme Vertheidiger. Zwar waren auch in Rheinbaiern und in Baden die fünf französischen Gesetzbücher fast ohne Aenderungen beibehalten worden. Aber die Geltung in beiden Länderstrichen konnte nur in geringem Maße eine Einwirkung auf das gemeine deutsche Recht ausüben. War bei Baden der Grund hiervon wesentlich der, daß das ganze Land demselben Rechte unterworfen war, eine Reibung verschiedener Theile also nicht stattfand, so war es bezüglich Rheinbaierns der andere, daß die bairische Regierung weniger Gewicht und Bedeutung auf die bestehende Verschiedenheit legte. Dem strammen Preußenthum dagegen, in welchem der Bureaukratismus damals in üppigster Blüthe stand, mußte diese Grundverschiedenheit ein Dorn im Auge sein. So entspann sich denn die Fehde hinüber und herüber. Was das französische Recht an Eigenthümlichkeiten besaß: seine knappe, jede Casuistik vermeidende Fassung; die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Civil- und Strafverfahrens; die freie Advocatur; die scharfe Trennung der freiwilligen von der streitigen Gerichtsbarkeit; die Bildung besonderer Handels-

gerichte und deren Besetzung mit gewählten, rechtsunkundigen Kaufleuten, der Ausschluß einer dritten Instanz; die Instruction der Civilprozesse durch die Anwälte statt durch das Gericht; Alles das wurde hineingezogen in den Kampf, wurde kritisirt, angegriffen, vertheidigt. Und die Regierung verhielt sich nicht passiv in diesem Kampfe. Ganz entschieden nahm sie Partei für die preußischen landrechtlichen Anschauungen. Es ergingen Verordnungen, welche wenigstens in einzelnen Materien, wie im Vormundschaftswesen, die rheinischen Institutionen mit dem Systeme des Landrechts in Einklang zu bringen suchten; man zwang die jüngeren rheinischen Juristen, eine Zeitlang im Gebiete des Landrechts zu fungiren, um das dortige Recht und Verfahren kennen zu lernen. Aber trotz alledem wuchs nur die Anhänglichkeit der Bevölkerung und des Juristenstandes an das fremde Recht. Die erwähnten, politisch jedenfalls unzweckmäßigen Anordnungen, konnten die Opposition gegen das Landrecht nur schärfen. Lange wogte der Kampf unentschieden fort. Noch gegen Ende der dreißiger Jahre hatte es allen Anschein, daß die landrechtlichen Anschauungen den Sieg davon tragen und daß in kurzer Zeit die französischen Institutionen als ein fremder Körper ganz aus dem deutschen Rechtsleben ausgestoßen werden würden.

Gegen alle Erwartung nahm die Sache eine andere Wendung. Man begann, die vielangefeindeten und kritisirten Institute, die man bisher fast nur vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit und des Gegensatzes zu den deutschen betrachtet hatte, nun auch ihrem geschichtlichen Ursprunge nach zu untersuchen, und gelangte bei dieser Untersuchung zu dem überraschenden Resultate, daß denselben durchweg rein germanischen Anschauungen, die uns Deutschen selbst aber großentheils abhanden gekommen waren, entsprangen. Die Art, wie der code Civil das Erbrecht, das eheliche Güterrecht, die ehemännliche Gewalt behandelte, seine Hypotheken-Gesetzgebung, die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit seines Verfahrens; all' dies konnte deutschen Ursprung und Charakter nicht verleugnen. Diese Erkenntniß, sowie der weitere Umstand, daß der Widerwille gegen Alles auch nur dem Namen nach Französische, eben weil es diesen Namen trug, allmählich aus den Gemüthern gewichen war, ließen nunmehr das fremde Recht in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Als dann in den Vorjahren der Märzrevolution der ganze gewaltige Strom liberaler Ideen und Forderungen Deutschland durchbrauste, und unter diesen Forderungen die nach Beseitigung aller aus dem Mittelalter stammenden, mit den neuen wirthschaftlichen und socialen Verhältnissen unvereinbaren Rechtsinstitute eine der wesentlichsten war, da mußte nothwendiger Weise das französische Recht, welches längst gründlich mit denselben gebrochen hatte, nicht blos nicht als etwas Fremdes, sondern umgekehrt als Muster und Vorbild erscheinen. Es ergab sich eben jetzt die überraschende Thatsache, daß

diese so vielfach als antideutsch bekämpften Ideen heimlich und unbemerkt tief in den deutschen Geist eingedrungen waren und Wurzel dort geschlagen hatten, so daß nun alle Welt auch deren thatsächliche Verwirklichung verlangte. Sämmtliche oben als wesentliche und charakteristische Eigenthümlichkeiten des französischen Rechtes erwähnten Institute: Geschwornengerichte, Abschaffung der Fideicommisse, der Bannrechte und Reallasten, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, erschienen nun als Forderungen der Zeit. Das Erste, was die jener Bewegung entstammenden Verfassungen und Gesetze thaten, war, daß sie die desfallsigen Principien anerkannten, ja, sich beeilten, dieselben soviel als thunlich sofort in's Leben einzuführen. Die preußische Verfassung, sowie die beiden preußischen Verordnungen über Abänderung des Civil- und Criminalverfahrens aus den Jahren 1846 und 1849 sind die besten Beweise für die Richtigkeit der angeführten Thatsache. Durch diese und andere aus derselben Zeit stammende Gesetze wurden die Fideicommisse abgeschafft, die dinglichen Lasten für ablösbar erklärt, ein mündliches Verfahren eingeführt, Schwurgerichte zur Aburtheilung der Verbrechen eingesetzt, kurz, eine ganze Reihe derjenigen Institute, gegen die man früher gegrollt und gestritten, als practisches Recht sanctionirt.

Und wie hat sich nun in dem nach dem Jahre 1848 verflossenen Zeitraum die Sachlage gestaltet? Die erwähnten Ideen und Institute haben sich nur noch mehr befestigt, nur noch mehr an Boden gewonnen. Es sind heute unbestrittene und allgemein anerkannte Grundsätze, die sich in den obigen Begriffen prägnant ausgedrückt finden. Ueber die Ausdehnung, welche diesen Prinzipien in der Praxis zugestanden werden darf und soll, wird gestritten, die Prinzipien selbst sind der Anfechtung enthoben. Und ganz natürlich! Hätte man von vorne herein den Gedanken festgehalten, daß gerade Frankreich von den deutschen Rechtsanschauungen durch die Franken wesentlich influenzirt ist und sein mußte, daß das in der ganzen nördlicheren Hälfte des Landes, den pays du drois coutumier, geltende Gewohnheitsrecht vollständig deutschen Ursprunges und Charakters war, und daß dieses Gewohnheitsrecht durch die fünf Gesetzbücher fast vollständig adoptirt worden ist, so hätte man da nicht etwas Fremdes erblicken können, wo thatsächlich Einheimisches, wenn auch in fremd gewordener Form, vorhanden war.

Und welcher Schluß, welches Endresultat ergibt sich aus vorstehenden Ausführungen?

Zunächst der, daß allerdings wesentliche, dem durch deutsche Ideen in seinem Entwicklungsgang beeinflußten französischen Recht eigenthümliche Rechtsinstitute auf unsere Rechtsentwicklung nicht nur einen ganz bedeutenden Einfluß gewonnen, sondern sogar völlig unausscheidbar in unser Rechtsleben

übergegangen sind. Dann aber der weitere, daß wir durchaus keine Ursache haben, aus falsch verstandenem Patriotismus diese Thatsache zu bedauern und zu versuchen, uns ihr entgegenzustemmen, einmal, weil die meisten dieser Ideen durchaus deutschen Ursprunges sind, dann aber auch noch aus dem ferneren Grunde, weil bei der heutigen Gleichheit der Bildung und Anschauung der Völker über Staat und Recht mit Nothwendigkeit auch die einzelnen Institute mehr und mehr einen gleichförmigen Charakter annehmen müssen. Es muß vielmehr das Bestreben der deutschen Gesetzgebung sein, diese durch die Geltung des französischen Rechts in einem Theile unseres Vaterlandes dem ganzen Volke wieder zum Bewußtsein gekommenen Rechtsinstitute nun auch vollständig in unser Recht einzufügen, allerdings nicht durch einfache, prüfungslose Annahme der betreffenden fremden Gesetzgebung, sondern nach tüchtiger Verarbeitung und Durchdringung auch der Form mit deutschem Geiste und nach Entfernung derjenigen Anhängsel und Bestandtheile, mit denen ein von dem unseren doch immer verschiedener Volksgeist dieselben behaftet hat.

Diesem Endresultate sind zwei Bemerkungen oder Mahnungen beizufügen. Einmal hat sich der deutsche Gesetzgeber bei Anwendung dieser Prinzipien vor theoretischer Consequenzenmacherei und Verkennung der Bedürfnisse des praktischen Lebens zu hüten. Diese Gefahr liegt gerade bei uns sehr nahe; der praktisch denkende Franzose ist viel mehr davor behütet. Daß diese Mahnung keine ist, welcher der thatsächliche Anhalt fehlt, beweist der Entwurf der neuen Civilprozeßordnung. Nach den in den Rheinlanden gemachten Erfahrungen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn die Mündlichkeit des Verfahrens in der Art wirklich ausgedehnt wird, wie der Entwurf es versucht, so daß die Nothwendigkeit jedes vorherigen Schriftenwechsels fortfällt, die Verhörung der Zeugen vor erkennendem Gericht stattfindet, das Rechtsmittel der Berufung gegen die thatsächlichen Feststellungen des ersten Richters abgeschafft wird: in kurzer Zeit nach Einführung der neuen Prozeßordnung ein vollständiges Justitium, ein Stillstand der gesammten Rechtspflege, die Folge der unpraktischen Ausführung übrigens richtiger Prinzipien sein würde.

Eine weitere Erinnerung ist die, daß die rheinischen Juristen und die Bevölkerung der Rheinlande, zu denen jetzt die von Elsaß und Lothringen hinzutritt, ihren Widerstand gegen die Abschaffung der französischen Gesetzbücher aufgibt. Das französische Recht hat seinen Beruf in Deutschland erfüllt; es hat die deutschen Rechtsanschauungen mit den Ideen durchsäuert, die uns selbst durch den Schwall des über unser Vaterland hereinbrechenden römischen und canonischen Rechtes abhanden gekommen waren, oder welche die sozialen und wirthschaftlichen Bedürfnisse der Neuzeit gebieterisch er-

heischen. Das köstliche Metall haben wir von draußen wieder zugeführt erhalten; die Verarbeitung und Ausmünzung desselben kann nur und muß in unserer eigenen Präge geschehen. Dr. G.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Rouherdebatte; Aussichten der Bonapartisten. Aus Paris. — Der große Rednerkampf in Versailles ist vorbei und die Frage, die sich natürlicherweise aufdrängt, ist, wozu hat er geführt? Das Beachtenswertheste für die jenseit der Vogesen Wohnenden ist, daß, obgleich die Nationalversammlung beinahe einstimmig Rouher's Versuch, das Kaiserreich rein zu waschen, verdammte und dasselbe des Fehlers zieh, den Krieg unvorbereitet erklärt zu haben, sich auch nicht eine Stimme fand, um zu fragen, warum überhaupt der Krieg erklärt worden sei? Auch der optimistischste deutsche Politiker kann nun nicht länger verkennen, daß die Vertreter des französischen Volkes in der Nationalversammlung an dem Anspruch, sich in die inneren Angelegenheiten Deutschlands zu mischen und sie nach ihrem Willen zu gestalten, gerade so festhalten, als die Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers im Juli 1870. Alle Parteien der Nationalversammlung, mit Ausnahme der wenigen Bonapartisten, denen man in Rouher's Person den Garaus zu machen versuchte, sind dem Kaiserreich gleich feindlich. Welch' bessere Gelegenheit hätte sich darbieten können, diesem ein Endurtheil zu sprechen, als die Debatte auf ein höheres Terrain zu verlegen und das Kaiserreich anzuklagen, den Gesetzgebenden Körper getäuscht, sich der infamsten Aufregungsmittel bedient und das Gewissen der civilisirten Welt wachgerufen zu haben durch eine Kriegserklärung gegen ein benachbartes Volk, das nur den Frieden wollte, und noch dazu durch eine brutale Kriegserklärung, für die das Kaiserreich nicht einmal den Schatten eines Vorwandes finden konnte? Nichts der Art ist gesagt worden und die Debatte dreht sich nur darum, warum das Kaiserreich mit leeren Arsenalen den Krieg unternahm, und ob die Armeelieferanten des Kaiserreichs oder die der Regierung der Nationalvertheidigung am meisten gestohlen hätten. Dem Auslande kann dies sehr gleichgültig sein, aber daß die Debatte sich hierauf beschränkte, ist aller Beachtung werth.

Der Held des Tages ist jetzt der Herzog d'Audiffret-Pasquier wegen der Schonungslosigkeit, mit der er als Präsident der Lieferungscommission zu Werke geht und wegen des bitteren Hasses gegen das Kaiserreich, dem er

bei allen Gelegenheiten Ausdruck giebt. Lange wird wohl seine Heldenlaufbahn nicht dauern, denn Frankreich verbraucht die Helden gar rasch, ist daher darin auch nicht besonders wählerisch. Obgleich übrigens die Nationalversammlung unserem Kutschke so einstimmig nachruft: „Napolium, mit deiner Sache steht es krumm", so wird sich doch ein aufmerksamer, verständiger Beobachter sehr hüten, es ihr darin nachzuthun. Nach einem Nationalunglück fast sonder Gleichen in der neueren Geschichte, zu einer Zeit, wo es für jeden Patrioten sich um Nichts Anderes als um die Schließung und Heilung der klaffenden Wunden des Landes handeln sollte, ist der Parteihaß größer als je. Die Analogie zwischen Preußen nach Jena und Frankreich nach dem Falle von Paris wird jeden Augenblick bei den Haaren herbeigezogen und dabei ganz und gar außer Acht gelassen, daß nach Jena Preußen keine Legitimisten, Orleanisten, Republikaner oder Communisten hatte, um es hierhin und dorthin zu zerren und zum Wohle des erschöpften Vaterlandes einen Bürgerkrieg herbeizuführen. Es wiederholt sich jetzt das Schauspiel, das unter der zweiten Republik stattfand. Die Parteien paralysiren sich, reiben sich durch ihren gegenseitigen Haß auf und alle Demonstrationen der unpopulären Nationalversammlung, deren friedliches oder gewaltsames Ende doch nicht in zu weiter Ferne liegt, werden es nicht verhindern, daß die bonapartistische Partei sich ernstlich zum Kampf rüste und mit Hoffnung auf Sieg vorwärts marschiere. Die Häupter der Partei haben mit großer Schlauheit sich die Directionen der größten Creditinstitute und Eisenbahngesellschaften anzueignen gewußt. Was Napoleon selbst denkt, geht aus seinem an die Generale, die bei Sedan commandirten, gerichteten Briefe hervor. Er will sich nur dem Urtheil der ganzen, durch ein Plebiscit zu Rathe gezogenen Nation unterwerfen; er wollte nicht 60,000 Soldaten nutzlos opfern; und die Sedaner Nothwendigkeit hat sein Herz gebrochen, aber sein Gewissen ruhig gelassen. Was das gebrochene Herz anbelangt, so erinnert es lebhaft an einen alten, auf Kosten seiner armen, aber fleißig arbeitenden Tochter lebenden Trunkenbold, den Thackeray in einem seiner Romane einführt, und der über einem Glase Gin all sein Unglück seinen Kindern zuschreibt, die ihm wiederholentlich das Herz gebrochen. Das ruhige Gewissen läßt sich leicht verstehen. Wer den zweiten December, Mexico, Mentana, und die Kriegserklärung ruhig in's Werk setzen konnte, dessen Gewissen muß wohl überhaupt jedes peinlichen Eindruckes unfähig sein. Der Brief ist jedoch mit großer List geschrieben und genau darauf berechnet, den Franzosen, die nie die Wirkung auf die Ursache zurückzuführen verstanden, Staub in die Augen zu streuen.

Wie sehr der Bonapartismus Thiers gefahrdrohend erscheint, geht schon daraus hervor, daß weder er, noch irgend ein Mitglied der Regierung sich

an der Rouher'schen Debatte betheiligten, und daß Alles Mögliche gethan wurde, um den Marschall Bazaine nicht vor ein Kriegsgericht zu stellen. Der Parteihaß ist jedoch nicht weniger klein, als die Sucht, sich auf Kosten Anderer weiß zu waschen. Wimpffen, Uhrich, alle Welt wird offiziell getadelt, und sogar die heroische Bevölkerung der Stadt Straßburg, deren steinerne Statue auf der Place de la Concorde monatelang während der Belagerung auf kindische Weise mit Kränzen überladen wurde und zum ewigen Angedenken in Bronze gegossen werden sollte, wird jetzt der Nichterfüllung ihrer Pflicht angeklagt. Herr Schneegans aus Straßburg hat zwar dagegen protestirt und den wahren Sachverhalt dargelegt: nichts destoweniger wird es jetzt, nach der Entscheidung des Versailler Kriegsraths, der französischen Geschichte einverleibt bleiben, daß die Straßburger Bevölkerung durch ihre Lauheit zum Falle der Stadt beigetragen hat. Die Francillons in Straßburg muß die Anerkennung, die ihnen gezollt wird, besonders angenehm berühren.

Die Folgen der Kündigung der Handelsverträge werden dem Bonapartismus nicht weniger Vorschub leisten. Dem Kaiserreich ist das eine Verdienst nicht abzusprechen, daß durch seine commerzielle Politik Frankreich sich zu einem nie vorher gekannten Wohlstand aufgeschwungen hat. Da jetzt materielle Interessen im Spiele sind, so ist es mit der sentimentalen Freundschaft der Engländer für our good friend and neighbour, wie sie Frankreich vor dem Krieg zu nennen pflegten, vorbei. Die nächste Folge der Kündigung des Handelsvertrags mit England wird wahrscheinlich eine Erhöhung der Eingangssteuer auf französische Weine und Spirituosen sein, die seit 1860 einen kolossalen Absatz in England fanden, und die Wiedereinführung der Ausgangssteuer auf englische Kohle, deren die Fabrikanten des Nordens von Frankreich unbedingt bedürfen. Die anderen Länder werden, wenn die Reihe der Kündigung an sie kommt, wohl nicht mehr bereit sein, zur Bezahlung der Schulden Frankreichs aus ihrem Seckel beizutragen als England. Frankreich „schlug aus, nachdem es fett geworden.“ Wird es, wenn es mager genug geworden, sich zum Skelett abzehren lassen wollen oder seinen alten Auffütterer herbeiwünschen? Für denjenigen, der die französische Leidenschaft für materiellen Wohlstand kennt, ist die Frage nicht schwer zu beantworten.

Petersburger Wind. Aus Deutschrußland. — Wenn wir in deutschen Journalen und Zeitungen die Frage eifrig discutiren hören, ob die Regierung in dieser oder jener ihrer Handlungen dem von ihr aufgestellten Principe treu geblieben sei oder nicht, dann können wir in Rußland uns eines uns übermannenden Gefühls von Neid nicht erwehren. Denn wo, wie bei

uns, überhaupt kein Princip herrscht, kann man freilich nicht verlangen, daß consequent darnach verfahren werde.

Wenn Sie wollen, giebt es bei uns zwar ein Princip, dem die Regierung bisher gehuldigt hat, das ist das Princip der großen, welterschütternden Reformen; allein es dürfte kaum Jemand, der sich nicht genügen ließe an civilisirt klingenden Namen neuer Institutionen, sondern auch darnach fragte, ob sie den Verhältnissen entsprechen, den Muth finden, die Regierung zur Fortführung dieses Princips aufzufordern. Ja, wir reformiren im großen Stil und mit bewunderungswerther Geschwindigkeit; alle Errungenschaften Westeuropa's, die sich dies oft mühsam durch Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte hindurch vorbereitende Arbeit auf geistigem wie materiellem Gebiet erstritten, wir müssen sie mit einem Schlage haben: wir emancipiren durch ein Machtwort 60 Millionen Leibeigener, ohne darnach zu fragen, ob das Stück Land, das man ihnen giebt, ihre Existenz begründet, wir führen neue Gerichts-Institutionen ein, in denen öffentlich und mündlich verfahren wird, und haben keinen gebildeten Richterstand, müssen uns vielmehr wie z. B. neuerdings in Wilna mit Feldscheerern statt Juristen begnügen; wir wollen endlich die allgemeine Wehrpflicht einführen und lassen dabei außer Acht, daß dafür ein gewisses Maß allgemeiner Bildung unerläßlich ist, während von den diesjährigen Recruten nur 11,12% sich als des Lesens kundig erwiesen haben. Das wäre das eine große Princip unserer Regierung, von dem wir zum Heile des Reichs nur wünschen können, daß es bald außer Uebung kommen möge.

Nach welchen Principien wird nun aber das große Reich wirklich regiert? Ist die Regierung conservativ, ist sie liberal? Sie ist weder das eine noch das andere, sie hat überhaupt kein System, sie handelt heute so und morgen so, je nach der momentanen Eingebung, oder nach der hier üblichen treffenden Bezeichnung, je nach dem „Winde", der oben weht. Wir leben von der Hand in den Mund und scheinen keine Veranlassung zu haben, an die Zukunft zu denken. Der Wind wehte gestern aus Westen, darum erhielt eine neue Regierungsmaßregel ein westeuropäisches Kleid; heute weht er aus Osten und dieselbe Maßregel bekommt ein moskowitisches Wesen; morgen schon bläst er vielleicht gar heftig aus Norden und wirft das ganze zusammengewürfelte Machwerk um, damit man übermorgen unverdrossen an neues Experimentiren gehen könne.

Diese Eigenthümlichkeit, welche übrigens ganz dem russischen Charakter entspricht, der jeder Consequenz abhold in stetem Wechsel seine Befriedigung findet, wird zum Theil erklärlich durch die Thatsache, daß gewöhnlich bei uns die Ministerien nicht Fachleuten anvertraut werden, welche das betreffende Gebiet beherrschen, sondern Personen, welche sich aus irgend einem Grunde

das Allerhöchste Vertrauen erworben haben. Dieses Vertrauen befähigt sie dann ebensogut Justizminister als Kriegsminister u. s. w. zu werden. Da kann es nicht Wunder nehmen, daß das Experimentiren auf allen Gebieten je nach der Richtung des Windes allmählich zur Staatsraison geworden ist. Und wie mit den Ministern, so steht's mit deren Untergebenen: im Allgemeinen genügt der Rang eines wirklichen Staatsraths oder die Generals-Uniform, um den Träger zu allen höheren Stellen in der Staatsmaschinerie tauglich zu machen. Wenn es z. B. einem neu creirten Curator eines Lehrbezirks bei der Vorstellung des Lehrpersonals der Universität möglich wird, nachdem ihm eben die Docenten der medicinischen Facultät und unter ihnen der Prosector vorgestellt worden, den Decan der nunmehr bei der Vorstellung folgenden theologischen Facultät zu fragen: „und Ihr Prosector?" dann kann und darf man von solchem Manne nicht erwarten, daß er sich unwürdigen Experimenten mit dieser Universität, wie: Einführung der russischen Geschäftssprache an einer rein deutschen Hochschule u. A. m. widersetzen werde. Der Mann kennt nur das Eine: den Petersburger Wind, weiß er sich gut nach diesem zu richten, dann ist er ein guter Beamter und hat die begründetste Aussicht, recht lange zum Schaden der unter seiner Leitung stehenden Anstalten im Amte zu bleiben. Freilich hat er in der Residenz keinen guten Beobachter, der ihm rasch anzeigt, wie der Wind weht, dann kann er leicht als nicht mehr zuverlässig seines Dienstes enthoben werden. Das stört den Mann dann freilich nicht gar viel, denn ebensogut wie er gestern Gouverneur war und heute Curator ist, kann er morgen auch Präsident eines Obergerichts werden, und wird es wohl auch, wenn er Connexionen hat.

Das ist aber nicht die einzige schlimme Seite der Regierung nach dem Winde. Die Männer, welche sich rühmen, den richtigen Anemometer zu besitzen, die sogenannten maßgebenden Persönlichkeiten, verwerthen diese ihre Stellung dahin, sich und der Regierung Alles vom Halse zu schaffen, was ihnen im Moment nicht convenirt, indem sie zu bedenken geben, der Wind sei eben nicht günstig, es seien aber alle Anzeichen vorhanden, die auf eine demnächst eintretende Aenderung schließen lassen. So müssen denn die Leute mit ihren nicht genehmen Anträgen ruhig diese ungewisse Wendung abwarten. Wehe denen aber, welche trotz der Mahnung zu warten, ihr Anliegen dennoch vorbringen, sie haben die Hofmeteorologen unbedingt zu ihren gefährlichen Widersachern gemacht.

Die reichsten Erfahrungen über die angedeuteten schädlichen Wirkungen des Petersburger Windes haben die Ostseeprovinzen gemacht. Sie leiden am meisten unter den Regierungs-Experimenten, weil sie bereits weit entwickeltere Verhältnisse besitzen, als die russischen Gouvernements und mithin jede Störung ihrer geordneten Verwaltung peinlicher empfinden als jene; sie haben

manch' wichtige Gesetzes-Vorschläge ad calendas graecas vertagen müssen, weil sie auf günstigeren Wind zu warten angewiesen wurden; sie sehen endlich eine Reihe von Reformvorschlägen seit Jahren vom Hauche hin- und hergetrieben, ohne daß sie trotz aller Anstrengung der Steuermänner in den sicheren Hafen gelangen können. Da ist z. B. die Justizreform, auf welche das ganze Land mit Sehnsucht harrt; günstig angeblasen begannen die Arbeiten im Jahre 1864, seitdem ist die Sache hin- und hergeweht worden, hat manchen moskowitischen Beigeschmack erhalten und steht heute vielleicht weiter vom Ziel entfernt als zu Anfang.

Man hat aus diesen trüben Erfahrungen der Ostseeprovinzen den Schluß ziehen wollen, als sei die Regierung principiell gegen jede Maßregel, welche diesen Provinzen zum Nutzen gereichen, einen günstigen Aufschwung in ihrem wirthschaftlichen wie geistigen Leben bewirken könnte. Doch nein. Läge hier einmal principielle Mißgunst vor, so hätte die Regierung keinen Anstand genommen, genau dem Plane gemäß zu verfahren, den die Moskauer Presse mit unermüdlicher Zähigkeit zur Durchführung eines solchen Princips entwickelt; die Regierung aber handelt auch hier heute nach diesen Rathschlägen, morgen vielleicht im entgegengesetzten Sinn. So schauen wir fragend empor, immer halten sich Hoffnung und Besorgniß das Gleichgewicht, steuerlos treibt das baltische Schifflein vor dem Winde.

Ein unerwarteter Vorkämpfer im Elsaß. — „Essai d'une Faune historique des mammifères sauvages de l'Alsace“ ist der Titel eines gegen Ende vorigen Jahres in Colmar (bei Eugen Barth) erschienenen Werkes, welches den Advokaten am (früheren) Appelhofe, Mitglied der „Naturhistorischen Gesellschaft“ zu Colmar, Charles Gérard, zum Verfasser hat. Dies höchst interessante, und von umfassenden Studien wie feiner Beobachtungsgabe zeugende Werk möge Naturforschern und Naturfreunden eben sowohl wie Jedem empfohlen sein, der sich für das wiedergewonnene deutsche Land auch nach dieser Richtung hin interessirt. Es ist nicht unsere Absicht hier auf den Inhalt der Schrift näher einzugehen, und etwa eine kritische Besprechung damit zu verbinden; wir können uns jedoch nicht versagen, die getreue Uebersetzung eines Abschnittes wiederzugeben, welche nicht verfehlen wird, Ihre Leser in mehr als einer Beziehung zu ergötzen. Fügen wir jedoch hinzu, daß dies die einzige Stelle in dem 26 Bogen starken Bande ist, in welcher der Verfasser den streng wissenschaftlichen Boden verläßt, um der neuen, auch von ihm mit scheelem Auge betrachteten Ordnung der Dinge einen kräftigen Hieb zu versetzen, dessen einzige Wirkung freilich eine tüchtige Erschütterung unseres Zwerchfells ist. Hören wir, was im 24. Kapitel vom Hamster erzählt wird:

„Der Hamster ist ein mit Weissagekraft begabtes Thier. Bei einem der bedeutendsten Ereignisse der Neuzeit hat er die Rolle des Propheten und Vorläufers übernommen. Seit zwei und einem halben Jahrhunderte stellt er im Elsaß die Absichten des Germanenthums dar, die Volkssehnsucht aller Deutschen. Als das heilige römische Reich im Jahre 1648 den Westphälischen Frieden unterzeichnete, verließen wohl die deutschen Armeen den Boden des Elsasses, aber der Hamster blieb mit der äußersten Hartnäckigkeit zurück, und behauptete sich im geheimnißvollen Besitze des Landes, für welches er die Erfüllung deutschen Geschickes sicher voraus sah. Kein Ereigniß konnte seine Geduld oder seine Ueberzeugung erschüttern, weder die Fortnahme von Straßburg durch die Franzosen im Jahre 1681, noch die glänzende Strahlenkrone Ludwig's XIV., nicht die Aufregung der Revolution, noch endlich des ersten Napoleons Triumphe! Heute ist sein Traum in Erfüllung gegangen. Die Politik hat dem Hamster Recht gegeben, die Einheit Deutschlands ist wieder hergestellt. Die Grenzen des neuen Kaiserreiches sind hinausgerückt zwischen Elsaß und Frankreich, an die Linie, welche der Hamster schon zu Mazarins Zeit abgesteckt hatte. Wie Universitäts-Professoren hat er sie mit bescheidener Mäßigung auf die Sprachgrenze verlegt, — denn der Hamster spricht nur deutsch, — und bis zur Höhe der Vogesen, — denn der Hamster bekennt sich zu einer gründlichen Abneigung gegen Alles, was Französisch ist. Schon lange vor Arndt summte er in seinen unterirdischen Gemächern das berühmte Lied: Was ist des Deutschen Vaterland? So weit die deutsche Zunge klingt, und Gott im Himmel Lieder singt; das soll es sein...

Der Hamster, der in ganz Deutschland verbreitet ist, kam in der That über das Elsaß nicht hinaus. Er hat sich damit begnügt, nur den östlichen Abhang der Vogesen zu beschauen und nach Philosophenart am Fuße derselben Halt gemacht. Nie hat er den Fuß nach Lothringen gesetzt, und noch weniger nach einer anderen Provinz Frankreichs. Die Naturforscher gaben ihm den Namen „deutsches Murmelthier", oder gar „Straßburgisches Murmelthier", und verläumdeten so den ruhigen Nager der Alpen, der der Menschheit keinen Schaden zufügt, während der Hamster der Fluch der Landstriche ist, deren Annexion er geplant und vorbereitet hat.

Wie alle Idealisten hat der Hamster die positivsten Sitten und Gebräuche. Nie verliert er die materiellen Interessen aus dem Gesicht, und vertieft sich weder in Mühen und Sinnen für Menschenglück, noch in speculative Politik so ausschließlich, daß er seinen materiellen Vortheil darüber vergäße! Sehr wohl weiß er die beiden Backentaschen zu verwenden, welche er von der Natur als Geschenk erhalten hat, und füllt sie fleißig mit Vorräthen an. Seine Wohnung wählt er sich mitten in kultivirten Feldern, um seine Nahrung leicht und sicher gewinnen zu können, und baut sie aus

nach wissenschaftlichen Grundsätzen, und in Uebereinstimmung mit seinen praktischen Bedürfnissen. Diese Wohnung besteht aus einem „Kessel" oder Wohnzimmer, welches genau nur so groß ist, daß er selbst in demselben Platz findet; denn der Hamster ist ein Egoist, er ladet nie Jemand ein zu sich, sondern liebt es, die Süßigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens ganz allein für sich zu genießen. Dies Wohnzimmer ist kreisrund, gewölbt, und mit einer einfachen Schicht Stroh zum Lager versehen. Rings herum sind strahlenförmig 4 oder 5 Magazine angebracht für seine Nahrungsmittel, welche er im Requisitionswege zu beschaffen wußte und mit einer Ordnung aufgestapelt hat, die ein Militär-Intendanturbeamter sich zum Muster nehmen könnte. Hier hinein kommt der Weizen, dort die Gerste, in die dritte und vierte Kammer der Roggen oder die von ihm sauber ausgeschälten Hülsenfrüchte. Auf diese Weise legte der Hamster Zeugniß ab von seinen spezifisch deutschen Eigenschaften, der Classifizirung und der Methode, welche Dinge der leichte und gesetzlose Geist eines Franzosen nicht kennt. Was aber unzweifelhaft seine Nationalität beweist, das ist die Masse von Vorräthen, die der Hamster aufspeichert, da seine spießbürgerliche und vorsichtige Weisheit in kluger Voraussicht der kommenden bösen Tage eingedenk ist. Man hat in den Behausungen der Hamster in einer einzigen Kornkammer bis 25 Liter Getreide gefunden!"

Es folgt nun rein Naturgeschichtliches, was der Leser selbst verfolgen mag. Nur noch einmal spielt der Verfasser wieder auf politisches Gebiet über, indem er sagt:

„Schon im 16. Jahrhundert war der Hauptverbreitungsort des Hamsters, neben Thüringen, die Umgegend von Straßburg. Man weiß nicht, wann er zuerst dort aufgetreten ist. Was aber die politische Absicht, die ihn dorthin geführt hat, außer allen Zweifel stellt, ist der Umstand, daß dieser Nager im „Breisgau" absolut fehlt. Er hatte eben Eile, seinen historischen Posten einzunehmen."

F. J.

Literatur.

Das preußische Staatsrecht auf Grundlage des deutschen Staatsrechts, dargestellt von Dr. Hermann Schulze, Mitglied des Herrenhauses und Kronsyndicus, k. Geh. Justizrathe und ord. Professor d. Rechte an der Universität Breslau. 1. Band. 1. Abth. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1870. 2. Abth. 1872. — Der Verfasser vereinigt in sich, wie schon seine amtlichen Stellungen zeigen, den Theoretiker und Praktiker in seinem Fache. Je seltener eine solche Vereinigung bei einem staatsrechtlichen Schriftsteller zu sein pflegt, um so mehr ist es angezeigt, dieselbe als die eigentliche und zwar

nicht bloß äußerliche Signatur dieses Buches zu betonen. Die streng systematische, wissenschaftlich durchgearbeitete Darstellung, die Schärfe der prinzipiellen Begriffsbestimmungen und ihre folgerichtige Entfaltung in der Deduction kennzeichnen den Mann der theoretischen Bildung, wie sie unsern academischen Docenten eigen zu sein pflegt; die eingehende Erwägung und Berücksichtigung der Thatsachen und Bedürfnisse des concreten Staatslebens zeigt uns, daß der Verfasser auch jenseits des Katheders die Welt kennt, zunächst, daß er an der praktischen Lösung der großen Aufgaben unseres gegenwärtigen Staatslebens sich activ zu betheiligen gewohnt, und aus eigener Erfahrung, nicht nach abgezogenen Doctrinen vom Staate im allgemeinen und den einzelnen Haupterscheinungen desselben im besondern zu urtheilen und zu sprechen genöthigt ist. Daraus ergiebt sich für uns die hervorragende Bedeutung, die wir seinem Buche zuschreiben. Es ist im Bereiche des preußischen Staatsrechts der erste Fall, wo wir die glückliche Vereinigung der beiden Eigenschaften constatiren können, die jeder staatsrechtliche Schriftsteller besitzen sollte aber keiner bisher besessen hat. So sehr wir auch geneigt sind, gerade hier die Gunst des Geschickes zu betonen, die der Persönlichkeit des Verfassers jene erwünschte Doppelseitigkeit verliehen hat, so sehen wir darin doch noch mehr, einen über alles persönlich zufällige hinausreichenden bedeutsamen Fortschritt, den das ganze deutsche politische oder staatliche Leben und Denken in den letzten Decennien gemacht hat. Sein Grundmangel, die Kluft, die zwischen der naturalistischen Praxis und der doctrinären Theorie gähnte, beginnt nun überbrückt, wenn auch noch nicht ausgefüllt zu werden und so ist auch dieses Buch schon durch seinen fundamentalen Standpunkt ein erfreuliches Zeichen, daß unser deutsches politisches Leben in eine neue Phase einzutreten sich anschickt. —

Schon vor zwei Jahren haben wir in diesem Sinne die ersten Anfänge des Werkes begrüßt und es der besonderen Beachtung aller gebildeten Politiker empfohlen, für die es ebenso sehr wie für die eigentlichen Lernenden des juristischen Faches bestimmt ist. Die ungeheuren Ereignisse seit dem Sommer 1870 verzögerten begreiflich auch hier die Weiterführung nicht der Arbeit, aber ihres Druckes und erst heute liegt der erste Band vollendet vor uns. Damals ließ sich nur andeutungsweise erkennen, wie der Verfasser seinen Stoff zu behandeln sich gerüstet habe, denn die erste Abtheilung ist zu zwei Drittheilen von einer historischen Einleitung, könnte man es wohl nennen, ausgefüllt, worin die geschichtliche Genesis des preußischen Staates und die darauf gegründete factische Gesammtgestaltung seines heutigen Organismus als Grundlage aller einzelnen Erscheinungen in großen Zügen gezeichnet wird. Gegenwärtig aber, wo drei der wichtigsten Gliederungen des Staatsorganismus, das Königthum, das Beamtenthum und die Stellung der

Staatsbürger ihre abschließende Darstellung gefunden haben, läßt sich die Methode und das Ziel des Buches mit vollster Deutlichkeit erkennen und mit Sicherheit beurtheilen.

Die Methode kann man nach ihrem Grundprincip genetisch nennen. Im Gegensatz-sowohl zu der bloßen Deduction thatsächlicher Zustände und ihrer rein formalen Umsetzung in eine äußerlich zusammenhängende Gestalt, als auch, und darauf wird der Kenner der bisherigen Experimente unserer deutschen wissenschaftlichen staatsrechtlichen Doctrin noch größeres Gewicht legen, im Gegensatz zu den aprioristischen Constructionsversuchen concreter Zustände aus der oder aus den abstracten Ideen von Staat und Recht heraus, geht der Verfasser seinen eigenen und zwar den einzig richtigen Weg. Die concrete Wirklichkeit unseres Staatsgefüges ist sein Ausgangspunkt. Er kennt sie nicht bloß, wie schon bemerkt, anders als der gewöhnliche Haufe der Theoretiker, aus eigener activer Betheiligung an einigen der wichtigsten Functionen unseres gegenwärtigen Staatslebens, sondern er besitzt auch ein unläugbares inneres Verständniß und eine festgegründete Pietät für sie, die nicht bloß als eine natürliche Folge seiner politischen Praxis erklärt werden darf. Sie stammt ebenso sehr aus der ganzen Individualität, aus der ethischen Substanz der Persönlichkeit, als deren reifste und beste Frucht uns hier wie in jedem gleichem Falle eine solche Haltung des Geistes gilt. Sie ist im einzig vernünftigen Sinne des Wortes conservativ, natürlich nicht so, daß sie die factischen Zustände, weil sie factisch sind, als zu ewiger Conservirung befähigt und berechtigt beurtheilte, sondern so, daß sie die eigentliche Lebensbedingung des factisch bestehenden zu ergründen sich bemüht und daraus den Maßstab ihres Urtheils über seine Lebensberechtigung und über die innern Modalitäten, nach denen es in der Zukunft zu bestehen, d. h. sich umzubilden haben wird, ableitet. Damit ist der unangreifbare Standpunkt gewonnen, gegen welchen alle und jede Art von Doctrinarismus, ebenso wie der naturalistische Empirismus einer jetzt eigentlich längst überwundenen Schule von staatsrechtlichen Ansichten und Theoremen vergeblich Sturm zu laufen versuchen wird. Selbstverständlich sind jene Doctrinäre nicht bloß links, sondern ebenso gut auch rechts zu suchen, denn alles, was sich seit Haller's sogenannter Restauration der Staatswissenschaften als angeblich conservative Staatsdoctrin geltend machen wollte, ist zuletzt auf denselben Flugsand willkürlicher apriorischer Axiome über die Natur der fundamentalen Rechts- und Staatsbegriffe gebaut, wie die liberalen Declamationen eines Rotteck und Welcker. Es ist darum die größte Ehre für das Buch und seinen Verfasser, daß von den herkömmlichen Parteinamen keiner für sie zureicht: Politiker von der alten Observanz können mit demselben Rechte sehr conservative, wie sehr fortschrittliche, sehr reactionäre, wie sehr radicale Gesinnungen und Anschauungen darin finden, und alle sind doch nur aus einer und derselben Quelle abgeleitet, deren eigenthümliche Mischung, die einzig gesunde nach unserer Meinung, wir schon analysirt haben.

Jede wahrhaft genetische, also im eigentlichen Sinne wissenschaftliche Behandlung des preußischen Staatsrechts, muß dasselbe, wie es hier geschieht, auf Grundlage des deutschen Staatsrechtes, als eine besondere Blüthen- und Fruchtbildung des gemeinsamen Stammes erfassen. Diese einfache Wahrheit gehört zu der Rubrik derer, von denen das bekannte Wort Goethe's von

dem offenbaren Geheimniß gilt. Die eigentliche Praxis lernt sehr langsam und sehr schwer sie verstehen, wie jede Landtagsverhandlung auch neuesten Datums zeigt, und die Theorie ist der Praxis nicht weit voraus. Beide dürfen sich nicht darauf berufen, daß es auch anderwärts in Deutschland nicht anders stehe, denn wenn irgendwo, so paßt hier nur umgekehrt das Wort quod licet bovi, non licet jovi, oder ein höflicheres anderes noblesse oblige. Das preußische Staatsrecht kann nicht, wie es so manche particularistische Doctrinäre mit einigem Erfolge in ihren betreffenden „Staatsrechten", großherzogl. Hessischen, Nassauischen &c., durchzuführen versuchen konnten, als ein gleichsam vom Himmel herabgefallenes Unicum, richtiger Monstrosität gefaßt werden. Will man es verstehen, so muß man sich erst in den geschichtlichen Begriff des deutschen Staates, in das Wesen des deutschen Staatsgedankens eingelebt haben, aus dem allein es zu seiner jetzigen bestimmten Individualität erwachsen ist.

Die gegenwärtige Phase unserer politischen Zustände führt aber einer auf diese innere Verkettung des preußischen und deutschen Staatsrechts gerichteten Betrachtung ganz eigenthümliche Schwierigkeiten zu. Wie kein practischer Staatsmann sich gegenwärtig vollkommen klar bewußt sein kann über die thatsächlichen oder gar über die dereinstigen Grenzlinien zwischen dem Gebiete des deutschen Reichsstaatsrechtes und zwischen dem Reservattheile des eigentlich preußischen, so vermag auch die Theorie noch nirgends solche Grenzen zu ziehen. Es gewinnt somit diese mit Nothwendigkeit eine unfertige Gestalt. Freilich entspricht sie nur der Wirklichkeit selbst, welche sie damit auf ihre bestimmenden Grundbegriffe zurückzuführen berufen ist, aber ein ächter Systematiker älteren Schlages müßte dadurch zur Verzweiflung gebracht werden. Wer jedoch, wie der Verfasser, unbeirrt durch die Autorität der mechanischen Schablone, das Leben an sich respectirt und versteht, wird daran keinen Anstoß nehmen, im Gegentheil eher einen eigenthümlichen Reiz darin sehen, wenn er Zuständen gegenüber tritt und mit ihnen sich so oder so, practisch oder theoretisch, abzufinden hat, die die Keime noch unabsehbarer Entwickelung in sich tragen. Bequemer schiene es wohl der deutschen Gemüthlichkeit, wenn alles von vorneherein ganz sicher und fest abgezirkelt wäre und man nur nöthig hätte, mit den gegebenen Formeln ähnlich wie mit algebraischen zu operiren, denen man je nach Bedürfniß diese oder jene Zahlenwerthe substituirt. Auch gefahrloser möchte es manche ängstliche Seelen dünkten, die allerlei schwere Conflicte in der Zukunft wittern. Aber ein Staat und ein Volk gedeiht weder, wenn es von einer Todesgefahr in die andere gestürzt wird, noch wenn ihm seine Bahn gar zu bequem und sicher gemacht ist. Wir Deutsche sind vollends gar nicht dazu angethan, ohne ernste und tiefgreifende Probleme zu existiren. Die Zeiten unserer Geschichte, wo es an solchen fehlte, oder wo man ihnen gemüthlich aus dem Wege zu gehen suchte, wie etwa in den letzten 50 Jahren des 16. Jahrhunderts, sind in ihren Folgen die unglücklichsten gewesen und das indolente Behagen des Momentes hat sich jedesmal durch die Schrecknisse der Folgezeit aufs furchtbarste bestraft. —t.

Ausgegeben: 31. Mai 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Theodor Mommsen und sein römisches Staatsrecht.

Es ist jetzt fast ein halbes Jahr, seit der erste Band des römischen Staatsrechts von Th. Mommsen erschienen ist, und noch vermissen wir eine eingehende Würdigung dieses Werkes aus den Kreisen der Fachgenossen. Hier liegt ein Buch vor von einem unserer besten Gelehrten, von der ersten bis zur letzten Seite eigene Forschung, in Vielem ein bahnbrechendes Werk, welches die Lehre vom römischen Staat zum ersten Mal systematisch zusammenfaßt, zum Theil auf neue Grundlagen stellt; und doch nehmen wir die neue Gabe so schweigsam auf. Es geschieht aber bei uns, die wir mit so viel Selbstgefühl unsere wissenschaftliche Kritik betrachten, gar nicht selten, daß ein Epoche machendes Werk längere Zeit in dem Kreise der Fachgelehrten wirkt, ohne daß ihm eine ausführliche Recension zu Theil wird und ohne daß der große Kreis der Gebildeten auf andere Weise davon erfährt als gelegentlich durch die Ausbeute, welche von zweiter und dritter Hand vermittelt wird.

Und doch ist Mommsen einer von den Repräsentanten deutscher Wissenschaft, deren Thätigkeit auch Andere als Fachgenossen mit einem gewissen patriotischem Stolze betrachten. Sein Scharfsinn und seine Gestaltungskraft, die Energie im Gewinn der Resultate aus den mühsamsten Forschungen, der Umfang seines Wissens und eine fast beispiellose Arbeitskraft haben ihn auf einem weiten Gebiet der römischen Alterthumskunde zu einer Autorität ersten Ranges gemacht. Während ihm der größte Theil seiner Thätigkeit durch die Redaction des großen Corpus römischer Inschriften in Anspruch genommen wird, fallen fast jedes Jahr umfangreiche Untersuchungen wie Späne von den riesigen Balken, an denen dieser gute Zimmermann arbeitet. Nur in den letzten Jahren erschien seine große Ausgabe der Pandekten, jetzt das Staatsrecht, daneben eine Reihe werthvoller Abhandlungen, mehrere Ausgaben römischer Autoren aus den Handschriften, darunter Werke, die auch einem ansehnlichen Gelehrten als wichtigste Lebensaufgaben erscheinen würden.

In den Antheil, mit welchem die Zeitgenossen aus der Ferne eine so großartige Gelehrtenthätigkeit betrachten, mischt sich auch eine weiche Empfindung. So gibt sich ein Menschenleben in edler Weise aus durch endlose

Arbeit; in das stille Arbeitszimmer dringt zuweilen ein freundlicher Ton von Beistimmung Mitstrebender, von Anerkennung Fernstehender, fast häufiger der Widerspruch abgeneigter Auffassungen. Was unablässig spannt und die Kraft immer neu belebt, ist die Freude des gelehrten Schaffens, die Arbeit an sich, die Resultate für Andere. Aus jeder vollendeten Arbeit erheben sich neue Entwürfe, spärlich sind die Stunden, in denen sich der Geist eines vollendeten Werkes freut, immer größer wird der Kreis der Aufgaben, welche zu lösen sind, und unsicherer die Aussicht, mit Allem fertig zu werden, was der Arbeiter sich als ein zu erreichendes Ziel gesetzt hat.

Die große Sammlung der römischen Inschriften ist für Mommsen Veranlassung geworden, fast jedes Jahr eine wissenschaftliche Reise in das Ausland zu machen, wiederholt nach Italien, nach Frankreich, Ungarn und in die Provinzen des östreichischen Kaiserstaates. Fast von jeder dieser Reisen hat er noch andere schöne Ausbeute aus Bibliotheken und antiquarischen Sammlungen heimgebracht, er hat überall persönliche Verbindungen angeknüpft und ist für den internationalen Verkehr unserer Philologen einer der angesehensten Vermittler geworden. Und es ist eine Freude, zu sehen, mit welchem Eifer neue Forschungen und Funde, die irgendwo gemacht sind, durch ihn und seine Freunde mit dem Stand der deutschen Untersuchungen vereinbart werden. Bei so ausgedehnter Wirksamkeit Mommsen's war es nicht auffallend, daß der politische Haß der Franzosen auch gegen ihn und das Corpus der römischen Inschriften aufbäumte. Es war nach längeren Bemühungen von ihm durchgesetzt worden, daß die Inschriften aus Frankreich, als ein sehr wichtiger Bestandtheil der ungeheuren Inschriftenmasse, im Zusammenhange mit seinem Werke erscheinen sollten, und durch längere Jahre bestand ein freundliches Zusammenarbeiten mit den französischen Gelehrten. Seit dem Kriege haben dieselben in feindseliger Weise jede Verbindung mit dem Berliner Unternehmen abgebrochen, der Schade, welcher dadurch der Wissenschaft zugefügt wird, ist tief zu beklagen. Aber der Haß richtete sich nach der Weise dieses Volkes auch gegen die Person des Deutschen, den sie als einen Hauptrepräsentanten unserer Wissenschaft betrachten, und wie ein Chor von Sperlingen schrieen die Journalisten der Pariser Presse gegen ihn. Der Humor dabei war, daß gerade da, wo sie beschuldigten, uns der sittliche Tact des Verklagten erfreute. Daß er einen Brief an Napoleon geschrieben hatte, in artiger Form, aber in dem Selbstgefühl eines unabhängigen Gelehrten, das war der Vorwurf, den sie auf ihn bringen wollten. Und doch ist die Veranlassung zu diesem Briefe in Paris so gut bekannt als bei uns. Als Kaiser Napoleon an dem ersten Band seiner Geschichte Cäsar's schrieb, fand er in dem Urtheil, welches Mommsen in seiner römischen Geschichte über den großen Staatsmann der Römer ausgesprochen hatte, so

Vieles, was ihm von seinem Standpunkt gefiel, daß er bei einer Anwesenheit Mommsen's in Paris diesem den Wunsch ausdrücken ließ, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Mommsen wurde zu einem Diner eingeladen, dabei wie ein fremder Souverän zwischen Kaiser und Kaiserin placirt, und mit aller der achtungsvollen Artigkeit behandelt, welche dem Kaiser so gut zu Gebote stand. Ein gemeinsames Interesse waren damals die archäologischen Nachforschungen, welche der Kaiser über die Schlachtfelder Cäsar's in Gallien hatte anstellen lassen, Untersuchungen, welche, nebenbei bemerkt, nicht so große Resultate ergeben haben als man damals hoffte. Als nun aber der erste Band des Cäsar erschienen und selbst die Erwartungen, welche man mit gutem Grund auf die französischen Vorarbeiten setzen konnte, nicht befriedigte, da that Mommsen, was in solchem Fall für einen vornehmen Mann selbstverständlich war, er dankte artig für die Uebersendung, aber er versagte der tendenziösen-Arbeit des Kaisers jede Theilnahme und jede öffentliche Erwähnung. Nicht alle deutsche Gelehrte haben in diesem Fall die gleiche Haltung bewiesen.

Der vorliegende Band wird unsere Philologen durch seinen Inhalt und seine Methode überrascht haben. Nach früheren Untersuchungen Mommsen's, zumal in den „römischen Forschungen", durfte man erwarten, daß er in dies systematische Werk Einiges aus den Ergebnissen derselben, z. B. über Comitien, den Senat hineinarbeiten würde. Was aber hier geboten wird, ist durchweg neue Untersuchung. Auch die Methode der Darstellung ist eine an ihm ungewohnte, diese war allerdings durch die Form des Handbuches angegeben, welches die Aufgabe hatte, alle wichtigen Belegstellen unter dem Text mitzutheilen. Der kühne und entschlossene Forscher, welcher sonst aus dem Reichthum des Materials, das ihm zu Gebote steht, nur das wichtigste herausgreift und dem Leser gern überläßt, den gelehrten Apparat sich selbst herbeizuholen, und der da, wo er widerlegt, die Ansichten seiner Gegner mit kurzer, zuweilen scharfer Polemik abzufertigen pflegt, setzt hier vorsichtig Schritt für Schritt, die einzelnen Bausteine sauber zurichtend und ordnend, polemische Erörterungen fast ganz vermeidend, Alles in dem Bewußtsein, daß es zunächst darauf ankomme, einem neuen Gebäude regelrechten Grund zu legen. Auch nach dieser Rücksicht ist die Arbeit eine der reifsten und sorgfältigsten seines Lebens. Sie wird für das behandelte Gebiet Veranlassung zu zahlreichen neuen Detailforschungen werden, sie zwingt jeden unserer Philologen, zu den einzelnen Resultaten Stellung zu nehmen, sie wird über dunkle und vielbestrittene Punkte eine neue Polemik aufregen und dem Autor wird vielleicht die Differenz mit den Ansichten Anderer öfter entgegentreten als bei einem andern Werke; aber sie wird auch den Gegnern als eine ernste, strenge Arbeit imponiren, und sie wird dem Verfasser wenigstens den Lohn

bereiten, daß sie auf lange Zeit die römischen Juristen und Philologen beschäftigt, und durch die Folgerungen, die sie selbst zieht und die sie in Anderen hervorruft, die Wissenschaft dauerhaft fördert.

In dem vorliegenden Werk hat Mommsen mit Absicht vermieden, die geschichtliche Entwicklung des römischen Staates in den Vordergrund zu stellen; der Stoff ist nach der sachlichen Zusammengehörigkeit geordnet. Der vollendete Band behandelt das Beamtenthum im römischen Sinne: die Magistratur, ihre Auspicien, Amt und Amtsgewalt, die einzelnen magistratischen Rechte, ihre Insignien und Ehren, Einnahmen, Unterbeamte und Dienerschaft, die Amtsqualification und Amtsdauer. Ein zweiter Band wird die einzelnen Oberämter, der dritte die Bürgerschaft und den Senat darstellen.

Die Culturstaaten des Alterthums, welche sich an den Gestaden des Mittelmeers bildeten, sind dadurch radical von den Staaten des Mittelalters und der Neuzeit unterschieden, daß sie von einer Burg und Stadt zu einem Territorium und Staat erwuchsen, daß die Bürgerschaft einer Stadt zu einer landbeherrschenden Corporation, zuletzt zum Volk wurde. Seit Herrschaft der Germanen hat dasselbe Princip nur in Italien, der Schweiz, den Niederlanden auf beschränktem Raum vorübergehend Staaten gebildet. In Deutschland dagegen haben die politisch organisirten Territorien sich allmählich die Städte geschaffen, ihre Centralpunkte gefunden. Der Oberbeamte der antiken Welt war zuerst Walter über eine Stadtgemeinde, der germanische Oberbeamte zuerst erwählter Häuptling einer Gaugenossenschaft, dann ernannter Vertreter eines Landesherrn. Wie fremdartig unseren Einrichtungen das römische Beamtenwesen gegenübersteht, wird der Leser schon aus der folgenden kurzen Uebersicht erkennen.

Das Wort Magistratus bezeichnet den Römern das ordentliche politische Amt, sowie den ordentlichen Beamten, sofern er aus der Wahl der Bürgerschaft hervorgeht, oder in Cooptation durch die vom Volk erwählten Beamten ihnen zugesellt wird. Allen Beamten steht die Amtsgewalt, die Potestas, zu, aber nur den höchsten Beamten des römischen Volkes das Befehlsrecht, das Imperium. Der erwählte Beamte tritt sein Amt zur gesetzlich bestimmten Zeit an, die Gemeinde verpflichtet sich ihm durch besonderen Act innerhalb der Befugnisse seines Amtes zum Gehorsam. Die Amtsgewalt jedes Magistrats ist in merkwürdiger Weise selbständig, keiner ist gehalten, vor einem Befehl die Collegen zu befragen, jedes Decret eines Einzelnen hat volle Wirksamkeit und fordert unbedingten Gehorsam der Bürger.

Dieses Befehlsrecht des Oberbeamten wird nur eingeengt durch die Amtsgewalt eines höhern Beamten, durch das Gegengebot des gleichberechtigten Collegen. Der Mißbrauch wird nur gebändigt durch die rechtliche

Verantwortlichkeit des Befehlshabers, welche nach Ablauf seiner Amtsgewalt eintritt. Bei solch hoher Auffassung vom Recht zu befehlen und der Pflicht zu gehorchen suchte man die regelmäßige Abhilfe gegen Beamtenwillkür und Usurpation in der Collegialität der Gemeindeämter, zunächst in der Zweizahl. Von den Collegen hat jeder die ganze Macht des Amtes, den practischen Uebelständen dieser Mehrköpfigkeit suchte man zwischen den gleichberechtigten Beamten durch einen Turnus in der Geschäftsführung, durch gelegentlichen Vorrang des Einzelnen nach dem Loose und durch freie Vereinbarung der Amtsführenden abzuhelfen. Sogar die Heerführung war mit Ausnahme entlegener überseeischer Commandos bis in die letzte Zeit der Republik gemeinschaftlich, ja, wenn das Heer nur in einer Armee aufgestellt wurde, gemeinsam auf demselben Operationsfeld. Dem Beamten steht das Recht zu, den erklärten Krieg zu führen, aber nicht den Krieg zu erklären, er hat das Recht, jeden Vertrag für die Gemeinde abzuschließen, also auch Waffenstillstand und Frieden; aber er handelt, wenn ihm der Auftrag fehlt, auf seine Gefahr; verweigert die Gemeinde den Vertrag anzunehmen, so wird der Vertrag cassirt, der Befehlshaber kann dem Feinde ausgeliefert werden.

Jeder Magistrat hat das Recht, mündliche und schriftliche Mittheilungen an die gesammte Bürgerschaft zu richten, aber nur der Magistrat mit Befehlsrecht darf mit dem Volke so verhandeln, daß aus dieser Verhandlung ein Beschluß hervorgeht. Jeder Magistrat hat das Recht, vor dem Senat zu sprechen, aber nur dem mit Befehlsrecht steht zu, den Senat zu berufen und einen Beschluß desselben zu erwirken.

Das Amt des Oberbeamten ist ein Ehrenamt, ohne Gehalt, nur die Auslagen, welche sein Amt nöthig macht, werden ihm erstattet; so erhielt der Beamte, welcher öffentliche Spiele veranstaltete, eine Bauschsumme, die wohl selten ausreichte, und der Beamte, welcher im Auftrage der Gemeinde außerhalb der Stadt thätig war, ein Ausrüstungs-, Kost- und Wegegeld, welches schon früh reichlich genossen wurde, dadurch den Charakter einer Besoldung erhielt und die Beamten in späteren Jahren ihrer Amtsthätigkeit für frühere unentgeltliche Dienste in der Stadt entschädigt haben mag. Seit der Kaiserzeit aber wurde den Provinzialbeamten ein fester Gehalt bezahlt. Die gebietende Stellung des Beamten in der Gemeinde wurde auch in seiner äußeren Erscheinung ausgedrückt. Nach altrömischer Ordnung durfte der erwachsene männliche Bürger nur in völlig weißem Gewande, der Toga, öffentlich erscheinen, der Beamte mit Befehlsrecht trug den Purpursaum an der Toga und einen Purpurstreif am Unterkleid, nur bei einzelnen feierlichen Gelegenheiten, bei öffentlichen Spielen, Triumpfen, zuweilen auf der Todtenbahre, ein ganz purpurnes Gewand, als Feldherr gewöhnlich einen kurzen, auf der linken Schulter befestigten Umwurf von rother Farbe. Der

Beamte mit Befehlsrecht verhandelte sitzend, während das Volk stand, er saß auf einem elfenbeinernen Klappstuhl ohne Rück- und Seitenlehne, in der Regel mit geschweiften Beinen, welcher auf einer Bühne aufgeschlagen wurde, vor ihm schritten einzeln hintereinander eine Anzahl Lictoren, welche die Fasces trugen, — die aus einem Beil und mehreren Ruthen durch einen rothen Riemen geknüpften Bunde, das Zeichen des Imperiums. Doch war dem Befehlshaber innerhalb der Stadt das Beil versagt; erst wenn er mit Befehlsrecht die Stadtgrenze überschritt, wurde das Eisen an den Bund befestigt. Die Zahl der Fasces, welche vor den befehlenden Beamten getragen wurde, war nach ihrer Würde verschieden, der Dictator scheint in der Stadt zwölf, außerhalb der Mauern vier und zwanzig gehabt zu haben, jeder Consul führte zwölf, ebenso die stellvertretenden Beamten mit dem Befehlsrecht des Consuls; der Prätor in der Stadt zwei, in den Provinzen während der Republik sechs.

Jeder Befehlshaber hat endlich das Recht und in einigen Fällen die Pflicht, die Auspicien vorzunehmen, den höchsten besten Gott der Römer, den Vater Jovis, zu befragen, ob dieser ein Staatsunternehmen billige oder mißbillige. Nach römischem Glauben gibt der Gott in sichtbaren und dem kundigen Mann verständlichen Zeichen seine Ansicht über beabsichtigtes Thun seiner Römer diesen zu erkennen durch Himmelserscheinungen, durch Flug und Stimmen der Vögel, Lauf und Schreie anderer Thiere, durch gieriges Fressen der Vögel, zumal gehaltener Hühner, endlich durch eine Anzahl anderer böser Omina. Aber der kluge Römer erleichterte sich den Zwang, welchen solche Einwirkungen von außen auf menschliche Entschlüsse ausübten, durch einige beschränkende Annahmen. Das vorbedeutende Zeichen galt nur, wenn der den Gott befragende Befehlshaber es wahrnahm oder wahrnehmen wollte, menschlicher List war gestattet, die Aufnahme ungünstiger Zeichen während der Beobachtungszeit abzuhalten oder günstige herbeizuführen, das Gesichtsfeld dessen, der den Himmel beobachtete, wurde durch vorgehängte Tapeten beschränkt; jedes Geräusch, welches ein übles Vorzeichen sein konnte, ward sorgfältig fern gehalten; damit die Hühner eifrig fraßen, ließ man sie vorher längere Zeit hungern, und damit ihnen etwas von ihrem Fraß wieder aus dem Schnabel fiel, was zu guter Vorbedeutung nothwendig war, gab man ihnen weichen Brei zu fressen. Dies Recht zu schauen wurde freilich arg gemißbraucht. Wie der Beamte auf seine Gefahr ein erscheinendes Zeichen ignoriren konnte, so reichte auch seine Erklärung, daß er ein ungünstiges Zeichen gesehen habe, aus, um eine ihm widerwärtige Staatshandlung für den Tag seiner Beobachtung zu hindern. Ja es kam so weit, daß schon die Erklärung eines abgeneigten Beamten: er werde schauen, für genügend galt, eine Staatsaction zu hemmen. So wurden die Auspicien,

welche durch den religiösen Sinn der Römer eingerichtet waren, zu einer wichtigen, oft gemißbrauchten politischen Parteiwaffe. Und es ist sehr merkwürdig, daß bis in die späte Zeit das Patriziat, die Altbürgerschaft Roms und die Beamten, welche aus den Altbürgern gewählt werden mußten, vorzugsweise für berechtigt gehalten wurden, von diesem Cultusmittel politischen Gebrauch zu machen. Der patrizische Theil des Senates galt doch bis zur Kaiserzeit für den Kern des Volkes, welchem der Gott für außergewöhnliche Nothlagen das Recht, seinen Willen zu erfahren, vorbehalten habe. Der Werth der eingeholten Auspicien war in manchem Sinne von der Höhe des Amtes abhängig, unter den Beamten mit imperium, welche an einer Staatshandlung betheiligt waren, hatte der höhere das Recht, den Gott zu fragen, und wenn mehrere beobachteten, schlugen die Zeichen, welche dem höheren wurden, die des niederen. Auch das war dem practischen Wesen der Römer gemäß, daß zwar eine Befragung des Gottes für alle größeren Staatsinteressen wünschenswerth und zweckmäßig erschien, daß es aber da der Befragung nicht bedurfte, wo Gefahr im Verzuge war. Doch in mehreren Fällen, zu der Ernennung eines Beamten, zu dem Antritt des Amtes, zur Abhaltung von Volksversammlungen und zum Auszug des Feldherrn sind die Auspicien unerläßlich und sie haben bei diesen Staatsactionen bis in die Kaiserzeit politische Bedeutung gehabt.

Ursprünglich war der König oberster Richter, Kriegsherr und Haupt der Verwaltung und Repräsentant des Staates gewesen, nach der Katastrophe des Staates, in welcher das Königthum abgeschafft wurde, ging das Imperium, der höchste Amtsbefehl, auf zwei erwählte Beamte, die Consuln, über, denen für die Finanzgeschäfte zwei erwählte Quästoren beigegeben werden. Es ist bekannt, wie die Obergewalt in der Republik allmählich weiter differenzirt wurde: als Walter des Rechtes wurde der Prätor neben die Consuln gestellt, in Zeiten der Noth wurde über den Consuln das außerordentliche Amt des Dictators gefunden, welchem ein Magister equitum beigeordnet ward; in anderer Nothzeit wurde die höchste Gewalt einem Collegium von Zehnmännern oder Tribunen mit Consulargewalt übertragen, für die regelmäßig wiederkehrende Musterung und Schätzung der Bürger wurde die Censur eingerichtet, für den städtischen Verwaltungsdienst Aedilen mit dem Recht des Elfenbeinstuhls erwählt. Von diesen Oberbeamten hatten das Befehlshaberrecht mit den Fasces außer dem Dictator und seinem Reiterführer von ordentlichen Beamten nur die Consuln und Prätoren und die Beamten, welche in besonderen Fällen an die Stelle der Consuln traten, nicht aber der Censor, nicht die curulischen Aedilen und Quästoren, obgleich man den Censor durch einige andere Ehrenrechte der höchsten Staatsgewalt auszeichnete.

Aber im schroffen Gegensatz zu diesen Beamten des ganzen römischen

Volkes traten die obersten Beamten der Plebs, die Tribunen. Sie hatten nicht das Imperium, führten nicht Lictoren und Fasces, trugen nicht den Purpurstreif am Kleide und saßen nicht auf dem Elfenbeinstuhl, sondern auf einer Bank, aber sie erhielten drei Herrenrechte, welche sie in mancher Richtung zu den obersten ordentlichen Beamten des Staates machten. Während ihnen ursprünglich wohl nur zugekommen war, mit der Plebs zu verhandeln, gewannen sie frühzeitig das Recht, auch den Senat zu laden und einen Beschluß desselben zu provociren. Ihre Personen waren während der Amtsdauer heilig und unverletzlich, und jedem von ihnen stand das Recht zu, einen Richterspruch, einen Senatsbeschluß, wie einen Beschluß der Volksgemeinde durch ihre Intercession außer Kraft zu setzen. Für Acte der Gesetzgebung war dieses Recht von höchster Bedeutung, nicht von sichrer Wirksamkeit in den Fällen, wo der einzelne Magistrat sich nicht an ihre Intercession kehrte. Denn wurde trotz ihrer eingelegten Intercession doch ein Wehrmann ausgehoben, ein Schuldner verhaftet, ein zum Tode Verurtheilter hingerichtet, so beging zwar der Beamte, welcher dies Gehinderte ausführte, ein Kapitalverbrechen; aber da die Criminalklage gegen die höchsten Beamten in der Regel erst nach Ablauf der Amtszeit möglich wurde und auf mancherlei Weise beseitigt werden konnte, so verlor dieses Hilfsmittel oft den practischen Werth. Darum erhielt der Tribun sogar das Recht, von jedem Beamten, sogar von dem Consul, dadurch Gehorsam zu erzwingen, daß er ihn festnehmen und richten durfte. Diese ungeheure Gewalt wurde allerdings dadurch beschränkt, daß der Volkstribun, welcher keine Lictoren hatte, dem Beamten bei der Haftnahme persönlich gegenüberzutreten genöthigt war, — denn nur er selbst war unverletzlich, und daß von seinem Spruch Provocation an die Volksgemeinde gestattet war. Wer aber den Volkstribunen selbst zu schädigen wagte, dem blieb gegen das Strafverfahren nicht einmal die Provocation an das Volk, und ihn vermochte nur das Dazwischentreten eines andern Tribunen von der Strafe zu retten. Ein Lictor hat sich an dem Läufer, der dem Tribunen vorgeht, vergriffen, der Volkstribun macht sofort Miene, den Lictor vom Felsen zu stürzen. Als der Censor Q. Metellus den Tribun C. Atinius Labeo von der Senatsliste gestrichen und dadurch an seiner Ehre geschädigt hatte, ergriff der Tribun den Censor ohne Weiteres und führte ihn auf das Capitol, um ihn dort hinabzustürzen, — dies war die Strafe, welche nach Todesurtheilen der Tribunen zu erfolgen pflegte, weil die Tribunen keinerlei Beamte hatten, um hinzurichten. Und dieser Mißbrauch der Amtsgewalt konnte durch kein anderes Mittel abgewandt werden, als durch das Dazwischentreten eines andern Tribunen.

So stößt in dem römischen Staat eine Amtsgewalt an die andere, mit einer Wucht und Härte, welche uns zuweilen furchtbar erscheint; solche Amts-

gewalt war ganz dazu angethan, in dem Beamten die höchste Spannung, Thatkraft und Energie hervorzurufen, daher ist das römische Beamtenthum auch darin grundverschieden von dem modernen, daß es die gewaltigen Eigenschaften der Mannesnatur vorzugsweise ausbildete: Stolz, Strenge, Vertrauen auf die eigene Kraft, Schneidigkeit und Härte. Bei Mommsen selbst möge man nachlesen, wie großartig die Ideen der Amtsgewalt und des Befehls bei den Römern nach allen Richtungen entwickelt waren, und wie sinnreich und sorgfältig der unablässige innere Krieg der Amtsgewalten zum Besten für den Staat abgegrenzt und gebändigt wurde.

Wer irgend ein vergangenes Volksthum zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen macht, der thut dies in der ehrfürchtigen Ueberzeugung, daß Alles, was Charakter und Wesen der Völker und dadurch das geschichtliche Leben der Menschheit verstehen hilft, an sich wissenswerth ist. Aber der römische Staat hat für unser modernes Leben eine Bedeutung, welche an dem Ungelehrten unablässig merkbar wird. Er hat der Hälfte der europäischen Nationen ihre Sprachen gegeben, durch ihn sind auch die Stammsprachen der andern Hälfte mächtig beeinflußt worden. Er bildete ein großes Heimwesen zwischen antiker Zeit und dem Mittelalter, in welchem bis zu einem gewissen Grade die Beschränktheiten eines jeden einzelnen antiken Volksthums überwunden und ein unermeßliches Gebiet gemeinsamer Interessen in Sprache, Sitte, Recht und Verkehr zum ersten Mal gefunden wurde. Hätte sich das Volk der Juden unter den benachbarten Semitenstämmen ausgelebt, hätte sein Gott Jahve nur im Kampf gegen Baal und Astarte fortregiert, so hätten die messianischen Hoffnungen vielleicht einen Verkünder des einen Gottes nur unter arabischen, mongolischen oder türkischen Stämmen hervorgerufen. Daß die Juden in der Zeit heißer Sehnsucht nach einem besseren Leben dem römischen Weltreich einverleibt wurden, daß ihnen möglich war, in Antiochien, Alexandrien, in Rom und Marseille, in Cadiz und Trier als Zugehörige eines großen Staates, der die verschiedensten Völker mit eisernem Zwange zusammenhielt, ihre heiligen Bücher zu lesen und von der phönizischen Küste bis zu den Säulen des Herkules in einer gemeinsamen Umgangssprache zu verkehren, nur diese Auflösung des jüdischen Staats machte die Ausbreitung des Christenthums möglich. Die Colonistenzüge der Germanen haben im Kampf um römischen Ackergrund einen großen Theil ihrer heimischen Volkskraft auf den Schlachtfeldern, einen weit größeren als Opfer einer verdorbenen Civilisation hingegeben, aber als sie den größten Theil des römischen Reiches politisch ausgetilgt hatten, da waren sie selbst der Cultur des Alterthums so weit genähert worden durch Vieles, was sie verloren, und durch Vieles, was sie gewonnen hatten, daß sie fortan das klein gewordene Erbe antiker Bildung in das eigene Wesen aufzunehmen vermochten.

Mit einer lockeren politischen Abhängigkeit kamen ihnen auch Sätze des römischen Rechts, zahllose Erfindungen des Handwerks und der Industrie, alle höhere Kunstthätigkeit, von der Baukunst bis zum Graviren der Ringsteine, Culturpflanzen unserer Gärten, Gerichte unserer Küche, nicht nur die Schreiberkunst, auch das Material dafür und die Handgriffe bis auf die Einbände der Bücher, und über den zahllosen Einzelheiten das Gefühl, daß sie Erben der römischen Cultur geworden seien und Ansprüche hätten auf Herrschaft in Italien und in den Provinzen des alten Römerreichs. So ist uns der römische Staat nicht nur als das größte politische Gebild des Alterthums, welches durch die höchst originelle Arbeit mittelitalienischer Volkskraft geschaffen, und zu einer Erde beherrschenden Macht gehoben wurde, sondern zugleich, neben dem germanischen Volksthum, als der zweite große Urquell moderner Bildung und als Begründer des Bundesverhältnisses, in welchem alle Culturvölker der Neuzeit zu einander stehen. Und Verfassung und Staatsrecht der Römer erforschen wir nicht nur deshalb, um die größte Arbeit einer vergangenen Volkskraft zu verstehen, sondern auch darum, weil wir einen größten Theil unseres eigenen Lebens, des staatlichen wie des privaten, auf diese Erfindung einer altitalienischen Bauerngenossenschaft zurückzuführen haben. F.

Das natürliche Tonsystem nach Helmholtz' Lehre.

II.

In übersichtlicher Betrachtung der physikalischen Seite der Helmholtz'schen Theorie haben wir neulich (No. 21, S. 793 flg.) die Bedeutung der Obertöne für Consonanz und Dissonanz, sowie für die melodische Verwandtschaft, d. h. für die Wahl der Intervalle der Tonleiter, in allgemeinen Zügen kennen gelernt; wir versprachen, daran zunächst einen historischen Ueberblick über die Entwicklung der Tonsysteme in Leitern zu knüpfen, wobei wir zum voraus noch einmal daran erinnern, daß auf diese Entwicklung neben der Klangverwandtschaft, der Wechselbeziehung der Töne einer Melodie oder Leiter, bisweilen auch ein frei gewähltes Stilprincip eingewirkt hat.

Bei Ausführung irgend einer getragenen Melodie in einer guten Klangfarbe, z. B. durch die menschliche Stimme, welche wohl den nächstliegenden Anhalt bot, hört man die Obertöne deutlich und unter ihnen be-

sonders die Octaven. Daß man frühzeitig darauf kam, die Tonleiter in Octaven zu bannen, kann durchaus nur in dieser Erscheinung seinen Grund haben. Wird nun die Melodie in der Octave wiederholt, so wird nur ein Theil dessen wiedergegeben, was wir schon gehört haben; denn die jetzt gesungenen Töne selbst waren schon als Obertöne bei dem früheren Vortrage der Melodie in der tieferen Octave vernehmbar, ihre eigenen Obertöne aber, deren sie natürlich eine entsprechende Anzahl haben, stehen doch denen der früheren Lage eben durch ihre Höhe an Intensität so erheblich nach, daß dadurch kein Ersatz des nach der Tiefe zu erlittenen Klangverlustes eintritt. Nennen wir die Schwingungszahl irgend eines Tones der ursprünglichen Melodie 2z, so hört man also die Obertöne mit den Schwingungszahlen 4z, 6z, 8z, 10z, u. s. w.; wird die Melodie in der Octave wiederholt, so hat der neue Hauptton die Schwingungszahl 4z, und man hört mit ihm die Obertöne, 8z, 12z, 16z, u. s. w., also ersichtlich nur einen Theil der früher gehörten Töne. Wiederholt man die Melodie in der Duodezime, so hört man noch weniger von den ursprünglich vernommenen Tönen, denn die Duodezime hat die Schwingungszahl 6z, folglich die Obertöne 12z, 18z, 24z, u. s. w.

Die Wiederholung in der unteren Octave der Duodezime, in der Quinte, bietet nun die merkwürdige Erscheinung, daß wir zwar nur einen Theil des früher gehörten wieder, dagegen auch neues hinzu bekommen; die Quinte hat nämlich die Schwingungszahl 3z, wir hören also mit ihr die Obertöne 6z, 9z, 12z ꝛc. Dies ist daher die vollkommenste Wiederholung einer Melodie in einem kleineren Abstande als in dem einer Octave; das bestätigt auch die Erfahrung. Paßt einem ungeübten Sänger die Lage einer Melodie nicht zu seiner Stimmlage, so erscheint ihm das Mitsingen in der Quinte das natürlichste. Als Leopold Mozart mit seinem Sohne 1771 in Mailand war, berichtet er nach Hause: „Wir hörten auf der Gasse zwei Arme, Mann und Weib, miteinander singen, und sie sangen alles in Quinten, so daß nichts fehlte. Das habe ich in Deutschland nicht gehört. In der Ferne glaubte ich, es wären zwei Personen, die jede ein besonderes Lied sängen. Da wir näher kamen, fanden wir, daß es ein schönes Duett in puren Quinten war." E. Krüger erzählt (Allg. musik. Zeitung 1870, Nr. 5), daß er 1848 auf einem Weserdampfschiffe von einer Trompeterhorde auf freiheitsdurstiges Verlangen des Publikums die Marseillaise in derselben Weise habe blasen hören. Auch ich habe vor'm Jahre die „Wacht am Rhein" in derselben Weise singen hören; Beispiele genug, daß die Wiederholung in der Quinte dem Volke ganz natürlich erscheint. Welche Rolle diese Wiederholung in der neueren Musik spielt, z. B. in der Fuge, in der Sonate, ist jedermann bekannt. Eben von diesem Eindrucke bestimmt, theilten

die Griechen die Octave in zwei sogenannte Tetrachorde, nach unserer Schreibweise z. B. von c bis f und von g bis c. Während nun diese Tetrachordeintheilung sich durchgängig in allen Tonleitern aller Nationen findet, schwankten dagegen diejenigen Tonstufen, welche innerhalb der Grenztöne liegen, sehr häufig. Namentlich war das Intervall der Terz zum Anfangstone keineswegs so sicher zu finden, da dasselbe erst durch den vierten Oberton eines gegebenen Tones genau bestimmt wird und dieser an Stärke den früheren bedeutend nachsteht. Die Schwingungszahlen eines Anfangstones und seiner Terz müssen sich wie 4 zu 5 verhalten, weil der dritte Oberton die Doppeloctave des ursprünglichen und die darüber liegende Terz der vierte Oberton ist. Selbst in der melodischen Folge wählen Künstler ersten Ranges, wie Joachim, diese natürliche große Terz, ein Beweis für den Ursprung der Intervalle aus den Obertönen.

Was wir eben anwandten, sind die Elemente des von Helmholtz ausgesprochenen Princips der natürlichen Verwandtschaft der Klänge. Zwei Klänge sind im ersten Grade verwandt, wenn sie zwei gleiche Theiltöne haben, verwandt im zweiten Grade sind solche, die mit demselben dritten Klange im ersten Grade verwandt sind. Natürlich finden noch in diesen Verwandtschaften Abstufungen statt, wenn wir sie anwenden auf bestimmte Töne, indem nämlich die übereinstimmenden Obertöne zweier Töne von höherer und niederer Ordnung sein können. Je näher diese Obertöne dem ursprünglichen Tone liegen, für welchen ein Verwandtschaftsverhältniß vermittelt werden soll, desto größer ist die Verwandtschaft. Nach diesem Princip ergibt sich als Verwandtschaftscomplex zu der Tonika c folgende Reihe von Tönen, geordnet nach dem Grade ihrer Verwandtschaft: c, c', g, f, a, e, es, und in der absteigenden Octave: c, C, F, G, Es, As, A. Man muß beide Reihen abbrechen, weil die Intervalle sonst zu enge werden, um deutlich unterschieden werden zu können. Auch hier spielt der Geschmack und die Ausbildung des Ohrs der verschiedenen Nationen eine bedeutende Rolle in der Entscheidung über das engste zulässige Intervall. Es scheint, daß man in den ersten Stadien der Musik nicht unter die Grenze herunter gegangen ist, welche wir mit dem Intervall eines ganzen Tons bezeichnen.

Bei dem Bestreben, die beiden Tetrachorde auszufüllen, treten nämlich historisch zunächst fünfstufige Tonleitern auf, in denen keine Halbtöne vorkommen, sie scheinen den Griechen vom Orient zugekommen zu sein. Uebrigens haben noch heute die Chinesen und die Gaelen Schottlands und Irlands fünfstufige Tonleitern ohne Halbtöne, obgleich sie die siebenstufigen kennen. Entwickelt man die fünfstufigen Skalen aus dem Princip der Klangverwandtschaft, so zeigt das Resultat noch große Mannichfaltigkeit, selbst bei der Benutzung der nächsten Verwandtschaft zweiten Grades. Die Melodien

in diesen fünfstufigen Skalen zeigen übrigens in Bezug auf die Bestimmung der Tonika mancherlei Schwankungen. Die siebenstufige Tonleiter entwickelte sich bei den Griechen, durch die schon erwähnte Zusammensetzung zweier Tetrachorde. Charakteristisch für die ältesten Tetrachorde ist, daß gerade sie sämmtlich die richtige, natürliche, große Terz enthalten, mit Ausnahme des dorischen Tetrachords, welches nach Pythagoras' Methode die Intervalle durch Quintenschritte hervorbringt. Dies Tetrachord erhielt ein entschiedenes Uebergewicht über die anderen. Aus der großen Zahl der ursprünglichen Tetrachorde erhellt jedoch, wie die Griechen auch in dieser Beziehung in der Feinheit sinnlicher Beobachtung unübertroffene Meister sind. Es sind das nicht, wie man neuerdings gemeint hat, nur theoretische Speculationen; Helmholtz hat durch die Construction eines Harmoniums, auf welchem man nach Belieben in natürlicher, in pythagoräischer und in gleichschwebend temperirter Stimmung spielen kann, gezeigt, wie die verschiedenen „Farben" der Griechen in ihren Tetrachorden durchaus verschiedene Wirkungen auf das Ohr ausüben können. Auf einstimmige Musik angewiesen, konnte sich das Ohr der Griechen überdies für die Intervalle viel feiner bilden als das unsrige, welches der Harmonie und Modulation die Abstufungen des Ausdrucks zu entnehmen gewohnt ist.

Aus zwei Tetrachorden, denen ein Ton gemeinsam war, soll Pythagoras die siebenstufige Leiter zusammengesetzt haben. Ob dabei der tiefste Ton zur Tonika gemacht ward oder irgend ein anderer, läßt sich nicht genau ermitteln. In dieser Hinsicht muß man zwischen accidentellen Tonleitern und essentiellen unterscheiden; die letzteren sind oben und unten durch die Tonika begrenzt. Das practische Bedürfniß hat natürlich zuerst auf die accidentellen geführt, indem man die Saiten einer Lyra so stimmen mußte, daß alle Töne einer bestimmten Melodie auf ihr auszuführen waren.*) Auf die Unterscheidung der Tonika konnten nur theoretische Betrachtungen über den Bau der Melodie leiten. Aristoteles hat Notizen darüber hinterlassen, die eigentlichen Musikschriftsteller gar nichts. Dies zusammen erwogen, ist die Entstehung der sieben griechischen Stimmungen (Tropen), nach den sieben Stufen einer einmal angenommenen diatonischen Leiter als tiefsten Tönen, natürlich; es kommen darin die verschiedensten Tetrachorde vor. Diese sieben Tropen wurden höchst wahrscheinlich allmählich essentiell, d. h. ihr tiefster Ton ist zum Range einer Tonika erhoben worden. Vier von diesen Tonarten, in denen später statt des h (wenn man von c ausgeht) b eintrat, setzte Bischof Ambrosius von Mailand im 4. Jahrhundert als Kirchentonarten fest. Diese

*) Vergleiche das erste der Anacreontischen Gedichte in der Tauchnitzausgabe; in freier Uebertragung der Text des Schubert'schen Liedes „an die Leyer".

bilden essentielle Leitern, d. h. ihr tiefster Ton ist auch Tonika. Sie heißen von nun ab authentische Tonarten. Gregor der Große fügte denselben eben so viele sogenannte plagale Tonarten hinzu, welche die zu den ambrosianischen Toniken gehörigen Quinten zur Tonika hatten. Diese letztere Institution richtete in dem Kirchengesange große Verwirrung an. Der fest geschlossene Halt der essentiellen Tonleitern ging allmählich ganz verloren; aus den Compositionen seiner Zeitgenossen konnte im Jahre 1547 der Musikschriftsteller Glareau nachweisen, daß man nicht 4, sondern 6 authentische Tonarten zu unterscheiden habe; dazu nahm er die entsprechenden 6 plagalischen nach dem Princip Gregor's und gewann daher im Ganzen 12. Noch im 16. Jahrhundert also zählte man essentielle und accidentelle Tonleitern in einer Reihe fort, wie schon der Titel von Glareau's Buch, „Dodecacordon", beweist. In einer seiner essentiellen Tonarten hat sich indessen Glareau geirrt; practisch gab es bis zu seiner Zeit kein Beispiel der Composition in dieser Tonart, wie C. v. Winterfeld nachgewiesen hat.*) Es blieben also 5 Tongeschlechter übrig, und das nämliche Resultat ergibt die rationelle Anwendung des Princips der Klangverwandtschaft.

Bei dem Princip der Klangverwandtschaft ist nicht zu vergessen, daß die Verwandtschaft des ersten Grades zu einem Grundton aufsteigend eine andere ist als absteigend; daß ferner die Verwandtschaft überhaupt allen Sinn verliert, wenn man diese Töne mit Hilfe unserer gleichschwebend temperirten Stimmung bestimmt, oder sie der pythagoräischen Stimmung entnimmt. Nur dann hat sie einen vernünftigen Sinn und kann uns zum Bewußtsein gelangen, wenn sämmtliche Töne aus dem natürlichen Tonsystem genommen werden, wie es die Obertöne ergeben. Wir wundern uns heute oft über die Farblosigkeit und Charakterlosigkeit einer Melodie; diese mag ihren Grund in vielen Umständen haben, einer davon ist sicher der, daß das Princip der Klangverwandtschaft unsern Musikern häufig unklar geworden ist durch die Trübung der temperirten Stimmung. Wollen unsere Musiker also zu einem feinen Gefühl für das Detail der Klangverwandtschaft zurückgelangen, und hierin allein liegt das Heil für alle künftigen Stadien der Kunst, so müssen sie den Unterschied zwischen temperirter Stimmung und natürlicher Stimmung auf das genaueste studiren, jenes Princip mit allen seinen Consequenzen muß ihnen in Fleisch und Blut übergehen.

Damit wir nun den Zusammenhang des Princips der Klangverwandtschaft mit den Obertönen stets gegenwärtig haben, hat Helmholtz eine ur-

*) Es ist dies die sogenannte Lydische Tonart; ich kenne nur ein in ihr componirtes Werk, und das entstammt der jüngsten Zeit: der „Dankgesang eines Genesenen" in dem Beethoven'schen A-moll-Quartette, Op 132.

sprünglich von Moritz Hauptmann herstammende, von Herrn von Oettingen in Dorpat consequenter durchgeführte Bezeichnungsweise der Tonhöhen adoptirt, ein Schema, das wir in seiner anziehenden Einfachheit hier kurz besprechen wollen.

Bezeichnet man mit B, F, C, G, D, A ꝛc. eine Reihe rein gestimmter Quinten, so ist es zweckmäßig, die große Terz von C, wenn sie dem natürlichen Tonsystem, also den Obertönen von C entnommen ist, durch $\underline{\text{E}}$ wiederzugeben und sofort die natürlichen reinen Terzen, so daß man die Folge C, $\underline{\text{E}}$, G, $\underline{\text{H}}$, D, $\underline{\text{Fis}}$, A, $\underline{\text{Cis}}$ ꝛc. erhält. Dann ist klar, daß $\underline{\text{E}}$, $\underline{\text{H}}$, $\underline{\text{Fis}}$ ꝛc. wieder eine Reihe reiner Quinten bilden. Die Unterterz von F ist nun $\underline{\text{D}}$, dieses ist aber von dem D (ohne Strich) in der Tonhöhe verschieden, um ein sogenanntes Komma, d. h. die Schwingungszahl von $\underline{\text{D}}$ verhält sich zur Schwingungszahl von D wie 80 zu 81. Alle unterstrichenen Buchstaben werden also als um ein Komma tiefer zu betrachten sein, als die entsprechenden nicht unterstrichenen. Durch überstrichene Buchstaben dagegen drückt man umgekehrt die Erhöhung des Tones um dasselbe kleine Intervall aus. Schreiben wir dann den Verwandtschaftscomplex ersten Grades zu c hin, so lautet er aufsteigend c, c′, g, f, $\underline{\text{a}}$, $\underline{\text{e}}$, $\overline{\text{es}}$, absteigend c, C, F, G, $\overline{\text{Es}}$, $\overline{\text{As}}$, $\underline{\text{A}}$. Man kann also aufsteigend nnd absteigend schreiben c, $\overline{\text{es}}$, f, g, $\underline{\text{a}}$, c′. Läßt man für die Verwandtschaft zweiten Grades als Hauptvermittlerin die Octave zu, so kann man auch aufwärts und abwärts schreiben c, $\underline{\text{e}}$, f, g, $\underline{\text{a}}$, c′ — c, $\overline{\text{es}}$, f, g, $\overline{\text{as}}$; c′. Wäre c $\overline{\text{as}}$ als Verwandtschaft ersten Grades betrachtet, so würden der fünfte und der achte Theilton coincidiren, der letztere ist aber kaum hörbar, es ist also doch eine Verwandtschaft zweiten Grades anzunehmen. Wir sind daher berechtigt, um nur Verwandtschaften zweiten Grades zu haben, auch für die aufsteigende Leiter $\underline{\text{e}}$ in es zu verwandeln, und können daher aufsteigend und absteigend schreiben: c, $\underline{\text{e}}$, f, g, $\underline{\text{a}}$, c′ — c, $\overline{\text{es}}$, f, g, $\underline{\text{a}}$, c′ — c, $\overline{\text{es}}$, f, g, $\overline{\text{as}}$, c′.

Zur weiteren Füllung dieser Tonleitern benutzen wir nun die nächsten Verwandtschaften zweiten Grades. Nächst der Octave fällt es der Quinte zu, die Vermittelung zu übernehmen, alsdann der Quarte. In den obigen drei Leitern erhält man daher als Fülltöne: zwischen Tonika und Terz d oder $\underline{\text{d}}$ oder $\overline{\text{des}}$, zwischen Sexte und Octave $\underline{\text{h}}$ und $\overline{\text{b}}$ oder b. Auf diese Weise entstehen die melodischen unter den griechischen und altkirchlichen Tonarten, welche Helmholtz so benannt hat:

1. Durgeschlecht: c, d, $\underline{\text{e}}$, f, g, $\underline{\text{a}}$, $\underline{\text{h}}$, c′
$\underline{\text{d}}$

2. Quartengeschlecht: c, d, $\underline{e}$, f, g, a, $\underline{b}$, c′
$\underline{d}$ b

3. Septimengeschlecht: c, d, $\overline{es}$, f, g, $\underline{a}$, $\underline{b}$, c′
$\underline{d}$ b

4. Terzengeschlecht: c, d, $\overline{es}$, f, g, $\overline{as}$, $\underline{b}$, c′
$\underline{d}$ b

5. Sextengeschlecht: c, $\overline{des}$, $\overline{es}$, f, g, $\underline{a}$, $\underline{b}$, c′

In pythagoräischer Stimmung würde man alle diese Tonleitern ohne die unteren und oberen Striche schreiben: es würden dann Verwandtschaften 3., 4., 5. Grades für die unmittelbare Empfindung des Ohrs nöthig sein und es ist zweifelhaft, ob das Ohr überhaupt derartige Verwandtschaften anerkennen wird. Bei den Orientalen findet man die große Septime als Leitton zur Tonika bevorzugt. Dieser Ton hat von allen Tönen der Leiter die schwächste Verwandtschaft zur Tonika und das ist auch wohl der Grund, weßhalb in den schottischen und irischen Liedern, in welchen außer der fünfstufigen Scala noch eine sechste Tonstufe vorkommt, die Septime gewöhnlich fortbleibt. Die Entwickelung des Einflußes der Tonika hat auf die Begünstigung der großen Septime als Leitton gewirkt; nur eines jener fünf Tongeschlechter hat die große Septime und dieses ist dann auch bei dem immer charakteristischer werdenden Bedürfniß nach Tonalität bevorzugt geblieben und unser Dur geworden. Von ihm ist ein anderes nur durch die kleine Septime verschieden; ward diese aus dem Bedürfniß nach Tonalität zum Leitton umgewandelt, so wurde auch daraus unser Dur. Zwei andere jener Tongeschlechter sind während des 17. Jahrhunderts in unsere Molltonart zusammengeflossen; von dem fünften Geschlecht ist kaum mehr als eine Accordfolge übrig geblieben, den Theoretikern bisher deshalb unverständlich, weil sie alles von unserem bestehenden Tonsysteme her beurtheilten, anstatt zu bedenken, daß dies das Product eines mehr denn 2500jährigen künstlerischen Schaffens ist.

Gehen wir nun ausgerüstet mit diesem rationell construirten System diatonischer Tongeschlechter daran, eines auswählend Melodien zu construiren, so müssen diese alle dem Principe der Tonalität unterworfen sein, d. h. sie müssen mit der Tonika anfangen und endigen. Als man Melodien derartig aufbaute, begann und schloß man zunächst unisono mit der Tonika; indem man nach und nach in den Schluß deren Theiltöne aufnahm, erhielt man Octave, Quinte und große Terz dazu. Man erfand so den Dur-Dreiklang, der im Grunde genommen ja nichts anderes ist, als der Klang der Tonika

selbst. Der Tonika nächstverwandt ist die Oberquinte; findet sich der Dreiklang auf der Quinte in der Tonleiter, so wird dieser Accord dadurch als ein dem Tonikadreiklang klangverwandter erscheinen. Weil der Tonikadreiklang die Quinte selbst enthält, wird der Schritt nach der Oberquinte so bevorzugt von der populären Musik, daß die Oberquinte mit Recht die Dominante genannt wird. Es enthält aber dieser Accord denjenigen Ton der Leiter, welcher zur Tonika am wenigsten klangverwandt ist; die Rückkehr zur Tonika ist also entschiedener als von dem Dreiklange auf der Oberquarte aus, wenn dessen Bestandtheile in der Scala enthalten sind. Obwohl die Töne dieses letzteren Dreiklanges sämmtlich mit der Tonika klangverwandt sind, heißt deswegen der Uebergang von ihm zu dem der Tonika nur ein Halbschluß, während der sogenannte Ganzschluß nur von dem Dominantendreiklange gemacht werden kann.

Die drei besprochenen Accorde finden sich nur im Dur-Geschlecht vereinigt; dies ist also für die Förderung der Tonalität das günstigste. Die auf den analogen Stufen der andern Tonleitern gebauten Accorde enthalten den Dreiklang mit der kleinen Terz, dessen wahre Bedeutung Helmholtz festgestellt hat. In einem Dur-Accorde c, $\underline{e}$, g, sind g und $\underline{e}$ um eine gewisse Anzahl Octaven tiefer gelegte Theiltöne des c-Klanges, aber weder c noch g sind Bestandtheile des e-Klanges, und weder c noch e solche des g-Klanges; mit andern Worten: die Klangverwandtschaft ersten Grades im Dur-Dreiklange ist eindeutig, sie bezieht sich nur auf c. Wie sieht es mit denselben Verhältnissen im Moll-Dreiklange c, $\overline{es}$, g aus? g ist Bestandtheil von c und es, aber weder kommt c in es, noch es in c vor. g ist also von c und es abhängig, der Accord also mehrdeutig: entweder ein c-Klang mit einem in es verwandelten fünften Theiltone oder ein es-Klang mit dem ihm fremden Tone c, statt dessen $\overline{b}$ stehen müßte. Es fehlt also dem Accorde die eindeutige Beziehung zu einer bestimmten Tonalität. Daher betrachtet ihn auch z. B. Rameau mitunter richtig als auf $\overline{es}$ aufgebaut. Will man diese Tonalität deutlich machen, so muß man den gewünschten Grundton als solchen hervorheben, theils durch seine Lage, theils durch die auf ihn concentrirten Stimmen. Beides ist am Schluße von Stücken der gewöhnliche Gebrauch bei Händel. Soll $\overline{es}$ der Grundton sein, so ist also eine Beziehung zu b vorhanden, und selbst wenn dies nicht hinzugesetzt wird, hat man den Eindruck eines dissonanten Accordes. Außer dem erwähnten Umstände der Zweideutigkeit tragen die falschen Combinationstöne dazu bei, daß der Moll-Accord als getrübt erscheint und so den Klang der Tonika nicht rein wiedergibt; er findet sich auch bis auf Bach herab nie am Schluße gebraucht, weil man sich bis dahin die Tonalität so ausgebildet hatte, daß ein

bestimmter Klang, eben der Tonika-Dur-Dreiklang, als Centrum der Tonart betrachtet ward. Auch erklärt sich daraus, daß bis in's 16. Jahrhundert die Componisten kein anderes Verwandtschaftsprincip für die aufeinander folgenden Accorde kannten, als dasjenige, welches jeden von ihnen mit dem Tonika-Dur-Dreiklange verband. Vom 16. bis zum 18. Jahrhundert hat sich dies Verwandtschaftsprincip auch für höhere Grade herausgebildet; es wiederholt sich hier dasselbe, was wir bei der Construction der Tonleiter gefunden haben, daß nämlich das Verwandtschaftsprincip zur Tonika succesive im ersten und zweiten Grade entwickelt ward.

Direct verwandt nennt Helmholtz zwei Accorde, welche einen oder mehrere Töne gemein haben; im zweiten Grade sind direct verwandt zwei Accorde, die mit demselben dritten direct verwandt sind. Als tonischen Accord verlangen wir Dur- oder Moll-Dreiklang auf der Tonika. Der Dur-Accord übt eine Herrschaft über die anderen Accorde aus, genau entsprechend der Herrschaft der Tonika über die anderen Töne. Ist der tonische Accord ein Moll-Dreiklang, so ist diese Herrschaft also besonders im Anfange und Schlusse eines Stückes nicht identisch mit der der Tonika.

Diese theoretische Betrachtung mit der Beobachtung an Componisten, wie Händel, Bach und Mozart, zu controliren ist sehr interessant und hierin zeigt sich wie an allen ähnlichen Stellen, daß der Mathematiker Helmholtz auch ein tüchtiger Musikkenner ist. Besonders Händel ist äußerst lehrreich hierin in Bezug auf sein feines musikalisches Gefühl, welches ihn das naturgemäß Richtige treffen hieß. In Bach'schen Stücken a capella findet sich am Schluß nie der Moll-Dreiklang; in den Präludien zu den Fugen mitunter, aber selten. Auf fünf Präludien ohne, kommt eins mit Moll-Schluß: in den Fugen des wohltemperirten Klavierspiels findet sich der Moll-Schluß nur in der Gis-moll- des I., und der A-moll-Fuge des II. Theils. Es hat also Hr. Selmar Bagge sehr Unrecht, Helmholtz gegenüber zu behaupten, es fände nicht selten das Gegentheil statt. (Allg. musik. Ztg. 1863, Nr. 28.)

Mit Ausnahme des dorischen haben alle Tongeschlechter die Eigenthümlichkeit, daß die dem tonischen Dreiklange verwandten Accorde sämmtliche Stufen der Leiter enthalten. Die Fülltöne d. h. diejenigen welche die Verbindung herstellen zwischen den im ersten Grade verwandten Stufen, erhalten eine besondere Wichtigkeit dadurch, daß sie mit der Dominante zusammen den Dreiklang geben, welcher dieser zugehört, und dadurch wird die Stimmung der Fülltöne, d. h. die Frage, ob man sie aus natürlichem oder pythagoräischem System entnehmen soll, eindeutig entschieden. Betrachten wir daraufhin zunächst das Dur-Geschlecht. Es folgt aus der vorzüglichen directen Verwandtschaft zwischen C und G die gleiche Verwandtschaft zwischen dem C-Dreiklange und dem G-Dreiklange, daher müssen wir das durch Quinten-

schritte bestimmte D und das durch Terzen bestimmte H nehmen. Dann lautet die Leiter c, d, e, f, g, a, h, c. Der Accord d, f, a wird daher dissonant. Gäbe man noch eine Stufe d zu, so wäre von d, f, a zu c, e, g zu gehen ein unvermittelter harmonischer Sprung; die beiden Accorde liegen außerhalb jeder directen Verwandtschaft. In der gleichschwebenden Temperatur unserer Claviere ist allerdings kein Unterschied zwischen d, f, a und d, f, a. Der in den andern Geschlechtern vorkommende Füllton b verwandelt sich in der einstimmigen Musik fast immer in h, die gleich große Verwandtschaft zu c und zu g läßt aber auch in der harmonischen Musik unzweifelhaft nur h zu. Die neuere aufsteigende Moll-Tonleiter unterscheidet sich durch den vorwiegenden Gebrauch des h von den anderen alten Tongeschlechtern; es wird also auch hier der Harmonie wegen etwas von der Consequenz der Tonleitern geopfert. Man sieht, daß, wenn beide Forderungen, die Verkettung der Accorde und die der Tonstufen, durch das Verwandtschaftsprincip zur Tonika gleichmäßig erfüllt werden sollen, unser Dur und Moll dies am vollkommensten leisten. Das Dur ganz vollkommen, weil in ihm nur Verwandschaften ersten und directen Grades geltend werden, hier ist also größte Einfachheit, Klarheit und Uebersichtlichkeit vorhanden; das Moll bietet diese nicht dar, denn schon der Moll-Dreiklang am Schluß ist, wie wir gesehen haben, nicht der reine Klang der Tonika. Daher steht das Moll-Geschlecht entschieden dem Dur-Geschlecht nach und ist ihm keinenfalls coordinirt und gleichberechtigt; die Consequenz in seinem Aufbau ist minder energisch und läßt sich nur dadurch ausführen, daß man einen „Compromiß" zwischen Tonalität und Verkettung des Harmoniegewebes schließt.

Diese Art von unsicherer Unfertigkeit schließt jedoch die künstlerische Bedeutung des Moll nicht aus, denn es giebt Situationen genug, in denen eine besondere Aehnlichkeit zu finden ist mit der schlaffen Consequenz, welche das Moll repräsentirt. So ist sehr charakteristisch, daß die neueste Zeit das Moll entschieden bevorzugt. Natürlich sind die Musiker, die so handeln, über die Aufdeckung jener Eigenschaft des Moll und ihre Begründung, bei welcher sich Physiologie und Aesthetik berühren, nicht eben erbaut. Will man von dem mystischen Zauberbann des Moll loskommen, so ergreife man mit Herz und Sinn diese Theorie und übertrage die feinen Beobachtungen, die sie enthält, auf die Stimmungen, welche man durch Composition festzuhalten wünscht: die gute Wirkung wird nicht ausbleiben.

Was man aber auch darin thun mag, soviel ist klar, daß die Musiker anfangen müssen, von Mathematikern nnd Physikern zu lernen, um klare Vorstellung über scheinbar so complicirte Vorgänge zu erhalten. Wie lange

wird es dauern, so haben die gebildeten Laien, deren Interesse an der Sache die Thatsache der 3. Auflage unseres Buches genugsam belegt, die Musiker selbst an Kenntniß und Klanggefühl überflügelt; werden sie nicht dann einmal gegen die Verstöße unserer Componisten ebensowohl Front machen, wie gegen jede andere öffentliche Verletzung der Wahrheit, sei sie nun logischer oder ästhetischer Natur? Schaden genug haben die Musiker in der natürlichen musikalischen Begabung der Menschen angerichtet; bekannt ist, wie wenige heut noch rein singen, rein spielen, rein hören können. Jedenfalls ist ihre Zahl bei uns im Abnehmen, und die zwar stetig wachsende Masse, welche dem modernen Tonwust Beifall klatscht, kann doch jenen Verlust an Klarheit der Wahrnehmung nicht ersetzen.

Helmholtz' Bemerkungen über die temperirte Stimmung, deren Verbreitung mit der Verbreitung des Claviers Hand in Hand geht, sind sehr zu beherzigen. Daß man die Orgel auch temperirt stimmt, ist unverantwortlich: die meisten Orgeln haben zwei Manuale, es wäre eine Leichtigkeit, statt vieler darauf befindlicher überflüssiger Register nach der Helmholtz'schen Methode wie an seinem Harmonium die reine Stimmung darauf einzuführen, deren Princip im Wesentlichen dem Tonsystem der Araber und Perser entnommen ist, welches ein entschiedenes Uebergewicht der Tonleitern mit vollkommen richtiger, natürlicher Stimmung aufzeigt. Der Fehler der gleichschwebend temperirten Stimmung, die darauf beruht, daß man die Octave in zwölf gleich große Intervalle eintheilt, liegt nämlich nicht in den Quinten, deren Unreinheit kaum der Rede werth ist, sondern in den Terzen, welche man durch unreine Quinten bestimmt hat. Nun haben wir gesehen, daß h zu $\underline{h}$ gleich 81 zu 80 ist. Geht man von h durch eine Reihe von zwölf Quinten zurück d. h. abwärts, so kommt man zu dem Tone ces und dieser Ton ist um das Intervall $^{74}/_{73}$ tiefer als h. Wir haben also $h:\underline{h} = 81:80$, $h:ces = 74:73$. Hieraus folgt, nach einer leichten arithmetischen Reduction: $ces:\underline{h} = 845:846$. Der Unterschied zwischen diesen beiden Tönen ist also etwa so groß, wie zwischen der reinen und temperirten Quinte desselben Tones. Gehn wir von G aus acht Quinten rückwärts, so kommen wir nach ces und machen wir jede der acht Quinten um ein Achtel des sehr kleinen Intervalls von 846 zu 845 zu hoch, so wird ces gleich $\underline{h}$; der achte Theil dieses kleinen Intervalls liegt schon längst über die Grenzen der Wahrnehmbarkeit hinaus.

Nach diesem Princip kann man dann weiter fortgehen, und Helmholtz hat nach ihm sein Harmonium construirt. Wenn die Breite der Modulationen nicht zu groß ist, kann man ohne enharmonische Verwechslungen musikalische Sätze darauf ausführen. Der Gemeindegesang modulirt aber nie

so stark, daß dies nicht anginge. Würde man also nach Helmholtz'schem Principe ein oder das andere Register der Orgel so stimmen, so wäre wenigstens der Gemeindegesang reiner und unverfälschter wieder hergestellt. In England gehörten schon im Jahre 1862 150,000 Personen zu den Tonic Solfa associations, welche dieselbe Aufgabe verfolgen, den Gesang nach natürlichen Intervallen wieder herzustellen. Ein junges Mädchen sollte dort ein Solostück aus F-moll singen und nahm die Noten mit nach Hause, um am Clavier zu üben. Sie kam zurück mit der Erklärung, daß auf dem Clavier as und des nicht richtig wären. In einer großen Anzahl von Fällen stellte sich heraus, daß junge Leute stets die richtigen Intervalle wählten, wenn sie nach der Methode jener Gesellschaft unterrichtet waren. Das natürliche System ist daher ohne Zweifel durchführbar. Daß es auf den Streichinstrumenten ebenfalls durchführbar sei, zeigen Künstler wie Joseph Joachim; die Blechinstrumente haben von selbst natürliche Stimmung und können nur mit Zwang der temperirten sich anschließen; die Holzblasinstrumente sind für ihre Anwendbarkeit leicht zu verändern. Helmholtz meint sogar, daß wir der unbewußten Einführung der natürlichen Stimmung die Schönheit unserer besten Musikaufführungen zu danken haben. Statt dieser Zufälligkeit könnten wir aber den steten Genuß so ausgezeichneter Wirkungen haben, wenn die natürliche Stimmung schulmäßig gelehrt würde.

Man sieht aus diesen Resultaten, daß es sich um Fragen wichtigen, practischen Inhaltes handelt, deren Lösung, wie in England, auch bei uns angebahnt werden muß. Wir pflegen von den Engländern zu behaupten, daß sie unmusikalisch seien; diese Meinung ist durchaus irrig, wie sie schlagend dadurch beweisen, daß sie ihre Jugend in den einzig musikalisch zu rechtfertigenden natürlichen Intervallen singen lehren. Wir aber mußten schon seit mehr als zehn Jahren, seit dem ersten Erscheinen des Helmholtz'schen Buches, die klare Ueberzeugung haben, daß einzig solche Weise des Gesanges naturwissenschaftlich und historisch zu vertheidigen ist. Alles Sträuben der Musiker dawider wird nichts verschlagen; die physikalische und historische Wahrheit wie die ästhetische Schönheit des natürlichen Tonsystems werden über kurz oder lang aller Welt einleuchten. F. Gehring.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die deutsche Auswanderung. Aus Hamburg. — So manche Woche schon seit dem Ausgange des Winters ziehen Tag aus Tag ein von den

Bahnhöfen her nach St. Pauli zu in der Richtung des Hafens und der großen Logirhäuser durch unsere Straßen endlose Reihen deutscher Wandervölker mit Weib und Kind und vielerlei bunter fahrender Habe fort über's Meer. Mecklenburg, Pommern, Westpreußen, Posen, Schlesien, Sachsen, Thüringen, sie haben alle wieder ihr reichlich Contingent geliefert an Waare für die Auswanderungs-Rhederei. Und obwohl wir des Schauspiels gewohnt sind, obwohl es unserer Schifffahrt und zahlreichen darauf gegründeten Erwerbszweigen ergiebigen Nutzen abwirft, scheint es uns doch gerade in diesem Jahre auffälliger und fragwürdiger als sonst. Sind die Schaaren wirklich massenhafter geworden, als wir sie ehedem zu sehen gewohnt waren, oder ist der nationale Sinn nur geschärfter als früher, oder glaubten wir diesmal der fatalen Erscheinung nicht mehr solchergestalt zu begegnen, oder ist's nur die böse Statistik mit ihren durch die Presse verbreiteten Entvölkerungsprocenten, was uns den Anblick bedenklich macht? Wie dem auch sei, der Gegenstand ist in aller Munde, die Zeitungen überbieten sich in Berichten, Glossen, Hypothesen über das Thema, Petitionen haben es selbst dem Reichstag entgegengebracht, und so mag darüber wohl auch ein Brief aus Hamburg in Ihrer Zeitschrift eine Stelle finden.

Sehr erkennbar hebt sich noch immer im ganzen socialen Habitus die Person des deutschen Auswanderers schon äußerlich ab von dem proletarierhaften Volk slavischer und czechischer Herkunft, das besonders im letzten April die Ziffern der von hier direct oder indirect in das atlantische Jenseits hinüber expedirten Passagiere so erheblich gegen die Vorjahre hat anschwellen lassen. Kleidung und Haltung und die mitwandernde Habe zeigen, daß der Deutsche immer noch ein gutes Stück Menschenkraft und werthvollen Besitz zum Einsatz mitnimmt in die neue Welt, wo der Böhme leichten Bluts und noch leichteren Gepäcks abenteuerlich das Glück zu versuchen fährt. Man kann wohl annehmen, daß gut drei Viertel der deutschen Auswanderer dem Stande der kleinen bäuerlichen Besitzer und ländlichen Tagelöhner angehören, welche mit dem Erlöse von Haus und Hof oder langjährigen Ersparnissen schwerer Tagearbeit drüben in neuer Heimstätte sich fest ansiedeln wollen, und nur ein Viertel etwa, aus Handwerkern, jüdischen Händlern, schiffbrüchigen Existenzen der höheren Klassen bestehend, in unbestimmter Gewinnlust dem großstädtischen Schwindeltreiben der uns zugewendeten Seite der Union zuströmt. Gerade dies aber ist es, was den Patrioten besorgt machen muß, daß so unverhältnißmäßig starke und werthvolle Volksbestandtheile dem platten Lande entzogen werden. In unserem deutschen Bauernstande lagen bisher die gesundesten Grundlagen deutschen Gemeinwesens, der Kern unserer Volkskraft, das unentbehrliche Gegengewicht gegen zu einseitiges Ueberwuchern dessen, was man in moderner Cultur Industrialismus, Merkantilismus, cen-

tralisirte Capitalswirthschaft nennt. Selbst der dürrste Manchestermann und Feind aller „feudal-romantischen“ Betrachtungsweise wird sich der Anschauung nicht entziehen können, daß das landwirthschaftliche „Gewerbe“, das große, das mittlere, wie das kleine, durch die stetige Auswanderung der kleinen Leute, Büdner, Käthner, Tagelöhner mit Entkräftung, Mangel an „Händen“, Siechthum bedroht wird. — Was ist es denn also, das gerade diese Leute auch jetzt noch unabwendbar fortzieht von dem deutschen heimatlichen Boden nach dem fernen Westen?

Daß die früher herkömmlich aufgezählten Krankheitsursachen nicht mehr gültig sein können, darüber ist nirgends Zweifel. Keine Kleinstaaterei verengt und verdirbt mehr die Lebensluft durch politische Mißregierung, verrottete Wirthschafts- und Heimatsgesetze, Paßzwang und Eheerschwerung, drückende Reglementirung der Gewerbe und jeder Art bürgerlicher Arbeit. Selbst Mecklenburg mit seinen verwesenden Resten der Feudalverfassung ist jetzt als abschreckendes Beispiel schlecht zu verwerthen; ist doch die Bundes- oder Reichsgesetzgebung auch dort ungehindert wirksam und zeigen die preußischen Nachbarprovinzen durchaus keine verminderte Auswanderung. Wir sollten glauben, in den weiten, zum Theil nur dünn bevölkerten Grenzen des heutigen Deutschlands sei freies Feld und freier Raum in Ueberfluß vorhanden für die ungebundenste Entwickelung jeder Individualität, jeder körperlichen und geistigen Menschenkraft. Was ist nicht Alles aus dem Wege geräumt worden seit 1866, um die wirthschaftlichen Elemente unseres Volkes zu entfesseln, ein einheitlich geordnetes, gleichartiges, planes Marktgebiet für die nationale Arbeit, den nationalen Güterverkehr zu schaffen! Wie stolz sehen wir zurück auf die denkwürdigen legislativen Leistungen unserer jungen Reichsgewalten, welche das Bundesindigenat mit seinen Complementen, Freizügigkeit, Paßbefreiung, Unterstützungswohnsitz, verwirklicht, das Recht der Niederlassung, des Grunderwerbs, Gewerbebetriebs, der Eheschließung von den zahllosen communal-polizeilichen Beschränkungen befreit, die innere Ordnung der Gewerbe selbst auf die denkbar breiteste Grundlage des laisser faire gestellt haben! Vor Allem aber: gab es je eine Zeit, in der es stolzere Freude sein mußte, Deutschland anzugehören? Sind wir nicht, seit der Traum so vieler Geschlechter von deutscher Einheit und Herrlichkeit zur glänzendsten Wirklichkeit geworden, das mächtigste, jedenfalls das ruhm- und ehrenreichste Volk dieser Gegenwart, von keinem übertroffen an kriegerischen Triumphen, staatsbildendem Geschick, segensreicher Ordnung des Friedens, Blüthe der Wissenschaft, wie der Künste? Und trotz alledem nun doch immer weiter und weiter diese leidige Flucht so vieler Volksgenossen aus dem Reich?

An zeitgemäßigen Erklärungsversuchen ist kein Mangel, fast jede Nummer unserer größeren Zeitungen liefert einen neuen Beitrag zu dem flagran-

ten Thema. Aus Mecklenburg faßt ein des Landes und der Leute kundiger Gewährsmann seine Beobachtungen dahin zusammen, die Auswanderung friste ihr Dasein aus vier Ursachen: dem hoffnungslosen allgemeinen Darniederliegen der landwirthschaftlichen Handarbeit, dem zunehmenden Mangel an ländlichen Dienstboten, der Militärlast und der steigenden Anziehungskraft der deutschen Territorien in der Union. Ein hannöver'scher Correspondent ist bezüglich der forttreibenden Wehrpflicht mit dem Mecklenburger gleicher Anschauung, meint daneben aber, daß auch das seit 1866 besonders schwer erschütterte conservative Rechtsgefühl dem gemeinen Mann die Seßhaftigkeit, das ruhige Beharren unter angestammtem Regiment auf angestammter Scholle verleidet habe. Einem Dritten spuken Reminiscenzen aus der Riccardo'schen Grundrententheorie im Kopfe herum, und er orakelt, der deutsche Auswanderer gehorche lediglich dem „ehernen" Gesetz, das ihn zwinge nach Ausnutzung des durchcultivirten europäischen Bodens ergiebiges Ackerland jenseits des Oceans aufzusuchen. In Berlin ist man überzeugt, der Mangel der allein glücklich machenden Industrie im Osten und Norden Deutschlands verschulde das ganze Elend. Und in Hinterpommern sind Landräthe und Rittergutsbesitzer darüber völlig einig, daß lediglich die vermaledeiten Auswanderungsagenten, Juden, bankrotte Krämer, Lehrer und dergleichen schlechte Menschen die Wanderseuche in's Land gebracht haben.

Dies sind offenbar Motive von äußerst verschiedenem Gewicht und verschiedener Tragweite, zum Theil auf recht äußerlicher, oberflächlicher oder doctrinärer Auffassung der Dinge beruhend. Ich werde Ihre Leser nicht mit einer methodischen Kritik der einzelnen Argumente behelligen und mich damit begnügen, meine persönlichen Eindrücke zu einer allgemeinen Betrachtung zusammenzufassen. Soviel ich sehen kann, können nur zwei der aufgeführten Momente auf generelle innere Bedeutung Anspruch machen: die wirthschaftliche Noth der untersten Bevölkerungsschicht des platten Landes, und die Scheu vor Krieg und Kriegsdienst. Beides führt im tiefsten Untergrunde unseres nationalen Lebens auf öconomisch-politische Erscheinungen zurück, die sich etwa in folgender Weise charakterisiren lassen.

Die industrielle Entwickelung unseres Jahrhunderts hat das Handwerk in den Städten zur Auflösung gebracht, sie entzieht allmählich auch dem kleinen landwirthschaftlichen Gewerbe den Boden unter den Füßen. Die Industrie nimmt dem kleinen und mittleren Grundbesitz immer mehr Arbeitskraft, Capital, Credit vom Munde fort, macht die Concurrenz mit der großen industriell betriebenen Güterwirthschaft täglich aussichtsloser. Steuern und Abgaben haben sich nicht gemindert; wohl ist der Geldwerth gesunken, dafür der Preis der dem Landwirth wichtigsten Fabrikate und Waaren, nicht minder das Gesindelohn und Schulgeld gestiegen, ohne daß die Gutserträge mit der

steigenden Progression Schritt halten können. Eisenbahnen und Maschinenwesen, die großen Errungenschaften modernen Fortschritts, sind überwiegend den Städten zu Gute gekommen; ihr Nutzen für den kleinen Landwirth, zumal im Osten und Nordosten Deutschlands, ist von verschwindendem Werth. Schlimmer sieht es mit den nicht grundbesitzenden ländlichen Tagelöhnern aus. Was dem Tagelohn gegen früher zugewachsen ist, steht in keinem Verhältniß zu der vertheuerten Befriedigung aller Lebensbedürfnisse. Mit dem constanten Besitzwechsel der Güter haben die Beziehungen zur Gutsherrschaft den patriarchalischen Charakter von ehedem eingebüßt. Unvermittelt durch alte Treue und überlieferte Bande stehen sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer auch auf dem platten Lande gegenüber, Leistung und Gegenleistung werden genau gegeneinander abgewogen, der ohnehin abnorm lange Arbeitstag auf's Aeußerste ausgenutzt, und alle Liberalität als unwirthschaftliches Almosen verworfen. Muß der kleine bäuerliche Wirth daran verzweifeln, vorwärts zu kommen mit seinem Besitz, Schulden und Sorgen nicht stetig wachsen zu sehen, so entzieht sich dem Tagelöhner immer ferner die Aussicht und das Streben, selbst zu gesichertem Eigenthum zu gelangen. Trotz alles Fleißes und aller Sparsamkeit ist für den einen wie für den anderen sehr bald die Alternative da, entweder auszuwandern nach der Stadt, in die Nähe der Fabriken, um an den hohen Löhnen und dem verlockenden Treiben der städtischen Arbeiter gewinn- und genußreichen Antheil zu nehmen, oder auszuwandern nach der jungfräulichen Erde, auf der, wie er weiß, schon so mancher seiner Verwandten, Freunde, Nachbarn sich mit bloßer Hand zum freien selbständigen Grundbesitz durchgearbeitet hat. Je nach dem Maße von Energie, Voraussicht und Liebe zum Ackerbau entscheidet er sich früher oder später für diesen oder jenen Auszug.

Diese so oft von den deutschen Auswanderern vernommene Klage, es sei kein Glück, kein Segen mehr im heimatlichen Dorf, das Leben werde immer schwerer, der Gewinn immer karger, man müsse an ein besseres Fortkommen wenigstens der Kinder denken und es deshalb mit frischer Ansiedlung in der neuen Welt versuchen, sie ist nicht neu und vielleicht gerade heute etwas weniger berechtigt, als in manchem Vorjahr. Was aber der Klage heute einen verschärften Accent giebt, das ist der regelmäßig folgende Epilog, der vom Staat und seiner Blutsteuer spricht. Dreimal in sechs Jahren hätte man in den Krieg gemußt, erst gegen die Dänen, dann gegen die Oestreicher, zuletzt gegen den Franzosen, — so viele seien geblieben, so viele als Krüppel heimgekehrt — wie lange werde es dauern und es ginge wieder los gegen Franzosen oder Russen, — und wenn auch das nicht, immerhin solle man drei der besten Jahre als Soldat dienen — dabei sei kein Auskommen möglich für den armen Landmann! Hört man die Leute so reden und merkt man genauer hin auf der

Rede Sinn und die kühle nüchterne Art, in der sie alle Einwürfe zurückzuweisen wissen, so tritt einem ein wenig anmuthender Gedanke vor die Seele. Daß der deutsche Bauer einen sehr entwickelten Sinn für Geld und Geldeswerth und sehr wenig Anlagen zum Idealismus besitzt, ist bekannt genug. Von allen geistigen Strömungen unserer Zeit scheinen ihm zwei fast ausschließlich zugänglich geworden zu sein: die materialistische Denkart und die Selbstsucht den staatlichen Pflichten gegenüber. Der deutsche Bauer und ländliche Tagelöhner ist von Natur alles andere, nur nicht das politische Geschöpf des Aristoteles. Der moderne Großstaat mit seinem verwickelten Mechanismus, seinen von den bürgerlichen Mittelklassen beherrschten Stichwörtern, seiner rastlosen Gesetzgebung, seinem colossalen Beamtenapparat steht ihm entschieden gleichgültiger und fremder gegenüber, als das alte landesväterliche Regiment mit seinem bevormundenden gemüthlichen Herkommen und dem bequemen Schlendrian eingeborener Localbehörden. — „Nationale Begeisterung für Kaiser und Reich und kriegerische Heldenthaten mag eine schöne und angenehme Sache sein für die Reichen und Gebildeten: ich bin nur ein schlichtgeborener Bauersmann und verstehe das nicht!" — Das ungeheure Uebergewicht der öconomischen Interessen im modernen Volksleben über alle anderen Interessen hat der industriellen Arbeiterbevölkerung einen kosmopolitisch-internationalen Charakter aufgedrückt. Der ländlichen Arbeiterklasse ist durch dieselbe Ursache der Begriff, das lebendige Gefühl des Vaterlandes in Kopf und Herzen entsetzlich abgeschwächt worden. Deshalb ist dem kleinen Mann auf dem platten Lande der Staat ein überall drückendes, beengendes, anspruchsvolles, hartherziges Wesen geworden, aus dem er sich fortsehnt in ein möglichst staatloses, steuerloses, soldatenfreies Dasein im Hinterwalde. Deßhalb empfindet derselbe Mann, dessen Vater noch eine Ehre darein setzte, des Königs Rock zu tragen, in der dreijährigen Dienstzeit im stehenden Heere eine äußerst harte, langwierige, kostspielige, ihn wirthschaftlich drückende Last. Deshalb die Leichtigkeit, mit der er Haus und Hof aufgiebt, beim nächsten Agenten die Passage in Ordnung bringt, der nächsten Eisenbahnstation mit Kind und Kegel zuwandert und der deutschen Erde den Rücken kehrt. Leben wir ja alle in höchst beweglich entwickelten Verkehrsbeziehungen, schnellem Ortswechsel, freizügiger Luft. Packt erst den deutschen Bauern die Wanderlust, von der unserer Race aus grauer Vorzeit ein voller Tropfen im Blute zurückgeblieben scheint, dann soll man sich nicht wundern, wenn er dorthin wandert, wo ihm der fruchtbarste Boden die ergiebigste Gründung der neuen Heimstätte zu sichern scheint, sei es auch im fremden Erdtheil.

Haben sich mir hierin einige wirkliche Züge aus der Volksseele unseres Landvolkes getreu wiedergespiegelt, dann ergiebt sich für die deutsche Auswanderung eine ziemlich hoffnungslose Moral. Vielerlei nützliche und in-

teressante Lehren ließen sich wohlfeil herausziehen über den Unterschied von volksthümlichem und constitutionellem Regiment, preußischem Königthum und deutschen Kaiserreich, Agricultur- und Culturstaat, über die Bedeutung der Gemeindeverfassung und Gemeindefreiheit für die Erhaltung des Gemeinsinns und der Vaterlandsliebe, über schwere Versäumnisse unserer Socialpolitik gegenüber der Landwirthschaft und viel trügerisches Scheinwesen in unserer liberalen Intelligenz, unseren modern-politischen Denkformen. Nur ein vernünftiges wirthschaftliches oder politisches Heilmittel gegen die Phthisis der Auswanderung wird sich schwer ausfindig machen lassen. Deutschland ist nicht Irland, und mit der Weisheit agrarischer Reformen sind wir längst am Rande. Es bleibt Nichts übrig, als dem Strom seinen Willen zu lassen, bis die elementaren Kräfte, die ihn treiben und nähren, sich von selbst erschöpft haben. Hoffen wir zu dem guten Geiste unseres Volkes, daß wenn die Fluth der Auswanderung sich verlaufen hat, die Verluste an nationalem Menschenwerth und Wohlstand an anderer Stelle durch die fruchtbar schöpferische Natur der heimatlichen Erde ihren Ersatz finden!

Reichstagsbericht. Aus Berlin, 2. Juni. — Wenn man die Gesetzesvorlagen betrachtet, die Tag für Tag den Reichstagsabgeordneten in das Haus getragen werden, so wird die Aussicht, den Reichstag am 15. Juni geendet zu sehen, doch etwas getrübt. Zumal wenn man bedenkt, daß gerade die wichtigsten Vorlagen, diejenigen, die der diesmaligen Session ihren Charakter ausdrücken, noch nicht in zweiter Lesung durchberathen sind. Das Maß der menschlichen Kräfte ist doch nur ein begrenztes und was die parlamentarische Abtheilung des Volkes in dem letzten Jahr auf ihrem Gebiet geleistet hat, muß ihre Kraft zunächst beinah bis zur Erschöpfung verbraucht haben. Die einfache Durchlesung aller Vorlagen und die Klarstellung des Inhalts und der Bedeutung derselben im Allgemeinen reicht schon hin, um die von den Commissions- und Plenarversammlungen freigelassene Zeit auszufüllen, von eingehenden Studien gar nicht zu reden. Offenbar muß Mutter Natur den Parlamentarier mit einer Dosis Leichtsinn ausgestattet haben, wenn er der Last der sich auf ihn häufenden Arbeit nicht erliegen und Elasticität genug behalten soll, um rechts und links den andrängenden Aufgaben auszuweichen. Die Physiologie der Abgeordneten, wenn sie einmal geschrieben werden sollte, würde drei Classen zu unterscheiden haben, den arbeitenden und pflichttreuen, dann den, der zwischen Arbeit und Vertrauen auf die Thätigkeit seiner Collegen einen mehr oder minder günstigen Frieden für sich abgeschlossen hat, endlich denjenigen, der sich ganz dieser letzteren mehr sein Gemüth als seine sonstigen Eigenschaften ehrenden Vertrauensseligkeit hingiebt. Daß diese letzte Species von Abgeordneten überhaupt im Reichstag zu finden

sei, will ich natürlich nicht behaupten. Die parlamentarische Legende erzählt nur von einem Abgeordneten zum preußischen Landtage conservativer Natur, der einen Widerwillen gegen parlamentarische Drucksachen überhaupt gefaßt hatte und demselben dadurch Ausdruck gab, daß er regelmäßig, wenn er über die Potsdamer Brücke ging, „die Wurst oder den Schinken" in deren Format er diese Papiere erhalten hatte, uneröffnet den Gewässern des Spreecanals überlieferte. Erst am Schlusse der Session fand dieser druckscheue Abgeordnete Anlaß die Gründlichkeit seines Verfahrens zu bedauern, denn es ergab sich da, auf seine Frage, wo die Diäten blieben, die Aufklärung, daß Anweisung darauf regelmäßig den Drucksachen beigeschlossen und mit ihnen in die Spree gewandert war.

In den letzten Tagen ist der Entwurf des Militärstrafgesetzes in der Commission zu Ende berathen und von ihr ein Vergleich mit der Reichsregierung abgeschlossen worden. Die Mehrheit hat sich über die Punkte mit der Regierung auseinander gesetzt, wo eine Abänderung stattfinden und wo auf eine solche verzichtet werden soll. Es ist kaum zweifelhaft, daß der Reichstag diesen Vergleich ratificiren wird. Der Punkt, wo die größten Differenzen lagen, fand sich bei den Bestimmungen über die Strafschärfungen des Arrestes vor, und hier war der Bruch zwischen Commission und Reichsregierung bereits in unmittelbarer Nähe zu sehen. Die Reichsregierung gab zu erkennen, daß, wenn der Vergleich auf der von ihr angebotenen Grundlage in der Commission nicht zu Stande kommen würde, sie alsbald den ganzen Entwurf zurückzuziehen entschlossen sei. Es ist dies ein Vorgang, der im parlamentarischen Leben wohl noch nicht dagewesen ist, dessen Möglichkeit sich nur aus der besonderen Natur der in Frage stehenden Materie erklärt. Die Furcht, es möge durch die Verhandlungen des Reichstags über die Bedeutung der Strafarten in der Armee die Disciplin geschädigt werden, ist offenbar an der maßgebenden Stelle herrschend gewesen. Die exclusiv militärischen Kreise betrachten es überhaupt noch fortwährend als ein unbefugtes Eindrängen in fremde Verhältnisse, wenn der Reichstag sich um militärische Dinge kümmert. Hier sollte er nach der Meinung dieser Kreise wie vor einem Heiligthum, in das keinem Laien der Eintritt gewährt ist, stillestehen und sich den Sprüchen unterwerfen, die ihm daraus entgegenfallen. Der Reichstag begreift aber selbstverständlich seine Aufgabe anders. Das Militärwesen in seinen technischen Voraussetzungen zu verstehen, darauf kann eine parlamentarische Körperschaft gerade so viel und so wenig Anspruch erheben, als auf das Verständniß der Technik des Eisenbahnbaues oder der Gesundheitspolizei oder des Rechts oder irgend eines Verwaltungsorganismus. Ein Parlament wird stets den Tact haben müssen, die allgemeinen Gesichtspunkte sich zu reserviren und von einem Eingehen in die technischen Details

abzusehen. Auf einen reellen Einfluß bezüglich der allgemeinen Gesichtspunkte, welche das Militärwesen bestimmen, auf das, was man die Militärpolitik nennen könnte, dürfte der Reichstag nur verzichten, wenn er sich zu einem Selbstmorde reif erachtete. Denn hier laufen die wichtigsten Nerven des ganzen Staatsorganismus zusammen, nicht nur die Finanzwirthschaft, sondern der ganze Geist der Staatsverwaltung wird von hier aus bestimmt. Kommt das neue Militärstrafgesetz zu Stande, so wird gerade dies den Beweis liefern, wie wichtig und segensreich diese Befugniß des Reichstages, in militärischen Dingen mitzureden, sich erweist. Die Thätigkeit der Commission hat einen gegründeten Anspruch auf Anerkennung, und ohne ihren anderen Mitgliedern zu nahe treten zu wollen, darf man doch das glänzende Verdienst hervorheben, welches der Abgeordnete Lasker sich in dieser Angelegenheit erworben hat. Es giebt Mitglieder im Hause, deren Begabung mit der von Lasker in Parallele gestellt werden kann, keiner aber besitzt wie er die Gabe und sagen wir es gleich, die Energie sich ganz in eine Aufgabe zu versenken und durch eine nie erlahmende Thätigkeit die Gestaltung der Sache zu fördern. Die Gesichtspunkte, welche Lasker bei der ersten Berathung hervorhob, sind für die ganze Verhandlung des Gesetzentwurfs die maßgebenden geblieben und der Gesetzentwurf, wie er aus der Commission neu hervorgeht, zeigt an den wichtigsten Stellen die Spuren seines Einflusses. Nichtsdestoweniger hat, wie verlautet, Lasker in der Schlußabstimmung der Commission sich von dem abgewendet, was in so vielen Beziehungen sein Werk ist. Die Bestimmungen über die Strafschärfung haben ihm den ganzen Entwurf unannehmbar gemacht. Ob ein ruhig urtheilender Kopf ihm hierin beistimmen wird, und ob nicht hier der Individualismus Lasker's vorschlägt, der im Guten wie im Schlimmen seine Spuren der Geschichte der nationalliberalen Partei eingeprägt hat, mag hier ununtersucht bleiben. Zuzugestehn ohne Weiteres ist die übertriebene Härte der Strafschärfungen wenigstens in der Theorie; ob und wie die Praxis sie mildern kann, steht auf einem anderen Capitel. Siegreich aber ist aus diesem großen Kampfe ein Grundsatz hervorgegangen, der in der Entwickelungsgeschichte Preußens und Deutschlands mit goldenen Lettern zu prangen verdient, und dessen Werth um so höher anzuschlagen ist, je zäher und langandauernd der Widerstand war, der ihm entgegengesetzt wurde. Das ist die Rechtsgleichheit zwischen Bürger und Soldat und namentlich zwischen Bürger und Officier vor dem Strafrecht. Die mit Recht so verhaßten Privilegien des Officierstandes bei Vergehen des gemeinen Strafrechtes hatten auch in dem neuen Entwurf ihre Stelle gefunden. Allein sie konnten der kritischen Betrachtung gegenüber ihre auf einem geistig überwundenen Herkommen beruhende Existenz nicht rechtfertigen und die Reichsregierung hat sich veranlaßt gesehen darauf zu verzichten. Auch

ihr sei für diesen Bruch mit einem lange für einen Hort der Armee angesehenen Vorurtheil die Anerkennung nicht versagt.

Die Chronik des Reichstages darf die Thatsache nicht übergehen, daß gelegentlich der Berathung des Brausteuergesetzes die Clericalen es durchsetzten, die süddeutschen Abgeordneten von der Beschlußfassung in Anwendung des Artikels 28 der Reichsverfassung auszuschließen. Selbst wenn die Ausschließung nach der Verfassung gerechtfertigt sein sollte, was noch nicht so klar ist, wie die Vertheidiger der Maßregel dies behaupten, so trug doch der Antrag auf diese Maßregel den Charakter der gehässigen Verbissenheit, des unausgesetzten Bohrens an dem Reichsbestande, welcher der clerikalen Partei eigen ist. Es giebt ja Bestimmungen genug in allen Gesetzgebungen, welche man nach stillschweigender Uebereinkunft nicht gebraucht und nach dem Sprachgebrauch der Juristen per desuetudinem in Abgang treten läßt. Unter diese Bestimmungen hätte man auch jenen Verfassungsparagraphen gerathen lassen dürfen. Die Clericalen scheinen zwar damit gegen ihr eigen Fleisch und Bein zu wüthen, denn gerade sie beziehen ihr Hauptcontingent aus dem Süden. Allein dieser Widerspruch hebt sich leicht durch die Betrachtung, daß jene Leute nur kommen, um gegen das Reich zu agitiren und ihnen jede Minderung des Reichszusammenhangs und des Ansehens des Reiches willkommen ist. Der Abgeordnete v. Hoverbeck hat die Abschaffung der in Rede stehenden Verfassungsbestimmung alsbald beantragt, die Mehrheit des Reichstages wird diesem Antrag jedenfalls beitreten und die Regierungen der Einzelstaaten können unmöglich einer Willensäußerung Widerstand entgegensetzen, die nur die Geschäftsverhandlung im Reichstag selbst betrifft. Ein solcher Widerstand hieße sich mit der Gehässigkeit der Clericalen identificiren. So wird hoffentlich die erste Anwendung jenes Zusatzes, den wir den Versailler Verträgen verdanken, auch seine letzte gewesen sein.

Die Verfassungsänderung, welche der Lasker'sche Antrag auf Civilrechtscompetenz für das Reich bezweckt, hat allerdings noch beträchtlichere Hindernisse zu überwinden. Allein, da Preußen dafür gewonnen ist, so ist die Zukunft dieses Antrages unter allen Umständen gesichert. Die Vertheidigung der Stellung der drei Königreiche durch ihre Bundesbevollmächtigten im Reichstag ist in der Presse Gegenstand einer oft sehr beißenden Kritik geworden. Der Bundesrath hat seine Stärke offenbar darin, daß er regelmäßig geschlossen dem Reichstag gegenüber tritt. Bei der Behandlung des Lasker'schen Antrags gab sich aber der Bundesrath zum ersten Mal die Blöße, in Zersplitterung vor die Oeffentlichkeit zu kommen, und selbstverständlich kehrten sich alle parlamentarischen Waffen alsbald auf den blosgelegten Punkt. Voraussichtlich werden die Bundesräthe sich hieraus die Lehre ziehen, den gemachten Fehler nicht zu wiederholen und in's Künftige

bei der früher bewährten Taktik zu bleiben. Damit wird den Reichstagsverhandlungen ein Element des Interesses wieder entzogen sein, das so stark und vielleicht im Interesse des Reichstages allzustark ausgenutzt worden ist. Denn ihm mußte daran liegen, die Bundesräthe von der parlamentarischen Bühne nicht abzuschrecken, sondern gerade sie daran zu fesseln. Nun hat der schweigende Delbrück über den redenden Mittnacht den moralischen Sieg errungen, und an eine Wiederholung wird wohl von jener Seite nicht gedacht werden. Freilich der eine Moment mag Manchem ergötzlich gewesen sein, als der württembergische Minister im Lager der Bundesräthe die Fahne der Revolte aufpflanzte. Allein eine mißlungene Revolte ist bekanntlich keine Förderung der Zwecke, die damit erreicht werden sollten, und so wird es wohl auch im vorliegenden Falle sein. Der Antrag selber ist aber vielleicht gerade durch diese Episoden mehr gefördert worden, als unter andern Umständen denkbar gewesen wäre.

Der Südharz. Ein Pfingstbericht. — Wer unsere deutschen Mittelgebirge nach einander oberflächlich kennen lernt, glaubt wohl überall fast der gleichen Landschaft zu begegnen: Berge in Gruppen oder Reihen, durchschnittlich 2000 Fuß hoch, keiner bis zur Schneelinie, wenige über die Baumgrenze aufragend bis gegen 5000 Fuß, die meisten gefällig zugerundet, überwiegend noch bewaldet; dazwischen schmale Thäler, einige Stunden lang, drunten gewundenen Laufs ein Bach, der sich im Sommer in seinem viel zu geräumigen Steinbette mit geräuschvoller Unruhe von einer Seite auf die andere wälzt; am oberen Thalende wohl ein verschämter Wasserfall, abwärts, wenn die Sohle breit genug ist, Wiesengrund, zu dem an den Gehängen Buchen oder Tannen in geschlossenen Massen herabsteigen, nur daß dann und wann aus dem Walde Felsklippen stutzig hervorspringen, mit Flechtenwerk graugelblich bekleidet; draußenvor Hügel mit Obstpflanzungen, zu den Saatgebreiten der buschigen Dörfer in die sonnige Ebene niedersinkend — das ungefähr sind die Bilder, die man wieder und wieder trifft von den Sudeten bis zu den Vogesen, von den Weserketten bis in den Schweizer Jura. Wichtiger ist, daß man unterscheiden lernt, worin doch andererseits allenthalben die besonderen Vorzüge der Landesart bestehen; ein Geschäft, das dem Botaniker und vor allem dem Geognosten nicht schwer fällt, wohl aber dem bloßen Touristen, für dessen genießendes Auge die Merkmale der Wissenschaft nicht deutlich genug zu Tage liegen.

Daß nun der Harz eine ganz hervorragende Stellung unter den deutschen Mittelgebirgen einnimmt, kann keinem Zweifel unterliegen; wenn sich vielleicht noch darüber streiten läßt, ob die Roßtrappe wirklich der besuchteste Aussichtspunkt nördlich von den Alpen sei, oder ob einzelne Stellen des

Elbsandsteingebirges oder des Thüringer Waldes darin mit ihr wetteifern, so steht doch soviel außer Frage, daß der Brocken der berühmteste Gipfel im Vaterlande ist. Ebenso bekannt aber ist er zugleich als das wahre Hauptquartier der Enttäuschungen, die noch heute statt anderer unsauberer Geister droben unermüdlich ihr behexendes Wesen treiben; „obgleich er das Ziel fast aller Harzwanderer ist, gehört er nicht zu dessen Glanzpunkten", sagt etwas ungrammatisch der heilige Baedeker, indem er den Widerspruch einfach registrirt, ohne ihn zu erklären. Woher nun also dieser scheinbar unverdiente Glanz, der auf dem grauen, verwitterten, so schamlos oft benebelten Haupte ruht? „Sagenzauber, alte Gewohnheit, literarhistorischer Ruf!" hör' ich die Weisen sagen, die nicht bedenken, daß durch solche Antwort die Frage nicht entschieden, sondern nur in die Vergangenheit zurückgeschoben wird. Nicht aus der Geschichte, vielmehr einzig aus Natur und Lage läßt sich die eigenthümliche Bedeutung des Brockens und des Harzes überhaupt begreifen.

Alle übrigen namhaften Erhebungen des deutschen Bodens haben entweder nach einer oder mehreren Seiten unmittelbar Anschluß an ihresgleichen, so daß sie äußerlich zu ausgedehnten Höhensystemen zusammengereiht erscheinen, oder wenn sie ja rings deutlich abgesondert sind, wie die hohe Rhön oder in geringerem Umfange der pfälzische Donnersberg, so springt doch der umschweifende Blick nach allen Richtungen leicht auf andere und aber andere ebenbürtige Gipfel hinüber. Der Harz dagegen stellt sich dar in fester Einheit frei auf die Ebene hingethürmt wie ein Baumkuchen auf die Hochzeitstafel, ein Massengebirge nennt's die Kunstsprache; man möchte sagen, es sei ein einziger Berg, wenigstens von Norden her erscheint er so, und je weiter man sich von ihm entfernt, desto mehr: immer mächtiger wölbt sich dann die breite Brockenkuppe empor, gleich der Kuppel von St. Peter das flache Dach des umgebenden Plateaus in doppelter Höhe überherrschend. Das Isolirte ist allemal das imposanteste in der Welt; wie der kleine Zobten überraschend aus dem Flachlande der Oder aufsteigt, oder die Euganeen plötzlich aus den Strandebenen von Etsch und Po, wie über den Meeren des Südens die Felsinseln einsam thronen, so schaut auf die Bewohner der norddeutschen Tiefebene der Blocksberg stolz herab gleichsam im ruhigen Bewußtsein einziger, unvergleichlicher Größe. Für sie war er deshalb von jeher gewissermaßen „der Berg an sich", und gleichwie soviele Stromnamen einfach „das Wasser" schlechthin bedeuten, nannten unsere Vorfahren dies Gebirge kurzweg „den Bergwald" oder „Waldberg", wenn man lieber will, denn im Namen hart flossen dem Germanen die Begriffe der wilden Vegetation und der Bodenerhebung zusammen, wie dem Römer in saltus oder dem Spanier in seinem monte; birgt doch noch heut in Thüringen oder Niederbaiern der Aus-

druck „auf dem Walde“ ganz ebenso wie „auf dem Harze“ den nämlichen Doppelsinn.

Jedoch nicht allein in der Meinung der umwohnenden Menschen, auch in Wirklichkeit selbst hat diese seine isolirte Lage dem Harze die Energie seiner Gebirgsnatur gesteigert. Es ist eine oft verzeichnete Thatsache, daß an und auf ihm alle Vegetationsgrenzen um 1000 Fuß und darüber tiefer liegen, als selbst bei dem so wenig südlicheren Riesengebirge. Schuld daran ist eben seine frei den vorherrschenden Nordwestwinden ausgesetzte Position; er leistet den ersten erheblichen Widerstand, den sie finden, wenn sie, schwerbeladen mit den Dünsten der Nordsee, kühl herübersausen. Ihn umweben sie daher vorzugsweise mit Gewölk, ihn tränken sie vor anderen mit Regen, ihm drücken sie den Baumwuchs herunter, kurz alles wird an ihm rauher, wilder, öder, nordischer; der Brocken insbesondere ist dadurch nur um so mehr der Inbegriff des Bergwesens und -unwesens für die nach erfrischendem Wechsel verlangenden Gemüther im Tieflande. So ward er den heidnischen Sachsen, die im Norden zu seinen Füßen saßen, zum Göttersitze, den bekehrten hernach zum Tanzplatze des Teufels, den wieder ungläubigen endlich zur Heimstatt der Fels-, Sumpf- und Wurzelromantik.

Daß nun, wie natürlich, auch der heutige Wandercultus noch vornehmlich vom niederdeutschen Stamme betrieben wird, lehren die Fremdenbücher des Nordostharzes von Goslar bis Ballenstedt: aus Bremen und den Welfenlanden, aus Holstein und Mecklenburg, aus der Mark und dem entlegenen Pommern, aus den askanischen Gebieten und dem Osterlande kommen sie alljährlich in dichten Scharen herbeigezogen, am zahlreichsten selbstverständlich aus Berlin, dem wimmelnden Centrum flachländischer Cultur. Die ungeheure Mehrzahl aber von diesen Hunderttausenden — man darf dreist behaupten: fast alle — beschränken sich durchaus auf jene Nordostseite des Gebirges. Der Berliner versichert dabei auf der Rückfahrt im Coupé jedem, der es hören oder nicht hören will, er habe alles gesehen, was überhaupt zu sehen sei. Daß hinter'm Harze — von ihm aus gerechnet — auch noch Leute wohnen, bezweifelt er zwar nicht ernstlich, wohl aber, daß es sich irgend lohne, diese halben Antipoden aufzusuchen. Auch diese Erscheinung läßt sich leicht genug erklären.

Freilich wär' es falsch, die frühere Herstellung heranführender Schienenwege auf der Nordostseite für den wahren Grund zu halten; diese ist vielmehr selber nur Folge des regeren Verkehrs gewesen. Auch vor der Zeit aller Eisenbahnen fiel das touristische Maximum durchaus auf jene Seite. Ebenso ist das Schweigen, das die wichtigeren Reisebücher über die Südseite bis auf unsere Tage herab beobachten, nur Symptom, nicht Ursache. Der Hauptaccent muß vielmehr auf den Umstand gelegt werden, daß die der Tiefebene zugewandte Front eben das natürliche Angriffsobject ist. Giebt's da genug zu thun, so ist's kein Wunder, daß der Kampf dort zum Stehen kommt. Und in der That ist gerade die beliebte Strecke vom Rammelsberge bis zum Selkethale überreich mit Sehenswürdigkeiten gesegnet. Bei einem Massengebirge, wie der Harz ist, kommen im allgemeinen vier Naturformen der Landschaft in Betracht: Zunächst die Ränder in ihrer Contrastwirkung zur Ebene, auf die allenthalben der Blick des Wanderers herniederfällt; dann die Thäler, die von gemeinsamen Centren des inneren Massivs

nach den Rändern zu ausstrahlen; ferner die Hochfläche selbst, die über alle Thaleinschnitte hinweg stetig fortreicht; endlich die über die Hochfläche emporragenden, gleichsam auf sie aufgesetzten Gipfel mit Rundsicht. Hiervon fällt jedoch für den landläufigen Lustwanderer sogleich das Plateau als „einförmig und reizlos" weg, jedenfalls sieht er bei der Brockenbesteigung nebenher genug davon; alles übrige aber bietet ihm die Nordseite leicht und gefällig dar.

Für die Gipfel ist schon geologisch gesorgt: die Granitdome des Brockens wie des Ramberges, die rundlichen Häupter des Ober- und Unterharzes, sind nah dem Nordrande erhoben. Und dann: welch effectvolle Reihe mannichfach verschiedener Thäler vom thüringisch freundlichen Selkethal mit seinen lichten Laubcoulissen über die alpin großartige Felsenschlucht der Bode und das in seiner steten Mischung von Buchen und Fichten unvergleichliche, schwermüthig liebliche Ilsethal bis zum düsteren Bergrisse des Okerlaufs mit dem fast skandinavischen Ernste seiner schwarzen Nadelwälder! Dazu auch zwischen den Thalmündungen an den Rändern welche Blicke von den Schlössern und Hügeln über die bebauten Flötzschwellen der Ebene zu den thurmreichen Sachsenstädten!

Schreiber dieser Zeilen hat an jene wohlbekannten Reize erinnert, um zu zeigen, daß ihn zum Preise des so lange verabsäumten Südharzes keinerlei Sonderlingsgrille antreibt; er denkt nicht daran, ihn der Nordseite völlig gleichzuschätzen, aber er möchte gern aus mehrjähriger Erfahrung anderen Pfingstpilgern, denen es mehr um Naturfrische zu thun ist als um „Menschheit", wie der Berliner sagt, mit wenigen Worten die eigenthümlichen Vorzüge einer bisher von der rothgebundenen Literatur fast todtgeschwiegenen, freilich auch selbst von der Cultur der Wegweiser noch beinah unberührten Gegend schildern. An Eisenbahnvermittlung steht zwar der Südrand dem Nordrande schon jetzt mindestens gleich, trotzdem besucht jenen eigentlich nur der Landstädter aus der goldenen Aue, der Göttinger Student, ein paar Professoren der Geognosie und ein Dutzend sozusagen verlaufener Thüringer, die doch nur so bald wie möglich zum Brocken oder zur Roßtrappe weiter eilen. Selbst der Kurort Lauterberg hat noch immer mehr Zukunft als Gegenwart.

Ich will nicht reden von den historischen Schatten, die auch dies Gelände umschweben, vom Kiffhäuser oder den ottonischen Erinnerungen der Helmefluren, nicht der stattlichen Burgtrümmer des Hohnsteins oder Scharzfelsens gedenken, noch des Kreuzgangs von Walkenried mit dem malerischen Raffinement seiner farbigen Perspective; auch keine eigentliche Wanderung will ich beschreiben, vielmehr nur in leichten Strichen die charakteristischen Merkmale gerade dieser Landschaft anzudeuten versuchen.

Vor allem — merkwürdig genug! — liegt der Sonderreiz des eigentlichen Harzrandes im Süden in seiner vom übrigen Gebirge abweichenden, geradezu unharzischen Erscheinung und Ausstattung. Fast in der ganzen Ausdehnung von der kreuztragenden Josephshöhe bei Stolberg im Osten bis westlich nach Herzberg hin, wo der Bergrand scharf nach Nordwesten umbiegt, haben kecke Eruptivgesteine, Porphyr und Melaphyr, die große Grauwackenmasse durchbrochen; durch ihre unternehmenden Kegelgestalten, welche sich namentlich um die mit mönchischer Feinheit zum Klosteridyll ausgesuchte Thalpforte von Ilfeld zu bedeutsamen Gruppen zusammendrängen, haben sie

die anderwärts so einförmigen Randlinien mannichfach und interessant aufgelockert; während sie nach rückwärts immer Fühlung mit der Hauptmacht bewahren, wagen sie sich doch gleichsam ausschwärmend zu selbständiger Wirkung hervor. Dazu sind sie durchweg bis zur vollen Höhe, nach Westen hin über 2000 Fuß, an der südlichen Außenwandung mit prächtiger Buchenwaldung bestanden; die anstrahlende Mittagswärme wie der den Nordwind abschirmende Rückhalt machen hier ihre Kraft dem Baumwuchse förderlich geltend. Der stolzeste und schönste von diesen Randgipfeln ist der Rabenskopf zwischen Lauterberg und Sachsa, über 2300 Fuß hoch, dessengleichen der ganze Nordsaum nicht entfernt aufzuweisen hat. Er hat denn auch wirklich bereits einen gewissen Ruf erlangt, ein eigener Verschönerungsverein hat ihn mit einer „Wilhelmshöhe“ und anderen unvermeidlichen Zeichen patriotischer Civilisation ausgestattet, nur leider noch nicht allseitig mit den im dichten Gehölze fast unentbehrlichen Wegweisern. Die Aussicht kann zum Muster für den Südharz überhaupt dienen und unterscheidet sich von den nördlichen, etwa der vom Wernigeröder oder Blankenburger Schlosse, sehr wesentlich.

Entscheidend ist, daß die zu Füßen liegende Thüringer Ebene rings am Horizonte von fernen Gebirgen bläulich und silbergrau umkränzt ist: nach Osten das Gewirr der Saalberge; südlich in feierlichem Abstande, aber deutlich genug die Kette des Thüringer Waldes; in der Südwestecke die spitze Höhe des hessischen Meißner's; dann der Solling und seine Genossen, die sich die Weser entlang nach Norden dehnen. Dergleichen feingezeichnete Umrahmung entbehren die Ausblicke vom Nordharze; selbst die mitternächtliche Hälfte der Brockensicht verliert sich jenseits der nahvorliegenden Riffe und Bänke der parallel erhobenen Sedimentschichten in die endlose Fläche des alten Meeresbodens; was dem Nordharze von drunten aus zu Ruhm und Ansehen gereichte, seine freie Stellung auf der Wacht gegen die Seewinde, macht den Rückblick von oben ärmer und gestaltloser. Auch an Vorder- und Mittelgrund jeglicher Art gebricht es übrigens der südlichen Ebene nicht: gleich unten die blendend weißen Wände des Sachsensteins und mancher andere Gips- oder Muschelkalkfels, zur Linken der lange, aber edel profilirte Zug des Kiffhäusers, der den reichen Thalgrund der goldenen Aue südlich abgrenzt; hinter ihm Finne und Hainleite auf den Thüringer Wald projicirt; nach Hessen zu, vor'm Meißner, die rauhe Hochfläche des Eichsfeldes mit dem thorartigen Einschnitte, den deutsche Schulmeisterei zur „porta Eisfeldica“ promovirt hat. Nimmt man die Umgebung des Rabenskopfs nach einwärts hinzu, wo sich hinter waldigen Thaleinschnitten, die um Sonnenuntergang wie mit violettem Sammet weich ausgefüttert erscheinen, über den breit ansteigenden Stufen des Plateaus die dunkle Brockengruppe ernst bekrönend zeigt, so hat man eine Vorstellung, wie reich dieser bescheidene Gipfel den emporgestiegenen Wanderer belohnt. Doch übertrifft ihn in mancher Hinsicht noch ein anderer Höhenpunkt.

Vom Rabenskopfe nordwestlich, in der Luftlinie kaum anderthalb Meilen entfernt, aber schwer zugänglich und noch ganz unwirthlich, erhebt sich zu gleicher Höhe der „große Knollen“, in dem sich, wie der Name andeutet, das ganze Gebirge zwischen der Sieber und den Lutterthälern zusammenschart. Es bedarf einiger Pfadfinderübung um sich durch fast lückenlose Buchen- und Fichtenwälder zu ihm durchzuschlagen; ja es wäre unmöglich, führten nicht

auf den Rücken der zu ihm aufsteigenden Höhenzüge jene gassenförmig in den Wald gerodeten Wiesentriften entlang, die überhaupt für diesen Theil des Harzes durchaus charakteristisch sind. Stundenlang kann man auf ihrem schmalen Teppich entlang gehen, auf dem hier und da einzelne kräftige Bäume stehen geblieben sind; den neuen Aufwuchs aber hält der Wind danieder, der wenigstens in der Längsrichtung die stille Waldzeile durchsaust; von dem kaum hervorschauenden Stämmchen aus kriechen die Buchenzweige gleichmäßig nach allen Seiten, puschelige Kugelsegmente auf dem Rasen bildend. Hat man den abgeholzten Gipfel des Knollen erreicht, unter dem seitwärts eine verlassene Jagdkothe steht, ein zeltförmiger Holzbau mit schräger Fallthür, so genießt man wiederum einer im Harze ganz einzigen Aussicht, oder besser Einsicht in eine Welt des Waldes. Nur südwestlich erscheint ein Streif der nach Göttingen hin blau abklingenden Ebene, die rothen Dächer von Herzberg lagern dort vor'm Ausgange des Sieberthals; sonst ist alles rings Forst über Berg und Thal, zumeist wieder prachtvolle Buchen, dazwischen aber auch Fichtenlehnen von bläulicher Schwärze; namentlich die höchsten, abschließenden Rücken sind mit Nadelholz bedeckt. Raubvögel ziehen ihre Kreise still und stolz durch die Lüfte; kaum daß aus dem Schooße eines Waldthals das harmonische Geläut der verborgenen Rinderheerde vom Windhauche heraufgetragen wird. Auch der berühmte, wipfelüberschauende Blick von der Victorshöhe kann sich an grüner Pracht, an mildem Ernste nicht mit diesem messen.

Das ist überhaupt das eigene am Südharz, daß, sowie man den freundlich belebten Rand überschritten, sich ein stilles Reich des Friedens aufthut. Unter den Thälern dürfen sich das der Stolberger Thüra durch seinen üppigen Pflanzenwuchs, das der Ilfelder Bähre durch seine windungsreiche Schönheit, die der Zorge, der unteren Oder und Sieber durch ihre heitere Kraft, jedes wieder mit ganz besonderer Eigenart der bunten Musterkarte der Harzthäler würdig einreihen. Nur entbehren sie durchweg des nackt anstehenden Klippen- und Felsengesteins; dies und die Mannichfaltigkeit der Vegetation — neben den vorherrschenden Buchen und Fichten zeigt sich der kräftige Ahorn, die zarte Lärche, im Bachgrund hochstämmige Erlen, die Straße entlang, mit der Nadelwand freundlich contrastirend, lichte Ebereschen — alles dies würde uns leicht in Gedanken aus dem Harze versetzen, wenn nicht ein eigener schwer beschreiblicher Zug von stiller Größe, von nordischer Gebundenheit doch immer wieder dazwischenträte. Und so liegen auch drinnen die einzelnen Hütten und Höfe wie die kleinen Ortschaften überaus heimlich eingebettet; selbst das schmucke Stolberg scheint in seinem Kessel zu versinken, noch sicherer werden Wieda und Sieber von ihren Thalwänden geborgen, am traulichsten wohl das gastliche Zorge.

Man sieht, dies Stück altdeutscher Erde — schon Kaiser Heinrich IV. hat bei Scharzfeld, unfern dem Knollen, gejagt, wie der Mönch von Pöhlde berichtet — verdient es wahrlich nicht, wie die rohbehauene Rückseite einer Statue unbesehen in die Blende gestellt zu werden, wenn auch nicht allemal die Wasser mit so überlustigem Tosen umhertanzen wie zu diesen gewitterschwangeren Pfingsten, oder wenn auch selten die am Pankraz zu Millionen erfrorenen Buchenblätter an den vorspringenden Thalwangen einen rothen Herbst mitten in den grünen Frühling hineinmalen. Zum Beschlusse erreicht man in einem einzigen Tagemarsche von der Südwestecke aus ohne Mühe

über den Oberharz, die Welt der Köhler und Grubenleute, hinweg durch die kahle Hochmulde von St. Andreasberg, die berühmte Chaussee am Rehberger Graben entlang, wo an der Bergecke plötzlich der Blick jäh in das wilde Tannicht des oberen Oderthals hinabsinkt, die uralte Nebelbrauerei der Sachsengötter, des heiligen und unheiligen Reichs unverbesserlichen Windfang, Vater Brocken. Alfred Dove.

Julius Schnorr von Carolsfeld †.

Von den verehrungswürdigen Häuptern der neudeutschen Meister hat sich eines der letzten geneigt: neben Veit und Führich war Schnorr der Aelteste unter den deutschen Künstlern der Gegenwart. Seine Jugend reicht in eine Zeit zurück, von der wir kaum begreifen, daß sie noch durch die Spanne eines Menschenlebens mit unsern heutigen Tagen verbunden sein kann; aber Schnorr's Persönlichkeit hatte nichts Greisenhaftes in dem Sinne überlebten Wesens; eine Frische, eine Jugendlichkeit der Empfindung zeichnete ihn aus, die nur den Auserlesenen zu Theil wird und nur von den Besten und Stärksten bewahrt werden kann. Dank seiner gesunden Sittlichkeit hat er Jünglingslust, Mannesreife und Stille des Alters mit gleicher Freudigkeit genossen und genützt, niemals zurückgeschaut in unfruchtbarer Wehmuth, sondern verständig und klar dem kommenden Tage entgegen gesehen. Das gab ihm jenes warme Verständniß für die Jugend, das ihm die späten Jahre erquickte, wie es den Kreis der Seinigen, so rauh und vorschnell ihn der Tod gelichtet, doch immer mehr bereicherte; denn wer einmal in den Zauberkreis seiner Liebeswirkung eingetreten war, der gehörte ihm unzertrennlich an. Nichts Menschliches war ihm fremd, aber auch nichts Menschliches hat je den Frieden und die Klarheit seiner Seele getrübt. Von Signorelli erzählt die Sage, daß er seinen schönen Sohn mit ruhiger Hand und mit festem Auge im Tode gemalt: so hat auch Schnorr das Bild seines herrlichen Sohnes, der in Vollblüthe des Lebens und Ruhmes dahinging, mit Stolz und Lust in den Gestalten seiner Lieblingsrollen festgehalten; und dem edlen Meister von Cortona war er auch sonst in Kunst- und Lebensart verwandt, — wie jener noch im hohen Alter von zarten Formen, ritterlich und freundlich, und allen aufstrebenden Talenten ein unermüdlicher Förderer und Fürsprech. Die liebenswürdigste Laune, schlagfertiger Witz belebte seine Aeußerungen und machte den Umgang so erquicklich und wohlthuend, weil er dem Schwunge des reinsten Idealismus, der diese Natur durchleuchtete, den Reiz der Vertraulichkeit hinzufügte. Strenge Frömmigkeit beherrschte ihn, aber es war die Frömmigkeit des wahren Protestanten, zu groß und zu innerlich, um jemals Aergerniß zu nehmen oder zu geben, zu demüthig, um jemals zu verurtheilen. In den Zügen dieses gewaltig durchgeformten Antlitzes, wie sie zuletzt noch einer seiner treuesten und würdigsten Schüler, Wislicenus, festgehalten hat, ist das Menschengeschick-bezwingende Pathos des vollendeten Mannes ausgeprägt.

Für die Zeitgenossen, von denen er nun geschieden, ist nicht nöthig, den Hergang seiner künstlerischen Entwicklung zu erzählen. Von den ersten Anfängen hat Schnorr im hellen Lichte des Tages gearbeitet. Alle Wandlungen

seines Stiles sind an öffentlichen Denkmälern erkennbar. Von den Erstlingen der Villa Massimi in Rom zu den Malereien der Residenz, des Nibelungen- und des Kaisersaals in München führt uns eine fast lückenlose Reihe die Leistungen seiner aufsteigenden Kraft vor. Daß er der eifrigste und vielseitigste Prediger des Kunstbekenntnisses gewesen, welches die geistesverwandten Genossen in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts aus Rom nach Deutschland herüberbrachten, wird ihm kein Ueberlebender bestreiten. Er war es, der nicht blos zu gelegener Stunde das Wort zu Hilfe nahm gegen die Verlästerung des neu erwachten Kunstlebens, er hat auch in den eigenen Fortschritten die Gebiete, welche die neue Richtung zu beherrschen vermochte, am umfassendsten umschrieben. Nicht immer haben wir die Gewißheit, ob die Aufgaben, die an ihn herantraten, mit dem eigenen Wunsch und Antrieb zusammenfielen; zuweilen bleibt uns der Eindruck eines gewissen Zwanges: um so bewundrungswürdiger ist die Kraft der Selbstentäußerung und der Aneignung, die er an den Tag legt. Schildereien zur Odyssee sollten Schnorr's erste Arbeit in München bilden; er studirte darauf hin besonders die sicilische Natur, — da bestimmt der königliche Mäcen, daß er die Nibelungen male. So tritt er aus der romantischen Märchenwelt seines Ariosto-Cyclus in die Sphäre des großartigsten Epos, um sich endlich der Verherrlichung geschichtlicher Ereignisse zu widmen, ein Fortschritt, der für die Kunstsprache, die er vertrat, nicht minder wichtig war wie für ihn persönlich. Und neben all diesen massenhaften Monumentalarbeiten geht wie stille Hausandacht die Illustration der Bibel her. Technisch begabt wie kein zweiter seiner Strebensgenossen hat Schnorr eine geradezu erstaunliche Fruchtbarkeit entfaltet, und doch bewahrte er das Geheimniß des Künstlers, bei jedem Werke so gewissenhaft zu sein wie beim ersten. — Voll Lust am Ueberschwang dramatischen Lebens war der Jüngling einst aus dem Atelier des Vaters hinausgezogen in die Welt; da kam in Wien, wo das Geräusch von dem gewaltsamen Bruche Overbeck's mit der Academie noch nicht verhallt war, die Wirkung der in seiner nordischen Heimat so gut wie unbekannten alten Meister über ihn und scheuchte ihn aus dem lauten Tummelplatze der Knabenphantasie in die Beschaulichkeit zurück, in der sich seine Kräfte sammeln, sein freudig allem Höchsten zugewandter Sinn des rechten Weges vergewissern konnte. Wie allen wahrhaft reformatorischen Bestrebungen deutscher Geister, so gab auch den Malern jener Tage dies offenbarungsartig eintretende Gefühl des Zusammenhangs mit zeitlich weit Entlegenem erst die rechte Beglaubigung des eignen Triebes, und es entstanden jene rührend schlichten Gebilde, vor denen uns Alle, die wir sie heute sei es mit Freude der Uebereinstimmung oder mit fremder Verwunderung betrachten, das Bewußtsein eines verlorenen Paradieses überkommt. Den Malern aber, die mit so erschütternd ernstem und keuschem Sinne einen neuen Anfang suchten, ist die sittliche Verheißung, die ihr Thun von selber in sich schloß, zur Wahrheit geworden: je kindlicher das Kind, desto männlicher der Mann; so schritten auch sie, zusehens wachsend, zu immer höherer und freierer Schönheit fort. Mit der Gesinnung hatten sie das Erbe der Altitaliener sich zugeeignet, das Vermögen, den einfachsten und den größten Aufgaben ihrer Kunst gerecht zu werden.

Nennt man Schnorr's Namen neben den beiden Genossen, die er als Freunde und Lehrer verehrt, so empfindet man auch sofort, was sie unter-

schied. Durch die apokalyptische Hoheit seines Stiles ist Cornelius, durch den Hang zur Stille ist Overbeck vereinsamt, Schnorr allein blieb den Zeitgenossen zu allen Stunden vertraut und lieb. Die Entfaltung seiner künstlerischen Kräfte hielt gleichen Schritt mit den Erwartungen des Tages, und so wenig er je um Beifall gebuhlt hat, seine Werke sind volksthümlich geblieben bis zuletzt. Er kannte die Grenzen seiner Begabung und hütete sie; in die neuesten Bahnen der coloristischen Richtung trat er nicht mit ein, weil seine Eigenart widerstrebte, aber innerhalb des Gebietes der Monumentalkunst, deren Würde er und seine Freunde dem deutschen Volke wieder zum Bewußtsein brachten, hat er Unvergängliches geschaffen. Frei von allem Eigensinn ging er, ein echter Sohn der Zeit, den guten Anregungen der Gegenwart mit Liebe und Verständniß folgend, Schritt für Schritt mit ihr. Auch als Bürger untadelig begrüßte er den neuen Aufschwung des Vaterlandes mit Jünglingsleidenschaft, und er ist nun heimgegangen als einer der hochpreislichen Männer, auf deren Antlitz immerdar ein Widerschein der Weihe und des Glückes haftet. Dieser Ruhm aber soll ihn am längsten überdauern: daß er von den wenigen deutschen Künstlern, die ihr Tagewerk unter freundlichen Gestirnen vollbracht, zu den erlesenen gehörte, denen Gunst des Geschickes nicht schädlich, sondern heilsam war. Denn das verdankt der Mann allein sich selbst, der Zucht des Herzens und der Seelengröße.

M. Jordan.

Literatur.

Schulte, die neueren katholischen Orden und Congregationen. — Die Lüderitz'sche Verlagshandlung in Berlin hat ihrer weitverbreiteten Sammlung gemeinverständlicher Vorträge, die nach ihrem Programm ephemere und Parteifragen ausschloß, als Ergänzung ein anderes Unternehmen zur Seite gestellt, das unter dem Titel: Zeit- und Streitfragen eben diejenigen Themata besprechen will, die jene andere Flugschriftensammlung nach ihrem Plan ausschließt. Der Gründer Holtzendorff, der jenes erste Unternehmen gemeinsam mit Virchow in's Werk setzte, hat sich zu diesem Zweck mit dem durch seine Arbeiten auf dem Gebiet der griechischen Geschichte und die verdienstvolle Herausgabe der Häußer'schen Vorlesungen auch einem größeren Publikum wohlbekannten Professor Oncken in Gießen verbunden und die vorliegenden Aufsätze von Heinrich Lang über das Leben Jesu, von Roscher über die Währungsfrage, von Perrot über die deutsche Eisenbahnpolitik haben dem Unternehmen bereits einen sehr günstigen Boden geschaffen. Von geradezu einschneidender Bedeutung ist aber der im fünften Heft enthaltene Aufsatz von Prof. Schulte in Prag über die neueren katholischen Orden und Congregationen.

Man kann diese rein statistische und sachliche Uebersicht über die Entwickelung des Klosterwesens in Deutschland nicht lesen, ohne von tiefer Beschämung ergriffen zu werden, welche Rückschritte wir gerade in den Dezennien gemacht haben, in denen die Arbeit unserer Generation in die Hand gelegt war. Schulte weist nach, daß mit Ausschluß von 4 Klöstern in der Erzdiözese Köln alle anderen, und in Paderborn mit Ausschluß der Franziskaner und 5 Frauenorden alle übrigen erst seit dem Jahre 1848

gegründet worden sind. Neun Zehntel aller Häuser datiren erst seit 1849 Dem entspricht ganz das jugendliche Alter des gegenwärtigen Klosterstands. In der Diöcese Paderborn sind von 435 Professen nur 52 über dreißig Jahre alt, alle übrigen zwischen siebzehn und neunundzwanzig Jahren. Die Klöster würden sich also selbst, falls nur der Zufluß geringer würde, keineswegs auf dem Aussterbeetat befinden. In eben solchem Mißverhältniß befindet sich die Zunahme des Clerus. In der Diöcese Münster beträgt der Mehrzuwachs 73, in Trier 80, in Köln gar 151, das heißt in der Erzdiöcese Köln ist der 120. Theil der katholischen Menschen Cleriker, ein Verhältniß, wie es selbst im Mittelalter kaum überboten wird. Namentlich Westphalen hat einen solchen Ueberschuß aufzuweisen, daß es das Deficit aller anderen Diöcesen deckt.

Abgesehen von diesen erschreckenden Zahlenverhältnissen haben wir uns auch der Qualität nach bedeutend verschlechtert. Während die verhältnißmäßig harmlosen Bettelorden mit ihren 27 Klöstern 325 Insassen haben, stellen die 11 Jesuitenklöster Preußens 160 Jesuiten in Rechnung. Wie diese 160 aber zu lesen sind, beweist schon die wahrhaft lächerliche Notiz der officiellen Jesuitenstatistik, in Großbritannien befänden sich nur 2 Patres. Dazu wird mit gutem Fug hingewiesen auf die sehr ernste Thatsache, daß die allermeisten der reconstituirten, zumal weiblichen, Congregationen einfach die Verfassungsgrundsätze des Jesuitenordens angenommen haben. Da nun das preußische Landrecht alle Orden verbietet, deren Angehörige einem unbekannten Obern Gehorsam, oder einem bekannten auswärtigen Obern unbedingten Gehorsam gelobt haben, so würde die Mehrzahl dieser Congregationen factisch außerhalb des Gesetzes stehn. Nicht minder merkwürdig sind die Nachweise über die Vermögenserwerbungen durch den Orden. Binnen weniger als 20 Jahren haben einzelne Orden colossale Summen zusammen gebracht. Ganz abgesehen nun von diesen rein materiellen Fortschritten weiß Schulte als genauer Kenner dieser Vorgänge darzuthun, welche eingreifende Wirksamkeit durch die Jesuiten und Liguorianer geübt werden, deren Aufgabe die Exercitien und Volksmissionen sind, während sie vom regulären Pfarrdienst entbunden bleiben. Aus hundert Canälen strömt ihnen die Kenntniß localer und allgemeiner Zustände zu. Die Volksmissionen, Exercitien, Conferenzen, Vorträge, Beichthören der Nonnen, Ertheilung des Unterrichts in vornehmen Häusern, die Sprechstunden für fromme Damen, geistliche Unterhaltungen mit unbeschäftigten Herren — diese anscheinend geistliche Vieltreiberei dient doch nur dem einen Zweck, die Obern über Zeit und Gelegenheit im Einzelnen und Ganzen zu orientiren und ist ein gar nicht zu unterschätzendes Moment in der Ausübung ihres Einflusses. Auch über den Inhalt der Ordenspredigten und des Ordensunterrichts werden höchst bedenkliche Mittheilungen gegeben. Mit einem Wort, wer die Resultate der Raumer-Bethmann-Hollweg-Mühler'schen Cultuswirthschaft hier in einem trockenen Resumé verzeichnet sieht, dem gehen die Augen über. Hier kann nicht mehr ein polternder Kampf um den geretteten Besitzstand helfen, sondern eine große legislatorische Neuschöpfung ist nöthig, sonst zieht das 19. Jahrhundert gegenüber dem vorigen den Kürzern. — H.

Ausgegeben: 7. Juni 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Entwicklung des modernen Pessimismus.

Seitdem das Bewußtsein des Menschen nicht mehr bei den einzelnen Erscheinungen stehen bleibt, sondern in kühnem Fluge sich zu dem Versuche erhoben hat, den gesammten Weltzusammenhang zu überschauen, treten auch, bald schroffer, bald verschwommener, die principiellen Gegensätze des Optimismus und Pessimismus auf. Besonders seit dem vorigen Jahrhunderte wird der Kampf zwischen beiden Richtungen lebhaft geführt. Während die deutsche Philosophie des vorigen Jahrhunderts fast durchgängig auf optimistischem Standpunkte steht, sind es besonders die geistreichen Franzosen, die gegen diese versöhnende Auffassung der Welt Opposition machten. Selbst die vorgeschrittensten unter den deutschen Aufklärungsphilosophen sind in ihrem Glauben an die allweise Einrichtung des Weltalls fest und unerschütterlich. So macht z. B. Reimarus, sicherlich der bedeutendste und determinirteste Kopf der eigentlichen Aufklärungsphilosophie (Lessing stand schon zum großen Theil außerhalb derselben), gerade diese optimistisch-teleologische Weltanschauung zum Fundament seiner damals fast unerhörten Angriffe gegen die Bibel und das kirchliche Christenthum. Dagegen veranlaßten die Zweifel des Franzosen Pierre Bayle, der den Manichäismus mit seinem bösen Urwesen den Vernunftforderungen viel entsprechender fand, als die Alleinherrschaft des allgütigen christlichen Gottes, unseren Leibniz zu seiner berühmten Theodicee. Und Voltaire, der mit zunehmenden Jahren immer pessimistischer dachte, überschüttete sowohl Leibniz wie den Grafen Shaftesbury, einen Philosophen von wahrhaft antikem Gefühl für Schönheit und Harmonie, wegen ihres Optimismus mit seinem Spotte. Seitdem wurde der Kampf zwischen beiden Richtungen viel principieller und tiefer gehend. Der Pessimismus begnügt sich nicht mehr mit einzelnen spöttischen Einwürfen gegen die vortreffliche Welteinrichtung; er hat dem Ausspruche des Mephistopheles, daß alles Entstehende werth sei zu Grunde zu gehen, und es darum besser wäre, wenn überhaupt nichts entstünde, die tiefste metaphysische Grundlage zu geben gewußt. Und ebenso ist der moderne Optimismus davon abgekommen, alle Welterscheinungen unter dem Gesichtspunkte ihrer äußeren Zweckmäßigkeit für den Menschen zu betrachten und an den Dingen irgend eine für das liebe Ich nützliche Seite in oft seichtester und lächerlichster

Weise herauszuklügeln; vielmehr hat auch er sich durch die Einführung des immanenten Zwecks, der sich selbst realisirenden Vernunft zu vertiefen und zu einer wahrhaft großartigen Weltanschauung zu erheben verstanden. Die tiefste Spaltung in der heutigen Philosophie hängt mit diesem Gegensatze zwischen Pessimismus und Optimismus auf's engste zusammen. Wäre schon dies Grund genug, den Pessimismus einer näheren Betrachtung zu unterziehen, so kommt noch hinzu, daß gerade in allerletzter Zeit die ausgeprägtesten Gestalten des Pessimismus, wie sie sich in Schopenhauer's und Hartmann's Philosophie zeigen, eine überraschend große Menge von Anhängern gefunden haben und noch täglich neue zu gewinnen scheinen.

Die Keime zu diesem philosophischen Gegensatze liegen tief im menschlichen Gemüthe, in den der Reflexion wenig zugänglichen Regionen des individuellen Gefühlslebens, in dem, was der Mensch als seinen Charakter, als das ihm innewohnende Schicksal mit auf die Welt bringt. Jedes Gemüth, das nicht stumpf und träge hinlebt, sondern sich mit der Welt in lebendige Wechselbeziehung setzt, wird sich zu dem einen jener Gegensätze mehr hinneigen als zu dem andern. Hoffnung, die nicht zu Schanden werden läßt, begleitet den Einen durch sein ganzes Leben; mögen sich noch so viele seiner Ideale in luftigen Nebel aufgelöst, mag er noch so oft in seinen kühnen Bestrebungen an den engen Wänden dieser Welt seine Stirn blutig gestoßen haben: seine elastische, nach jedem Drucke mit derselben Spannkraft aufstrebende Natur steht trotz alledem ungebeugt und heiter da. So oft auf den unsicheren Wogen dieses Lebens gescheitert, will der so glücklich Angelegte es noch einmal mit dem widerwärtigen Schicksal aufnehmen; die Zuversicht, daß es endlich am Siege nicht fehlen werde, bringt ihn immer auf's neue mit der undankbaren Welt in Versöhnung. Sein erbärmliches Schicksal schiebt er nicht der Welt in die Schuhe; darum steht sie, wie zuvor, rein und schön vor ihm da. Er umfaßt sie mit derselben Liebe wie früher und kann mit Heine ausrufen:

> Herz, wieviel ist dir geblieben!
> Und wie schön ist noch die Welt!
> Und mein Herz, was dir gefällt,
> Alles, Alles darfst du lieben!

Wie dieser hoffnungsfreudige Charakter überall in den Menschen die ihm wohlwollende, geneigte Gesinnung, in allen Stellungen, die das Schicksal zu ihm einnimmt, das für ihn Günstige mit Vorliebe heraushebt und sich daran erfreut, so sieht ein Anderer überall das feindliche, boshaft gegen ihn gekehrte, nur auf sein Verderben lauernde Schicksal. Noch hat er ein Unternehmen kaum begonnen, und schon glaubt er aus tausend Schlupfwinkeln die höhnende Rotte seiner Feinde hervorbrechen zu sehen. Alles, was er

thut, soll weise und gut, und nur die arge Welt für seine Absichten blind und verständnißlos sein; er klagt über Verkennung und Verfolgung, über gelegte Netze und Fallstricke. Und doch sind es am Ende seine eigenen Beine, über die er strauchelt und stürzt. Kann er es einmal aber doch nicht leugnen, daß die Sonne ihm freundlich scheine, so ist er doch gleich mit dem Zusatze zur Hand, daß die tückische Sonne ihm den folgenden grauen, dumpfen Nebel nur um so empfindlicher machen wolle.

Werfen wir einen Blick auf Göthe's Egmont und Shakespeare's Hamlet. Bei Egmont dieser heitere, sonnenklare Himmel des Gemüths, in dem sich ihm die ganze Welt verklärt; bei Hamlet dieses grau in grau malende Denken, das alle Frische und Freudigkeit an ihrer Wurzel zernagt, diese mit wahrer Wollust in dem Fürchterlichen und Häßlichen wühlende Phantasie. Egmont freut sich „der schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens"; alles, was wie Sorge und Kummer, weit vorschauendes Ueberlegen und Erwägen aussieht, ist ein fremder Tropfen in seinem Blute, dessen er auf alle Weise loszuwerden sucht. Dagegen halte man Hamlet's grüblerisches, energieloses Denken, dem es an jeder Freudigkeit gebricht. Egmont geht frisch und muthig auf seiner Bahn vorwärts; was links und rechts liegt, läßt er unbeachtet bei Seite. Hamlet findet ein fast raffinirtes Vergnügen daran, für ein sofortiges, energisches Handeln alle möglichen Bedenken und Hindernisse herauszuklügeln, ja recht viel zu combiniren, nach allen Seiten auszuspähen und mit Zweifeln und Grübeleien sich selbst und alle ihm Nahestehenden zu quälen. Wie lebhaft fühlt Egmont noch in den letzten Augenblicken seines Lebens die Schönheit und den Werth des Daseins; er kann von sich sagen, daß er sich an jedem Tage gefreut. Hamlet sehnt sich fort aus diesem Leben, das ihm ekel, öde und schaal dünkt; er will dieser Welt entfliehen, in der er — wie sein weltberühmter Monolog uns zeigt — eine Zusammenhäufung von allen nur erdenklichen Lasten, ein sinnloses Durcheinander von Willkür, Kränkung und Frevelthat, ein Wirrsal voller Geißelhiebe und Fußtritte erblickt. Egmont wünscht sich einen schnellen leichten Tod im Angesichte der Sonne; nichts haßt er mehr als den Vorgeschmack des Grabes, als die Moderluft, welche der Tod vor sich her verbreitet. Hamlet sucht mit Horatio den Friedhof auf und stellt an den Schädeln düstere Betrachtungen über die Vergänglichkeit aller Schätze der Weisheit, des Witzes und der Liebenswürdigkeit an. Mit wahrem Hochgenuß malt sich seine Phantasie die tiefe Erniedrigung aus, die selbst eines weltbeherrschenden Alexander's und Cäsar's edlen Staub ereilt.

Wir wollen durchaus nicht behaupten, daß der Grund des theoretischen Optimismus und Pessimismus in dieser Verschiedenheit der individuellen

Gemüthsanlage liege. Allein man wird zugeben müssen, daß da, wo das theoretische Denken zur Bildung einer Weltanschauung gelangt ist, sich dieses schwerlich von der vorgefundenen Richtung des Charakters und Gemüthes völlig unbeeinflußt zu erhalten im Stande sein wird. Es liegt — um mit Hegel zu reden — die List des Begriffes darin, daß die Weltvernunft, um ihre verschiedenen Seiten und Stufen zu realisiren, die verschiedenen Triebe, Neigungen und Leidenschaften der Menschen ergreift, sich unterthänig macht und sie als Werkzeuge zur Vollbringung ihrer Zwecke gebraucht. Die pessimistische Seite unseres Zeitgeistes wird daher in dem Denken solcher Individuen durchbrechen, deren Gemüth und Charakter von vornherein pessimistisch angelegt ist. Charakter und System des Philosophen finden sich auf solche Weise fast immer in auffallender Uebereinstimmung.

Betrachten wir nun, indem wir an unsere eigentliche Aufgabe herantreten, den principiellen Pessimismus etwas näher. Zunächst fällt uns auf, daß der Pessimismus viel weniger Vertreter in der Entwicklung der Philosophie gefunden hat als sein Gegentheil. Schopenhauer fühlte sich mit seinem Systeme ganz vereinsamt. Die Belegstellen, die er für seine pessimistische Weltanschauung anführt, sind fast insgesammt Dichtern, die wenigsten Philosophen entnommen. Die Philosophie ist ihrem ganzen Wesen nach mehr zum Optimismus geneigt. Sie will die Welt erkennen und begreifen. Das Begreifen führt aber stets etwas Beruhigendes, mit dem erkannten Gegenstande Versöhnendes mit sich. Selbst wenn der Zweckbegriff aus dem Weltsystem verbannt ist, so müssen doch schon vor der Erhabenheit der Einsicht in die Nothwendigkeit der wirklichen Welt die Klagen über das Elend und die Mängel derselben verstummen. Ich erinnere an Spinoza, der sich durch sein Erkennen einen Himmel im Verstande erschaffen konnte. Wohl waren seinem Blicke die Mängel dieser Welt, die Schwächen und blinden Leidenschaften der Menschen nicht verborgen. Aber indem er Alles von dem Standpunkte der ewigen Nothwendigkeit begriff, hoben sich ihm die Gebrechen und Unvollkommenheiten der einzelnen Erscheinungen in die durchgängige Vollkommenheit des All-Einen, der allumfassenden Substanz auf. Ihm schien es sinnlos und absurd, die Natur wegen ihrer Unvollkommenheiten anzuklagen, gerade so sinnlos, als wenn es Jemandem mißfallen würde, daß die Summe der Dreieckswinkel 180 Grade betrage. Es ist dies kein eigentlicher Optimismus, denn vor dem hohen Standpunkte Spinoza's verschwinden die Begriffe „gut und schlecht" als leer und bedeutungslos; allein das Resultat seiner Philosophie ist doch die Einheit und Harmonie, in der sich der weise und freie Mensch liebend mit der Welt zusammenschließt. Mehr noch wird sich die Philosophie als eine den Menschen mit der Wirklichkeit versöhnende Wissenschaft bewähren, wo der Begriff der Entwicklung und des

damit zusammenhängenden inneren Zweckes in den Mittelpunkt der Welt gesetzt wird. Durch dieses großartige Princip wird nun auch dasjenige in Natur und Geistesgeschichte, was, für sich und isolirt betrachtet, unvollkommen erscheint, in seiner Bedeutung für das Ganze, in seinem Werth für die allgemeine Entwicklung, in seiner relativen Vernünftigkeit erkannt und gewürdigt. Der erhabene Glanz der weltdurchdringenden Idee wirft nun auf jede Erscheinung ein eigenthümliches Licht; vor ihm vermag kein Punkt in absoluter Finsterniß zu verharren. In diesem Sinne konnte Hegel sagen, daß die Philosophie, indem sie die Wirklichkeit begreife, zugleich den denkenden Geist mit ihr versöhne und ihn Freude an der Gegenwart finden lehre.

Trotz dieser dem Wesen der Philosophie entstammenden Neigung, den Zwiespalt mit der Wirklichkeit aufzuheben, an die Stelle des matten Weltschmerzes die energische Weltfreudigkeit zu setzen, sind doch auch Philosophen von größter Bedeutung aufgetreten, die gerade in dem Durchschauen der Eitelkeit des Weltgetriebes, in der Aufweisung der in der Welt herrschenden Sinnlosigkeit, die alle andern Weltanschauungen übersteigende Höhe ihres Standpunktes und den Stolz ihres Philosophirens fanden. Wenn Leibniz, der Vater des modernen Optimismus, lehrte, diese Welt sei darum in Existenz getreten, weil sie die beste aller überhaupt möglichen Welten sei: so erklären jene Pessimisten, die Welt sei überhaupt nicht werth, daß sie bestehe, ihr Nichtsein — und dies ist der zugeschärfteste Ausdruck ihres Standpunkts — sei ihrem Sein vorzuziehen; Jeder müsse daher trachten, auf die rascheste und sicherste Art in's Nichtsein, in die Schmerzlosigkeit des Nirwana zurückzusinken.

Mit erstaunlicher Consequenz und ebenso erstaunlichem Tiefsinne findet sich der Pessimismus bereits in Religion und Philosophie der alten Inder ausgebildet. Brahmanismus und Buddhismus sind in gleicher Weise von der Nichtigkeit des irdischen Daseins durchdrungen. Die Welt verdankt einer Täuschung, einer Illusion ihr Dasein; sie ist ein Abfall Brahma's von sich selbst. Die Weltmutter Maja entzündete in Brahma durch Bilder, die sie ihm im Traume vorgaukelte, Lust und Begierde. Brahma gab seinem Gelüste nach, vergaffte sich in die vorgespiegelten Bilder und verlieh ihnen auf diese Weise unwillkürlich Existenz. Die Welt ist also weiter nichts als der gleichsam fixirte, fest gewordene Schein; sie ist darum durch und durch nichtig, werthlos und wegzuwünschen. Während nun die Veden zur Befreiung von diesem irdischen Dasein die allerschwierigsten äußerlichsten Mittel: Büßungen, Casteiungen, äußerliche Abtödtungen u. dgl. empfehlen, spricht die heterodoxe Philosophie solchen materiellen Mitteln den Werth ab und verkündet die wissenschaftliche Erkenntniß als das einzige unfehlbare Mittel zur Befreiung von diesem jämmerlichen Dasein. Vor Allem ist es die Sankhya-Philosophie

des weisen Kapila, die wahrscheinliche Mutter des Buddhismus, die diesen Gedanken in tiefsinnigster Weise durchführt. Indem sich die Seele mit dem Leibe verbindet, wird sie empfindend, wahrnehmend, begehrend, damit aber zugleich schmerzbeladen. Ihre Vereinigung mit dem irdischen Leib ist der Eintritt in eine Welt des Jammers und Schmerzes; die Geburt ist das radicale Uebel für die Menschen. Loslösung, ewige Trennung von dem Leibe, dies ist das einzige Ziel des Weisen; denn ist die Seele aus dem Kerker des Leibes befreit, dann hat sie auch das Bewußtsein, den Träger aller Schmerzen, verloren. Diesem Zwecke dient die Philosophie. Der Tod an und für sich ist nicht im Stande, von diesem Grundübel zu befreien; verliert die Seele auch im Tode ihren grobmateriellen Leib, so bleibt ihr doch ein feiner, ätherischer Leib, und mit diesem zugleich Bewußtsein und Schmerz. Nur die vollkommene Wissenschaft vermag die auch für den Tod unzerreißbaren Bande zu vernichten, die Seele dem Leibe für immer zu entreißen und ihre Wiedergeburt ein- für allemal unmöglich zu machen. Diese befreiende Erkenntniß besteht aber in der Einsicht, daß die Seele von dem Leibe total verschieden ist, daß die ganze materielle Natur nicht zu ihr gehört, daß die Seele nur dazu da ist, um die Natur in dieser ihrer totalen Verschiedenheit von sich zu beschauen, und umgekehrt auch die Natur nur den Zweck hat, sich von der Seele beschauen zu lassen. Wird diese Verbindungslosigkeit zwischen Seele und Natur theoretisch erkannt, so hat auch factisch jede Verbindung aufgehört. Hat die Seele es sich zum Bewußtsein gebracht, daß der Leib sie nichts weiter angeht, dann ist auch in Wirklichkeit jedes Band zwischen ihnen gelöst. Es kommt nur darauf an, daß die Seele sich als die fremde, ruhige Zuschauerin des ihr von der Natur vorgeführten Schauspieles weiß; daß sie die Rolle, welche die Natur zu spielen hat, begreift. Für eine solche erkennende Seele ist die Natur wie eine Tänzerin, die, wenn sie sich hat sehen lassen, abtritt und für den Zuschauer verschwindet. Das Erkennen besitzt also die ungeheure Macht, durch die Einsicht in die Machtlosigkeit der Natur diese auch wirklich machtlos zu machen. So befreit sich das Bewußtsein, durch den höchsten Grad des Bewußtseins, von sich selbst und hiermit von allen Schmerzen. Durch die vollkommene Selbsterkenntniß ringt sich die Seele von diesem leidenvollen Dasein los und gewinnt die Schmerzlosigkeit des Unbewußten. Zu demselben Resultat gelangt auch bekanntlich der Buddhismus. Die höchste Tugend wird nach dieser Lehre durch die innere Befreiung von allen Leidenschaften, durch die Abwendung der Seele vom Begehren nach dem Dasein erreicht. Durch diese Aufhebung alles Wollens gelingt es der Seele, sich in die selige Beschauung, in die ganz leere, objectlose Betrachtung zu versenken. Noch pessimistischer wurde diese Lehre bei Buddha's Schülern, die unter Nirwana, womit Buddha jene

leere, individualitätslose Beschauung bezeichnete, das absolute Nichts, in das man übergehen müsse, verstanden.

Der heitere, den Idealen des Schönen zugewandte Geist des Griechenthums ist dem Pessimismus nicht günstig. Wo das Maßvolle, Harmonisch-Schöne den Grundcharakter der Weltanschauung bildet, da finden die Disharmonien des Pessimismus keinen Platz. Wenn uns von dem Ephesischen Weisen, Heraklit dem Dunklen, erzählt wird, daß er im Gegensatze zu dem stets heiteren Demokrit gegen das unverständige Reden und Treiben der Menschen, besonders des Demos, grenzenlose Verachtung gehegt habe, so ist dies mehr seiner düsteren, trübsinnigen Gemüthsart als seinem principiellen Standpunkte zuzuschreiben. Und wenn Plato in seinen alten Tagen eine böse Weltseele, eine neben der weltbeherrschenden Ordnung Alles verwirrende Unordnung, annahm, so ist dies ein durch seine bitteren Enttäuschungen hervorgerufener Abfall von sich selbst. Nur die Cyniker mit ihrer schroffen Verwerfung aller bestehenden Sitte und Bildung, mit ihrer Opposition gegen alle vorhandenen und möglichen Staatsformen, mit ihrer Forderung der Rückkehr zum Naturzustande, erinnern deutlicher an einen grundsätzlichen Pessimismus. Freilich ist andererseits ihr Satz, daß die Sinnenlust an und für sich verwerflich, der Kampf gegen sie dagegen das höchste Gut sei, so antipessimistisch als möglich. Denn der Pessimismus würde gar nicht entstehen, wenn er nicht Lust und Genuß als den absoluten Maßstab zur Beurtheilung der Welt betrachten würde.

Auch das Christenthum ist für den consequenten, schroffen Pessimismus, wie er bei den Indern vorkam, kein günstiger Boden. Das Christenthum ist zwar weit pessimistischer als die Religion der Juden, die von ihrem Jehovah in persönlichen, speciellen Schutz genommen zu sein glauben. Die Juden sehen sich als das privilegirte Volk an, um dessen irdisches, materielles Wohlergehen sich der Herr der Heerschaaren in allen seinen Details zu kümmern habe. Die Christen dagegen wandten sich von dieser argen Welt ab, in der, nach ihres Meisters Versicherungen, für sie nur Drangsal zu finden sei. Die Weltabkehr, die Ueberwindung der Welt ist der Grundzug des Christenthums. Dessenungeachtet aber steht die christliche Weltanschauung dem radicalen Pessimismus sehr ferne. Durch die Erlösungsthat ist dem Tode die Macht genommen, und der Teufel, der Vertreter des bösen Princips, in Banden geworfen. Wohl ist durch die Erbsünde der Mensch von vorn herein zum Guten untüchtig, allein des Allerbarmers Gnade vermag diese radicale Verderbtheit aufzuheben. Wohl ist die Erde ein Jammerthal, in dem die Feinde des Herrn triumphiren, allein ihr Jammer ist die Vorbereitung zu einem seligen Leben im Jenseits. Der Christ ist selig, zwar nicht im Genuß der gegenwärtigen Wirklichkeit, er ist „selig in der Hoffnung“. Er fügt

sich in die Leiden dieser Zeit, denn er weiß, daß die Herrlichkeit des Jenseits, die ungleich größer sein wird, nur durch jene zu erkaufen ist. Die Pforten der Hölle sind überwunden: mit dieser Gewißheit schaut der Christ sieges- und hoffnungsfreudig in die jenseitige glückliche Zukunft.

Erst der allerneusten Zeit war es vorbehalten, den radicalen indischen Pessimismus wieder aufzunehmen. Das Jenseits der Christen droht sich immer mehr in Dunst und Nebel aufzulösen; die Menschheit will nicht mehr mit ihren Hoffnungen auf etwas Uebernatürliches, von der hiesigen Wirklichkeit Abgetrenntes vertröstet sein. Der Mensch fühlt sich berechtigt, von dem Diesseits die volle Befriedigung zu verlangen. Wird nun diese verlangte Befriedigung so aufgefaßt, daß mit den Fortschritten des Weltprocesses der allgemeine Menschheitszustand immer mehr harmonisch und in sich versöhnt werden möge, so ist für den Optimismus eine sichere Grundlage da. Fordert jedoch der Mensch jene Befriedigung für sich, für sein Individuum und vermag er sich nicht zu dem Gedanken zu erheben, daß die Fortschritte des Ganzen höher stehen als das Wohl und Wehe der Einzelnen: dann ist dem Pessimismus Thür und Thor geöffnet. Schopenhauer, dessen Philosophie reiner, ungetrübter Pessimismus ist, hat für den Begriff einer allgemeinen Menschheitsentwicklung durchaus keinen Sinn. Weder Constitutionen und Gesetzgebungen, noch Dampfmaschinen und Telegraphen vermögen etwas Besseres aus dieser traurigen Welt zu machen. Für die großen Bestrebungen unserer Zeit findet sich bei ihm keine Spur von Verständniß und Liebe. Die Welt ist immer gleich schlecht und jämmerlich. Die wahre Philosophie der Geschichte besteht in der Einsicht, daß man in allen endlosen Veränderungen dieser Welt, in all ihrem Wirrwarr doch stets nur dasselbe Wesen vor sich hat, welches heute dasselbe treibt wie gestern und immerdar. Das unter allem Wechsel Beharrende besteht in den Grundeigenschaften des menschlichen Herzens und Kopfes, vielen schlechten, wenigen guten. Wie der Brahmagläubige sieht Schopenhauer in den Weltbegebenheiten einen langen, schweren und verworrenen Traum.

Schopenhauer begnügt sich nicht mit dem Nachweise, daß das Schlechte in der Welt das Gute überwiegt; er will sogar zeigen, daß die bestehende Welt die schlechteste von allen möglichen Welten ist. Sie ist so eingerichtet, daß sie nur mit knapper Noth bestehen kann; wäre sie noch ein wenig schlechter, so könnte sie schon nicht mehr bestehen. Wer dies einmal erkannt hat, daß Alles, wornach er auch strebt, nicht des Strebens werth ist, daß das Leben die Kosten nicht deckt, der wendet sich von dieser betrügerischen Welt ab, betrachtet sie trotz aller ihrer Realität, trotz ihrer Sonnen und Milchstraßen als nichts und gibt sich jenen Frieden, der höher ist als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresstille des Gemüthes, um in dieser Ruhe so lange

zu warten, bis auch die letzte Spur des Willens, sein Leib, verschwindet. Wie in der Sankhya-Philosophie, so führt auch bei Schopenhauer die Erkenntniß zu der Verneinung und Aufhebung des Willens, zu der Selbsterlösung des Menschen. Der einzige Weg des Heils besteht darin, daß der Wille ungehindert erscheine, in dieser Erscheinung sein eigenes Wesen erkenne, in Folge dieser Erkenntniß sich selbst aufhebe und damit auch sein Leiden endige.

Die jedwedem sich aufdrängenden Fortschritte unserer Zeit, die immer mehr zur Herrschaft kommende Anschauung von einer stätig fortschreitenden Entwicklung des Menschengeistes, von einem durch sein immanentes Ziel vorwärts getriebenen Weltprocesse, stehen dem Schopenhauer'schen Pessimismus schnurstracks und unversöhnlich entgegen. Wer wie Schopenhauer den Optimismus nicht nur absurd, sondern auch ruchlos nennt, kann sich mit unserem Zeitgeiste, den auf allen Gebieten ein reges, freudiges, hoffnungsreiches Schaffen ergriffen hat, unmöglich verständigen. Soll der Pessimismus der modernen Weltanschauung näher treten, so wird er den Optimismus nicht schlechthin negiren dürfen, sondern ihn als berechtigtes Moment in sich aufnehmen müssen. Als Versuch einer solchen Versöhnung zwischen beiden Richtungen, jedoch mit vorschlagendem Pessimismus, ist Hartmann's Philosophie des Unbewußten anzusehen, das Werk eines weit ausblickenden und zugleich tiefschauenden Denkers. Wenn Schopenhauer den grundlos wirkenden, blinden Willen als alleiniges Weltprincip ansieht, so nimmt Hartmann als ebenbürtiges, gleich ursprüngliches Princip das unbewußt Logische, Hegel's absolute Idee hinzu. Bei Schopenhauer kommt die Vernunft erst durch die zufällige Gehirnfunction in die Welt, und was sich da dieser Vernunft zeigt, ist natürlich dann nichts weiter als die vom blinden Willen angerichtete Thorheit und Erbärmlichkeit des Daseins. Die Welt findet sich allein in Folge des Willens zum Leben, dieses unvernünftigen, aber unermüdlichen Triebes, ein. Bei Hartmann hingegen ist das allweise, nach ineinander greifenden Mitteln und Zwecken wirkende unbewußte Denken der ewige, von allem Anfang an thätige Opponent des alogischen, gesetzlosen Willens. Wäre die logische Idee allein auf der Welt, so wäre Alles auf's denkbar Beste eingerichtet; denn ihre Weisheit ist unfehlbar; ihrem hellsehenden Auge stellen sich Mittel und Zwecke mit Einem Male und in Eins gefaßt dar. Allein die logische Idee ist macht- und kraftlos; sie vermag nicht aus sich selbst in Existenz zu treten. Um sich zu verwirklichen, dazu bedarf sie des ihr entgegengesetzten Princips, des Willens, als des Grundes aller Realität, Bewegung und Lebens. Allein eben dieser Wille, dessen das unbewußt Logische zu seiner Verwirklichung unumgänglich bedarf, hat bereits in Folge seiner Gesetzlosigkeit und totalen Dummheit die Grundlage der Welt verpfuscht; er

hat den unendlichen Schmerz, das Leiden ohne Pause aus sich erzeugt. Die conditio sine qua non der Realisirung des allweisen Logischen liegt demnach darin, daß der vernunftlose, ewig schmachtende und nie befriedigte Wille die logische Idee an sich reißt, zu seinem Inhalte macht und sie so in Existenz setzt. Was dabei herauskommt, wird natürlich nicht die Existenz der allweisen Idee in ihrer Reinheit und Vollkommenheit sein. Die Allweisheit der Idee ist überall von der Unvernunft, dem Elend und Jammer des blinden Willens durchsetzt. Das Höchste, was die allweise Vernunft vermag, besteht darin, den unseligen Willen wiederum in das Nichts, aus dem er grundlos emporgetaucht ist, zurückzuwerfen. Das Mittel zu dieser welterlösenden That des unbewußt Logischen ist die Setzung der individuellen, räumlich-zeitlichen Erscheinungswelt. Alles innerhalb derselben ist mit dem Hinblicke auf jenes endliche Ziel eingerichtet. Alle Entwickelung in Natur und Geistesgeschichte führt jenem Haupt- und Endziele der Welt, ihrem Nichtsein immer näher und näher. Pflicht eines Jeden ist es, was an ihm ist, zur Beschleunigung dieses Processes beizutragen, sich der Weltentwickelung hinzugeben und so aus allen Kräften an der möglichst schnellen Herbeiführung der Welterlösung zu arbeiten.

Fragen wir nun, ob der Pessimismus durch die Hineinnahme des Optimismus gemildert und mit diesem seinem Gegentheile wirklich versöhnt ist. Hartmann erklärt diese Welt für die möglichst beste. Die allweise Vernunft findet nämlich das unselige Streben des Urwillens nach Existenz als ein fait accompli vor. Was sich nun noch für das Beste der Welt thun läßt, thut sie wirklich. Besonders ist es die fortwährende Steigerung des Bewußtseins, wie sie sich im Laufe der Weltgeschichte vollzieht, wodurch allmählich die Erkenntniß von der Eitelkeit und Werthlosigkeit alles Seins gewonnen und das Streben, die Welt in ihren vorseienden Keimzustand zurückzuwerfen, erzeugt wird. Die optimistische Seite des Systems, das allweise Logische, ist also nur da, um schließlich das Bewußtsein des Pessimismus in allen Menschen zum Durchbruch zu bringen und mit Hilfe dieser Erkenntniß das eigentlich pessimistische Princip, den Willen der Welt, in allen seinen Aeußerungen aufzuheben, damit aber überhaupt die Welt zu vernichten. Denn ist der Wille, dieser Grund der Realität, in den rein-potentiellen Zustand zurückgeschleudert, dann hat auch die allweise Vernunft die Kraft zur Existenz verloren, und auch sie sinkt in das „latente Sein“, in das Nichts zurück.

Bei Schopenhauer bleibt die Welt auf demselben Flecke stehen. Wer Herodot, den Vater der Geschichte, gelesen hat, kennt das Treiben der Menschen hinlänglich; denn die Welt ist unverbesserlich. An solch einer durch und durch miserablen Welt ist natürlich keine Freude zu haben. Der Philosoph des Unbewußten dagegen sieht die Menschheit in der Weltgeschichte fort-

schreiten, er sieht die erstaunliche Arbeit der Weltvernunft, die schrittweise Durchgeistigung der Menschengeschichte, die immer zunehmende Ausbreitung und Vertiefung des menschlichen Bewußtseins. Doch wozu dies Alles? Winkt ein positives Ziel am Schlusse dieses Dramas? Wenn die Entwickelung der Menschen auf's Höchste gestiegen ist, dann kehrt sie sich gleichsam gegen sich selbst, indem sie zur Erkenntniß der Eitelkeit und Nichtigkeit aller Entwickelung bringt. Der Philosoph des Unbewußten hört den Herzschlag der Weltgeschichte, sieht ihre Errungenschaften und Fortschritte, er weiß, daß in der Geschichte selbst der Geist, der das Böse will, doch das Gute schafft: und doch sind diese Fortschritte nur dazu da, um den Jammer dieser Welt bis auf's Aeußerste zu steigern und schließlich durch die Einsicht in diesen Jammer die radicale Vertilgung alles Daseins herbeizuführen. Der in den Optismus hereingezogene Pessimismus ist nur eine Steigerung des letzteren. Die Welt geht vorwärts, die Herrschaft über die Natur wird immer ausgedehnter, der Menschengeist erfaßt sich immer tiefer. Wir denken unwillkürlich an ein positives Ziel, an einen allseitig befriedigenden Endzweck. Allein hierin werden wir bitter getäuscht, denn der vollständige Ekel am Dasein und die radicale Verneinung desselben schließt den fünften Act des Menschheits- und Weltdramas. Die Welt entlockt uns durch ihr Fortschreiten immer neue Hoffnungen, um uns schließlich die Abgründe des Elends zu enthüllen. Die Welt Hartmann's ist zwar kein so vollkommenes Narrenhaus wie die Schopenhauer'sche; allein gerade wegen der neben der Narrheit überall herrschenden und doch zu keinem positiven Siege gelangenden Vernunft wird die Narrheit nur um so empfindlicher.

Natürlich ist das keine Widerlegung der Philosophie des Unbewußten; wir wollten nur zeigen, wie diese modernste Form des Pessimismus, gerade dadurch, daß sie eindringendes Verständniß für die Errungenschaften des Geistes, für das Vernünftige und Zweckvolle in der Welt besitzt, nur um so ausgeprägter pessimistisch ist. Der Sieg der Vernunft über ihren unversöhnlichen Feind, den Willen, wird für die Siegerin selbst tödtlich. Der Sieg ist in den allgemeinen Tod verschlungen, und der Rest ist tiefes, tiefes Schweigen.

Wer den Pessimismus in allen seinen Verzweigungen und Nuancen verfolgen wollte, müßte auch dem Materialismus eine bedeutende Stelle einräumen. Denn er bietet eine Menge Berührungspunkte mit den entschieden pessimistischen Systemen dar. Sein Grundprincip ist die blinde, zwecklos wirkende Materie. Mit Vorliebe suchen die Materialisten die Zweckwidrigkeiten, die Schnitzer, die sich die Natur habe zu Schulden kommen lassen, hervorzuheben. Auch der mit dem Materialismus wesentlich verknüpfte unhistorische Sinn, demzufolge den Materialisten alle anderen Anschauungs-

weisen und Bewußtseinsstufen als schlechthin absurd, als Irrthum und Wahn erscheinen, erinnert an den Pessimismus. Ebenso hängt das Princip der Lust und des Egoismus, zu dem sich der consequente Materialismus bekennen muß, mit dem Pessimismus zusammen; denn die Weltgeschichte erscheint dann als eine ungeheure Schlachtbank, auf welcher der Schwächere, sei es ein Einzelner oder ein Volk, unbarmherzig hingeopfert wird, wenn diese Hinopferung auch nicht immer mit Pulver und Blei geschieht. Wir müssen uns hier versagen, tiefer auf die Beziehungen zwischen Materialismus und Pessimismus einzugehen. Hinweisen wollen wir nur noch auf die Gründe, weshalb der Materialismus nicht zu dem consequenten Pessimismus gezählt werden darf. Die Materie ist nämlich dem Materialisten kein grundlos wirkendes unvernünftiges Princip. Ohne daß der Materialist davon ein klares Bewußtsein hat, legt er doch, indem er die Ewigkeit und Unveränderkeit der Naturgesetze zu einem Hauptdogma erhebt, in die Materie Vernunft hinein. Damit hängt zusammen, daß das Ueberwiegen des Schmerzes in der Welt durchaus nicht nothwendig aus dem Materialismus folgt; wir sehen ja, wie eine Menge practischer Idealisten, die einen alle Menschen beglückenden Gesellschaftszustand in Aussicht stellen, zu den Materialisten zählen. Selbst der vom Darwinismus zum Schlagwort erhobene Kampf um's Dasein kann kein schlechthin pessimistischer Grundsatz genannt werden, indem doch immer die vollkommener und zweckmäßiger organisirten Individuen in diesem Kampfe das Feld behaupten und dadurch sogar ein gewisses Entwickelungsprincip in den Materialismus hineingebracht ist.

Fragen wir nun, was denn gerade unsere Zeit zu einem so günstigen Boden für die Ausbreitung des Pessimismus macht. Die ungemeine Verbreitung der Schopenhauer'schen und Hartmann'schen Ideen (selbst bis in die novellistische Literatur hinein) kann geradezu für unsere Zeit als charakteristisch bezeichnet werden. Wie bei allen allgemeinen Geistesströmungen der Zeit werden auch hier die Ursachen nicht auf der Oberfläche, sondern tief im Wesen der Zeit begründet liegen. Besonders wenn wir auf das von Optimismus durchdrungene freudige, hoffnungsreiche Streben auf so vielen Gebieten, vorzüglich aber in der Politik, sehen, müssen wir uns aufgefordert fühlen, den Ursachen des modernen metaphysischen Pessimismus nachzuspüren. Unser Jahrhundert wird charakterisirt durch den Sieg der menschlichen Vernunft über die Mächte und Kräfte der Natur. Jeder Tag hat neue Fortschritte in der Bewältigung und Dienstbarmachung der Natur für die Zwecke des menschlichen Bewußtseins zu verzeichnen. Immer mehr zeigt sich der menschliche Geist im Stande, *seine* Zwecke zu Zwecken der Materie und ihrer Kräfte zu machen, die Natur nach *seinem* Sinne arbeiten zu lassen und so sich selbst als den eigentlichen Beweger der Natur zu erweisen. Man

sollte glauben, daß aus dieser Herrschaft des Geistes über die Natur für ihn nothwendig das Bewußtsein von seinem Primate in der Welt, von seiner metaphysischen Superiorität hervorgehen müßte. In der That, was wäre consequenter, als aus jener Macht des Geistes, die Natur sich unterthan zu machen und seine Zwecke durch sie vollführen zu lassen, die Folgerung zu ziehen, daß die Vernunft, die Idee überhaupt das Ursprüngliche, die Natur das Abgeleitete, Secundäre sei? Wir sind überzeugt, daß die Zeit kommen wird, wo die Nothwendigkeit dieser Consequenz zur allgemeinen Anerkennung gelangt. Vor der Hand aber übt jene erlangte Herrschaft des Geistes über die Natur zum großen Theile eine andere Wirkung auf die Weltanschauung aus. Wer die Herschaft über die Materie erlangen will, muß sich, selbst wenn er ihre Gesetze erforschen will, viel und angelegentlich mit ihr beschaftigen, seinen Geist an die Sache, die hier die Materie ist — hingeben und so wie die Natur der Sache es vorschreibt, seine Gedankenübergänge anstellen. Wie nun überall die Beschäftigung mit einer niedrigeren Stufe und besonders ihre Bekämpfung eine gewisse Annäherung des höheren Standpunktes an den niedrigeren, ein gewisses Hineingezogenwerden in diesen herbeiführt, so zeigt sich auch hier gewissermaßen eine Ansteckung des Geistes durch die Materie. Indem der Geist fortwährend in der Materie arbeitet, und in ihr gleichsam drinnen steckt, wird er von ihr gefangen gehalten und unwillkürlich zu dem Glauben gebracht, daß sie es sei, die den Geist beherrsche nnd ihm seine Wege vorschreibe. Die daraus hervorgehende materialistische Denkungsart wird auch auf das sittliche Gebiet seinen Einfluß dadurch geltend machen, daß das Princip der Lust, des individuellen Genusses zum Fundament alles Handelns gemacht wird. Indem sich der Geist von der Materie abhängig weiß, und alles was er hat, als ein Geschenk der Materie ansieht, kann er auch für sein Handeln kein rein geistiges, aus ihm selbst geschöpftes Princip anerkennen. Seine natürliche, der Materie zugewendete Seite, zu der vor Allem die Lust gehört, wird dies Princip liefern müssen. Zunächst ist also festzuhalten, daß es unserer Zeit noch nicht gelungen ist, das Princip der Lust aus seiner obersten Stelle im sittlichen Handeln zu verbannen. Auch Hartmann spricht ganz unumwunden aus, daß die individuelle Glückseligkeit der einzige absolute Zweck sei, den er sich denken könne.

Nun ist aber weiter zu bedenken, daß unsere Zeit, mehr als die frühere, dazu angethan ist, die Nichtigkeit und Unwahrheit der bloßen Lust zu fühlen und einzusehen. Das moderne Bewußtsein hat eine ungeheure Steigerung, eine das Unbewußte immer mehr verdrängende Entwicklung erfahren. Vieles Harmonische und Schöne, was sonst mit unbefangener Hingebung genossen wurde, hat heut zu Tage viel von seinem Reiz und seiner Anziehungskraft verloren. Der einfache Naturgenuß, das stille Liebesglück, das

harmonische, auf sich beschränkte Zusammenleben in der Ehe, die Befriedigung des Bürgers in seiner Standesehre, alles dies vermag vor dem denkenden, gesteigerten Bewußtsein nicht durchaus Stand zu halten. Das moderne Bewußtsein, das bis zu einer ungemeinen Verfeinerung, ja öfters Ueberreiztheit gelangt ist, findet an jener Einfachheit der Genüsse keine Befriedigung, durch die es vollkommen ausgefüllt würde. Ueberhaupt ist die Lust, als solche betrachtet, etwas Leeres, rein Formelles. Dies fühlt das heutige Bewußtsein, das überall nach Grund und Zweck fragt, nur zu deutlich; und andererseits ist es doch zum großen Theile von diesem Lustprincipe noch nicht losgekommen. Indem es nun das in der bloßen Lust liegende Unwürdige und Unangemessene fühlt, schleicht sich in die Lust eine gewisse Unlust ein. Viele der modernen Genießenden spüren das Vergängliche, Leere, Oberflächliche der Lust und stehen doch noch unter der Herrschaft dieses Princips. So verliert die Lust von ihrer Reinheit und Ungetrübtheit; sie wird wurmstichig; das böse Gewissen des Genießenden tritt störend in sie ein. Dadurch kann es soweit kommen, daß der Lust, wie dies von Schopenhauer geschehen ist, alles Positive abgesprochen und ihr nur eine indirecte Entstehung, durch Aufhebung des Schmerzes, zugestanden wird.

Dazu kommt nun noch ein Weiteres. Indem es nämlich dem gebildeten, entwickelten Bewußtsein vielfach nicht gelingt, sich von dem Lustprincipe loszumachen und andererseits ihm jene natürliche, mehr unbefangene Lust nicht genügt, sucht es sich einen nicht von selbst sich ergebenden, sondern durch künstliche Mittel erzeugten Genuß zu verschaffen. So werden die Genüsse immer verfeinerter, raffinirter. Es tritt das Bedürfniß ein, auf Umwegen, durch allerlei künstliche Steigerungsmittel die Genüsse zu erhöhen. So hat gewissermaßen auch das Denken etwas beim Genießen zu thun, indem es sich an der Complicirtheit und Künstlichkeit der Mittel erfreut. Derartige raffinirte Genüsse aber sind viel mehr als jene einfacheren, natürlicheren geneigt, umzuschlagen und Ueberdruß und Ekel zu erzeugen. Ihnen folgt das Gefühl der inneren Oede, des ungeheuren Katzenjammers auf dem Fuße. Die Hetzpeitsche der Lust bringt sehr bald eine allgemeine Abspannung, ein Gefühl der allgemeinen Zerschlagenheit hervor. Für solche blasirte, abgestumpfte Gemüther ist die Welt ohne Freude und Reiz; sie wenden sich mit Ekel von der Welt ab, deren Nichtigkeit und Eitelkeit sie eben darum erfahren haben, weil sie, vermöge ihres sittlichen Standpunktes, die bloße Lust zum alleinigen Maßstabe für dieselbe nahmen. Wir brauchen nicht noch besonders darauf hinzuweisen, wie der Pessimismus für solche abgestumpfte Gemüther die einzig entsprechende Philosophie ist.

Wir sehen, wie der Pessimismus mit den größten Vorzügen unserer Zeit zusammenhängt. Auch nach einer andern Seite läßt sich dasselbe nachweisen.

Unsere Zeit ist eine Zeit der Gährung, der allgemeinen Umgestaltung. Wird es schon daraus wahrscheinlich, daß in unserer Zeit Schmerz und Elend mehr verbreitet ist als sonst, so ergiebt sich dies mit voller Klarheit, wenn wir auf eine bestimmte Zeiterscheinung blicken. Die Bildung wird immer allgemeiner, das Bewußtsein der wesentlich geistigen Natur des Menschen, das Gefühl der Menschenwürde dringt in immer tiefere Schichten des Volkes. Dadurch werden seine geistigen und physischen Bedürfnisse, seine Ansprüche und Forderungen immer zahlreicher und dringender. Allein die Umwandlung der äußeren Verhältnisse, der gesellschaftlichen nnd staatlichen Zustände kann mit der Steigerung jener Bedürfnisse nicht gleichen Schritt halten. Die Forderungen und Klagen der unteren Klassen bleiben auf diese Weise zum großen Theile vor der Hand unbefriedigt. Ihr Bewußtsein, das viel feinfühliger und empfindlicher gegen Elend, Bedrückung und Einschränkung geworden ist, empört sich gegen solchen Druck, gegen diese Hemmung, die der Befriedigung ihrer Bedürfnisse, der freien Entfaltung ihrer Menschennatur entgegengesetzt wird. Wir brauchen uns hier nicht in Schilderungen des Massenelends zu ergehen. Jeder weiß, daß von dem Elend und Jammer unserer Zeit sicherlich der größte Theil in den emporstrebenden Massen des Volks zu finden ist. Ist es da zu wundern, wenn der ruhige Betrachter der Welt, indem er das Gespenst der Massenarmuth erblickt, in pessimistische Betrachtungen verfällt? Wir wollen Hartmann zugeben, daß in unseren Tagen die Summe der Lust von der Summe der Unlust überwogen wird. Nur durch dieses Zugeständniß wird die ungemeine Verbreitung des Pessimismus völlig erklärlich. Der Widerspruch zwischen den durch die fortschreitende Bildung und Bewußtseinssteigerung bedingten Bedürfnissen des Volkes und den ihrer Befriedigung entgegenstehenden äußern Verhältnissen fördert eine solche Masse des Elendes zu Tage, daß der Pessimismus als vorübergehende Erscheinung geradezu eine Nothwendigkeit wird. Ebenso aber ist es klar, daß der moderne Pessimismus uns nicht zu Klagen über die Verderbtheit der Welt stimmen soll, da er ein Product der ungeheuren Fortschritte unserer Zeit ist.

Wir wollten den Pessimismus nicht widerlegen, sondern nur zu begreifen suchen, wie er in unseren Zeitverhältnissen wurzelt. Der Kampf zwischen Pessimismus und Optimismus wird nicht sobald ausgefochten sein. Soll der Optimismus — wie wir zuversichtlich hoffen — den Sieg davontragen, so wird zunächst der Standpunkt der Lust verlassen werden müssen. An Stelle dieses *formellen* Princips wird das *inhaltliche* Princip des im Ganzen der Welt sich immer mehr realisirenden vernünftigen Gehalts reten müssen. Die größten Philosophen der Neuzeit standen auf dieser Höhe: ich erinnere an Fichte, Krause, Hegel. Hoffen wir, daß ihr uner-

schütterlicher Glaube an die Macht der Vernunft zum Allgemeingute der Menschheit wird.

Dr. Johannes Volkelt.

Zur Reform der Naturforscherversammlung.

Von einem Arzte.

Ohne Zweifel haben die Betrachtungen, welche im 11. Hefte des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift*) über Vergangenheit und Zukunft der Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte angestellt worden, in weiteren Kreisen Interesse erregt; jedenfalls haben die dort ausgesprochenen, überdies durch die Autorität Al. v. Humboldt's bekräftigten Urtheile bei den zunächst Betheiligten lebhaften Wiederhall gefunden; vielleicht ist auch die Frage, die der Verfasser jenes Aufsatzes der deutschen Naturforscherversammlung bei ihrer diesjährigen Wiedereinkehr in Leipzig zur Prüfung empfahl: „ob und unter welchen Bedingungen ihr ferneres Dasein ein Bedürfniß, sei es der Wissenschaft, sei es der Nation, ebenso befriedigen werde wie ihr früheres", schon im voraus hier und da auf den Boden stiller Ueberlegung gefallen. Aus der Ueberzeugung nun, daß ein freier Austausch solcher Gedanken, wie sie dadurch angeregt worden, am besten zu practischen Resultaten führen werde, sind die folgenden Zeilen hervorgegangen und erbitten für ihr bescheiden Theil die Beachtung vor allem der Fachgenossen.

Zunächst wird wohl niemand leugnen, daß jene heilsame Nebenwirkung, welche die Vereinigung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu jährlichen Zusammenkünften durch Beispiel und nicht vergebliche Aufmunterung zur Nachfolge auf zahlreichen anderen Gebieten für die Einigung und feste Verbrüderung der deutschen Stämme unstreitig gehabt hat, als eine vollzogene Thatsache, gleichsam als das erfreuliche Resultat einer erfüllten Mission

---

*) Der unterzeichnete Verfasser jener Zeilen, den, obwohl er nicht die Ehre hat Naturforscher zu sein, historische Studien über das Leben Al. v. Humboldt's auf solche Erwägungen geführt hatten, sprach sich über die Zukunft der von ihm in ihrer Entwicklung pietätsvoll dargestellten Institution nur in der Voraussetzung hoffnungslos aus, daß man von jeglicher Reform derselben Abstand nähme. Keine bessere Wirkung hätte er seiner schlichten Darstellung wünschen können, als daß sie zu ernster Discussion unter den Stimmberechtigten Anlaß böte, wozu durch den obigen Artikel ein erfreulicher Anfang gemacht wird. Alfred Dove.

dankbar hingenommen werden darf und fernerhin höchstens für die Befestigung dieser Einigung noch nützlich sein möchte. Auch der Gewinn, welchen die Förderung der Naturwissenschaften selbst von den in Rede stehenden Versammlungen gezogen hat und ferner ziehen kann, mag in Wahrheit nicht so groß sein, wie von Vielen erwartet worden ist. Nicht mit gleicher Entschiedenheit aber dürfte die Frage verneint werden können: ob jene weitere Wirkung der Naturforscherversammlungen schon jetzt zu entbehren sei, welche von Humboldt als die wichtigste anerkannt ward, die der mündliche Verkehr, die gegenseitige Anregung und die Anknüpfung freundschaftlicher Verhältnisse unter den Gelehrten mit sich führt, welche in ihrer Gesammtheit „den Wissenschaften Licht, dem Leben Anmuth, den Sitten Duldsamkeit und Milde" verleihen. Denn diese Wirkung, wie unfehlbar und heilsam sie auch eingetreten, ist nicht so dauerhaft, daß sie diejenigen lange überleben müßte, an denen sie ihre wohlthätige Macht bewiesen hat. Dagegen sind in hohem Grade die krankhaften Auswüchse zu beklagen, die im Laufe eines halben Jahrhunderts bei diesen wissenschaftlichen Zusammenkünften sich eingefunden haben, und welche sie nicht allein verunzieren, sondern selbst ihren Nutzen geschmälert, — ja, sogar viele der angesehensten Gelehrten ihnen entfremdet haben. Dahin gehören besonders zwei: Die Verschwendung kostbarer Zeit durch den Andrang unfruchtbarer Reden und das Uebergewicht der geselligen Richtung. Diese Schattenseiten sind durch den oben angezogenen Artikel in dieser Zeitschrift deutlich gezeichnet, und man wird alles für wahr befinden, was laut desselben Al. v. Humboldt im Kampfe zwischen Mißmuth und Humor diesen „literarischen Messen" zur Last gelegt hat, welche ähnlich den merkantilen in unmittelbarer Nähe des Marktes ernster Thätigkeit dem Vergnügen einen so ungebührlich weiten Raum geöffnet haben.

Unstreitig muß sich da die Frage aufdrängen, ob und wie diesen berechtigten Ausstellungen Abhilfe zu schaffen sei. Der Verfasser jenes Aufsatzes scheint schon den ersten Theil der Frage zu verneinen. Er deutet auf die Gefahr hin, der alle großen menschlichen Institutionen einmal begegnen, die Gefahr, im Alter kindisch zu werden. Um einem langen und traurigen Absterben zu entgehen, sei es daher besser, die Naturforscherversammlung mache entschlossen ihrem Dasein selbst ein rasches Ende.

Gleich bei der Gründung der Zusammenkünfte durch einen Naturforscher, durch Oken, wurden auch wir Aerzte, als der Naturforschung zugehörige Genossen, herbeigezogen. Mit Recht: denn nicht allein, daß wir Gewinn von der letzteren zu ziehen haben, daß unsere gesammte Bildung auf den sogenannten Hilfswissenschaften der Medicin beruht, welche einen wesentlichen Theil der Naturwissenschaften bilden; sondern wir haben auch von jeher das Unsere zur Förderung und zum Ausbau der letzteren beigetragen. Sei

darum einem Arzte gestattet, die aufgeworfene Frage in der Weise zu behandeln, die sein specieller wissenschaftlicher Beruf ihm vorschreibt.

Beruht es in Wahrheit auf einer richtigen Diagnose, wenn die Mängel und Schäden der heutigen Naturforscherversammlungen aus einer bereits sich nähernden Altersschwäche hergeleitet werden? Sollten wirklich diese wissenschaftlichen Zusammenkünfte, die, aus kleinen Anfängen entstanden, in dem Zeitraume von 50 Jahren sich zu solcher Bedeutung entwickelten und so vielen anderen Vereinigungen zum Vorbilde dienten, — sollten sie sich so rasch überlebt haben, daß sie bereits ihrem Absterben entgegensehen müßten? Sind nicht vielmehr jene Schäden und Mängel Symptome der Uebernährung und krankhafter Ueberwucherung, — denen ja auch das kräftigste Mannesalter zur Beute werden kann, — herbeigeführt ebensowohl durch innere wie durch äußere Ursachen —? Der Rückblick auf die oben angedeuteten Umstände, aus welchen jene entstanden, redet jedenfalls dieser diagnostischen Deutung das Wort. Und wenn diese Deutung richtig ist: sollten sich alsdann nicht wirksame Heilmittel finden lassen, um den kräftigen Körper von jenen Wucherungen zu befreien, um sein Leben zu erhalten? Suchen wir denn sogleich solchen Heilmitteln nachzuspüren.

Zuerst müßten sich die Naturforscherversammlungen denjenigen äußeren Umständen zu entziehen suchen, welche die krankhaften Wucherungen, wenn nicht hervorgerufen, doch zweifellos begünstigt haben. Dem allzu willfährigen, bis zum Wetteifer gesteigerten, gastfreien Entgegenkommen der Versammlungsorte sollte ein Halt zugerufen werden: die Versammlung der deutschen Naturforscher sollte sich auf sich selbst verlassen und, so weit dies möglich ist, auf eigene Füße stellen. Sie sollte durch einen mit möglichster Einstimmigkeit gefaßten und öffentlich verkündigten Beschluß nicht allein jede Geldbeisteuer von Seiten der Versammlungsorte, sondern selbst alle Vorbereitung für zugedachte Festlichkeiten und Vergnügungen ausdrücklich ablehnen und nur dasjenige dankbar annehmen, was zu ihrer Existenz und zur Förderung ihrer wissenschaftlichen Arbeit unentbehrlich ist. Dazu ist zunächst nur dreierlei erforderlich: 1. die Annahme der Wahl von Seiten zweier nach dem bisherigen Gebrauche von der Versammlung cooptirter Geschäftsführer; 2. ein durch deren Vermittelung gebildetes Geschäftscomité, welches die Räumlichkeiten für die allgemeinen und die Sectionssitzungen beschafft; 3. ein Wohnungscomité, welches die Unterbringung der Gäste vermittelt und erleichtert. Dagegen sollte fortan die Bildung eines Vergnügungscomité's geradezu verbeten und den Theilnehmern an der Versammlung überlassen werden, dasjenige von Unterhaltungen, was sich eben ohne Zuthun der Geschäftsführer darbietet, nach Belieben aufzusuchen. Verurtheile man es nicht als grämliche Pedanterie, wenn wir selbst den festlichen Schmuck der Kränze und Fahnen

als überflüssig, ja nachtheilig hinwegwünschen; denn mit der wohlthuenden Erhebung des Gemüths zu froher Regung bahnt er Erwartungen und Stimmungen ganz anderer Art den Weg, als die sind, welche dem eigentlichen Zwecke der Versammlung entsprechen. Wegfallen sollten jedenfalls die unter dem Namen der Festdiners herkömmlich gewordenen gemeinschaftlichen Schmausereien, für welche man den Zutritt schon bei dem Lösen der Mitgliedskarte zu erkaufen pflegt: denn bei der jetzigen Ausdehnung derselben bleibt der Zweck der Annäherung und Befreundung unter den Gästen unerreichbar; und soweit er ja erreicht wird, geschieht es nur mit einem unverhältnißmäßigen Opfer an Zeit, Geistesfrische und Verdauungskraft. Wegfallen sollten nicht minder alle jene Festgeschenke gastfreundlicher Wirthe und hochstehender Gönner an unentgeltlichen Festvorstellungen, Musikaufführungen, Gesammtausflügen u. s. w., deren Genuß nützliche Zeit vergeudet, den Geist zerstreut, den Körper ermüdet und meistens durch den Andrang Befugter und Unbefugter beträchtlich verkümmert wird. Selbst die Vergünstigungen, welche von seiten der Beförderungsanstalten den Besuchern der Naturforscherversammlungen gewährt zu werden pflegen, sollten wenigstens niemals nachgesucht werden: denn sie werden ohne die Hilfe einer sorgfältigen und klugen Berechnung durchaus illusorisch. — Kurz: es sollte in der äußeren Gestaltung dieser Zusammenkünfte alles vermieden werden, was der Sammlung feindlich, der Zerstreuung förderlich ist und wozu sich Viele gegen ihre Neigung müssen mit fortreißen lassen.

Ein zweites Hilfsmittel bietet sich dar in der Zurückführung und Beschränkung der allgemeinen Sitzungen auf ihren ursprünglichen und eigentlichen Zweck. Berechnet sind sie zweifellos auf die Vereinigung aller Mitglieder der Naturforscherversammlung und auf die Verhandlungen, welche in gleichem Maße das Interesse aller dieser Mitglieder in Anspruch nehmen. Ohne die geschichtliche Entwicklung dieser Zusammenkünfte genau zu kennen, hat man Grund zu der Vermuthung, daß sie erst später in anderem Sinne zu „allgemeinen" Sitzungen erhoben worden sind; indem sie fortan außer den „Mitgliedern" nicht allein den „Theilnehmern", sondern auch der übrigen gebildeten Bevölkerung der Versammlungsorte Zutritt gestatteten.*) Der vermuthliche Zweck dieser Erweiterung, das allgemeine Interesse für die Naturwissenschaften zu wecken und zu nähren, dürfte bereits vollkommen erreicht sein; was für denselben die Naturforscherversammlungen nicht gethan haben, ist durch die populäre Literatur geschehen und geschieht noch fortwährend. Die allgemeinen Sitzungen können also füglich auf ihren ursprünglichen Zweck zurückgeführt werden: auf die Verhandlung solcher Gegenstände, welche alle

*) Dies geschah schon 1828 in Berlin. A. D.

Mitglieder der Versammlung gleichmäßig angehen und interessiren. Darunter stehen die geschäftlichen oben an: die Wahl des Ortes für die nächste Versammlung, die Cooptation der Geschäftsführer für dieselbe, die Berathung über etwanige Abänderung der Statuten und, in der letzten Sitzung, die Verkündigung der Antwort, welche auf das Ersuchen an die cooptirten Geschäftsführer für die nächste Versammlung eingegangen ist. Dazu werden zwei allgemeine Sitzungen, eine Eröffnungs- und eine Schlußsitzung vollständig genügen. In der Regel werden diese Sitzungen kurz sein können. Will man sie verlängern, so möge man sie fruchtbar machen durch — nicht populäre, sondern — wissenschaftliche Vorträge, welche von allgemeinem Interesse für die „Mitglieder" sind. Dadurch allein wird das größere Publikum und werden die „Theilnehmer" veranlaßt werden, sich von diesen allgemeinen Sitzungen zurückzuziehen, ohne daß es nöthig sein wird, beide davon auszuschließen. Es wäre aber zu wünschen, daß die zweite allgemeine Sitzung der nächsten Naturforscherversammlung zu Leipzig ausschließlich bestimmt würde zu Berathungen über zweckmäßige Reformen dieser Zusammenkünfte, um Beschlüsse zu erzielen, welche ihrem ferneren Gedeihen nützlich werden können.

Ueberblicken wir rasch die wahrscheinlichen Wirkungen solcher Beschlüsse, wie sie bei sorgfältiger Erwägung von diesen Verhandlungen im Sinne der vorangeschickten Betrachtungen und Vorschläge erwartet werden können. Dieser Ueberblick wird uns noch einmal die dringenden Gründe vergegenwärtigen, welche für eine Reform der Naturforscherversammlung sprechen.

Es würde zunächst die Wahl eines Ortes für eine folgende Versammlung nicht mehr als ein Danaer-Geschenk betrachtet werden, was zwar niemals ausgesprochen, aber ohne Zweifel bei dermaliger Gestaltung dieser Zusammenkünfte oft genug gedacht worden ist. Die Last, welche eine solche Wahl aufbürdet, würde um ein Beträchtliches verringert und auf eine kleinere Zahl von Gehilfen vertheilt werden, ohne Beeinträchtigung des Gewinnes, den der Besuch der Versammlung dem Orte der Zusammenkunft einträgt. Diese Versammlung würde eines überflüssigen Pomps entkleidet und zur ursprünglichen, ihrer würdigen nüchternen Einfachheit zurückgeführt werden. Sie würde bewahrt bleiben vor jenen zeitraubenden und kostspieligen Zerstreuungen, welche sie zugleich der Sammlung und der Kraft für die Verfolgung ihrer eigentlichen Zwecke berauben müssen. Es würde ihr die nicht geringe Zahl derjenigen den Rücken zuwenden, welche, wenn sie ehrlich sein wollen, sich sagen müssen, daß sie das Vergnügen der Geselligkeit als Hauptzweck, den wissenschaftlichen Gewinn als Nebenzweck in's Auge fassen. Der kalte nüchterne Ernst würde den Andrang der unfruchtbaren, hohlen Phrase von der Rednerbühne zurückscheuchen und dem gehaltreichen Worte,

aus welchem wirklich etwas zu lernen ist, freien Raum schaffen. Die vielleicht um ein Bedeutendes verminderte Zahl der Besuchenden würde deren Unterkunft selbst in kleineren Städten erleichtern, die in neuerer Zeit wegen der Menge der Zuströmenden vermieden werden mußten. Gleichwohl würden die gewohnten Geldbeiträge für Mitglieds- (immerhin auch für Theilnehmer-) Karten sicherlich genügen zur Bestreitung unvermeidlicher Kosten, die äußersten Falles durch den Wegfall des Gesammtberichts über die Verhandlungen beträchtlich ermäßigt werden könnten, da fast alle verbreiteten naturwissenschaftlichen und medizinischen Zeitschriften sich der Mittheilung der Verhandlungen befleißigen. Endlich: Die Naturforscherversammlung würde bewahrt bleiben vor jener Zerspaltung in Gruppen specieller Fachgenossen, mit welcher die sonst unausbleibliche Theilung sie bedroht, und das Siegel der Zusammengehörigkeit aller Naturwissenschaften würde unverletzt bleiben.

„Aller Naturwissenschaften": auch der Arzneiwissenschaft. Sei noch ein kurzes Wort dem Arzte gegönnt, der für Altar und Heerd seiner Berufsgenossen kämpft. Niemand mehr, als die practischen Aerzte, würde den Selbstmord der Naturforscherversammlung zu beklagen haben; denn für niemanden ist sie ein größeres Bedürfniß. Wir Aerzte erfreuen uns nicht, wie unsere Collegen an den Hochschulen und wie fast alle übrigen Naturforscher, des Vorzuges, zwei Mal im Jahre und öfter durch längere oder kürzere Ferien von der laufenden Arbeit entbunden zu werden, um nach Neigung und Bedürfniß außerhalb unserer Berufsstätte die geistigen Schätze aufzusuchen, die uns diese nicht bietet: sondern Jahr aus, Jahr ein sind wir durch die Pflicht in unseren Wirkungskreis gebannt und können meist nur mühsam die nöthige Zeit erringen, um in vereinsamten Studien den Fortschritten der Wissenschaft zu folgen. Wie viel schwieriger wird es da, die Errungenschaften der übrigen Naturwissenschaften im Auge zu behalten und von ihnen Nutzen zu ziehen! Wir vor Allen erwarten mit Sehnsucht, begrüßen mit Freude die Gelegenheit, wenn auch nur von Zeit zu Zeit und mit langen Intervallen jene geistige Erfrischung und belebende Anregung aufzusuchen, die uns dargeboten wird durch die Vereinigung so vieler Vertreter aller naturwissenschaftlichen Disciplinen und des Apparates, den wir gewöhnlich an den Versammlungsorten finden. Oft für immer abgeschnitten von der Erneuerung des persönlichen Verkehrs mit früheren Lehrern und Studiengenossen feiern wir mehr als jeder andere Theilnehmer Feste des Wiedersehens und der Erinnerung vergangener Zeiten, von denen wir gestärkt zum sauren Tagewerk zurückkehren. — Möchten uns diese Feste niemals verkümmert werden und möchten, damit dies vermieden werde, die obigen Reformvorschläge oder andere noch zweckmäßigere bei der nächsten Naturforscherversammlung eine wirksame Vertretung finden. Dr. C. F. F.

Die mittleren landwirthschaftlichen Lehranstalten.

Durch mehrfache Erwähnungen und Debatten im Abgeordnetenhause, insbesondere aber durch eine neuliche Verhandlung im Reichstage ist das Interesse an den landwirthschaftlichen Mittelschulen auch in weiteren Kreisen wachgerufen worden. Und in der That verdienen die Angelegenheiten dieser Schulen auch die ernsteste Beachtung aller derjenigen, welche überhaupt Neigung und Beruf haben, sich um die Erziehung und Bildung des Volks zu kümmern. Denn wenn es sich auch nur um Fachschulen handelte, wie im Reichstage stellenweise irrthümlich vorausgesetzt wurde, so würde deren Bedeutung doch über die Grenzen des Faches hinausgreifen; sie würden allgemeinere Wichtigkeit besitzen als Theile des vielgliederigen Organismus unseres nationalen Schulwesens. Ich werde jedoch darauf aufmerksam machen, daß die oben genannten Schulen keineswegs, wie vielfach geglaubt wird, reine Fachschulen sind, sondern sich ganz besonders auch die Aufgabe gestellt haben, gleichzeitig allgemeine Bildungsanstalten zu sein.

Die landw. Mittelschulen, oder wie sie auch genannt werden: die theoretischen Ackerbauschulen, sind noch ziemlich jungen Datums und im Ganzen noch wenig verbreitet. Sie sind besonders bestimmt für den landwirthschaftl. Mittelstand, für die Söhne der Hofbesitzer und vermögenderen Pächter. Demgemäß nehmen sie auch unter den landw. Lehranstalten eine mittlere Stellung ein und unterscheiden sich nach oben hin eben so sehr von der landw. Hochschule (resp. Academie), wie auch nach unten hin von den vielerlei Unterrichtsanstalten für den kleinen Mann: den Fortbildungsschulen, Winterschulen, practischen Ackerbauschulen (Knechtsschulen) und dergleichen. Es würden demnach die theoretischen Ackerbauschulen etwa auf gleicher Rangstufe stehen mit den Realschulen, Provinzialgewerbeschulen und Handelsschulen. Den Vergleich mit den Gymnasien vermeide ich, u. a. auch darum, weil bei diesen Ackerbauschulen die Klassen für das jugendliche Alter wegfallen und die Schüler sofort in das practische Leben übergehen. Aufnahmebedingung ist das zurückgelegte vierzehnte Lebensjahr. In den meisten Fällen haben die Ankömmlinge zuvor nur die Volksschule besucht. Für mangelhaft vorbereitete Schüler ist eine einklassige Vorschule vorhanden.

Die Schulen sind, wie bemerkt, gleichzeitig landw. Fachschulen und allgemeine Bildungsanstalten. Der Unterricht soll die Schüler befähigen, in ihrem künftigen Beruf selbständig nach eigenem Urtheil und vernünftigen Grundsätzen zu verfahren. In denjenigen allgemeinen Bildungsfächern, welche in den Lehrplan aufgenommen sind, sollen die Schüler soweit gefördert werden, daß dieselben darin den Anforderungen genügen, welche nach der gegen-

wärtigen Prüfungsordnung an die Aspiranten für den einj. Freiwilligendienst gestellt werden. Bei der Auswahl der Fächer und Abgränzung des Lehrstoffes hatte man vornehmlich die Bedürfnisse des mittleren Grundbesitzers und die Anforderungen im Auge, welche an einen solchen in seinem Betrieb wie im Staats- und Communalleben gestellt werden. Daß der landw. Fachunterricht eine Hauptrolle spielt, versteht sich von selber. Von allgemeinen Bildungsfächern sind vertreten: Deutsch, Geschichte, Geographie, Mathematik, Zeichnen und eine fremde Sprache (Französisch oder Englisch). An zwei Schulen wird auch Religionsunterricht ertheilt.

Der Cursus ist gegenwärtig noch ein 2—2½ jähriger, soll aber ein 3jähriger werden, sobald die jüngst durch fast einstimmigen Beschluß des Abgeordnetenhauses befürwortete Inaussichtstellung des sog. Freiwilligenrechts an die fraglichen Schulen stattgefunden hat. Für die 4—5 Klassen gelten Semestercurse.

Nach den gegenwärtigen Militärverhältnissen kann neben den privilegirten Gymnasien, Realschulen ꝛc. keine höhere Mittelschule ohne die Berechtigung, für den einjährigen Freiwilligendienst giltige Zeugnisse ausstellen zu dürfen, mehr zu einer rechten Blüthe gelangen. Demgemäß haben die theoret. Ackerbauschulen unausgesetzt um das fragliche Recht petitionirt, welches sie insbesondere auch den sonst gleichwerthigen Provinzial-, Gewerbe- und Handelsschulen gleichstellen würde. Trotzdem die Schulen dabei von einer ganz ungewöhnlich ausgedehnten und nachdrücklichen Bewegung der landw. Vereine, des königl. Landesöconomiecollegs, des deutschen Landwirthschaftsrathes und der ganzen Scala der Beamtenwelt, von Landräthen, Regierungspräsidenten, Oberpräsidenten unterstützt wurden, trotzdem der Minister der landw. Angelegenheiten die Gesuche selber befürwortete, scheiterten alle Anstrengungen bis dahin an der Reichsschulcommission. Seither lagen die Hauptschwierigkeiten in der Sprachenfrage. Bei der Nothwendigkeit, den landw. Unterricht auf naturwissenschaftliche Basis zu gründen, müssen die Naturwissenschaften an diesen Schulen mit ganz besonderem Nachdrucke gepflegt werden. Da aber pädagogische Gründe demgegenüber wieder gewisse andere allgemeine Bildungsfächer mehr in den Vordergrund stellen als gerade die fremden Sprachen, so ließe sich für zwei der letzteren nur schwierig Raum schaffen. Die Schulen haben deshalb bei der Reichsschulcommission das Gesuch eingereicht: die Regierung möchte die seitherige Praxis dahin modificiren, daß bei künftigen Landwirthen bezüglich des einj. Freiwilligendienstes die Kenntniß einer fremden Sprache genüge und als Ersatz für die fehlende zweite naturw. und landw. Kenntnisse angerechnet werden möchten. Letztere als „Aequivalent" einer fremden Sprache auszugeben, fällt Niemandem ein. Verschiedenheit des Stoffes und der Methode würden unter andern Umständen verbieten, die

genannten Fächer in Parallele mit den Sprachstudien zu stellen. Die Schulen weisen aber darauf hin, daß die Summe geistiger Anregung und Anstrengung, welche das Angebot der Naturwissenschaften und der Landwirthschaft verspricht, sich ohne Zweifel mit dem messen kann, was die Fragmente einer zu Examenzwecken betriebenen fremden Sprache in gleicher Hinsicht etwa bieten dürften. Daß triftige Billigkeitsgründe für Gewährung obigen Gesuches sprechen, liegt auf der Hand. Demgemäß hat auch das preußische Abgeordnetenhaus am 28. Febr. einstimmig dasselbe befürwortet. Auch im Reichstage kam die Angelegenheit zur Verhandlung, nahm aber in Folge einer Rede des Abgeordneten Dr. Löwe insofern eine ungünstige Wendung, als gar kein Beschluß zu Stande kam. Dr. Löwe hielt irrthümlicherweise die petitionirenden Schulen für reine Fachschulen, von deren Begünstigung er eine schädliche Entwicklung des Erwerbsbetriebes und des Materialismus befürchtete. Nach dem stenographischen Bericht sagte er wörtlich Folgendes: „Fürchten Sie denn nun den Materialismus der Zeit gar nicht, meine Herren, wenn Sie Vorschläge machen, die darauf hinausgehen, daß der Sinn auf practische Thätigkeit, auf die Fertigkeit einen besseren Erwerb sich zu verschaffen von vorn herein so tief in die Jugend eingepflanzt wird, daß gar nichts Anderes daneben aufkommen kann? — — — wollen Sie darauf den Höhepunkt des Ehrgeizes richten, daß der junge Mensch nur so schnell wie möglich in den Erwerb hineingeht? Und doch, meine Herren, wird es so kommen, wenn Sie die Entwicklung der reinen Fachschulen, die sich auf die allgemeinen Volksschulen gründen und die nicht eine höhere Bildung voraussetzen, in einer Weise begünstigen, als ob diese allgemeine Bildung vorhanden wäre." — Obwohl schon eine Anzahl Redner z. Th. mit großer Wärme die Petition der Ackerbauschulen befürwortet hatten, war augenscheinlich der Reichstag über die Frage noch nicht genügend orientirt, sonst hätte eine solche Substituirung „reiner Fachschulen" an Stelle „mittlerer landw. Lehranstalten" nicht so hingehen können. Dr. Löwe war über das Wesen dieser Schulen im vollständigsten Irrthum, wie deren weiter unten zu besprechende Entwicklungsgeschichte darthun wird, und die Schule zu Cleve konnte demgemäß sofort öffentlich erklären, „sie acceptire mit voller Zustimmung die glänzende Polemik Dr. Löwe's gegen reine Fachschulen, protestire aber dagegen, selber als solche bezeichnet zu werden; die Schule sei von Anfang an statutengemäß gleichzeitig allgemeine Bildungsanstalt und landw. Fachschule (also gewissermaßen eine Realschule mit besonderer Berücksichtigung der landwirthschaftlichen Fächer) und vermittle in demselben Sinne wie die mit dem Freiwilligenrecht bereits ausgestatteten „Handelsschulen" ihren Schülern allgemeine Bildung und zugleich eine passende Vorbereitung für ihren besonderen Beruf." Zugleich wies die Schule nach, daß planmäßig drei ordentliche Lehrer aus-

schließlich für die allgemeinen Bildungsfächer angestellt seien, ungerechnet die Lehrer des Französischen und der Mathematik. — Schließlich stellte sich die Schule Herrn Dr. Löwe als eifrige Bundesgenossin im Kampfe gegen den „Materialismus der Zeit" und einseitig gesteigerten Erwerbstrieb vor. Das Wort von der Tribüne dringt jedoch weiter als die spätere gedruckte Berichtigung und der Contrast zwischen der Haltung des Reichstages und jener des Abgeordnetenhauses gegenüber derselben Frage liegt nun einmal vor.

Warum überhaupt ein so ausgedehnter Apparat von Gönnern, Freunden und Fürsprechern in's Feld geführt werden muß, um den landw. Mittelschulen zu ihrem Recht zu verhelfen, ist nicht ganz klar. Es scheinen mehrere Gründe zusammenzuwirken; darunter spielten, wie bemerkt, die Bedenklichkeiten maßgebender Instanzen: für den Wegfall einer fremden Sprache als Ersatz die naturwissenschaftlichen und landwirthschaftlichen Fächer anzunehmen — bis vor Kurzem die Hauptrolle. Es ist angedeutet worden: wenn sich die Schulen zur Einführung einer zweiten fremden Sprache entschlössen, so würde das über alle Schwierigkeiten hinweghelfen. Darauf ist aber erwidert worden: „Bei dem hochcultivirten realistischen Elemente dieser Schulen bedürften dieselben eines Gegengewichtes in sittlicher und geistiger Hinsicht — solcher Fächer, welche wie Religion, Geschichte und Literatur auf das Gemüth zu wirken vermögen, um in den Schülern sittlichen Ernst, Gemeinsinn, Vaterlandsliebe und höhere Ideen überhaupt zu wecken und zu pflegen. Die hierzu nöthige Zeit würde aber durch eine zweite fremde Sprache nur beeinträchtigt. Einseitige Abneigung gegen abstracte Disciplinen läge den Schulen fern, aber sie müßten wünschen, daß bei der Auswahl der Fächer namentlich auch pädagogische Anschauungen maßgebend sein möchten." Befördern solche Schulen den „Materialismus der Zeit"?

Schulen, welche sich zur Aufgabe gemacht haben, Bildung in den bis dahin so sehr vernachlässigten und doch so hochwichtigen landw. Mittelstand zu schaffen, könnten augenscheinlich bei ungehemmter Entwicklung eine hohe culturgeschichtliche Bedeutung gewinnen und es wäre zu wünschen, daß demgemäß bei Behandlung ihrer Angelegenheiten der rein negierende Standpunkt aufgegeben würde. Seither ist uns stets der § 155 der Militär-Ersatz-Instruction entgegengehalten worden; wie zweifelhaft es aber damit bestellt ist, geht daraus hervor, daß die Ackerbauschulen auf denselben Paragraphen ein moralisches Anrecht für ihre Bewerbungen stützen, also das gerade Gegentheil daraus folgern. Das Gesetz erscheint nämlich als eine wohlmeinende Milderung der unvermeidlichen Härten allgemeiner Wehrpflicht und zeigt überall die Tendenz unser höheres Culturleben: wissenschaftliche Bildung, Kunst, Kunsthandwerk und Gewerbthätigkeit vor der langen Präsenzzeit zu schützen. Sogar „Mitgliedern landesherrlicher Bühnen" und in besonderen

Fällen „kunstgerechten oder mechanischen Arbeitern“ kann auf bloße Elementarbildung hin der einjährige Dienst zugänglich gemacht werden. Damit verglichen bieten doch die theoret. Ackerbauschulen ganz bedeutend mehr, und zum Ueberfluß haben diese Verlängerung des Cursus und noch umfassendere Pflege der allgemeinen Bildungsfächer angeboten. Den Landwirthen gegenüber müssen sie aber zuvor in den Stand gesetzt werden, für verlängerte Schulzeit eine kürzere Präsenzzeit zu bieten.

Stellt man die Forderungen zu hoch, so stiftet man damit keinen sichtbaren Nutzen, sondern vielmehr offenkundigen Schaden. Man drückt die Ackerbauschulen und schreckt diejenigen Landwirthe, welche sich eine bessere Bildung erwerben wollen, zurück, statt sie, was doch im höchsten Interesse der Volkserziehung läge, wohlwollend zu ermuntern und durch Zugänglichmachung des Vortheils der einjährigen Dienstzeit zu belohnen. Hat sich einmal die Erwerbung einer höheren Bildung auch unter den vermögenden Landwirthen als Sitte eingebürgert, so kann man allmählich die Anforderungen ohne Schaden steigern. Jetzt aber kommt es noch tausendfach vor, daß ein Landwirth durch seinen Besitz eine gewisse Rolle spielen kann, ohne daß er seine Knechte wesentlich an Schulbildung übertrifft. Der Referent über diese Ackerbauschulangelegenheiten im deutschen Landwirthschaftsrath illustrirt dies durch ein merkwürdiges Beispiel. Er sagt: „Vielfach ist der Landwirth noch nicht dahin gekommen, den Werth wahrer Bildung zu schätzen. Beispielsweise ist im Ravensberger Lande in der Provinz Westfalen der Stand der Hofbesitzer ungewöhnlich wohlhabend. Man findet da Höfe, die nachhaltig für 2000 Thlr. jährlich Holz verkaufen, Höfe, die einen Werth von 100,000 bis 150,000 Thalern haben und sich seit Wittekind's Zeiten unbelastet, oft noch unter Zugabe bedeutender Capitalien vom Vater auf den Sohn vererbten. Nach vielen Hunderten zählen die Höfe, die ein freies unverschuldetes Vermögen repräsentiren, in dessen Besitz ein Städter als reicher Mann gelten würde. Aber kaum je, oder doch ganz ausnahmsweise dient ein Erbe solcher Höfe einjährig; und der reiche Sattelmeier, dessen Ahne vor 1100 Jahren als Erster im Gefolge des Sachsenherzogs ritt, bringt es höchstens noch bei dreijähriger Dienstzeit zum Unterofficier.“ — Eine solche Gleichgiltigkeit und Abgeschlossenheit einer begüterten Menschenklasse gegenüber dem höheren geistigen Leben unserer Nation ist ohne Frage eine beklagenswerthe Erscheinung. Glücklicherweise aber wird das Gefühl für diesen Mißstand bei den Landwirthen selber immer lebendiger und die landw. Unterrichtsfrage ist gegenwärtig ein stehendes Thema in den landw. Vereinen. — Solchen Bestrebungen gegenüber aber ist ein warmes Herz und eine fördernde Hand am Platz, nicht aber das Medusenschild irgend eines Gesetzesparagraphen von sehr deutungsfähigem Inhalt. Uebrigens scheint der Wechsel im Cultus-

ministerium auch hier gute Früchte bringen zu wollen, wenn wir eine Aeußerung des Herrn Cultusministers im Abgeordnetenhause und eine solche des Regierungscommissärs in der Commission des Reichstages richtig deuten.

Es ist im Abgeordnetenhaus die Vermuthung ausgesprochen worden, den Schulen schade irgendwo der Umstand, daß sie bis jetzt keine Staatsanstalten sind und ihren eigentlichen Ursprung der Privatthätigkeit verdankten. Ich bin weder in der Lage diese Vermuthung bestätigen noch zu ihrer Beseitigung beitragen zu können, aber in der That verdanken die theoretischen Ackerbauschulen ihre Entstehung einem Privatmanne, dem verstorbenen Director Michelsen zu Hildesheim. Bis zu dessen Eingreifen in die Entwickelung des Ackerbauschulwesens hatte letzteres nur mehr ein vegetatives Dasein geführt durch die unterschiedslose Verbindung körperlich anstrengender praktischer Arbeiten mit theoretischem Unterricht. Die sogenannten „Schulen" waren meist auf einem Gut, die Schüler waren in Pension bei dem Unternehmer, zu dessen Privatvortheil die Sache meistens ausfiel. Er hatte billige Arbeitskräfte, denn die Schüler besorgten die Wirthschaft, er bezog von ihnen Kostgeld und war das Glück günstig, so erhielt er noch obendrein einen erheblichen Zuwachs aus öffentlichen Mitteln. — Director Michelsen sah ein, daß dieses hergebrachte System für die entwickelten landwirthschaftlichen Verhältnisse Hannovers durchaus unpassend gewesen sein würde. Er erkannte ganz richtig, daß den vermögenderen, wenn nicht reichen, Hofbesitzern vor allem ein besserer Schulunterricht noth thue und daß es an der Zeit sei durch einen besonders berechneten Unterrichtsplan jenen in so glücklichen und unabhängigen Verhältnissen lebenden Stand in die Classe der Gebildeten zu heben. Mit Recht sagt Charles Dickens der Jüngere: „Der Theil der Habe eines Landwirths, der am besten für seine Cultur bezahlt, ist der kleine Besitz innerhalb der Ringfenz seines Schädels. Er fange an mit der rechten Bebauung seines Gehirns und es wird dann gut stehen mit seinen Körnern, Wurzeln, Kräutern, wie mit Cultur, Schafen und anderm Vieh; diese werden gedeihen und er wird gedeihen." Gerade so dachte Michelsen; er verzichtete auf practische Arbeit bei seinen Schülern, legte großen Nachdruck auf die allgemeinen Bildungsfächer und ergänzte den theoretischen Unterricht in den landwirthschaftlichen Disciplinen durch Excursionen nach Musterwirthschaften. Er gründete die Schule in einer Stadt, damit die mancherlei Culturelemente einer solchen noch weiter bildend und den Gesichtskreis erweiternd auf die jungen Leute vom Land zurückwirken möchten und verzichtete gänzlich auf das pädagogisch längst gerichtete Pensionswesen.

Es könnte hier die Frage aufgeworfen werden: Warum besondere Schulen für Landwirthe? Auch Dr. Löwe sagte: „Wenn das geistige Streben in jenen Kreisen so groß ist, dann leite man es doch um Gotteswillen in

die guten, bewährten Kanäle unserer höheren Bildungsanstalten." Die Antwort auf diese Frage hat längst und zwar nicht blos im Gebiete der Landwirthschaft, das practische Bedürfniß gegeben. Die Handelsschulen, Provinzialgewerbeschulen, landwirthschaftlichen Lehranstalten und ähnliche Schulen, welche außer der allgemeinen Bildung auch die Fachinteressen bestimmter Berufsklassen berücksichtigen, verdanken ihre Existenz eben nicht einer Laune, sondern dem thatsächlichen Bedürfniß. Die allgemeinen socialen Verhältnisse verlangen unabweisbar Uebergang der Gewerbe vom empirischen zum rationellen Betrieb und demgemäß einen auf Grundwissenschaften gestützten Fachunterricht. Die Verhältnisse der Mittelstände sind aber zu wenig günstig um den Söhnen außer dem Besuch einer allgemeinen Bildungsanstalt auch später noch den einer Fachschule zu ermöglichen; somit ergibt sich die Nothwendigkeit von Schulen, welche die Rücksicht auf die allgemeine Bildung mit jener auf die besonderen Bedürfnisse eines bestimmten Berufes zu vereinigen wissen. Man kann mit höchster Achtung von unseren Gymnasien und Realschulen reden und diese „bewährten Kanäle" der Bildung dennoch beispielsweise für künftige Landwirthe sehr ungeeignet halten, weil der Beruf der Letzteren dort unmöglich jene Beachtung finden kann, welche der Landwirth nothwendig wünschen muß. So erklärt sich denn auch, daß das Verlangen nach Gründung und Hebung landwirthschaftlicher Schulen gegenwärtig ganz wesentlich von den landwirthschaftlichen Vereinen ausgeht. Selbst diejenigen Landwirthe, welche zur Erlangung des Freiwilligenrechtes ihre Söhne auf Gymnasien und Realschulen schicken, thun dies, wie häufig ausgesprochen wurde, nur ungern wegen der Gefahr, daß die jungen Leute ihrem Beruf entfremdet werden. Auf einer landwirthschaftlichen Lehranstalt fällt diese Gefahr nicht blos weg, hier wird im Gegentheil den Schülern Liebe für ihr Fach anerzogen, indem ihnen die Bedeutung desselben klar gemacht und über dasselbe von Lehrern und Mitschülern stets mit Achtung und Interesse gesprochen wird. Ein so lebendiger und für die Schüler fruchtbarer Wechselverkehr zwischen Schule und Leben, wie gerade auf den landwirthschaftlichen Lehranstalten, dürfte kaum auf einer andern Schule wiedergefunden werden. Nicht blos stehen die Lehrer durch ihre Fächer, durch Theilnahme an dem landwirthschaftlichen Vereinsleben, literarische Arbeiten u. dergl. in steter Beziehung zur Praxis — auch die Schüler selber müssen zu Zwecken der Belehrung unausgesetzt auf dieselbe hingewiesen werden. An landwirthschaftlichen Lehranstalten sind die Lehrer nicht die gestrengen Magister, sondern gleichsam die älteren Berufsgenossen und Berather ihrer Schüler. Dies hat in pädagogischer und disciplinärer Hinsicht die segensreichsten Folgen. Unter diesen Umständen sind die landwirthschaftlichen Lehranstalten zugleich wieder wichtige Pioniere der Bildung. Gymnasien und Realschulen stehen den

Landwirthen als fremde Dinge gegenüber. Die Zwecke einer „landwirthschaftlichen Lehranstalt“ begreifen sie dagegen und unzählige Beziehungen verknüpfen sie persönlich mit deren Lehrern. Hunderten von Familien auf dem Lande wird so der Gedanke, dem heranwachsenden Sohn eine höhere Bildung geben zu lassen, näher gerückt, die sonst nicht daran gedacht hätten. Ein Vater im Ort geht voran, freut sich über die Kenntnisse, die sein Sohn während der Ferien an den Tag legt, weil er sie zu verstehen und zu würdigen vermag, und bald ist der junge Mann nicht mehr der Einzige des Ortes auf der Schule. Die auf dem Lande noch vielfach verbreitete Mißachtung theoretischer Kenntnisse weicht der Achtung vor höherem Wissen.

Ein Träger dieser eben dargelegten Anschauungen war Director Michelsen. Die guten Früchte der durch ihn eingeführten vernünftigen Neuerungen begannen gerade sich zu zeigen, als ihr geistiger Urheber durch den Tod aus seiner verdienstlichen Wirksamkeit gerissen wurde. Doch gereichte die nun folgende Uebernahme der Schule seitens des ältesten Sohnes des Gründers dem Unternehmen selbst zum Segen. Der jüngere Michelsen führte die Ideen seines Vaters weiter aus, vertrat sie mit Energie und Geist mündlich und in der Presse und hob innerhalb des vergangenen Jahrzehents seine Schule zur besuchtesten und mustergültigsten Anstalt dieser Art in Deutschland. Der hannoverschen Regierung muß man nachrühmen, daß sie Michelsen's Pläne durch bedeutende Zuschüsse unterstützte. Da kam die große Katastrophe von 1866 und damit für das Ackerbauschulwesen eine neue Krise. In Preußen stand man einer rein theoretischen landwirthschaftlichen Lehranstalt nicht ohne Bedenken gegenüber. Je genauer man aber deren Einrichtungen und Ziele kennen lernte, desto günstiger wurde die Stimmung. Nicht blos wurde die Dotation der Hildesheimer Schule durch Preußen noch erhöht, sondern es wurden sogar nach deren Muster mehrere in der Gründung begriffene landwirthschaftliche Mittelschulen in Altpreußen eingerichtet. Selbstverständlich ging ein solcher Umschwung der Ansichten nicht ohne Schwierigkeit vor sich. Es war eine Zeit aufreibendster Thätigkeit für Michelsen; er stand fast allein gegen so Viele. Doch kämpfte er seine Sache durch und hat damit seinen Namen für immer rühmlich verknüpft mit der Geschichte dieses Zweiges deutschen Schulwesens, dessen Bedeutung in raschem Wachsen ist. Seit 1866 wurden in Preußen von Schulen nach Hildesheimer Muster gegründet: eine zu Cleve in der Rheinprovinz, zwei in Westfalen zu Herford und Lüdinghausen, zwei in Schleswig-Holstein zu Preetz und Cappeln; die Eröffnung zweier Schulen in Schlesien steht unmittelbar bevor. Oldenburg zählt zwei Schulen gleicher Art, Braunschweig eine (zu Helmstedt). Die Gesammtfrequenz belief sich selbst während des Kriegsjahres auf über fünfhundert Schüler. Diese

Fünfhundert aber sind fast lauter später selbständige Grundbesitzer. Das ist ein inhaltreiches Wort, um so mehr, als ohne diese landwirthschaftlichen Lehranstalten ganz sicher mindestens 4/5 dieser Leute für eine höhere Bildung vollständig verloren gewesen wären.

Diesen theoretischen Schulen gegenüber führen die althergebrachten „practischen" Schulen nur ein kümmerliches Dasein, trotzdem sie dem Staat sehr bedeutende Summen kosten.

Der Besuch jener nützlichen Mittelschulen könnte ungemein gehoben werden, wenn die oben geschilderten Schwierigkeiten bezüglich des Freiwilligenrechtes endlich einmal befriedigend gelöst würden. Damit ist aber allerdings noch nicht Alles gethan. Wenn jene Schulen nicht ganz anders, als es bis dahin geschehen ist, finanziell sicherer gestellt werden, so droht über kurz oder lang eine neue Krisis. Denn nach den erheblichen Zuwendungen, deren sich jüngst die unter dem Cultusministerium stehenden Lehranstalten zu erfreuen hatten, vermögen die kärglich dotirten Ackerbauschulen bezüglich der Lehrkräfte die Concurrenz nicht mehr zu bestehen, um so weniger als bis dahin auch versäumt worden ist, die Eigenschaft der Lehrer als Beamten des Staates oder der Städte juristisch fest zu stellen. Unter diesen Umständen dürfte es in Zukunft unmöglich sein, tüchtige Lehrkräfte für Ackerbauschulen zu gewinnen oder diesen zu erhalten. Das Bewußtsein dieses bedenklichen Umstandes ist glücklicherweise an competenten Stellen lebendig und es ist zu hoffen, daß die an das landwirthschaftliche Ministerium herantretenden Gesuche, die genannten Schulen zu Staatsanstalten zu erklären, eine Aufnahme finden werden, welche jene Gefahr beseitigt. Größere Opfer für derartige Anstalten sind durchaus zeitgemäß. Unsere neuere, auf die Entwickelung der Selbstverwaltung gerichtete Gesetzgebung bedarf zur Sicherung der getroffenen Einrichtungen einer gleichzeitigen geistigen Hebung mindestens der begüterten Landwirthe. Freisinnige Gesetze und Hebung der Bildungsanstalten bedingen einander. —

Dr. Jul. Wilbrand, I. Lehrer a. d. Ackerbauschule zu Cleve.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Kunstbestrebungen in der Provinz Preußen. — Das alte Ordensland Preußen hat in der Kunstgeschichte sein besonderes Kapitel, wennschon nur ein kurzes. Unter dem Einflusse der Spätgothik hat es eine in

mancher Hinsicht eigenthümliche Architektur für Kirchen und Burgen ausgebildet. Bei ersteren ist der Chor meist nicht abgerundet, sondern durch eine Wand gleichsam abgeschnitten und die Thürme schließen mit einem von Giebelzinnen überragten Spitzdach auf senkrecht aufstrebenden Mauern. Die Burgen sehen großen Häusern sehr ähnlich und hießen auch Ordenshäuser; sie sind zum großen Theil noch gut erhalten und werden zu Amtswohnungen benutzt. Gewaltige Kellerräume, oft mehrere Etagen tief, dienten zur Aufbewahrung von Vorräthen und Handelsproducten; schöngewölbte Säle in den Mittelgeschossen, in denen die Ritterschaft sich zu gemeinsamen Berathungen oder Mahlzeiten versammelte, fehlen nicht; gewaltige Balken stützen das Dach und zeigen, welche Holzbestände den Eroberern zur Verfügung standen. Wie an Kirchen und Burgen, so sind oft auch an den Rathhäusern und selbst Privatgebäuden vornehmlich die Giebel reich mit gothischem Schnörkelwerk geziert, wobei eine große Zahl von Ziegelformen zur Verwendung kommen mußte, da es an Steinmaterial für diesen Zweck mangelte. Die Marienkirche und der Artushof zu Danzig, der Dom zu Königsberg, die Marienburg und andere Bauten werden auch dem Weitergereisten sehr sehenswerth erscheinen. — Die preußischen Herzöge waren zu arm, um etwas irgend Erhebliches für die Kunst thun zu können und die Stände bewilligten nur vorsichtig die nöthigsten Mittel zur Erhaltung der Schlösser, weil sie die Erfahrung machten, daß damit hinterher andere Ausgaben bestritten wurden. Die polnischen Starosten ließen die vom Orden überkommenen Baulichkeiten geradezu verfallen; selbst das Hauptschloß Marienburg kam in wahrhaft kläglichem Zustande an Friedrich den Großen und hat als Kunstbau in diesem Jahrhundert erst gleichsam wieder entdeckt werden müssen. Nach der Vereinigung des herzoglichen Preußens mit Brandenburg hörte Königsberg auf, eine fürstliche Residenzstadt zu sein; die Kurfürsten und späteren Könige hatten kein Interesse, sich in dem klimatisch unfreundlichen und landschaftlich wenig begünstigten, dazu weit entlegenen und schwer zugänglichen Nebenlande wohnlich einzurichten. Kein Lustschloß wurde gebaut und ausgestattet, die öffentlichen Gebäude aus jener Zeit tragen durchweg den Charakter des Nothdürftigen. Auch den Kirchen fehlt meist der Bilderschmuck, schon weil der Protestantismus kein Gewicht darauf legte, noch mehr aber weil die Gemeinden zu arm waren, Anschaffungen dieser Art zu machen. Danzig ausgenommen, dessen reichere Bürgerschaft gern mit den anderen große Hansestädten gleichen Schritt hielt und nie ganz aufhörte, in der Begünstigung der Künste eine Ehre zu sehen, ist daher die Provinz Preußen auffallend arm an Werken der Kunst, die auf eigenem Boden entstanden sind, und was von außen hineingebracht ist, kam erst in den letzten Jahrzehnten dahin. Erinnert man sich nun noch, daß vor dreißig Jahren selbst eine Reise nach Berlin wegen ihrer

Beschwerlichkeit, Langwierigkeit und Kostspieligkeit nur von den Wenigsten unternommen wurde (sie gehörte gewöhnlich zu den glänzenden Erlebnissen derjenigen höheren Beamten, die dort ein großes Staatsexamen zu machen hatten), daß daher nur in einem sehr beschränkten Kreise die Bekanntschaft mit bedeutenderen Kunstschöpfungen und der Sinn dafür vorauszusetzen war, so wird man nicht verkennen können, daß zwar einerseits das Bedürfniß, eine Kunstanstalt zu besitzen, für die Provinz sehr dringend war, daß die Gründung einer solchen gerade hier aber auch ein Wagestück genannt werden muß. Wir haben nun wirklich, Dank den Bestrebungen des unvergeßlichen Oberpräsidenten v. Schön, ein Museum von älteren und neueren Bildwerken, periodische Kunstausstellungen, Kunstvereine und eine wohleingerichtete Academie, aber es fehlt noch viel, daß uns die Kunst wirklich ein Lebenselement geworden wäre, und es ist fraglich, ob jene Bestrebungen je bei uns naturwüchsig werden können. Vielleicht wäre es der Academie ersprießlicher gewesen, wenn sie in Danzig errichtet worden wäre. Dort hatte man eine architektonisch merkwürdige, an monumentalen Gebäuden verhältnißmäßig reiche, auch an älteren Bildwerken nicht arme Stadt mit einem wohlhabenden Kaufmannsstande, der nicht abgeneigt war, zum Schmuck öffentlicher Bauwerke oder der eigenen Wohnungen Mittel zu verwenden. Dazu kam eine schöne landschaftliche Umgebung, die in ihrem Wechsel von Berg und Thal, Land und Meer, Wiese und Wald, eine Fülle von malerischen Motiven bieten konnte, und was das Wichtigste war: es lebten und arbeiteten bereits Maler dort und das Kunsthandwerk war nicht ganz ausgestorben. Gleichwohl gab man Königsberg den Vorzug, wohl deshalb, weil man von der Universität eine gute Wechselwirkung erwartete und weil man überhaupt diesen Ort mit Recht für den geistigen Schwerpunkt der Provinz hielt. Man hat auf dieses Moment, wie es scheint, zu große Wichtigkeit gelegt; die Verbindung der beiden Istitute ist eine rein äußerliche geblieben. Unsere Maler haben die Aula des neuen Universitätsgebäudes mit Fresken geschmückt, die zu den ersten Sehenswürdigkeiten Königsbergs gehören, und der Senat hat nach Uebergabe derselben dem Director der Academie den Doctorhut verliehen, aber daß Wissenschaft und Kunst auch im Uebrigen Hand in Hand gehen, läßt sich leider nicht behaupten. Nicht einmal gesellschaftlich haben ihre Repräsentanten einen festen Vereinigungspunkt. Darunter leidet die Academie. Die bei ihr angestellten Lehrer fühlen sich isolirt und fremd, wie auf einer Insel, zu der nur selten einmal Jemand gelangt, um ihre Arbeiten zu beschauen und mit Verständniß Freude darüber zu äußern. Es ist keiner unter ihnen, der nicht diese Vereinsamung als eine schwere Plage empfindet. Der Fremdenverkehr ist geringe, die Zahl der wohlhabenden Privatleute, die sich in ihren Zimmern den Luxus von Oelgemälden gestatten

können und mögen, sehr klein; es fehlt daher auch an der rechten Anregung zum Schaffen durch Bestellungen, namentlich für die jüngeren Kräfte. Der Zuzug von Schülern erfolgt fast nur aus der Provinz und wer von denselben irgend bemittelt ist, geht bald weiter, um an Natur und Kunstgegenständen auswärts bessere Lehrmittel zu haben. So mangelt nach allen Richtungen hin doch gar sehr das frische, freudige Wachsthum; die Academie ist eine Pflanze im Gewächshause und wird noch lange das schützende Glasdach nicht entbehren können. Es liegt das eben an den Verhältnissen, nicht an den Persönlichkeiten. Director Rosenfelder ist ein anerkannt vorzüglicher Lehrer, Berendsen — leider schon seit Jahren wegen Krankheit pensionirt — als Landschaftsmaler weithin berühmt, Piotrowski als Genre- und Historienmaler sehr beliebt, Trossien ein Kupferstecher, dessen Stiche im Kunsthandel zu den bestrenommirten zählen, aber für keinen derselben ist es eine innere Nothwendigkeit, in Königsberg zu arbeiten, und der Boden, auf den sie ihre Staffelei gestellt haben, ist nicht die geistige Nahrungsquelle, nach der sie dürsten. Einige ihrer Schüler haben sich bereits einen Namen gemacht, aber mit diesem Erwerb ziehen sie auch gern sofort in's Weite. Scherres, der namhafteste von ihnen, ging nach Danzig und dann nach Berlin; Knorr, hauptsächlich durch seine norwegischen Landschaften bekannt, strebt fort. Und doch ist bisher der Versuch, dem einheimischen Boden Motive abzugewinnen, kaum ernstlich genug gemacht. Unser samländisches Strandufer, unsere schauerlich einsame Nehrung, unser wald- und seenreiches Masuren, unsere originelle Weichselniederung könnten wohl denen, die sich liebevoll darein vertiefen, Stoffe zu Bildwerken geben, deren Besonderheit auch außerhalb der Provinz ansprechen möchte. Bemühungen in dieser Richtung sind nicht ganz ausgeblieben, haben auch schon Erfolg gehabt, aber die geniale Kraft, die sich dieses Material innig anzueignen und daraus ideale Gestaltungen hervorzubringen vermöchte, steht doch noch aus. Daß nur durch sie eine ostpreußische Malerschule Wahrheit werden könnte, ist nicht zweifelhaft. —

N — s.

Clericale und particularistische Reaction. Aus München. — Die letzten Tage unserer Kammern gehörten dem Compromiß. Als Preis ihrer Zustimmung zum Finanzgesetz, wie bei uns die Schlußredaction des Budgets genannt wird, forderte die ultramontane Partei mit gewohnter Bescheidenheit von der Regierung „einige Concessionen, welche die Gleichberechtigung (!) der römisch-katholischen Kirche mit den Altkatholiken herzustellen geeignet wären." Das Ministerium, namentlich aber Hr. v. Lutz, hatte aus später zu berührenden Gründen schon seit einiger Zeit eine unverkennbare Empfindlichkeit gegen die Nationalen an den Tag gelegt; damals indeß schien man berechtigt

anzunehmen, daß das Bedürfniß nach Versöhnung, Ruhe und gesetzlich geordnetem Haushalt im Lande das Motiv der ministeriellen Zuvorkommenheit gegen die Patrioten und die Besorgniß vor Gefährdung dieses Zieles der Grund des kühlen Verhaltens gegen die Liberalen sei. Die sich kundgebende Neigung der Regierung, den Patrioten zu Willen zu sein, hatte daher nichts allzu Auffallendes. Die liberalen Kammerdiplomaten erhielten allem Anscheine nach vom Ministerium ganz bestimmte, beruhigende Zusicherungen über die Unverfänglichkeit der den Ultramontanen zu machenden Zugeständnisse und nahmen dieselben gläubig hin. Ihre Partei acceptirte die clericalen Wünsche, Lehrstühle der Kirchengeschichte und Philosophie in München und Würzburg mit infallibilistischen Professoren besetzt und den römisch-katholischen Universitätsgottesdienst an ersterer Universität wieder hergestellt zu sehen, und erhielt dagegen von den Clericalen den Staatsbeitrag von 26,000 Fl. zur 400jährigen Jubelfeier der Münchener Hochschule bewilligt. So schied man quasi re bene gesta mit entsprechender Befriedigung über den endlichen Budgetabschluß, der die diocletianische Christenverfolgung in Baiern noch durch eine erkleckliche Gehaltsaufbesserung aller vom Staate bezahlten Geistlichen illustrirt hatte.

Bald aber mußten sich Zweifel an der Unbedenklichkeit der von der Regierung den Ultramontanen eingeräumten Concessionen regen. Das Verstummen aller Angriffe der gemäßigten Patriotenpresse — die sich freilich damit auch für die inzwischen erfahrene materielle Begünstigung erkenntlich zeigte — gegen Hrn. v. Lutz ließ das fortgesetzte Poltern der extremen Organe nicht mehr als ernst gemeint erscheinen. Mit hämischer Freude sprach man gleichzeitig offen aus, daß Döllinger nicht daran denken dürfe, bei der Jubelfeier als Rector der Universität zu fungiren, sondern für diese Zeit „ersetzt" werden müsse und erging sich in weiteren geheimnißvollen Andeutungen. Die Eile, mit der die Regierung von allen Wünschen des Landtags zuerst die Berufung der Unfehlbaren auszuführen sich bestrebte, wurde im clericalen Lager ohne ein Zeichen der Anerkennung als etwas Selbstverständliches aufgenommen. Die bisherige Gleichgiltigkeit des Hrn. v. Lutz gegen die Altkatholiken ging rasch in offene Mißgunst über, und fast gleichzeitig wurde auch dem cynischesten der Jesuitenblätter, dem Vaterland, durch Bewilligung der lang entzogenen Colportage der Mund gestopft. Der rasch gestiegene Argwohn wurde nun auch in den weitgehendsten Befürchtungen gerechtfertigt. Herr v. Lutz stellte ganz unnöthiger Weise an den Senat der Münchener Universität, die von Anbeginn des Streites gegen die Unfehlbarkeit Stellung genommen und deren Vorgehen wohl nicht ohne Einfluß auf die frühere würdigere und theoretisch correcte Haltung des Ministers geblieben war, das Ansinnen, die Infallibilisten von sich aus zu berufen und sie

widerspruchslos in die betreffenden Facultäten aufzunehmen. Damit an dem Ernste dieser Zumuthung nicht gezweifelt werden konnte, drohte er für den Fall der Abweisung mit Entziehung des Staatsbeitrages zur Jubelfeier. Der Lehrkörper der Universität, der mit immenser Majorität die Museumsadresse unterzeichnet hatte, sollte also nicht allein demüthige Abbitte leisten, sondern als Sühne für diesen Fehltritt und als Bürgschaft für die Zukunft die Hochschule dem Einflusse des Episcopats preisgeben, die freie deutsche Wissenschaft der römischen Censur unterstellen. Hr. v. Lutz mußte die abweisende Antwort des Senats voraussehen, man kann wohl sagen, daß er den Conflict suchte. In welcher Absicht, mag noch unentschieden bleiben; die Hoffnung, durch den lauten Widerspruch aller liberalen und antijesuitischen Kreise vor weiteren Zudringlichkeiten der Ultramontanen bewahrt zu werden, scheint ihn wenigstens nicht geleitet zu haben. Er konnte, da die Personalexigenz für die Infallibilisten ganz unabhängig von der Jubiläumsposition bewilligt war, kraft des jus regium, das eben erst noch sein College Pfeufer in der Kammer so energisch vertheidigt hatte, ihre Anstellung an der Universität verfügen und sich im Bewußtsein seiner erfüllten constitutionellen Verpflichtung der Sorge um die ihnen dort zu Theil werdende Aufnahme entschlagen. Die Geflissentlichkeit, mit der er eine Zwangslage zu schaffen suchte, macht die Existenz hierauf bezüglicher weitgehender Zusagen an die Ultramontanen nur allzu wahrscheinlich.

Der Senatsbeschluß vom 31. Mai hat allenthalben gezündet. Die Erkenntniß, daß sich aus ihm eine Bewegung von nicht zu berechnender Ausdehnung und Tiefe entwickeln könne, hat Hrn. v. Lutz und die Ultramontanen zugleich stutzig gemacht und letztere scheinen sogar geneigt, ihren Contrahenten wenigstens eines Theiles seiner Verpflichtungen vorerst zu entledigen. Shylock besteht zwar auf seinem Schein, er will und wird die Lehrstühle haben, aber Shylock hat auch etwas gelernt und nimmt den Gulden, wenn er den Thaler nicht haben kann. Die feierliche Revocation des Senates wird wohl besseren Zeiten vorbehalten bleiben müssen. Es macht sich, namentlich von Seite eines der Universität angehörenden Reichsrathes und Führers der früheren Mittelpartei, bereits eine angestrengte Thätigkeit, dem Conflicte die Spitze abzubrechen, bemerklich und die qu. 26,000 fl. dürften wohl ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß verwendet werden. Die Mißlichkeit eines absoluten Verbotes der Feier wie die Entschiedenheit, mit welcher die Münchener städtischen Behörden für sie eintreten, und die Erwägung, welche schwerwiegende demonstrative Bedeutung ihr durch die Verweigerung des staatlichen Zuschusses verliehen wird, sichern diesen Bestrebungen die uneingestandene, aber deutlich durchzufühlende Connivenz des Ministers, dessen erprobter Beredtsamkeit und hohem Scharfsinne es vielleicht gelingt, seine Compaciscenten zu überzeugen, daß sein Nachgeben noch keinen Vertragsbruch involvirt.

Unzertrennlich, wie die partikularistische und die clericale Reaction unter den gegenwärtigen europäischen und deutschen Verhältnissen nun einmal sind, bahnen sie sich auch bei uns wechselseitig den Weg. Die Empfindlichkeit, die hier an höchster Stelle gegen jeden wirklichen oder vermeintlichen Eingriff in die Rechte der Krone und gegen jede Discussion oder gar Beeinflussungsversuche persönlicher Absichten und Entschlüsse besteht, ist in den letzten Mo-

naten bei mehreren Anlässen geschickt benutzt worden, um eine den obigen Richtungen günstigere Strömmung hervorzurufen. Die nationale Temperatur hat eine ziemliche Abkühlung erfahren, und der Annäherung an die clericalen Anschauungen entspricht eine unverholene gesteigerte Empfänglichkeit für alle dem gefürchteten „Unitarismus" abholden Tendenzen. Bei der bekannten Abneigung gegen persönliche Engagements wurde zwar die von dem Hofe eines norddeutschen Mittelstaates vorgeschlagene Zusammenkunft zur Besprechung der gegenwärtigen Lage und möglicher Eventualitäten zum großen Aerger der Faiseurs der intimen dynastischen Politik und der ultramontanen Heißsporne mit bedeutungsvoller Höflichkeit abgelehnt, die zu Grunde liegende Absicht aber verstanden und zu vielleicht allzu deutlichem Ausdruck gebracht. Ursprünglich wohl nur auf engeres Zusammenhalten der drei Königreiche zum Schutze der noch verbliebenen Rechte gerichtet, hat sie durch die Auslassungen des bairischen, sächsischen und württembergischen Ministers im Reichstag entsprechende Darstellung gefunden, unsere Ultramontanen und Particularisten pur sang aber zu den hochfliegendsten Erwartungen begeistert. Die entente cordiale der Mittelstaaten soll in dem von ihnen als sicher und in nicht allzu ferner Zeit bevorstehenden Rachekrieg Frankreichs eine bedeutungsvolle Rolle spielen. Dieser Krieg würde, wenn man diese Leute hört, sich nicht direct gegen uns richten. Eine Verwicklung Frankreichs mit Italien, die blutige Lösung heischt, wird zur rechten Zeit leicht zu veranlassen sein, und Preußen, das man für diesen Fall durch ein Bündniß mit Italien engagirt annimmt, soll, da dieser Krieg kein deutsches Reichsinteresse berührt, eben nur als Preußen auftreten können. Die Neutralität der Mittelstaaten und ihr enger Anschluß an Oestreich ist dann selbstverständlich und der Ausgang des Krieges ermöglicht, wenn nicht mehr, doch eine Revision der Reichsverfassung, welche den Wünschen der Fanatiker der berechtigten Selbständigkeit durch Wiedereinführung Oestreichs in Deutschland gerecht zu werden vermag. Bescheidenheit ist den Herren nicht abzusprechen, in der politischen Meteorologie dürften ihnen indeß noch einige Studien zu empfehlen sein.

Graf Hegnenberg ist todt, seine schwersten Tage mag er übrigens nicht auf seinem Krankenbette gehabt haben. Dem geraden und ehrlichen Manne darf es wohl nicht zum Vorwurfe gemacht werden, daß er auch dann noch auf seinem Platze aushielt, als er schon Schritt für Schritt Terrain verlor. Lange hätte indessen die Krise sich nicht mehr vermeiden lassen. Seit längerer Zeit spielten gegen ihn Intriguen derselben persönlichen Initiative und Tendenz, wie gegen Hohenlohe, die Periode der Rathlosigkeit und des haltlosen Schwankens, die nach dessen Ausscheiden aus dem Cabinet eintrat, findet vielleicht nun eine noch fühlbarere Wiederholung.

An kleinen Illustrationen unserer augenblicklichen Situation fehlt es auch nicht. Die ängstliche Vermeidung jedes officiellen Empfanges bei der Durchreise des italienischen Kronprinzenpaares ist sicherlich charakteristisch; der Oberstallmeister Graf v. Holnstein hat fünfmonatlichen Urlaub bekommen, eine glückliche Paraphrase für eine wohl nicht allein auf dienstliche Erwägungen basirte Ungnade.

Clericale Manöver; geheime Abstimmung; Ministerwechsel; Invasion.
Aus London. — Die Home-rule-Bewegung in Irland, der sich die katho-

lische Geistlichkeit angeschlossen hat, ist durch ein von einem der hervorragendsten Richter Irlands gefälltes Urtheil gebührend commentirt worden. Jedermann weiß, welche in jeder Beziehung unabhängige Stellung die Richter jedes Grades in England einnehmen, und daß betreffs ihrer von Unterwürfigkeit gegen die Regierung nicht die Rede sein kann. Durch ein nicht sehr altes Gesetz hat sich das Unterhaus des Rechts, über streitige Wahlen seiner Mitglieder zu entscheiden, begeben und dies den Richtern der höheren Gerichtshöfe überwiesen. Die Wahl, um deren Entscheidung es sich handelte, war die für die Grafschaft Galway, in welcher ein gewisser Capitän Nolan, der Candidat der Home-rulers, über den Gegencandidaten, Capitän Trench, die Mehrheit erlangte. Da der letztere sich über ungesetzliche Einflüsse und Einschüchterung der Wähler beklagte, so hatte der Richter Keogh, selbst ein Katholik, den Fall zu entscheiden. In seinem Urtheil sagte er, daß er diese Wahl, nach sorgfältiger Prüfung der Zeugenaussagen, als den erstaunlichsten Versuch kirchlicher Tyrannei, den die ganze Geschichte priesterlicher Intoleranz kenne, bezeichnen müsse. Die Geistlichen hatten von den Altären gegen die Gegner Trench's geflucht und gelogen. Wähler wurden bedroht, an der Abstimmung verhindert, in ihre Häuser wurden Schüsse gefeuert. Die Gutsbesitzer wurden mißhandelt. Ein Pfaffe hatte erklärt, daß die heilige katholische Kirche vor dem Gesetz, das die geheime Abstimmung einführen wird, keine Furcht habe, da die Kirche den Beichtstuhl zu ihrer Verfügung habe. Der Richter erklärte Nolan's Wahl für ungiltig und kündigte an, daß er dem Unterhaus berichten würde, der Erzbischof von Tuam, die Bischöfe von Galway und Clonfort und alle Geistlichen unter ihnen seien eines regelmäßigen Angriffs auf die Freiheit der Wähler und mit Capitän Nolan und seinem Bruder des Gebrauchs betrügerischer und gewaltsamer Mittel schuldig. Unter den Ultramontanen und den Home-rulers hat dies Urtheil und ganz besonders die herbe Sprache des Richters große Aufregung hervorgerufen und in ihren Organen werden alle möglichen Pläne besprochen, um sich an dem Richter zu rächen und der das Volk zu gewaltsamer Gesetzverletzung aufwiegelnden Geistlichkeit Genugthuung zu verschaffen. In der inneren Politik der englischen Regierung wird jedoch diese Wahlentscheidung wahrscheinlich einen Wendepunkt bilden. Bisher regierten die Staatsmänner der liberalen Partei Irland durch „Verständniß" mit den katholischen Bischöfen. England wird dieselbe harte Nuß zu knacken haben wie die anderen großen Fortschrittsländer Europas, Deutschland und Italien, nämlich den Fortbestand und die freiheitliche Fortentwicklung seiner Staatsinstitutionen gegen die unversöhnliche Feindseligkeit der katholischen Hierarchie zu schützen. Wenn diese sich herausnimmt, offenbar die Gesetzlichkeit zu verletzen, so erscheint ihre vorgebliche Unterwerfung unter die Staatsverfassung als Spott und Hohn. Die Politik der „Verständnisse" war, im Ganzen genommen, eine höchst verfehlte, da der römische Clerus seinen Grundsätzen und universellen Gewohnheiten nach auch hierzulande unter Verständnissen nur Zugeständnisse verstand.

Der Vorschlag über die geheime Abstimmung für die Parlamentswahlen wird nun bald Gesetz sein. Oeffentliche Gleichgiltigkeit begrüßt diese neue Errungenschaft der englischen Radicalen, die seit 30 Jahren danach schreien. Zweifel werden laut, ob diese Reform wirklich sich als solche bewähren wird; und diese Zweifel sind gegenüber jenen Hinweisen auf den Beichtstuhl nicht

unbegründet. Die alte Methode der öffentlichen Abstimmung hatte ihr Gutes. Männliche Unabhängigkeit und das Gefühl der Verantwortlichkeit litten nicht darunter. Der Werth der Wähler, die sich durch irgend welche Drohungen einschüchtern lassen, ist sehr problematischer Natur. Auch hat sich das geheime Abstimmungswesen da, wo es seit langer Zeit besteht, besonders in Amerika und Frankreich, gewiß nicht als Universalheilmittel gegen Bestechung und Einschüchterung erwiesen. Es ist mit der Abstimmungsweise wie mit allen anderen Institutionen, deren practische Vortrefflichkeit ganz und gar von der Intelligenz und dem Charakter derjenigen abhängt, für die sie gemacht sind. Es ist häufig bemerkt worden, daß nach beiden Erweiterungen des Stimmrechts das Unterhaus sich aus denselben Elementen zusammengesetzt befand, als vorher. Das gewisse Gute, welches das neue Gesetz bewirken wird, ist, daß dem Radicalismus ein im höchsten Grade abgedroschenes Declamationsthema entzogen wird.

Die langweilige Alabamafrage, die jeden Tag beendet sein sollte, ist immer noch nicht erledigt. Die Frage ist jetzt einfach, wer den Lauch essen und mit welchem Grade von Höflichkeit der Lauch servirt werden soll. Das jetzt vorauszusehende Resultat ist, daß der Lauch beiderseitig wird verzehrt werden. England bezahlt nichts für mittelbaren Schaden, aber Amerika zieht seine Ansprüche nicht zurück, sondern nimmt die neue Regel, die in dem von dem Senat amendirten Ergänzungsvertrag enthalten ist, als Entschädigung dafür an. Die große schwebende, das Völkerrecht betreffende Frage, ob ein Staat unter den gegebenen Umständen überhaupt zum Ersatz von mittelbarem Schaden verpflichtet ist, wird dadurch nicht beantwortet, und es darf daher erwartet werden, daß sie, sobald die Gelegenheit sich darbietet, wieder auftauchen wird. Nach endgiltiger Erledigung des Alabamastreites wird jedoch das Gladstone-Cabinet kaum länger haltbar sein. Die auswärtige Politik eines conservativen Ministeriums mit dem Mann, den sie Dizzy nennen (wie Carlyle sagt), an seiner Spitze, würde nicht besonders vertrauenerweckend sein, wenn nicht glücklicherweise in diesem Cabinet die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten dem vorsichtigen, bewährten Earl of Derby anheimfallen müßte. Es sind Anzeichen vorhanden für die Möglichkeit einer Annäherung zwischen den Conservativen und den alten Whigs, deren Partei der alte Earl Russell in ihrer Quintessenz repräsentirt. Ein so componirtes neues Ministerium würde eine wirklich starke Regierung bilden.

England leidet wieder einmal an dem periodischen Krankheitsanfall der Invasionserörterung; sie ist von dem Parlmtgl. Vernon Harcourt angeregt worden. Er sieht Englands Stärke ganz und gar in seiner Flotte, die jeden Versuch einer Invasion zu vereiteln im Stande sein soll. Andere geben die Möglichkeit der Landung von 50,000 Mann zu und bestehen darauf, daß das Heil Englands (nächst der Flotte) in einer zu deren rascher Ueberwältigung ausreichenden Armee ruhe. Was die Erörterung theils unangenehm, theils lächerlich macht, ist, daß in Hypothesen und Illustrationen die gelandete feindliche Macht immer als eine deutsche dargestellt wird. Die englische politische „Erbweisheit" hört nur zu häufig das Gras wachsen; für den gemeinen Menschenverstand ist klar, daß England nur von zwei Mächten, von Frankreich Belgiens und von Rußland der Türkei und Indiens wegen Gefahr droht, sowie daß ein neuer Krieg nur durch eine Allianz dieser zwei Mächte

gegen die Interessen Deutschlands, Italiens und Englands herbeigeführt werden kann. Dem ebenso bodenlos tiefsinnigen, wie grenzenlos phantastischen Engländer hat jedoch die Schlacht von Dorking die Augen geöffnet und er träumt jetzt von nichts als von preußischen Ulanen, welche die blühenden Gefilde Englands behufs Requisitionen durchreiten. Glücklicherweise scheint ihn dies weder in seinen Geschäften, noch in seinen Vergnügungen zu stören und sei ihm daher der unschuldige Zeitvertreib gegönnt.

Literarische Notiz.

Zu den „Tagebüchern des Matteo Spinelli von Giovenazzo." — Als die ältesten in italienischer Sprache geschriebenen historischen Aufzeichnungen galten bis zum Jahre 1868 die Diurnali des Matteo di Giovenazzo, die gleichzeitig mit den von ihnen berichteten Ereignissen von 1247—1268 niedergeschrieben sein sollten. Daß dieselben an sich von den neapolitanischen Literarhistorikern wegen ihres Ursprunges hochgeschätzt wurden, läßt sich bei dem Localpatriotismus, der in Italien noch so vielfach sich den Resultaten wahrhaft wissenschaftlicher unparteiischer Untersuchungen hemmend entgegenstemmt, leicht voraussetzen und erklären. War doch durch sie der Beweis erbracht, daß wie von Sicilien aus die nationale Poesie ihren Ausgang genommen habe, so auf dem Festland Unteritaliens die Wiege des ersten italienischen historischen Prosaschriftstellers gestanden habe. Dazu kam noch, daß die Zeiten, welche der Tagebuchschreiber mit seinen Notizen begleitete, hoch interessant sind und außerdem der Zustand, in dem die Aufzeichnungen auf uns gekommen sind, den Scharfsinn der Kritiker immer von Neuem herausforderte. Kein Wunder daher, daß von Papebroch bis in die neueste Zeit herab diese Diurnali eine ganze Reihe von Herausgebern gefunden haben. Der letzte derselben ist der vor Metz 1870 gefallene Dr. Pabst. (Monumenta Germaniae historica. Ss. XIX. 464—493.) Aber kaum war diese Ausgabe erschienen, als ein junger Berliner Gelehrter aus der Schule R. Köpke's, W. Bernhardi, mit einer Abhandlung hervortrat, welche den Glauben an die Aechtheit dieser Diurnali mit so siegreichen Gründen angriff, daß nicht nur alle deutschen Historiker, die sich mit der mittelalterlichen Geschichte Unteritaliens eingehend beschäftigt haben, den Resultaten der Kritik Bernhardi's beistimmten, sondern auch jenseits der Alpen, wo die Schrift durch eine Uebersetzung auch in weiteren Kreisen bekannt geworden war, die vorurtheilsfreien und gelehrten Forscher, wie M. Amari, sich mit derselben einverstanden erklärten. Daß der Herausgeber der Diurnali in den Monumenten nach dem Erscheinen der Abhandlung B's. kurz entschlossen in den Göttinger gelehrten Anzeiger es selbst aussprach: oleum et operam perdidi, ehrte denselben in den Augen der wissenschaftlichen Welt mehr als alle Berichtigungen im Einzelnen, welche an den verschiedenen Aufstellungen Bernhardi's vorzunehmen auch er wohl Anlaß gefunden haben wird, seiner Gelehrsamkeit und seinem Scharfsinn Ruhm eingetragen haben würden.

Hätte man nach einem solchen Vorgange erwartet, daß sich nun auch die neapolitanischen Herausgeber der Diurnali dem Vorgang ihres deutschen Collegen anschließen würden, so würde man den Charakter derselben verkannt

haben. Haben doch in Italien die berüchtigten Pergamene di Arborea noch Vertheidiger gefunden, nachdem die Berliner Academie ihre vernichtende Kritik an denselben geübt hatte! Wir wollen dem Wahrheitssinne des Herrn Cavaliere Minieri Riccio, der sich um die archivalische Erforschung der Geschichte Neapels in der Uebergangszeit von der staufischen Herrschaft zu der der Angiovinen bleibende Verdienste erworben hat, nicht zu nahe treten. Daß er aber sein Werk von 272 eng gedruckten großen Octavseiten: I notamenti di Matteo Spinelli da Giovenazzo difesi ed illustrati, Napoli 1870, das ausschließlich gegen die Abhandlung Bernhardi's gerichtet ist, sine ira ac studio geschrieben habe, wird Niemand behaupten, der dasselbe gelesen hat. Es würde nicht verlohnen, jetzt noch und namentlich an dieser Stelle auf diese fachwissenschaftlichen Fragen zurückzukommen, wenn nicht in diesen Tagen die Nachricht von einer bibliographischen Entdeckung, die sich auf dieselbe bezieht, auch in deutschen Zeitungen Aufnahme gefunden hätte, welche das sich für geschichtliche Forschungen interessirende deutsche Publikum über dieselbe irre zu leiten im Stande wäre. Der Augsburger Allgemeinen Zeitung (Beilage vom 6. Juni Nr. 158) wird nämlich von Rom aus geschrieben, der bekannte neapolitanische Buchhändler G. Dura habe eine Copie der „Annalen" (sic!) des Matteo di Giovenazzo, „die gegen die Hälfte (sic!) des 17. Jahrhunderts im apulischen Dialecte gedruckt wurde", aufgefunden. Der Berichterstatter fügt dann hinzu: „Es ist klar, daß diese Entdeckung der Polemik ein Ende macht, welche mit so viel Hitze zwischen Herrn Bernhard (sic!) und dem Cav. Minieri Ricci (sic!) und anderen unserer Kritiker entbrannt ist." Diese Schlußfolgerung ist wie so vieles Andere in dem Satze unrichtig. Daß die Polemik zwischen Bernhardi und Minieri Riccio mit „so viel Hitze" geführt sei, kann der italienische Berichterstatter nur von dem letzten Herrn behaupten. Bernhardi hat seine Untersuchung mit der leidenschaftslosesten Ruhe geführt und noch kein Wort auf die Angriffe geantwortet, mit denen ihn sein Gegner von Neapel aus beehrt hat. Und was soll denn das Auffinden eines Druckes aus der Mitte des 17. Jahrhunderts für die Aechtheit einer Schrift erweisen, die, wie es der Bestreiter derselben höchst wahrscheinlich gemacht hat, zwischen 1562 und 1568 gefälscht ist? Bestätigt sich die Auffindung eines Druckes der Diurnali aus dem 17. Jahrhundert, während man bisher nur von Handschriften derselben wußte, von denen keine über den Ausgang des 16. Jahrhunderts hinausgeht (Pabst l. l. s. 466 u. f.), so kann diese nur dann von Bedeutung für die Kritik des Werkes werden, wenn der neugefundene Text ganz wesentlich von der bisher bekannten Fassung der Diurnali abweicht und nicht die vielen chronologischen u. s. w. Fehler enthält, welche bis auf wenige unbedeutende Abweichungen alle bisher bekannten Handschriften mit einander gemein haben. Herr G. Dura würde sich, wenn er sich wirklich im Besitze des Druckes der Diurnali befinden sollte, den Dank aller Freunde historischer Kritik erwerben, wenn er sein Exemplar sofort auf's Genaueste vervielfältigen ließe, ohne dabei, wie in der angezogenen Correspondenz angedeutet ist, auf einen Commentar eines „in solchen Studien sehr erfahrenen Mannes" zu reflectiren.

O. Hartwig.

Ausgegeben: 14. Juni 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Tragödie von Thorn im J. 1724.

Es war das ungewöhnliche Schicksal Westpreußens, des deutschen Colonistenlandes am unteren Lauf der Weichsel, daß es in den fünf ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens an der Blüthe und dem Verderb zweier großer Staatswesen, denen es zugehörte, vollgemessenen Antheil erhielt. Im 13. Jahrhundert von Brüdern des deutschen Ordens besiedelt, im 14. aufblühende Landschaft des mächtigen Ordensstaates Preußen, rang es im 15. feindlich gegen den verfallenden Orden und wurde mit gutem Willen der deutschen Einwohner conföderirtes Land der polnischen Krone. Und wieder im 16. Jahrhundert rascher Fortschritt und Gedeihen unter polnischer Herrschaft, im 17. zuerst eine nicht unkräftige Dauer, dann allmähliche Abnahme, im 18. trauriger Verfall. Erst 1772 trat die Landschaft in feste staatliche Verbindung mit dem deutschen Mutterland.

Gern erinnerten Thorner Gelehrte des vorigen Jahrhunderts daran, daß das erste Gebäude der Stadt ein Blockhaus gewesen sei, welches deutsche Ordensbrüder um 1229 in den Gipfel einer großen Eiche gezimmert hatten. Man bezeichnete auch die Stätte, wo der Baum und die älteste Veste gestanden hatten, gegenüber von Alt-Nessau, von dort sei die Stadt der Ueberschwemmungen wegen höher stromaufwärts verlegt worden. Die Gründung der deutschen Colonisten wuchs zugleich mit dem deutschen Orden kräftig empor. Als die oberste der Colonien am Weichselstrom war sie Grenzveste gegen Großpolen; sie organisirte sich aus zwei Anlagen der Altstadt und Neustadt, welche 1454 zu einem Stadtwesen verbunden und durch eine starke Ringmauer gegen die polnische Ebene abgeschlossen wurden. Ein lebhafter Grenzverkehr schuf Wohlstand, die Stadt war Mitglied der Hansa und sandte ihre beladenen Koggen damals stromab in die See.

In ihren Mauern wurde 1466 der verhängnißvolle Vertrag geschlossen, welcher Westpreußen an Polen überließ, seitdem war sie eine der drei großen Städte des polnischen Preußens. Die Reformation und die Anfänge der Renaissancebildung fanden in der wohlhabenden Bürgerschaft eine günstige Stätte. Der neue Glaube verbreitete sich aus ihr über die polnische Nachbarschaft, ihre lateinische Schule gewann Ruf, sie lehrte auch Söhne des polnischen Adels. Seit 1594 wurde ihre Schule als St. Marien-Gymnasium

besser eingerichtet, durch gelehrte Schulmänner aus Deutschland geleitet. Wie denn überhaupt die Periode von 1466 bis circa 1600 bis zur Herrschaft der Jesuiten in Polen eine sehr merkwürdige, noch nicht genügend gewürdigte Glanzperiode in der Colonisation der Weichsellandschaften* ist. Damals war unter Deutschen und Polen auf der gemeinsamen Grundlage der lateinischen Bildung und des jungen Protestantismus ein frischer Aufschwung, trotz gelegentlichem Züsammenstoß der Nationalitäten ein kräftiges Gedeihen, ähnlich wie zur Zeit Carl's IV. in Böhmen. Den Bürgern wurde das Leben leicht, jede Arbeit lohnend. Die Weichsel und Ostsee waren damals noch sehr fischreich, das polnische Getreide und Vieh sehr billig, für die Kunst des Handwerkers, für alle Handelswaaren ein fast unermeßliches Gebiet. Es kam vor, daß im Tauschhandel ein Paar Schuhe nicht um drei Scheffel Roggen zu kaufen waren, und daß eine ganze Last Roggen für eine Tonne Heringe gegeben wurde. Mit stolzem Selbstgefühl behauptete der deutsche Bürger seine Privilegien gegen den kleinen polnischen Landadel, die Könige wußten wohl, was ihnen die Steuerkraft und Intelligenz der Städter werth war und erwiesen ihre Neigung durch Bestätigung alter Stadtprivilegien. Aber diese Zeit des Gedeihens, die glücklichste Periode Polens, hat keinen Geschichtschreiber gefunden; bei den Polen nicht, weil dieser Zeitraum, wo sie durch die protestantisch-deutsche Schule gezogen wurden, ihnen seit ihrem Rückfall unter die Herrschaft der alten Kirche unverständlich wurde; bei den Deutschen nicht, weil jene Cultur des polnischen Staates unter ihren Schmerzen und Leiden verging.

Auch während Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg verwüstet war, hatte Westpreußen mehr Gewinn als Schaden. Zwar störte der Einbruch Gustav Adolph's — auch gegen Thorn versuchte 1629 Wrangel einen Handstreich, welcher abgeschlagen wurde —; aber das deutsche Element wurde durch eine große Anzahl von Flüchtlingen verstärkt, welche nicht nur Arbeitskraft, auch Kapital in das Land brachten. So lebte ein Herzog von Liegnitz-Brieg mehrere Jahre in Thorn, ein zugewanderter Bürger, Krives, hinterließ 1639 ein Vermögen von 264,000 Gld., im Verhältniß zu damaligen Getreidepreisen mehr als jetzt eine Million, und wies davon Legate von mehr als 50,000 Gld. der Stadt zu.

Erst nach dem westphälischen Frieden minderte sich das Glück der Stadt; im Jahre 1655 nahm König Karl Gustav von Schweden Thorn ohne Belagerung ein, aber drei Jahre darauf mußten die Schweden die Stadt nach tapferer Vertheidigung wieder an Johann Casimir von Polen abgeben und 1660 wurde durch den Frieden von Oliva Thorn mit Westpreußen der Krone Polen zurückgegeben. Solche Kriegsstörungen vermochte die Stadt bei

ihrer unübertrefflichen Lage wohl zu überwinden, aber der innere Friede war geschwunden.

Schon 1593 waren die Jesuiten eingezogen, der Bischof von Kulm hatte ihnen schon damals das Recht eingeräumt, ein Collegium zu gründen. Sie hatten zuerst gegen die Stadt durchgesetzt, die Johanniskirche und die dazu gehörige Schule zu erhalten, dort hatten sie das Collegium eingerichtet, in welchem sie nach bewährter Methode die Jugend des polnischen Adels zu Fanatikern heranzogen. Mit ihrer Hilfe entrissen die Benedictiner-Nonnen auf Grund eines Diploms ohne Siegel und Unterschrift aus der Ordenszeit die Jacobskirche und einige Häuser in der Nähe den Lutherischen. Seitdem arbeitete in der Stadt selbst ein Gegensatz zwischen den Confessionen, von denen die evangelische die große Majorität der Bürger und die ganze städtische Verwaltung umfaßte, die katholische eine zahlreiche Geistlichkeit, drei Ordensklöster und die zugewanderten Polen, eine verhältnißmäßig kleine Zahl Deutscher. Aber bei dem confessionellen Hader und den Angriffen der Polen auf die Privilegien der Stadt waren Rath und Bürgerschaft jetzt auf eine Abwehr beschränkt, welche immer hoffnungsloser wurde, je siegesfroher die Jesuitenpartei sich im Lande gegen die Ketzer ausbreitete.

Doch erschien im Jahre 1700 die Stadt dem Besucher immer noch als eine der ansehnlichsten in Preußen. Sie lag von thurmreicher Mauer umgeben, auch die Altstadt von der Neustadt noch durch die alte Binnenmauer mit Thürmen und Graben gesondert. In der Altstadt standen längs den Hauptstraßen hohe steinerne Giebelhäuser, bis vier und mehr Stock hoch, unter den spitzen Giebeldächern mehrere Böden übereinander für Getreide und Waaren. Die hohen Dächer, mehr als 60 Befestigungsthürme, die starken Mauern waren auf der Landseite mit neueren Festungswerken umschlossen, auf der Stromseite führte die 1700 Ellen lange Brücke über eine Weichselinsel an das entgegengesetzte Ufer, sie war in Kriegszeiten der erste Verlust und ihre Wiederherstellung eine Hauptsorge der Stadt. Frei mitten in dem geräumigen Häuserring lag das altstädtische Rathhaus, es war 1602 nach dem Muster des Amsterdamer erbaut, Fensterköpfe, Thüren, Estriche von kostbarem Stein, darin Marmortische und Wandgemälde, die eichenen Thüren mit Elfenbein ausgelegt. Auf der Südseite des Altmarktes erhob sich der Artushof, oder „die Gilde" mit zwei Thürmchen und einem hohen schöngemalten Giebel, es war das alte Cumpanhaus der ritterlichen Brüderschaft von St. Georg, welche 1310 vom Hochmeister Siegfried v. Feuchtwangen gestiftet sein wollte, und noch 1593 ihr ritterliches Kröllstechen auf dem Altmarkt gehalten hatte, damals waren zwei von den Geschlechtern mit den Speeren siebzehnmal gegen einander geritten. Die Stadt rühmte sich eines alten schiefen Thurmes wie Pisa, nur daß er kleiner und in Wahrheit krumm

war, und man erzählte eine Sage von seiner Erbauung. Gern wurde das Geburtshaus und Grabmal des Nicolaus Kopernikus gezeigt, welcher 1473 zu Thorn geboren, in der St. Johanniskirche beigesetzt war. In dem schönen Bibliothekgebäude, welches durch den Bürgermeister Heinrich Stroband, den Bauherrn des Rathhauses, einen großartigen Mann, im Jahr 1594 zugleich mit dem lutherischen Gymnasium ausgebaut wurde, waren unter Bilderschmuck im großen Saal die Bücher und allerlei Curiositäten aufgestellt, darunter ein Bund uralte Schreibtafeln von schwarzem Wachs, zwölf Blätter, jedes von Fingerdicke. Auf zwei solchen Tafeln sollten zwei Briefe Cicero's geschrieben sein, aber die Buchstaben waren durch Alter so zerstört, daß man sie nicht mehr gut lesen konnte. An die Bibliothek stieß die Rathsdruckerei, hell und wohl eingerichtet, den Jesuiten ein Dorn im Auge, weil dort die lutherischen Geistlichen ihre Streitschriften drucken ließen. Die letzte Kirche, welche die Protestanten in der inneren Stadt noch behaupteten, war die Marienkirche. Solche fehlte selten einer preußischen Stadt, denn die Jungfrau war die Landesheilige von Preußen, die Beschützerin der Seefahrt und der Fischerei im Ostmeere.

Aber mit dem Jahrhundert der Aufklärung kam unaufhaltsames Verderben über die Stadt. Im Jahre 1703 wurde Thorn fünf Monate lang von König Karl XII. von Schweden belagert. Eine schwedische Bombe steckte das schöne Rathhaus in Brand und zerstörte den größten Theil, viele andere stattliche Häuser wurden zerschlagen, die Weichselbrücke verbrannt; nach der Einnahme sprengte der König vier Rondele, Mauerthürme und ein Stück Mauer, und ließ die Stadt in Asche und Elend zurück; noch viele Jahre nachher lagen die Steinhaufen in wüster Unordnung. Denn der Belagerung folgten bis 1717 alljährliche Durchzüge und Einquartierung von schwedischen, sächsischen, polnischen Truppen, Vexationen und Pressuren, Contributionen und Excesse der wilden Kriegsvölker. Die große Pest, welche 1708 und 1710 das flache Land an der Weichsel von Menschen leerte, raffte zu Thorn im ersten Jahre 4000, im zweiten 1700 Menschen dahin, viele der Wohlhabenden flohen nach Danzig und in das „brandenburgische" Ostpreußen, unter die Zurückgebliebenen hatte sich fremdes Gesindel gesetzt, auch die ärmeren Bürger der Stadt wurden mißvergnügt und auffätzig.

Damals trugen sich die Jesuiten überall mit großen Plänen; am Rhein, in Wien hatten sie einen neuen rücksichtslosen Feldzug gegen die Evangelischen begonnen, der Kurprinz von Sachsen war katholisch geworden, in Warschau waren sie inmitten der Unordnung des verfallenden Staates die souveränen Herrscher. Auch in Thorn meinten sie jetzt die Zeit gekommen, wo den Lutherischen die letzte deutsche Kirche entrissen werden könnte. Ein Straßenlärm wurde ihnen die willkommene Handhabe dafür.

Am 16. Juli 1724, einem Sonntage, hielten die Benedictiner-Nonnen auf dem Kirchhof St. Jacob in der Neustadt eine feierliche Prozession, einige lutherische Knaben, welche außerhalb des Kirchhofes standen, sahen über die Mauer zu, wie berichtet wird, mit entblößten Köpfen. Auf diese fuhr ein polnischer Student aus dem Jesuitencollegium ein und forderte, daß sie auf die Knie fallen sollten. Der Kaufmann David Heyder, welcher gegenüber dem Kirchhof wohnte, trat mit bedecktem Haupt vor seine Thür, der Pole warf mit Steinen nach ihm. Nach geendigter Prozession setzten die Studenten des Jesuitencollegiums den Lärm fort, sie packten Vorübergehende an und ohrfeigten einen Laufburschen. Der Kaufmann Heyder sprang zu, sich des Knaben anzunehmen, da griffen ihn die Polen, schlugen ihn blutig und schleppten ihn nach dem Kirchhof. Vorübergehende Bürger mischten sich ein, die Studenten warfen mit Steinen und versuchten ihre Säbel zu gebrauchen, die Bürger aber entrissen dennoch den Heyder ihren Händen, der Fleischer Karwise entwand einem polnischen Studenten seinen Säbel. Endlich kam die Garnisonwache aus dem Jacobsthor herzu und arretirte den Studenten, welcher den Lärm angefangen hatte. Die Bürger gingen zu dem Stadtpräsidenten Rößner und forderten Schutz gegen die Schüler des Jesuitencollegiums, der Präsident zeigte dem Rector der Jesuiten Kasimir Cichowsky den Vorfall an und begehrte billige Genugthuung für die Bürger, der Rector aber bestand vor Allem auf Loslassung des arretirten Studenten. So verging der Sonntag. Am nächsten Morgen wurde die Verhandlung mit dem Rector fortgesetzt, der Präsident erbot sich den Polen frei zu geben, wenn der Rector diesen in Gegenwart der beleidigten Bürger nach Verdienst strafen lasse. Der Rector verweigerte die Gegenwart der Bürger; da die Städter aber voraussetzten, daß dem Polen in diesem Fall keinerlei Strafe werden würde, wollten sie in die Entlassung des Studenten nicht willigen. Wieder liefen die polnischen Studenten zusammen, verfolgten den Kaufmann Heyder mit bloßen Säbeln und drohten das Haus zu stürmen, wenn ihnen der Arrestant nicht herausgegeben würde. Da wurde dieser doch losgelassen. Jetzt aber verlangten die Polen Genugthuung für den Schimpf, der ihnen durch den Arrest eines Genossen zugefügt wäre, einer von ihnen betrug sich in dem Hause des Präsidenten gegen diesen selbst ungebührlich und wurde in die Stadtwache geführt. Jetzt schickten sich die polnischen Studenten an, den neuen Gefangenen mit Gewalt zu entledigen, und als sie einen deutschen Gymnasiasten von der Marienschule im Schlafrock vor seinem Hause stehen sahen, ergriffen sie ihn, zogen ihn in das nahe Haus eines Schneiders, um ihn daselbst zu prügeln; und als der Schneider, ein Katholik, die Execution bei sich nicht zulassen wollte, führten sie ihn in ihre Schule, steckten ihn an einen unsauberen Ort und bedräuten ihn mit dem Tode. Die Jesuiten-

berichte stellen dies in Abrede, der Gymnasiast sei höflich abgeführt und gut behandelt worden.

Der Präsident sandte wieder zum Pater Rector und hielt um Entlassung des Gymnasiasten an, der Rector antwortete, er wisse nicht, was in der Schule vorgehe, zumal gerade Ernteferien seien, doch könne der Deutsche nicht eher loskommen, als bis der Pole frei wäre. Unterdeß hatte sich das Volk der Straße vor dem Jesuitercollegium und auf dem Johanniskirchhofe gesammelt, die polnischen Studenten fielen mit gezogenen Säbeln aus, wurden aber von dem Volk und der königlichen Wache zurückgedrängt, die Soldaten besetzten die Thür der Schule und des Jesuitercollegiums. Der Stadtpräsident sandte den Rathssecretär zum Pater Rector und ließ diesen versichern, er werde den polnischen Studenten sogleich freilassen, wenn nur der deutsche Gymnasiast losgegeben werde.

Unterdeß war der Abend herangekommen, der Straßentumult wurde ärger, die polnischen Studenten aus den Fenstern der Schule und das Volk auf der Straße fuhren fort einander mit Steinen zu werfen, die Studenten fingen an aus den Fenstern zu schießen, vergebens rief der Vicepräsident der Stadt, Zernecke, in das Getümmel: „Kinder, bedenkt was ihr thut, bedenkt die arme Stadt!" Die Gesellen, welche ihren blauen Montag feierten, liefen aus den Schenken, mischten sich unter das Volk, die wüthende Menge fiel in die Schule, schlug die Fenster ein, zertrümmerte die Möbel, drang auf den Gang, welcher die Schule mit dem Collegium verband, auch in dies Gebäude und nöthigte den Pater Rector, den deutschen Gymnasiasten loszugeben — der polnische Student war bereits vorher freigelassen. — Aber selbst diese Erledigung vermochte den Lärm nur auf kurze Zeit zu stillen, Steinwürfe von der Straße und Schüsse aus dem Collegium hörten nicht auf, an der Thür des Jesuitercollegiums versuchten Soldaten der Garnison mit aufgestecktem Bajonnet die Menge abzuhalten, aber die Soldaten wurden zurückgeworfen, einer der Vertheidiger — es ist unsicher, ob ein Soldat oder Jesuit — wurde durch den Zimmermann Gutbrodt in die linke Schulter gehauen, außerdem in die Seite gestochen und zerprügelt, das Gitter, die Thüren und Fensterladen des Collegiums wurden gesprengt, das zerhauene Holzwerk auf die Straße geschleppt und — wie die Jesuiten, wahrscheinlich mit Grund, behaupteten, die Evangelischen aber leugneten — wurden auch Heiligenbilder in die Flamme geworfen. Von 6 Uhr Abends bis um Mitternacht dauerte der Tumult, bis endlich die Garnison und die versammelten Bürger die Straßen leerten. In den Berichten der Jesuiten und in dem Decret des Warschauer Assessorialgerichts wird die schwere Verwundung des Soldaten — welche die strafwürdigste That in dem Tumult sein würde — nicht erwähnt, dagegen eine Beschädigung des Pater Rector und zweier Je-

suiten, darunter eine schwere Verwundung, als durch „Obductionszettel" erwiesen, angenommen.

Der Stadtpräsident hatte beim Beginn des Tumultes den Stadtcapitän beordert, mit der gesammten Mannschaft auszurücken und das Volk zu zerstreuen; der Bürgerwache aber fehlte Muth und Kraft, sie postirte sich hinter den Pöbel und sah zu. Dieser Tumult hatte — abgesehen von jener Verwundung entweder eines Soldaten oder eines Jesuiten — keine andere schwere Verletzung verursacht, als daß Einer aus dem Volk durch die Backen geschossen worden war. Außerdem wurde nur ein Hund getroffen. Aber in der Schule und dem Collegium der Jesuiten war verwüstet. Durch die Nacht blieb das Collegium mit Soldaten besetzt, der Stadtpräsident ließ am nächsten Morgen die Thore schließen und nach den Führern im Tumult fahnden. Mehrere Leute wurden verhaftet, aber einer und der andere von denen, welche sich am schuldigsten fühlten, war aus der Stadt entwichen. Die Untersuchung wurde ohne allen Zweifel lau geführt, die verhafteten Bürger wurden für unschuldig befunden und entlassen. Der Stadtpräsident hatte an den beiden Tagen der Unordnung, soweit wir ersehen, vielleicht nicht die volle Energie eines kräftigen Mannes erwiesen, weder am ersten Tage gegen die Jesuitenschüler, noch am zweiten gegen den Pöbel, ein amtliches Unrecht hatte er sich nicht zu Schulden kommen lassen. Ob in seiner Macht gelegen hätte, die Anstifter des Tumults zu ermitteln und zu bestrafen, vermögen wir nicht zu erkennen. Es scheint, daß die Jesuiten überhaupt nicht als Kläger oder Zeugen auftraten.

Der Tumult war zwar größer gewesen als ein gewöhnlicher Straßenlärm, aber es war in Thorn durchaus nicht unerhört, daß polnische Edelleute mit den Bürgern zusammenstießen, Säbel und Pistolen gebrauchten, Häuser zu stürmen suchten und dafür von der Stadt entweder eingesteckt und gerichtet oder aus zwingenden Rücksichten freigelassen wurden. Vollends damals hatten Verwilderung der ärmeren Einwohner, wachsender Uebermuth der Jesuitenschüler und Hetzen der Pfaffen so viel Groll und Zündstoff gesammelt, daß ein scharfes Zusammenstoßen der Gegensätze keineswegs auffallend war. Die Bürger betrachteten offenbar im Anfange den ganzen Handel an sich als wenig erheblich.

Die Jesuiten aber eilten nach Warschau zu klagen und erwirkten die Absendung einer königlichen Commission nach Thorn. Die Garnison wurde durch einige Compagnien Krontruppen verstärkt, am 16. September hielten acht und zwanzig Commissarien ihren Einzug. Den beiden Bürgermeistern Rößner und Zernecke ward Hausarrest auferlegt, protestantische Prediger wurden unter Anklage gestellt, achtzig Evangelische wurden in Ketten und Banden geschlagen, in die Gefängnisse gesetzt und nach der Schwere ihres

Vergehens in drei Klassen getheilt. Mit den Untersuchungsacten reisten die Commissare nach Warschau zurück, dort hatte sich im October der Reichstag versammelt, die Sache wurde an das Assessorialgericht verwiesen und in Gegenwart von mehr als vierzig Deputirten aus dem Senat und der Landbotenstube verhandelt. In einer der letzten Sitzungen trat der Kronjesuit, Provinzial in Polen, auf eine Bank und hielt eine flammende Rede, in welcher er das hohe Gericht im Interesse des polnischen Reiches und der Religion bat, zur Sühne für die verbrannten Heiligenbilder den Lutherischen die Marienkirche zu nehmen, das Gymnasium der Stadt zu schließen, in welchem Professoren aus Berlin, Hamburg, Leipzig und anderen sehr schlimmen Oertern lehrten, die Bibliothek den Jesuiten zu übergeben, die Prädikanten und Professoren zu vertreiben und der heiligen Jungfrau Maria eine völlige Satisfaction zu verschaffen, als Geistliche dürsteten sie nicht nach Blut, aber Juden und Heiden dürften nur gemahnt, Ketzer müßten gezwungen werden, die Republik dürfe auch nicht besorgen, daß deshalb politische Schwierigkeiten entstehen würden, die verbrannten Heiligenbilder der heiligen Xaver, Casimir und Stanislaus würden ihr Vaterland zu schützen vermögen.

Darauf wurde ein Urtheil gefällt, wie es nur der Grimm von Priestern und der Haß gegen Deutsche eingeben konnte, der Stadtpräsident Rößner und der Vicepräsident Zernecke sollten enthauptet werden, der erstere, weil er durch Verhaftung eines polnischen Studenten Veranlassung zum Tumult gegeben, weil er denselben nicht gehörig gestillt und ungestraft gelassen habe, der andere, weil er dem Tumult aus dem Fenster zugesehen, ja sogar befohlen habe, daß die Soldaten und Bürger auf die Studenten Feuer geben sollten, und weil er das Feuer vor seinem Hause, in dem die Bilder verbrannt worden waren, erst am Ende des Tumultes habe auslöschen lassen. Das Vermögen des Rößner sollte confiscirt und der Stadt übergeben werden, welche ihrerseits die klagenden Jesuiten für deren Verluste sofort zu entschädigen habe, wenn das Geld nicht ausreiche, durch Stadtgüter. Zu diesem Schadenersatz sollten die katholischen Bürger nichts contribuiren. Die Urheber des Tumults — es wurden zwölf bezeichnet — sollten am Leben gestraft werden; Marienkirche, Gymnasium, Bibliothekgebäude sollten den Bernhardinern übergeben, zwei protestantische Prediger sollten für infam erklärt und geächtet, ihre Schriften verbrannt werden. Für die übrigen an dem Tumult Betheiligten Geldstrafen und Gefängniß, außerdem sollte künftig die Hälfte des Raths, der Schöppen, der Sechzigmänner, der Stadtsoldaten und alle Officiere derselben katholisch sein. Die Thorn'sche Buchdruckerei sollte unter bischöfliche Censur gestellt, das evangelische Gymnasium irgendwohin außerhalb der Stadt verlegt werden.

Das furchtbare Decret war erlassen, die Thorner hofften noch, daß we-

nigstens die Ausführung der Todesurtheile durch fremde Intervention und durch die Commissare selbst beschränkt werden würde. Aber weder Geld, das doch sonst im polnischen Rechtsverfahren eine große Rolle spielte, vermochte zu helfen, noch das Mitleid einzelner Commissare, welche, wie berichtet wird, zuletzt selbst Milderung für Einzelne beantragten. Der Vorsitzende der Commission, Fürst Lubomirsky, galt seit alter Zeit für einen Feind der Stadt, und hoffte, wie die Thorner behaupteten, durch strenge Ausführung des Decrets die Gnade der Jungfrau und Stärkung seiner blöden Augen zu erwerben; die Herrschaft, welche die frommen Väter über die Commission ausübten, war eine absolute.

Zur Aufführung des Decretes gehörte nach polnischem Brauch, daß vor der Execution noch sechs Zeugen die Schuld der Angeklagten eidlich versicherten. Das war freilich nur Form, die falschen Eide waren bei den polnischen Gerichten so alltäglich und die Individuen, welche dazu bereit waren, so häufig, wie etwa jetzt in dem englischen Ostindien. Vollends die Jesuiten hatten gar keine Bestechung nöthig, um von dem zugelaufenen polnischen Volk so viel Eide zu erhalten, als ihnen nützlich waren. Den fanatisirten Gläubigen dünkte jeder Eid, der den Ketzern schadete, als eine gute That, zumal ihnen im vorliegenden Fall eingeschärft war, daß der Papst ohnedies die Ketzer für alle Ewigkeit verdammt habe. Als die Commissare den Pater Rector der Jesuiten aufforderten zu schwören, befreite er sich von dem unbequemen Eide dadurch, daß er sagte: „ecclesia non sitit sanguinem“ und auf eine widerholte Aufforderung schwieg, worauf die Commissare einen anderen Ordensbruder aufriefen, den Kellermeister, einen Trunkenbold, welcher sofort auf die Knie fiel und den geforderten Schwur leistete. Die übrigen Zeugen waren nach Behauptung der Lutherischen elende Landläufer, von denen einer und der andere am Tage des Tumultes gar nicht in der Stadt gewesen wäre.

Von den Verurtheilten war nach Behauptung der Thorner nur der Zimmergeselle Gutbrodt bei dem Tumult thätiger Theilnehmer gewesen, von den anderen kein einziger. Einer der Hingerichteten, der Schuhmacher Wunsch, soll damals gerade am Podagra niedergelegen haben, und als das Weib, welches gegen ihn ausgesagt hatte, nachträglich zu den Jesuiten kam und erklärte, daß sie sich wohl versehen und einen andern für den Wunsch gehalten haben könnte, da wurde ihr von den Patres geantwortet, man würde ihrethalben das Decret nicht ändern und keine neue Commission abordnen.

Der Vicepräsident Jacob Zernecke, ein „feiner“ Mann, der eine Chronik seiner Stadt verfaßt, ihre Pestleiden und Belagerungen beschrieben hatte, gewann die Fürsprache des umwohnenden Adels, ihm wurde durch Gnade des

Königs in Polen, August des Starken, Kurfürsten von Sachsen, die Todesstrafe erlassen. Der erste Präsident, Johann Gottfried Rößer wurde am 7. Dezember 1724 vor dem alten Rathhause auf rothem Tuch mit dem Schwert gerichtet. Es war das ergraute Haupt eines 66jährigen Mannes, der seiner Stadt und der Krone Polen durch vierzig Jahre redlich gedient hatte, welches unter dem Streiche fiel. Nach ihm wurden fünf Bürger enthauptet, vier anderen zuerst die Hand, dann das Haupt abgeschlagen, ihre Körper verbrannt. Jener Fleischer Karwise, der dem polnischen Studenten den Säbel weggenommen hatte, wurde vorher geviertheilt. Karwise und der Knopfmacher Becker starben am muthigsten, dem Gutbrodt hatte in der Nacht nach Mittheilung des Todesurtheils geträumt, er sei bei Jesus im Himmel zu Gast gewesen und dort mit Blumen bestreut worden. Die Execution war ungeschickt und auch für damalige Zeit ungewöhnlich barbarisch, dem Karwise riß der Henker das Herz aus dem Leibe, schlug es ihm um den Mund und rief zum Volke: „Seht da ein lutherisch Herz!" Der Kaufmann Heyder, der zum Tode verurtheilt war, weil er dem polnischen Schüler für Steinwürfe und Säbelhiebe eine Ohrfeige gegeben hatte, löste sich von der Todesstrafe, indem er katholisch wurde. Die Uebrigen widerstanden den Bekehrungsversuchen, welche ihnen die Lebensrettung verhießen.

Sogleich nach der Execution wurde die Marienkirche von einigen Fähnlein polnischer Husaren und Panzerreiter berannt, die Schlüssel mußten ausgeliefert werden, die Bernhardiner Mönche nahmen die Kirche in Besitz, den nächsten Tag ward sie mit Tedeum laudamus und der großen Messe eingeweiht, der Jesuit Wieruszewsky hielt die Festpredigt. Auch alles Uebrige wurde im Sinne des Decretes eifrig ausgeführt, Knechte, Jungen, Handwerksburschen wurden öffentlich gepeitscht, viele Leute zu Gefängniß und Geldstrafe verurtheilt, sogar der polnische Henker erhielt dreißig Hiebe, weil er bestialisch und betrunken gewesen war. Die Jesuiten forderten 35,000 polnische Gulden für den erlittenen Schaden, sie erhielten von der Commission 22,000 bewilligt, 8000 baar und zwei Stadtgüter als Pfand, die Evangelischen behaupteten, der zugefügte Schade sei mit 1000 Gulden reichlich bezahlt. Die Commission kostete der Stadt sehr viel Geld, die Dissidenten wurden außerdem durch starke Einquartierung gestraft. Als die polnischen Truppen endlich am 18. December abzogen, machten sie noch Miene, die Stadt zu plündern, was durch den Woiwoden von Kulm verhindert wurde. So war Alles erfüllt, die Lutherischen verloren ihre letzte Kirche in der Stadt, sie hielten fortan den Gottesdienst in ihrem Gildenhause, von einem Theil der Strafgelder wurde der Jungfrau Maria in der Stadt eine alabasterne Ehrensäule errichtet. Sie ward erst nach der preußischen Occupation beseitigt.

Die wilde Rachsucht dieser Execution wurde überall im protestantischen Europa als ein beunruhigender Act des religiösen Fanatismus aufgefaßt. Nicht am wenigsten empörte die heuchlerische Sanftmuth, welche der Pater Provinzial der Jesuiten und der Rector des Collegiums zu Thorn während des Processes in Worten zur Schau trugen, denn daß sie die ganze Tragödie leiteten und gerade dieses Ende wollten, war aus den Vertheidigungsschriften der Jesuiten deutlich zu erkennen. In Deutschland wurde die Bewegung des Publikums nach Zeitgebrauch in einer Fluth von Broschüren sichtbar. Vergebens suchte die Partei der Jesuiten dagegen aufzukommen, ihre Polemik hatte aufgehört furchtbar zu sein, sie waren der Schule von Wolf und Thomasius nicht mehr gewachsen, auch war diesmal ihre Sache zu schlecht. Es war kein Zufall, daß in Berlin Ambrosius Haude sich als einer der eifrigsten Verleger der Klageschriften rührte, neben ihm waren die Danziger, Breslauer, Hamburger, Leipziger thätig. Mehrere Gespräche im Reiche der Todten erschienen, von Faßmann und seinen Nachahmern als Entrevuen des enthaupteten Rößner mit Martin Luther, mit Johann Diaz, mit Ignaz Loyola. Bis in das Jahr 1726 flatterten die Flugschriften und vermehrten die Aufregung des stillen Geschlechtes, welches unter der Herrschaft zahlreicher Souveräne sonst so sehr gewöhnt war, den Lauf der Welt mit gleichmüthigem Kopfschütteln zu betrachten. Diesmal rührte sich eine zornige Bewegung größer, als sie seit Menschengedenken gewesen war, in den Stuben der Handwerker, in den Hörsälen der Universitäten, auf den Kanzeln, in den Schlössern des Adels und in den Gemächern der Fürsten. Nicht allein in Deutschland. Die fremden Zeitungen versicherten, daß alle dasigen Protestanten erzitterten und daß große Bewegungen im Volke zu spüren seien, die Holländer schlugen, wie ihr Brauch war, eine Medaille, auf der einen Seite das traurige Thorn, auf der anderen Seite den Scharfrichter, wie er einen Delinquenten enthauptet.

Natürlich wurde in Westpreußen der harte Schlag, welcher die Landsleute getroffen hatte, am tiefsten gefühlt, die Städte fürchteten für ihre Freiheiten, die Dissidenten für ihren Glauben. Zumal in Danzig erreichte die Aufregung einen hohen Grad und es half nicht, daß der Rath durch den Trompeter öffentlich ausrufen ließ, jeder solle sich des Raisonnements enthalten. Die deutschen Colonisten der Umgegend flüchteten mit ihrer Habe nach der Stadt, Danzig verstärkte seine Garnison auf 4000 Mann, dankte in der Stille seine katholischen Soldaten ab, besetzte die Grenze des Stadtgebietes und mühte sich durch Zahlung einer großen Summe eine ihm drohende militärische Execution abzuwenden.

Auch die Cabinette Europas wurden in Thätigkeit gesetzt. Wie selbstsüchtig und gewissenlos die Regierungen jener Zeit auch waren, das Brutale

des Urtheils und dies dreiste Vorgehen der Jesuitenpartei machten doch betroffen. Herzliche und ernsthafte Theilnahme bewies nur ein Fürst, König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. In tiefer Entrüstung über das Bluturtheil schrieb er schon am 28. November 1724 an den König von Polen. Es lohnt das Schreiben nach dem lateinischen Text in seinen Hauptsätzen mitzutheilen, darnach lautet es wie folgt: „Ew. Majestät können Wir das bittere Leidwesen nicht verbergen, womit Uns das Urtheil erfüllt hat, welches gegen die Bürger von Thorn wegen eines Stadttumultes gefället worden. Dies Urtheil konnte Uns nicht anders als sehr schmerzlich sein, weil durch dasselbe unter dem Vorwand christlicher Frömmigkeit gegen Unsere Glaubensgenossen mit Feuer und Schwert procedirt wird, ihre Schulen vernichtet, endlich die Rechte der Stadt zum größten Schaden der evangelischen Bürger verletzt werden. Wenn die Stadt Thorn gegen Ew. Majestät und die Republik öffentlich rebelliret oder sonst der ärgsten Verbrechen sich schuldig gemacht hätte, so könnte gewiß kein schärferes Urtheil über dieselbe gefällt werden. Da es sich aber bloß und allein um die Bestrafung eines Tumultes handelt, der von dem niedrigsten Pöbel wider etliche unbedeutende Jesuiten erregt und von diesen selbst gewissermaßen gemehrt und fortgesetzt wurde, so ermessen Ew. Majestät leicht, daß die Härte der Strafe ganz und gar nicht dem begangenen Verbrechen entspricht, und daß wegen der Unvernunft Weniger nicht so viele Unschuldige getödtet und die Stadt selbst verwüstet werden dürfe. Alle unparteiische Beurtheiler müssen glauben, was auch durch vielfache Anzeichen bei diesem Handel zu Tage kam, daß das schreckliche Decret gegen die evangelischen Bürger nicht durch Liebe zum Recht, sondern vielmehr durch die schlechten Künste der Jesuiten und ihren unversöhnlichen Haß gegen unsere Religion verursacht worden und daß ihnen die Gelegenheit besonders geeignet erschienen ist, nicht nur die evangelischen Thorner um ihre Privilegien zu betrügen, sondern auch wo möglich durch Tödtung auszutilgen. Aber Ew. Majestät wohlbekannte Milde kann dies ungerechte und unerträgliche Urtheil keineswegs billigen und nicht dulden, daß Ihr Ruhm, der durch so viele glänzende Thaten erworben ist, durch das Hinschlachten unglücklicher Bürger verdunkelt und verringert werde. Deshalb vertrösten Wir Uns der Zuversicht, daß Ew. Majestät das erste Urtheil verwerfen und diesen Handel vor ein Gericht verweisen werden, dessen Richter friedliebend und aus beiden Confessionen gewählt sind. — Ew. Majestät können nicht unliebsam vermerken, daß Wir für Bürger, welche Unsere Glaubensgenossen sind, intercediren, wie die Pflicht eines guten Fürsten fordert. Wir durften dies um so weniger vernachlässigen, je mehr Wir schon durch den Vortrag von Oliva verpflichtet sind, mit beständiger Sorgfalt darauf zu achten, daß die Rechte der Thorner und des ganzen polnischen

Preußens unverletzt und beschirmt erhalten werden. Eine ähnliche Eidestreue erwarten Wir von den Fürsten, welche beschworen haben, daß sie allen Rath und Sorge anwenden wollen, den Vertrag von Oliva in Kraft zu erhalten."

Mit gleichem Eifer schrieb König Friedrich Wilhelm am 2. December an die Cabinette zu London, Kopenhagen, Stockholm, er fügte seinem dringenden Ersuchen, durch eine expresse Gesandtschaft nach Polen sich der bedrängten Thorner und der Dissidenten anzunehmen, die Worte hinzu: „Ich meinerseits bin bereit und willig und erkenne mich in meinem Gewissen verpflichtet, Ew. Majestät in Allem, was Sie für gut und nützlich achten werden, treulich beizutreten und es an nichts erwinden zu lassen, was in meinem Vermögen beruht."

Der nächste Bescheid darauf kam aus Polen, es war die Nachricht von der beschleunigten Execution in Thorn. Zum zweitenmal schrieb König Friedrich Wilhelm am 9. Januar an den König von Polen und an die protestantischen Mächte und forderte jetzt wenigstens Schutz für Kirche und Schule der Evangelischen und Aufrechthaltung des Friedens von Oliva. Aus den protestantischen Cabinetten kamen zustimmende Antworten, nach Warschau wurden Vorstellungen abgesandt; sogar Czaar Peter erwies sich entrüstet, diese That zeige, was die Polen für eine barbarische Nation seien, auch er insinuirte dem König und dem Reichstag nachdrückliche Vorstellungen zu Gunsten der Dissidenten, er war freilich nicht nur durch seine Politik, auch durch seine Stellung zu den Bekennern griechischen Glaubens betheiligt, dem König versprach er gemeinsame Maßregeln mit den protestantischen Mächten. Sogar zu Wien, dem Hauptwaffenplatz der deutschen Jesuiten, äußerte man sich unzufrieden, weil diese neue Verwickelung die große Angelegenheit des kaiserlichen Hofes, die Verhandlungen über die Nachfolge Maria Theresias durchkreuzen könnte. Der englische Gesandte Finch zu Regensburg hielt vor den evangelischen Gesandten eine vortreffliche Rede, welche weitere Schritte Großbritanniens in Aussicht stellte, es begann ein starkes Schreiben von Pro Memorias, ein Reisen und Verhandeln der Gesandten. Aber eine wirksame Intervention der unkatholischen Mächte erfolgte nicht. Zuerst hinderte der Tod Czaar Peter des Großen, weil dadurch die Politik Rußlands unsicher wurde, demnächst überraschte eine zweite Kriegsthat der Jesuiten, die spanisch-östreichische Allianz. Als König Friedrich Wilhelm dagegen den Vertrag von Hannover vom 3. December unterzeichnete, war ihm ein wichtiges Motiv des Zutritts, daß darein die Forderung aufgenommen wurde: alle seit dem Frieden von Oliva den Unkatholischen in Polen entrissenen Kirchen müssen zurückgegeben werden. Aber Frankreich wußte durchzusetzen, daß die Thorner Sache in einen besonderen geheimen Artikel geschoben und die Rückforderung der bereits eingezogenen protestantischen Kirchen aufgegeben wurde.

Es waren derselben freilich mehrere tausend. Und die Affaire von Thorn wurde allmählich unter neuen kraftlosen Händeln und Intriguen der Cabinette und unter neuen treulosen Allianzen begraben.

Die Jesuiten behielten zunächst Recht. In Thorn war fortan ihre Herrschaft gesichert, die Geranten des Friedens von Oliva begannen keinen Krieg mit Polen. Und doch war es in Polen wie überall das Schicksal dieser klugen Priester, falsch zu rechnen, und durch die Nichtswürdigkeit ihrer politischen Moral, der Sache, welche sie zu der ihren gemacht hatten, Untergang zu bringen. Sie, und nur sie haben durch die unablässige Arbeit von zwei Jahrhunderten Polen, den Staat eines Volkes von edlen Anlagen zu dem nichtsnutzigsten, zu dem feilsten und verächtlichsten Staat der Christenheit gemacht. Die Hinrichtungen in Thorn haben mehr als ein anderes einzelnes Symptom die Barbarei und Gemeinschädlichkeit eines Gemeinwesens, welches durch religiösen Fanatismus geleitet wird, erwiesen.

Die Aufregung von 1724 wirkte in der nächsten Generation nach, das Publikum war seitdem überzeugt, daß in Polen Zustände herrschten, welche in grellem Widerspruch zu den Anforderungen einer neuen Humanität standen. Es kam der Tag, wo diese Ueberzeugung der Deutschen dem Unwesen jenseits der Grenze ein Ende bereiten half. Friedrich der Große war ein Knabe von zwölf Jahren, als die Bürger von Thorn enthauptet wurden, und man kann zweifeln, ob ihn damals das Unrecht, welches den Protestanten geschehen war, so sehr beschäftigte, als die dadurch erregte düstere Stimmung des Königs und die Ausbrüche des königlichen Grimmes, welche in den Gemächern der Königin den Tagesfrieden störten. Daß aber die Eindrücke seiner Kinderjahre untilgbar in ihm fortwirkten, dürfen wir bei seiner Persönlichkeit für sicher halten. Gern erklären wir die politischen Handlungen moderner Menschen aus ihren verständigen Reflexionen, weniger leicht wird uns die Herleitung ihrer Handlungen aus gemüthlichen Motiven. Aber wie dem jungen König die üble Behandlung seines Vaters durch Oestreich in der Seele lag, als er zum Kriege wegen Schlesien auszog, so war auch noch in dem Herzen des bejahrten Mannes eine empfindliche Stelle, in welcher ein anderer Schmerz seines Vaters und der Groll über erfolglose Hilfsversuche begraben lag. Und er fühlte, daß er eine gute Vergeltung übte, als er durch Instruction vom 22. September 1772 die Grenzen gegen Thorn so weit als möglich an die Stadt ausdehnte und im nächsten Jahre die Besitzungen des Jesuitencollegiums im Kulmer Land einzog.

So haben auch die Ereignisse von Thorn nachgewirkt, und was die Zeitgenossen eine Tragödie nannten, das waren nur die Acte eines geschichtlichen Dramas, zu welchem die Sühne und Befreiung erst in den nächsten Generationen gefunden wurde.

Ist diese Befreiung aber in Wahrheit gefunden? Die Provinz Preußen rüstet sich, in diesen Wochen das hundertjährige Jubiläum ihrer Einverleibung in den preußischen Staat zu feiern. Und wahrlich, kaum für einen Landestheil, der jetzt zum deutschen Reiche gehört, war das letzte Jahrhundert unserer Geschichte so reich an Gewinn und an Garantien eines dauernden Gedeihens als für dies vielgeprüfte Land. Aber der Streit religiöser Intoleranz gegen die Culturinteressen des Landes ist dort noch heut nicht beendigt, wieder arbeitet eine jesuitische Partei mit fanatischem Eifer die Bevölkerung sich zu unterwerfen und dem Staatsinteresse zu entfremden. Es sind gegenwärtig nicht die Evangelischen, welche sie mit ihrem schärfsten Hasse verfolgt, sondern Bekenner ihres eigenen Glaubens. Aber der Haß ist derselbe geblieben und die Mittel, welche angewendet werden, ihn zu befriedigen, sind nicht wesentlich geändert. Nur die Macht des Staates, in welchem die alten Verderber wieder ihr Wesen treiben, ist eine größere geworden. Darum ist es nicht unnütz, gerade jetzt an die vergangenen Zustände zu erinnern, damit Katholiken und Protestanten, Deutsche und Polen sich des Gewinnes bewußt werden, welchen der preußische Staat ihnen über alles Andere gebracht hat: Freiheit im Glauben und Toleranz in Religionssachen.

G. Freytag.

Eine Weltausstellung in Wien.

Als dieser frühzeitig strenge Winter die Donau mit mächtiger Eisdecke belegt hatte und die Vorkehrungen gegen eine Ueberschwemmung getroffen werden mußten, sahen wohl die Bewohner der zunächst bedrohten Stadttheile von Wien angstvoll der neuen Plage in so plagenreicher Zeit entgegen, aber Unzählige seufzten (ganz heimlich): wenn er doch käme, der Eisstoß und die Vorarbeiten für die Weltausstellung mitnähme! Das ist kein Scherz. Wenn in den Alpen, von welchen der Inn herabströmt, der Föhn geweht hätte, während bei uns im Unterland das Eis noch feststand, wenn die Fluthen und Schollen sich über die Praterinsel ergossen und weggeschwemmt hätten, was dort seit einem halben Jahre gegraben und aufgeschüttet worden ist, so würden sie zugleich uns allen einen Stein vom Herzen gewälzt haben. Denn je näher das Jahr 1873 heranrückt, je deutlicher man sich macht, was da eigentlich in traditioneller Sorglosigkeit unternommen ist, wie es ausfallen kann, welche unsäglichen Uebelstände es im Gefolge hat und noch haben muß,

desto unheimlicher wird Jedem zu Muth. Vor Kurzem wäre es allerdings noch Zeit gewesen, durch das offene Eingeständniß einer ungeheuren Selbsttäuschung und das entschlossene Preisgeben der ohne Zweifel schon verwirthschafteten Millionen dem Lande eine Niederlage, eine Menge weiterer Millionen und der Stadt Wien eine schwere Calamität zu ersparen. Aber das litt unsere Eitelkeit nicht. Ja, wäre die Ueberschwemmung uns zu Hilfe gekommen, so würden wir uns laut auf's bitterste über sie beschwert und insgeheim sie gesegnet haben. Da uns aber der Strom den Gefallen nicht erweisen wollte, so mag das Verderben seinen Gang gehen, unsere Ehre leidet es nicht anders.

Seit Monaten pfeifen die Spatzen von allen Dächern, daß der „Generaldirector" der Weltausstellung, Baron Schwarz-Senborn, seiner Aufgabe nicht gewachsen sei; Jedermann weiß von der herrschenden „Confusion" zu erzählen; Niemand glaubt mehr an die Möglichkeit, alle nöthigen Arbeiten bis zum festgesetzten Termin zu bewältigen, und noch weniger daran, daß bei der unbegreiflichen Verspätung im Ausschreiben der Lieferungen und Arbeiten, bei dem steten Steigen der Materialpreise und Löhne, bei dem erfolgreichen Bemühen der Unternehmer, diese Verlegenheiten der Generaldirection auszubeuten, endlich bei dem Auftauchen immer neuer und immer wundersamerer Projecte, welche nur dazu dienen, die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzulenken — mit den verfügbaren Mitteln (sechs Millionen) auszukommen sein werde. Hier und da wird auch die zweifelnde Frage aufgeworfen, ob, wenn wirklich das colossale Gebäude im Mai 1873 fertig sein sollte, dasselbe denn auch einen entsprechenden Inhalt haben werde? Auch an den Fremdenzufluß, der für alle Mühen und Kosten schadlos halten soll, glaubt man nicht mehr recht; denkt aber mit Grauen daran, was werden solle, falls er doch einträfe. Doch auf alle Bedenken, Einwendungen, ziffermäßigen Berechnungen antwortet der Generaldirector mit einem Lächeln, einem Scherz, einer mysteriösen Phrase; und während die ernsthaften, erfahrenen und uneigennützigen Leute, welche anfangs ihre Kräfte dem Unternehmen widmeten, einer nach dem andern sich zurückziehen, während die Zahl der Unerfahrenen, der Wortmacher, der Projectenschmiede in bedenklichster Weise zunimmt, hat Niemand den Muth, der Sache auf den Grund zu gehen, zu zeigen, daß die Hauptschuld des Herrn von Schwarz darin besteht, den Gedanken einer Weltausstellung in Wien überhaupt adoptirt zu haben.

Der Unbetheiligte kann diesen Mann nur aufrichtig bemitleiden, dessen Geschick mancherlei Aehnlichkeit mit dem Benedek's hat.

Der Gedanke, der Industrie der ganzen bewohnten Erde einmal in Wien ein Stelldichein zu geben, ist so alt wie die allgemeinen Industrieausstellungen überhaupt. Warum sollen London und Paris allein den Vorzug

haben? fragten wir uns, so oft wir von einem solchen Feste zurückkehrten. Und welche Stadt hätte denn sonst Anspruch, als dritte in die Reihe einzutreten — etwa Berlin? Lächerlich! Aber die Berliner sind eitel und vorwitzig genug, sich jenes Recht anzumaßen, wenn wir ihnen nicht zuvorkommen. — Und so wurde nach jeder großen Ausstellung eifrigst das Project discutirt, die nächste uns zu sichern. Lange Zeit blieb es bei dem Gerede, um welches sich die ernsthaften Leute nicht kümmerten, und das wieder verstummte, da die Tage immer wieder neue näherliegende Sorgen brachten. Nach 1862 endlich wurde die Agitation systematisch begonnen. Zum erstenmal hatte die öſtreichische Industrie es zu größerer Anerkennung gebracht, zu unbedingter auf einzelnen Gebieten, auf anderen zu der etwas zweifelhaften, daß man von Oestreich so viel nicht erwartet habe. Natürlich herrschte in den meisten in hiesigen Blättern, Vereinen u. s. w. erstatteten Berichten eine Darstellung vor, welche glauben ließ, Oestreich habe alle anderen Culturvölker weit hinter sich zurückgelassen und die Männer, welche auch einmal bei solchem Anlaß eine erste Rolle spielen und die Früchte einer solchen einheimsen möchten, verbanden sich mit den Schwärmern, welche durch patriotische Phrasen immer zu fangen sind, um eine „Weltausstellung“ früh und spät als unser dringendstes Bedürfniß zu proclamiren. Sollte eine „liberale“ Regierung auch diesem populären Begehren Widerstand leisten, die sich ohnehin gegen alle möglichen Forderungen taub stellen mußte? Sie hielt es nicht für nöthig, sich mit England und Frankreich zu verständigen, sondern kündigte frischweg für das Jahr 1867 eine Ausstellung in Wien an, worauf Louis Napoleon eben so trocken mit der Ausschreibung für 1866 nach Paris antwortete. Darüber waren wir sehr empört und wollten nun „justament“ nicht von unserem Plan abgehen. Die Regierung aber benutzte gern den Vorwand, daß wir keinen Grund hätten, Frankreich zu reizen, um das Project in aller Stille wieder einzusargen, dessen Wiederaufleben nach der zweiten Pariser Ausstellung man am wenigsten hätte erwarten sollen.

Schritt für Schritt war der großartige Gedanke des Prinzen Albert verfälscht und verkehrt worden, schon 1862 machte einen stark ernüchternden Eindruck im Vergleich mit 1851, und in sechszehn Jahren hatten die Industrieausstellungen den entsprechenden Weg durchlaufen wie in den letzten fünfzig Jahren die Messen. Unleugbar gab doch 1867 die Industrie nur noch den Vorwand ab für ein rechtes vanity fair. Wie war es auch anders möglich? In Zwischenräumen von zehn Jahren hätten wiederholte allgemeine Ausstellungen allenfalls einen Sinn gehabt, aber so viel Zeit wenigstens mußte man der Industrie lassen, um das, was sie auf ihren Congressen gelernt, und das, was inzwischen die Wissenschaft ihr zugeführt hatte, zu verarbeiten und das Erreichte der Welt vorzulegen. Die Eifersucht zwischen

Frankreich und England hatte eine vernünftige Ordnung dieser internationalen Angelegenheit von vornherein unmöglich gemacht; ein Abenteurer-Regime wie das Bonapartesche konnte ja nicht auf zehn Jahre voraus sorgen! Die Veranstalter der Ausstellung von 1867 waren sich auch völlig klar darüber, daß die Industrie allein nicht mehr im Stande sein würde, „die Welt" in Bewegung zu setzen, d. h. die Müßiggänger und Vergnüglinge des ganzen Erdbodens nach Paris zu locken. Und die Industriellen selbst brachten durchgängig die Ueberzeugung mit nach Hause, daß in dieser Form die Sache sich überlebt habe. Der Schwerpunkt lag in dem Beiwerk der Ausstellung, in diesen Dingen Paris zu überbieten, schien unmöglich, und Jeder berechnete sich leicht, daß der Gewinn für den Beschickenden in gar keinem Verhältniß zu dem Aufwande stehe, während die gegenwärtigen Verkehrsverhältnisse Mittel genug bieten, neuen und guten Erzeugnissen auch ohne große Ausstellungen den allgemeinen Markt zu erobern.

Doch gerade die bei unseren wie bei allen Industriellen zu Tage tretende Ausstellungsmüdigkeit bot den Wiener Ausstellungsschwärmern ein neues Argument. Haben wir so oft mit großen Kosten dazu beigetragen, die modernen Messen an anderen Orten zu schmücken, so sollen diese Partie einmal die anderen Völker übernehmen, während uns die lustigere und lucrativere bleibt, wir den größten Theil der Spesen ersparen und den ganzen Vortheil von dem Zusammenfluß der Fremden aus allen Weltgegenden, von den Besuchen der Potentaten, den Festlichkeiten u. s. w. haben. Das leuchtete Vielen ein, und eine lebenslustige Bevölkerung wie die Wiener ging leicht auf die Vorstellung ein, daß die vielberühmten Congreßzeiten in neuer zeitgemäßer Auflage wiederkehren sollten. Wer sich damit nicht genügen ließ, für den waren pausbäckige Phrasen zur Auswahl bereit. „Die Niederlagen, welche Oestreich auf den diplomatischen und militärischen Schlachtfeldern erlitten, werden durch Siege auf dem industriellen wettgemacht werden. Was unsere Minister-Generale verspielt haben, der Bürger, das Volk werden es zurückerobern. Nur der leidige Pessimismus, der Mangel an Selbstvertrauen, die krankhafte Bewunderung des Ausländischen stemmen sich der großen Idee entgegen. Man sagt: so groß und so schön werden wir die Sache doch nicht zuwegebringen wie die Pariser; nein, aber größer und schöner! Man sagt: die Ausländer, die nach Paris gingen, werden nicht eben so bereitwillig nach Wien kommen; noch mehr werden kommen! Man sagt: wir hätten keinen Raum für so viele Fremde, wie Paris; aber es werden ja gar nicht so viele kommen! Und wenn ja, so gehen wir Wiener auf's Land hinaus, die Studenten gehen in den Ferien nach Haus, da wird schon Platz. Man sagt, die Ausstellung wird der Stadt große Kosten verursachen, aber bedenkt doch die Mehreinnahme an der Verzehrungssteuer (Mahl- und Schlachtsteuer). Man

sagt, es werde unerträglich theuer werden; dafür werden wir auch glänzende Geschäfte machen, alle Völker werden sich an unseren Wein gewöhnen und künftig keinen anderen mehr trinken wollen" u. s. w., u. s. w.

Das wird vielen Lesern sehr übertrieben vorkommen, und doch sind alle diese Argumente den Anwälten der Ausstellungsidee entlehnt. Es wurde so unglaublich dummes Zeug in dieser Frage gesprochen und gedruckt, daß die Unbetheiligten und Besonnenen einen sehr gewöhnlichen Fehler begingen. Sie meinten, ein Gerede, dessen Hohlheiten und Widersprüche jedes Kind erkennen müsse, sei einer Widerlegung gar nicht werth. Als ob nicht das Unsinnigste Anhänger fände, wenn es nur mit der gehörigen Keckheit zu Markte gebracht und oft genug wiederholt wird! Und in der That sind die abgeschmacktesten Behauptungen, über welche anfangs Jedermann lachte, durch unverdrossene Wiederholung zu Dogmen geworden, haben in officiellen Verlautbarungen eine Stelle gefunden. In der Wohnungsfrage z. B. tröstet sich noch heute Mancher mit dem Gedanken, die Wiener würden auf dem Lande Zuflucht finden, während Sommerwohnungen in der näheren Umgebung der Stadt schon jetzt nur noch für vermögende Leute zu erschwingen sind. Und in der Universität ist in vollem Ernste die Frage erwogen worden, ob es nicht gerathen sei, das ganze Sommersemester 1873 auf die beiden angrenzenden Wintersemester zu vertheilen. Die Studien sollten ein volles Halbjahr brach liegen zu Gunsten des — deutsch gesprochen — großen Schwindels, und damit die einige hundert elenden Kämmerchen verfügbar würden, in welchen jetzt die armen Studenten hausen; denn die wohlhabenden würden natürlich doch in Wien geblieben sein! Allerdings hat zuletzt doch die gesunde Vernunft gesiegt, aber daß ein solcher Einfall überhaupt auftauchen konnte, ist doch gravirend genug.

In der angedeuteten Art wurde die Agitation in Vereinen, Volksversammlungen und Tagesblättern betrieben. Wohl traten immer nur dieselben Wortführer auf, kaum ein halbes Dutzend an der Zahl, allein die Menge folgte ihnen, und die Verständigen hatten selten den Muth, sich dem Strome entgegen zu stellen. Deputationen suchten die Minister heim und Minister Giskra war der rechte Mann, sich „an die Spitze einer solchen Bewegung zu stellen". Doch jenes Ministerium trat ab, bevor das Project feste Gestalt gewonnen hatte, und die Verfassungskrisen drängten die letztere momentan wieder zurück. Indessen wollte Potocki oder richtiger wohl Freiherr de Pretis, welcher unter jenem das Handelsdepartement leitete, auf ein Mittel, sich populär zu machen, nicht verzichten. In den öffentlichen Verhandlungen war auch stets betont worden, daß das Gelingen oder Mißlingen einer Ausstellung wesentlich von der Wahl der leitenden Persönlichkeiten abhänge, und als die allein geeignete Persönlichkeit war mit derselben Einstimmigkeit wie

1860 als Verfassungsmacher Schmerling und 1866 als Feldherr Benedek, Herr von Schwarz, Director des Generalconsulats in Paris, bezeichnet worden. Herr von Schwarz war 1851 und 1862 Vertreter Oestreichs in London gewesen und hatte sich seinen Landsleuten von der gefälligsten, liebenswürdigsten Seite gezeigt, er lebte seit langen Jahren in Paris und hatte sich die Versorgung Wiens mit französischen Industrieerzeugnissen immer besonders angelegen sein lassen, er war auch schon mehr als einmal für das Portefeuille des Handels in Vorschlag gewesen: wo hätte man einen passenderen Mann finden sollen? Die Industriellen meinten wohl, mit der Liebenswürdigkeit habe es seine volle Richtigkeit, aber für Geschäfte sei er etwas schwer zu haben gewesen. Allein dergleichen Dinge äußert man natürlich nur in vertrautem Kreise, öffentlich kam es höchstens zu Orakelsprüchen nach dem gutwienerischen Recept: I sag nit äso und i sag nit äso, damit Einer nit sagen kann, i hätt äso oder äso gesagt.

Und so wurde denn eines schönen Tages zu Anfang des Jahres 1870 der mittlerweile zum Freiherrn von Senborn erhöhte Consul général adjoint nach Wien beschieden, um seine Ansicht über eine Weltausstellung in Wien vernehmen zu lassen. Doch vergingen Wochen und Monate, ohne daß er sich sehen oder hören ließ, und es ist öffentliches Geheimniß, daß erst eine sehr entschiedene Aufforderung seiner vorgesetzten Behörde ihn zum Erscheinen vermochte. Hatte er schon damit keine große Lust zu dem Unternehmen verrathen, so hieß es bald in den Kreisen der Eingeweihten, Herr v. Schwarz sage wohl Ja, meine jedoch Nein, d. h. er stelle ganz unannehmbare Bedingungen, vor allem verlange er eine ganz unabhängige, von Niemand als dem Kaiser abhängige Stellung. Genug, er kehrte auf seinen Posten zurück, nicht lange darauf brach der Krieg aus, und man durfte das Project noch einmal und um so mehr als begraben betrachten, da die Engländer, welchen man doch einiges Verständniß für die Bedeutung der Sache und einige Erfahrung in derselben nicht abstreiten kann, in ihrem Programm für 1871 so entschieden mit dem bisherigen System gebrochen hatten.

Aber es kam das Faschingsministerium, welches ja die materiellen Interessen ganz besonders pflegen wollte und noch etwas mehr als Potocki und Pretis Veranlassung hatte, daran zu denken, wie etwa die üble Meinung der Deutschöstreicher in eine bessere zu verwandeln sein möchte. Vielleicht lockte auch Herrn Schäffle die Vorstellung, daß dem verhaßten Preußen ein Schnippchen geschlagen werden könne. Die Herren acceptirten kurz und gut, was die Vorgänger für nicht acceptabel erklärt hatten, verlangten und erhielten vom Reichsrath einen Credit von sechs Millionen (mehr, versicherte Schäffle im Finanzausschusse, werde vom Staate in keinem Falle begehrt werden), und als die Belagerung von Paris aufgehoben war, während deren

Herr v. Schwarz sich um seine Landsleute hoch verdient gemacht haben soll, kam dieser nach Wien, um „Excellenz" und Generalissimus der am 1. Ma 1873 zu eröffnenden Ausstellung zu werden.

Bald stellte sich greifbar heraus, daß der Generaldirector den Boden, auf welchem er schaffen sollte, absolut nicht kannte. Einmal verrieth er Vorstellungen, die noch aus dem Wien vor zwanzig Jahren herstammten, das nächste Mal schwebte ihm wieder deutlich Paris vor mit seiner hochentwickelten Industrie, den wirklich unerschöpflichen Hilfsmitteln, den genügenden Vorkehrungen für einen niemals versiegenden Fremdenstrom, mit seiner Gewöhnung an ein absolutistisches Regime und — mit noch mancherlei anderen Dingen. Als er die gewünschte Machtfülle zugesagt erhalten hatte, glaubte er offenbar à la Napoleon und Hausmann schalten zu können. Aber wenn die Menschen sich das auch hätten gefallen lassen, so würden ihn die Dinge doch immer im Stich gelassen haben. Er griff die Sache völlig autokratisch an. Nach Wien, der Stadt, welche jetzt den größten Reichthum an bedeutenden Architecten und Ingenieuren hat, wo seit vierzehn Jahren die großartigsten Bauunternehmungen jeder Art unzählige Kräfte geschult haben, brachte er einen fertigen Plan für das Ausstellungsgebäude mit. Und was für einen Plan! Die ganze Welt ist wohl darin einer Meinung, daß in dem Gebäude der zweiten Pariser Ausstellung die mustergiltige Form gefunden war. Man wird im Einzelnen verbessern; den besonderen Verhältnissen entsprechend ändern können, aber die Ordnung der verschiedenen Industriezweige in concentrischen Kreisen und die Abgrenzung der Länder innerhalb dieser durch Radien — das läßt sich wohl nimmermehr übertreffen. Aber wir durften ja nicht nachahmen, wir wollten ja etwas Originelles haben, also componirte der englische Ingenieur Scott Russell eine ungeheure Halle mit Zähnen, Pavillons für die Länder, durch welche man sich ideale Parallellinien gezogen dachte, damit in jedem Pavillon auf dem nämlichen Platze eine bestimmte Industrie gefunden werden könne. Von der Zwecklosigkeit und auch Undurchführbarkeit dieser letzteren Idee ist, wie man hört, Herr v. Schwarz glücklich überzeugt worden. Allein das endlose Gebäude mit seinen uniformen Vorsprüngen, in der Mitte ein colossaler umgekehrter Trichter unter dem Namen Kuppel, wird ausgeführt, und wir werden den Triumph haben, das häßlichste Gebäude herzustellen, das noch jemals gesehen worden ist. Wozu der ungeheure mittlere Raum benutzt werden soll, ist noch heute nicht bekannt, auch Nebensache. Es kam ja vor allem darauf an, eine Rotunde zu schaffen, „größer als die Peterskirche" und überhaupt mehr Bodenraum zu bedecken als bei irgend einer früheren Ausstellung. Und in dem Punkt hatte Herr v. Schwarz richtig gerechnet. So sehr man dadurch verstimmt war, daß ein Engländer den Plan für Wien lieferte und daß anfangs

lauter Franzosen bestimmt zu sein schienen ihn auszuführen; die Worte „geräumiger als der Pariser Industriepalast, größer als die Peterskirche, eine Dachspannung, wie noch nirgends in der Welt" versöhnten die große Menge.

Der Mittelbau war in Eisen gedacht, die eigentliche Ausstellungshalle nach dem Vorgange der Schützenhalle Hinträger's vom Jahre 1868 in Holz. Als aber endlich die Holzarbeit ausgeschrieben wurde, hatten alle großen Zimmerleute sich längst unter einander verständigt und stellten exorbitante Preise. Gut, hieß es, Oestreich hat nicht nur Holz, sondern auch Eisen, wir werden das Ganze aus Eisen machen. Aber unsere Eisenwerke erklärten sich außer Stande, die Lieferung in der festgesetzten Zeit zu leisten. Und so wird denn in Westphalen die Arbeit gemacht. Ein Ausstellungsgebäude in Wien, ein Industriepalast, von einem Engländer entworfen, von Norddeutschen ausgeführt, das war der erbauliche Anfang. Nun schüttelten die Fachmänner den Kopf über das Russell'sche Project, fanden es waghalsig, verlangten Verstärkung in allen Verhältnissen. Dem Vertrage mit Harkort hatte aber das Russell'sche Project als Grundlage gedient, und der Fabrikant erklärte, daß er weder die Mehrlieferung in der bestimmten Frist garantiren, noch auch für dieselbe die contrahirten Preise gelten lassen könne. Andererseits lehnt nun Scott Russell die Verantwortlichkeit für die Ausführbarkeit der kühnen Construction von sich ab. Das ist eine Thatsache, welche fast gänzlich todtgeschwiegen worden ist.*) Wie das möglich war? Herr v. Schwarz ist nicht umsonst so lange in Paris gewesen, er weiß die Journalistik zu behandeln. Höchst selten wagt ein Blatt irgend eine ungünstige Bemerkung zu machen, und geschieht es ja, so gibt es auch dafür Abhilfe, wie folgende erbauliche Geschichte lehrt. Eine junge Zeitung, welche Unabhängigkeit in jeder Beziehung auf ihre Fahne geschrieben hat, bemächtigte sich auch der Ausstellungsangelegenheit in der Sache höchst wohlwollenden, aber das Verfahren des Generaldirectors eben auch sachgemäß kritisirenden Artikeln. Insbesondere der Nachweis, daß Herr v. Schwarz eine unübersehliche Commission und eine Armee von administrativen, industriellen und künstlerischen Beiräthen um sich versammelt habe, dieselben aber in der Regel gar nicht frage oder doch nur, um zu thun, was ihm beliebe, daß mithin das Ganze als sein Privatunternehmen zu betrachten sei, schien außerordentlich böses Blut gemacht zu haben. Als der dritte oder vierte Artikel erschienen war, sollten die Actionäre des Blattes eine weitere Einzahlung leisten; unter diesen befinden sich aber ver-

*) Neuestens forderte ein Blatt die Generaldirection auf, diese Gerüchte, falls sie unwahr, zu dementiren: die sonst so redselige Ausstellungscorrespondenz hat nichts entgegnet.

schiedene Mitglieder der Ausstellungscommission und Vertraute des Herrn v. Schwarz, und diese erklärten, nichts zahlen zu wollen, falls jene Artikel fortgesetzt würden. Und sie hörten auf.

Auf solche Weise ist auch das sonst Unbegreifliche zu erklären, daß bis jetzt unseres Wissens noch nirgends ein offenes Wort über die Wahl des Ausstellungsplatzes geäußert worden ist. Dieser Punkt war bereits entschieden, als der Generaldirector seine Mission übernahm. In früheren Zeiten war der Paradeplatz, der Ueberrest des alten Glacis zwischen innerer Stadt und Vorstädten, in's Auge gefaßt worden und dieser empfahl sich auch in jeder Beziehung. Inzwischen war dessen Verbauung beschlossen und thatsächlich in Angriff genommen, deßhalb entschied man sich für den Prater. Die Nähe der Stadt, die von dem schönsten Walde umsäumten Wiesenflächen, welche da zur Verfügung stehen, hatten auch viel bestechendes. Doch befindet sich der Prater auf einer Donauinsel, sogenanntem Augrund, in welchem man bereits bei einer Tiefe von wenigen Schuhen auf Wasser stößt, und in nur halbwegs regnerischen Sommern macht der feuchte Niederschlag Abends den Aufenthalt im Prater zu einem entschieden ungesunden. In dieser Atmosphäre sollen nicht allein kostbare Gewebe, Metallgegenstände u. s. w. ein halbes Jahr zubringen, man muthet sogar den öffentlichen Sammlungen und den Liebhabern zu, alte Gemälde (auf Holz gemalte z. B.!), musikalische Instrumente (Cremoneser Geigen sollen eine eigene Unterabtheilung bilden!), Kunstwerke aller Art herzuleihen. Freilich läßt sich voraussetzen, daß die Eigenthümer solcher Dinge und die Vorstände von Sammlungen sich über die Situation gehörig unterrichten werden, bevor sie etwas hergeben. Allein es bleibt doch immer schwer zu verantworten, daß ein Punkt von so entscheidender Wichtigkeit vollständig verheimlicht wird.

Beschlossene Sache war ebenfalls vor einem Jahre schon, daß die Ausstellung am 1. Mai 1873 eröffnet werden solle; doch acceptirte Herr von Schwarz nicht nur diese Bestimmung, er scheint nach allerlei Aeußerungen sogar eine Ehre darin zu suchen, den Termin einzuhalten, eben weil verschiedene Bedenken gegen denselben erhoben wurden. Daß er mit dem Gebäude zur gegebenen Zeit fertig werden wird, falls die Witterung des nächsten Winters sich günstig gestaltet, ist möglich, aber immer nur durch Kraftanstrengungen, welche die Herstellung unmäßig vertheuern und schädlich auf die allgemeinen Verhältnisse zurückwirken. Arbeitslohn und Materialpreise befanden sich in Wien ohnehin schon in Folge der großen Bauthätigkeit auf einer exorbitanten Höhe: ein Unternehmen von solcher Ausdehnung und mit kurzem, unabänderlichem Termin ist natürlich ganz dazu angethan, die Anforderungen über alles Maß hinaus zu steigern. In der That kann man

jetzt schon Geschäftsleute jeder Art bitter darüber klagen hören, daß Arbeiter überhaupt nicht mehr zu erhalten seien. Wenn für das bloße Pilotiren für die Ausstellungsbauten drei Gulden Tagelohn gezahlt wird, so ist das begreiflich. Wo es aber für die Industriellen zur baaren Unmöglichkeit wird, älteren Verpflichtungen gründlich zu genügen, und die Arbeiten zu liefern, welche der Tag fordert, wo gewisse Geschäftsbranchen sich auf die Uebernahme größerer Aufträge zu bestimmten Fristen und Preisen gar nicht mehr einlassen, da kann selbstverständlich nur geringe Lust bestehen, Ausstellungsobjecte zu machen. Auch das ist Herrn v. Schwarz vorausgesagt worden. Wer die Ortsverhältnisse kennt, mußte sich sagen, daß Noth um die unentbehrlichsten Dinge beim Bauen und Einrichten entstehen werde und Wien nicht wie Paris bei einem Dutzend großer Städte Hilfe finden könne. Doch als solche Fragen besprochen wurden, lag dem Generaldirector die Sorge um die Aufstellung selbst noch sehr fern. Ihn quälte vielmehr der Mangel an Hotels, Concertsälen, Vergnügungsorten — à la Paris, sowie jetzt allerlei Spielereien, wie ein Congreß ausgezeichneter Frauen und dergleichen nonsens mehr viel wichtiger zu sein scheinen, als die Frage, ob denn die östreichische Industrie in entsprechender Weise vertreten sein wird und kann.

Auf die durch seine Aneiferung herbeigeführte Lösung der „Hotelfrage“ darf er allerdings mit einer großen Befriedigung blicken. Wer mit gehörig gespicktem Beutel nach Wien kommt, wird auch wohnen können. Allerorten schießen neue Kasernen aus dem Boden, welche von Reisenden für schweres Geld trockengewohnt werden sollen, oder werden ältere Gebäude zu Gasthöfen „adaptirt“. Und doch scheint ihm dieser Erfolg noch nicht zu genügen. In vollem Ernste hat er den burlesken Einfall zu Markte gebracht, denjenigen Hausbesitzern, welche ihre Wohnungen an Fremde zu vergeben geneigt seien, solle für das Jahr 1873 die Hauszinssteuer erlassen werden; es sollte also förmlich eine Prämie für das Aufdiegassewerfen der Wiener ausgeschrieben werden, welche nicht eigene Häuser haben. Doch wenn auch dieses Project an der Entrüstung und dem Hohn der öffentlichen Meinung gescheitert ist, so leiden doch jetzt schon Tausende unter der Ausführung jener Maßregel ohne Prämie. Seit einem Jahr werden die Wohnungspreise von Vierteljahr zu Vierteljahr um 20, 25, 50 Procent in die Höhe geschraubt, seit einem Jahre steigen die Preise für alle Lebensmittel unaufhörlich, und Niemand sieht ein Ziel für diese Bewegung, welche ihren alleinigen Grund in der Ausstellung hat. Denn jenen allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnissen, welche überall Theuerung mit sich bringen, war bei uns längst ausreichend „Rechnung getragen“! Um die Ausstellung populär zu machen, redete man den Leuten so viel von dem Fremdenzufluß und dem Geldstrom des gesegneten nächsten Jahres vor, daß viele ganz die Besinnung verloren zu haben

scheinen. Ihnen ist die Ausstellung ein neu entdecktes Goldlager, und derjenige ein Dummkopf, der sich beim Zusammenscharren blöde zeigt. Geht es in dem bisherigen Maßstabe fort, so werden sie freilich erleben, daß der Ruf der unerhörten Theuerung die Fremden überhaupt abschrecken wird nach Wien zu kommen.

Nach alledem kann es nicht wundernehmen, daß Jeder, der nicht bei dem großen Spectakel seine Pfeifen zu schneiden hofft, dem kommenden Jahre mit Bangen entgegensieht und sich fragt: War denn das nöthig? Der kleine Handwerker und der Arbeiter, welche nicht andere große Plätze besuchen können, erhalten bedeutende Gelegenheit zu sehen und zu lernen — das ist aber auch das einzige unbestreitbare Gute an der Geschichte. Es wird einheimische und fremde Auszeichnungen regnen, allein die sind ohnehin wohlfeil genug. Einzelne Industriezweige werden hoffentlich in neuen Aufschwung kommen, aber alle bezahlen schon jetzt diesen Vortheil theuer, und so mancher wird nachträglich gewahr werden, daß ihm durch die Ausstellung nur eine überlegene ausländische Concurrenz auf den Hals gelockt worden ist. Hausbesitzer, Wirthe u. s. w. werden möglicherweise reiche Ernte halten, sicher aber wird das schon bestehende Mißverhältniß zwischen Einkommen und Bedürfniß der Bevölkerung im allgemeinen einen Grad erreichen, welcher die ernstesten Bedenken in mehr als einer Richtung erregen muß. Auf keinen Fall hatte die Sache solche Eile. Wien ist unfertig. Die Bauthätigkeit kann mit dem Anwachsen der Bevölkerung nicht Schritt halten, die großen Unternehmungen, welche angeblich der Wohnungsnoth steuern wollten, haben sie nur noch vermehrt und alle Bestrebungen, auf dem Wege der Association Abhilfe zu schaffen, sind noch in den Anfängen. Durch die jetzt Hals über Kopf in Angriff genommene Herstellung von Straßenzügen zwischen einzelnen Vorstädten und zwischen der Stadt überhaupt und dem Prater wird vorläufig wieder nur die Zahl der wohlfeilen Wohnungen verringert. Die Verkehrsmittel reichen in gewöhnlichen Jahren nicht im mindesten aus, und bis heute war man nicht im Stande, den bestehenden Verkehrsvorschriften, den Fahrtarifen u. s. w. auch nur einen Tag lang Geltung zu verschaffen. In wahrhaft himmelschreiender Weise wird im Prater gewirthschaftet. Dieser in seiner Art einzige natürliche Park soll mit Gewalt in einen Abklatsch der Boulogner Anlagen umgeschaffen werden und man raubt den Unbemittelten den letzten Platz für freien Naturgenuß, dem echten, harmlosen Volksleben die letzte Zufluchtsstätte. Daß wir uns die autokratischen Maßregeln in dieser Angelegenheit nicht gefallen lassen wollen, daß die städtische Vertretung, soweit es ihr überhaupt möglich ist, den Pariser Liebhabereien des Herrn v. Schwarz entgegentritt, scheint ihn ganz besonders nervös zu machen. Er sollte sich seinen Gleichmuth erhalten, denn er wird ihn

später noch brauchen, wann es einmal zur Abrechnung über sein Werk kommt — Abrechnung im weitesten Sinne, die finanzielle natürlich nicht ausgeschlossen!

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Ist die Auswanderung ein Nationalunglück? Aus Bremen. — Die Betrachtung solcher complexen Phänomene wie Auswanderung und Colonisation pflegt erfahrungsmäßig am meisten darunter zu leiden, daß sie nur das eine der beiden betroffenen Gebiete in's Auge faßt. Dies tritt am auffälligsten bei den Urtheilen über Colonialpolitik hervor. Die spanische z. B. kommt in Roscher's Buche über Colonien ganz leidlich weg, weil er sie, wie es ihm da zunächst liegen mußte, vorzugsweise nach ihrer Einwirkung auf die Indianer erwog; wogegen sie in Hermann Baumgarten's Geschichte von Spanien als eine der Hauptursachen des tiefen und schmählichen Verfalls dieser begabten Nation gebührend gebrandmarkt wird. Ebenso findet sich der Forscher über niederländische Colonialpolitik zu seiner anfangs meistens nicht geringen Verwunderung mitteneingestellt zwischen die in Europa geschöpften Urtheile, welche selbst aus holländischem Munde überwiegend abschätzig lauten, und die Eindrücke solcher asiatischer Beobachter, wie der Engländer Money und Wallace, welche kaum Lob genug finden, um es auf die niederländische Behandlung Java's zu häufen, im Gegensatz zu der Politik, die Britisch-Ostindien regiert. Die Einen empfinden nichts als die Zweckmäßigkeit eines patriarchalischen Regiments für eine zurückgebliebene fremde Rasse: den Andern hingegen drängt sich vor allem die erschlaffende Rückwirkung auf, welche die Versuchungen solches Regiments auf das ihnen unterliegende christlich germanische Volk ausüben müssen.

Aehnlich ergeht es in diesem Augenblick wieder der deutschen Auswanderung. Nicht daß auch hier zu verlangen wäre, d. h. von patriotischen Publicisten und Parlamentsrednern, nicht etwa von Historikern oder Philosophen: sie sollten sich gleichzeitig auf den deutschen und auf den amerikanischen Standpunkt stellen. Aber wenn sie nach den Ursachen der modernen Massenwanderung lediglich in der alten Welt herumsuchen, werden sie sicher eine der wirksamsten nicht entdecken. Zu dem bewußten überlegten Ortswechsel gehört ja nicht bloß das forttreibende, sondern auch das anziehende Element. Mag ursprünglich allerdings das letztere in den Hintergrund getreten sein

gegen das erstere, d. h. mögen die Flüchtlinge unseres früheren religiösen, politischen und öconomischen Jammerzustandes wenig gefragt haben, was sie drüben erwarte, wenn sie von hüben nur wegkamen, so hat sich das unversehens doch herumgedreht; und die genauesten Kenner sind ziemlich übereinstimmend der Ansicht, daß heutzutage die Briefe und unter Umständen die Geldsendungen voraufgegangener Verwandter, Bekannter oder Dorfgenossen den stärksten Hebel für die Fortdauer der Auswanderung abgeben. Mit anderen Worten; es wird heute gewandert, weil gestern mit solchem Erfolg gewandert worden ist, — weil die ersten unserer Emigrantenzüge, denen es darauf weniger ankam, in den vereinigten Staaten von Nordamerika und einigen anderen Strichen der neuen Welt sich ein wirthschaftliches Gedeihen erarbeitet haben, das nun auch diejenigen mächtig lockt, welche kein unerträglicher Gewissens- und Geistesdruck mehr hinüberjagt. Natürlich spielen gegenwärtig forttreibende Motive theils allgemeiner, theils örtlicher Natur ebenso mit, wie vordem die anlockende Kunde von einem Gebiet ohne Pfaffen- und Kleinfürstentyrannei; aber sie sind allem Anschein nach in die zweite Linie zurückgetreten.

Hierzu stimmt der durchaus chronische Charakter, welchen die überseeische Auswanderung aus Deutschland angenommen hat. Im Laufe des letzten Jahrzehents haben regelmäßig alle Jahre etwas über hunderttausend Deutsche das Zwischendeck der Bremer, Hamburger und Liverpooler Dampfer zum Zwecke des Vaterlandswechsels erklettert. Die politischen Begebenheiten dieses an ihnen doch so reichen Jahrzehents sind auf die Summen von verhältnißmäßig sehr geringem Einfluß gewesen; außer von dem ganz äußerlichen, daß die Einberufungen zur Fahne oder die vorjährige Sperrung des Schiffsverkehrs allerdings aufschiebend oder ganz verhindernd auf den Entschluß einer Reihe von Auswanderungslustigen gewirkt hat. Man darf sich nur nicht durch die voreiligen Schlüsse täuschen lassen, welche Sonntagsbeobachter auf diesem weiten und ungeordneten Felde aus einzelnen ihnen zufällig aufgestoßenen Thatsachen abzuleiten pflegen. Ob beispielshalber in diesem Jahre die Auswanderung stärker ist als z. B. in derselben ersten Hälfte von 1870 oder in dem vollen Normaljahre 1869, kann erst die hanseatische Beförderungsstatistik im nächsten Januar herausstellen. Die Angstrufe gemiedener pommerscher und schleswig-holsteinischer ländlicher Arbeitgeber besagen darüber gar nichts. Fühlt eine Gegend sich zum ersten Mal etwas heftiger von der Erscheinung afficirt, so erhebt sich natürlich ein entsprechendes Geschrei nach Mitgefühl und Hilfe, zumal wenn ihre Wortführer in so intimen Connexionen mit der Staatsgewalt stehen wie hinterpommersche Rittergutsbesitzer. Andere Gegenden, in denen vielleicht eben gleichzeitig weniger ausgewandert und so für das Ganze das Gleichgewicht hergestellt wird, pflegen

sich nicht öffentlich zu melden. Außerdem ist der Frühling von jeher die Zeit der Fluth in dieser Strömung gewesen, und im April drängt sich allemal die größte Masse in den Einschiffungshäfen zusammen. Aber auch wenn heuer etwas höhere Ziffern herauskommen sollten, so würde die gewaltsame Stauung durch den Krieg ja keinen ganz geringen Mehrbetrag erklären, wozu wohl ferner noch in einem gewissen mäßigen Umfang die mehr oder minder umfassende moralische Versperrung Frankreichs für deutsche Glücksucher, welche seit dem Kriege eingetreten ist, zu rechnen wäre.

Für die Praxis dürfte demnach aus der gepflogenen Discussion im Reichstag und in der Presse zunächst nichts folgen, als daß eine umfassende Auswanderungsstatistik von Reichs wegen einzuleiten sei, damit vage Eindrücke nicht am Ende doch einmal zu verkehrten Maßregeln führen. Die statistische Sachverständigenconferenz von 1870/71 hat zwar auf diesen Text keine rechte Melodie zu finden gewußt, aber wenn auch einstweilen weiter nichts geschähe als monatliche oder wöchentliche Veröffentlichung der zusammengestellten Hafenlisten im Reichsanzeiger! Dann würden doch die falschen Verallgemeinerungen localer Symptome abgeschnitten, zumal in einem Jahre wie dem heurigen, wo das Aufhören der militärischen und politischen Spannung der Vorjahre leicht selbst so kleine Vorfälle zu den Ohren Vieler gelangen läßt, denen es sonst nicht einfiel, sich um dergleichen zu kümmern.

Aber wie es auch um die ziehenden oder treibenden Beweggründe stehen mag, die Auswanderung selbst erscheint nun einmal den meisten Leuten als ein unzweifelhaftes Nationalunglück, das nicht hindern oder abschwächen zu können sie, so oft sie daran denken, aufgelegt macht mit Gott und aller Welt zu hadern. Und merkwürdiger Weise geben zu diesen Wehklagen neuerdings gerade diejenigen mitunter den Ton an, welche einst selbst dem unfertigen deutschen Staat zornig den Rücken gekehrt haben. Oder vielleicht nicht sowohl merkwürdiger, wie vielmehr umgekehrt sehr begreiflicher Weise? Es wäre nicht so wunderbar, wenn ein Kapp oder Löwe in der Stille des Herzens nur diejenige Uebersiedelung nach Amerika wohlbegründet fände, welche aus zwingenden öffentlichen Ursachen erfolgt, nicht aus bloßer kaltblütiger Vergleichung der Aussichten persönlichen Vorwärtskommens hier und dort; oder wenn er lebhafter noch als wir Andern dem endlich auch für ihn bewohnbar gewordenen neuen Deutschland alle seine Söhne zu erhalten wünschte, anstatt sie der transatlantischen Republik zu gönnen, deren Zukunft ihm jetzt so düster erscheint, wie einst nur immer diejenige der alten Heimat. In einem größeren Zusammenhange angesehen, historisch oder philosophisch, und befreit von subjectiven Gefühlen aller Art, läßt sich die Auswanderung doch wohl etwas gleichmüthiger betrachten, als bis jetzt in Deutschland größtentheils der Fall ist. Ihre unaufhaltsame Nothwendigkeit wenigstens in dem

eingeschränkten chronischen Maße, welches sie neuerdings angenommen hat, wird dann gewürdigt werden, und damit das periodisch wiederkehrende nutzlose Jammern in Parlamenten und Zeitungen allmählich ebenso verpönt, wie in gebildeter Gesellschaft die schon von Wilhelm v. Humboldt geächteten sinnlosen Klagen über das Wetter.

Was es uns Deutschen so sauer macht, die Auswanderung gelassen und nüchtern anzusehen, ist hauptsächlich offenbar unser nationaler Mangel an Colonien. Dies erkennt man am deutlichsten, wenn man die durchschnittliche Stimmung der Engländer mit der unsrigen vergleicht. In England — davon legt noch das neueste Fachbuch, Sir C. B. Adderley's Review of Earl Grey's Letter on Colonial Policy and of subsequent Colonial History drastisches Zeugniß ab — erregt die Auswanderung als ein allgemeiner Vorgang keinerlei patriotisches Bedauern. Man erblickt in ihr eine völlig naturgemäße, gesunde Ausgleichung zwischen einem Lande mit unbenutzter oder schwachbenutzter menschlicher Arbeitskraft (z. B. in den öffentlich unterstützten arbeitsfähigen Armen) und Gegenden mit einem Ueberfluß an fruchtbarem Boden u. dgl. m. in einem ebenfalls gemäßigten Klima. Man erörtert sogar alles Ernstes und seit Jahren Pläne, Massenübersiedelungen von Großbritanien (nicht etwa nur von Irland) nach den Colonien hin von Staats wegen vorzunehmen. John Stuart Mill hat einen derartigen Plan seinem volkswirthschaftlichen Lehrbuch einverleibt; Adderley hält ihre Verwirklichung nur für eine Frage der Zeit. Aber freilich, es handelt sich um eine Uebersiedlung in Colonien, nicht in fremde Staatsgebiete. Das ist gegen uns der Unterschied!

Auf den ersten Blick allerdings ein gar gewaltiger, vielsagender Unterschied. Aber auch noch auf den zweiten und dritten? Bleiben die nach Canada oder Australien übersiedelnden Briten ihrem Mutterlande völlig und in jedem Sinne erhalten? und gehen umgekehrt die nach den Vereinigten Staaten ziehenden Deutschen ihrer Nation als solcher völlig und in jedem Sinne verloren? Wie sich heute einerseits die Auffassung des Colonialwesens und die praktische Colonialpolitik namentlich in England, andererseits der Weltverkehr im weitesten Sinne des Wortes gestaltet hat, scheint der Verlust im letzteren Falle von der Erhaltung im ersteren nicht ebenso besonders weit abzuweichen.

Australien und Canada können sich jeden Augenblick für unabhängige Staaten erklären, ohne daß das Mutterland sie mit Gewalt in seiner Botmäßigkeit zu halten versuchen würde, — darüber ist kein Zweifel möglich. Aber selbst so lange sie noch von Krone und Parlament in gewissen Beziehungen abhängig sind, ist schwerlich eine Lage denkbar, in welcher sie bei kriegerischen Verwickelungen für ihre Heimatsinsel nicht eher eine Quelle der

Verlegenheit und Schwäche sein würden als werthvolle Hilfsvölker. Zur nationalen Sicherheit tragen sie also nichts bei. Noch viel weniger gewähren sie dem englischen Handel und Gewerbfleiß Monopole mit Ausschließung anderer Nationen, oder englischen Glücksuchern und Abenteurern in erheblich höherem Grade als Fremden fette Pfründen. Von dem lockenderen, aber auch sowohl für das Reich wie für das Individuum weit gefahrvolleren Ostindien braucht in diesem Zusammenhange kaum die Rede zu sein, da es reichlich ebensoviel britische Kraft verzehrt wie es Großbritanien Schätze und Genüsse zurücksendet.

Unter welchem Gesichtspunkt folglich, fragen wir, geht der ausgewanderte Engländer oder Schotte im vierten oder fünften Erdtheil seinem Vaterlande weniger verloren, als der ausgewanderte Deutsche in der großen amerikanischen Union? Die Zeit ist doch lange vorüber, wo unser Landsmann dort in der Gährung einer sich bildenden neuen Nation spurlos untersank. Das deutsche Element gehört jetzt zu den die Mischung bestimmenden, es ist in augenscheinlicher verhältnißmäßiger Zunahme begriffen, und nicht mehr chimärisch erscheint es anzunehmen, daß einst der Tag kommen wird, wo seine unverwischbare Anhänglichkeit an das Heimatland deutscher Bildung und Gesittung ein Gewicht in die Wagschale der internationalen politischen Beziehungen wirft. Schon ist ja ein Deutscher anerkannt der bedeutendste lebende Staatsmann der Republik. Wir brauchen übrigens nicht einmal abzuwarten, bis Karl Schurz Minister oder das deutsche Element vollends tonangebend geworden sein wird, um Zinsen von dem dorthin ausgewanderten öconomischen und ideellen Capital zu beziehen. Sowohl im Jahre 1866 wie bei der großen Auseinandersetzung mit Frankreich ist es uns zu Statten gekommen, daß ein paar Millionen Deutsche im Laufe des Jahrhunderts drüben eine neue Heimat und ein höheres persönliches Gedeihen gefunden haben. Das öffentliche Interesse beginnt demnach mit dem individuellen zu convergiren. Die Auswanderung nach Amerika ist kein reiner, unausgeglichener Verlust mehr für die Nation, während sie für die, welche sie unternehmen, unbestrittener Maßen in der großen Mehrzahl der Fälle eine außerordentliche Verbesserung der Lage bedeutet, von der wir uns immerhin freuen dürfen, daß die modernen Verkehrsmittel — unter denen der Dampf das Segel aus der Auswandererbeförderung nachgerade ja fast verdrängt hat — sie so viele Tausender unserer bedrängteren und mittelloseren Landsleute erreichbar machen.

Spanisches. Aus Sevilla (4. Juni). — Sie wollen durchaus Etwas aus dem schönen Lande des Weines und der Gesänge hören und zwar womöglich ein politisch Lied. Da muß ich Ihnen nun als ehrlicher Tourist

vorab versichern, daß soviel ich bis jetzt von Spanien kenne, die Politik durchaus nicht die erste Rolle im öffentlichen Interesse spielt. Von den blutrünstigen Geschichten des neuesten Karlistenkrieges erfahre ich aus Ihren Zeitungen mehr als aus den hiesigen, oder aus Erzählungen der Leute, und wenn ich bedenke, mit welcher Ruhe ich an manchem Ort, auf den der Blick der deutschen Zeitungs- und Depeschen-Leser mit Ungeduld geheftet war, durch die frischen Spuren der Guerilla hindurchgewandelt bin, habe ich seltsame Gedanken gehabt über die Wirkungen in die Ferne. Jetzt wird man ja auch bei Ihnen wissen, daß wenigstens der erste Act des Karlistenaufstandes beendigt ist, und daß er den Effect einer umgekehrten Mikroskopie macht: in der Ferne erschrecklich, in der Nähe verhältnißmäßig harmlos. Für mich hat sich die Erfahrung bestätigt, die ich schon in den wilden Kriegsjahren in Italien machte: dem Reisenden sind solche Zeiten eher günstig als hinderlich. Ich kann bis heute allerdings nur von der Peripherie des Landes sprechen, und zwar von seiner mittelländischen Seite; aber hier ist das Behagen, das Natur und Art der Menschen gewährt, nie gestört worden. Die Belagerungszustände in den größeren Städten sind mir nirgends schlimmer erschienen als die Polizeizucht, die wir früher allenthalben im deutschen Reiche gewohnt waren, und mit der Unsicherheit des Verkehres scheint sich's wenigstens in romanischen Ländern ähnlich zu verhalten wie mit den Verzettelungen einer Krankheit, die aufhören, sobald irgendwo am Körper etwas Akutes herrscht. Wenn ich ausnehme, daß man mich einmal in Barcelona in einem Privathause, wo ich Empfehlungen abzugeben hatte, aus Furcht vor den Karlisten eine halbe Stunde antichambriren ließ, bin ich ungekränkt geblieben, obwohl ich nicht gescheut habe durch den gefürchteten Pyrenäenpaß in das Land einzudringen. Als ich den Fuß hinübersetzte und die ersten Spanier sich mir in der fragwürdig verlumpten Gestalt zweier peones camineros (Straßenwächter) vorgestellt hatten, welche die Post auf dem Wege von Perthus her bis zur Dogane in la Junquera geleiteten, und sich mit auffallender Plötzlichkeit die fremde Landesart ankündigte — zunächst in dem Kleinverkehr, den seltsamen von halbgeschorenen Mauleseln gezogenen Karren, und ihren mit dem berühmten Goro, der rothen Sackmütze angethanen Führern —, da gedachte ich der Zeit, als wir vor Beginn des Franzosenkrieges eine Diversion der edlen Castillaner für möglich hielten, um deren leeren Königsthron sich das Unwetter des Jahres 1870 zusammengezogen hatte. Und ein Nachklang unseres Kriegsjahres, wenn auch ein herzlich komischer, bildete denn auch wirklich den Eingruß: in dem Volkstheater zu Figueras, einer schmucken Stadt am Südabhang der Pyrenäen, wurden gerade an dem Abend meines Aufenthaltes die Helden von Sedan in einem Schauspiel gefeiert, das den emphatischen Titel trug „guerra alla guerra“ (Krieg dem Kriege!). Der

kosmopolitisch-elihuburritanische Sinn des Stückes rechtfertigte auch diesen Namen: es trat ein preußischer Soldat mit ins Spanische übersetzter Pickelhaube und ein Franzose auf, jener an den Händen, dieser an den Füßen verwundet. Nach kräftigen Verwünschungen des Krieges im allgemeinen, versöhnten sich Beide, und es erregte besonderen Beifall, als der lahme Franzose, den der Preuße auf seine Schultern nahm, Orangen von einem Baum brach, um sie seinem Unterstützer zu essen zu geben, der die Hände nicht gebrauchen konnte — eine Verherrlichung der Menschennatur auf beiderseitige Kosten —; dann der unvermeidliche Geschützdonner, Umarmung der Feinde, und zum Schluß eine mit viel Beifall aufgenommene Tirade des Franzmanns über Welt und Menschenleben. Das ist immerhin charakteristisch; ich habe unter den Spaniern durchweg den practischen Sinn vorwaltend gefunden, der von dem Grundsatz ausgeht, daß das Hemd näher sei als der Rock, und daß man es demzufolge bei aller Achtung vor den Deutschen doch zunächst mit den Nachbarn nicht verderben will. —

Daß ich nicht versäumt habe, den Montserrat zu besuchen, will ich Ihnen nicht blos versichern: sie müssen mir, allen vorausgegangenen klassischen Bewunderern und Beschreibern des Ortes zum Trotz wenigstens ein Wort darüber gönnen. Heute macht sich der Abstecher sehr bequem, da man von Barcelona mit der Bahn bis Martorell fahren kann und von dort mit Wagen nach Collbató, das am Abhange des mächtigen, aus der catalonischen Ebene Brockenartig, nur freilich großartiger aufwachsenden Gebirges liegt. Gebückt und halb kriechend, stellenweise an senkrechten Leitern quält man sich bei Fackelschein durch den schwarzen Schlund der Höhle in die Eingeweide des Berges hinab. Gewölbe mit gigantischen Felsenrippen dehnen sich in's Ungeheure aus, verengern sich wieder und endigen zuletzt in der colossalen Tropfsteingrotte, die mit ihren monströsen Säulen, Pfeilern, Spitzen und Steinfratzen im Wiederschein des Rothfeuers etwas unbeschreiblich Phantastisches hat. Dagegen wirkt dann der Anblick des Klosters weiter hinauf in den Bergen, das mit Kirche und Wirthschaftsgebäuden die ganze Breite einer großen Felswand einnimmt, höchst erfreulich und einladend, wie wir denn auch in der Fremdenzelle gar gastliche Aufnahme fanden. Ein mäßiger Marsch von dort bringt den Reisenden zur Somma di S. Geronimo. In der Höhe spaltet sich der nackte Kalkfelsen in eine Unzahl gewaltiger Kegel und Zacken, die sich bei der fortwährend wechselnden Perspective in immer seltsameren Gruppirungen zusammenbauen. Auf der höchsten Spitze endlich ein Umblick einziger Art: rings um das Gebirge, das man völlig überschaut, entfaltet sich das ganze catalonische Land, von Norden glänzen die Pyrenäen herüber, von Osten das Meer. Auf dem Rückweg zieht sich nun die Mannichfaltigkeit der Felsenbauten allmälig zur Masse zusammen, bis sie zu einer

großen zusammenhängenden Silhouette wird. Wenn man die Bildung italienischer Gebirge classisch nennt, so muß der Montserrat echt romantisch erscheinen. Es läßt sich begreifen, wie die mittelalterliche Phantasie hier den Sitz heiliger Mysterien suchte; selbst für die wundersame Ausgestaltung der spanischen Gothik haben die Formationen dieses Gebirgstockes etwas eigenthümlich Vorbildliches an sich.

Nun will ich aber meine Abschweifung in's alte romantische Land bei Ihren Lesern durch die Bemerkung wieder gut machen, daß mir gerade in der tiefsten Einöde jener Felsenschlucht die Realität der gegenwärtigen Revolution ad hominem demonstrirt wurde: in der Person der Gattin des Carlistenführers Castell, die sich im Kloster Montserrat als Flüchtling aufhielt. Am Tage vor unserem Besuch waren königliche Truppen dagewesen und hatten das ganze Kloster in der angeblichen Hoffnung durchsucht, Castell selber dort zu fahen, die Damen aber — castillanisch artig — unbehelligt gelassen. Bei Collbató, am südlichen Fuß der Berge, war kurz nachher ein Gefecht, gleichzeitig mit dem größeren bei Oroquieta, doch haben wir von den Banden, die theilweise aus dem schlimmsten Gesindlein bestehen sollen, nirgends einen Mann zu Gesicht bekommen. Acht Anführer, die neulich gefangen und erschossen wurden, waren Geistliche. — An Schwärmerei für Don Carlos fehlt es freilich im Lande keineswegs, auch im Süden nicht. Es war mir lehrreich, in der Umgebung der Fernan Caballero (einer feinen schon ziemlich bejahrten Frau von kleiner Statur), die ich in Sevilla kennen lernte, über den „schönen und frommen Prinzen" reden zu hören, von dem Viele die Aufrechterhaltung der Religion allein erwarten. Aber dem dichterischen Gemüthe ist ja politisches Urtheil nicht zuzumuthen; die echten und strengen Katholiken, zu denen auch die würdige Sennora zu gehören scheint, und der carlistische Theil des alten Adels bilden heute selbst im klassischen Lande des Adelsstolzes und der Kirchenzucht keine Majorität mehr; die liberalen Ansichten selbst in Betreff der Religion sind weiter verbreitet, als man draußen denkt, aber auch König Amadeo genießt, soviel ich habe bemerken können, keiner wirklichen Popularität. Mancher Liberale gehört nicht ohne Verlegenheit zu seinen Anhängern. Der Sohn des Mannes, der sich an dem Kriegslied wider die Stranieri heiser gesungen, muß dulden, daß er in seiner neuen Heimath auch unter Freunden doch als „estranjero" bemängelt oder bedauert wird. Gleichwohl steht jetzt ohne Frage, wenigstens im östlichen und südlichen Spanien, Alles, was halbwegs verdient zukunftsfähig zu heißen, auf seiner Seite. Wie es freilich mit der Stimmung im mittleren Lande und besonders in der Hauptstadt bestellt ist, soll ich erst noch aus der Nähe erfahren; ich schreibe Ihnen das nächste Mal aus Madrid.

—θ—

Die Sachseneinung vom 4. Juni. Aus Siebenbürgen. — Der 4. Juni ist für die Siebenbürger Sachsen bedeutungsvoll geworden. Ein langjähriger Zwiespalt, der sie trennte, hat an jenem Tage sein Ende gefunden, indem aus allen Theilen des Landes sächsische Reichstagswähler zusammen kamen, um sich zu einmüthigem Vorgehen aufzuraffen und feste Grundsätze aufzustellen, deren Anerkennung anzustreben die Pflicht der nationalen Selbsterhaltung gebot. Vor Allem handelte es sich darum, sich in der sächsischen Munizipalfrage zu einigen, damit nicht aus einer verkehrten Lösung derselben den Sachsen unendlicher Schaden entstehe. Und das ist an jenem Tage geschehen, ein nationales Programm ist angenommen worden. Ein frischerer Hauch weht durch die ganze Nation, und auch die Deutschen in der großen Heimat haben mit Ursache, sich dessen zu freuen. Durch festeres Zusammenschließen wird es uns leichter möglich für unser Deutschthum wacker einzustehen, und das ist eine von Allen klar erkannte Pflicht, die dadurch nicht aufgehoben wird, daß der magyarische Chauvinismus darüber schreit, voll Furcht, daß einmal die deutsche Cultur den Ungarn schaden könne. Wir betonen aber zugleich, daß jene Einigung zur Wahrung der nationalen Interessen für den ungarischen Staat selber von Bedeutung ist. Dadurch, daß das Deutschthum in Siebenbürgen erstarkt und seine Stellung wahrt, wird dem ungarischen Staat ein Culturelement erhalten und es wäre gerade hier das eigenste Interesse der Regierung, solchen Elementen unter die Arme zu greifen, nicht aber, wie es geschieht, sie fort und fort zu schädigen. Die Rechenschaftsberichte der Reichstagsabgeordneten heben bitter hervor, wie die Deutschenfurcht die Magyaren beherrsche und wie selbst verständige Männer nicht geneigt wären, „dem deutschen Element in Ungarn, das nicht nur seiner Zahl, sondern auch seinem Besitz, seiner Intelligenz nach von Bedeutung ist, das weder nach Außen gravitirt noch überhaupt nach der Herrschaft strebt, irgend welche sprachliche Concessionen zu machen.“ Durch diese Gesinnungen leiden die Siebenbürger Sachsen am meisten, weil sie am eifrigsten an ihrem Deutschthum festhalten und weil die Unkenntniß siebenbürgischer Verhaltnisse in Ungarn ungeheuer ist.

Wir könnten zahllose Beispiele anführen, die Beides beweisen, Schädigung der Deutschen gegen Recht und Gesetz aus bösem Willen und aus Unkenntniß. Eines wollen wir erwähnen, es hat dieses den Anlaß zur Einigung gegeben.

Das Gesetz sichert den neuorganisirten kgl. Gerichten im Sachsenland den früheren Gebrauch der deutschen Sprache unverkümmert zu. Vor längerer Zeit wurden diese Gerichte visitirt und bei der Gelegenheit die Einführung der ungarischen Sprache befohlen gegen den klaren Wortlaut des Gesetzes. Hierüber wurde der Justizminister interpellirt, und die Folge war,

daß er die sächsischen Abgeordneten zu einer Conferenz rief, um die Sache so beizulegen. Heftig stritten hier die geeinigten sächsischen Abgeordneten mit dem Minister und wollten nicht weichen vom Gesetz, und als der Minister die Entscheidung des Reichstags anzurufen drohte, erklärten sie, auch ein Majoritätsvotum sei nie im Stande Unrecht in Recht zu verwandeln und die Folgen einer solchen Vergewaltigung könnten nicht ausbleiben. Da versprach der Minister er wolle, wie das Gesetz es fordere, bei den Gerichten des Sachsenlandes den bisherigen Gebrauch der deutschen Sprache aufrecht erhalten. Das war am 26. März. Acht Tage später befahl man den Gerichten im Sachsenlande für den gesammten Geschäftsgang gegenüber andern Behörden den ausschließlichen und für die innere Geschäftsführung den vorherrschenden Gebrauch der magyarischen Sprache. So hielt der Minister sein feierlich gegebenes Wort. Und treulos genug hatte man den letzten Befehl so spät gegeben, daß die Nachricht aus Siebenbürgen erst nach Pest kam, als der Reichstag geschlossen wurde und eine Erneuerung der Interpellation unmöglich war. So behandelt man in Pest deutsche Männer, so tritt man Recht und Gesetz mit Füßen!

Unvergessen ist noch der „Gesetzesvorschlag auf Plünderung", der das Vermögen der sächsischen Nation ihr entreißen wollte und wo der Minister gegen das Gesetz in den Gang der Gerichte eingriff und den Urtheilsspruch der dritten Instanz hemmte, der nicht anders hätte ausfallen können als der der beiden ersten — zu Gunsten der sächsischen Nation, wie er selber im Reichstag ein Gesetz einbrachte, durch dessen Annahme jenes Vermögen in Frage gestellt wurde, ohne daß sich ein Widerspruch von ungarischer Seite erhoben, denn es war ja nur ein Angriff auf deutsches Vermögen, durch welches die deutschen protestantischen Schulen des Sachsenlandes erhalten werden!

Die ungeordneten Justizzustände geben ebenfalls ein trauriges Bild. Wegen Mangel an Arbeitskräften bleiben bei den neuen Gerichten viele hunderte von Processen unerledigt und die unzweckmäßigen Competenzvorschriften tragen mit dazu bei, die Arbeit zu erschweren. Die Schätzung und Intabulationsgesuche mehren sich bei den betreffenden Behörden in's Unendliche und werden nicht erledigt und zahllose Familien verderben darüber. Und doch hatte bei alle dem und noch manchem Anderen der „Pester Lloyd" den Muth zu behaupten: wenn eine Nationalität in Ungarn Ursache hat, mit ihrer Lage zufrieden zu sein, so sind es gewiß die siebenbürger Sachsen. Er hat in dem Augenblick Sprachenzwang und Angriff auf das Nationalvermögen und so manches Andere vergessen!

Doch wir wollen den froheren Ausblick in die Zukunft, der sich an den belebenden Hauch knüpft, der jetzt die sächsische Nation durchweht und der

jene Einigung zu Stande gebracht hat, nicht verdüstern durch das viele Trübe der Gegenwart. In der deutschen Presse haben sich angesehene Stimmen für das Recht und das Gesetz in den Karpathen erhoben, und hier sammeln sich die zerstreuten Haufen zu gemeinsamem Wirken dem hohen Ziele zu — Erhaltung des Deutschthums und dadurch Förderung der Culturinteressen Ungarns. „Und um Alle Deine Söhne schlinge sich der Eintracht Band" heißt es im siebenbürger Volkslied. Das ist vor der Hand wenigstens unter den Sachsen erreicht und dadurch neue Kraft und Hoffnung und neuer Muth in die Brust jedes Einzelnen eingezogen. Glück auf!

Literatur.

Novellistische Controlversammlung. — Die Zeit ist wieder nahe, wo, wenn der Winter unseres nordischen Mißvergnügens grün angestrichen worden ist, die „Welt" sich in der Villeggiatur und im Bade zerstreuen und unterhalten will und nach Mitteln dazu nicht zum geringsten Theil sich in der Literatur umsieht, die denn auch reichhaltig genug mannichfachen Bedürfnissen Mannichfaches entgegenbringt. Die literarische Massenproduction, welche die Plage unserer Kritik ist, scheint in keiner Weise dadurch alterirt zu sein, daß die Kraft der Nation eine Zeitlang von realistischer That absorbirt, auch nachher den politischen Interessen energischer denn je zugewendet geblieben ist. Nebenbei gesagt — und nicht nur aus Widerspruchsgeist — diese mit Recht so viel verschrieene Ueberproduction hat auch ihre gute Seite; sie ist ein sicheres Zeichen für die Höhe, auf der sich, wenn nicht die geistige Fähigkeit, so doch das geistige Interesse der Nation bewegt, und so mag man denn einmal bei guter Laune die größere Hälfte der Schuld dem ahnungslosen Gutenberg zuschieben und unter dem Vielen, was besser ungedruckt geblieben wäre, sich heraussuchen, was entweder bleibenden Werth hat oder was, nur für den Moment bestimmt, den weniger kritischen Ansprüchen auf eine angenehme Ausfüllung müßiger Stunden Rechnung trägt.

Schon für die Langeweile der Eisenbahnfahrt sind belletristische Vorkehrungen getroffen. Da sind z. B. die Stereoskopen, kleine Skizzen und Erzählungen von M. v. Schlägel (München, M. Grabinger 1872), — anspruchslose, lebensvolle Bilder aus allen möglichen Lebensschichten in allerlei möglichen und unmöglichen Situationen, zwischen denen sich Scenen aus der Kriegszeit wie ein blutgetränkter Faden hindurchziehen — meist gerade so lang, daß man sie von einer Station zur anderen bequem durch-

fliegen kann. In allen ist Charakter, scharfe, sichere Conturen, die freilich nicht immer schön sind; auch die Lebenswahrheit, die in einzelnen recht geglückt ist, z. B. in der Münchener Skizze „Bier", ist doch an anderen Stellen bedenklich überschritten und zur Manier geworden, namentlich in der wundersamen Phantasie „Lurlei". Wenn das Körperliche auch dieser Stereoskopen durch die Auffassung von zwei verschiedenen Gesichtspunkten zu Stande kommt, so sind dies einerseits die scharf realistische Beobachtung, andererseits ein feinfühliges Verständniß für die Empfindungsverschiedenheit der Charaktere. Und doch, wenn man solche zusammengewürfelten Skizzen im Ganzen betrachtet, so mag man sich allerdings freuen, wie die geistige Kraft in der Welt doch so üppig wuchert, daß sie sich in die kleinsten Arabesken zerstreut; allein man muß sich dabei immer wieder fragen, wozu solche abfallenden Späne der Geistesarbeit aufbewahrt werden sollen. Das Feuilleton, im Buche fixirt, ist ein Schmetterling, auf die Nadel gespießt: es mag Interesse haben für einen späteren Sammler, der die Zeichen der Zeit auch im Kleinen sucht, — für den Augenblick hat es die Lebendigkeit verloren, in welcher der Reiz seines gaukelnden Daseins bestand. Ausgesprochener noch ist der feuilletonistische Charakter in den „Skizzen und Studien" von F. Giehne (Würzburg, A. Stuber 1871), von denen einige ganz in der Art von Weber's Demokrit, mit geistvoller Lockerheit an einander gereihte Anecdoten nicht immer ganz neuen Datums sind, wie man sie eigentlich nur an heißen Sommertagen für die Sophalectüre nach Tisch verwerthen kann, andere dagegen in flüssig pikanter Form historische und politische Plaudereien enthalten, unter denen diejenigen über Oestreich hervorragen. Von bleibender Bedeutung aber sind die Studien über J. P. Hebel, ein werthvoller, schwerer wiegender Ballast, der vielleicht dies feuilletonistische Schifflein auf dem Zeitstrom aufrecht zu erhalten vermag. Mit der verehrenden Liebe des Schülers und aus der Lebendigkeit persönlicher Erinnerung geschrieben, entwerfen sie ein liebenswürdiges, reich illustrirtes Bild des alemannischen Humoristen, und mag auch Manches von den Witzen nicht auf alle Lachmuskeln gleich stark wirken, mag man auch die Entschuldigungen für die politische Haltung des „Hausfreundes" in der napoleonischen Zeit recht schwach finden, — es ist etwas von der lebenskräftigen Frische aus Hebel's Charakter in diese Darstellung übergegangen, das den Leser unwillkürlich anmuthet.

Natürlich auch hier Skizzen „aus der Kriegszeit". Das muß man nun einmal jetzt überall in den Kauf nehmen: und wenn man harmlos eine Novelle mit in den Wald nimmt, um sich aus der Wirklichkeit entrücken zu lassen, so kann man bei dem größten Theile ziemlich sicher sein, sich irgendwie in den Krieg versetzt zu finden. Seit Spielhagen in „Allzeit voran" in die Kriegstrompete gestoßen hat, ist es Sitte geworden, daß alle Paare,

die sich sonst nicht „kriegen" können, sich zufällig im Lazareth treffen, und daß die verwickeltsten Verhältnisse sich in der Krankenpflege lösen, — und das bequeme Mittel, sich eines Charakters, der mit novellistischem Anstande nicht mehr gut weiter existiren kann, auf dem Schlachtfelde zu entledigen, ist nicht unbenutzt geblieben. Aber die Chassepotkugel als deus ex machina wird allmählich langweilig. Von den Mängeln, welche man dem Spielhagen'schen Roman vorzuwerfen geschäftig genug gewesen ist, dürfte eben der der wesentlichste sein, daß der Nationalkrieg in die Handlung hineingeflochten ist, während die Charaktere, um ganz andere Interessen gruppirt, sich zu demselben nur äußerlich verhalten. Der Krieg ist angeflickt und nur mit Mühe in die Charakterprobleme verwoben. Aber es ist diese Verwebung wenigstens versucht: schlimmer ist es, wenn eine ganze Reihe von Novellisten in eine sonst unheilbare Verwirrung einfach die Kriegsbombe hineinplatzen lassen. Um eins von vielen Beispielen zu erwähnen, so schließt Heigel in seinem Roman „Ohne Gewissen" (Berlin, bei Gabr. Paetel 1870), ein düsteres Familiengemälde damit, daß der letzte Uebrigbleibende, dem es seine Grundsätze nicht erlauben würden, sich zu erschießen, und den doch die poetische Gerechtigkeit auch nicht am Leben lassen darf, bei Gravelotte fällt. Das ist eben, was wir billig nennen. Sonst herrscht in diesem Roman ein kalter Hauch. Alle Charaktere sind von einer schneidigen Gefühllosigkeit: denn der moralische Rigorismus, mit dem der Sohn seinen gewissenlosen, verbrecherischen Vater und damit sein und seiner Geliebten Glück vernichtet, ist nur möglich bei einer vollkommen herzlosen Verstandesauffassung der Pflicht. Dieser Vater ohne Gewissen und dieser Sohn, der nur Gewissen ist, sie sind beides nicht Menschen von Fleisch und Blut, der eine ist ein Rechenexempel, der andere ist ein Begriff. Und daneben die Frau, die ihren Mann verlassen will, nicht aus Liebe zu einem Anderen, sondern aus Haß, weil er sie nicht liebte und ihr Vermögen in seinen Unternehmungen zerstört, und der schäbig schlaue Virtuos, der sie „retten" will! Andererseits die einzige Figur, bei der wir in diesem Roman Empfindung antreffen, Hedwig, die Geliebte des Sohnes, ist so allgemein und verschwommen gezeichnet, daß sie wieder nicht ein Charakter genannt werden kann! Aus dieser manierirten Charakteristik setzt sich dann eine höchst unnatürliche, criminalistische Handlung zusammen, und die Eiseskälte, die in dem Ganzen weht, hat auch die Sprache kühl abgerissen, durch und durch prosaisch gemacht. Es liegt auch nicht eine Spur von poetischem Duft über diesem Roman: man lese ihn, wenn man Lust hat, sich nachher über psychologische Möglichkeiten und Unmöglichkeiten zu streiten.

Der äußerlichen Verwerthung unseres Krieges kann man anerkennend G. zu Putlitz' Novellen „Funken unter der Asche" (Berlin. Gebrüder Paetel 1871) gegenüberstellen. Hier ist der Krieg mit seinen großen Interessen in den Mittelpunkt einer einfachen, folgerichtig durchdachten Handlung versetzt, die Charactere entwickeln sich diesen großen Interessen gegenüber und finden in ihnen die Lösung ihrer Conflicte; dabei hat es der Dichter artig verstanden, die Erwartung des Lesers auf eine andere Combination der Charaktere hinzulenken, als er sie schließlich realisirt — wenn wir auch gestehen müssen, daß die plötzliche Verbindung von Meinard und Lucie, deren psychologische Berechtigung wir gern zugeben wollen, uns nicht nur durch ihre



Plötzlichkeit, sondern auch durch ihre völlige Unvermitteltheit überrascht hat. Die Anmuth der Darstellung, die Leichtigkeit der Sprache erfreut auch an dieser Novelle von Putlitz: in Allem, was er schreibt, ist Etwas von dem, was sich der Wald erzählt — nämlich bei stillem, sonnigem Wetter, — eine sanfte liebliche Bewegung, ein sinniges Lauschen, ein fröhliches Quellgemurmel. So im stillen Walde wird man sich auch am liebsten die Novellen erzählen lassen, die in dem jetzt erschienenen ersten Bande seiner Werke vereinigt sind. (Ausgewählte Werke von G. zu Putlitz. 1. Bd. Berlin. Gebr. Paetel. 1862). Neben einer niedlichen, stimmungsvollen Dorfgeschichte „Das rothe Pulver", in welcher nicht bloß ländliche Scenerien, sondern wirklich einfache Verhältnisse und natürliche Charaktere zu finden sind, bringt dieser Band vier Novellen, die sich mit psychologischen Problemen zum Theil ziemlich verwickelter Natur befassen. In den „Töchtern der Luft" lassen sich drei Mädchen aus verschiedenen Motiven dazu bewegen, im Hippodrom zu Paris mit einem Luftballon aufzusteigen, die eine davon, die Heldin, nur um ihrem Geliebten, der nicht den Muth gehabt hat, ihre Ehre gegenüber seinem Gläubiger zu vertheidigen, den Beweis zu liefern, daß die Frauen muthig sein können. Diese Renommage, mit der ein Weib die moralische Feigheit des Mannes durch ihren physischen Muth beschämen will, scheint doch mindestens bedenklich, und all die edlen Reden, mit denen die spätere russische Fürstin den wiedergefundenen Geliebten zu resignirender Thätigkeit erweckt, können uns mit dieser Unweiblichkeit nicht aussöhnen. Harmloser ist die „Alpenbraut", in welcher eine muntere junge Wittwe ihre Schwester und einen Vetter, die, durch mancherlei Dinge getrennt, beide jetzt eigentlich ohne allen Grund eigensinnig jede Annäherung zurückweisen, schließlich doch vermittelst ihrer Gedichte, seiner Malerskizzen und einer Tyroler Sage zusammenbringt. Der zu Grunde liegende Conflikt zwischen der Liebe und der einem Lebensideal nachjagenden Neigung des Mannes hätte vielleicht schärfer und gehaltvoller ausgeführt werden können: er hätte dann freilich auch tiefer und eingehender gelöst werden müssen. Die beiden anderen Novellen „Der Stein vom Herzen" und „Cäcilie" sind, in so verschiedenen Lebenskreisen sie spielen, im Probleme verwandt. Es handelt sich in beiden darum, daß die Liebe ein Verbrechen sühnt. Diese Aufgabe ist edel, aber sie ist schwer, und wir bedauern, daß Putlitz sie in beiden Fällen sich durch casuistische Bezüge leichter gemacht hat. Denn wenn in der einen Novelle die Brandstifterin schließlich erfährt, daß das angezündete Haus eigentlich ihr selbst gehöre, so wird an ihrer moralischen Schuld dadurch gerade so wenig verringert, als wenn in der andern ein Cousin der Cousine Geld stiehlt, von dem er meint, daß es wie das ganze Vermögen rechtmäßig ihm gehören müsse. Diese „mildernden Umstände" mildern das Verbrechen ethisch nicht: und die aussöhnenden Kräfte der Liebe sind so gut entwickelt, daß man gar nicht begreift, weshalb der Dichter zu solchen Sophismen gegriffen hat, ohne welche das Problem einfacher, die Lösung reiner gewesen wäre.

An die Putlitz'schen Novellen reihen wir die von W. Jensen, in denen die Kriegsverhältnisse keine Rolle spielen, obwohl er auch in einer kleinen Broschüre „Aufräumen!" dazu Stellung nimmt — einem feuilletonistischen Mahnwort gegen französische Sprache und Mädchenbildung, französische Moden, französische

Bühnenerzeugnisse. Auch wenn man nicht ganz so rigoristisch denkt, wie der Verfasser, so würde doch vielleicht Mancher es nicht unpassend finden, das zierliche Schriftchen auf den Toilettentisch seiner Frau Gemahlin zu schmuggeln. Was an den Novellen besonders gefällt, ist neben der charakteristischen Gestaltungskraft das Stimmungsvolle, das sie alle an sich tragen. Immer ist bei Jensen die landschaftliche Scenerie in innigster Verwandtschaft mit den Charakterbildungen, und die sinnig und charakteristisch geschilderte Natur erhebt sich damit von einem äußerlichen Schauplatz zu einem heimatlichen Boden, auf dem die Handlung naturwüchsig sich entfaltet. Dieser stimmungsvolle Zusammenhang der Darstellungsweise mit der Natur und den Charakteren ist bis zum Unschönen, zum Widerlichen gesteigert in der Novelle Eddystone (Berlin. Gebr. Paetel. 1872), deren ganzer Ton denn doch zu sehr nach der Matrosenkneipe klingt und deren Witz allzu cynisch nach der Theerjacke, nach Brandy und Tabak riecht. Das wilde Meer hat nicht nur die Charaktere, sondern auch die Phantasie des Dichters verwildert, und aus dem wüsten Gelärm klingt nur sinnig die Sage von Eddystone hervor. Viel besser ist der Ton des gewaltigen, urmächtigen Meeres in der Novelle „Posthuma“ getroffen, im zweiten Bande von „Nordlicht“ Novellencyclus (3 Bde. Berlin. Gebr. Paetel 1872); der Charakter der Küstenbewohner kräftig, stolz, todesmuthig in Liebe und Haß, und die dämonische Gewalt des Naturlebens gegenüber den gesellschaftlichen Einzwängungen sind vortrefflich gezeichnet. Derselbe Cyclus enthält noch vier interessante Novellen. So stark wirkt bei Jensen der Gesammtton des Bildes, daß in den „Herbstwinden“, wo er die barocke und zugleich sentimentale Zopfigkeit der Roccocozeit darstellt, die ganze Zeichnung der Natur und der Charaktere nicht minder barock, sentimental und zopfig ausgefallen ist. Frischer, innig lebensvoller ist der Ton im „Magister Timotheus“, wo aus einer einfachen Handlung mit den einfachsten Mitteln ein tief ergreifendes Geschick zusammengefügt ist. Mißlungen dagegen scheint uns die Lösung des psychologischen Problems in „Karin von Schweden“, einer Novelle, durch welche sonst die Fälle des Trolhätta mit sinnig tragischer Gewalt rauschen und tosen. Aber in dem Charakter der Gemahlin Gustav Wasa's ist ein Zwiespalt von solcher Tiefe angelegt, daß dieselbe vollständig in zwei verschiedene Wesen zerfällt und der psychologische Kampf daher weder aus einem einheitlichen Grunde hervorgeht noch irgend eine wirklich befriedigende Versöhnung findet. Am anspruchslosesten, aber nicht zum wenigsten gelungen ist die kleine Skizze „Namenlos“, deren ganze Handlung so echt komisch ist und deren einzelne Situationen reich mit so schlagfertiger Komik ausgeführt sind, daß man fast zu der Vermuthung kommt, die Novelle sei die Paraphrase eines Lustspiels, wozu sich der Stoff jedenfalls noch besser geeignet haben würde. W. W.

Ausgegeben: 21. Juni 1872. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig. — Druck von G. Reusche in Leipzig.



